Allgemeine Weltgeschichte.

Neunter Band.

Allgemeine
Weltgeschichte

von

Georg Weber.

Zweite Auflage.

Unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidiert und überarbeitet.

Neunter Band.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1885.

Geschichte

der

Völker und Staaten

im Übergang

vom Mittelalter zur Neuzeit.

Leipzig
Verlag von Wilhelm Engelmann
1885.

Inhaltsverzeichnis.

IV. Sieg des monarchischen Prinzips über den Feudalismus. Ausgang des Mittelalters.

(Zweite Abteilung.)

B. Das Deutsche Reich und die Entwickelung der Territorialhoheiten.

Litteratur (vgl. VIII, 114 u. 187). Für die politische Geschichte Deutschlands im fünfzehnten Jahrhundert führen wir folgende Werke an: a. Zur Quellenlitteratur der österreichischen und Reichsgeschichte unter Friedrich III. und Maximilian I.: die Werke des mehrgenannten Äneas Sylvius, nebst seinen Reden, Briefen und kirchenhistorischen Werken und Abhandlungen, besonders: De vita et rebus gestis Friderici III., sive Historia Austriaca (— 1458), (mit der Fortsetzung [— 1462] von Hinderbach); Commentarii rerum memorabilium quae temporibus suis contigerunt libri 3 (— 1463); Historia Bohemica (— 1458); Pentalogus de rebus ecclesiae et imperii u. a.; Thomas Ebendorffer von Haselbach, Chronica Austriae (— 1463); Grünbeck, Historia Friderici III. et Maximiliani I. (— 1508); Unrest, Chronicon Austriacum (— 1500). Die geschichtliche Quellenlitteratur dieses Zeitraums zersplittert sich in eine Masse von Schriften, die partikulare und lokale Vorgänge oder einzelne Ereignisse behandeln; eine Aufzählung derselben, wie sie in Gräßes Allgem. Litterärgeschichte 2. Bd., 3. Abt., 2. Hälfte S. 1128 ff. versucht ist, würde zu weit führen; ein brauchbares Hilfsmittel ist Potthast, Wegweiser. Berlin 1862, mit Verzeichnis der Ausgaben und Handschriften und Nachweis der einschlägigen Quellen für jede Periode durch das ganze Mittelalter. Einzelne hervorragendere oder eigentümliche Erscheinungen werden im Text Erwähnung finden. Übrigens hat die Geschichtschreibung des ausgehenden Mittelalters neben den Quellenschriftstellern die Urkunden, Aktenstücke, Briefe und andre Dokumente, wie sie dem Forscher reichlich zuströmen und für die einzelnen Länder und Städte in zahlreichen trefflichen Urkundensammlungen zugänglich gemacht sind, in besondere Beachtung zu ziehen. Anziehendes Material liefern ferner die von der Münchener histor. Kommission herausgegebenen Chroniken der deutschen Städte (Augsburg, Nürnberg, Braunschweig, Strasburg, Magdeburg, Köln u. a.); die Urkunden zur Geschichte des Schwäbischen Bundes sind von K. Klüpfel publiziert (in der Bibliothek des litter. Vereins in Stuttgart Bd. 14). Für die Reichsgeschichte in unserer Periode sind noch immer brauchbare Sammlungen: J. J. Müller, Reichstagstheatrum unter Friedrich V. (III.) (Jena 1713) und unter Maximilian I. (Jena 1718); ferner Datt, Volumen rerum Germanicarum novum sive de pace imperii publica libri V. Ulmae 1698; J. Chmel, Urkunden, Briefe und Aktenstücke zur Geschichte Maximilians I. und seiner Zeit. Stuttg. 1845, und Aktenstücke u. Briefe

zur Geschichte des Hauses Habsburg im Zeitalter Maximilians I., 3 Bde. Wien 1854—1858 u. a. — b. Bearbeitungen. Eine neuere Bearbeitung von unserer Periode der Reichsgeschichte im allgemeinen fehlt, denn das früher erwähnte Werk von Th. Lindner ist noch nicht so weit fortgeschritten; das Werk J. Chmels, Geschichte Kaiser Friedrichs IV. (III.). Hamburg 1840, ist nicht über zwei Bände und die Anfänge der großen Aufgabe gediehen. Von dem neuen Unternehmen Adolf Bachmanns, Deutsche Reichsgeschichte im Zeitalter Friedrichs III. und Max I. Leipz. 1884, liegt der erste, die Jahre 1460—1467 enthaltende Band vor. Ebenso von einem zweiten größeren Werk über dieselbe Periode: H. Ulmann, Kaiser Maximilian I. Auf urkundlicher Grundlage dargestellt. Stuttg. 1884. Manche beachtenswerte Forschungsresultate findet man in dem bekannten Werke von Johannes Janssen, Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. Freiburg i. Br. 1883, 8. Aufl., namentlich in dem ersten Band, welcher die allgemeinen Zustände des Zeitalters behandelt. Die Reformthätigkeit unter Maximilian behandelt der 1. Band von Rankes Deutscher Geschichte und die Monographie von Vikt. v. Kraus, Das Nürnberger Reichsregiment. Innsbruck 1883. Ferner: Hegewisch, Geschichte der Regierung Kaiser Maximilians I. Hamburg u. Kiel 1782; Klüpfel, Kaiser Maximilian I. (Deutsche Nationalbibliothek, Bd. 12), und „Die deutschen Einheitsbestrebungen", 2. Aufl. Leipz. 1874. Für die verfassungsgeschichtlichen Fragen wurden die mehrgenannten Rechtsgeschichten von Eichhorn, F. Walter, Hillebrand, Philipps u. a. und die einschlagenden Artikel des Staatswörterbuchs von Bluntschli und Brater benutzt; Unger, Geschichte der deutschen Landstände. Hannover 1844; Mundt, Geschichte der deutschen Stände. Berlin 1854; Hüllmann, Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland. Berlin 1830. — Einigermaßen nehmen die bereits angeführten österreichischen Geschichten von Lichnowsky, Mailath, Kurz, Österreich unter Kaiser Friedrich IV. Wien 1812, auch auf die Reichsgeschichte Bezug. Für die Geschichte einzelner Territorien sind vorzugsweise anzuführen: Für **Brandenburg**: Urkundensammlungen: Monumenta Zollerana, herausg. von Stillfried und Märcker. Berlin 1852 ff.; Codex novus diplom. Brandenb., ed. Riedel. Berlin 1838 ff. Interessante Aufschlüsse gewähren des Ludwig von Eyb Denkwürdigkeiten brandenb. Fürsten, herausg. von Höfler. Baireuth 1849, sowie das Kaiserliche Buch des Markgrafen Albrecht Achilles, vorkurfürstl. Periode, 1440—1470, herausg. von Höfler. Baireuth 1850, kurfürstl. Periode, 1470—1486, herausg. von Minutoli. Berlin 1850, auch für die Reichsgeschichte von hoher Wichtigkeit. Außer den bekannten Werken von Droysen und Stenzel nennen wir für unsere Periode: Schmid, Die älteste Geschichte der Hohenzollern. Tübingen 1884 und die Schriften von Riedel: Die Ahnherren des preuß. Königshauses bis gegen Ende des zwölften Jahrhunderts (Abhandl. der Berliner Akademie 1854); über Ursprung und Natur der Burggrafschaft Nürnberg. (Ebendas.); Rudolf von Habsburg und Burggraf Friedrich III. (Ebendas. 1852); Geschichte des preuß. Königshauses. Berlin 1861; Zehn Jahre aus der Geschichte der Ahnherren des preuß. Königshauses. Berlin 1851; Märcker, Albrecht der Schöne. Berlin 1858; L. Hahn, Kurfürst Friedrich I. von Brandenburg. Berlin 1859; Minutoli, Friedrich I. Kurfürst von Brandenburg, aus den Quellen des Plassenburger Archivs. Berlin 1850. Für das Ordensland **Preußen**: Scriptores rerum Prussicarum, Die Geschichtschreiber der preuß. Vorzeit, ed. Hirsch, Töppen und Strehlke. Leipzig 1861 ff. und die Akten der Ständetage Preußens unter dem Deutschen Orden. Königsb. 1874—1885, 4 Bde. Außer den VII, 265 angeführten Hauptwerken: Kotzebue, Preußens ältere Geschichte. Riga 1808; M. Töppen, Geschichte der preuß. Historiographie. Berlin 1853; Lohmeyer, Gesch. von Ost- u. Westpreußen. Bd. I. Gotha 1879. Zur **bayrischen** und **pfälzischen** Geschichte: Die Landesgeschichten von Buchner, Mannert, Riezler, Häusser; sodann Kluckhohn, Ludwig der Reiche, Herzog von Bayern. Nördlingen 1865; v. Hasselholdt-Stockheim, Herzog Albrecht IV. von Bayern und seine Zeit (Kampf der

wittelsbachischen und brandenburgischen Politik, 1459—1465). Leipzig 1865; Lang, Geschichte Ludwigs des Bärtigen. Nürnberg 1821; K. Menzel, Kurfürst Friedrich der Siegr. von der Pfalz. München 1861; desselben: Diether von Isenburg, Erzbischof von Mainz. Erlangen 1868. Für Sachsen: Die Landesgeschichten von Bülau-Flathe, C. W. Böttiger, Geschichte des Kurstaats und Königreichs Sachsen. Hamburg 1830 (in der Sammlung von Heeren und Ukert). Andre Territorialgeschichten: W. Havemann, Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg. Göttingen 1853; A. F. H. Schaumann, Handbuch der Geschichte der Lande Hannover und Braunschweig. Hannover 1864; F. Rehm, Handbuch der Geschichte beider Hessen. Marburg u. Leipzig 1842; K. F. Vierordt, Badische Geschichte. Tübingen 1865; Bader, Badische Landesgeschichte. Freiburg 1834; Stälin, Württemberg. Geschichte u. a.; eine einzelne Episode behandelt: F. W. Barthold, Der Armegeckenkrieg (Raumer, Histor. Taschenbuch, neue Folge, 3. Jahrg. 1842). Zur böhmischen Geschichte fügen wir zu den VIII, 187 genannten Werken noch: M. Jordan, Das Königtum Georgs von Podiebrad. Leipzig 1861, und G. Voigt, Georg von Böhmen, der Hussitenkönig (Sybel, Histor. Zeitschr. 5 Bd. 1861); H. Markgraf, Georgs von Podiebrad Projekt eines Fürstenbundes (ebendas. 1869); A. Gindely, Böhmen und Mähren im Zeitalter der Reformation. Prag 1857.

I. Übersicht und Vorblick.

Während in Frankreich unter den wilden Kriegsstürmen des fünfzehnten Jahrhunderts der Konsolidationsprozeß seinen ununterbrochenen Fortgang hatte und die monarchische Macht eine kraftvolle und gebietende Stellung errang, ging das Deutsche Reich allmählich jeder einheitlichen Staatsgewalt verlustig und zerbröckelte in eine Menge partikularer Territorien, in deren Ausbildung und Widerstreit das geschichtliche Leben Deutschlands sich darstellt. Alle Versuche, durch Reformen und Organisationen dem Reichskörper wieder Kraft und Einheit zu verleihen, die Eigenwilligkeit der Einzelglieder unter eine höhere gemeinsame Ordnung zu beugen, dem Fehdewesen und dem anarchischen Treiben der Mächtigen im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt und Sicherheit Einhalt zu thun und eine starke Landfriedensordnung aufzurichten, waren eitel und erfolglos. Albrecht II., mit dem das habsburgische Geschlecht wieder die Würde eines Reichsoberhauptes erlangte, die seitdem bei dem Hause geblieben ist, war ein wohlgesinnter, gerechter und thatkräftiger Fürst, aber bei den großen Schwierigkeiten, die ihm seine übrigen Besitzungen, insbesondere Ungarn und Böhmen bereiteten, blieb seine kurze Regierung für Deutschland ohne Früchte. Sein Neffe Friedrich III.*) wurde sein Nachfolger im Reich, ein mit häuslichen Tugenden und frommer Gesinnung, aber geringen Herrschergaben ausgerüsteter Fürst, der, statt mit kräftiger Hand den äußeren Feinden zu wehren und die inneren Aufstände zu dämpfen, den ruhigen Weg der Bündnisse und Verträge wählte, der

(Randnotizen: Albrecht II. 1437—1439. — Friedrich III. 1440—1493.)

*) Auch Friedrich IV. genannt, wenn der Gegenkönig Ludwigs des Bayern Friedrich der Schöne mitgezählt wird.

den vielen Trübsalen seiner langen Regierung nur thatlose, stumpfe Gleichgültigkeit entgegensetzte und über kleinlichen persönlichen oder dynastischen Interessen und Vorteilen die Wohlfahrt und Ehre des Reichs in den Wind schlug. Friedrich III., heißt es in Seb. Francks „Chronik von Deutschland", war ein schöner wohlgestalter Fürst, eines stillen, niederen Gemüts, einer scharfsinnigen Vernunft, eines guten Gedächtnisses, der Geistlichkeit ein sonder Liebhaber, des Friedes und der Ruhe über die Maßen begierig. Ausgezeichnete Menschen, die vor andern etwas waren oder konnten, oder an Tugenden vorschienen, hatte er besonders lieb, legt und wendet viel auf die. Er hatte Lust, schöne Gebäude aufzuführen und lieber mit Fried zu bauen, denn durch Krieg zu brechen. Lustgärten und Edelgestein hatte er etwas mehr lieb, denn ihm wohl billig geachtet ward, und in seinen Händeln war er etwas hinlässig und träg. Er ward von vielen karg gescholten. In dieser behaglichen, abwartenden Weise hat Kaiser Friedrich III. dreiundfünfzig Jahre lang stille sitzend den folgenreichsten Bewegungen und Ereignissen zugeschaut, selten in den Gang der Dinge eingegriffen, der erwünschten Ruhe manche Güter und Ehren des Reichs aufgeopfert. Er führte die Vormundschaft über Albrechts nachgebornen Sohn Ladislaus, konnte aber nicht verhindern, daß die Ungarn und Böhmen während dessen Minderjährigkeit eingebornen Edelleuten die Reichsverwesung übertrugen, jene dem tapferen Johann Hunyad und seinem Sohne Matthias dem Corviner, diese dem kraftvollen Hussitenfreunde Georg Podiebrad, und daß nach Ladislaus' frühzeitigem Tode diese Statthalter von den Ständen zu Königen gewählt wurden, ja daß der Böhmenkönig mit dem Plane umging, den Habsburger des Thrones entsetzen und sich selbst zum Reichsoberhaupt wählen zu lassen. Bei der Kunde von dem Falle Konstantinopels schloß sich der Kaiser weinend in seine Gemächer ein und stellte trübsinnige Betrachtungen an über die Hinfälligkeit menschlicher Dinge; aber zu einer Heerfahrt fehlte ihm die Energie des Charakters und der Aufschwung der Seele. Er sah unthätig zu, wie die Türken sich der byzantinischen Hauptstadt bemächtigten, wie Karl der Kühne sein Reich erweiterte, wie das Herzogtum Mailand in die Gewalt des Rottenführers Franz Sforza fiel, wie selbst seine Erblande von den Türken und Magyaren durchstreift und verheert wurden und das empörte Österreich mit Wien an seinen Bruder Albrecht und dann an den Ungarnkönig kam. Und doch hat er selbst unter den schwierigsten Verhältnissen hohe Pläne für Österreichs und Habsburgs Größe in seiner Seele getragen und mit zähem Nachdruck seinem Hause die Ansprüche auf die Kronen von Böhmen und Mähren gewahrt. Der Versuch, die ehemaligen Besitzungen der Habsburger in der Schweiz wieder an sein Haus zu bringen, hatte einen verheerenden Krieg zur Folge, in welchem der Kaiser große Scharen französischer Söldner, nach ihrem früheren Anführer „Armagnaken" genannt, in Sold nahm und gegen die vorderen Lande ins Feld schickte. 5000 hatte der Kaiser begehrt
1444–1446. und 40,000 zogen unter dem Dauphin selbst über den Rhein, heimlich vom

Papst in Rom unterstützt, damit die „heil. Väter in Basel" zersprengt würden. Nach dem Heldenkampf der Schweizer bei St. Jakob an der Birs wurden von den verwilderten Banden im Oberelsaß, auf dem Schwarzwalde, um den Bodensee bis Zürich und bis in das Sarganser Land hinauf Burgen gebrochen, Dörfer abgebrannt, Herden weggetrieben, Jammer und Elend überall verbreitet, ohne eine ausgezeichnete That, welche Entscheidung gebracht hätte. Der Kaiser mußte endlich sein Vorhaben aufgeben und die Schweiz wurde immer mehr dem Reich entfremdet. Am entgegengesetzten Ende deutscher Erde, an der Weichsel und Ostsee, kam der Ordensstaat Preußen unter die Lehnshoheit Polens; und wenn auch der geistliche Staat nicht dem Kaiserreich, sondern der Kirche angehörte, so waren doch die Ritter von deutschem Stamm und Blut und ihre Entfremdung eine Minderung deutscher Macht. — In Deutschland selbst geriet das kaiserliche Ansehen in gänzliche Mißachtung, indem die Landesfürsten sich unabhängig machten, die Reichsgefälle an sich rissen, ihre Territorialgerichtsbarkeit erweiterten und das Fehdewesen schonungslos übten. In Bayern hatte schon unter Siegmund die landesfürstliche Willkür so frevelhaft das Haupt erhoben, daß Herzog Ernst von München, „aus väterlicher Liebe" die schöne Agnes Bernauerin von Augsburg, seines Sohnes Albrecht angetrautes Ehegemahl, öffentlich in der 1435.
Donau ertränken ließ, ohne deshalb in Strafe zu verfallen. Zwölf Jahre später ließ Herzog Heinrich der Reiche von Landshut seinen Vetter Ludwig den Bärtigen von Ingolstadt, den dessen eigner Sohn Ludwig mit dem Höcker bekriegt und jenem ausgeliefert hatte, in strenger Haft halten, bis er darin „seiner Peinigung 1447.
Ende" fand. — In Westfalen verteidigte um dieselbe Zeit die Bürgerschaft von Soest in der vielbesungenen „Soester Fehde" ihre Freiheit gegen die rohen Söldnertruppen des Erzbischofs von Köln und bereitete den Fliehenden ein blutiges Ende. — Der Schwäbische Bund lag in heftigem Kampfe mit Albrecht (Achilles 1447.
oder Ulysses), dem streitbaren Markgrafen der brandenburgischen Lande in Franken, ein Kampf, in welchem binnen Jahresfrist zweihundert Dörfer und 1449.
fünfundzwanzig offene Flecken eingeäschert und neun Treffen geliefert wurden. — In Sachsen und Thüringen wütete fünf Jahre lang zwischen Kurfürst Friedrich 1446–1451.
dem Sanftmütigen und Herzog Wilhelm ein unseliger Bruderkrieg, der den bekannten Prinzenraub durch den verwegenen Kunz von Kaufungen zur Folge 1455.
hatte. — Die Gegenden am Rhein und Neckar wurden durch die „Pfälzerfehde" verwüstet. Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche, ein trotziger Gegner des Kaisers, der dessen „Arrogation" der Kurwürde als Vormund des unmündigen Neffen Philipp nicht zulassen wollte, und ein Bundesgenosse des gebannten Erzbischofs Diether von Mainz, gewann die glorreiche Schlacht bei Seckenheim (Friedrichs- 1462.
feld), führte die Häupter der wider ihn Verbündeten (Ulrich von Württemberg, den Markgrafen von Baden und den Bischof von Metz) gefangen auf das Heidelberger Schloß und behauptete wider des Kaisers Willen die Kurwürde bis an seinen Tod. Zugleich stritt Friedrichs Bundesgenosse, Herzog Ludwig von

Bayern-Landshut, der wegen Eroberung der Reichsstadt Donauwörth mit der Reichsacht belegt war, in der Schlacht bei Giengen siegreich gegen den Markgrafen Albrecht, der im Namen des Kaisers die Waffen ergriffen. — Das reiche Schlesien war die Beute wilder Kriegsbanden, die aus Böhmen, Ungarn und Polen zugleich in das Land einbrachen, und Breslaus tapfere Bürger wurden von dem neuen Böhmenkönig Podiebrad bedroht, als sie von geistlichen Aufstiftern verführt für die Kurie Partei nahmen wider den gebannten Fürsten. — So war ganz Deutschland durch innere Fehden zerrissen, indes die Türken die Ostgrenzen mit verheerenden Einfällen heimsuchten und weder die Bemühungen des Papstes und seiner Legaten, noch die Anträge des Kaisers auf den Reichstagen vermögend waren, ein christliches Heer gegen den gemeinschaftlichen Feind in Bewegung zu setzen. Wie sollte man der Ferne gedenken, da in der Nähe über tausend Herrschaften das Fehderecht übten und außerdem jeder geringe Edelmann das Waffen- und Vergeltungsrecht handhabte, ohne Rücksicht auf die machtlosen Gesetze des Landfriedens?

Maximilian I. 1493—1519. Der traurige Zustand in Deutschland wurde immer unerträglicher und der Wunsch nach einer neuen Reichsverfassung immer lauter. Da aber die Fürsten von ihren erworbenen oder angemaßten Rechten nichts opfern wollten, so stieß jeder Vorschlag, der eine Erhöhung der Königsmacht und eine Schmälerung der Fürstengewalt nach sich zu ziehen drohte, auf harten Widerstand. Erst nachdem in der Errichtung des Schwäbischen Bundes ein Vorbild für eine neue Reichsordnung geschaffen, gelang es der vaterländischen Thätigkeit des Grafen **Berthold** von Henneberg, Kurfürsten von Mainz, den von auswärtigen Kriegen bedrängten Kaiser Maximilian zur Annahme einer neuen Reichsverfassung zu bewegen, welche dem bisherigen Fehdewesen steuerte, aber auch die monarchische
1495. Gewalt des Reichsoberhauptes bedeutend einschränkte. Auf dem **Reichstag zu Worms** wurde nämlich der **Ewige Landfrieden** gestiftet und jede bewaffnete Selbsthilfe, sowie alles Faustrecht bei Acht und Bann verboten. Zur Schlichtung aller Streitigkeiten der Reichsglieder untereinander errichtete man sodann das **Reichskammergericht**, einen obersten Gerichtshof, der unabhängig vom Kaiser wie von dem Landesfürstentum seine Jurisdiktion übte, an dessen Besetzung alle Reichsstände teilnahmen, und der die Einheit des Reichs und die Rechte aller seiner Glieder schützen und wahren und aller Gewaltthat und allen Privatkriegen ein Ende machen sollte, und teilte einige Zeit nachher zur leichteren Handhabung der gerichtlichen Geschäftsordnung das Reich in zehn Kreise. Zugleich wurde für die Bedürfnisse des Reichs und Heeres eine ständige Steuer „der gemeine Pfennig", verwilligt und zu deren Verwaltung ein Reichsschatzamt eingesetzt. Diese Reformbeschlüsse waren der Anfang der so heiß ersehnten und so lange umsonst geforderten „ehrbaren Ordnung im Reich". Freilich wurde dabei das monarchische Regiment in seinem Ansehen verkürzt. Denn durch diese Änderung wurde dem Kaiser das wichtigste Recht, die oberste Leitung des Gerichtswesens,

entrissen, ein Verlust, für den der von ihm eingesetzte Reichshofrat in Wien, als oberste Gerichtsbehörde in österreichischen Landessachen, eine geringe Entschädigung war, und noch überdies, da er auch bisweilen Rechtshändel der Reichsstände aburteilte, eine verderbliche Doppeljustiz begründete. Wohl verflossen noch mehrere Jahre, ehe die neue Staats- und Rechtsordnung zur Geltung gelangen konnte, und das „Reichsregiment von Nürnberg" fristete sein Dasein nur zwei Jahre. 1500–1502.
Dennoch wurde sie schließlich von Kaiser und Reichsständen ihrem Wesen nach eingeführt und war ein starker Hebel zur Erhöhung und Befestigung der Macht der Landesfürsten. Denn da sowohl der Kaiser, als die nunmehr größtenteils durch Gesandte beschickten Reichstage ohne Ansehen waren, das Reichskammergericht wegen seiner Umständlichkeit und seines schleppenden Geschäftsganges schwer zu einem Resultate kam, so konnten die Landesherren, besonders die Kurfürsten, als unbeschränkte Gebieter in ihren Staaten nach Gutdünken schalten und walten. Nur die Eidgenossen, die damals mit Frankreich im Bunde waren, versagten dem Reichskammergericht die Anerkennung und verweigerten die ihnen als Reichsgliedern abverlangte Dienstmannschaft. Da wollte sie Maximilian mit Waffengewalt zwingen, aber von dem Reichsheer schwach unterstützt, mußte er in dem Baseler Frieden von seinen Forderungen abstehen und dadurch thatsächlich die Unabhängigkeit der Schweiz von Deutschland anerkennen, obschon der Reichsverband dem Namen nach noch fortbestand. Auch in Italien drängte der französische Einfluß die kaiserliche Macht mehr und mehr in den Hintergrund, wenngleich Maximilian durch seine zweite Vermählung mit Bianka Sforza, der Nichte des Herzogs Ludovico von Mailand, sein Anrecht auf die Lombardei aufs neue zu befestigen vermeinte.

II. Brandenburg und Preußen.

1. Die Hohenzollern in der Mark Brandenburg bis zur Reformation.

a. Die Burggrafen von Nürnberg.

Ursprung des Hohenzollernschen Geschlechts.

Auf einer steilen Felshöhe der Schwäbischen Alp, bei der Stadt Hechingen, steht die Stammburg der Grafen von Zollern, einst eine stattliche Feste im Schwabenland. Unter Kaiser Siegmund wurde das Schloß, das der geächtete Graf mannhaft verteidigte, von den schwäbischen und rheinischen Reichsstädten zerstört und stand dann lange Jahre als ein „zerbrochen Raubhaus" da. Unter Kaiser Friedrich III. ward die Burg wieder aufgerichtet und noch jetzt schaut das Schloß Hohenzollern, durch die Nachkommen des schwäbischen Grafengeschlechts hergestellt, stolz ins Thal hinab. Der Ursprung der Zollern ist in Dunkel gehüllt. Der Zusammenhang mit den römischen Colonna, mit den lombardischen Grafen Colalto, mit

dem alten alemannischen Herzogsgeschlechte der Burchardinger, ist geschichtlich nicht nachzuweisen. Die beiden Grafen Burchard und Wezel, die unter Kaiser
1061. Heinrich IV. im Streit fielen, sind die ältesten beglaubigten Ahnherren des Zollernschen Grafengeschlechts. Aber erst seit dem Grafen Burchard II. in der letzten Hälfte des elften Jahrhunderts ist die Stammfolge der Hohenzollern zusammenhängend nachzuweisen; von seinem Sohn Burchard III. stammt die Hohenbergsche Linie, die sich in Trennung, vielfach sogar in offener Feindschaft zu dem jüngeren Zweig der Zollern fortpflanzte. Graf Burchard V., der vom Blitz er-
1253. schlagen wurde, war der Vater von König Rudolfs Gemahlin Gertrud und von dem Grafen Albrecht von Hohenberg oder Haigerloch, der Minnesänger genannt, im Rat und im Feld seinem königlichen Schwager ein treuer Genoß. Als Landvogt von Niederschwaben focht er mannhaft für Herstellung des Landfriedens
1298. und ließ sein Leben für die habsburgische Sache. Wir haben von jenem Gefecht bei Oberndorf erzählt, wo Graf Albrecht fiel, schwer betrauert von den Zeitgenossen (VII, 814). Der Hohenbergsche Stamm geriet bald in Verfall; seine Besitzungen kamen in fremde Hände, er selbst spaltete sich in mehrere Zweige, deren letzter, der Wildberger, im Jahr 1486 erlosch. Ein glänzenderes Los war der jüngeren Linie der Zollern beschieden, die von dem dritten Sohn Burchards II.,
† c. 1115. † c. 1139. dem Grafen Friedrich I., abstammte. Er und sein Sohn Friedrich II. werden als ritterliche Kämpen in den Händeln jener Zeit genannt; des letzteren Sohn war Friedrich III., der häufig im Gefolge des Kaisers Barbarossa und Heinrichs VI. erscheint. Durch seine Vermählung mit der Erbtochter des Burggrafen von Nürnberg, Konrad II. von Raabs, legte er den Grund zu der Größe seines Hauses. Bei dem söhnelosen Tod des Schwiegervaters erbte der Zoller nicht nur die reichen Besitzungen in Franken und Österreich, sondern die Gunst Kaiser Heinrichs be-
Burggraf Friedrich I. † 1201. lehnte ihn auch mit der **Burggrafschaft Nürnberg**. Seine zwei jugendlichen Söhne, Konrad und Friedrich IV. erbten des Vaters hohenstaufische Gesinnung und die reiche Habe. In der Folge teilten die Brüder ihren Besitz, den
Burggraf Konrad III. † 1261. sie anfangs zu gesamter Hand innegehabt. Graf Konrad erhielt die Burggrafschaft nebst den fränkischen und österreichischen Gütern und begründete die
Friedrich IV. (als Burggraf II.) † c. 1251. **fränkische** Linie, Friedrich IV. die **schwäbische**, beide noch jetzt blühend, diese in den Fürsten von Hohenzollern, jene in den Königen von Preußen.

Die Burggrafschaft Nürnberg. Das burggräfliche Amt in Nürnberg hatte im Laufe der Zeit eine besondere Bedeutung erlangt, seinen ursprünglichen Begriff des Befehlshabers in einer Reichsburg völlig umgestaltet. Seit die Hohenstaufen die Krone trugen, war den Burggrafen von Nürnberg sogar die Reichsburg ganz entzogen und einem eignen königlichen Kastellan untergeben und die unter der Burg liegende Stadt einem königlichen Schultheißen. Der Burggraf erscheint als „der oberste Beamte der großen fränkischen Krondomäne", des Verwaltungsbezirks, dessen Kern die Burg zu Nürnberg war. Seit der hohenstaufischen Zeit besaßen die Burggrafen von Nürnberg Befugnisse in ihrem Gerichtsbezirk, die sie weit über ihre Amtsgenossen anderwärts erhoben. Doch vereinigten sie auch wiederum nicht alle obrigkeitlichen Rechte in ihrer Hand, wie Herzöge oder Markgrafen.

Es gab hier noch andre von den Burggrafen unabhängige Verwaltungszweige: der Butigler (Butikularius, Schenk), der die finanzielle Verwaltung des Bezirks unmittelbar vom Reich unter sich hatte; der Forastarius (Forstmeister), der über die Reichswaldungen die Aufsicht führte; der kaiserliche Landvogt oder Pfleger, dem die Beamten in den Vogteien oder Pflegen untergeben waren. Diese Ämter kamen allmählich (im Laufe des vierzehnten Jahrhunderts) an die Stadt Nürnberg. Die höchste Gerichtsbarkeit an Kaisers Statt und der oberste Militärbefehl in dem gesamten Bezirk waren seit der hohenstaufischen Zeit die wesentlichsten Befugnisse des burggräflichen Amtes. Das kaiserliche Landgericht war der innerste Kern, „der eigentlich fürstliche Titel der Burggrafschaft". Es verlor hier nicht wie anderwärts den Amtscharakter, nicht die Bedeutung eines kaiserlichen Gerichts. Ein geschlossener Territorialbesitz, eine Landesherrschaft erwuchs nicht aus den burggräflichen Amtsbefugnissen. „Es ist gerade das Wesentliche ihres Fürstenamtes, jenes kaiserliche Gericht, was, weil es die territoriale Schließung derer, über die es sich erstreckt, hindert oder doch verzögert, fort und fort bestritten und angefeindet wird. Die Burggrafen haben ihnen gegenüber das gleiche Interesse mit der Reichsgewalt; die Natur ihrer Stellung nötigt sie, sich als Vertreter der Reichsgewalt zu fühlen und zu führen. Wollten sie aufhören gut kaiserlich und richtiger gesagt von der Reichspartei zu sein, wollten auch sie den Accent auf die Landesherrlichkeit, auf die territoriale Schließung legen, so würden sie gerade das daran geben, wodurch sie mehr sind, als was sie ihrem Territorialbesitz nach bedeuten."

Die Burggrafen von Nürnberg stiegen im Laufe der Zeit zu bedeutender Die Burggrafen von Nürnberg.
Macht. Sie strebten nicht nach allzu hohen Zielen, denen ihre Kraft nicht gewachsen war; aber mit stetiger Konsequenz arbeiteten sie an der Erweiterung ihres Länderbesitzes. Eine sparsame Wirtschaft, eine weise Beschränkung auf naheliegende Pläne, ein konsequentes Festhalten am Reich und seinem Oberhaupte, weniger an **einem** Herrschergeschlecht als an dem jeweiligen Inhaber der Königskrone häuften Güter und Rechte auf das Hohenzollernsche Haus, dem sich an Macht und Einfluß bald keines im fränkischen Lande vergleichen konnte. Die Zollernschen Burggrafen wußten stets eine einflußreiche Stelle zu behaupten. Der alte Burggraf Konrad III. hatte die ganze lange Herrschaft Kaiser Friedrichs II. durchlebt, seinem Herrn ein treuer Diener; nur kurze Zeit hatte er dem gebannten Kaiser den Rücken gewandt, vielleicht aus Sorge für sein Seelenheil. Von seiner Gemahlin Klementia von Habsburg hinterließ er zwei Söhne, **Friedrich** III. und **Konrad** IV. Während der jüngere Bruder († 1314) Friedrich III. † 1297.
durch fromme Stiftungen seine Habe minderte, erhöhte Friedrich III. den Ruhm und die Macht seines Hauses. Wir kennen seine Verdienste um die Erhebung Rudolfs von Habsburg (VII, 758). Dafür belehnte ihn der König mit allem, 1273.
was er innehatte, auch in weiblicher Folge und gebrauchte seine ganze Regierung hindurch den Arm und Rat des erfahrenen tüchtigen Fürsten. In der Schlacht auf dem Marchfelde trug er die Sturmfahne. An der Gründung der Habsburger Macht, wie an der Befestigung des Landfriedens und an allen Bemühungen um Herstellung des Reichs nahm er thätigen Anteil*). Die Zusammenhaltung und

*) Eine bedeutende Erweiterung des burggräflichen Besitzes fand durch die Meransche Erbschaft statt. Als Herzog Otto II. von Meran, Pfalzgraf von Burgund, der letzte des

Erweiterung des um die Burggrafschaft angesammelten Besitzes war Friedrichs Ziel. Nachdem seine Bemühungen um die Erhebung Albrechts von Österreich auf den deutschen Thron gescheitert waren, schloß er sich an das erwählte Oberhaupt des Reichs, Adolf, an und vermählte seine Tochter mit dessen Sohn. Den unseligen Krieg zwischen beiden Königen hat er nicht mehr erlebt. Aus zweiter
Johann I. † 1300. Ehe hinterließ er zwei Söhne, Johann und Friedrich. Der ältere starb wenige
Friedrich IV. † 1332. Jahre nach dem Vater; der junge Friedrich IV. erbte die Würden und Besitzungen, wie die im Hause herrschende Gesinnung und Politik. Er zog mit dem luxemburgischen Johann nach Böhmen; kämpfte dann an des Kaisers Heinrich Seite in Italien. Im Streit bei Mühldorf entschied er zu gunsten des Wittelsbachers (VII, 874), an dem er zeitlebens festhielt. Zum Lohn für seine Verdienste und als Pfandschaft für Darlehen übertrug ihm der Kaiser einzelne Reichslehen, wie Hof, Stauff und das ergiebige Bergregal am oberen Main. Ihm
Johann II. † 1357. folgten seine Söhne Johann II. und Albrecht der Schöne gemeinsam in
Albrecht der Schöne. † 1361. der Burggrafschaft; der zweite Sohn Konrad V. war frühzeitig gestorben. Sie
Konrad V. † 1334. hielten zu Ludwig bis an seinen Tod, dann machten sie ihren Frieden und Vertrag mit Karl IV. Als Statthalter der Mark Brandenburg für den wittelsbachischen Kurfürsten Ludwig (VII, 875) wirkte schon Burggraf Johann an der Stätte der künftigen Größe seines Geschlechts. Auch er war, wie sein ganzes Haus, auf Ausdehnung seines Besitzes bedacht. Er erwarb den Orlamündschen Anteil des Meranschen Erbes mit der Herrschaft Plassenburg und der Stadt Kulmbach. Sein Bruder Albrecht, der Schöne genannt, war ein ritterlicher Herr, der es liebte, in fernen Heerzügen und Ritterfahrten sich umzuthun, in England, in dem heidnischen Preußenland, am Heiligen Grab, in Ungarn und Serbien. An die romantische Gestalt des Burggrafen Albrecht hat sich die bekannte Sage von der Gräfin von Orlamünde geheftet, die dem schönen Manne zu lieb ihre beiden Kinder ums Leben brachte, seine Worte mißdeutend, und dann im Grab keine Ruhe fand. Die „weiße Frau" folgte den Hohenzollern auch in die brandenburgischen Residenzschlösser. Eine altgermanische Mythe, bemerkt Ranke, die als dynastische Sage in mehr als einem großen Hause wiederkehrt, erscheint hier in bestimmter Beziehung; „sie hat selbst einen historischen Gehalt, indem sie den Übergang der zuerst an eine andre Familie gefallenen Meranschen Besitzungen auf die Burggrafen und damit den Zusammenhang der untergegangenen und der aufkommenden Dynastie in Erinnerung bringt". Albrechts Ehe mit der Gräfin Sophie von Henneberg brachte ihm das Land Grabfeld mit den Städten

---

Andechsschen Mannsstammes, starb (1248), traten dessen vier Schwestern, deren eine, Elisabeth, mit dem Burggrafen Friedrich III. vermählt war, in das Erbe ein. Baireuth und das Umliegende kam dadurch an den Burggrafen. Seine Ansprüche an die Meranschen Besitzungen in Burgund und Frankreich überließ er vertragsweise (1256) an den Pfalzgrafen Hugo von Burgund. Solche Erwerbungen, die zu fernen Verwickelungen führen konnten, wies die burggräfliche Politik von der Hand.

Schmalkalden, Hildburghausen, Kissingen ein, Besitzungen, die jedoch nicht dauernd bei dem burggräflichen Hause verblieben. Trotz seines ritterlichen Sinnes und seiner romantischen Neigungen wies der Burggraf Albrecht die lockende Königskrone, die ihm die bayrische Partei anbot, zurück (VIII, 118). Karl IV. erkannte wohl die hohe Bedeutung des reichstreuen Geschlechts der Burggrafen, die er durch wiederholte Bündnisse fest an sein Haus zu fesseln suchte. Noch inniger schloß sich Johanns Sohn Friedrich V. an Kaiser Karl an. Friedrich V. † 1398.

Der einzige männliche Sprosse des burggräflichen Hauses besaß damals nur eine Tochter Elisabeth. Um die reiche Erbschaft an sein Haus zu bringen und in Franken festen Fuß zu fassen, verlobte Karl IV. dieselbe seinem eben erst gebornen Sohn Wenzel. 1361. Diese Verlobung zerschlug sich zwar, als sich dem Kaiser andre Aussichten für seinen Erstgebornen eröffneten, ebenso wie die nachher verabredete Vermählung Siegmunds 1368. mit des Burggrafen Tochter Katharina. Aber Friedrichs V. ältester Sohn Johann (erst 1370 geboren) führte nachher des Kaisers Tochter Margarete heim; jene Burggräfin Elisabeth dagegen wurde die Gemahlin des Pfalzgrafen und Königs Ruprecht (VIII, 175). Der Gunst Kaiser Karls IV. verdankten die Burggrafen neuen Glanz und Vorteil. Eine kaiserliche Urkunde bestätigte den fürstlichen Stand der Burggrafen 1363. und sprach ihnen Rechte zu, die sonst nur den Kurfürsten zustanden, so das jus de non evocando (VIII, 126) und das vollständige Bergregal in ihrem Territorium. Ferner erteilte Karl dem Burggrafen viele erledigte Reichslehen, wie auch die Landvogtei im Elsaß, für die er später mit der oberschwäbischen entschädigt ward.

Die aufblühende Reichsstadt Nürnberg aber suchte sich dem Burggrafen mehr und mehr zu entziehen. Die Klagen desselben über Beeinträchtigung seiner Zoll- und Forstrechte, seiner Gerichtsbarkeit u. a. fruchteten wenig. Anstatt aber, wie es sonst Brauch war, mit den Waffen die Übergriffe der aufstrebenden Bürgerschaft abzuwehren, zogen die Burggrafen es vor, ihre Rechte der Stadt vertragsmäßig abzutreten. Dafür mehrten sie fortwährend durch Kauf und Pfandschaft ihren Besitz an Landen, Leuten und Gerechtsamen. Ihre sparsame und sorgfältige Wirtschaft bot ihnen stets die Mittel dazu. „Mögen andre Fürsten in dem Glückspiel der Fehden ihre zerrütteten Verhältnisse zu verbessern, an den reichen Städten und Stiftern sich zu erholen suchen oder mit fremden Königen gegen die Reichsgewalt konspirieren, für die Burggrafen ist nach der ganzen Art ihres Besitzes, ihrer Wirtschaft und ihres Verhältnisses zum Reich dergleichen nicht; ihnen liegt daran, daß Friede und Ordnung im Reich ist und daß eine Reichsgewalt da ist, den Überfahrungen mit starker Hand zu wehren." Kurz vor seinem Tode teilte der Burggraf Friedrich V. gemäß einer im Jahr † Jan. 1398. 1385 erlassenen Erbordnung seine Besitzungen unter seine Söhne Johann und Johann III. † 1420. Friedrich, die soeben mit Siegmund bei Nikopoli gegen die Türken gefochten Friedrich VI. hatten, also daß jener das Land auf dem Gebirg (Baireuth), dieser das Land unterhalb des Gebirgs (Onolzbach oder Ansbach) erhielt. Die Burggrafschaft, das kaiserliche Landgericht, wohl auch die Bergwerke blieben ihnen gemeinsam. Nach Johanns Tod vereinigte Friedrich VI. sämtliche fränkischen Lande der Hohenzollern in seiner Hand. Als die Unfähigkeit Wenzels jene kurfürstliche

Intrige zu seiner Absetzung hervorrief, schloß sich der Burggraf Friedrich der Partei seines Schwagers Ruprecht an. Es war gegen die herkömmliche Politik des Hauses, und Johann, der Bruder, hielt auch an Wenzel fest. Friedrich mochte unter des Luxemburgers fernerer Regierung eine völlige Zerrüttung und Auflösung des Reichs voraussehen und sich unter Ruprecht bessere Zeiten versprechen. Er wirkte thätig für des Pfälzers Erhebung, folgte ihm nach Welschland und unterstützte ihn in seiner Bedrängnis mit Rat und That. Wir wissen, wie er sich hernach, als alle Hoffnungen, Ruprecht werde die Ordnung im Reich herstellen, gescheitert waren, nach Ungarn zu Siegmund begab (VIII, 189), seiner trefflichen Gemahlin Elisabeth, „der schönen Else", die Regierung seiner Erblande überlassend. Man erzählte sich, die Schulden, in welche ihn namentlich die Fehde mit der Reichsstadt Rothenburg gestürzt, hätten ihn dazu getrieben, sein Glück in der Ferne zu suchen. Der Burggraf erblickte wohl schon damals in dem Ungarnkönig den künftigen Träger der römischen Königskrone, den einzigen, von dem das Reich bessere Tage zu erwarten berechtigt war. Im Anschluß an diese aufsteigende Größe sah er die Zukunft des Reichs und seines eignen Hauses am besten gewahrt, und wir wissen, welche entscheidende Thätigkeit er bei der Wahl Siegmunds entfaltete (VIII, 189 f.).

b. Die Übertragung der Mark Brandenburg.

Zustand der Mark Brandenburg. Nach dem Tode des Markgrafen Jost (VIII, 191) kamen die Marken wiederum an König Siegmund, mit Ausnahme des im Jahr 1402 an den Deutschen Orden verpfändeten Landes über der Oder (der Neumark) und einiger andern an benachbarte Herren, die Pommern, die Mecklenburger gefallenen Teile. Eine Gesandtschaft aus den Marken, städtische Abgeordnete und von der „Mannschaft" der Erbmarschall Kaspar Gans, Edler zu Putlitz, zog zum König Mai 1411. nach Ofen, um die Huldigung zu leisten. Sie führten bittere Klage über die unseligen Zustände in den Marken, wie sie namentlich unter Josts eigennützigem und sorglosem Regiment eingerissen waren. Die ewigen Kriege mit den Nachbarn, die Räubereien des trotzigen Adels, die Erpressungen fremder Herrscher hatten dem Wohlstand des einst blühenden Landes schwere Wunden geschlagen. Die starken Burgen früherer Herrscher, selbst befestigte Städte, nebst den ergiebigsten Einnahmen und Rechten waren pfandweise in die Hände der Edelleute übergegangen. Dem Markgrafen Jost waren die Marken nichts andres als eine Einnahmequelle gewesen; unbedenklich verschleuderte er, um seine geldbedürftigen Hände zu füllen, landesherrliche Rechte und Besitzungen. Damals „konnte man Schlösser kaufen und Burgen bauen, das freie Fehderecht üben und thatsächlich den Anspruch durchsetzen, daß Ritterart so frei und selbständig mache wie Fürstenart, und daß des Edelmannes Herrlichkeit die öffentliche Ordnung nicht, wie das Stadtvolk, über, sondern unter sich habe". Die Bürgerschaft der Städte mußte beständig kriegsgerüstet sein, und während sie die Mauern und Türme

bewachte gingen Handel und Gewerbsamkeit dem tiefsten Verfall entgegen. Das platte Land wurde in den ewigen Fehden, denen kein landesherrliches Gebot Einhalt that, grauenvoll verheert. Verbrannte Dörfer und zertretene Felder zeigten nur zu deutlich, daß in den Marken nicht Recht noch Ordnung, nicht Gesetz noch Obrigkeit galt. Besonders hatten die städtischen Abgeordneten viel zu klagen über die Herren von Quitzow, welche die Zerrüttung unter Jost zur Besitzergreifung von Städten und landesherrlichen Schlössern benutzt und ein gewaltiges und unheilvolles Ansehen im Lande erworben hatten. Ihre schnell emporgediehene Größe beruhte recht eigentlich auf der Zerrüttung und Anarchie der Mark; sie fiel mit der wiederkehrenden Ordnung. „Niemand von Mannen oder Bürgern durfte wagen, um eines Bedrängten willen ein Pferd zu satteln oder ein Wort zu sprechen, das wider jene gewesen wäre," heißt es in einer Aufzeichnung der Zeit. Sie und die Bredow und Rochow, die Alvensleben und Schulenburg, die Wedell u. a. waren die hervorragendsten unter jener gewaltthätigen Ritterschaft. Das Magdeburgische Gebiet hatte viel von den Überfällen der Quitzow zu leiden; selbst Fürsten, wie den Herzögen von Mecklenburg, Pommern, Sachsen wagten sie Fehde anzusagen. Die Mißstände des tiefzerrütteten Landes forderten dringend Abhilfe. Ein starkes, Recht und Ordnung schirmendes Regiment mußte errichtet werden, sollte das Land nicht ganz verloren gehen. Die Lage desselben war um so gefahrvoller, da im Norden und Osten sich damals Ereignisse von gewaltiger Tragweite vollzogen, da das skandinavische Element seit der kalmarischen Union sich mächtig emporraffte, da im Osten das deutsche Wesen den andrängenden Polen mit Mühe widerstand, seit der „feste Schild" des Deutschen Ordens durch die Tannenberger Schlacht gebrochen war, da sich die slawische Nationalität bei den Tschechen heftig regte.

Siegmund verkannte die Notwendigkeit nicht, sich des bedrängten Landes anzunehmen; aber er selbst, von den Angelegenheiten Ungarns und des Deutschen Reichs vollauf in Anspruch genommen, konnte dort nicht mit Erfolg eingreifen. An dem Burggrafen Friedrich hatte er wichtige Verdienste zu lohnen; in ihm erkannte er den Mann, der die Ordnung im Lande herzustellen fähig wäre. Es war ein hochbedeutsamer, von Siegmunds Staatsklugheit und Menschenkenntnis zeugender Akt, als er sich entschloß, in dem Hohenzollern den Marken einen neuen Herrn zu geben. Freudig stimmten die märkischen Gesandten bei und gelobten, den Burggrafen als obersten Hauptmann und Verweser aufzunehmen. Feierlich schwuren sie dem König Siegmund als ihrem rechten Herrn den Huldigungseid. *Der Burggraf Friedrich VI. Verweser in der Mark.*

Ohne Zweifel hatte Siegmund schon damals den Plan, Brandenburg als erbliches Fürstentum dem Burggrafen zu übertragen. Doch war dazu Wenzels Zustimmung erforderlich. Denn die Mark war einst (1374) von Karl IV. untrennbar mit der Krone Böhmen verbunden worden, und Wenzel hatte für den Fall des kinderlosen Todes Siegmunds unstreitige Erbrechte. Gegen den Burggrafen aber, der bei *Hergang bei der Übertragung.*

Ruprechts und Siegmunds Wahl so thätig mitgewirkt hatte, mochte sich Wenzel nicht zu großem Dank verpflichtet fühlen. So mußte sich Siegmund für jetzt begnügen, dem
8. Juli 1411. Burggrafen die Landesregierung als oberstem Hauptmann zu übertragen, die Kurwürde dem luxemburgischen Hause noch zu erhalten. Doch wurde ihm die volle Macht in der Mark erteilt, der Genuß aller markgräflichen Einkünfte, die Verfügung über alle landesherrlichen Ämter und Besitzungen, die Ausübung der Gerichtsbarkeit und lehnsherrlichen Befugnisse, das Recht zu Krieg und Frieden, überhaupt, sagt die betreffende Urkunde, „volle und ganze Macht, alles zu thun, was wir oder ein jeglicher wahrer Markgraf zu Brandenburg zu thun hätten, allein ausgeschlossen die Kur eines römischen Königs". Die ausdrücklich anerkannte Erblichkeit der Landeshauptmannschaft und die Verschreibung von hunderttausend Goldgulden auf die Marken war eine Garantie für die dereinstige völlige Erwerbung des Kurfürstentums. Der Burggraf bedurfte zur Herstellung der Ordnung, zur Aufstellung eines Kriegsheeres, zur Einlösung der verpfändeten Krongüter und Rechte großer Geldmittel, „damit er", wie es in der Urkunde heißt, „die Mark Brandenburg aus solchem kriegerischen und verderblichen Wesen, worin sie lange Zeit sich befunden, desto besser zu bringen vermöge und nicht nötig habe, dies auf seine Kosten zu thun und uns darin zu seinem Schaden zu dienen". Gleich darauf steigerte Siegmund die Pfandsumme noch, indem er eine Eheberedung zwischen des Kurfürsten Rudolf III. von Sachsen Tochter Barbara und des Burggrafen
25. Aug. 1411. Sohn Johann stiftete und den verlobten Kindern eine Mitgift von fünfzigtausend Goldgulden auf die Marken verschrieb. Dadurch kam der vielvermögende Einfluß Rudolfs
15. Dez. 1411. von Sachsen hinzu, um Wenzels Zustimmung zu dem Geschehenen zu erlangen. Dieser willigte in die Übertragung der Verweserschaft und die Geldverschreibung, wogegen Friedrich versprach, bei dem erblosen Tod Siegmunds sich an Wenzel und die Krone Böhmen mit der Mark zu halten und nicht zu gestatten, daß aus derselben das Königreich Böhmen beschädigt werde. Dieser Hergang bei der Übertragung der Marken wurde in der späteren Geschichtschreibung in der Art entstellt, daß man erzählte, der Burggraf habe dem geldbedürftigen Siegmund jene Summe vorgestreckt und dafür die Hauptmannschaft als Unterpfand erhalten, und bei weiteren Darlehen und der Zahlungsunfähigkeit des Königs die Mark selbst mit allen Rechten und Würden pfandweise, ja endlich, mit Verzichtung auf das Auslösungsrecht, zu eignem erblichen Besitz erworben. Diese Darstellung, wonach der Burggraf die Geldverlegenheit des Königs zu einem Kaufgeschäft in eigennütziger Weise benutzte, entstand erst zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. „Allerdings waren die Marken dem Burggrafen verpfändet, aber nicht für ein Darlehn, das er anderweitig dem König gemacht, sondern für den Aufwand von Geld und Mühe, dem er zur Rettung des halbverlornen Landes sich unterzog. Die Verschreibung war nicht die Sicherstellung eines mißtrauenden Gläubigers, sondern ein Ausdruck wahrhaft königlichen Vertrauens zu einem Fürsten, von dem der König wußte, wie er die Pflicht und den Beruf des Fürstenamtes verstand."

Des Burggrafen Thätigkeit in Reichsgeschäften. Der neue Landeshauptmann ward noch ein volles Jahr in des Königs und des Reichs Geschäften zurückgehalten, sehr zum Nachteil seines Ansehens in der Mark. Er stand an der Spitze der gesamten Reichsverwaltung, und das neue Königtum ruhte wesentlich auf seinen Schultern. Wir sehen ihn in den letzten Monaten des Jahres 1411 in mannigfacher Thätigkeit. Er übernahm die Friedensvermittelung zwischen dem König und den Herzögen von Österreich, infolge deren Siegmunds einzige Tochter Elisabeth mit dem jungen Herzog

Albrecht verlobt ward; dann unterhandelte er in seinem und Siegmunds Interesse mit König Wenzel zu Prag und ordnete in seinem fränkischen Stammlande die innere Verwaltung und die Beziehungen zu den Nachbarn.

Inzwischen zog der Edle Wend von Ileburg, aus einem niederlausitzischen Geschlecht, als sein Stellvertreter in die Mark. Aber er fand eine schlechte Aufnahme. Er hatte den Auftrag, die Huldigung für den Burggrafen entgegenzunehmen, mit Einlösung der verpfändeten Besitzungen zu beginnen und einstweilen die Landesregierung zu führen. Dem aus der Ferne gesandten Landeshauptmann brachte man, durch die bitteren Erfahrungen früherer Zeiten gewarnt, kein Vertrauen entgegen, selbst in den Städten nicht. Man konnte von dem neuen Beamten, der ohne Ansehen und Stütze, nur mit der burggräflichen Vollmacht, ins Land kam, keine durchgreifende Besserung der Zustände erwarten. Vor allem war die Ritterschaft der Ansicht, daß man „der Anmaßung, dem Lande Ordnung, Frieden, Obrigkeit wieder geben zu wollen, in ihren ersten Versuchen entgegentreten müsse". Alle Stände, Prälaten, Mannschaft und Städte, verweigerten die Aufnahme des neuen Landesbeamten. Ohne irgend etwas ausgerichtet zu haben, begab sich der Edle von Ileburg, noch in demselben Jahr an Siegmunds Hof. Die Machtgebote des Königs an die märkischen Stände, dem Unterhauptmann Gehorsam zu leisten und von ihrem „Mutwillen" abzulassen, blieben unbeachtet. Ärger als je hausten die Ritter, die sich in Fehdegesellschaften zusammenthaten, in dem unglücklichen Lande; die Grenzkriege mit den benachbarten Fürsten wurden immer wilder und verheerender geführt. Den Fürsten von Pommern, Mecklenburg, Magdeburg, Anhalt, welche märkische Gebiete an sich gerissen hatten oder noch zu erwerben gedachten, war die Aufrichtung eines neuen Regiments ebenfalls zuwider. Alles vereinigte sich, „den Tand von Nürnberg" fern zu halten.

Widerstand der Marken gegen die Hauptmannschaft. 1411.

Endlich fand der Burggraf Muße, selbst in die Marken zu ziehen. Mit einem ansehnlichen Gefolge fränkischer Kriegsleute, dem sich die sächsischen Herzöge Rudolf und Albrecht, die Grafen von Schwarzburg u. a. anschlossen, zog er in der Stadt Brandenburg ein. Von den Städten Berlin und Köln, welche die Rückgabe ihrer Pfandstücke verweigert und eine widersetzliche Haltung angenommen hatten, erzwang sich Friedrich zuerst die Huldigung. Auf den 10. Juli hatte er die Stände zum Landtag nach Brandenburg berufen. Aber nicht alle leisteten Folge; die ganze Altmark und Priegnitz vertrat allein Kaspar Gans zu Putlitz. Nur die Städte und ein Teil der Mannschaft in der Mittelmark und dem Lande Sternberg, sowie die Bischöfe von Brandenburg und Lebus leisteten die verlangte Huldigung. Der Edle von Putlitz hielt mit einer bestimmten Erklärung zurück. Er versammelte die Landstände in der Altmark und Priegnitz und that ihnen kund, der König habe ihn nicht wissen lassen, daß er jemandem die Schlösser des Landes übergeben solle. Dem stimmte der Adel bei, die „Schloßgesessenen" und die „Zaunjunker". „Kaspar Gans sei ihnen Markgraf

Des Burggrafen Ankunft. Juni 1412.

genug," sprachen sie; und auch die Städte wagten nicht, sich dem Willen der Mannschaft entgegenzustellen. Der Landschreiber wurde an König Siegmund gesandt, um dessen Meinung einzuholen. Der Edle zu Putlitz mochte wohl hoffen, die Verweserschaft des Burggrafen zu hintertreiben und sich in seiner Landeshauptmannschaft zu halten.

Der Bund des Adels. Des Burggrafen Anhang mehrte sich nur langsam; nicht einmal in der Mittelmark war er überall anerkannt. Der größte und mächtigste Teil der Mannschaft, wie der Graf von Lindow, auch der Bischof von Havelberg, hielten sich fern. Die neuen bestimmten Weisungen des Königs an die Stände und Pfandinhaber, besonders in der Altmark und Priegnitz fruchteten wenig. In der Mittelmark waren die Brüder Dietrich und Hans von Quitzow die Seele des Widerstandes, die erklärten Widersacher eines jeden Landeshauptmanns und jeder gesetzlichen Ordnung. Die adligen Häupter der Opposition, die Quitzow, Kaspar Gans zu Putlitz, die Bredow, Rochow, Holzendorf u. a., schlossen einen förmlichen Bund, um dem Burggrafen die Huldigung zu verweigern und sich im Besitz ihrer Pfandschlösser zu behaupten. Sie rüsteten sich in ihren Burgen zum trotzigen Widerstand gegen die landesherrlichen Anordnungen.

Haltung des Burggrafen. Dieser märkischen Adelsverschwörung gegenüber verfuhr der Burggraf mit der größten Vorsicht und Langmut. Unterhandlungen schienen ihn sicherer zum Ziel zu führen als Gewalt, zu der seine Macht nicht ausreichte. Im Lande selbst konnte er auf keine thatkräftige Unterstützung rechnen; seine fränkischen Reiterscharen waren der waffengeübten märkischen Ritterschaft nicht gewachsen. Vor allem suchte er sich durch Verbindungen mit den Nachbarfürsten zu stärken. Wenn auch manche derselben bei einer fortdauernden Schwäche der obersten Herrschaft ihren Vorteil sahen und neue Gebiete von der Mark loszutrennen, am Ende dieselbe ganz zu teilen hoffen mochten, so hatten sie doch auch wieder durch die ungezügelte Fehde- und Raubsucht der märkischen Ritterschaft unsäglich zu leiden und sehnten sich nach Herstellung der Ruhe. Erzbischof Günther von Magdeburg
19. Sept. 1412. schloß mit dem Burggrafen einen zweijährigen Vertrag zu gegenseitigem Schutz gegen Beschädigung und zur Bezwingung ungehorsamer Unterthanen. Ähnliche Verträge wurden mit den braunschweigischen Herzögen Heinrich und Bernhard vereinbart; die Herzöge von Sachsen unterstützten von Anfang an die Bemühungen des Burggrafen. Auch Graf Albrecht von Anhalt, der es lange nicht vergessen konnte, daß das askanische Haus einst in Brandenburg geherrscht, entsagte endlich dem Bunde mit den Quitzows. Die Herzöge Wratislaw von Pommern-Wolgast und Albrecht von Mecklenburg zog der Burggraf durch Verlöbnisse mit seinen Töchtern in sein Interesse. Nur mit dem Herzogtum Pommern-Stettin hatten die Unterhandlungen keinen günstigen Erfolg. Der Herzog Swantibor, den einst Jost zum Hauptmann der Mittelmark bestellt, hatte pfandweise den größten Teil der Ukermark an sich gebracht. Um die drohende Einlösung derselben zu hindern, fielen Swantibors kriegslustige Söhne Otto und Kasimir ver-

heerend in die Grenzgebiete ein. Auf dem Kremmener Damme kam es zu einem blutigen Zusammenstoß. Ein Graf Johann von Hohenlohe und zwei fränkische Ritter fielen damals für die Sache des Burggrafen. Der Einfall der Pommern hatte ebensowenig Erfolg, als die fortgesetzten Raubzüge der märkischen Ritterschaft gegen das Erzstift Magdeburg. 21. Okt. 1412.

Die kluge Haltung des Hohenzollern mehrte allmählich seinen Anhang. Man erkannte doch, daß der neue Landeshauptmann andern Sinn und Willen hatte als die früheren. In der Altmark und Priegnitz huldigten ihm jetzt die Städte und Stifter; nur die schloßgesessene Ritterschaft verharrte im Trotz. Als aber der Burggraf, der sich nun allenthalben in den Marken auf Prälaten und Bürgerschaften stützen konnte, bei dem königlichen Hofgericht gegen die Widerspenstigen Klage erhob, machte die drohende Reichsacht die Trotzigen doch betroffen. Solchen Ernstes, solch besonnener Thatkraft hatten sie sich nicht versehen; sie suchten daher eine Verständigung. Es kam ein Vergleich zu stande, wonach ihnen die verpfändeten Städte und Schlösser bis auf weiteres gelassen, dem Burggrafen aber als Landesverweser die Huldigung geleistet wurde, auch die künftige Einlösung der Pfandschaften gestattet sein sollte. Allein die versöhnliche Haltung des Hohenzollern vermochte den Widerstand nicht zu brechen. Auch nach der Huldigung hauste die ritterschaftliche Partei in der alten Weise. Als der Burggraf gegen das feste Schloß Trebbin rückte, von wo aus die Maltitz Raubzüge in die Nachbarschaft zu unternehmen pflegten, bot er auch seine neuen Vasallen, die Quitzow, Bredow, Arnim, Stechow u. a. auf. Diese machten aber vom burggräflichen Lager aus einen neuen Einfall ins Magdeburgische. Bald schloß sich ihnen auch Kaspar Gans an; die Klagen des Erzbischofs und die Mahnungen des Burggrafen blieben unbeachtet. Da mußte mit Ernst eingeschritten werden. Beide schlossen ein Bündnis wider die Quitzow und Wichard von Rochow und rückten dann, von Herzog Rudolf von Sachsen unterstützt, vor die festen Schlösser. Friesack, Golzow, Plaue, Beuthen und andre Burgen der trotzigen Raubritter erlagen dem groben Geschütz, „den großen Büchsen" der Belagerer. Auch in der Altmark demütigten sich die Herren bald: sie waren gewaltig erschrocken, als dem Gebhard von Alvensleben Schloß und Vogtei Gardelegen weggenommen wurde; jetzt fand sich die altmärkische Mannschaft, die Vorstel, Bismarck, Itzenplitz, Dietrich von Runtdorf, zum Ehrengeleit des Burggrafen ein. Die Vermessenheit der gewaltthätigen Ritter war arg zu schanden geworden. Kaspar Gans und Hans Quitzow lagen gefangen, Dietrich Quitzow war landesflüchtig. Wichard Rochow irrte unstät umher. Die zuchtlose, entartete Ritterschaft hatte endlich den Mann gefunden, der sie zu bändigen den Willen und die Kraft hatte. Nah und fern pries man den Burggrafen, der gegen das Unwesen so gewaltig eingeschritten; denn weithin war der märkische Adel in schlimmem Ansehen. Durch die Mark kommt keiner ungefährdet, und

Bewältigung des Widerstandes.

8. Dez. 1413.

Febr. 1414.

wenn er sicher durch ganz Deutschland gezogen ist, sprach man früher. Dem war jetzt ein Ende gemacht.

Der märkische Landfrieden. 20. März 1414. Als der Burggraf den Widerstand des unbotmäßigen Adels niedergeschlagen, die festen Schlösser mit stürmender Hand genommen hatte, versammelte er die geistlichen und weltlichen Herren, die Mannen und Städte der Mark zu Tangermünde. Das Rechtsverfahren gegen die Friedensbrecher, die Quitzow, Rochow und ihren Anhang, war die erste Aufgabe des Landtags. Die Schuldigen wurden aller ihrer Lehen für verlustig erklärt. Alsdann erließ der Burggraf mit Genehmigung der Stände ein Landfriedensgesetz. Jedermann, hieß es, soll inner- und außerhalb des Landes unsern Frieden stets fest und unverbrüchlich halten. Wer unser, unsrer Lande oder eines der Unsrigen Feind ist, dem sollen alle andern Feind sein, niemand soll ihn geleiten oder schützen, hausen und hegen, mit ihm verkehren oder Frieden mit ihm halten. In dem Landfrieden wurde die landesherrliche Autorität über die nach Geltung ringenden unberechtigten Selbstherrlichkeiten nachdrücklich hervorgehoben, die territoriale Zusammenfassung der mehr und mehr selbständig gewordenen Gewalten ausgesprochen. Jede Selbsthilfe wird streng untersagt und damit dem Raub- und Fehdewesen ein Damm gesetzt; die redliche Bestellung der Gerichte allen, die solche innehaben, zur strengsten Pflicht gemacht. Der erste, welcher die Kraft des neuen Landfriedens zu fühlen hatte, war ein hochgestellter märkischer Vasall, Werner von Holzendorf. Er gab dem flüchtigen, friedbrüchigen Dietrich von Quitzow, dem offenen Feind seines Lehnsherrn, Herberge. Dafür ward er durch einen Urteilsspruch nach Lehnsrecht seines Lehnsgutes für verlustig erklärt.

Abzug Friedrichs aus der Mark. Den Burggrafen riefen nach zweijähriger Waltung die Geschäfte des Reichs und die Mahnungen Siegmunds aus Brandenburg. Wie viel hatte doch der besonnene, kräftige Mann in kurzer Zeit erreicht. Die trotzigen Schloßgesessenen waren gerichtet oder gedemütigt; die Pfandschaften befanden sich großenteils in seiner Hand. Recht und Gesetz, Ordnung und Obrigkeit fanden endlich wiederum Geltung. Mit den meisten Nachbarn bestand ein gutes Einvernehmen. Jetzt konnte der Bürger die Waffen niederlegen und wieder seinem Gewerbe nachgehen, der Bauer seine niedergebrannte Hütte wieder aufrichten und den Acker bestellen, der Handelsmann ungefährdet die Straße ziehen. Das „halbverlorne" Land ward durch des ersten Hohenzollern Thätigkeit gerettet und einer glänzenden Zukunft entgegengeführt. Aug. 1414. Als der Burggraf die Marken verließ, legte er die Statthalterschaft in die Hände seiner Gemahlin Elisabeth und stellte ihr den Johann von Waldow, welchen er nachher zur bischöflichen Würde in Brandenburg beförderte, als „obersten Befehls- und Gewalthaber der Mark" zur Seite. Durch Verträge mit Ulrich von Mecklenburg und den Herren von Werle suchte er das Land gegen feindliche Angriffe, insbesondere der „jungen Herren" von Stettin (S. 16) sicherzustellen. Diese, die den fehdelustigen Dietrich von Quitzow bei sich aufgenommen, benutzten die Abwesenheit des Burggrafen zu erneuten Einfällen in die Marken und drangen verheerend bis in die Nähe von Berlin vor. 10. Mai 1415. Erst als der König die Acht über die Stettiner Herzöge aussprach und der Fall des Habsburgers (VIII, 221) bewies, daß es wieder eine Obrigkeit im Reich

gebe, eilten sie, Waffenstillstand und Aufschub der Achtsvollstreckung nachzusuchen.

Wir haben gesehen, wie thätig sich alsbald der Hohenzoller der Reichsgeschäfte annahm, von wie großer Wirksamkeit sein Auftreten war, welche Rolle er auf dem Konzil zu Konstanz spielte (VIII, 229, 233). Es war ein Zeichen der königlichen Anerkennung seiner Verdienste, zugleich die Ausführung eines lange bestehenden Planes, daß Siegmund daselbst die Mark Brandenburg nebst der Kur- und Erzkämmererwürde erblich mit dem Vorbehalt der Wiedereinlösung durch Zahlung der auf 400,000 Gulden erhöhten Summe dem Burggrafen übertrug „mit gutem Rat der Mehrzahl der Kurfürsten, auch viel andrer Fürsten, Grafen, Edler und Getreuen in der Absicht, daß der Friede und die Besserung, welche die Mark und deren Bewohner in den Zeiten von Friedrichs Hauptmannschaft gewonnen, erhalten bleibe und zunehme und die Mark nicht unsere Abwesenheit entgelte“. Erhebung des Burggrafen zur kurfürstlichen Würde. 30. April 1415.

Es lag in diesem Akt die Anerkennung Siegmunds, daß er in dem Hohenzollern die feste Stütze seines Königtums und der Herstellung der Reichsgewalt sah. „Daß Friedrich in dem letzten Versuch, das Reich deutscher Nation als einen Staat zu begreifen, zu ordnen, monarchisch zusammenzuhalten, und daß er zum Zweck dieser großen nationalen Reform in des Reichs innersten Rat und das hohe Fürstenamt der Markgrafschaft berufen worden, hat auf ihn und sein Haus Gebiete, Rechte, Ansprüche gebracht, die fort und fort auf die Gründe zurückweisen, die die Übertragung veranlaßten und in denen dies Haus gleichsam seinen Rechtstitel hat.“

Als vollberechtigter Kurfürst kehrte Friedrich in die Mark zurück und nahm die Erbhuldigung der Stände entgegen. Mancherlei Anliegen warteten hier seiner. Noch ritt Dietrich von Quitzow flüchtig umher und suchte dem Markgrafen Gegner zu bereiten Noch herrschten in den Grenzlanden Fehden genug, so zwischen Herzog Ulrich von Mecklenburg-Stargard und den Herren von Werle, die beide in märkischem Dienstverhältnis standen. Noch waren viele Rechte und Besitzungen dem Kurfürstentum nicht zurückgewonnen. Friedrich wählte auch jetzt den Weg der Unterhandlung und des Vertrags. Auf einem Tag zu Perleberg wurde die Fehde zwischen den Herren von Werle und den Fürsten von Schwerin, Stargard, Stettin gesühnt und die streitigen Punkte schiedsrichterlicher Entscheidung anheimgegeben. Man gewöhnte sich jetzt in jenen Gegenden, in dem Markgrafen den Vertreter des Friedens und der Obrigkeit zu sehen und zu achten, der kraft seiner oberherrlichen Stellung den Beruf hatte, die streitenden Parteien auszugleichen und das Recht zu wahren. Fort und fort mehrte sich die Hingebung für ihn in den Marken; nicht nur Prälaten und Städte, auch die Mannschaft wußte er durch freigebige Gunstbezeugungen zu gewinnen. Seinen alten Gegnern, Wichard von Rochow, Kaspar Gans, Gebhard von Alvensleben, gab er die entzogenen Besitzungen zurück. Rückkehr des Markgrafen Friedrich nach Brandenburg. Okt. 1415. 7. Mai 1416.

Unterhandlungen mit Wenzel. Der Aufenthalt Friedrichs in der Mark währte nicht lange; schon im folgenden Jahr war er wieder im Süden. In Prag verhandelte er mit König Wenzel, teils um die nach den Konstanzer Ereignissen aufs neue eingetretene Spaltung der Brüder auszugleichen, teils um Wenzels Beistimmung zu der Übertragung der Mark zu erlangen. Das luxemburgische Haus besaß unbestreitbare Anrechte auf Brandenburg, und außerdem war durch Karl IV. mit Zustimmung der beiderseitigen Stände eine Union zwischen den Marken und der Krone Böhmen errichtet worden, die nach Aussterben des luxemburgischen Hauses nicht erlosch. Auch als Kurfürst des Reichs hatte der böhmische König seinen Willebrief, der allein noch fehlte, zu jener Übertragung zu erteilen. Die Versöhnung der beiden Brüder herbeizuführen gelang jedoch dem Markgrafen besser, als die Einwilligung Wenzels und der böhmischen Stände zu erlangen. In dieser Hinsicht scheinen die Unterhandlungen ohne Ergebnis geblieben zu sein, was, wenn auch rechtlich von einiger Bedeutung, doch auf die Sache des Kurfürsten keinen Einfluß äußerte.

Friedrichs Belehnung und Reichsverweserschaft. 18. April 1417. 2. Okt. 1418. Gegen Ende des Jahres traf der Markgraf wiederum in Konstanz ein. Hier fand die feierliche Belehnung mit der Mark und Kurwürde statt. Ein weiteres bedeutsames Zeichen, wie sehr Siegmund der Kraft dieses Fürsten vertraute, wie er in ihm seine festeste Stütze erkannte, war dessen Einsetzung zum Statthalter und Verweser des römischen Reichs in deutschen Landen (VIII, 237). Friedrich nahm die Würde an, trotzdem sie viel Mühe und Arbeit und wenig Dank versprach. Kräftig hat er sein ganzes Leben für die Einheit des Reichs und die Stärkung des Kaisertums gekämpft. Siegmund scheint sich mit dem Plan getragen zu haben, dereinst die römische Königskrone auf das Haupt des Markgrafen zu setzen. Schon in der Verpflichtungsurkunde, die Friedrich nach Übertragung der Markgrafschaft ausstellte (3. Mai 1415), war von dem Fall die Rede, daß er mit des Königs Geheiß, Gunst und Willen römischer König werden sollte. War ja doch das luxemburgische Haus seinem Aussterben nahe, und kein andrer Fürst stand Siegmund näher als der Hohenzoller. Aber freilich kamen unter den Wirren und Stürmen der folgenden Zeit diese Pläne nicht zur Ausführung.

c. Kurfürst Friedrich I. und seine Nachfolger.

Der Bund gegen den Markgrafen Friedrich. Während der Hohenzoller, von den mannigfachsten Geschäften im Reiche zurückgehalten, sich wenig um die Mark kümmern konnte, war hier seine landeshoheitliche Stellung mancherlei Gefahren ausgesetzt. Die pommerschen Herzöge von Stettin, deren Lehnsabhängigkeit von der Mark in Konstanz ausgesprochen worden war, verbanden sich mit den mecklenburgischen Fürsten von Schwerin und Stargard, die auf die Priegnitz Ansprüche machten. Ihnen gesellte sich Balthasar von Werle (von Wenden) zu, mit dem sein Haus aussterben sollte. Er zerriß den früheren Lehnsvertrag mit dem Markgrafen und schloß eine Erbverbrüderung mit den Schwerinern. Auch Sachsen-Lauenburg und zwei braunschweigische Herzöge wurden für den Bund der „niederländischen" Herren gewonnen. Schon kam es wieder zum Krieg und Herzog Johann von Stargard
1419.

geriet in Gefangenschaft. Die Stadt Prenzlau wurde von den Verbündeten genommen. Erst als Markgraf Friedrich selbst herbei eilte, den Mecklenburgern zwei Schlösser entriß, die Pommern und Polen bei Ketzer-Angermünde aufs Haupt schlug, wo sich im heißen Streite Kaspar Gans auszeichnete, wurde der gefährliche Nordische Bund, dem Polen und Dänemark die Hand reichten, gesprengt. Mit Pommern und Mecklenburg wurde ein dreijähriger Waffenstillstand geschlossen. Das Bündnis des Markgrafen mit Friedrich dem Streitbaren von Meißen und Herzog Albrecht von Sachsen sollte die hohenzollernsche Herrschaft in Brandenburg vor neuen Gefahren sicherstellen. 27. März 1420. 3. Dez. 1420.

Friedrichs Verhältnis zu Siegmund.

Wir haben die Thätigkeit Friedrichs als Reichsverweser in den deutschen Angelegenheiten, insbesondere auch in den hussitischen Stürmen kennen gelernt (VIII, 255. 260. 268). Anstatt, wie andre Fürsten, seine Landeshoheit auszubilden, seine eigne Macht zu befestigen und zu erweitern, hat er zeitlebens eine unermüdliche Thätigkeit in den Geschäften des Reichs entfaltet. Bei allen Vorgängen von Bedeutung begegnet uns sein Name. Sein Verhältnis zu König Siegmund ging jedoch bald in Spannung über. Den Hussiten gegenüber riet er zur Nachgiebigkeit, während Siegmund sie mit Waffengewalt bezwingen wollte. Die Niederlage des Königs, welche dieser der lauen Unterstützung Friedrichs beimaß, erzeugte Mißstimmung zwischen beiden; diese stieg, als, trotz Siegmunds Abraten, der Markgraf seinen zweiten gleichnamigen Sohn mit Hedwig, der Tochter des polnischen Königs Wladislaus, verlobte, mit der Anwartschaft auf die polnische Krone, falls Wladislaus, ohne männliche Nachkommenschaft stürbe, und zugleich mit demselben und dem Großfürsten Witold von Litauen ein Bündnis gegen die deutschen Herren einging, um den Orden zur Herausgabe der verpfändeten Neumark zu nötigen. Allein dieser behauptete, daß das Recht der Wiedereinlösung keinem andern Besitzer von Brandenburg als den Luxemburgern zustehe. Wie tief die Kluft zwischen den beiden alten Freunden geworden, zeigte sich bei Erledigung des Kurfürstentums Sachsen (1422); Siegmund trat den Ansprüchen und Hoffnungen des Hohenzollern entgegen und entschied zu gunsten Friedrichs des Streitbaren von Meißen. Die feindliche Gesinnung Siegmunds zeigte sich ferner darin, daß er den gesprengten Nordischen Bund herzustellen bestrebt war: die pommerschen und mecklenburgischen Herzöge waren stets bereit sich in Verbindungen gegen den Markgrafen einzulassen. Der dänische König stand inmitten dieser Pläne, mit dem König von Polen wurde eifrig unterhandelt. Die Verdächtigungen und Verleumdungen Ludwigs des Bärtigen von Bayern-Ingolstadt, der in heftigem Streit mit dem Brandenburger lag, schürten die Mißstimmung zwischen Siegmund und dem Markgrafen. 8. April 1421.

Neuer Ausbruch des Kriegs. 1425.

Bald brach der Krieg mit den pommerschen und mecklenburgischen Herzögen aufs neue aus. Diese nahmen Prenzlau und verheerten die Ukermark; vor den Mauern von Prenzlau und dem Schloß Vierraden brach sich die Kraft des Markgrafen. Es regte sich in den Marken eine Mißstimmung gegen den Herrn, der über der großen Reichspolitik sein Land vernachlässigte. Auf dem Landtag zu Rathenow übertrug er die Regierung seinem Sohn Johann, um nach Wien zu eilen und mit dem König eine Verständigung zu suchen. Markgraf Johann besaß nicht die Kraft und Umsicht des Vaters. Das straffe Regiment in der Mark, wie es der erste Hohenzoller begründet, begann sich zu lockern. Die Schloßgesessenen fielen wieder in die alte Gewohnheit der Selbsthilfe und 13. Jan. 1426.

Stimmung im Lande.

Fehden zurück und machten wieder Krieg und Frieden auf eigne Hand. Die Geldverlegenheiten des Markgrafen führten zu neuen Verpfändungen. In den Städten regte sich tiefe Mißstimmung. Sie traten in Bündnisse zusammen, um Frieden und Sicherheit zu wahren. An ihren festen Mauern brach sich die wilde Kraft der Hussiten, die widerholt in die Marken einfielen. Und wie Brandenburg im Innern an schweren Mißständen krankte, sank auch nach außen Macht
7. Sept. 1429. und Einfluß. Die Neumark ward dem Deutschen Orden vom König Siegmund, der auf sein Wiederkaufsrecht verzichtete, erb- und eigentümlich übertragen. Die Besitzungen des letzten Herrn von Werle, des Fürsten von Wenden († 1436), gingen trotz der Einsprache des Kurfürsten an Mecklenburg verloren. Welche Stellung hätte das Kurfürstentum im Norden einnehmen können, hätte nicht der Markgraf in den ungedeihlichen Anliegen des Reichs seine Kraft zersplittert.

Die Erbteilung. 7. Juni 1437. Es war wohl neben der Sorge für seine Söhne die Hoffnung, mit der Entfernung Johanns möchte eine Besserung in den Zuständen der Mark eintreten, was den alten Hohenzollern zu einer Erbteilung bewog. Die fränkischen Länder, wo trotz der Fehden mit benachbarten Herren und Fürsten, insbesondere Ludwig dem Bärtigen, geordnetere Zustände herrschten und das landesherrliche Regiment auf festerer Grundlage ruhte, und die Marken sollten danach getrennt vererbt werden, doch so, daß mittels Belehnung zur gesamten Hand die gegenseitige Succession gesichert blieb. Die fränkischen Lande kamen an Johann und Albrecht, welcher den ansbachischen Teil erhielt; die andern Söhne, beide Friedrich genannt, sollten in den Marken nachfolgen, doch so, daß diese noch sechzehn Jahre nach des Vaters Tod ungeteilt blieben. Ein seltenes Beispiel in damaligen Fürstenhäusern, daß eine solche Erbteilung ohne Hader vollzogen
20. Sept. 1440. ward. Auch als der Vater die Augen geschlossen hatte und im fränkischen Kloster Heilsbronn bestattet war, hielten die Brüder fest und treu zu einander. Der alte Markgraf erlebte noch den Tod Siegmunds, die Erhebung Albrechts und Friedrichs III. „Seine Zeit war vorüber; was er gewollt und gehofft, war mit der Wahl Friedrichs III. für immer erlegen. Mochten die Söhne lernen, in dem verwandelten Reich ihre Stellung zu nehmen; mochten sie ihre junge Kraft spannen, nachzuholen, was er, für die Monarchie und Einheit des Reichs ringend, an dem Eignen versäumt hatte.“ Seine Pläne auf Herstellung des Reichs waren vor den widerstrebenden Gewalten ebenso zerronnen, wie die nahen Aussichten, er oder einer seines Stammes werde mit der deutschen Königskrone geschmückt werden. Seine Schöpfung in der Mark aber blieb bestehen und ging unter tüchtigen Nachfolgern einer ruhmreichen Zukunft entgegen. In Friedrich I. erkennen wir einen politischen Genius ersten Ranges, urteilt Ranke, ebenso rasch an Ideen, wie voll von Talent, sie auszuführen immer nach den wechselnden Umständen und Erfordernissen. Wenngleich sein lebenlang mit Krieg und Politik beschäftigt, hatte er sich doch die ganze Bildung seiner Zeit angeeignet.

Mit Geschick und Kraft nahm sich Friedrich II. der schwierigen Verhält-

nisse in den Marken an. Das mächtige selbstbewußte Gemeinwesen der Zwillings- Kurfürst Friedrich II.
städte Berlin und Köln wurde gänzlich umgestaltet, die gemeinschaftliche Ver- 1440–1470.
waltung aufgehoben, den Geschlechtern das Regiment entzogen, durch Anlegung 1442.
einer festen Burg an der Spree die Bürger in Unterwürfigkeit gehalten. Ver-
gebens suchten sie später das Joch abzuschütteln. Weithin machte die Demüti- 1448.
gung von Berlin Aufsehen, ein solcher Sieg der landesherrlichen Hoheit über das städtische Selbstregiment war ein ungewohntes Ereignis. Seinem kräftigen Auftreten damals verdankte der Markgraf wohl den Beinamen „mit dem eisernen Zahn". Nicht minder war er bedacht, den Adel in den gebührenden Schranken zu halten, seinem „Selbstrecht" zu wehren, die in Roheit und Sittenlosigkeit entartete Geistlichkeit zu bessern; als er zum Lohn für seine Haltung gegen das Baseler Konzil die Besetzung der drei märkischen Bistümer an sich brachte, wuchs sein Einfluß auf die Landeskirche. In dem neugestifteten (1440) Schwanenorden wollte er dem verwilderten märkischen Adel ein Vorbild echten christlichen Rittertums geben. Überall bewährte sich Friedrich II. als einsichtigen, wohlgesinnten Fürsten. Nach erreichbaren Zielen strebend, that er weder für das Reich noch für die Kirche viel. Ein Freund des Friedens, stetig, sicher und gemäßigt fortschreitend, war er der Mann, die erschütterte landesherrliche Stellung zu befestigen. Für weitführende unfruchtbare Aussichten, wie die polnische Königskrone, mochte er seine Kraft nicht einsetzen. Wo sich aber in der Nähe Gelegenheit bot, das markgräfliche Gebiet zu erweitern, griff er eifrig zu. Durch Kauf brachte er Teile der Lausitz als böhmische Lehen an sich, wenn er gleich die ihm übertragenen Pfandrechte der Brüder von Polenz nicht zu behaupten vermochte. Wichtiger war die Erwerbung der Neumark von dem hart bedrängten Deutschen Orden. Der Pfandbesitz (1454) ging mit der Zeit in wirkliches Eigentum über und sicherte diese Gegenden der hohenzollernschen Herrschaft und deutschem Wesen. Nicht so erfolgreich war das Streben des Markgrafen nach
Pommern. Als mit Otto III. das herzogliche Haus von Stettin ausstarb und 1464.
Schild und Helm des Geschlechts in die Gruft geworfen wurden, zum Zeichen, daß der Stamm erloschen, sprang einer nach, holte das Wappen wieder hervor und sprach: „Nicht also, noch haben wir erbliche geborne Herrschaft, die Herzöge von Pommern-Wolgast, denen gehört Schild und Helm zu!" Die beiden Brüder Erich II. und Wratislaus X. nahmen Besitz von dem Erbe, der Brandenburger machte alte Erbverträge geltend. Von Verhandlungen griff man zu den Waffen; die Grenzländer wurden arg verheert, aber zur Entscheidung kam es nicht. Diese Mißerfolge und der Tod seines letzten Sohnes gingen dem alten
Herrn sehr nahe und brachen seine Kraft und Lebenslust. Da trat er die Regie- 1470.
rung seinem kräftigeren Bruder Albrecht ab und zog sich ins Frankenland zu- 10. Febr.
rück; auf der Plassenburg ist er im nächsten Jahr gestorben. 1471.

Wir werden den streitbaren Markgrafen Albrecht, der jetzt mit seinem Albrecht Achilles.
fränkischen Besitz Brandenburg vereinigte, in seinen ritterlichen Kämpfen im 1470–1486.

Süden noch kennen lernen. Damals hatte das jugendliche Feuer bei dem alternden Fürsten schon ausgetobt. Er sandte seinen Sohn Johann als Statthalter in die Marken; nur vorübergehend kam er selbst dahin, noch waren die Hohenzollern fremd im Land, und die fränkische Heimat war ihnen lieber. Hier hatte Albrecht eine prunkvolle weitberühmte Hofhaltung, Turniere und glänzende Feste gefeiert, dort in dem armen Land, unter dem rohen märkischen Junkerstand war das ganz anders. Der junge Markgraf Johann war stets in finanziellen Nöten; ihm fehlten oft die Mittel, einen vornehmen Gast zu bewirten, selbst seine Hochzeit mußte er aus Mangel an Geld verschieben. Die Landstände waren schwierig in Bewilligung und es gab mancherlei Zwist. Man murrte, daß man für die Bestätigung der Urkunden Geld bezahlen sollte, daß die Städte, wenn der Hof zur Huldigung erschien, das kurfürstliche Gefolge freihalten mußten; wegen der Schulden aus dem letzten pommerschen Krieg kam es zu unerquicklichen Streitigkeiten mit den Ständen. Auch nach außen gab es viel zu raten und zu sorgen. Die kaiserlichen Urkunden, die der Markgraf in betreff Stettins mitbrachte, machten wenig Eindruck; die Herzöge von Wolgast blieben im Besitz des Landes,
1472. verstanden sich jedoch zur Lehnshuldigung an Brandenburg. Dennoch blieben die pommerschen Angelegenheiten noch lange der Same der Zietracht.

Größere Erfolge errang Brandenburg in den schlesischen Verwickelungen. Albrecht vermählte seine Tochter Barbara, noch ein Kind, mit Herzog Heinrich von
1476. Glogau. Nach dem Tod des schwächlichen Fürsten sollte das Land der Witwe als Pfand für die Mitgift anheimfallen. Aber es traten noch mehr Bewerber auf, der Vetter des Verstorbenen, Herzog Hans von Sagan, die Könige Matthias von Ungarn und Wladislaus von Böhmen als oberste Lehnsherren. Es kam zum Krieg, und der Kurprinz Johann geriet arg ins Gedränge durch Herzog Hans. Der Markgraf Albrecht mußte selbst zu Hilfe eilen. Das Ende der Verwickelung war, daß sich Herzog Hans in
1482. Glogau behauptete, einige Städte aber, Krossen, Schwiebus, Züllichau als Pfandschaft an Barbara und das Haus Brandenburg überlassen wurden. Sie wurden nie eingelöst und später als schlesisches Lehen dem Kurhaus einverleibt.

So wuchs fort und fort das brandenburgische Gebiet. Um die Zukunft seines Hauses sicherzustellen und der Zersplitterung des Erbes, welche andre Fürstenhäuser zu Grund gerichtet, Einhalt zu thun, erließ Albrecht ein wichtiges
24. Febr. 1473. Hausgesetz: immer dem Erstgebornen sollten die Kurlande zufallen, die Marken auf ewige Zeiten ungeteilt sein; in den fränkischen Landen sollte es nur zwei regierende Herren des Hauses geben, zu Ansbach und zu Baireuth, auch diese Gebiete sollten ungeteilt sein, jüngere Söhne mit Geld abgefunden werden. So wurden die hohenzollernschen Lande den ewigen Erbhändeln und Teilungen entzogen, dem Fürstengeschlecht selbst eine starke, einige Landesherrschaft gesichert.
11. März 1486. Als der greise Albrecht ins Grab sank, folgte sein Sohn Johann in der Kurmark, Friedrich und Siegmund in Franken.

Markgraf Johann Cicero. 1486–1499.

Markgraf Johann, wohl wegen seiner Fertigkeit im Lateinischen „Cicero“ genannt, hatte von des Vaters energischer Thatkraft und kühnem Mut wenig ge-

erbt; an gelehrten Kenntnissen und wissenschaftlicher Bildung aber ragte er unter
den Fürsten damaliger Zeit hervor. Er legte den Grund zu der ersten Hoch-
schule in der Mark, zu **Frankfurt** an der Oder, die nach seinem Tode einge- 1506.
weiht wurde. Zu den Geschäften des Kriegs und der vielverschlungenen Politik
aber hatte der kränkliche, schwerfällige Mann kein Geschick. Herzog **Bogislaw X.**
von **Pommern**, der mit Hilfe eines Bauern, Hans Lange, seiner verwitweten
Mutter die Herrschaft entrissen und nach Aussterben der anderen Linien das ganze
Land vereinigte, durfte sein Regiment befestigen und die Lehnsabhängigkeit zu
Brandenburg lockern. Der Markgraf sprach den stolzen Nachbar förmlich seiner 1493.
Lehnspflicht ledig gegen die Zusage der Erbfolge beim Aussterben des pom-
merschen Mannsstammes und gab noch dazu fast alle pommerschen Erwerbungen
des Vaters zurück. „Das fürstliche Selbstgefühl, die Hohenzollernhärte“ war
nicht in ihm. Noch in rüstigen Jahren starb Johann Cicero; ihm folgte sein 9. Jan. 1499.
Sohn **Joachim** in den Marken, der jüngere, Albrecht, trat in den geistlichen
Stand und wurde später Erzbischof von Magdeburg und Mainz. — Joachim Joachim I. Nestor.
teilte die gelehrten Liebhabereien seines Vaters, insbesondere war er der Stern- 1499—1535.
deuterei zugethan. Dabei entfaltete er eine rühmliche und energische Thätigkeit,
die öffentliche Sicherheit im Lande zu schirmen, Recht und Ordnung einzu-
bürgern. Noch immer galt Raub und Überfall, das „Stegreifreiten“ für ein er-
laubtes Vorrecht des Adels. Damals betete das arme Landvolk: „Vor den
Köckeritz und Lüderitz und vor den Kracht und Itzenplitz behüt uns lieber Herr
Gott.“ Wagte doch ein Junker von Otterstedt dem Kurfürsten selber im Köpe-
nicker Walde aufzulauern. Gegen diese schritt Joachim mit Strenge ein; viele
adlige Räuber, selbst ein Herr von Lindenberg vom markgräflichen Hofe, mußten
mit dem Leben büßen. Dabei suchte er der sinkenden Blüte der Städte aufzu-
helfen, schränkte Luxus und Unmäßigkeit ein, förderte durch Gründung des
Kammergerichts, des obersten Gerichtshofs in den Marken, die Rechtspflege,
ordnete durch die Constitutio Joachimica die Erb- und Familienrechte nach 1527.
römischen Rechtsgrundsätzen. Auch die finanziellen Mißstände wurden gebessert;
die Stände gewährten die Forterhebung der Biersteuer und auf acht Jahre eine
Grundsteuer. Nach außen wurde Brandenburg wiederum erweitert; der Deutsche
Orden entsagte allen Ansprüchen an die Neumark, das Land der Grafen von Lindow
und Ruppin kam nach deren Aussterben an die Markgrafschaft, kleinere Er- 1524.
werbungen nicht zu nennen. Recht und Verwaltung gediehen unter Joachims
Schutz, dabei aber that er einer blutigen Judenverfolgung nicht Einhalt. Da-
mals nahm das Brandenburgische Haus eine hervorragende Stellung ein:
Joachim selbst war in seinen Erblanden angesehen und gefürchtet; sein Bruder,
Erzbischof Albrecht von Mainz, saß neben ihm im Kurfürstenkollegium und war
Reichskanzler; sein Vetter Albrecht war Hochmeister des Deutschen Ordens. Aber
es geht ein unliebenswürdiger, engherziger Zug durch Joachims widerspruchs-
volles Wesen. Er liebt selbst Glanz und Üppigkeit und eifert bei andern

dagegen, er ist hochgelehrt, zeigt einen klaren praktischen Verstand und hängt an albernen Sterndeutereien, er bekämpft die Auswüchse des mittelalterlichen Lebens, befördert neue Rechtsanschauungen und verabscheut die neue lutherische Lehre; während er sein Weib Elisabeth, die Tochter Johanns II. von Dänemark, eine Nichte Friedrichs des Weisen von Sachsen, um ihres Glaubens willen in die Fremde treibt, will und kann er doch in seinem Lande die Ausbreitung der Reformation nicht hemmen.

2. Der Ordensstaat Preußen.

a. Blüte des Ordensstaats.

Lage des Ordens zur Zeit der Verlegung des Hauptsitzes nach der Marienburg. 1309.

Als der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen (VII. 287) das Haupthaus von Venedig nach Marienburg an der Nogat verlegte, sagte sich der Deutsche Orden von seinem überlebten idealen Ziele los und widmete sich ausschließlich seinem staatlichen Beruf in der Leitung der Ordensschöpfung an der Ostsee. Als Feuchtwangen in die Marienburg einzog, schloß sich diese zum Ordensstaat ab, der sich schnell zu hoher Blüte und Größe erhob; als sein Nachfahr das Haupthaus verließ, war der Orden gebrochen und verdorrt. Akkon, Marienburg, Königsberg — und endlich Mergentheim, an diese vier Namen knüpft sich die Geschichte des Deutschherrenordens: einst Krankenpfleger und Kreuzfahrer, dann Staatengründer und Herrscher in Stolz und Größe, wie in Schmach und Verfall, endlich ein schwaches Epigonengeschlecht mit erstorbenen Formen und lächerlichem Gebahren.

Gegensatz zu Polen und Litauen.

Zur Zeit, da der Hochmeister in die Marienburg einzog, war die Lage des Ordens ernstlich gefährdet. Die Verwickelungen mit Polen und Litauen begannen, aus denen ein Kampf von zwei Jahrhunderten hervorging. Das heidnische Litauervolk und der geistliche Ritterstaat, dem sein Gesetz den Glaubenskrieg gebot, waren unversöhnliche Gegensätze, und als der Orden mehr und mehr um sich griff, als auch in Polen ein starkes und selbstbewußtes Regiment erstand und der slawische Volksgeist sich mächtig regte, mußten diese beiden Gewalten in einem Kampf auf Tod und Leben aneinander prallen. Mit dem Besitz von Preußen war der vordrängenden Herrschaft des Ordens keine Grenze gesteckt. Es war nicht bloße Herrschsucht, es lag in der Natur des neugegründeten Germanentums, daß es seine Arme weiter und weiter über slawische und halbdeutsche Gebiete ausstreckte, daß es den Keil, der sich zwischen die Ordensländer drängte, auszureißen strebte.

Erwerbung von Pommerellen.

Wir haben bereits (VIII, 455) dargestellt, wie der Orden das Land links von der Weichsel, Pommerellen mit der reichen Handelsstadt Danzig und den festen Orten Dirschau und Schwetz in Besitz nahm, nachdem verschiedene Erwerbungen, Ankäufe, Schenkungen seine Herrschaft vorbereitet hatten und wie

König Wladislaus Lokietek, der das unredliche Verfahren nicht vergessen konnte, mit den Litauern einen Bund einging und diesen gefährlichen Feind wider die Ritter unter die Waffen rief. Die zersplitterte Volkskraft der Litauer, die Litauen. schon mehrfach Polen gegen den Orden unterstützt hatten, begann sich eben zusammenzuschließen, indem die Teilfürstentümer in einem Großfürstentum aufgingen und starke, verschlagene und entschlossene Fürsten an die Spitze traten. Seit Fürst Witen von seinem Stallmeister (nach andern Angaben seinem Sohn) Gedimin erschlagen ward, dieser den blutbefleckten Thron bestieg und sich mit 1315. dem Polenkönig Wladislaus Lokietek verband (VIII, 548), wurde der Kampf mit dem Orden wilder und erbitterter: Burgen werden erobert, die Mannschaft erschlagen oder unter den Trümmern begraben, gefangene Ordensbrüder den heidnischen Götzen geschlachtet, Felder, Dörfer und Städte mit Feuer verheert, das Volk gemordet, mißhandelt, fortgeschleppt, lange Jahre hindurch wiederholt sich dasselbe trostlose Schauspiel. Zu den Ordensbrüdern gesellten sich fremde Kreuzfahrer und die „Strutter", Freibeuter, die im Gefolge der Ritter ihr räuberisches Kriegshandwerk trieben. Jahraus, jahrein zogen edle Gäste ins Preußen- Kreuzfahrer in Preußen. land. Ritterliche Thatenlust und Abenteuersucht, die einst zum Heil. Grab gezogen, fand jetzt ihr letztes Feld der Thätigkeit in den Heidenkämpfen im Osten. Als Halbbrüder des Ordens fühlten sich selbst Könige geehrt; in Preußen die Sporen zu erwerben, lockte den fehdelustigen prunksüchtigen Sinn des deutschen Adels, der hier allein noch echtes Rittertum zu finden glaubte. König Johann von Böhmen zog wiederholt an die Ostsee; die Heidenfahrt in dem rauhen Lande mit der schneidenden Luft kostete ihm ein Auge. So entarteten auch diese Züge mehr und mehr in rohe Rauflust, wüste Abenteuersucht und renommierende Prahlerei.

Ein Bild dieses Treibens gibt der Dichter Peter Suchenwirt, der Herzog Albrecht III. von Österreich (1377) begleitete. Er weiß viel zu erzählen von Ritterschlägen, Lustbarkeiten und trefflicher Bewirtung, da man aus goldenen Bechern istrischen Rainfall und Lautenburger aus Krain trank, von reichen Geschenken und hohem Glanz. An dem Ehrentisch in Preußen gesessen zu haben, war in der ganzen Ritterwelt ein Ruhm. Dann zog man ins Heidenland, wo den Gästen im Schneewind und den dicken Wäldern das Lachen verging. Damals sahen sie kein feindliches Heer, führten den Krieg, wie der ehrliche Dichter sagt, gegen die litauischen Weiber und Kinder, brannten etliche Dörfer nieder, kehrten dann hochgeehrt heim und „erzählten von der Herrlichkeit in Preußen und von dem Kampfe mit den schrecklichen Heiden".

Unter einer Reihe begabter und kräftiger Hochmeister stieg der Ordensstaat allmählich zur baltischen Großmacht auf: Siegfried von Feuchtwangen, Feuchtwangen. Karl Beffart von Trier, Werner von Orselen. Der letzte nahm eine 1309—1311. Beffart. Umgestaltung der alten Statuten der Hospitalbrüderschaft nach den veränderten 1311—1324. Orselen. Anschauungen und politischen Gesichtspunkten vor und faßte neben den kriege- 1324—1330. rischen Aufgaben seines Amtes auch die friedlichen ins Auge, die Fürsorge für das Wohl seiner Untergebenen, für Landeskultur, für Bildung und Sittlichkeit

seiner Ritter. Er fiel als Opfer seiner gewissenhaften Strenge und seines Pflichteifers. Ein Ordensritter, Johann von Endorf, ein sittenloser und wilder Geselle, grollte dem Meister, der ihn scharf zurechtgewiesen und ihm die Teilnahme an
19. Nov. 1330. einem Kriegszug, verweigerte, und stach ihn nieder, als er von der Andacht in der Hauskapelle der Marienburg kam. Der ruchlose Mörder wurde nach dem Spruch des Papstes zu lebenslänglichem Gefängnis bei Wasser und Brot verurteilt, und eine Chronik erzählt, der Satan selbst habe ihm im Kerker den Hals gebrochen.
Luther von Braunschweig. 1330–1335. Auch der neue Hochmeister, Herzog **Luther von Braunschweig**, trat der Verwilderung und Unwissenheit der Ritter durch strenge Sittengesetze entgegen; allein der Krieg mit Polen und der fortdauernde Zwiespalt mit dem päpstlichen Stuhle hinderte ein segensreiches Walten im Innern. Der Bischof von Kujavien, von Polen aufgestiftet, trat als Kläger gegen den Orden auf, weil durch diesen sein Bistum grauenhaft verwüstet worden sei. Der Papst drohte den „Mordbrennern und Heiligtumsschändern" mit dem Bann, falls die Klagen gegründet seien und die Schuldigen nicht Genugthuung leisteten. Doch ließen sich die Ritter, wie ein Chronist sagt, ihr Brot und Bier darum nicht minder schmecken. Der König von Polen und der Orden rüsteten sich jetzt zu einem neuen Waffen-
1331. gang. Bei **Plowcze** siegte unter furchtbarem Blutvergießen der Pole über ein Heer des Ordens, mußte aber vor einem andern das Feld räumen (VIII, 550). Unter wilden Greueln geriet Kujavien in die Gewalt der Deutschen.
2. März 1333. Darüber starb der alte König Wladislaus, der unversöhnliche Feind des Ordens, und es folgte ihm sein friedfertiger Sohn Kasimir. Doch war man noch zu
April 1335. keinem Friedensschluß gekommen, als auch der Hochmeister Luther starb, ein gerechter, frommer und wohlmeinender Herr, ein Freund der Geistesbildung und selbst Dichter.

Dietrich von Altenburg. 1335–1341. Ihm folgte der Burggraf **Dietrich von Altenburg**, ein achtzigjähriger
24. Nov. 1335. Herr, im Dienste des Ordens in den Waffen ergraut. Der Friedensspruch zu Wissegrad in Ungarn (VIII, 551) sprach den Polen Kujavien und Dobrzyn zu, dem Orden den ungestörten Besitz von Pommerellen, aber er erledigte nicht alle Streitpunkte; die polnischen Großen verweigerten ihre Zustimmung. So dauerte das feindselige Verhältnis fort ohne förmlichen Friedensschluß und ohne offenen Krieg.

Kämpfe in Litauen. Die Kreuzfahrten gegen die Litauer nahmen ihren Fortgang. Im Jahr
1336. 1336 zogen wieder vornehme Gäste herbei, um eine Heidenjagd mitzumachen. Da kam es bei Erstürmung der Burg Pillenen zu einem Schauspiel von hochtragischer Grausigkeit. Viertausend Heiden hatten sich dort mit Weib und Kind verschanzt und als jede Hoffnung auf Errettung schwand, heißt der Fürst Marger in der Burg ein großes Feuer anzünden; darein werfen sie ihre Habe, erwürgen die Frauen und Kinder, übergeben die Leichen den Flammen; dann stoßen sich die Männer gegenseitig das Schwert in die Brust; ihrer hundert fallen unter dem Opferbeil einer alten Priesterin. Der Fürst allein wirft sich den eindringenden Rittern entgegen, schlägt die vordersten nieder; dann umfaßt er noch einmal

sein Weib, stößt ihr und zuletzt sich selber das Schwert in die Brust: ein Bild großartiger Todesverachtung eines verzweifelnden Heldenstammes, wie es das Altertum nicht tragischer aufzuweisen hat. Entsetzt sahen die deutschen Kreuzfahrer die gräßliche That und verließen das unheimliche Land mit seinen finsteren Greueln. Einige Zeit nachher fiel der Großfürst Gedimin angeblich im Schlacht- 1337 oder 1341.
getümmel vor der „Bayerburg“, die nach dem Herzog Heinrich von Bayern genannt worden. Man sagt, das erste Feuergeschoß, das in Preußen gebraucht wurde, habe ihn niedergestreckt, und die Litauer glaubten, der Donnergott selbst habe ihren Helden erschlagen. Er hinterließ das Reich seinen sieben Söhnen, unter denen Olgierd und Kynstut hervorragten, zwei ritterliche Männer, die das litauische Schwert weithin gefürchtet machten. Wir haben gesehen, wie diese und andre gleichzeitige Ereignisse nach langwierigen Verhandlungen zwischen dem Hochmeister Ludolf König von Weizau und der polnischen Krone den Friedensschluß von Kalisch herbeiführten, dessen beide Mächte dringend Juli 1343.
bedurften.

Um dieselbe Zeit eröffnete sich dem Orden die Aussicht auf eine neue Er- Die Vorgänge in Esthland.
werbung. Otto, der Sohn des vertriebenen Dänenkönigs Christoph II. (VIII, 440), hatte Esthland seinem Schwager, dem Markgrafen Ludwig von Bran- 1333.
denburg, abgetreten, welcher jedoch das Land nicht in Besitz zu nehmen vermochte. Während der Anarchie in Dänemark stand Esthland faktisch unter einer unbeschränkten Adelsherrschaft. Der Orden schloß mit dem Dänenkönig Waldemar einen Kaufvertrag ab, allein in Dänemark und in Livland stellten sich dem Ge- 21. Mai 1341.
schäfte neue Schwierigkeiten entgegen. Inzwischen wurde das unglückliche Volk in Esthland von den dänischen Beamten und dem übermütigen Adel schwer gedrückt. Schändung der Frauen, Raub des Eigentums, Mißhandlungen aller Art wurden ungescheut geübt, also „daß es anderswo die Hunde erträglicher hatten“. Da erhob sich endlich das verzweifelnde Volk in wildem Aufruhr. In 23. April 1343.
einer blutigen Nacht wurden mehr als achtzehnhundert Dänen und Deutsche ermordet. Im Flug verbreitete sich die Empörung durch das ganze Land. Die Herrenhäuser, Klöster und Kirchen wurden zerstört, was den Wütenden in die Hände fiel, erschlagen. Zehntausend Mann stark lagen die Bauern vor Reval. Auch die Länder des Ordens waren gefährdet, wenn dem Aufstand nicht schleunig ein Ende gemacht wurde. Deshalb eilte der Meister von Livland, Burchard von Dreyleben, gen Reval. Trotzdem die Aufrührer sich dem Orden unterwerfen wollten, wenn sie nur von dem Druck der Edelleute befreit würden fiel das Ritterheer über sie her und richtete ein entsetzliches Blutbad an. Tausende wurden niedergehauen, die Anführer zu Tod gemartert. Weit und breit zogen jetzt die Reisigen durch das Land, machten die Flüchtigen nieder, verheerten die Fluren, bis der Aufstand im Blute erstickt und der Bauer wieder in das alte Joch gezwungen war. In jenen Landen verschwand seitdem der freie Bauernstand; war schon seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts der größte Teil

des Landvolks in Leibeigenschaft, so nahm von da an die Zahl der Landfreien noch mehr ab, und der Herrenstand bürdete ohne Scheu den leibeigenen Bauern sein hartes und rechtloses Regiment auf.

Esthland wurde darauf dem livländischen Meister übergeben, doch sollte es die Krone Dänemark gegen Ersatz der Kriegskosten zurückfordern dürfen. Damit war der Orden thatsächlich Herr des Landes. König Waldemar überzeugte sich bei persönlicher Anwesenheit in Esthland, daß er das verödete Land zu behaupten und die teure Kriegs-
29. Aug. 1346. rechnung des Ordens zu bezahlen nicht im stande sei. So entschloß er sich zu einem nochmaligen Kaufvertrag; auch der Markgraf von Brandenburg wurde mit Geld abgefunden. Der älteste Bruder Waldemars, Otto, trat selbst in den Orden. Kaiser und Papst bestätigten den Vertrag, der der dänischen Herrschaft an der Ostsee ein Ende
1347. machte. Darauf wurde das Land an den Orden in Livland verkauft; deutsche Lehnsträger des Ordens kehrten zurück und standen in schroffem Gegensatz zu der einheimischen esthnischen Bevölkerung.

Neue Kämpfe mit Litauen. Bald machten sich auch die Litauer unter ihren Heldenfürsten Olgierd
1344. und Kynstut wieder furchtbar. Während der Böhmenkönig Johann zum drittenmal auf die Heidenfahrt auszog, mit ihm sein Sohn Karl und andre Fürsten, fielen die Litauer verheerend in Samland und Livland ein und nötigten da-
König von Weitzau. durch den Hochmeister Ludolf König von Weitzau zu eiligem Rückzug.
1341–1345. Die Nachrichten von Olgierds Greuelthaten in Livland, die Vorwürfe der deutschen Gäste und der Ordensgebietiger erschütterten den reizbaren und heftigen
Dez. 1345. Hochmeister so, daß er in Schwermut verfiel und abdankte. Sein Nachfolger
Dusmer von Arffberg. Heinrich Dusmer von Arffberg mußte vor allem die Grenzlande gegen
1345–1351. die Litauer schützen. Weither aus Deutschland, Frankreich und England zog auf seinen Ruf Kriegsvolk herbei, so daß er ein Heer von vierzigtausend Mann
2. Febr. 1348. gegen die Heiden führen konnte. Am Fluß Strebe trug dasselbe einen blutigen Sieg davon, wie er lange nicht erfochten worden. Achtzehntausend Litauer und Russen lagen auf der Walstatt oder in den Wellen des Flusses; aber freilich auch mancher Ordensritter und wackere Kriegsgeselle war gefallen. Es herrschte jetzt einige Zeit Ruhe und der treffliche Hochmeister Dusmer wandte seine Fürsorge auf die innere Wohlfahrt des Landes, auf Sicherung des Handels und Verkehrs, Beförderung des Ackerbaues und der Viehzucht, auf Sittenge-
1351. setze und fromme Stiftungen. Darauf legte er sein Meisteramt nieder, um den Abend seines Lebens in einem stillen Ordenshause zu verbringen.

14. Sept. 1351. Sein Nachfolger war Winrich von Kniprode, einem rheinländischen
Winrich von Kniprode. Stamm entsprossen, der schon als Komtur und Ordensmarschall weisen, red-
1351–1382. lichen und thatkräftigen Sinn bewiesen hatte, „eine jener frohen, prachtliebenden, siegreichen Fürstengestalten, an deren Namen die Völker die Erinnerung ihrer goldenen Zeiten zu knüpfen lieben". Auch bedurfte das Ordensland damals eines einsichtigen Hauptes. Der schwarze Tod und der Aufruhr der Natur in Erdbeben, Stürmen und Überschwemmungen hausten damals fürchterlich, so daß Gewerbe und Handel stockten und Verwilderung und Verzweiflung die Gemüter

ergriff. Dazu kamen neue Kämpfe mit den Litauern; denn durch Heidenmord hoffte der fromme Wahn eine Versöhnung des Himmels. Allein nicht in Waffenthaten sah der Hochmeister Winrich die Aufgabe seines Amtes, sondern in einer weisen Verwaltung seines Landes. Das städtische Leben nahm einen frischen Aufschwung; unter Winrichs Fürsorge übten sich die Bürger in den Waffen, und es erwuchs ein wehrfähiges Geschlecht für Zeiten der Not; der Meister ließ die Zustände in den Ordenskonventen prüfen, sorgte dafür, daß die Ordensbrüder in Gottesgelehrtheit und Rechtswissenschaft unterrichtet wurden; die Handels- und politischen Beziehungen mit dem Ausland wurden weise gepflegt; immer mehr trat der Ordensstaat als Großmacht auf.

Als ein Denkmal jener großen Zeit steht noch jetzt die Marienburg da. „Das edelste weltliche Bauwerk des deutschen Mittelalters," heißt es bei Treitschke, „ist unter dem großen Hochmeister vollendet worden — die Marienburg, die nach dem Glauben des Volks ihre Wurzeln, die mächtigen Kellergeschosse, so tief in die Erde streckt, wie ihre Zinnen hoch in die Lüfte streben — bei Nacht mit dem Lichtglanze ihrer Remterfenster wie eine Leuchte ob den Landen hangend, weithin sichtbar an dem Weichselflusse, dem die Kulturarbeit des Ordens den lieblichsten Unterlauf von allen deutschen Strömen bereitet hat. Schon längst stand auf den Nogathöhen hinter den Ställen und Vorratshäusern der Vorburg, beschützt durch eine Kette von Basteien und Gräben, das Hochschloß mit dem Kapitelsaale und der Schloßkirche. Das kolossale Mosaikbild der heil. Jungfrau mit dem Lilienstabe verkündete, daß hier des geistlichen Staates Hauptburg rage; auf dem Rundgang um die Burg ruhten des Ordens Tote. Neben diesem düster-feierlichen Bau erstand in Meister Winrichs Tagen das prächtige Mittelschloß, die weltlich heitere Residenz des Fürsten. Aber selbst dies freudige Bauwerk verleugnet nicht den strengen Geist des Militärstaates. Nicht nur weisen unterirdische Gänge und der Rundgang um das Dach auf den Zweck der Verteidigung; aus der wahrhaftigen Keuschheit des erst von der Gegenwart wieder verstandenen Ziegelrohbaues redet ein spröder Ernst, der den meisten gotischen Bauten fremd ist." *Die Marienburg.*

Aber auch die nimmer ruhenden Kämpfe mit den Litauern wurden jetzt mit frischem Eifer aufgenommen, seitdem Henning Schindekopf, der Mann „mit dem harten Herzen und dem harten Namen", als Ordensmarschall sein gutes Schwert gegen die Heiden kehrte. Der Fürst Kynstut geriet in Gefangenschaft und wurde im Kerker zu Marienburg gehalten, bis ihm die Flucht im weißen Ordensmantel glückte. Kauen, das feste Heidenhaus, wurde nach harter Belagerung erobert und niedergebrannt, wobei Hunderte von Heiden und viele vom Ordensheer im Getümmel, in den Flammen, unter den einstürzenden Mauern den Tod fanden. Ähnlich ging es bei Zerstörung der Feste Welun her. So unablässig hatte der Kampf der christlichen Ritter mit dem Heidenvolke lange nicht gewährt, und einen guten Teil seines Ruhmes verdankte Winrich dem Eifer, mit dem er die „heilige Idee" erfaßte, das Heidentum in den litauischen Wäldern von Grund aus zu vernichten. Im Jahr 1370 kam es zu einem gewaltigen Kampf. Bei dem Dorfe Rudau stießen die Heidenscharen unter den Großfürsten Olgierd und Kynstut und das Ordensheer unter dem Hochmeister selbst

Heidenkämpfe. 1361. 1362. 1364. Die Rudauschlacht. 17. Febr. 1370.

zusammen. In heißem Streit siegten die Ritter, allein den tapferen Ordensmarschall Henning Schindekopf traf ein tödlicher Pfeil. Eine Denksäule, die der Meister seinem treuen Waffengefährten errichten ließ, erinnert noch jetzt an die große Heidenschlacht. Allein ein dauernder Erfolg war auch damit nicht gewonnen; nur verwüstete Fluren, rauchende Dörfer, erschlagene Männer, weggeschleppte Gefangene gaben Zeugnis von der entsetzlichen Wut, womit die Religion der Liebe und das alte Heidentum sich anfeindeten. Wer mag alle die blutigen Züge dieses Riesenkampfes im einzelnen erforschen und erzählen!

Hader im litauischen Fürstenhaus. 1377. Nachdem der Großfürst Olgierd vom Schauplatz der Ereignisse abgetreten, sei es daß er starb oder in ein Kloster ging, schwand die innere Festigkeit des litauischen Volks, indem Jagal (Jagello), Olgierds Lieblingssohn, der als oberster Herzog in Litauen zu Wilna herrschte, auf Kosten seiner Brüder allzu hoch erhoben worden. Herrschsüchtig und treulos trachtete Jagal, der sich König von Litauen nannte danach, seinen alten Oheim Kynstut seines Landes mit Hilfe
1380. des Ordens zu berauben, und schloß auf dem Felde von Daudisken mit dem Hochmeister ein Bündnis. Die Kriegsmacht des Ordens wandte sich jetzt allein gegen Kynstut, doch erhielt der mißtrauische Fürst bald Kunde von dem verräterischen Spiel. Er überfiel den Neffen in Wilna und nahm ihn gefangen. Rachedürstend eilte Skirgal (Skirgiello), Jagals Bruder, nach Preußen, um die Hilfe des Ordens anzurufen. Beide gelobten die Taufe anzunehmen. Auf Bitten seines Sohnes Witold, der dem verräterischen Vetter, wie Jonathan dem David, in Freundschaft ergeben war, entließ Kynstut bald den gefangenen Fürsten und gab ihm seine Gebiete mit Ausnahme von Wilna zurück, gegen die eidliche Verpflichtung, dem Bündnis mit dem Orden zu entsagen. Allein
1382. während der Großfürst auf einem Kriegszug abwesend war, bemächtigte sich Jagello durch Überfall der Stadt Wilna, schlug Kynstuts Sohn Witold und brachte, mit dem Ordensheere vereinigt, durch heuchlerische Friedensanträge den Oheim, der ringsum von Verrat umgeben war, in seine Gewalt. Der alte Fürst wurde in Ketten geschlagen; in seinem finstern Kerker fand man ihn eines Morgens erwürgt, ob durch eigne Hand oder durch gedungene Mörder, hat keiner je erfahren. In Waffen und Harnisch, mit seinen Rossen und Hunden ward der tote Heidenkönig nach altem Brauch auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Auch an der Fürstin Biruta, seiner Gattin, und vielen seiner Getreuen ward blutige Rache geübt. Witold wurde in strenger Haft gehalten. So kühlte sich die Rachsucht des wilden und treulosen Jagello im Blute seines eignen Geschlechts.

Winrichs Tod. 24. Juni 1382. Über drei Jahrzehnte hatte der Ordensstaat unter der segensreichen Waltung Winrichs von Kniprode gestanden, als der alte Herr aus dem Leben schied. Keiner der Meister ist so hoch gepriesen worden sowohl wegen seiner Glaubenstreue in den blutigen Heidenkriegen, als wegen des trefflichen Geistes, den er der inneren Verwaltung einhauchte, wegen der Fürsorge für Ackerbau und Handel, für Sitte und Schulbildung, für das Wohlergehen und ein würdiges Leben seiner

Untergebenen. „Bei Winrichs Zeiten," sagt ein alter Chronist, „war der Orden zu Preußen geziert mit viel edlen und weisen Brüdern, also daß er stand wie in einer Blüte an Weisheit, an Rat, an Zucht, an Mannheit, an Ehren, an Reichtum und an wohlgestalteten Rittern, so daß in den Zeiten kein Konvent war, in dem man nicht einen oder zwei Brüder gefunden hätte, die wohl zum Hochmeister an Weisheit und an Redlichkeit getaugt hätten." Freilich hat man in der Folge die Verdienste Winrichs bis zum Übermaß gepriesen; je schlimmere Zeiten über den Orden hereinbrachen, um so sehnsüchtiger war die Erinnerung, um so größer schien das Glück und der Ruhm des Ritterstaats unter seiner Herrschaft. Hier scheint es angemessen, auf das Leben und die Verfassung im Innern der Brüderschaft einen Blick zu werfen.

Die Verfassung des Ordens.

Die drei Mönchsgelübde, Keuschheit, Gehorsam und Armut, verpflichteten auch den geistlichen Ritterorden. An der Spitze der Genossenschaft stand der gewählte **Hochmeister**, der für wichtige Entscheidungen an die Einwilligung des Kapitels gebunden war. War er auch wie jeder Bruder den Ordensgesetzen unterworfen, so standen ihm doch als fürstlichem Haupte mancherlei Vergünstigungen und Vorrechte zu. Er war die oberste Spitze des Ordens, war aber, besonders seit dem Statut Werners von Orselen (1329), einer Kontrolle des Kapitels und des Deutschmeisters unterthan. Wegen schwerer Verschuldung, wie Eidbruch, konnte er seines Amtes entsetzt werden. Zu dem Ordenskapitel berief der Hochmeister oder sein Statthalter bei allgemeinen Fragen, die den ganzen Orden betrafen, die beiden Meister von Deutschland und Livland mit ihren vornehmsten Gebietigern und Komturen und die obersten Gebietiger aus Preußen. Wurden die Verhältnisse des Landes beraten, so trat ein Land- oder Provinzialkapitel zusammen. Das Generalkapitel war der Hüter und Wächter des Ordensgesetzes; ihm war selbst der Meister verantwortlich; nur mit Bestätigung des Kapitels konnten neue Gesetze gegeben, alte umgeändert oder aufgehoben werden; durch das große Kapitel wurden die wichtigsten Ordensämter vergeben, vor ihm wurde darüber Rechenschaft abgelegt. Es übte die oberste Gerichtsbarkeit aus; zum Gericht über den Hochmeister berief der Meister von Deutschland ein Ordenskapitel. In der Regel trat es einmal im Jahre zusammen.

Die obersten Gebietiger.

Dem Hochmeister standen die Verwalter der Großämter zur Seite, die „obersten Gebietiger", mit Zustimmung des Kapitels vom Meister immer auf ein Jahr ernannt. Wie alle Ordensämter waren auch diese unbesoldete Ehrenämter. Die fünf höchsten Würdenträger des Ordens, deren Ämter schon im Morgenlande bestanden, waren: 1. Der **Großkomtur**, der seinen Wohnsitz in der hochmeisterlichen Hofburg als Komtur des Hauses Marienburg hatte; seine Amtsbefugnisse waren mannigfaltig; ihm stand die oberste Aufsicht über die Finanzverwaltung, die Getreidevorräte, sämtliche Ordensburgen u. a. zu; er wurde häufig zu diplomatischen Verhandlungen ins Ausland geschickt; er war somit der Stellvertreter und die rechte Hand des Meisters. 2. Der **Oberstmarschall**, der Komtur des Ordenshauses Königsberg und der Aufseher über das gesamte Kriegswesen, der Feldherr und Kriegsminister des Ordens; 3. Der **Oberstspittler**, der Aufseher über die Krankenpflege. Wie des Ordens Ursprung ein Hospital gewesen, so war Krankenpflege fortwährend eine seiner ersten Pflichten, und die Aufsicht über das gesamte Spitalwesen war ein wichtiges Amt. Der Spittler war daneben Komtur zu Elbing. 4. Der **Obersttrappier**, der neben dem Komturamt zu Christburg die Aufsicht über die Bekleidung, Leinenzeug, Kriegsrüstung der Ordensbrüder hatte. 5. Der **Ordenstreßler**, der in Gemeinschaft

mit dem Großkomtur den „Tressel“ oder Ordensschatz verwaltete. — Daneben waren mit der Beschaffung aller Bedürfnisse zum Unterhalt zwei Großschäffer betraut, der eine im Haupthaus, der andre zu Königsberg, in deren Händen die Leitung des ganzen umfangreichen Handels und Verkehrs lag, insbesondere die Ausfuhr von Bernstein und Getreide, die Einfuhr von Tuch, Leinwand, Kolonialwaren für die Bedürfnisse des Ordens; auch die Aufsicht über das Schiffswesen stand ihnen zu.

Konvente und Komture. Die zu einem Ordenshause gehörigen Ordensbrüder bildeten einen Konvent unter einem Komtur, der unmittelbar unter dem Hochmeister und Kapitel stand und bei seinen Untergebenen die Ordensregeln und Gesetze aufrecht zu halten hatte, in demselben Verhältnis zu seinem Konvent, wie der Meister zum ganzen Orden. Ihm zur Seite als Gehilfe und Stellvertreter stand der Hauskomtur. Dazu hatten die einzelnen Hausämter besondere Verwalter, sämtlich Ordensritter, als Kellermeister, Küchenmeister, Kornmeister, Fischmeister, Spittler, Trappier u. s. f. Zu dem Konvent eines Ordenshauses gehörte eine Anzahl geistlicher Brüder, Priester- und Pfaffenbrüder, denen Gottesdienst und Seelsorge oblag.

Lebensweise und Hausordnung. In den Orden wurden Deutsche edler Geburt, nicht unter dem vierzehnten Lebensjahr, rittermäßig, von gesundem Leib und unbeflecktem Wandel aufgenommen. Ehe einer eintrat, legte ihm der Meister oder sein Stellvertreter vier Fragen vor, ob er nicht schon einem Orden verlobt sei; ob er an ein Weib gebunden sei durch Gelübde oder irgend eines Herrn Knecht; ob er keine Schuld mehr schuldig sei; ob er keine heimliche Krankheit an sich habe. Bei der Aufnahme sprachen sie den Eid: „Ich verheiße und gelobe Keuschheit meines Lebens, ohne Eigentum zu sein und Gehorsam Gott, Sankt Marien und euch, dem Meister des Ordens des Deutschen Hauses, daß ich gehorsam sein will bis an meinen Tod.“ Dann wurde das Schwert und Ordenskleid des neuen Bruders geweiht und in gottesdienstlicher Feier der Bund besiegelt. Es begann jetzt für den jungen Ritter ein hartes Leben der Entsagung. Ein großer Teil des Tages ward mit strengen gottesdienstlichen Übungen hingebracht. Einfach und streng war die Hausordnung. Alle kleidete die Ordenstracht, der weiße Mantel mit schwarzem Kreuz; aller Prunk in Kleidung und Waffen, jeder abweichende Schnitt war untersagt, selbst Haar- und Barttracht vorgeschrieben. Die gemeinschaftlichen Mahlzeiten waren einfach, Hausmannskost mit Bier als Getränk. An der Tafel herrschte Schweigen, während des Mahls wurde Lektion gehalten, vor- und nachher ein Tischgebet gesprochen. Die gesunden Brüder schliefen in einem Schlafgemach, Federbetten waren untersagt.

Idee und Wirklichkeit. Kaum war die Lebensordnung in einem Kloster strenger, und harte Strafen drohten dem Übertreter. Aber sowenig die Klöster ihrem Beruf treu blieben, sowenig führten auch die Ordensbrüder immer den strengen Wandel, den das Gesetz gebot. Die Klagen über Sittenlosigkeit und Üppigkeit, über Roheit und Verwilderung, die Folge der Heidenkriege, über Aberglauben und Unwissenheit zeigen den beginnenden Verfall des Ordens an. Je mehr die Ritterorden ihr ursprüngliches Wesen einbüßten, je freier der Zeitgeist wurde, je mehr der Verkehr mit den fremden Gästen und das wüste Kriegsleben die alte Sitte untergrub, je mehr die wachsenden Reichtümer Lust an der Prachtentfaltung erzeugten, um so mehr lockerte sich die Zucht und schwand der Gehorsam; bald ist der Orden durch Parteiung zerrissen, durch Sittenlosigkeit unterwühlt. „Die alte Satzung ward mit Füßen getreten, manch unheimliches Geheimnis aus den verschwiegenen Zellen

der Burgen drang in das Volk, der weiße Mantel ward oft gesehen in den „Ketzerhainen“ der üppigen Städte, und das Sprichwort mahnte den Hausvater, seine Hinterthür zu schließen vor den Kreuzigern.“ Luxus und Prunk, Ausschweifung und junkerhafte Prahlerei rissen ein. „Man hörte, während die Ritter speisten und tranken,“ sagt ein Chronist, „nichts anders denn von schönen Frauen und guten Pferden.“

Die Landesverwaltung. Der Orden war nicht bloß eine geistliche Brüderschaft, er war auch Landesherr; der Hochmeister war nicht bloß der erste der Brüder, sondern auch Fürst. Die hoheitlichen Rechte des Ordens bestanden vorzugsweise in der obersten Gerichtsbarkeit, dem Bergwerks- und Münzrecht, dem Regal der Gewässer (Fischerei, Mühlenrecht), der Forsten, Jagdrecht und Bienenzucht, Markt- und Handelsrecht u. a. „Der Orden war in seinen Ländern, was in andern eroberten Gebieten der Fürst. Er sah sich als Landesherrn, als Quelle der höchsten Gerichtsbarkeit und Eigentümer des Grundes und Bodens an, den er als Ordensgut unmittelbar selbst besaß oder unter gesetzlichen Bestimmungen, als Lehns-, Erb-, Eigen- oder Zinsgut an andre nach verschiedenem Maßstabe der Dienste, Leistungen und Pflichten verliehen hatte.“ Aber auch in der Landesverwaltung war der Hochmeister an die Zustimmung des Kapitels oder der obersten Gebietiger gebunden; nicht er, sondern der Orden war Herr des Landes und mußte zu allen wichtigen Anordnungen seine Einwilligung geben. Die fünf obersten Gebietiger standen dem Meister als die ersten Verwaltungsräte zur Seite. Die Verwaltung eines Bezirks, des zu einer Ordensburg gehörigen Gebietes, stand zunächst den Komturen zu. Ihnen lag ob: die Verleihung von Grundbesitz an die Insassen ihres Bezirks, die Eintreibung des Einkommens, der Zinsen und Leistungen an den Orden, die oberste Aufsicht über Forst- und Jagdwesen, Fischerei, die Gerichtsbarkeit in ihrem Gebiet, die Leitung des Städtewesens, die Aufsicht über das Kriegswesen u. a.

Verhältnis des Ordens zu den Unterthanen. Das Regiment des Ordens und sein Verhältnis zu den Unterthanen krankte an vielen Mißständen, und diese trugen wesentlich zu dem späteren Verfall des Staats bei. Der Landesadel, die hohe Geistlichkeit und ein selbstbewußter, auf seine Rechte eifersüchtiger Bürgerstand lebten vielfach in Zwist mit den regierenden Herren. Mit dem Erzbischof von Riga bestand ein langjähriger bitterer Streit; oft stand der Metropolit und die Bürgerschaft mit den heidnischen Litauern im Bund, und in den Rigaer Kirchen erschallten Gebete um Vertilgung der deutschen Ritter. Auch mit den preußischen Bistümern haderte der Orden häufig, und auch Winrich ist von Härte nicht immer freizusprechen, so gegen den Bischof von Ermeland, der sich, ungleich den andern preußischen Hochstiftern, der Gewalt des Ordens erwehrte und dafür auf alle Weise angefeindet wurde, so gegen den Bischof von Kulm, der eine vom Papste befohlene, vom Hochmeister verbotene Türkensteuer einsammeln ließ und dafür überfallen und zur Lösung des Bannes gezwungen wurde. Die Städte, deren Schiffe weithin die nördlichen Meere befuhren und den gewinnbringenden Verkehr mit Rußland vermittelten, Danzig, Königsberg, Elbing, Thorn, Kulm, Braunsberg, waren zu Reichtum und hoher Handelsblüte gelangt. Die Ritterbrüder behandelten von Anfang an die Städte mit großer Milde und Klugheit; dieselben wählten ihre Obrigkeiten frei, ordneten ihr gewerbliches und kommerzielles Leben selbständig und durften sogar Bündnisse eingehen und Kriege führen. Die Handelsvorteile, welche die Städte erwarben, kamen auch dem Orden, der selbst Handelsgeschäfte trieb (Getreide, Bernstein), zu gute. Allein trotzdem fühlten sich die Städte vielfach beschränkt und eingeengt von dem Regiment des Ordens. Die Beamten desselben beanspruchten z. B. Teilnahme an allen Handelsvorteilen der Städte in den hanseatischen Niederlassungen, weigerten sich aber, die für diese geltenden

Gesetze des Hansabundes zu befolgen, was zu nicht unerheblichen Mißhelligkeiten zwischen letzterem und seinen preußisch-livländischen Mitgliedern führte. Ferner behaupteten jene, daß in Insolvenzfällen ihnen der Vorzug vor allen andern Gläubigern gebühre, und dehnten dies angebliche Privilegium sogar auf alle in ihrem Dienste stehenden Leute aus. Das Vorkaufsrecht, welches den Ordensbeamten behufs Verproviantierung der Burgen auf den Wochenmärkten der Städte und Dörfer ihres Bezirkes zustand, wurde von ihnen nur zu oft dazu mißbraucht, alle zu Markte kommenden Landesprodukte aufzukaufen, um sie zu höherem Preise an die Konsumenten im Inlande oder nach dem Auslande abzusetzen. So hatten auch die Städte fortwährend Anlaß zu Klagen, namentlich seit der Übermut und die Härte der regierenden Herren mit ihrer politischen und militärischen Unfähigkeit zunahm.

Kunst und Wissenschaft im Ordenslande. Zwar war in dem Ordensland unter dem ewigen Kriegsgetümmel keine gedeihliche Stätte für geistige Thätigkeit, und in den Konventen fragte man wenig nach Bildung und Wissenschaft. Dennoch wurden auch hier, dank der Fürsorge einiger Hochmeister und dem regen Sinn der reichen Stadtbürger, einige Keime der Kunst und höheren Geistesbildung gepflegt. Die Baukunst im Ordenslande, die Dome zu Königsberg und Marienwerder, die Marienkirche zu Danzig und besonders das Haupthaus zu Marienburg verdienen rühmliche Erwähnung, ebenso wie die gewaltigen Damm- und Wasserbauten an der Weichsel und Nogat und andre Anstalten für Kultivierung des Landes und Erleichterung des Verkehrs. Luther von Braunschweig und Winrich von Kniprode sorgten für öffentlichen Unterricht und Bildungsanstalten; der letztere gründete zu Marienburg eine Rechtsschule; schon war der päpstliche Stiftungsbrief (1386) für Errichtung einer Universität in Kulm ausgefertigt, die freilich hernach nicht ins Leben trat. Die Geschichtschreibung in Preußen nimmt in den Zeiten geringer historiographischer Kunst einen ehrenvollen Rang ein. Das bedeutendste Denkmal ist die Ordenschronik des Peter von Dusburg, die um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts Nikolaus Jeroschin in deutsche Reime übersetzte; eine Fortsetzung verfaßte der Ordensritter Wigand von Marburg; die späteren Zeiten beschrieb Lindenblatt (Johannes von der Pusilge) in seiner lateinischen Chronik, die dann ins Deutsche übertragen und fortgesetzt wurde; ein umfassendes Werk, wenngleich von geringem Kunstwert, ist die Hochmeisterchronik. Außer der Geschichtschreibung, zu der die gewaltigen Kriegsthaten anregten, ist übrigens von wissenschaftlicher Thätigkeit wenig zu merken in Preußen. Die andern Zweige eines edleren geistigen Lebens, insbesondere die zarte Blume der Dichtkunst, fanden keine Stätte in dem kampferfüllten Ordenslande.

b. Der Entscheidungskampf mit Polen.

Folgenreiche Ereignisse in Polen und Litauen. Zöllner von Rothenstein. 1382–1390. Als nach Winrichs Tod Konrad Zöllner von Rothenstein zum Hochmeister erhoben worden, traten in den Nachbarländern Ereignisse ein, welche für die Geschicke des Ordensstaates von der höchsten Bedeutung waren. Der gefangene Fürst Witold rettete sich mit Hilfe seiner treuen Gattin in Frauen-
1382. kleidern aus dem Kerker und floh zu seinem Schwager, dem Herzog von Masovien. Dies und die Furcht vor den Tataren von Rußland her bewogen Jagello, im Anschluß an den Orden eine Stütze zu suchen. Er trat die Hälfte von Samogitien (Samaiten) ab und verpflichtete sich auf vier Jahre zu einer Kriegshilfe und zur Taufe binnen dieser Zeit. Darauf kam auch Fürst Witold nach Preußen

und bat um Hilfe zur Wiedererlangung seines Erblandes. Da Jagello seine Zusagen nicht hielt, unterhandelte der Orden mit Witold und dem Herzog von Masovien. Auf keiner Seite ging man offen und ehrlich zu Werke; bald verwandelte sich der unredliche Frieden in neue Feindschaft. Nachdem Witold die Taufe empfangen und gelobt hatte, sein väterliches Besitztum als Lehen des Ordens anzunehmen, zogen der Hochmeister mit seinem Heere und Witold mit 1383–1384.
seinen Samaiten nach Litauen. Wilna ging in Flammen auf; doch gelang es nicht, den Racheplan gegen Jagello durchzuführen. Der erneuerte Vertrag mit Witold schien die Verhältnisse in Litauen zu gunsten des Ordens umgestalten zu wollen. Bald aber änderte sich die ganze Sachlage infolge der Ereignisse in Polen. Es wurde früher erzählt (VIII, 563), wie dem litauischen Großfürsten von einer Partei in Krakau mit der Hand der jugendlichen Königin Hedwig die polnische Krone angeboten wurde. Deshalb suchte derselbe zunächst den Frieden im eignen Lande herzustellen. Er trat jetzt seinem Vetter Witold das väterliche Erbe ab, und dieser löste sofort die Freundschaft mit dem Orden. Er überfiel zwei Ordensburgen und hieb die Besatzung, die ihn noch für einen Ver- 1384.
bündeten gehalten, nieder. Darauf griffen die Litauer Marienwerder an und zwangen das kleine Häuflein der Ordensritter nach der heldenmütigsten Verteidigung zur Auslieferung der Burg an Jagello. Bald darauf reiften dessen Pläne in Krakau. Trotz der Neigung der jungen Fürstin für den österreichischen Herzog, wurde ihre Hand und die polnische Krone dem rohen Heiden zugesagt. Wohl erkannte der Orden, welche Gefahr ihm von dem neuen gewaltigen Reich und seinem kriegerischen, im Haß gegen alles Deutsche aufgewachsenen König drohe. Jetzt hörten auch die Heidenfahrten und damit der Zuzug fremder Gäste auf; im Heidenkrieg aber bestand die Aufgabe und wurzelte das Wesen des Ordens. Als die Zuzüge der Kreuzritter ausblieben und um teures Geld Söldner geworben werden mußten, siechte der Orden langsam dahin. „Die Söldlinge im Dienste des Deutschen Ordens waren der Markstein beginnender Verwitterung.“ Wie zum Hohne wurde der Hochmeister zu Taufe und Hochzeit nach Krakau geladen. Bereits während der schwelgerischen Festlichkeiten in Polen ließ ein Ordensheer seine Wut in Litauen aus.

Der Krieg brach mit gesteigerter Heftigkeit aus, als der treulose Fürst Wi- Kriegsereignisse.
told wiederum von seinem königlichen Vetter abfiel. Jagello hatte seine Versprechungen nicht gehalten, seinen Bruder Skirgal, einen Mann von unglaublicher Roheit und wüster Leidenschaft, zum Großfürsten von Litauen eingesetzt und Witold wie einen Gefangenen behandelt. Da wandte sich der Gekränkte 1390.
abermals an den Orden, erneuerte den alten Lehnsvertrag und fand bereitwilliges Entgegenkommen. Noch waren die Samaiten ihrem Herrn treu ergeben. Mit ihnen verbündet zog ein gewaltiges Ordensheer gegen Litauen; unter den fremden Gästen glänzte Graf Heinrich von Derby, nachmals König Heinrich IV. von England, und der französische Ritter Boucicault, der jetzt zum drittenmal nach

Preußen kam. Allein Wilna konnte trotz Sturm und heftiger Bedrängung nicht erobert werden. Nach entsetzlichen Greuelthaten zog das Ordensheer beim Beginn des Herbstes heim.

† 20. Aug. 1390. Den Hochmeister Konrad Zöllner fand es nicht mehr am Leben. Seine Wallenrod. 1391—1393. Stelle nahm im nächsten Jahr der Großkomtur Konrad von Wallenrod ein, aus einem altberühmten fränkischen Geschlecht. Die Wolken über dem Ordenslande zogen sich jetzt dichter zusammen. Zwischem dem Ritterstaat und Polen war kein Friede mehr möglich. Beide rüsteten zum entscheidenden Kampfe und warben Verbündete. Einstweilen hatten die Kriegszüge nach Litauen ihren Fortgang und Herzog Witold gewann mit Hilfe des Ordens manchen Erfolg. Aber schon sann der treulose Mann auf neuen Verrat. Der Polenkönig bot ihm, um den gefährlichen Gegner zu gewinnen, die großfürstliche Würde an, und Witold trug kein Bedenken, um diesen Preis, zum viertenmal sein Wort zu 1392. brechen. Als er sich plötzlich der festen Burgen bemächtigte und die Ritter gefangen nahm, da wurde der schnöde Verrat offenkundig. Jetzt erkannte der Hochmeister, der bisher eine Schärfung des Konflikts möglichst vermieden hatte, daß eine Versöhnung mit Polen nicht mehr möglich sei. Auch er ließ jetzt jede Rücksicht beiseite. Wie wir in der Geschichte Polens gesehen (VIII, 567 f.), nahm er vom Herzog Wladislaus von Oppeln das Land Dobrzyn, das Jagello als polnisches Lehen beanspruchte, als Pfandschaft an und reizte dadurch den Polenkönig aufs höchste.

Tod und Charakter Wallenrods. 25. Juli 1393. Ehe das feindselige Verhältnis zu Polen zu einem entscheidenden Schlage geführt hatte, starb der Meister Konrad von Wallenrod in entsetzlichem Fieberbrande und unter furchtbarem Ungewitter, worin die mönchischen Chronisten das Werk des Teufels sahen. Denn Wallenrod, der als einsichtsvoller, für den Handel und die innere Verwaltung besorgter Fürst erscheint, ist in den geistlichen Chroniken arg verunglimpft worden, wohl wegen seiner geringen Freigebigkeit gegen Kirchen und Klöster und seines freien Sinnes in religiösen Dingen.

Damals peinigte und quälte die preußische Heilige Dorothea ihren Leib aufs grausamste, ein Beispiel selbstmörderischer Askeтik und schwärmerischen Wahnsinns, das mit Schauder erfüllt. Es wird dem Hochmeister nicht als das kleinste Verbrechen zur Last gelegt, daß er die verzückte Heilige, die sich schließlich lebendig einmauern ließ, keiner andächtigen Aufmerksamkeit würdigte.

Konrad von Jungingen. 1393—1407. Die Wahl zum Hochmeister fiel auf Konrad von Jungingen, den bisherigen Ordenstreßler, aus einem edlen schwäbischen Geschlecht, einen Mann von friedfertiger und streng kirchlicher Gesinnung. Der Kampf mit den Litauern wurde 1394. erneuert, abermals Wilna heftig bedrängt, doch ohne namhaften Erfolg. Des Hochmeisters Sinn stand mehr nach friedlichem Walten im Lande. Darum war er bemüht, einem Krieg mit Litauen und Polen durch diplomatische Verhandlungen auszuweichen. Kriegslustigere meinten, er passe besser zu einem Klostermann als zum Meister. Der treulose Witold, der im ränkevollen wechselnden

Spiel der Politik sich wohl fühlte, schloß, in seiner Bedrängnis zwischen Polen, Deutschen und Tataren, einen Frieden mit dem Orden, in welchem er das Land 1398. Samogitien abtrat.

In demselben Jahr vollführte der Orden eine rühmliche Waffenthat gegen die Zug gegen die Vitalienbrüder. 1398. **Vitalienbrüder** (VIII, 453), jenes abenteuernde Raubvolk, das auf der Insel **Gotland** einen förmlichen Räuberstaat gegründet hatte. Im Verein mit den Hansestädten fuhren Ordensschiffe gen Gotland, die Raubschlösser wurden zerstört, die Gefangenen hingerichtet; aber noch lange trieben die zerstreuten Raubgesellen, „Gottes Freunde und aller Welt Feinde", ihr wildes Wesen auf der See. Der Orden blieb im Besitz von Gotland, bis er die Insel nach langen Verhandlungen und Fehden gegen eine Geldsumme an die skandinavische Königin Margarete überließ (1407).

Der Friede mit Witold dauerte nicht lange. Die Samaiten, die unter dem harten Ankauf der Neumark. Druck des Ordens seufzten, ließen sich leicht von dem ränkevollen Fürsten gewinnen, der die Ritter wiederum vertrieb. Lange herrschte in Litauen und an den Ordensgrenzen wieder das alte Kriegsgetümmel mit Mord und Brand, bis der Orden den Frieden von Raciaz mit Polen und Litauen schloß (VIII, 568), der das Land Dobrzyn 1404. dem Königreich Polen, Samogitien den Rittern überließ. Trotz der Verwickelungen, welche die neuen Erwerbungen des Ordens stets mit sich führten, ging der Hochmeister um dieselbe Zeit auf den Ankauf der **Neumark** ein, eine unheilvolle Erwerbung, die zahllose Schwierigkeiten im Gefolge hatte. König Siegmund hatte schon seit Jahren mit dem Orden über den Ankauf dieses entlegenen und zerrütteten Landes verhandelt. Um seine Gunst nicht zu verscherzen und das wichtige Grenzland nicht in Polens Hände geraten zu lassen, übernahm endlich der Hochmeister die Mark als Pfand für ein Dar- Juli 1404. lehn und kaufte auch die Grenzburg Driesen (VIII, 569) dem Ulrich von der Ost ab, dessen Vorfahren bald an Brandenburg, bald an Polen den Lehnseid geleistet hatten. Dadurch hoffte er jede Einsprache des Polenkönigs abzuschneiden. Allein die Streitigkeiten mit Polen empfingen durch diese Erwerbung und die Unsicherheit der Grenzen neue Nahrung, und der Allianzvertrag mit Siegmund war eine schwache Stütze in 20. Dez. 1409. der Not.

Der Ordensstaat unter Konrad von Jungingen bietet äußerlich das Bild Zustände im Ordensland. Der Eidechsenbund. eines wohlgeordneten kräftigen Staatswesens. Weinbau und Landwirtschaft wurden gepflegt; nie sollen die Einnahmen reicher gewesen sein; die Städte blühten und der preußische Handel erstreckte sich weithin; durch strenge Gesetze suchte der Meister die Sitten der Ordensritter zu bessern. Die Streitigkeiten mit den Landesbischöfen hatten sich zu gunsten des Ordens gewendet. Allein es klafften tiefe Schäden unter der glatten Oberfläche. Und nicht bloß daß der Orden in seinem Innern entartet war, schon regte sich im Lande der Widerstand. Des Ordens Unterthanen bestanden in einem eingebornen (ursprünglich größtenteils eingewanderten) Landadel, in den Bürgern der Städte, in freien Bauern und leibeigenen Preußen. Längst waren die handeltreibenden Städte, die meist der Hansa angehörten, mit dem Orden, der selbst ein großer Kaufherr war und Eigenhandel trieb, verfeindet. Auch im Landadel gährte es gegen die Ordensherrschaft. Es bildete sich der **Eidechsenbund**. „Alle Eidechsenritter waren 1397. verschworen, einander beizustehen mit Leib und Gut in nothafter ehrlicher Sache wider jedermann — freilich mit Ausnahme der Landesherrschaft; aber wer hatte

Kunde von den tiefgeheimen Rittertagen?" So war im Lande selbst dumpfe Gährung, und im Osten drohte unheimlich die Riesengefahr von Polen und Litauen.

Tod Konrads von Jungingen. 30. März 1407. Mit düstern Ahnungen sank Konrad von Jungingen ins Grab. Noch auf dem Sterbebette hatte er einige Gebietiger beschworen, nicht seinen Bruder, den Ordensmarschall Ulrich von Jungingen, zum Nachfolger zu wählen. In dem „jungen, starken und freudigen Helden" fürchtete er den allzu raschen Kriegsmut und den freien Geist in Glaubenssachen. Dennoch wurde derselbe zum Meister gewählt. Krieg ist bald angefangen, aber langsam beendet.

Vorbereitungen zum Krieg mit Polen. Ulrich von Jungingen. 1407—1410. Unter schwierigen Verhältnissen übernahm Ulrich von Jungingen die hochmeisterliche Würde. König Jagello sah mit Unmut die Vergrößerung des Ordenslandes, den Ankauf der Neumark und des Schlosses Driesen, die Abtretung Samogitiens. Fortdauernde Grenzstreitigkeiten nährten die alte Feindschaft. Viele Ritter in der Neumark standen gegen die strenge Herrschaft des Ordens mit Polen in Verbindung. Alles drängte zur Entscheidung durch das Schwert. Auch Witold, dem der Orden zu seinem Unheil immer von neuem traute, trieb wieder sein ränkevolles Spiel: er trieb die Gährung in Samogitien zu offenem Aufruhr. Schon im Jahr 1409 rüstete man beiderseits mit äußerster Anstrengung zum blutigen Waffengang. Als der Krieg unabwendbar geworden, eröffnete das schlagfertige Ordensheer die Feindseligkeiten. Es fiel ins Dobrzyner Land ein, während Witold in Samogitien sein wildes Wesen trieb. Vergeblich vermittelte 8. Okt. 1409. König Wenzel einen Waffenstillstand; er diente nur zu neuen Rüstungen. Kaum war er abgelaufen, so brachen das polnische Heer und Witolds Scharen, worunter sich Tatarenhorden durch entsetzliche Greuel auszeichneten, in Preußen ein. Juli 1410. In Gilgenburg wurden die Männer erwürgt, die Weiber mißhandelt, weggeschleppt, in einer Kirche verbrannt, endlich die ausgeplünderte Stadt den Flammen übergeben. Nach solchen Greueln war Friede unmöglich.

Die Schlacht bei Tannenberg. 15. Juli 1410. Jetzt maßen Deutsche und Slawen ihre Kräfte in einem Kampf auf Leben und Tod. In der mittelalterlichen Kriegsgeschichte nimmt die Schlacht bei Tannenberg eine hervorragende Stelle ein durch die Erbitterung der Kämpfenden und durch das entsetzliche Blutbad. Die Macht des Ordens schätzte man auf etwa 80,000 Mann, das königliche Heer, Polen, Litauer, Samaiten, Russen, Tataren, zählte wohl das doppelte. Auch der Böhme Ziska ließ hier zuerst seinen Deutschenhaß aus. Der König war in angstvoller Stimmung, kühner und mutiger ging sein Feldherr Zindram und Witold in den Kampf. Im Anfang wich die Kriegsmacht Witolds zurück und löste sich in wilder Unordnung auf. Schon brachen die Ordensritter auch in die polnische Streitmacht ein, schon war der weiße Adler im polnischen Reichspanier gesunken und laut ertönte der Siegesgesang: „Christ ist erstanden". Allein während der linke Flügel der Ordensritter die Flüchtigen verfolgte, zogen dem andern polnische Ersatztruppen entgegen. Die Wankenden ermannen sich wieder, den Ordensscharen steht eine gewaltige

Übermacht entgegen. Mit verdoppelter Erbitterung wird gefochten, aber mehr und mehr werden die Deutschen zurückgedrängt. In entsetzlichem Gewühl erliegen die Ordensfähnlein und der heiße Schlachttag endet mit der Niederlage der Ritterschaft. Auf dem blutigen Waffenfeld von Tannenberg ward der Untergang des Ordens entschieden. Da lag erschlagen der Hochmeister selbst, neben ihm seine Komture und die besten seiner Ritter, viele Namen von erlauchtem Klang. Wo so mancher brave Ritter neben mir gefallen ist, will ich nicht aus dem Felde reiten, hatte der wackere Meister gesprochen. Als am späten Abend die Reste des Ordensheeres den Rückzug antraten, lagen mehr als zweihundert Ritter und vierzigtausend vom gemeinen Kriegsvolk und nicht weniger von den Feinden am Boden, und die stille Nacht senkte sich auf das gräßliche Leichenfeld, das den ganzen Tag von Geschützdonner und Waffenklirren gedröhnt hatte. Das Heer der Barbaren schwelgte in toller Siegesfreude und ließ seine rohe Lust an den blutigen Leichen der gefallenen deutschen Ritter aus.

Der Tag bei Tannenberg hätte nicht so niederschmetternd wirken können, wäre nicht der Grund, auf welchem der kirchlich-mittelalterliche Ordensbau ruhte, bereits unterwühlt und hohl gewesen. „Verstrickt und eingenommen von den Überlieferungen einer prunkenden Vergangenheit, hatte der Orden es versäumt, mit den Übergängen der Zeit, mit dem Aufkommen neuer Lebensformen gleichen Schritt zu halten, und unversehens war er von dem eignen Boden entwurzelt, auf welchem er stand.“ Die preußische Landritterschaft, die Geistlichkeit, das Bürgertum, alle haßten die Zwingherrschaft der anmaßenden Ordensaristokratie. So fanden die Polen eine wirksame Stütze am heimischen Verrat. Bedeutung der Schlacht.

Es schien, als solle sich der Ordensstaat alsbald auflösen. Die Aufforderungen des Königs zur Unterwerfung fanden unter dem Einfluß des Schreckens vor den barbarischen Horden allenthalben geneigtes Gehör. Als der König vor Marienburg ankam, huldigten ihm die zitternden Städte, die Bischöfe und Ritter. Verräterische und ängstliche Ordensbrüder übergaben die festen Schlösser und flüchteten aus dem Land. Jetzt zeigte es sich, wie wenig Liebe die Ordensherrschaft sich erworben hatte. „Nie ist dergleichen gehört worden in irgend einem Lande,“ sagt eine Ordenschronik, „von so großer Untreue und so schneller Wandlung, wie dies Land unterthänig ward dem Könige binnen einem Monat, das Gott an ihnen nimmer lasse ungerochen.“ Abfall des Landes.

In der allgemeinen Verwirrung blieb nur **einer** fest und entschlossen: **Heinrich Reuß von Plauen**, der Komtur von Schwetz. „Sie sahen sich alle gleich wie ihre Namen und die springenden Löwen in ihren Schilden — diese Heinrich Plauen aus dem vogtländischen Hause der heutigen Fürsten von Reuß, ein Geschlecht schroffer herrischer Menschen, einer königlichen Ehrsucht voll, hart und lieblos, mit dem kalten Blick für das Notwendige. Seit langem war dies große Haus gewohnt, seine tapfersten Söhne in den Orden zu schicken; schon einmal, in der Schlacht von Plowcze, hatte ein Plauen des Ordens wan- Umschwung. Heinrich von Plauen.

kendes Kriegsglück wieder gefestigt." Als Plauen die Kunde von dem furchtbaren Schlage erhalten, eilte er mit einer geringen Heerschar aus Pommern zum Schutze des bedrohten Haupthauses herbei, ließ die Stadt Marienburg, die nicht verteidigt werden konnte, in Flammen aufgehen, die Bewohner und Vorräte in die Burg schaffen und diese selbst möglichst stark befestigen. Dann erwartete der heldenmütige Ritter, den die wenigen Ordensbrüder zum Statthalter des Meisters ernannten, den Anzug des Feindes. Es begann jetzt die denkwürdige Belagerung von Marienburg. Unverzagt hielt die Heldenschar der gewaltigen Übermacht Stand. Die Friedensanträge des Statthalters wies der siegesfrohe König zurück, allein an den festen Mauern der Ordensburg brach sich die Kraft der Polen. Bald wüteten Seuchen und Hunger im Heer der Belagerer; man begann sich im Lande von dem plötzlichen Schrecken zu erholen, aus Livland und anderwärts zog Kriegsvolk zum Schutz der Ordensburg heran. Die verheerte und verwüstete Landschaft trug keine Frucht mehr; täglich schwand die Kriegsmacht des Königs durch Sterben und Ausreißen. Der Großfürst Witold, die Sept. 1410. Herzöge von Masovien zogen ab, endlich folgte auch der König selbst auf die Nachricht eines ungarischen Einfalles in Polen. Acht Wochen hatte die Feste getrotzt. Nach des Königs Abzug blühte das Glück des Ordens schnell wieder auf; bald waren die besetzten Burgen und Städte fast sämtlich wieder gewonnen. Heinrich von Plauen. 1410–1413. Die Hochmeisterwürde belohnte den wackeren Heinrich von Plauen, daß er in der Stunde der Not nicht verzagt.

Ihm lag jetzt die schwierige Aufgabe ob, den zerrütteten Ordensstaat wieder zu 1. Febr. 1411. kräftigen. Mit Polen wurde der Friede von Thorn geschlossen, wonach der König alle noch besetzten Schlösser in Preußen zurückgeben und die Grenzverhältnisse vor dem Krieg herstellen sollte; nur das Land Samogitien wurde an Polen abgetreten, sollte aber nach seinem und des Großfürsten Tod wieder an den Orden fallen; zur Lösung der Gefangenen und zu den Kriegskosten mußte der Hochmeister die Summe von hunderttausend Schock Groschen entrichten.

Opposition gegen Plauen und den Orden. So war das Verderben abgewendet, allein der Orden befand sich in schlimmer Lage; sein Wohlstand war geknickt, sein Bau bis in die Grundlagen erschüttert. Um Geld zu beschaffen, legte der Hochmeister eine allgemeine Landsteuer auf alle Unterthanen, auch die Geistlichen, bis hinab zum Knecht. Gütereinziehung und hohe Strafgelder wurden über die abgefallenen Ritter und Städte verhängt, die silbernen Geräte der Ordenshäuser und Kirchen eingeschmolzen, Vorschüsse aufgenommen, Schuldscheine ausgegeben, das verderbliche Mittel der Münzverschlechterung angewandt, um den Schatz wieder zu füllen und die Friedenssumme an Polen zu zahlen. Die Zeitlage erforderte außergewöhnliche Anstrengungen. Natürlich stießen die strengen Maßregeln auf Widerstand. Insbesondere standen die Bürger von Danzig dem Orden schon lange feindlich gegenüber. Sie weigerten sich, die Schatzung zu entrichten, bis sie der Meister durch Hemmung des Handels zur Fügsamkeit zwang. Allein der Friede

wurde nicht hergestellt, und bald machte sich die Erbitterung in einer blutigen Freveltat Luft. Der Komtur von Danzig, des Hochmeisters gewaltthätiger Bruder, lockte die beiden Bürgermeister auf das Schloß und ließ sie nebst einem Ratsherrn enthaupten. So war der Ordensstaat nicht nur von außen bedroht, 1411.
auch im Innern gährte es bedenklich. Die Glieder des Eidechsenbundes spannen Umtriebe gegen den Orden und stifteten eine Verschwörung, um den strengen Hochmeister Plauen der Freiheit oder des Lebens zu berauben. Seine rauhe Art machte diesem viele Feinde. Außer den Häuptern des Eidechsenbundes war der Komtur des Hauses Rheden Georg von Wirsberg unter den Verschwornen. Allein ehe der frevelhafte Plan zur Ausführung kommen konnte, ward er dem Hochmeister verraten. Nikolaus von Renys, der Führer der Eidechsengesellschaft, ward enthauptet, der Komtur büßte sein Verbrechen in langwieriger Kerkerhaft, die andern fanden Zuflucht in Polen.

c. Innerer Zwiespalt und der Thorner Friede.

Mit Polen war damals kein Krieg, aber auch kein rechter Friede; lauernd Der Landesrat.
lagen sich die unversöhnlichen Feinde gegenüber. Der Verfall des Ordensstaats schritt unaufhaltsam fort. Die Finanznot stieg aufs höchste; unbezahlte Söldlinge und andre Gläubiger drängten; alle Quellen waren erschöpft. Da suchte der Hochmeister eine Stütze bei den Ständen des Landes, indem er den Landesrat ins Leben rief. Fortan sollten zwanzig vom Adel und siebenundzwanzig 28. Okt. 1412.
Bürger in den Rat des Hochmeisters und der Gebietiger zur Teilnahme an der Landesverwaltung berufen werden. Keine wichtige Angelegenheit, wie Bündnisse oder Kriege, neue Steuern u. a., sollten ohne Wissen und Willen derselben vorgenommen werden, „ein Schritt vermessener Willkür, denn das Gesetz verbot dem Orden streng den Beirat weltlicher Leute, aber eine Notwendigkeit, denn furchtbare Leistungen mußte der Orden jetzt von dem Lande heischen."

Die Errichtung des Landesrates verurteilten viele als eine Schädigung der Absetzung Heinrichs
bisherigen Unumschränktheit, eine Verletzung der ersten Gesetze des Ordens. von Plauen.
Die Gebietiger klagten, daß Plauen mit niemand Rat halte als mit seinem Bruder, dem Komtur von Danzig, und einigen Freunden, daß er meine, Land und Leute lägen an ihm allein. Das Verhältnis zu Polen gestaltete sich immer feindseliger und der Hochmeister rüstete sich mit aller Macht zu dem bevorstehenden Kampfe. Das erforderte neue Opfer und mehrte die Unzufriedenheit. Die Seele der Mißvergnügten war der Ordensmarschall Michael Küchmeister von Sternberg, der sich an die Stelle des Hochmeisters zu schwingen trachtete. Der meisten Gebietiger war er sicher, als er im Kapitel gegen Heinrich von Plauen auftrat. In den Klageartikeln hieß es, er verschmähe den Rat der Gebietiger, beschwere das Land durch hohen Schoß, sein Sinn stehe nach Krieg und des Landes Verderb, ohne Wissen der Gebietiger habe er Gäste und Söldner herbeigerufen, die Münze verringert, mit Sternsehern und Weissagern beratschlagt

und auf deren Rat Krieg anheben wollen wider Gott und alles Herkommen. Es schien genug, um Heinrich von Plauen seines hohen Amtes zu entsetzen. Es tagten
14. Okt. 1413. zusammen alle die Neidischen, sagt Treitschke, über deren Schultern der junge Held zum Meistersitze sich emporgeschwungen, die geängsteten Friedensseligen und die Tiefgekränkten, die seine zornige Herrscherhand gefühlt, und Sternbergs überlegene Nüchternheit wußte sie also zu leiten, daß von unreinsten Händen die Strenge des Gesetzes geübt und Heinrich Plauen des Meisteramtes entsetzt ward, weil er den Orden gerettet hatte, um seine Satzung mit Füßen zu treten." Die obersten Leiter waren meist altersschwach, der Ruhe bedürftig und unfähig Plauens hohem Fluge zu folgen; seine gewaltige Natur war ihnen unerträgliche Rücksichtslosigkeit, sein thatkräftiges Regiment Tyrannei. Von einem Ränkeschmied geleitet, entsetzte der entartete und verfallene Orden seinen Helden in der Stunde der Not. Der Anstifter des Werks erntete die Frucht seines ehrgeizigen Strebens; er bestieg
Küchmeister von Sternberg. 1413—1422. den Stuhl des Hochmeisters. Heinrich von Plauen erhielt das Komturamt von Engelsburg; aber in seinem gekränkten Herzen blieb ein tiefer Stachel zurück. Er trat nebst seinem Bruder und andern Rittern mit dem König von Polen in Verbindung und hoffte durch diesen hochverräterischen Bund seine Würde wieder zu erlangen. Der Verrat wurde entdeckt; Plauen büßte im Kerker seine That, einst der Ritter des Ordens, jetzt sein Verräter, ein gewaltiger und hochherziger Mann, den gekränkte Ehre auf wüste Wege gedrängt hatte. „In häßlichster Prosa endet nun dies dämonische Heldenleben. Fünfzehn Jahre lang hat er den Tod bei lebendigem Leibe ertragen; noch besitzen wir die Briefe, worin der „Aldemeister" den neuen Gewalthabern klagt, daß seine Hüter Met und Brot ihm allzu spärlich reichen." Der Bruder entwich nach Polen und diente seitdem dem König gegen die Deutschen. In dem ganzen Vorgang spiegelt sich die trostlose Entartung des Ordens; da war kein Heil mehr, wo solch schnöder Verrat ohne Scham und Scheu von den Höchsten und einst den Besten getrieben wurde.

Feindschaft zwischen Polen und dem Orden. Wenngleich die obersten Gebietiger dem Polenkönig in demütigen Worten die Entsetzung des Hochmeisters anzeigten, weil er, verhärtet in seinem Eigensinn, das Land durch seine Kriegslust ins Verderben habe stürzen wollen, so blieb doch das Verhältnis zu dem mächtigen Nachbarreiche ein feindseliges. Nach wie vor sandten die beiden Gegner an Papst, Kaiser und Fürsten Schmäh- und Verteidigungsbriefe, nach wie vor haderten sie um die Grenzen und vergriffen sich an des andern Unterthanen.
1414. Bald fiel der Polenkönig wiederum ins Ordensland ein. Nur die festen Schlösser widerstanden, das platte Land, Städte und Dörfer wurden mit Mord und Brand heimgesucht. Hungersnot und Seuchen kamen hinzu, um das arme Volk zur Verzweiflung zu bringen. Dabei stockte im Ordensland Handel und Wandel; die schlechten Münzen erschwerten den Verkehr; der Krieg wurde vorzugsweise mit Söldnern geführt, und zu ihrer Bezahlung war kein Geld vorhanden. So zog sich lange Jahre der unselige Zustand des Unfriedens fort. Wir haben gesehen (VIII, 572 ff.), wie beide Gegner ihre Sache vor dem Kaiser und dem Konstanzer Konzil verfochten, ohne daß ein dauernder Friede zu stande gekommen wäre. Darüber wuchs die Geldnot, die Rechts-

unsicherheit und Verkehrsstockung des Ordensstaates fort und fort. Räuber lauerten auf den Straßen, das Landvolk starb fast Hungers, selbst die reichen Handelsstädte verarmten. Der Hochmeister Sternberg legte, von Alter und Krankheit niedergedrückt, von den Sorgen seines Amtes gebeugt und von bangen Ahnungen erfüllt, seine Würde nieder. März 1422.

Der neue Hochmeister Paul von Rußdorf, aus einem rheinischen Geschlecht, der als ein verständiger, frommer, friedfertiger und wohlmeinender Herr gepriesen wird, versuchte vergeblich, den innern und äußern Frieden herzustellen. Das alte Unrecht an Heinrich von Plauen sühnte er durch die Entlassung des Gefangenen aus seinem einsamen Gemach zu Brandenburg; er lebte noch acht Jahre auf der Burg Lochstädt am Frischen Haff und wurde dann neben seinem Gegner Sternberg in der St. Annenkapelle zu Marienburg beigesetzt. Paul von Rußdorf. 1422–1441. † 1429.

Wenige Monate nach der Wahl Rußdorfs brach der Polenkönig, mit dem Großfürsten Witold vereinigt, in das Gebiet des Ordens ein. Mit Mühe wurden die Burgen verteidigt, an den Schutz des Landes, an eine offene Schlacht dachte keiner mehr. So entsetzlich hatte das wilde Kriegsvolk noch nie hausen dürfen; der Orden zeigte sich in seiner ganzen Schwäche. Die tapfere Verteidigung der Burg Golub an der Drewenz war ohne Wirkung. Gedrängt von dem Orden und dem verzweifelnden Volke, schloß der Hochmeister endlich den schmählichen Frieden am Melnosee. Samogitien und Sudauen wurden abgetreten, die Hälfte der Weichsel mit ihren Inseln und Zöllen vom Einfluß der Drewenz bis zur Grenze von Pommerellen an Polen überlassen. Der zaghafte Hochmeister wurde viel geschmäht; denn schon waren Hilfsscharen von Siegmund und den deutschen Fürsten unterwegs; viele Ordensbrüder wollten den Frieden nicht anerkennen. Der Deutschmeister von Saunsheim schrieb in voller Erbitterung: „Die Reichsfürsten haben es allzu gröblich und schwerlich aufgenommen, daß sich unser Orden also gar weichlich und liederlich seinen Feinden widersetzt." Allein die fürchterliche Verwüstung des Landes, die Aussichtslosigkeit ferneren Widerstandes, die ganze Zerrüttung des Ordensstaats entschuldigen den Meister, wenn er den Frieden um jeden Preis wollte. „Täglich haben wir vor Augen," schrieb er, „die peinliche Kümmernis der Verheerten, die uns alle Stunden überlaufen mit jämmerlichen Klagen um Hilfe flehend." Neuer Krieg mit Polen. Juli 1422. Der Frieden am Melnosee. Sept. 1422.

So verstummte das wilde Kriegsgetümmel endlich, und es schien, als könne der gedemütigte Ordensstaat jetzt wieder aufleben. Der Großfürst Witold, der Ruhe bedürftig und im Osten seines Reichs genugsam beschäftigt, war jetzt dem Orden aufrichtig zugethan, mit dessen Hilfe er die Königskrone zu erwerben und den Lehnsverband mit Polen zu zerreißen hoffte. In einem Kriegszug gegen Pskow dienten Ordensritter unter seiner Fahne. Auch mit dem Polenkönig bestand jetzt einige Jahre äußerlich Frieden. Aber freilich kam darum der Ordensstaat nicht zu neuer Blüte. Allerwärts von Feinden umlagert, im Innern zerrüttet, lag der Ritterstaat in einem hundertjährigen Todeskampf.

Verhältnisse in Litauen. Die Verhältnisse in Litauen waren stets von der höchsten Bedeutung für den Orden.
27. Okt. Witold starb kinderlos und Swidrigal, der rohe Bruder des Polenkönigs, bemächtigte
1430. sich der Regierung. Er trat sogleich mit dem Orden und mit Kaiser Siegmund in
1431. Unterhandlungen, die zu dem Bündnis von Christmemel führten. So hoffte er die
Königskrone zu gewinnen. Das war das Signal zu neuem Krieg. Während der
Polenkönig gen Litauen zog, fielen drei preußische Heere in sein Gebiet ein und ver-
galten reichlich, was die Polen früher gefrevelt. Auf diese Nachricht schloß der Polen-
2. Sept. 1431. könig mit Swidrigal einen Waffenstillstand. Zwar erneuerte dieser im folgenden Jahr
Aug. 1432. das Bündnis mit dem Orden; als er aber von Witolds Bruder Siegmund überfallen
wurde und an die livländische Grenze flüchten mußte, änderte sich die ganze Sachlage.
Siegmund wurde von ganz Litauen als Großfürst anerkannt, während die Russen an
Swidrigal festhielten. Es beginnt jetzt ein ränkevolles verwickeltes Intrigenspiel. Der
Hochmeister unterhandelte mit Siegmund über ein Bündnis und begünstigte dabei
heimlich Swidrigal. Der Polenkönig war mit der Teilung der litauischen Macht wohl
Nov. 1432. zufrieden. Bald kam es zum Krieg zwischen Siegmund und Swidrigal, welcher vom
Landmeister von Livland unterstützt wurde. Swidrigal drang bis Wilna vor, wurde
dann aber zum Rückzug genötigt. Für die Zusage kräftiger Unterstützung trat er dem
Orden Polangen ab, wodurch der Zorn des Polenkönigs gegen den Orden aufs neue
1433. heftig entbrannte. Auch im folgenden Jahr noch dauerte der Kieg in Litauen fort, und
der Hochmeister verhandelte mit Siegmund und begünstigte Swidrigal. Allein bald
ereilte ihn die Strafe, daß er ränkevoll den Hader im Nachbarlande geschürt und zum
eignen Vorteil zu benutzen gestrebt hatte.

Die Hussiten in Preußen. In Litauen wildes Kriegsgetümmel und der Erfolg unsicher, Polen zu
neuem Krieg entschlossen, die masovischen, die pommerschen Herzöge, die schle-
sischen Fürsten mit Polen im Bund, in Samogitien das Volk zum Aufstand be-
reit, im Süden die furchtbaren Hussiten in drohendem Anzug, im Lande selbst
Unzufriedenheit und Zwiespalt: so standen die Verhältnisse im Jahr 1433 für
Juni 1433. den wankenden Ordensstaat. Als die entsetzlichen böhmischen Ketzerscharen in
die Neumark einbrachen, fanden sie kaum Widerstand. Nachdem jenes Land
einer Wüstenei gleich gemacht war, zogen die Hussiten unter dem Feldhauptmann
Johann Czapko, mit polnischen und pommerschen Kriegshaufen vereinigt, weiter.
Juli. Vor Konitz erst fanden sie kräftige Gegenwehr; mehrere Wochen lag das Heer
erfolglos vor der festen Stadt. Dann zog es weiter; das Kloster Pelplin wurde
erstürmt; Dirschau ging in Flammen auf und zehntausend Bewohner sollen da-
bei umgekommen sein. Dann stürmte das Kriegsvolk weiter, lagerte sich vor
Danzig, verbrannte das Kloster Oliva und füllte seine Flaschen mit dem Wasser
der Ostsee zum stolzen Siegeszeichen. Die Ordensscharen hielten sich in den
festen Burgen, die Söldner weigerten sich zu kämpfen und plünderten das Land,
da der Sold ausblieb. Der Hochmeister saß zu Marienburg und schickte nach
13. Sept. 1433. allen Seiten seine Bitt- und Klagbriefe. Endlich wurde zu Jeßnitz ein Waffen-
stillstand geschlossen, und die Polen und Böhmen kehrten in ihre Heimat zurück.
Kein Wunder, daß bei solcher Ohnmacht des Ordens aller Gehorsam schwand,
selbst bei den Ordensrittern, noch mehr aber bei dem Adel und den Städten des
15. Dez. Landes. Zu Brzesk kam endlich ein zwölfjähriger Stillstand zum Abschluß:

Polen erhielt einige eroberte Schlösser in der Neumark und der Hochmeister entsagte der Verbindung mit Swidrigal. Der Ordensstaat konnte nach entsetzlichen Drangsalen einigermaßen aufatmen. Denn bald darauf starb auch der greise Polenkönig Jagello, der dem Orden seit mehr als einem halben Jahrhundert ein bitterer Feind gewesen. 1. Mai 1434.

Swidrigal hatte indessen, unterstützt von dem Landmeister von Livland, den Krieg gegen Siegmund in Litauen fortgesetzt. Aber an der Swienta oder bei Wilkomir wurden seine Litauer und Russen nebst einem Ordensheer aus Livland vom Großfürsten Siegmund völlig geschlagen. Ein Herzog von Masovien, der Fürst von Nowgorod, der Landmeister Kersdorf nebst vielen Ordensrittern fielen. Der Orden war nunmehr zum Frieden genötigt, und auch in Polen herrschte seit dem Tod des alten Königs eine verträglichere Stimmung. So kam es endlich zum „Ewigen" Frieden von Brzesk, in den auch der Großfürst von Litauen und die andern feindlichen Nachbarn eingeschlossen waren; im wesentlichen ging derselbe auf den Frieden am Melnosee (S. 45) zurück; Samogitien und Sudauen blieben bei der Krone Polen, Pommerellen, das Kulmer- und Michelauer Land dem Orden. Friede von Brzesk. 1. Sept. 1435. 31. Dez. 1435.

Als sich die Kriegsstürme beruhigt hatten, verschärften sich die längst bestehenden Zwistigkeiten im Orden. Ritterschaft und Städte des Landes waren aufs höchste mißgestimmt über das Regiment des Ordens. Die Gebietiger in Deutschland, voran der Deutschmeister Eberhard von Saunsheim, zürnten über die schmählichen Friedensschlüsse, verweigerten ihre Bestätigung und maßen dem Hochmeister Rußdorf alle Schuld bei, daß der Orden so tief gesunken. Der Landmeister von Livland wollte den Frieden ebenfalls nicht anerkennen und blieb in Verbindung mit Swidrigal. Mit Berufung auf die Orselnschen Gesetze (S. 27), wonach dem Deutschmeister das Recht zustand, den Hochmeister zur Rechenschaft zu ziehen, wenn er Städte, Schlösser, Land und Leute veräußere, wenn er die Ordensbrüder nicht in strenger Zucht halte, seinen Eid verletze u. a., tadelte Saunsheim den Hochmeister wegen unordentlicher und unredlicher Verwaltung, und als dieser die Gültigkeit der Orselnschen Gesetze leugnete und sein Verfahren zu rechtfertigen suchte, schrieb der Deutschmeister ein Ordenskapitel nach Mergentheim aus und lud den Hochmeister zur Rechenschaft vor. Rußdorf verbot die Abhaltung dieses Kapitels und entsetzte den Deutschmeister seines Amtes. Allein das Kapitel wurde von den deutschen Gebietigern doch besucht, die Orselnschen Gesetze anerkannt, der Hochmeister nochmals vorgeladen. Bald verbreitete sich der Zwiespalt auch in Preußen; mehrere Gebietiger traten mit dem Deutschmeister in Verbindung. Auch der Orden in Livland war in heftiger Spaltung; die „Rheinländer" und die „Westfalen" standen sich schroff gegenüber. Als Fink von Overberg an die Spitze des Ordens in Livland gestellt wurde, trat er in Verbindung mit Saunsheim und arbeitete mit ihm an dem Sturz des Hochmeisters, über den endlich die Absetzung ausgesprochen wurde. Denn, schrieb der Deutschmeister, wir haben nie vernommen noch in den Chroniken gelesen, daß irgend ein Hochmeister so unredlich und unrechtlich regiert habe, wie der genannte Bruder Paul, und daß der Orden nie so schwerlich abgenommen als zu seinen Zeiten. Zwiespalt mit den Meistern von Deutschland und Livland. 1439.

Damit hatten sich Deutschland und Livland vom Hochmeister losgesagt, bald brach auch in Preußen die Unzufriedenheit in hellen Flammen aus. Die ewigen Kriege, der Druck des Ordensregiments, das Schwinden des Wohlstands und Handels hatten die höchste Mißstimmung erzeugt. Jetzt traten die preußischen Städte mit dem Landadel in Verbindung und forderten Abhilfe. „Es taugt Die Gährung im Lande. 1439.

nicht," sprachen sie, „daß wir länger still sitzen und schweigen, sondern es will von nöten sein, daß wir bedenken und beraten, wie wir solch unleidliches Joch von unserm und unsrer Nachkommen Nacken schütteln." Als die Forderungen zurückgewiesen wurden, traten die unzufriedenen Stände zu gemeinsamer Abwehr ungerechten Druckes in einen Bund zusammen. Zugleich lehnten sich die Konvente von Königsberg, Balga und Brandenburg gegen den Meister auf; selbst im Konvent zu Marienburg kam es zu ärgerlichem Zwist. Schon zuckten die Brüder die Schwerter widereinander, und der Hochmeister flüchtete aus seiner Burg. Auf einer Tagfahrt in Elbing fanden sich die Ritterschaft und die Bevollmächtigten der Städte ein und faßten alle Klagen in vierzig Artikel zusammen.

Die Zölle und Abgaben würden willkürlich erhöht, ohne Zuziehung der Stände Verträge geschlossen, das Land sei durch den Bruch des Friedens mit Polen verwüstet worden, Zusammenkünfte der Stände würden gewaltsam verwehrt, der Orden maße sich den Pfundzoll und den Mahlzwang an, greife in die städtischen Rechte ein, habe viele wider Recht und Urteil grausam ums Leben gebracht; die Bauern würden bei den Lieferungen betrogen und zu ungerechten Diensten genötigt; die Gebietiger veränderten nach Willkür Maß und Gewicht; Üppigkeit und Schwelgerei der Ordensritter würden gar nicht mehr bestraft, Weiber und Kinder würden verunehrt und verführt; die armen Leute würden geschunden und aufgerieben, wie Schafe von reißenden Wölfen, so daß sie weder Haut noch Wolle behielten.

Stiftung des Preußischen Bundes. Fürwahr ein trauriges Bild von dem Ordensstaat! Alsbald wurde von den Sendboten von einundzwanzig Städten und von vielen der Ritterschaft

14. März 1440. zu Marienwerder der **Preußische Bund** konstituiert, zu gemeinsamem Schutz der Rechte und Freiheiten des Landes und Abwehr jeder Gewaltthat. Die Stadtjunker von Danzig und Hans von Baysen, ein ehrgeiziger Ritter von kühnem, verschlagenem Sinn, waren die Seele des Komplotts. Bald breitete sich der Bund über den größten Teil Preußens aus, und der Hochmeister mußte ihn bestätigen. Mehr und mehr ging nun die Landesverwaltung auf den Preußischen Bund über. Als die Großratssitzung, bestehend aus Delegierten des Ordens, der Bischöfe, der Ritterschaften und Städte, gehalten ward, wurden die Klagen wegen Gewaltthat, Mißbrauch und Druck massenhaft erhoben. Hans von Baysen war der erste Kläger und Wortführer des Bundes. Die Ordensritter, die bisher ungestraft Willkür und Gewalt geübt, sahen mit Grimm auf die neue Gerechtigkeit. Mit Toben und Lärmen wurde der Gerichtshof auseinander gesprengt. Drohend riefen die Ritter: „Ihr Lande und Städte sollt den Tag nicht wieder erleben, an dem ihr über eure Herren Recht sprecht." So bahnten sich neue Zustände in Preußen an; der Orden, durch äußere Kriege geschwächt und gedemütigt, im Innern durch Parteiung zerrüttet, mußte sich dem erwachten Machtbewußtsein der Stände allmählich fügen. Unter diesen Kämpfen wurde der Mut und

2. Jan. 1441. die Ausdauer des hartgeprüften Hochmeisters Rußdorf gebrochen. Des Streites müde legte er sein Amt nieder und starb schon wenige Tage darauf.

In diesen schwierigen Verhältnissen wurde die oberste Leitung des Ordens

in die Hände Konrads von Erlichshausen gelegt, der in verschiedenen Konrad von Erlichs-
Ämtern und zuletzt als Ordensmarschall thatkräftigen Sinn, klaren Blick und hausen. 1441—1449.
entschlossenen Willen gezeigt hatte. Auch war jetzt sein Bemühen um Beilegung des inneren Haders im Orden und Schlichtung der Streitigkeiten mit den preußischen Ständen von Erfolg begleitet. Er nahm die Orselnschen Gesetze an und versprach, sie unverbrüchlich zu befolgen; er erkannte den Statthalter von Livland, Fink von Overberg, als Landmeister an; damit waren die Meister von Deutschland und Livland zufriedengestellt und die Zwietracht im Innern des Ordens zur Ruhe gebracht.

Schwieriger zeigte sich der Preußische Bund. Als der Hochmeister neue Abgaben erheben wollte, insbesondere den Pfundzoll von jedem in preußischen Häfen aus- oder einlaufenden Schiffe, stieß er bei den großen Handelsstädten auf entschiedenen Widerstand. Gefügiger zeigten sich hierbei die Ritterschaften und die kleineren Städte, die von dem Pfundzoll weniger betroffen wurden. Überhaupt war es das Bestreben des Hochmeisters, die Glieder des Bundes zu trennen. Die isolierten großen Städte mußten
sich schließlich, als Erlichshausen fest auf seinem Willen bestand und die Sache vor das 1443.
Reichsgericht brachte, mit dem Hochmeister über den Pfundzoll einigen. Allein Erlichshausens Versuch, den Bund der Stände aufzulösen, scheiterte. Je offener die Bestrebungen des Hochmeisters zu Tage traten, desto entschiedener beschloß man, treu am Bund zu halten und ihn zu verteidigen mit Gut und Blut.

Immerhin war nach der stürmischen Zeit Rußdorfs das Regiment des klugen und maßvollen Erlichshausen eine Wohlthat für den zerrütteten Staat. Der Hochmeister bemühte sich die Sitten der verwilderten Ordensbrüder zu
bessern; er ließ eine neue Abfassung des Ordensgesetzbuches veranstalten; er 1442.
widersetzte sich dem Eindringen der entarteten Femgerichte; vorsichtig und friedfertig wußte er mit allen Nachbarn ein äußerlich gutes Verhältnis aufrecht zu erhalten, durch sein gemäßigtes Auftreten die feindlichen Parteien zu besänftigen, dem Staate wieder einigen Halt zu verleihen. Zum Glück waren auch Polen und Litauen damals durch äußere Kriege und innere Wirren in Anspruch ge-
nommen; selbst die Vereinigung beider Reiche, als nach Wladislaus' Tod sein 1446.
Bruder Kasimir von Litauen den polnischen Thron bestieg, gab keinen Anlaß zu neuem Krieg, wenngleich für den Ordensstaat eine furchtbare Gefahr darin lag. Nur mit den Russen, die man als Heiden verschrie, „weil sie Gott und den Heiland auf etwas andre Weise verehrten", lag der Orden in Livland in lang-
jährigen „heiligen" Fehden. Dennoch schied der Hochmeister Erlichshausen 7. Nov. 1449.
mit der trüben Ahnung, daß der Orden dem Untergang entgegenreife. „Uns steht großes Unheil bevor um unserer Sünde willen," sprach er auf dem Sterbebett; „auf Gottesdienst achten wir nicht, leben alle in Übermut und jeder thut, was ihn gelüstet. Gott kehre den Jammer dieses armen Landes ab! Mit Gottes Hilfe ist es durch unsere Vorfahren von den Heiden gewonnen; sehet zu, daß man es durch Gottes Verhängnis aus Übermut nicht wieder verliere!"

Wider den Rat des verstorbenen Hochmeisters wurde sein Neffe Ludwig

Ludwig von Erlichshausen. 1449—1467. von Erlichshausen, nachdem die Gebietiger durch eine Wahlkapitulation die Meisterrechte beschränkt, zum Nachfolger erwählt, „ein Mann ohne Urteil und ohne Bildung, ohne Wahrheit und Redlichkeit, ein Spielball seiner ränkevollen Umgebung, dabei von leerem Hochmut aufgeblasen, dem Trunk und allen niedrigen Lastern ergeben, das Urbild eines Deutschritters des fünfzehnten Jahrhunderts". Es war klar, die stolze Ordensbrüderschaft wollte die neue Gestaltung der Dinge nicht anerkennen, sie war entschlossen, einen Kampf auf Leben und Tod gegen die Überhebung der Stände zu führen.

Kampf mit dem Preuß. Bund. Alsbald brach der Kampf mit dem Preußischen Bund mit erbitterter Heftigkeit aus. Der Bund sollte aufgelöst werden, „und sollte der Orden darüber zu Grunde gehen". Zunächst rief man den Papst gegen den verhaßten Bund auf; allein die Strafpredigten des Legaten hatten keinen Erfolg. Dann wurde der Kaiser und die deutschen Fürsten dagegen aufgerufen. Das gegenseitige Verklagen und Schmähen erhitzte die Gemüter noch mehr. Die ritterliche Eidechsengesellschaft verband sich eng mit dem Preußischen Bunde. Schon richtete der Bund die Blicke bedenklich auf Polen und rüstete sich zu gewaffnetem Widerstand. Kampfbereit standen sich die Parteien gegenüber. Am Kaiserhof warben beide unablässig um einen günstigen Spruch. Wie furchtbar der Haß und die Feindschaft geworden zeigte sich, als die Bundesbevollmächtigten zur endlichen Entscheidung an den Kaiserhof reisten. Juni 1453. In Mähren wurden sie von einem Herrn von Miltitz überfallen, ihrer Gelder und Papiere beraubt, ermordet oder gefangen genommen. Es ist kaum ein Zweifel, daß der Orden dabei die Hand im Spiele hatte. Am kaiserlichen Hofe siegte der Orden; den Fürsten war schon an und für sich die ständische Erhebung zuwider; auch kannte der Orden die Mittel, die bei 1. Dez. 1453. dem geldbedürftigen Kaiser wirkten. Das kaiserliche Urteil lautete: „Ritterschaft, Mannschaft und die Städte des Bundes in Preußen haben nicht billig den Bund gethan, noch ihn zu thun Macht gehabt, darum derselbe Bund von Unwürden und Unkräften ab und vernichtet ist." Allein der Bund protestierte gegen das Urteil, entschlossen, sich dem Willkürregiment des Ordens nicht mehr zu fügen. Die heftigen Worte, die am Kaiserhof gefallen, steigerten die Erbitterung. Man erzählte sich, es sei gesprochen worden: alle Bewohner Preußens, einst Heiden, wären vom Orden mit dem Schwerte gewonnen und also Leibeigene. Lieber wollten die Ordensherren ein wüstes Land haben, in dem sie Herren, als ein bevölkertes, in dem sie ohne Gewalt wären.

Der Bund mit Polen im Einverständnis. Nun gewannen die heimlichen Verbindungen mit Polen eine bestimmte Gestalt. Schon war Gabriel von Baysen, der selbst bei dem mährischen Überfall eine Wunde erhalten hatte, als Bevollmächtigter des Bundes nach Krakau gereist und hatte gesprochen: „Weil Lande und Städte in Preußen von alten langen Jahren her durch mannigfaltige Gewalt und Unrecht bedrückt worden, so sind sie alle einträchtig zu Rat gekommen, solche Gewalt und Unrecht von den Kreuzigern ferner nicht zu dulden. Deshalb haben alle Lande und Städte Preußens den König zu ihrem rechten Herrn erkoren." König Kasimir II. schlug das lockende Anerbieten nicht aus. So erwuchs aus dem harten Regiment des entarteten Ordens, wie aus der Unbotmäßigkeit und dem unseligen Landesverrat der zu verzweifeltem Entschluß gedrängten Stände die furchtbarste Gefahr für das deutsche Wesen.

Während der Orden Söldner sammelte und seine Burgen besetzte, schickte Hans von Baysen als Bundeshaupt dem Hochmeister den Absagebrief. Das Schloß Thorn wurde genommen und vom Volk zerstört. „So hatte Thorn, das erste Haus, welches der Orden bei seinem Eintritt ins Land vor mehr als zweihundert Jahren aufgebaut, im ersten Sturme des Bundeskriegs aufgehört da zu sein.“ Jetzt hätte der Hochmeister gern eingelenkt, es war zu spät. In rascher Folge fielen nunmehr die Ordensburgen den Verbündeten in die Hände, oft durch Feigheit und Verräterei der Ritter. Wenige Wochen genügten, um den Ordensstaat in volle Auflösung zu bringen. Vergebens sandte der Hochmeister an Fürsten und Adel klagende Hilfsgesuche, vergeblich verkaufte er die Neumark an Brandenburg (1455), um die Hilfe des Kurfürsten zu gewinnen. Zur selben Zeit trugen die Verbündeten dem Polenkönig förmlich die Oberherrschaft in Preußen an; bald folgte die Kriegserklärung Kasimirs und die „Inkorporationsakte“ Preußens. Das Land wurde auf ewig mit dem Königreich Polen vereinigt, den Unterthanen die bisherigen Rechte bestätigt, Hans von Baysen zum Gouverneur eingesetzt. Schon lagen die Danziger vor dem Haupthaus Marienburg; alles Eigentum des Ordens im Lande wurde in Beschlag genommen, dem heranziehenden Hilfsheer des Deutschmeisters der Weg verlegt. Im Mai kam König Kasimir nach Thorn und nahm die Huldigung der Stände entgegen; selbst viele Ordensritter traten in seine Dienste. Inzwischen dauerten die Kämpfe vor den noch nicht eroberten Ordensburgen fort. Das feste Stuhm mußte sich, von Hunger und Seuchen hart bedrängt, ergeben; Marienburg hielt sich mit äußerster Anstrengung. In dieser Not lächelte dem Ordensstaat noch einmal das Glück. Bei Konitz wurde das polnische Heer von den Söldnerscharen des Ordens, die Herzog Rudolf von Sagan führte, aufs Haupt geschlagen. Wieder war es ein Heinrich von Plauen, der das Beste that. Nun lief das Belagerungsheer vor Marienburg auseinander, viele Burgen und Städte kehrten zum Gehorsam zurück. Allein die großen Städte, der Kern des Bundes, ließen sich nicht demütigen, und der Polenkönig gab seine Pläne nicht auf.

Der Bund und Polen gegen den Orden. Febr. 1454. 22. Febr. 1454. 6. März. Aug. 1454. 17. Sept.

Um die Söldnerscharen, die jetzt unter deutschen und böhmischen Adligen ins Preußenland einbrachen, unter seinen Fahnen zu halten, versprach der Großmeister, falls er den Sold nicht zum festgesetzten Termin bezahlen könne, den Hauptleuten Marienburg und alle seine Schlösser, Städte, Lande und Leute zu überantworten und abzutreten; „damit sollten die Herren Hauptleute und ihre Gesellschaft thun und lassen nach ihrem Willen, sie verkaufen und verpfänden oder wie sie das erdenken mögen, daß sie ihres Soldes und Schadens vollkommen vergnüget und bezahlt werden“. Es begann jetzt eine entsetzliche Zeit für das Ordensland. Die Söldner beider Parteien lagen fortwährend im Kampf und verheerten das Land aufs grauenvollste. Auf eigne Hand zogen sie einher, vergriffen sich an Menschen und Eigentum, schleuderten die Brandfackel in die verödeten Dörfer. Der Hochmeister hatte kein Geld zur Soldzahlung, aus

Söldnerwesen. 9. Okt. 1454.

Livland und Deutschland kam geringe Unterstützung; in offenem Trotz lehnte sich das zuchtlose Kriegsvolk gegen die Soldherren auf und stand bald in bedenk-
1455. lichen Verhandlungen mit Polen. Zwar erlangte der Orden im Jahr 1455 einige Erfolge; teils durch Waffengewalt bezwungen, teils in freiwilliger Unterwerfung ergaben sich mehrere Städte. Auf Königsberg folgten fast alle Städte im Niederlande; die Livländer eroberten Memel; auch im Hinterlande kehrten viele zum Gehorsam zurück. Allein noch im selben Jahr brach auch der Polenkönig wieder ins Kulmer Land ein, und die Kriegshorden, die um Sold des Ordens Schutz übernommen, brachten demselben bald Verderben. Als der Sold ausblieb, schlossen sie, insbesondere die Böhmen unter dem Hauptmann Ulrich
15. Aug. 1456. Czirwenka, mit König Kasimir einen Vertrag, wonach das ganze Land mit allen Schlössern und Städten, die in der Gewalt der Söldner waren, an den König abgetreten werden sollte. Der größte Teil Preußens mit dem Haupthaus Marienburg wurde auf diese Weise von einigen böhmischen und deutschen Hauptleuten an Polen verkauft. Der Hochmeister wurde wie ein Gefangener behandelt; die rohen Landsknechte gingen auf empörende Weise mit ihm und den Ordensbrüdern um. Wenn sie nachts zur Messe zogen, wurden sie überfallen, geschlagen, der Kleider beraubt und mit Peitschen und Ruten um den Kreuzgang getrieben. Man schnitt ihnen die Bärte ab und mit den Bärten Stücke von Lippen und Kinn. In den Kirchen vermummte sich das gottvergessene Volk mit Meßgewändern und Altartüchern, höhnte die heiligen Gegenstände und sang gemeine Lie-
1457. der. Im Frühjahr kam Kasimir in das Land; am Pfingstabend lag er vor der Marienburg und Czirwenka öffnete die Thore.

Die Marienburg vom Hochmeister verlassen.

Der Hochmeister verließ weinend und zerknirscht das Ordenshaus, „von schalkhaften Buben und ehrvergessenen Bösewichten“ vertrieben. Dann irrte er als Flüchtling, von einigen gemeinen Polen begleitet, durch das Land. Auf heimlichen Pfaden gelangte er an die Weichsel, fuhr in einem Fischerkahn den Fluß hinunter und entkam ins Ordenshaus zu **Königsberg**, wo fortan der hochmeisterliche Sitz war. „Hundertundachtundvierzig Jahre lang hatten siebzehn Hochmeister auf der hehren Burg gewohnt und gewaltet. Kein Meister sah das erhabene Haus als seinen Wohnsitz wieder. Sein Glanz, der lange Zeit weithin im ganzen Norden geleuchtet, war seitdem verblichen und sein Zweck in der Geschichte erfüllt. Es sank herab zum Aufenthalt eines polnischen Statthalters und Beamten; es ward verunstaltet, beschimpft und entwürdigt.“

Krieg mit Polen.

Aber das wüste Gebahren des polnischen Kriegsvolks wandelte die Gesinnung vieler wieder zu gunsten des Ordens; der schnöde Landesverkauf erzeugte im Deutschen Reich heftige Erbitterung gegen den Polenkönig und die feilen Hauptleute. Noch waren manche Söldnerführer, besonders der wackere
1457. **Bernhard von Zinnenberg**, dem Orden treu. Es begann jetzt ein zerfahrenes Kriegstreiben mit Belagerungen, vereinzelten Kämpfen und mit entsetzlichem Raub, Brand und Mord. Um **Marienburg** war das Kriegsgetümmel am leb-

haftesten. Die Stadt war durch das Einverständnis des Bürgermeisters Bartholomäus Blume mit einigen Hauptleuten und dem Ordensspittler Heinrich Reuß von Plauen wiederum in den Besitz des Ordens gelangt, und es begann jetzt Sept.
ein langwieriger erbitterter Kampf der hartbedrängten und ausgehungerten Stadt mit der polnischen Besatzung auf dem Schlosse. Dann brach der Polenkönig Juli 1458.
wieder ins Kulmer Land ein und zog mit gewaltiger Kriegsmacht vor die Marienburg. Wacker verteidigte sich die Stadt und der König wagte keinen Sturm. Ein Waffenstillstand brachte endlich kurze Ruhe; aber die Bedrängnis des Ordens Okt.
und die Not des unglücklichen Landes war noch nicht zu Ende. Marienburg mußte sich endlich den Belagerern ergeben; der Bürgermeister Blume, die Seele 6. Aug. 1460.
des Widerstandes, „der letzte Held Marienburgs", wurde enthauptet. Fort und fort ging das Kriegsgetümmel, ohne Plan, ohne Ziel und Erfolg, allenthalben Raubzüge und Überfälle, Unsicherheit und Verwilderung, Jammer und Verzweiflung. „So weit das Auge sehen kann," sagt ein Bericht aus dieser Zeit, „ist kein Baum und kein Gesträuch, an dem man eine Kuh festbinden kann." Es gehörte ja zu den Künsten des damaligen Kriegshandwerks, die Saaten zu zerstören, die Getreidefelder in Brand zu stecken, aus wohlbestellten Fluren fleißiger Landleute wüste Einöden zu machen. Dann erhob sich wohl der verzweifelte Bauer und schlug mit Sense und Dreschflegel, die er in Feld und Tenne nun nicht mehr gebrauchen konnte, auf seine Dränger los. Bei Zarnowitz im 15. Sept. 1462.
Putziger Winkel kam es wieder einmal zu einer größeren Schlacht, in der das Ordensvolk durch die Bündischen und die Polen eine blutige Niederlage erlitt, die aber auch keine Entscheidung brachte. Noch mehrere Jahre zog sich der Krieg hin, durch Friedensverhandlungen zeitweilig unterbrochen. Allein für den Orden schwand jede Hoffnung. Neuenburg, Stargard fielen den Polen in die Hände; Kleinmut und Verrat herrschte in allen Ordensbesatzungen.

Es war endlich dem Hochmeister nicht mehr möglich, den Krieg fortzusetzen. Der Thorner Friede.
Ohne Geld, mit zweideutigen und unzuverlässigen Soldtruppen von den Feinden täglich heftiger bedrängt, das Land in namenloser Verwüstung, unfähig und unwillig zu neuen Opfern und Anstrengungen, das ganze Ordensgebäude wankend und zerrissen, nirgends Aussicht auf Hilfe: in solcher Lage mußte auch der Tapferste verzagen, wieviel mehr der kleinmütige Hochmeister. Es mußte Friede um jeden Preis geschlossen werden, um aus dem gewaltigen Schiffbruch zu retten, was noch zu retten war. So kam endlich unter Vermittelung eines päpstlichen Legaten der Friede von Thorn zu stande, der den Ruin des Ordensstaats besiegelte. 19. Okt. 1466.

Das ganze Kulmer Land mit allen Schlössern und Städten, als Thorn, Kulm, Althaus, Straßburg u. a., das ganze Michelauer Gebiet und Pommerellen mit Danzig, Dirschau, Mewe, Stargard, Neuenburg, ferner Schloß und Stadt Marienburg, Stuhm, die Stadt Elbing, Christburg u. v. a. wurden auf ewige Zeit an Polen abgetreten; die Weichsel war wieder ein slawischer Strom. Das übrige Land Preußen, Samland, das Nieder- und das Hinterland verblieben dem Orden. Der König nimmt den Hochmeister als polnischen Reichsfürsten und beständigen Rat und die vornehmsten

Gebietiger als polnische Reichsräte auf; die Hochmeister haben sich nach ihrer Wahl vor dem König zu stellen und ihm den Lehnseid zu schwören. Der Meister, die Gebietiger, alle Stände, Unterthanen und Lande sind für immer mit dem Reiche Polen so vereinigt und verbunden, daß sie zusammen wie einen einzigen Körper, ein Geschlecht und Volk in Freundschaft, Liebe und Eintracht bilden. Der Orden erkennt außer dem Papste keinen andern als den König von Polen für sein Haupt und seinen Obersten an. Die Bistümer Kulm, Ermeland und Pomesanien werden unter polnische Oberhoheit gestellt. In den Orden in Preußen sollen inskünftig auch Unterthanen jeglichen Standes aus Polen, jedoch nicht mehr als die Hälfte der Ordensglieder aufgenommen und bei Verleihung der Komtureien und Ordensämter berücksichtigt werden.

d. Die letzte Zeit des Ordens.

Lage des Ordenslandes nach dem Frieden. Fortan siechte der zerrissene und zerstörte Ordensstaat in Jammer und Elend dahin. Es wird uns berichtet, mit Kummer und Thränen sei der Hochmeister von Thorn nach Königsberg zurückgekehrt, tief erschüttert durch die Szenen der Verwüstung und des Elends, die ihm allenthalben aufstießen. Meilenweite Einöden und Wüsteneien, wo sonst die Pflugschar gegangen, Gestrüpp und wilde Tiere, wo sonst Weiden und Herden gewesen, dazu eine Pest, die das jammervolle verzweifelnde Volk zu Tausenden hinraffte. Entsetzlich schwer büßten das Land und die Gebieter, was sie verschuldet. Ludwig von Erlichshausen sank (4. April 1467.) schwermütig und tief bekümmert im nächsten Jahr in die Gruft. Im Chor des Doms zu Königsberg liegt er als der erste Hochmeister begraben. Denn die Marienburg war polnisch.

Heinrich von Plauen. Nach Erlichshausens Tod waltete **Heinrich Reuß von Plauen**, seit Jahren die eigentliche Seele der Regierung, zwei Jahre lang als Statthalter; die Meisterwahl verzögerte man wohl aus Scham, daß der Erwählte den polnischen Huldigungseid leisten mußte. Endlich verstand man sich doch zu dem schweren Schritt, und Heinrich Plauen kniete vor dem Polenkönig. Allein schon auf der († 2. Jan. 1470.) Rückreise traf ihn der Schlag und er ward als Leiche nach Königsberg zurückgebracht. (Reffle von Richtenberg. 1470—1477.) **Heinrich Reffle von Richtenberg** war sein Nachfolger und gleich Plauen vor allem bemüht, der Finanznot des Ordens zu steuern.

Truchseß von Wetzhausen. 1477—1489. Mehr und mehr spielt sich die Geschichte des Ordens in kleineren und ruhigeren Kreisen ab. Die Hochmeister sind bestrebt, das sinkende Gebäude aufrecht zu halten, die Finanzen zu ordnen, die verfallene Sitte zu bessern. Allein wie ein Bleigewicht hängt die polnische Oberhoheit an dem preußischen Staatswesen und erdrückt jede frische Lebensthätigkeit. Vergeblich versuchte Richtenbergs Nachfolger, **Martin Truchseß von Wetzhausen**, sich der Huldigung zu entziehen. (1478. 1479.) Schon kam es wiederum zum Krieg und das Bistum Ermeland ward in der alten Weise verheert. Ohne Bundesgenossen, in der Hoffnung auf ungarische Hilfe getäuscht, mußte der Meister sich doch zum Eid verstehen. Auf Wetzhausen, der vergeblich an einer Reformation des Ordens gearbeitet und sich redlich angestrengt hatte, die Schuldenlast zu mindern, die Landesverwaltung zu bessern,

dem Orden neue Kraft einzuflößen, folgte Johann von Tiefen, dessen Regierungszeit von ärgerlichen Streitigkeiten mit dem Bischof von Ermeland erfüllt war. Auch seine wohlmeinende Fürsorge für das Wohl der Unterthanen, die Ordnung des Landes, die strengere Zucht des Ordens, die finanziellen Verhältnisse war von geringem Erfolg. Als er auf einem Türkenzug in Lemberg gestorben war, dachten die Ordensgebietiger durch Erhebung eines deutschen Fürstensohnes zur hochmeisterlichen Würde sich Schutz und Rückhalt im Deutschen Reich zu schaffen. Ihr Antrag fand bei dem Herzog Friedrich von Sachsen geneigtes Gehör. Der dritte Sohn des Herzogs Albrecht, damals erst fünfundzwanzig Jahre alt, hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet und zu Siena und Leipzig studiert. Ihn lockte die Ehre der hochmeisterlichen Würde. Zum erstenmal wurde jetzt ein Meister erkoren, der vorher dem Orden nicht angehört, ohne Erfahrung und Kenntnis der Verhältnisse. Nur die äußeren Formen fürstlicher Herrschaft gewann man mit dem Wettiner: einen prunkenden Hof, neue Räte und Beamten, die nicht im Orden waren; mehr und mehr nahm der Staat eine monarchische Gestalt an. Aber ein zweimaliger Thronwechsel in Polen und die Stürme, von denen dies Reich heimgesucht war, machten es dem Hochmeister möglich, durch fortgesetzte Ausflüchte die Huldigung zu umgehen. Darüber aber wurde das Verhältnis zu Polen wiederum feindselig. Als König Siegmund drohend die Huldigung verlangte, reiste der Hochmeister nach Deutschland, um für seinen Orden zu werben, wohl auch um den Mühseligkeiten seines dornenvollen Amtes zu entgehen. Dann ließ er sich seine Kleinodien, seine Jagdhunde und Falken auf sein sächsisches Schloß kommen. Noch dreijähriger unfruchtbarer Thätigkeit in Deutschland starb er in jungen Jahren, ein Fürst, der seinem hohen Amte in keiner Weise gewachsen war, der über Vergnügungen den Verfall des Staats, die Sittenlosigkeit der Ordensritter, das entsetzliche Räuberunwesen in Preußen übersah, der höchstens auf Ordnung in den Finanzen hielt. Den alten Ordensgeist herzustellen hatte er gar nicht versucht.

Johann von Tiefen. 1489–1497.

25. Aug. 1497.

Herzog Friedrich von Sachsen. 1498–1510.

1498.

1507.

Dennoch beschloß man die hochmeisterliche Würde wiederum auf ein fürstliches Haupt zu übertragen und wandte die Blicke auf den Markgrafen Albrecht von Brandenburg, den zwanzigjährigen Sohn des Markgrafen Friedrich von Ansbach und Baireuth. Nachdem er das Ordenskleid empfangen, wählten ihn die Gebietiger zum Hochmeister. Als Glied des mächtigen brandenburgischen Hauses und als Schwestersohn des Königs Siegmund von Polen verhieß er dem Orden eine feste Stütze zu sein. Allein das Verhältnis zu Polen besserte sich nicht. Albrecht wandelte die Wege seines Vorgängers; er blieb vorerst in Deutschland und suchte die Huldigung hinauszuschieben. Daraus entwickelte sich wieder das alte Spiel langwieriger Verhandlungen und Ausflüchte. Bei dem Kaiser, dem Papst, den deutschen Reichsfürsten suchte der Hochmeister für seinen Orden Gunst und Hilfe zu erlangen. Während Sendboten und Briefe mit schönen Worten, mit Versprechungen und Entschuldigungen hin und wieder liefen, wurden auch die

Albrecht von Brandenburg.

Febr. 1511.

preußischen Burgen instandgesetzt, Söldner geworben, Rüstungen für den drohenden Krieg gemacht. König Siegmund hinderten die Kämpfe und Gefahren im Osten seines Reichs an energischen Schritten gegen den Orden. Drohend stand hier der russische Großfürst in heimlicher Verbindung mit dem Hochmeister, der freilich die ketzerische Bundesgenossenschaft öffentlich ableugnete.

Krieg mit Polen. Obgleich Kaiser Maximilian die Rechte des Reichs und sein eignes Wort, das stets zum Widerstand gegen Polen getrieben, den habsburgischen Hausinteressen opferte und die polnische Lehnsherrlichkeit über Preußen anerkannte, obgleich die Meister von Livland und Deutschland gegen den Krieg waren, die Bündnisse mit deutschen Fürsten, mit Dänemark und Rußland nur eine unsichere Stütze waren und der Orden finanziell und militärisch zu Grunde gerichtet war: nahm der junge Hochmeister, der die Szenen des früheren Kriegs nicht erlebt, dennoch den Kampf mit Polen auf. Noch einmal ging ein ritterlicher Aufschwung durch den deutschen Adel; Franz von Sickingen schickte seinen Sohn Hans mit geworbenen Heerhaufen dem Orden zu Hilfe. Aber in den letzten Tagen des
1519. Jahres 1519 brach das polnische Heer, darunter viel wildes Tatarenvolk, in das Ordensland ein und verwüstete zunächst das Bistum Pomesanien grauenhaft. Preußisch-Holland mußte sich nach tapferem Widerstand ergeben; von seinen Bundesgenossen verlassen mußte der Hochmeister alles Unheil über sich ergehen sehen. In wenigen Monaten war das ganze Ordensgebiet bis unter die Mauern von Königsberg von den Feinden erobert. Erst als der Hochmeister mit livländischem und russischem Geld ein deutsches Soldheer ins Land rief, besserte sich seine Lage. Allein solche Werbungen waren ein verzweifeltes Mittel. Da die Löhnung nie richtig bezahlt wurde, sah sich das Kriegsvolk auf die Plünderung des Landes angewiesen. Bald verlief sich der ganze Haufe; man mußte froh sein, die zuchtlosen Banden endlich wieder los zu werden. Die einzelnen Kämpfe sind der geschichtlichen Aufzeichnung kaum wert. Es war ein Krieg „armselig an wichtigen Begebenheiten, großen Männern und Thaten, aber um so reicher an Greueln und Verheerungen“. Die beiderseitige Erschöpfung und der allgemeine
5. April 1521. Unwille im Land führte endlich zu einem **Waffenstillstand zu Thorn**, wonach vier Jahre Frieden sein und ein Schiedsgericht über die Verpflichtung des Hochmeisters zum Huldigungseid, über die eroberten Schlösser und Städte und den Schadenersatz entscheiden sollte.

Albrechts Lage und die Reformation. Die Bedrängnis des Ordensstaats hatte durch den Krieg nur zugenommen. Seine Tage waren gezählt, wenn nicht eine Umgestaltung von Grund aus eintrat. Der Hochmeister, so wird berichtet, trug sich mit abenteuerlichen Plänen, wie sie nur seine verzweifelte Lage erzeugen konnte. Er wollte seine Würde niederlegen und sie dem Komtur von Memel, Erich von Braunschweig, übertragen, oder gar dem König Siegmund oder seinem Sohn; dann wieder wollte er an der Spitze seiner Ritter gegen die Türken ziehen, dem Orden einen andern Wirkungskreis schaffen. Allein die Umgestaltung und Rettung des Staats ging von einer

andern Seite aus. Es war die Zeit, da die neue Lehre Luthers die Gemüter ergriffen hatte und die größten Umwandlungen in Kirche und Staat bewirkte. In Preußen fand das Evangelium bald Eingang und begeisterten Anhang. Der Bischof von Samland, Georg von Polenz, predigte im Dom zu Königsberg die neue Lehre. Schon höhnte das Volk auf den Gassen, wenn sich die weißen Mäntel der Ordensritter zeigten. Wie die Klöster so leerten sich auch die Ordenskonvente. Auch der Hochmeister entzog sich diesem Geiste nicht. Als er nach Abschluß des Waffenstillstands nach Deutschland gereist war, traf er mit den Lehrern der Reformation, mit Osiander in Nürnberg, mit Luther und Melanchthon zusammen. Von Rom aus erging an ihn der Befehl, seinen verfallenen und entarteten Orden gründlich zu reformieren. Allein wie mochte der erstorbene Körper wieder belebt, die erstarrten Formen verjüngt werden? Nur von einem völligen Bruch mit der Vergangenheit war das Heil zu erwarten. Das Wort Luthers, er solle die alberne und verkehrte Ordensregel beiseite werfen, eine Frau nehmen und Preußen in ein weltliches Herzogtum umwandeln, ein Rat, dem viele Freunde beistimmten, verfehlte seine Wirkung auf Albrecht nicht. Doch wagte er nicht gleich, mit seinen Plänen und seiner lutherischen Gesinnung hervorzutreten.

Während der Hochmeister schwankte und zögerte, herrschte im Ordensland eine dumpfe Gährung. Zudem näherte sich das Ende des vierjährigen Waffenstillstandes. Albrecht zog dem Spruch der katholischen Schiedsrichter direkte Unterhandlungen mit dem König vor; sein Bruder, Markgraf Georg von Ansbach, und sein Schwager, Herzog Friedrich von Liegnitz, waren die Vermittler. So kam endlich ein **Friedensschluß zu Krakau** zu stande, der dem langen Krieg mit Polen und zugleich dem preußischen Ordensstaat ein Ende machte. Aus den Trümmern der Ordensherrschaft erhob sich ein **weltliches, erbliches Herzogtum Preußen unter polnischer Lehnshoheit**. Es hieß im Frieden: der Herzog soll dem König als seinem Erbherrn einen Eid leisten und sich forthin gegen ihn in allem, wie es einem belehnten Fürsten gegen den Erbherrn gebührt, gehorsam erzeigen. Markgraf Georg soll von seinen und seiner Brüder wegen die Lehnsfahne mit angreifen. Erst nach dem Aussterben aller männlichen Lehnserben der vier Markgrafen soll das Land an die Krone Polen fallen. Der Herzog von Preußen erhält auf Landtagen und in Ratsversammlungen die erste Stelle neben dem König. Sodann sollten die Eroberungen des letzten Kriegs zurückgegeben werden; mancherlei Bestimmungen wurden über den nachbarlichen Verkehr und Handel, Zölle, Münze u. a. getroffen. Der Herzog soll vom Lande Preußen nichts verkaufen, ohne es dem König vorher anzubieten. In Kriegsbedrängnis soll er dem König mit hundert Reitern zuziehen. Würde Polen oder der Herzog wegen dieses Vertrags angefochten, so wollten beide einander mit aller Macht beistehen. Auf alle von Päpsten, Kaisern oder Königen von Polen verliehenen Privilegien soll der Herzog Verzicht leisten.

Preußen ein weltliches Herzogtum unter poln. Lehnshoheit.

8. April 1525.

10. April 1525. Darauf fand die feierliche Belehnung statt, und der neue Herzog hielt unter dem Jubel des Volks seinen Einzug in Königsberg. Der Orden war bereits fast aufgelöst, die meisten Brüder zur Welt zurückgekehrt. Die wenigen Widerstrebenden zogen nach Deutschland. Bald vermählte sich der neue Herzog mit einer dänischen Königstochter. Luther schrieb in der Freude des Herzens: „Siehe dies Wunder! In vollem Lauf und mit vollen Segeln eilt jetzt das Evangelium nach Preußen.“ Der Staat des Ordens war vernichtet, heißt es bei Treitschke, und dennoch war dies ruhmlose Ende der bescheidene Anfang einer gesunden Entwickelung; denn als der Staat endlich ehrlich sein weltliches Wesen bekannte, gewann er die Kraft fortzuschreiten und sich umzubilden nach dem Wandel der weltlichen Dinge. Die geistliche Hülle aber, die er kühnlich abgestreift, fristete noch lange ein spukhaftes Dasein. Den Herzog traf der Bannstrahl des Papstes und die Acht des Kaisers. Die deutschen Herren in Deutschland entsetzten den treulosen Meister, gaben den Überresten des Ordens neue Statuten. Im Südwesten, dem klassischen Gebiete der verfaulten geistlichen Herrschaften, hausten seitdem die neuen Hoch- und Deutschmeister. Unter fortwährendem Protest gegen die widerrechtliche Säkularisation, von der strengsten Ahnenprobe gefesselt, sich abschließend gegen den neuen Geist der Zeit, bot der Orden auf seinen reichen, in Deutschland zerstreuten Gütern jüngeren Söhnen hochadliger Häuser eine bequeme und reichliche Versorgung, ein ohnmächtiger und armseliger Widerspruch des verknöcherten Rittertums gegen den Wandel der Zeit. Die Hoch- und Deutschmeisterwürde blieb jetzt vereinigt, und Walter von Kronberg erhob Mergentheim zum Hochmeistersitze; hier erhielt sich der Orden unter hochfürstlichen Meistern bis zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, wo die Stürme der napoleonischen Zeit auch den Hof von Mergentheim hinwegfegten und die Ordensgüter eingezogen wurden. Nur in Österreich bestand der Orden unter dem Kaiser als Schutz- und Schirmherrn fort; „in dem gelobten Lande der historischen Reliquien ist das Zerrbild alter Größe wieder auferstanden“.

III. Österreich unter dem Hause Habsburg.

1. Die Herzöge von Österreich seit Friedrich dem Schönen.

Seitdem der römische König Friedrich der Schöne ins Grab gesunken (VIII, 887), spannen sich die Geschicke des Hauses Habsburg ein Jahrhundert lang in kleineren Kreisen ab, wenngleich auch fürder die österreichischen Herzöge in den Angelegenheiten des Deutschen Reichs ein gewichtiges Wort zu sprechen hatten. Wir haben mehrfach Herzog Albrecht den Lahmen erwähnt, den weisen

Regenten in seinen Landen, den Erwerber von Kärnten, sowie seinen Sohn, den Albrecht II. der Weise
Herzog Rudolf IV., der Tirol mit Österreich verband und die Universität (Lahme). 1330—1358.
zu Wien gründete (1365). Aber auch dem österreichischen Hause blieben die Rudolf IV. 1358—1365.
Länderteilungen nicht erspart, die andre Fürstengeschlechter zerrütteten; auch hier siegte das Prinzip der „Auszeigung", d. h. einer Aufteilung in mehrere Verwaltungsgebiete über das „Majorat", das Regiment in den ungeteilten Erblanden.

Nach des Bruders Tod teilten Herzog Albrecht III. (mit dem Zopf) und Albrecht III. 1365—1395.
Leopold III. trotz des von König Rudolf im Jahr 1283 aufgestellten Hausgesetzes Leopold III.
der Unteilbarkeit die Lande, also daß Albrecht Österreich ob und unter der Enns erhielt, † 1386.
Leopold die übrigen Lande, Steiermark, Kärnten, Krain, Tirol, die Besitzungen in 1379.
Helvetien, Schwaben, Elsaß, Breisgau (wo das Haus Österreich kurz zuvor (1368) die Stadt Freiburg käuflich an sich gebracht hatte und sich bald in der ganzen Landschaft festsetzte). So entstand die österreichische und die steiermärkische Linie. Herzog Leopold, den sein unruhiger Geist in vielfache Verwickelungen und Kämpfe mit der Republik Venedig und mit Franz von Carrara führte, der die Stadt Triest zu Österreich fügte, dem Grafen von Werdenberg das Rheinthal mit Sargans entriß, fiel auf dem Sempacher Schlachtfeld, und Albrecht III. übernahm die Regierung des gesamten Reichs für die vier hinterlassenen Knaben des Gefallenen. In Frieden suchte er in seinen Landen zu walten, so weit es die eiserne Zeit gestattete, gegen unbotmäßige Vasallen aber, wie den mächtigen Grafen Heinrich von Schaumberg, scheute er auch
Gewalt nicht. Nach seinem Tod folgte in Österreich sein Sohn Albrecht IV. Auch Albrecht IV. 1395—1404.
im österreichischen Haus erzeugte Ländergier und Herrschsucht unseligen Familienzwist. Während Albrecht IV. eine fromme Pilgerfahrt zum Heil. Grab unternahm (von deren Abenteuern er „das Wunder der Welt" genannt wurde), geriet sein Land durch innere Fehden und Grenzkriege in arge Verwirrung. Noch lange sprach man von den wilden Thaten jener ritterlichen Räuber und Bandenführer, eines Sockol und Heinrich von Kunstatt, genannt der Dürnteufel. Wir kennen die vielverschlungene Politik und die wechselnden Ereignisse, die das luxemburgische Haus und mit ihm das habsburgische und das ganze Reich verwirrten. Mitten in ungelösten Wirren starb der treffliche Herzog Albrecht IV. (VIII, 181), einen unmündigen Sohn gleiches Namens und geteilte und kampfzerrissene Länder zurücklassend. In der steiermärkischen Linie hatten die vier Söhne Leopolds III. anfangs gemeinschaftlich regiert. Nach dem Tode des ältesten,
Wilhelm, wurde das Land wiederum geteilt. Leopold IV., der Dicke, erhielt die Wilhelm. † 1406.
schweizerischen und schwäbischen Lande; Ernst der Eiserne Steiermark; Fried- Leopold IV. † 1411.
rich IV. Tirol. Herzog Wilhelm und nach dessen baldigem Tod Leopold IV. über- Ernst d. Eis.
nahmen für den unmündigen Knaben in Österreich die Vormundschaft. Schlimme † 1424. Friedrich IV.
Jahre brachen über Österreich herein; die Eifersucht der Brüder Leopold IV. und Ernst † 1439.
des Eisernen um die Vormundschaft entzündete Bürgerkrieg, wilde Fehden und entsetzliche Greuel. Nach allen Seiten hatte sich Leopold, dem man vorwarf, er strebe seinen Mündel der Erbschaft zu berauben, seiner Gegner zu erwehren. Als Herzog Albrecht V. zur Volljährigkeit gelangt war und, der Obhut des Vormunds entzogen, die Regierung übernommen hatte, und Leopold plötzlich, man sagte aus Zorn darüber,
gestorben war, änderten sich die Verhältnisse. Durch Albrecht V. und seinen treuen Juni 1411.
Ratgeber Reimprecht von Walsee kehrten wieder bessere Zeiten der Ordnung und Ruhe im Lande ein.

Der Rest des habsburgischen Reichs war jetzt nach dem kinderlosen Tod Albrecht V. 1411—1439.

der älteren unter den beiden Brüdern Ernst dem Eisernen und Friedrich IV. geteilt, so daß jener Steiermark, Kärnten, Krain, Triest, dieser Tirol und die vorderen Lande besaß. Den Verlauf des Kampfes, den der letztere zur Zeit des Konstanzer Konzils mit König Siegmund führte, haben wir oben (VIII, 221 f.) kennen gelernt, auch Herzog Albrecht V., der Nachfolger seines Schwiegervaters Siegmund in Mähren, Böhmen, Ungarn, der dem habsburgischen Haus den Kaiserthron und ein ausgedehnteres Feld glänzender Thätigkeit erwarb, ist uns wohlbekannt (VIII, 294 f., 524). Im Kampf gegen die vordringende Türkenmacht fand er sein Ende. Mit den geringen Streitkräften, die er bei der schnö-
Ende Juli 1439. den Teilnahmlosigkeit der Großen auftreiben konnte, hatte der König ein Lager bei Szegedin bezogen. Zwei Monate verweilte er in jenen Gegenden, ängstlich die Bewegungen der Feinde jenseits der Donau beobachtend und vergeblich auf Verstärkung hoffend. Täglich schwand sein Heer, Mutlosigkeit und eine Seuche, welche die glühende Sonne in den sumpfigen Niederungen erzeugte, lichteten die Reihen. Albrecht, selbst vom Fieber ergriffen, hob endlich das Lager auf; krank und voll düsterer Ahnungen machte er sich auf den Weg gen Wien, dort in der
27. Okt. 1439. Heimat hoffte er zu genesen. Aber in einem Dorf unweit Gran ereilte ihn der Tod. Er hinterließ eine Witwe gesegneten Leibes und zwei Töchter. Nicht zwei Jahre hatte er sich der reichen luxemburgischen Erbschaft zu freuen gehabt, und wahrlich es war ein verhängnisvolles Vermächtnis gewesen, das die Kraft des rüstigen Mannes in vergeblichen Kämpfen aufrieb. Des Reichs sich anzunehmen hatte der bedrängte Fürst nicht Muße gefunden; nicht einmal die Krone war ihm aufs Haupt gesetzt worden. Aber freilich, draußen im Reich war man allmählich den Jammer gewohnt, kein Oberhaupt zu haben.

Herzog Friedrich V. von Österreich. Herzog Ernst der Eiserne († 10. Juni 1424) hinterließ von seiner schönen, riesenstarken Gemahlin Cimbarka von Masovien, deren Liebe er unerkannt in abenteuerlicher Brautfahrt erworben, drei unmündige Söhne, Friedrich V. (geb. 21. Sept. 1415), Albrecht VI. und den im Knabenalter (1432) verstorbenen Ernst. Die Vormundschaft über seine Neffen führte Friedrich IV. von Tirol, einst „mit der leeren Tasche" genannt, jetzt aber durch gute Wirt-
24. Juni 1439. schaft und weise Sparsamkeit ein reicher und mächtiger Herr. Als dieser starb und wenige Monate darauf König Albrecht ihm nachfolgte, war der junge Friedrich das Haupt und mit seinem Bruder Albrecht VI. das einzige volljährige Glied des habsburgischen Mannsstammes. Er führte die Vormundschaft über des Oheims hinterlassenen Sohn Siegmund von Tirol. Als Herrscher in den „hinteren Landen", Steiermark, Kärnten, Krain, besaß er ein mäßiges Landesgebiet, und als Haupt des Hauses ward er mehr in Wirren und Schwierigkeiten verwickelt, als daß ihm aus dieser Stellung wirkliche Vorteile und Machterhöhung erwachsen wären. In seinem eignen Herzogtum gab es Streit genug. Die unbotmäßigen Edelleute, unter denen vor allen das durch Kaiser Siegmunds Gunst erhobene, übermächtige Geschlecht der Cilli hervorragte, waren ihrer

Vasallenpflichten längst entwöhnt, und offener Trotz und zügelloses Faustrecht waren gewöhnliche Erscheinungen; verwilderte Soldtruppen, halb Kriegsleute, halb Straßenräuber, steigerten die Unsicherheit und Anarchie. Die landesherrliche Stellung in dem allenthalben von geistlichen Besitzungen durchbrochenen Österreich mit dem eigenwilligen Adel und der ausgebildeten Macht der Landstände war auf allen Seiten beengt und gehemmt. Dazu kam unselige Zwietracht der beiden Brüder. Zwar führte Friedrich vertragsweise auf eine Reihe von Jahren allein die Herrschaft in Inneröſterreich, allein der jüngere Albrecht, der Verschwender genannt, war mit seiner abhängigen Stellung unzufrieden; der hochfahrende kriegerische Jüngling trachtete nach Freiheit, nach selbständiger Herrschaft, nach Anteil an der Vormundschaft. Zur Zeit, als in Frankfurt die Königswahl vollzogen ward, stellte die nahe Entbindung der hinterlassenen Witwe König Albrechts dem Herzog Friedrich neue Sorgen und Verwickelungen in Aussicht. War er nicht wieder der nächste die Vormundschaft zu übernehmen, erstanden ihm nicht, falls die Königin eine Tochter zur Welt brachte, Ansprüche und Hoffnungen auf die böhmische und ungarische Krone, und drohte nicht die neue Vormundschaft oder vielleicht die Teilung des Herzogtums Österreich den Zwist mit dem Bruder zu erneuern und zu schärfen? Zu diesen Schwierigkeiten kam jetzt noch die drückende Last des Kaisertums, und all diese Pflichten und Aufgaben, welche die volle Kraft eines gereiften, entschlossenen Mannes erfordert hätten, fielen einem jungen, unerfahrenen Fürsten von langsamem Geist, kleinlichem Sinn und schwachem Willen als erdrückende Bürde zu.

Als die Königswitwe Elisabeth eines Söhnleins genesen, Ladislaus, der Nachgeborne (Posthumus) genannt, übertrug sie zuerst dem Herzog Albrecht die Vormundschaft, dann aber, da der verschwenderische unruhige Mann ihr keinen Schutz zu gewähren vermochte, dem älteren Bruder Friedrich, der somit teils als Erbgut, teils in vormundschaftlicher Verwaltung alle Besitzungen des Hauses in seiner Hand vereinigte. Allein er war nicht der Mann, der bedrängten Witwe sich thatkräftig anzunehmen und die Rechte des neugebornen Knaben zu wahren. Wir wissen, daß Ungarn und Böhmen sich von Österreich trennten und sich eigne Herren setzten. Als Friedrich endlich ins Reich kam, um die deutsche Krone auf sein Haupt zu setzen, waren seine Stammlande noch in wirrer Unordnung. Alsbald griff der feindliche Bruder Albrecht, hinter dem wie ein Geist des Unfriedens der Graf Ulrich von Cilli stand, wiederum zu den Waffen. Die Tiroler murrten, daß der König die Vormundschaft über den jungen Siegmund gewinnsüchtig verlängerte und den Fürstensohn an seinem Hof hielt statt ihn in der freien Luft der Tiroler Berge aufwachsen zu lassen. Noch waren die Geschicke des nachgebornen Ladislaus nicht entschieden, noch herrschte in Ungarn und Böhmen das wilde Getreibe der Parteien. So zog damals der Erwählte ins Reich, und alsbald eröffnete sich ihm noch ein andres Feld der Thätigkeit, welches seine ganze Aufmerksamkeit zu fesseln geeignet war. In der Schweiz waren Händel ausgebrochen, welche Hoffnung gaben, jene einst dem Oheim entrissenen Gebiete (VIII, 222), insbesondere den Aargau, die Wiege des Geschlechts, wiederum mit dem habsburgischen Erbland zu vereinigen, vielleicht den ganzen Bund der Eidgenossen zu trennen.

22. Febr. 1440.

Lage bei dem Aufbruch König Friedrichs ins Reich.

2. Die Eidgenossenschaft und die Armagnaken.

Lage der Eidgenossenschaft. In der Geschichte der Eidgenossenschaft trat seit dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts, seit die Macht Österreichs und des Adels erschüttert war und der Bund der acht alten Orte (VIII, 155) seine Kraft und Festigkeit bewiesen hatte, eine merkliche Änderung ein. Bis dahin war die Eidgenossenschaft der Bürger und Bauern auf Schutz und Verteidigung ihrer Freiheit unmittelbar unter dem Reich berechnet. Jetzt war sie auf Abrundung und Erweiterung ihres Gebiets bedacht; das Eroberte wurde als unterthäniges Land durch Landvögte regiert. Wir wissen (VIII, 222), von welchem Erfolg ihre Angriffe auf das habsburgische Gebiet waren. Dann streckten die Eidgenossen ihre Hände auch nach den mailändischen Besitzungen jenseit des St. Gotthard aus; um Bellinzona (Bellenz) entbrannte ein heißer Streit und die Eidgenossen erlitten bei Arbedo eine empfindliche Niederlage (30. Juni 1422); der Kampf mit Mailand um Gebietsteile am Südhang der Alpen (das Livinenthal) währte noch lange Jahre fort und die Urner erfochten manche Vorteile. Aber mit der Ausdehnung des Bundes hielt die innere Festigkeit nicht gleichen Schritt. Mißtrauen und Eifersucht, insbesondere zwischen den Ländern und den Städten, gab oft zu Zwiespalt Anlaß, bis endlich in dem Toggenburger oder alten Züricher Krieg die Zwietracht sich zu offener Feindschaft steigerte und der ganze Bund auseinander zu fallen drohte.

Der alte Züricher Krieg. Als mit dem mächtigen Grafen Friedrich von Toggenburg († 30. April 1436) Helm und Schild dieses erlauchten Geschlechts zu Grabe getragen ward, entstand über den reichen Nachlaß, die Grafschaften Toggenburg, Utznach, Davos, viele österreichische Pfandschaften u. a., ein heftiger Streit. Der Graf hatte keine bestimmte Verfügung hinterlassen und es meldeten sich viele Erblustige: die Züricher gründeten ihre Ansprüche auf ihr Bürgerrecht, die Schwyzer auf ihr Landrecht, das der Verstorbene besessen; auch Glarus und Bern dachten etwas zu gewinnen. Dazu forderte der Kaiser die Reichslehen, Österreich die Pfandschaften; benachbarte Edelleute wollten ebenfalls an der Erbschaft teilnehmen. Am raschesten im Zugreifen waren Zürich und Schwyz, welche einigen Gebietsteilen mit Waffengewalt ihr Bürger- und Landrecht aufdrängten. Dieses Vorgehen der Züricher erregte die längst bestehende Eifersucht der andern Eidgenossen gegen die mächtige Stadt. Sie vereinigten sich, voran die Schwyzer unter ihrem hochstrebenden Landammann Itel Reding, gegen Zürich. Es kam zu erbitterten Kämpfen, bis sich die hartbedrängte Stadt einem eidgenössischen Spruch fügen mußte, der ihre Ansprüche auf die Toggenburgsche Erbschaft zurückwies. Von der Zeit an ging der Name der Schwyzer, die das Beste im Kampfe gethan, und die weiß und rote Fahne derselben auf die ganze Eidgenossenschaft über: allein die Züricher konnten die Demütigung nicht verwinden und suchten Hilfe bei Habsburg, dem alten Erbfeind (17. Juni 1442). Sie schlossen einen „Ewigen Bund“ mit den

österreichischen Fürsten zu gegenseitiger Hilfe und überlieferten ihnen als Preis des Bündnisses die Grafschaft Kyburg. Mit Glanz und Festlichkeit empfingen die Bürger den König, als er vom Krönungszug in ihrer Stadt anlangte. Die Wiedererwerbung des Aargaus war das Ziel Friedrichs; nur unter Vorbehalt der habsburgischen Anrechte auf dieses Land wollte er den Eidgenossen ihre Freiheiten bestätigen. Wohl erkannten diese, was der König im Schild führe, und waren auf der Hut. Die süddeutschen Fürsten und Edelleute hatten Lust, die verhaßten Bauern die Schärfe des Schwerts fühlen zu lassen; die Tage von Morgarten und Sempach waren noch nicht vergessen. Den gefährlichen Bund von Zürich und Österreich zu trennen, griffen die Eidgenossen, als ihre Mahnungen „an die Verräter gemeiner Sache" nichts fruchteten, rasch entschlossen zu den Waffen. In mehreren Gefechten wurden die Züricher, die mit der österreichischen Sommer 1443.
Pfauenfeder geschmückt in den Streit zogen, von den vereinigten Schweizern geschlagen, ihr Bürgermeister **Rudolf Stüssi**, die Seele des österreichischen 22. Juli.
Bundes, fiel im Getümmel auf der Sihlbrücke, als er mit einer Axt bewehrt der wilden Flucht der Seinen sich entgegenstemmte. Mehrmals eingestellt brachen die Feindseligkeiten stets von neuem aus; schon wurde Zürich selbst belagert und Juni 1444.
die österreichischen Vorlande waren in Gefahr, wenn der bedrängten Stadt nicht Hilfe kam.

König Friedrich besaß nicht die Macht, die gehaßten Gegner zu Paaren zu Die „Armen Gecken".
treiben. Da verfiel er auf das unselige Mittel bei Karl VII. von Frankreich um eine Hilfsschar von Söldlingen zu werben. Wir haben gesehen, zu welcher furcht- Aug. 1443.
baren Macht die Banden der **Armagnaken**, vom deutschen Volkswitz „Arme Gecken" genannt, in den englisch-französischen Kriegen gelangt waren (VIII, 762 f.). In jenen wilden Zeiten brauchte man starke Arme und kühne Herzen, da strömten die Abenteurer aus aller Herren Ländern zusammen, verarmte Ritter, verlaufene Gesellen von nah und fern, jedem Herrn um Lohn zu Willen, an Krieg, Raub und Mord gewöhnt und entsetzlich verwildert in dem wüsten Waffenlärm. Wer der peinvollen Mühsal und der ewigen Plage des Lebens satt war, wer herabgekommen, zerfallen, verzweifelnd um guten Lohn und wüsten Genuß sein Leben in die Schanze schlagen mochte, der war dort willkommen, wenn er ein Schwert und einen Harnisch tragen konnte. Bald in eisernen Panzern, bald in prächtiger phantastischer Kleidung mit goldenen „Gugelhüten" auf dem Kopf, bald auch nur notdürftig bewehrt, zogen sie einher, ein Bild zuchtlosen Soldatenübermuts, wie es entsetzlicher kaum gedacht werden kann. Die deutschen Länder hatten schon mehrfach die wilden Söldnerkompanien, die aus dem Krieg ein Gewerbe machten, kennen gelernt. Noch jüngst hatten die „Würger" in Lothringen und Elsaß gehaust, bis sie dort von dem Bischof von Metz und dem ergrimmten Volke mit den Waffen, hier durch Markgraf Wilhelm von Hochberg, den österreichischen Landvogt, mit Geld zum Abzug gebracht worden. Diese entsetzlichen Banden rief nun das Reichsoberhaupt zu Hilfe. Wir wissen, wie gern der

französische König dem Ansuchen willfahrte, und mit welchen Gedanken und Aussichten man sich trug. Auch Papst Eugen förderte den Plan; er hoffte, die heil. Väter in Basel, die trotz aller Bannflüche ausharrten, würden durch den Kriegslärm zersprengt werden. So zogen die „armen Gecken“ über die deutschen Grenzen; der Dauphin Ludwig selbst führte sie, neben ihm die edelsten Herren aus dem französischen Adel, die gefeiertsten Namen aus den englischen Kriegen. Es waren ihrer 40,000 statt der 5000, die der Kaiser begehrt hatte. Burkhard Mönch von Landskron und Hans von Rechberg zeigten dem wilden Zuge den Weg, als er sich jetzt über den Elsaß und den Sundgau raubend und sengend gen Basel wandte. Schon näherten sich die vordersten unter dem Grafen von Sancerre und dem Marschall Dammartin den helvetischen Grenzen. Noch lagen die Eidgenossen vor Zürich, eine andre Schar vor Farnsburg, der Feste des Freiherrn von Falkenstein, der soeben die Stadt Brugg verbrannt hatte. Als die Armagnaken heranrückten, zogen ihnen etliche hundert Schweizer entgegen. Im raschen Angriff schlugen sie die Vorhut der Franzosen über die Birs zurück, dann in tollkühnem Mut nachsetzend, griffen sie das unendlich überlegene Heer

Die Schlacht bei St. Jakob an der Birs. 26. Aug. 1444.

an. Bei Sankt Jakob unter den Mauern von Basel entbrannte ein fürchterliches Handgemenge. Einen ganzen Tag hielt die Heldenschar im heißen Kampf stand; fast bis auf den letzten Mann wurden sie in der „deutschen Thermopylenschlacht“ niedergehauen. Bis zum letzten Atemzug wehrten sich die Verzweifelten. Dem Burkhard Mönch schleuderte, als er hohnlachend über das Feld ritt, ein Sterbender einen Stein ins Gesicht, daß er zu Boden sank. Eine lange Reihe wackerer Männer, die damals den Heldentod starben, zählen die Chroniken auf, und mit stolzem Schmerz melden sie von dem herrlichen Kampf am Siechhaus zu St. Jakob. „Einer von den Schwyzern hatte das Herz, die Kriegsgesellen zu überleben, keine Wunde rechtfertigte ihn; so lang er lebte war Haß und Schmach sein Los.“

Abzug der Armagnaken.

Der Dauphin schwur, solche Männer habe er nie gesehen, als man sechstausend seiner Reisigen erschlagen fand; er beeilte sich mit den Eidgenossen

28. Okt. 1444.

Waffenstillstand zu schließen, dem bald der Frieden von Ensisheim folgte. Weiter zog dann der Schwarm, an Basel vorüber, in den Elsaß zurück. Wehrlos war das Land den entmenschten Banden preisgegeben. Aber vergebens versuchte sich der Dauphin an Straßburg, wie gleichzeitig sein Vater an Metz, Toul und Verdun. Die entsetzliche Verheerung deutscher Lande und der offenkundige Versuch, auf Unkosten des Reichs Eroberungen zu machen, ließen den allgemeinen Unwillen auf

Sept. 1444.

dem Nürnberger Reichstag zum Ausbruch kommen. Fürsten und Städte murrten gegen den König, der das böse Volk ins Land gezogen. Er leugnete erst seine Schuld, dann verließ er, um den Vorwürfen zu entgehen, eilig die Reichsversammlung, in der kein König je eine beschämendere Rolle gespielt. Zu einem kräftigen Einschreiten gegen den Reichsfeind kam es auch jetzt nicht. Wer sollte der Ferne gedenken, wo jeder mit eignen Händeln vollauf beschäftigt war! Ver-

gebens suchte der Pfalzgraf Ludwig, dem die Reichshauptmannschaft gegen die Armagnaken übertragen war, die teilnahmlosen Gemüter zu einem gewaffneten Zug wider den Nationalfeind zu entzünden; er fand nur laue Unterstützung. Noch den ganzen Winter hindurch durften die fremden Banden ihr schändliches Wesen in dem Elsaß treiben. Dann schloß der Pfälzer eine Übereinkunft zu 13. Febr. 1445.
Trier, wonach sie das Land binnen fünf Wochen räumten. Der fürchterliche Ingrimm der mißhandelten Bürger und Bauern drohte zu einem gewaltigen Volkskrieg zu führen. Die Bürger aus den rheinischen Städten, die Bauern im Schwarzwald und den Vogesen fielen über die wilden Gesellen her. Wo man der Gecken habhaft ward, da wurden sie „wie Schelme und böse Buben" ersäuft und gehängt. So verließen endlich die Peiniger das ausgesogene Land, ein verruchtes Andenken in den deutschen Gauen hinterlassend. König Friedrich aber erreichte nichts mit all dem Jammer, den er gewissenlos über das Reich heraufbeschworen.

Der Kampf der Schweizer gegen Zürich, Österreich und den Adel, dessen Haupt Friedensschluß.
Hans von Rechberg war, dauerte noch mehrere Jahre fort. Endlich wurde ein Schiedsspruch angenommen und Frieden geschlossen. Die Gebietsstreitigkeiten wurden auf 13. Juli 1450.
billiger Grundlage geordnet; Zürich entsagte dem österreichischen Bund und trat der Eidgenossenschaft wieder bei. Die österreichische Herrschaft in den Schweizer Landen vermochte nun nicht sich zu behaupten; der Versuch, sich in Schaffhausen festzusetzen, 1454.
mißlang. Unter Glockengeläute zogen schweizerische Boten ein und schlossen einen 25jährigen Bund mit der Stadt. Bald darauf folgten die Eidgenossen dem Rufe des Papstes und fielen über die Besitzungen des gebannten Herzogs Siegmund von Tirol her. Der Herzog verlor den Thurgau und wenige Jahre später verpfändete er den 1460.
Zürichern Winterthur, die letzte habsburgische Besitzung in jenen Landen. Aber der Haß des Adels gegen die „Bauern" entflammte den Krieg immer aufs neue. Bald ver- 1468.
suchten sie sich sogar an Waldshut und am Schwarzwald. Die habsburgische Verpfändung an Burgund und die daraus entspringenden Verwickelungen führten zu neuen Verbindungen und Parteistellungen, bis endlich Österreich von seinen Forderungen abstand. Die „Ewige Richtung" (VIII, 815) war der Abschluß des jahrhundertlangen 1474.
Kriegs zwischen Österreich und der Eidgenossenschaft. Erzherzog Siegmund leistete Verzicht auf alle österreichischen Ansprüche in dem Gebiet des damaligen Bundes.

3. Friedrichs III. Römerzug und die inneren Kämpfe in Österreich.

Als König Friedrich das Reich verließ und in seine Erblande zurückkehrte, Friedrichs Rückkehr in seine Stammlande.
waren die Verhältnisse nicht friedlicher geworden. Die Versöhnung mit Albrecht, der auf sechs Jahre die Verwaltung der vorderen Lande übernahm, war nicht aufrichtig. Als der Krieg stockte, rotteten sich die entlassenen Söldnerscharen zu Räuberbanden zusammen und mißhandelten das Land. Im Marchfeld errichtete Pankraz von Galicz einen förmlichen Räuberstaat. Bald fiel der ungarische Dez. 1446.
Gouverneur Johann Hunyad über Österreich und Steiermark her, um den jungen Ladislaus den Händen des Vormunds zu entreißen. Dann erhoben sich

die Tiroler so drohend, daß Friedrich es geraten fand, ihren Herzog Siegmund zu entlassen und ihm die Regierung jenes Berglandes zu übergeben. Mitten in diesen Wirren aber dachte Friedrich an einen Römerzug. Es bezeichnet recht sein Wesen, auf neue Pläne zu sinnen, wenn ein augenblicklicher Stillstand eintrat, unangenehmen Verhältnissen aus dem Wege zu gehen und nie mit redlichem Willen die Ursachen der Unzufriedenheit zu heben.

Der Entschluß zum Römerzug. Unter den Belohnungen, die der Papst für die Preisgebung der deutschen Kirche in Aussicht gestellt, war auch die Kaiserkrone und ein Beitrag von 100,000 Gulden zu den Kosten der Romfahrt gewesen, und Friedrich trug sich lange mit dem Gedanken des italienischen Zugs. Von dem Geist freilich, der seine kaiserlichen Ahnen nach Rom geführt, lebte wenig in der Brust des nüchternen Habsburgers. Er ließ es ruhig geschehen, daß nach dem Tode des 13. Aug. 1447. letzten Visconti der berühmte Condottiere Franz Sforza, ohne Rücksicht auf das Reich, den herzoglichen Thron in Mailand bestieg (VIII, 369); in den Wirren Italiens war das Wort des deutschen Reichshauptes ohne allen Einfluß. Aber warum sollte er nicht, da es ohne Gefahr und Mühe ging, den letzten Glanz, der noch an der Kaiserkrone haftete, auf sich übertragen, die wenigen Rechte und Einkünfte, die das Imperium noch besaß, nutzbar machen? Unter den Wirren in Österreich, Böhmen und Ungarn wurde der Plan vertagt; als die Verhältnisse sich friedlicher zu gestalten schienen, trat die Romfahrt wieder in den Vordergrund. Enea Silvio, der Bischof von Triest, der vielgewandte Unterhändler, der unterwegs zum Bischof seiner Vaterstadt Siena befördert ward, wurde vorausgeschickt, um das Nähere mit dem Papst und den italienischen Mächten zu bereden und die beabsichtigte Ehe des Kaisers mit der jungen portugiesischen Infantin Leonore zum Abschluß zu bringen. Mit gewohntem Geschick entledigte sich der kluge Mann seiner Aufträge und knüpfte in Rom das Bündnis zwischen Kaiser und Papst noch inniger.

Der Aufstand in Österreich. Während Friedrich in Steiermark zum Römerzug rüstete, brach die lang verhaltene Gährung in Österreich offen aus. Waren hier die Stände schon längst mit dem vormundschaftlichen Regiment unzufrieden, so steigerte sich der Unwille, als Friedrich für seine Abwesenheit eine Regentschaft steirischer Barone zu bestellen und den jungen Ladislaus mit sich nach Italien zu führen Anstalten traf. An der Spitze der Unzufriedenen stand Ulrich Eizinger, der, aus einem kleinen bayrischen Adelsgeschlecht entstammt, in Österreich zu hohen Würden, zu freiherrlichem Stand und unermeßlichen Schätzen gelangt war. Bei seinen Reichtümern und seiner geistigen Überlegenheit war er damals der erste Mann in Österreich. Allein er strebte nach noch Höherem, glaubte sich auch wegen eines Schlosses von Friedrich beleidigt und schürte jetzt die Mißstimmung zu offenem Aufstand. Auf sein Betreiben schlossen viele österreichische Edle, Prälaten und Städte einen Bund, setzten, als Friedrich auf die geforderte Auslieferung des Dez. 1451. jungen Ladislaus eine ausweichende Antwort gab, eine provisorische Regierung unter Eizingers Leitung ein und sagten sich los von einem Fürsten, der die Landstände mißachte und dem Testament Kaiser Albrechts zuwider handle. Alltäglich wuchs der Abfall, und die Getreuen rieten, unter diesen Umständen den Römerzug zu unterlassen;

allein Friedrich hielt an dem einmal gefaßten Plan fest. Den offenen Aufstand im Rücken lassend, zog er in den letzten Tagen des Jahres in Italien ein. Selbst als zu St. Veit in Kärnten Reimprecht von Walsee und Ulrich von Cilli den Gehorsam aufsagten, wurde der König nicht zur Umkehr bewogen. Er ließ den Ereignissen ihren Lauf, und zog mit dem königlichen Knaben, der schuldlosen Ursache des Haders, gen Welschland.

Wenig mehr als zweitausend Reiter waren im Gefolge Friedrichs; die Zeit der gewaffneten Römerzüge war längst vorbei. Mit geringer Teilnahme sahen die italienischen Mächte den römischen König kommen, mit noch geringerer sah man im Reich ihn gehen. Widerstand fand er nirgends, und wo er welchen erwarten durfte, ging er aus dem Weg. Mailand, wo der Sforza sich mit Mißachtung des Reichs auf den Thron geschwungen, berührte er nicht. Die friedliche Festfeier, die ihn anderwärts erwartete, das nichtige Gepränge in den italienischen Städten mochte ein eitles Herz wohl ergötzen; die Lustbarkeiten der Bürger und die Festreden schmeichelnder Schöngeister lohnte er mit Ritterschlägen, Dichterdiplomen und Pfalzgrafenpatenten. Zu Siena empfing er die schöne portugiesische Braut, dann zog er nach der ewigen Stadt an dem Tiber, wo der Papst die Ehe einsegnete. Nachdem die lombardische Krönung, die in Mailand hätte geschehen sollen, zu St. Peter vollzogen war, fand drei Tage später die Kaiserkrönung statt. Zum letztenmal wurde hier einem deutschen Kaiser die Krone nach altehrwürdigem Brauch mit prunkvoller Feierlichkeit aufs Haupt gesetzt. In den vertrauten Verhandlungen zu Rom wurde der Bund der beiden Häupter der Christenheit enger geflochten. Dem Kaiser wurden allerlei kirchliche Indulte gewährt, in seinem Kampf gegen die Österreicher die päpstliche Unterstützung zugesagt; den Geistlichen, die sich den Empörern anschlössen, durfte er die Güter entziehen, vom gesamten Klerus im Reich einen Zehnten erheben u. a. Auf den Gang der italienischen Politik war die Kaiserkrönung ohne erheblichen Einfluß. Das Herzogtum Sforzas wurde nicht anerkannt, weil man über den Preis nicht einig werden konnte. Denn wo das neue Kaisertum sich kund gab, in Bestätigung alter Privilegien und Verleihung neuer, war es auf finanzielle Zwecke abgesehen. In Italien wußte man nicht viel Gutes von dem Kaiser zu rühmen. „Man sah nichts von kaiserlicher Majestät an ihm," sagt ein Zeitgenosse, „weder freigebigen Sinn noch Weisheit, denn er sprach fast immer durch eines anderen Mund. Aber man sah seine große Gier, wie er nach Geschenken trachtete und sie gern annahm. Endlich kehrte er heim, indem er eine geringe Meinung von seiner Tüchtigkeit hinterließ."

Die Kaiserkrönung. 1452. — *Febr. 1452.* — *19. März 1452.*

Als der Kaiser in seine Erblande zurückgekehrt war, gingen die Fluten der Empörung noch hoch. Die Aufständischen waren in Italien mit dem jungen Ladislaus in Verbindung getreten, aber vergeblich hatte dieser versucht, sich der zwangvollen Obhut des Kaisers zu entziehen. Eizinger hatte die Zeit nicht nutzlos verstreichen lassen; in Österreich selbst war die Partei Friedrichs mit jedem Tag schwächer geworden, in Böhmen und Ungarn war ein großer Teil der Magnaten mit den Aufrührern

Friedrichs Bedrängnis in Österreich.

einverstanden. Weder die Kaiserkrone, noch die päpstlichen Drohungen, die Friedrich aus Italien mitbrachte, machten Eindruck, und zum Schwert griff der schwache Kaiser nicht gern. Anstatt sofort nach Wien, dem Herd des Aufstandes, vorzurücken und die Österreicher, ehe sie sich gerüstet, zu Paaren zu treiben, verteilte und zersplitterte er seine Truppen, warb bei Georg Podiebrad in Böhmen um Hilfe und ließ dem thatkräftigen Gegner Zeit sich schlagfertig zu machen. Während der Kaiser mit einigen hundert Reitern in Neustadt weilte, erschienen plötzlich Eizinger und Ulrich Cilli mit einem
Aug. 1452. starken Heer vor den Mauern. Es entbrannte ein hitziges Gefecht und die Empörer waren nahe daran, im ersten Sturm die feste Stadt zu nehmen. Mit Mühe hielten die Kaiserlichen den Andrang ab, **Andreas Baumkircher**, ein riesenstarker steirischer Rittersmann, stemmte sich fast allein den Stürmenden entgegen. Da sank dem Kaiser
4. Sept. 1452. vollends der Mut. Er entschloß sich zur Herausgabe des jungen Ladislaus, der nun unter die Obhut von Eizinger und Ulrich Cilli kam. Der Gouverneur von Böhmen und die heranrückenden Steiermärker kehrten entrüstet um und schmähten auf die „Weiber“. Als Ladislaus unter dem Jubel des Volks in Wien einzog, waren die Verwickelungen noch nicht zu Ende. Ungarn und Böhmen machten die Übernahme ihrer Kronen von Bedingungen abhängig. Die Streitigkeiten mit dem Kaiser sollten auf einem Schiedstag zu Wien geschlichtet werden; sie betrafen Kriegsentschädigung, Pfandbesitz österreichischer und ungarischer Güter, die vormundschaftliche Vermögensverwaltung, und in solchen finanziellen Fragen war Friedrich hartnäckig. Es folgte ein kleinliches, unerquickliches Verhandeln und Markten, während die zur Vermittelung anwesenden deutschen Fürsten, insbesondere der Markgraf Albrecht von Brandenburg, die Bedrängnis des Kaisers zu günstigen Sprüchen in ihren eignen Angelegenheiten ausbeuteten. Als Friedrich endlich in eine Übereinkunft willigte, hintertrieb wieder der Graf von Cilli die Bestätigung seitens der Österreicher. Lange Jahre zog sich die Sache hin, bald traten neue Unruhen in Österreich in den Vordergrund. Für die Einbuße an Macht und noch mehr an moralischem Ansehen entschädigte sich der Kaiser durch die
6. Jan. 1453. Erhebung der steirischen Linie des Hauses Habsburg zur erzherzoglichen Würde.

Cillis und Ladislaus' Ausgang. 1456. 1457. Die Aufständischen in Österreich, die gegen den Kaiser einig gewesen, blieben es nicht lange, als sie ihren Herrn in Händen hatten. Ulrich von Cilli, ein ehrgeiziger, habgieriger und ruchloser Mann von verwegenem Geist und wüstem Leben, wußte sich des jungen Fürsten völlig zu bemächtigen, und doch durfte Eizinger sich mit Recht für den Urheber der Befreiung halten. Eine Zeitlang gelang es diesem, den Grafen aus der Gunst des Herzogs zu drängen, aber bald gewann Cilli seine frühere Stelle wieder; dasselbe Volk, das ihm eben Steine nachgeworfen hatte, jubelte ihm entgegen. Jetzt trachtete er noch offener danach, die Männer, die ihm im Wege standen, insbesondere Eizinger und den Gouverneur von Ungarn, Hunyad, zu verderben. Als der alte Kriegsheld ins Grab sank, dachte Cilli, sein Erbe in Ungarn zu werden und ließ sich von seinem Schützling zum Statthalter ernennen. Doch bald fiel der ränkesüchtige Mann durch die Hände einiger Magnaten unter Führung von Hunyads ältestem Sohn Ladislaus,
Nov. 1456. der im folgenden Jahr dafür enthauptet wurde. Ulrich von Cilli war der letzte seines seit einigen Jahrzehnten hoch gestiegenen und übel berufenen Hauses, und über sein Erbe brach wiederum Streit zwischen König Ladislaus und dem Kaiser aus. Friedrich selbst wurde in der Stadt Cilli von den Gegnern überfallen und

entging mit Mühe der Gefangenschaft. Der junge Ladislaus, der die Krone von Böhmen und Ungarn trug, überlebte diese Vorgänge nicht lange. Als er eben Anstalten traf, seine Vermählung mit Magdalena, der Tochter Karls VII. von Frankreich zu feiern, starb er eines plötzlichen Todes, erst achtzehn Jahre alt. 23. Nov. 1457. Allerlei seltsame Gerüchte liefen um, als habe Podiebrad oder Rokyczana den jungen Fürsten vergiftet; allein der gänzlich unbegründete Verdacht muß zurückgewiesen werden. Die Böhmen und Ungarn setzten sich alsbald ihre eignen Könige, wie wir später berichten werden. Das hatte der kleinliche Hader im habsburgischen Hause zur Folge, und auch in Österreich gab es alsbald Streit über die Erbschaft.

Mit Ladislaus Posthumus erlosch die Albrechtinische alt-österreichische Linie des Friedrich im Streit mit seinem Bruder Albrecht um Österreich. Hauses Habsburg im Mannesstamm, und die Glieder der Leopoldinischen Linie, der Kaiser, sein Bruder Albrecht VI. und ihr Vetter Siegmund erhoben Ansprüche auf das österreichische Erbe. Zwar bewirkten die Stände einen Vergleich, also daß Friedrich 27. Juni 1458. das Land unter der Enns, Albrecht das Land ob der Enns erhalten sollte. Die Stadt Wien sollte beiden gemeinschaftlich sein, wurde aber zwei Monate später dem Kaiser allein gegen eine Geldentschädigung abgetreten; Siegmund erhielt ein Drittel aller österreichischen Einkünfte. Der tiefwurzelnde Hader war damit jedoch nicht ausgeglichen. Während der Kaiser sich dem eiteln Gedanken hingab, er könne Matthias dem Corviner die ungarische Krone entreißen, und sich zu dem Ende mit Georg von Böhmen verbündete, dessen Beistand er mit hohen Geldversprechungen und der Belehnung mit Böhmen und Mähren erkaufte, lief er Gefahr, seine Herrschaft in Österreich wiederum einzubüßen. Über das landesherrliche Regiment herrschte der äußerste Unwille. Um Geld aufzubringen wurden die Zölle erhöht und die Münze verschlechtert. Mit den neuen Pfennigen des Kaisers, „den Schinderlingen", deren zwölf kaum für einen genommen wurden, spielten die Kinder auf den Gassen, während das gute Geld nach außen verschleppt wurde. Die ewige Länderverwüstung, die Unsicherheit der Straßen durch die Räuberbanden steigerten die Teurung. Durch Hungersnot und Pest litt das arme Volk namenlos, während der Kaiser zu Neustadt saß und den Jammer gleichgültig mit anschaute. So kam es, daß ein Edelmann, Gamaret Fronauer, dem Friedrich das Schloß Ort entrissen, unter den Mißvergnügten zahlreiche Anhänger fand. Die österreichischen Landstände unter Ulrich Eizinger und Herzog Albrecht standen auf seiner Seite, die Könige von Böhmen und Ungarn sowie Herzog Ludwig der Reiche von Bayern waren im Einverständnis. Bald entbrannte wiederum der Krieg zwischen 1461. den feindlichen Brüdern; und auch als ein Waffenstillstand geschlossen wurde, war das Land nicht besser daran. Die unbezahlten Soldtruppen zogen raubend umher, und es gab keinen Herrn, das arme Volk zu schützen. Bald erhob sich auch in Wien, das bisher dem Kaiser treu geblieben, der Aufruhr, durch Albrecht geschürt. Unter der Aug. 1462. Leitung des ehemaligen Viehhändlers Wolfgang Holzer, eines einflußreichen Mannes von verwegenem Demagogengeist, wurden die Ratsherren von Friedrichs Partei verdrängt. Da zog endlich der Kaiser vor die Stadt und erlangte auch nach drei Tagen Einlaß. Allein er mußte dulden, daß die Wiener seinem Bürgermeister die Anerkennung verweigerten und Holzer zu dieser Würde erwählten. Als Friedrich seine Truppen entließ und die unbezahlten Söldner aufs neue ihr räuberisches Handwerk begannen, brach die Empörung wieder aus. Die Stadt verweigerte die Gelder zur Bezahlung der Söldner und sagte, als Friedrich aus geringfügigem Anlaß dem Magistrat den Blutbann entzog, den Gehorsam auf. Herzog Albrecht wurde als Oberfeldherr herbeigerufen, der

Kaiser in der Hofburg belagert. Als endlich Podiebrad von Böhmen, der in diesen Händeln eine höchst zweideutige Rolle spielte, zum Entsatz des Kaisers heranrückte, kam
Dez. 1462. ein Vergleich zu stande. Albrecht erhielt gegen eine jährliche Summe von viertausend Goldgulden auch das Land unter der Enns auf acht Jahre zur Regierung. Allein der neue Herr war nicht besser als der alte. Der Steuerdruck des verschwenderischen Herzogs und das gewaltthätige Regiment lastete schwer auf dem unglücklichen Lande, und die verwilderten Söldnerbanden raubten nach wie vor. Bald war das wankelmütige Stadtvolk voll Erbitterung gegen Albrecht; wiederum wiegelte Holzer, vom Kaiser bestochen, die Unzufriedenen zur Empörung auf und ließ kaiserliches Kriegsvolk in die Stadt. Doch
April 1463. der Anschlag mißglückte; Holzer und andre Häupter der Verschwörung wurden martervoll hingerichtet. Dem unseligen Hader und der fürchterlichen Verwirrung, die das
Albrecht. † 2. Dez. 1463. Volk zur Verzweiflung brachte, setzte zur rechten Zeit der plötzliche Tod Albrechts ein Ziel. Wiederum sprach man von Gift, welches das jähe Ende des streitsüchtigen, verschwenderischen und gewissenlosen Fürsten herbeigeführt habe; ob mit Grund, wer mag das entscheiden?

Friedrich im Besitz von Österreich. Durch das kinderlose Ableben Albrechts gelangte Friedrich, da Siegmund von Tirol auf seine Ansprüche verzichtete, in den Alleinbesitz von Österreich, und der Friede schien endlich wieder einkehren zu wollen. Die wilden Söldnerscharen wurden allmählich unterdrückt; aber mit Heeresmacht mußte man gegen das zuchtlose Volk, das sich zu Tausenden hinter festen Schanzen verteidigte, ausziehen; mächtigen Raubrittern, die sich unter Podiebrads Schutz gestellt, wie Georg von Stein, der Stadt und Schloß Steier nicht herausgeben wollte, und Wilhelm von Puchheim, der es gewagt den Zug der Kaiserin Eleonore zu überfallen, mußte der Friede abgekauft werden; die Macht des Kaisers war nicht mehr stark genug, die Frevelthaten trotziger Herren zu strafen.

Aber auch so gab es noch immer Stoff genug zum Streit. Die Verwickelungen in Böhmen und Ungarn, die wir an einem andern Orte darstellen werden, ließen auch Österreich nicht zur Ruhe kommen, und im Innern waren trotzige Edelleute stets bereit, gegen ihren Herrn zu den Waffen zu greifen und
Nov. 1468. bei Fremden Hilfe zu suchen. Als der Kaiser auf einer frommen Pilgerfahrt nach Rom begriffen war und demütig zu den Füßen des heil. Vaters kniete, zugleich aber um die böhmische Krone mit dem Papst verhandelte und mancherlei kirchliche Vergünstigungen erhielt, als freie Vergebung von dreihundert Pfründen, Errichtung eines Bistums zu Wien und zu Neustadt, da erhoben sich einige Edelleute in Steiermark, dem Stammlande des Kaisers; die Herren von Lichtenstein, Stubenberg, Greissenegg, Feldhauptleute, denen Friedrich den Sold nicht auszahlte, griffen zu den Waffen. Jahrelang war das Land von Aufruhr und kriegerischen Bewegungen beunruhigt. Am längsten beharrte Andreas Baumkircher, der tapfere Ritter, der einst so wacker für seinen Herrn gefochten (S. 68),
1471. im Widerstand. Mit schnöder Hinterlist wurde er endlich zu Unterhandlungen nach Graz gelockt, absichtlich hingehalten, bis die Stunde des freien Geleits zu Ende ging, und als er zur Stadt hinaussprengen wollte, schlossen sich die Thore. Der tapfere Mann büßte mit seinem Kopf den Abfall, gleich seinem Gefährten

Greissenegg. Derweil hausten in Krain und Kärnten die türkischen Horden auf barbarische Weise, schleppten über 20,000 Gefangene als Sklaven weg und füllten alles Land mit Raub und Verwüstung, und bald führte der Anschluß des Kaisers an den Böhmenkönig Wladislaus und die längst bestehende Spannung mit König Matthias zum offenen Krieg mit Ungarn. Die magyarischen Reiter streiften bis vor Wien, heerten und brandschatzten und ließen ihrem König huldigen. In seiner Not verstand sich Friedrich zum Gmundener Frieden, 1. Dez. 1477.
worin er dem Ungarnkönig wie früher dem Polen Lehnsbriefe über die böhmische Krone erteilte, Ersatz der Kriegskosten und Amnestie für die abgefallenen österreichischen Edelleute versprach.

Aber auch damit wurde der Krieg nicht beendigt; der Kaiser hielt den Vertrag Krieg mit Ungarn.
nicht; Haß und Mißtrauen dauerten fort. Dazu kam noch der Salzburger Bistumsstreit. Der Erzbischof Bernhard hatte sich bereit erklärt, seiner Würde zu entsagen, und der Kaiser ernannte zu seinem Nachfolger den landflüchtigen Erzbischof von Gran, Johannes Peckenschlager, der mit seinen reichen Schätzen und als Feind des Königs Matthias bei dem Kaiser in hoher Gunst stand. Dann reute den früheren Metropolitan sein Schritt wieder, und als ihn der Kaiser mit Waffengewalt angriff, rief er den Ungarnkönig zu Hilfe. So brach die Kriegsfurie wieder los, und die kaiserlichen, die ungarischen und salzburgischen Truppen wetteiferten an wilder Zerstörung und roher Wut, bis endlich Erzbischof Bernhard, des Jammers müde, seinem Nebenbuhler wich. 1482.
Allein der Krieg mit Ungarn hatte seinen Fortgang. Schon war das platte Land grauenhaft verwüstet und mehrere Städte in die Hände der Ungarn gefallen, als sie abermals vor Wien erschienen. Die Stadt wurde eingeschlossen und geriet in furchtbare Not, so daß Hunde- und Katzenfleisch zur Nahrung diente. Die hartbedrängte Stadt mußte sich endlich ergeben. Als der siegreiche Matthias in Wien einzog, tröstete sich 1. Juni 1485.
der Kaiser mit dem Spruch, das höchste Glück sei Vergessen unwiederbringlicher Dinge. Bald war das ganze Land unter der Enns in der Gewalt der Ungarn und huldigte dem Sieger als Landesfürsten. Das Land ob der Enns behauptete der tapfere Landeshauptmann Gotthard von Starhemberg, und die Bürger von Krems hielten ein volles Jahr die Belagerung aus. Endlich kamen Reichstruppen unter Herzog Albrecht von Sachsen, und es wurden Unterhandlungen eröffnet, die zu dem Markersdorfer 22. Nov. 1487.
Vertrag führten, wonach Matthias alle Eroberungen bis zur Bezahlung der Kriegskosten behalten sollte. Der Tod des Ungarnkönigs erlöste bald den Kaiser von seinem 1490.
schlimmsten Feind.

Nach dem Hingang des Ungarnkönigs Matthias traf Maximilian, des Beendigung des Ungarnkriegs und Friedrichs III. Tod.
Kaisers heldenmütiger Sohn, Anstalten, seine Stammlande wieder zu erobern. Bei seinem Herannahen entstanden in Wien Unruhen, so daß der ungarische Stadthauptmann sich davonmachte. Unter dem Jubel des Volks zog der Habs- 19. Aug. 1490.
burger ein. Bald ergab sich die Burg, als Maximilian, der selbst dabei verwundet wurde, sie mit stürmender Hand bedrängte. Die besetzten Schlösser und Städte vertrieben selbst die Ungarn oder wurden erobert; bald gehorchte ganz Österreich wieder den Habsburgern. Dann zog Maximilian weiter nach Ungarn, sich die Krone zu erkämpfen. Bis nach Stuhlweißenburg drang er vor. Hier aber hemmte ihn die Meuterei seiner Soldscharen, die über die Verteilung der

Beute und schlechte Bezahlung unzufrieden waren. So mußte Maximilian den
7. Nov. 1491. Rückzug antreten. Bald beendigte der Friede zu Preßburg den langjährigen Krieg: der Ungarnkönig Ladislaus entsagte allen österreichischen Eroberungen und versprach dem Kaiser Schadenersatz und die Nachfolge in Ungarn, wenn er selbst ohne männliche Nachkommen sterben sollte. So sah der alte Kaiser Friedrich
19. Aug. 1493. noch den Ausgang des verheerenden Kriegs, ehe er ins Grab stieg. Allein der Zustand seines Reichs und die Stürme, die über sein unglückliches Land hereingebrochen, klagten ihn unseliger Gleichgültigkeit und eines gewissenlosen und sündhaften Spiels mit dem Wohl und Wehe eines verzweifelnden Volkes an. Es gab in jenen wilden Zeiten auch anderwärts genug Kampf und Unfrieden; aber so wie in Österreich war es doch nirgends hergegangen. Maximilian trat nunmehr in den Besitz der gesamten österreichischen Erblande ein. Denn auch Tirol und was von den vorderen Besitzungen noch vorhanden, war wiederum mit der übrigen Ländermasse des Hauses Habsburg vereinigt worden.

Siegmund von Tirol. In Tirol hatte Herzog Siegmund, der Sohn Friedrichs „mit der leeren Tasche",
1439—1496. eine lange Regierung geführt, ein gutmütiger, leichtfertiger Fürst, dem Wohlleben und der Frauenliebe ergeben, von steter Geldnot bedrängt. Auch seine Herrschaft war nicht segensreich. Wir wissen, daß unter ihm die habsburgischen Besitzungen in den Schweizer Landen beträchtliche Einbuße erlitten (S. 65), daß er den letzten Rest (Kyburg und
1461. Winterthur) an Zürich verkaufte. Bald darauf verpfändete er seine breisgauischen und elsässischen Besitzungen an Karl den Kühnen von Burgund, ein Schritt, dessen Folgen
Der Tiroler Kirchenstreit und Kardinal Cusa. wir früher kennen gelernt (VIII, 808. 812). Das lange Stillleben seiner Regierung wurde durch den Tiroler Kirchenstreit unterbrochen. Es wurde hier ein heftiger Kampf zwischen landesherrlicher Gewalt und priesterlichen Ansprüchen durchgefochten. Wir kennen bereits (VIII, 273. 296) jenen Nikolaus von Cusa, der sich von der Sache des Baseler Konzils lossagte und ins kuriale Lager überging. Dafür hatte er
März 1450. den Kardinalshut und endlich durch päpstliche Provision das erledigte Bistum Brixen erhalten mit schnöder Verletzung des Konkordats und der Rechte des Kapitels. Dem deutschen Kardinal hatte die Gunst der Kurie nicht zum Segen gereicht, sein hochbegabter tiefsinniger Geist, den wir noch jetzt in seinen philosophischen Schriften bewundern, war im Dienst der Kirche verknöchert und verdüstert worden, und selbst an der Kurie hatte es der rauhe strenge Mann nicht zu rechtem Ansehen gebracht. An dem glänzenden, weltgewandten römischen Hof wurde der deutsche Kardinal mit seinem starren Sinn und seinen unpraktischen Ideen ebensowenig geschätzt als seine mystischen Träumereien und seine scholastische Gelehrsamkeit unter den Anhängern der feineren humanistischen Bildung. An seinem ganzen Wesen haftet „der Fluch einer unehrlichen Apostasie", die einen Geist von edlen Anlagen im Dienst des römischen Pfaffentums verkümmern ließ. Als päpstlicher Legat kam Cusa nach Deutschland, und es gelang ihm wirklich, mit Hilfe des Kaisers, mit dem Gegenbischof, den das Kapitel aufgestellt,
März 1451. und dem Herzog Siegmund, dem Vogt und Schirmherrn des Stifts, einen Vergleich zu erzielen. Mit Eifer suchte er seine Legatenpflichten zu erfüllen: Verkündigung des Jubelablasses für die, welche ihn im Jubeljahr nicht in Rom hatten holen wollen, Kreuzpredigt gegen die Türken, Bekehrung der Hussiten und, was ihm selbst am meisten am Herzen lag, die Reform der Kirche und der Klöster. Als er von seiner Visitationsreise, die wenig Dank und wenig Erfolg brachte, in sein Bistum zurückgekehrt war, entspann sich bald ein denkwürdiger Kampf, der von der Streitfrage ausging, ob der

Herzog oder der Bischof von Brixen Vogt des Nonnenklosters Sonnenburg im Pusterthale sei. Als andre Versuche scheiterten, griff der Bischof, um seine Vogteiansprüche durchzusetzen, zu geistlichen Mitteln und suchte die Klosterfrauen durch strenge Durchführung der klösterlichen Reformation gefügig zu machen. Als die Nonnen gegen das Vorgehen des Bischofs und die unbillige Verschärfung der Ordensregeln protestierten und bei dem Herzog, der seine landesfürstlichen Rechte gegen die kirchlichen Übergriffe thatkräftig wahrte, Schutz fanden, wurde über die Äbtissin, Verena von Stuben, und Juni 1455. die andern Nonnen der Bann ausgesprochen und eine Verweserin eingesetzt. So gestaltete sich die Sache zu einem Prinzipienkampf zwischen kirchlicher und landesherrlicher Hoheit, der immer größere Ausdehnung annahm. Die Ansprüche Cusas, der aus dem Staub der Archive alte Kaiserurkunden für seine Kirche hervorzog, hätten die ganze Stellung der Tiroler Herzöge, wie sie sich im Lauf langer Jahre ausgebildet, untergraben. Über das ganze Inn- und Pusterthal sollte sich die fürstbischöfliche Gewalt erstrecken, das wichtige Bergwerksregal derselben zustehen u. a. Die Friedensversuche Siegmunds scheiterten, und unmöglich konnte er in allem nachgeben; der Bischof klagte beim römischen Stuhl über die Beeinträchtigung seiner Kirche durch den Herzog und beschuldigte ihn grundlos heimlicher Nachstellungen auf Leben und Freiheit. Er erwirkte in Rom die Verhängung von Bann und Interdikt über den Herzog und sein Okt. 1457. Land. Allein der niedere Klerus und das Volk war dem leutseligen Herrn weit mehr zugethan, als dem fremden starrsinnigen Priester; so hatten die kirchlichen Strafmittel wenig Erfolg. Schon war die Erbitterung so weit gekommen, daß der Bischof die Beamten von Sonnenburg, die von den Bauern die schuldigen Abgaben eintrieben, zu Enneberg überfallen und schmählich niederhauen ließ. So zog sich der ärgerliche Streit April 1458. mit wachsender Erbitterung hin; alle Friedensvermittelung scheiterte, selbst als die Sonnenburger Angelegenheit zu einem Ausgleich gebracht worden. Auch auf dem Friedenskongreß von Mantua wurde trotz der Bemühungen des Papstes kein Vergleich 1459. erzielt. Gregor von Heimburg, der überall, wo es gegen pfäffische Anmaßung ging, mit Wort und Schrift kämpfte, verfocht hier die Sache des Herzogs. Vergebens suchte Cusa die Verhältnisse zu seinen gunsten umzugestalten, indem er dem Kaiser die Lehnsbesitzungen des Hochstifts, die Siegmund besaß, antrug; Friedrich schlug die bedenkliche Gabe aus. Endlich glückte es dem Herzog, den Kardinal in der Feste Bruneck eng zu belagern und zu einem Vergleich zu bringen, der den Streit in wesentlichen Punkten April 1460. zu Siegmunds gunsten entschieden hätte. Aber kaum in Freiheit, widerrief Cusa den erzwungenen Vertrag und zog über die Alpen zu Papst Pius II. Dort fanden seine Klagen geneigtes Gehör. In den Brunecker Vorgängen sah man eine Beleidigung des apostolischen Stuhls und der ganzen Kirche; die Gegenreden Siegmunds wurden gar nicht gehört. Über den Herzog und seine Helfer ward der große Bann ausgesprochen. 8. Aug. 1460. Siegmund benahm sich fest und entschlossen; der Treue seines Volks konnte er sicher sein, die Zeiten waren vorbei, da sich die Völker gegen ihre gebannten Herren erhoben. Er appellierte an einen künftigen Papst, an ein Konzil, an die ganze Christenheit. Die heftigen Streitschriften, unter denen die Heimburgs durch rücksichtslose Schärfe hervorragen, erregten weithin die Gemüter und gaben dem Tiroler Kirchenstreit eine erhöhte Bedeutung. Vergebens suchte der Papst seinen Bannflüchen mit weltlichen Waffen Nachdruck zu geben; er fand nirgends Bereitwilligkeit. Die Eidgenossen ließen sich zwar bewegen, die Besitzungen Siegmunds im Thurgau zu überfallen und an sich zu reißen, bald aber ließen auch sie sich auf Verhandlungen ein. Unter geistlichen und weltlichen Fürsten sprach sich unverhohlen die Ansicht aus, daß dem Herzog Unrecht geschehen sei. Die Kurie hatte ihre Mittel erschöpft; die entsetzlichsten Flüche, die Predigten der Bettelmönche, die Aufbietung der benachbarten Fürsten, das Verbot von Handel und Verkehr

mit den Ketzern in Tirol, alles führte nicht zum Ziel, und die Erfolglosigkeit der kirchlichen Mittel, wie die Heftigkeit der Angriffe auf das hierarchische System dienten nicht dazu, das Papsttum in den Augen der Christenwelt zu stärken. Pius dachte unter diesen Umständen auf einen Rückzug, um den ärgerlichen Handel loszuwerden, und Siegmund war von vornherein wider Willen zu dem Streit gedrängt worden. Als daher Kaiser Friedrich, dessen geheime Anstiftung viel zu dem scharfen Vorgehen gegen Siegmund beigetragen, nach seines Bruders Albrecht Tod (S. 70) mit dem Tiroler Vetter in ein besseres Verhältnis trat und die Aussöhnung mit dem Papst vermittelte,
1464. kam endlich ein Vergleich zu stande. Der Brunecker Vertrag sollte aufgehoben sein, Cusa in sein Bistum zurückkehren und Siegmund von seinen „Sünden" absolviert werden. Im wesentlichen ging man auf die alten Verhältnisse, wie sie zu Beginn des Streites bestanden, zurück. In demselben Jahr, noch ehe die Verhandlungen völlig
11. Aug. 1464. zu Ende geführt waren, starb der Urheber des ganzen Haders, der Kardinal Cusa auf der Reise nach Livorno, wo er im Auftrag des Papstes das Auslaufen der Flotte betreiben sollte. Das Ziel eines aufreibenden Kampfes hat er nicht erreicht; fern von seinem Bistum und seiner deutschen Heimat, zu Todi in Umbrien, beschloß er sein vielbewegtes Leben. Es war ihm vieles gegeben, nur nicht Selbstbeherrschung und Charakter. Er kannte die Gebrechen in Kirche und Reich, aber er besaß nicht die männliche Kraft und den Aufschwung der Seele, die zu einer fruchtbaren reformatorischen Thätigkeit erforderlich gewesen wären. Klerikale Vorurteile und selbstsüchtige Impulse wirkten mächtiger in seiner Seele als vaterländische Gesinnung.

Siegmunds Ausgang. Der Tiroler Kirchenstreit war das wichtigste Ereignis in Siegmunds langer Herrschaft. Wenn es gleich hier friedlicher herging als in andern Teilen Österreichs, so hatte man doch auch in Tirol viel über das Regiment des Landesherrn und seine ungeordnete, verschwenderische Verwaltung zu klagen. Der alternde Fürst, reich an unehelichen Kindern, aber ohne rechtmäßige Nachkommen, gedachte sein Land dem Herzog Albrecht von Bayern zuzuwenden. Er hatte ihm Kunigunde, die einzige Tochter des Kaisers, die bei ihm in Innsbruck weilte, wider den Willen des Vaters vermählt und verschrieb ihm seine Lande. Als aber der junge Maximilian nach Tirol kam, erwachte in dem Greise die Liebe zu dem ritterlichen Stammesvetter, dem auch die Stände ergeben
1490. waren. Er änderte jetzt seinen Entschluß und trat schon bei Lebzeiten die Regierung dem Erzherzog ab, der nunmehr als der einzige männliche Sprosse des habsburgischen
† 1496. Geschlechts die gesamte Ländermasse vereinigte. Siegmund lebte im Besitze eines Jahrgehalts noch einige Jahre auf seinen Tiroler Schlössern.

Maximilian I. † 1519. Mit Maximilian brachen für Österreich bessere Zeiten an: der innere Hader verstummte; die Türken wurden aus Steiermark und Krain getrieben; die Künste und Gewerbe des Friedens lebten wieder auf. Die Besitzungen des Hauses Habsburg wurden vermehrt durch einige bayrische Gebiete, als das Zillerthal, Kufstein u. a., welche der bayrische Erbfolgekrieg einbrachte, sowie durch das Erbe der
1500. ausgestorbenen Grafen von Görz. Aber noch weit bedeutender waren die Erwerbungen des Hauses Habsburg in der Ferne. Durch Maximilians großartige Thätigkeit und die folgenschwere Verbindung mit den Niederlanden und mit Spanien wurde Österreich bald von der Stellung eines deutschen Fürstentums zum Rang einer weltbeherrschenden Macht erhoben.

IV. Der große Reform- und Parteistreit im Reich.

1. Die Städtekriege.

Seit in den Städten das Regiment der Stadtherren mehr und mehr beschränkt worden und eine freie Gemeindeverfassung sich ausgebildet hatte, war die Herrschaft auf die ratsfähigen Geschlechter und den daraus gebildeten Stadtrat übergegangen. Schwer lastete das Regiment der Patrizier auf der niederen Bürgerschaft. Bald aber erhoben sich die Handwerkerzünfte gegen den Druck der Geschlechterherrschaft. Das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert ist erfüllt von städtischen Streitigkeiten, blutigem Aufruhr und leidenschaftlichem Kampf. Die unausbleibliche Folge davon war allenthalben, daß die Willkürherrschaft der Geschlechter beschränkt wurde und auch die niederen Kreise der Bürgerschaft Anteil am Regiment erlangten. Allein nicht bloß der innere Streit zwischen Aristokratie und Demokratie zerrüttete den Frieden der Städte; der alte Gegensatz von Adel und Bürgertum wirkte fort und fort. Seit das Fürstentum sich so mächtig erhoben, war ihm die städtische Freiheit ein Dorn im Auge, die Stadtmauern ein Hemmnis seiner Herrschaft, und das kriegslustige Rittertum war nur zu geneigt, den friedlichen Bürger seine eiserne Hand fühlen zu lassen. Klagen, Hader und Fehden erloschen nie. Von der Zeit an, daß die Fürsten Landesherren geworden, mußte ihre Politik folgerichtig dahin zielen, ihre Territorien abzuschließen und zu befestigen; da traten ihnen fortwährend mitten in ihren Landen oder nahe dabei die freien Städte in den Weg mit ihrer reichen Blüte, ihren festen Mauern und ihrem trotzigen Bürgerstand, mit den Ansprüchen auf die Stellung als freie Glieder des Reichs, und die Folge war eine fort und fort glimmende Feindschaft, ein unversöhnlicher Zwiespalt. Anlaß zum Streit, um Pfahlbürger, um Zoll und Geleit, um Eingriffe in die Gerichtsbarkeit, gab es fortwährend. Wer möchte die vielen Ausbrüche des Hasses, die Thaten rechtloser Selbsthilfe im einzelnen darstellen! Dann und wann machte sich die gährende Erbitterung in einem härteren Zusammenstoß Luft, der den Charakter lokaler vereinzelter Kämpfe verliert und durch die Großartigkeit der Thaten und den Umfang der Bewegung erhöhte Bedeutung gewinnt. Dann und wann maßen die Gegensätze, die fort und fort wucherten und sich aneinander rieben, ihre Kräfte in weiteren Bahnen; die vereinzelten Händel und Feindschaften flossen zu einem großen Prinzipien- und Parteikampf zusammen. So war es in dem Städtekrieg in König Wenzels Tagen; so war es jetzt in den Kämpfen, die den Namen des bürgerfeindlichen Markgrafen Albrecht denkwürdig gemacht haben. Lage der Städte.

Recht als ein Vorkämpfer des deutschen Fürstentums in seinem selbstherrlichen Auftreten und seiner trotzigen Kraft kann der Markgraf Albrecht von

Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg-Ansbach. Brandenburg-Ansbach, der deutsche Achill, gelten. Mitten in dem wilden Parteigetriebe, in dem Hader der Stände, in den Fehden aller Orten und Enden nahm er seine Stellung, der Entschiedensten und Festesten einer in dem vielgestaltigen Gewirre. Ein Mann von unverwüstlicher Kraft des Leibes und Geistes, von den glänzendsten Gaben, von unermüdlichem Thatendrang, kühn und entschlossen im Handeln, klar und entschieden in seinen Zielen, stolz und selbstbewußt in seinem Auftreten, ragt er mächtig unter den Fürsten der Zeit hervor. Von den Thaten des gewaltigen Kriegsmannes in Kampf und Streit haben die Zeitgenossen manche wunderbare Mär überliefert. Daß auch diese edle Kraft in unfruchtbarem Ringen und Drängen, in wüstem Hadern, in aufreibender Unruhe gebrochen, in wechselnden Zielen und Unternehmungen zersplittert werden mußte! Ihm waren vor allem die Städte verhaßt, ihre Macht und Blüte war ihm eine Kränkung des Fürstentums, der Bürger Reichtum und Stolz eine Beleidigung des Adels. Er, dessen Herrschaft in den vielzerrissenen fränkischen Landen lag, fühlte sich beschränkt und eingeengt von den um sich greifenden städtischen Gemeinwesen, die ihm auf Schritt und Tritt in den Weg traten, die der Erweiterung seines Besitzes und seiner Macht allenthalben einen Damm entgegensetzten. Besonders stand Nürnberg, die blühende Stadt, eifersüchtig auf ihr Selbstregiment, dem Markgrafen im Wege. „Was hieß er Burggraf zu Nürnberg, wenn er der Stadt nicht mächtig war, nach der er hieß?" Daß sie sein kaiserliches Landgericht nicht anerkannte, daß sie seine Lehnsleute in ihr Burgrecht aufgenommen, war ihm ein Schimpf seines Fürstentums. Die Schutz- und Dienstverträge der Stadt mit Edelleuten, wie Konrad von Heideck, der mitten im markgräflichen Gebiet angesessen war, schienen ihm gefahrdrohend; vergebens forderte Albrecht die Lösung dieses Verhältnisses. Die langgenährte, tiefliegende Feindschaft mußte zu einem Kampf führen, der bei dem allenthalben aufgehäuften Zündstoff grundsätzlichen Hasses nicht auf das enge Gebiet zweier hadernden Nachbarn beschränkt bleiben konnte.

Albrechts Krieg mit Nürnberg. Langsam, aber drohend zog sich das Gewitter zusammen. Weit und breit warb der Markgraf bei Fürsten und Rittern um Bundesgenossen, und er fand deren viele, wenn es gegen die Bürger ging. Aber auch die bedrohten Reichsstädte in Schwaben und Franken waren auf der Hut; ihrer einunddreißig traten zu einem engen Bündnis zusammen, zu Schutz und Trutz gerüstet. (22. März 1446.) Unter kriegerischen Vorbereitungen, Vermittelungsvorschlägen und Rechtsklagen vor dem Kaiser verfloß noch eine lange Zeit. Hochmütig wies der Markgraf die Friedensanerbietungen der Bürger von sich, ihm war der Kampf eine Verteidigung von Fürstentum und Adel gegen unerträgliche städtische Überhebung. Zu ihm standen sein Bruder Johann, Herzog Wilhelm III. von Sachsen, der Landgraf Ludwig von Hessen, des Kaisers Bruder Albrecht, der Markgraf von Baden, Graf Ulrich von Württemberg, die Bischöfe von Bamberg und Eichstätt und viele andre Fürsten und Herren in Schwaben und Franken, ja weithin in

Niederdeutschland. Jetzt hielt sich der Markgraf für stark genug, die Städter zu zwingen; Fürsten, Grafen und Ritter schickten ihre Fehdebriefe. Aber auch Nürnberg war wohl gerüstet, die Mauern waren fest, von den verbündeten Städten kam Zuzug, die Eidgenossen standen zur Hilfe bereit, Söldner waren genug zu haben. So entbrannte im Sommer 1449 der längst vorbereitete Krieg, 1449.
der die gesegneten fränkischen Lande in der entsetzlichsten Weise mit Brand und Raub verheerte. Wird doch dem Markgrafen der Ausspruch in den Mund gelegt: „der Brand ziere den Krieg wie das Magnifikat die Vesper". Im offenen Felde erlagen die Städter, ihr altes Erbübel, schlechte Ordnung und Mangel an Einheit, trat wieder zu Tage. Achtmal siegte der wilde Markgraf, immer voran im Kampfgetümmel, in offener Feldschlacht. Sein tollkühner Mut und seine verheerende Kriegsweise setzten den Nürnbergern arg zu. Ein städtischer Chronist sagt in seinem Ingrimm: „Man schreibt viel Lobwürdiges von diesem Albrecht, wie er so ein trefflicher Kriegsmann gewesen ist, so ist das meine Antwort drauf: Wenn das so ein groß Lob bringt, unnötige und unbillige Krieg anzufahen, so muß der Türk und andre Tyrannen auch groß Lob wert sein." Hin und her schwankte der furchtbare Krieg; bei Pillenreuth, im „Streit am Weiher", brach- 11. März 1450.
ten die Städter dem Markgrafen eine blutige Niederlage bei; kaum entkam er selbst in eiliger Flucht, bald aber wetzte er die Scharte wieder aus. Gleichzeitig schlug sich Graf Ulrich von Württemberg mit den schwäbischen Reichsbürgern, insbesondere Eßlingen, herum. Wenngleich der schwergeharnischte Adel im Felde meist die Oberhand behielt, die festen Mauern der Städte mit den gewaltigen Kriegsmaschinen vermochte er doch nicht zu überwinden. Man wurde allmählich auf beiden Seiten des wüsten Kriegs müde. Als die Länder ausgebrannt, die Dörfer zerstört, die Herden zerstreut, die Bauern niedergemetzelt waren und Lebensmittel und Geld ausgingen, da erst dachte man an Frieden, sagt Äneas Sylvius. Mit Schaudern lesen wir die trockenen Kriegsberichte, die in ihrer kalten Aufzählung von Raubzügen, Mord und Brand ein Bild von grausenhafter Einförmigkeit aufrollen. Den Markgrafen jammerte endlich selbst seiner „armen Leute", die so schrecklich mitgenommen worden, und auch die Städte, in Uneinigkeit hadernd und der Störung von Handel und Wandel überdrüssig, waren dem Frieden geneigt. So wurde zu Bamberg ein vorläufiges Abkommen geschlossen, die Besitzverhältnisse wurden meist in den alten Stand vor dem 22. Juni 1450.
Krieg gesetzt, die Gerichts- und Lehnsfragen sollte der römische König entscheiden, die Gefangenen auf Urfehde freigelassen werden, Totschlag, Raub und Brand vergeben sein. Der lange Rechtsstreit vor dem kaiserlichen Hof war ein trauriger Beweis, wie schlecht es mit Recht und Gericht im Deutschen Reich bestellt war. Ein städtischer Bote schrieb damals an den Rat: „Ehrsame Herren, wie Ihr Euch vertragt mit Euren Umsassen, es ist alles besser, als Trost und Hilfe am königlichen Hofe zu suchen." Erst drei Jahre später wurde der Friede 27. April 1453.
endgültig geschlossen, der Markgraf gab die besetzten Burgen heraus und erhielt

eine ansehnliche Geldsumme, im übrigen blieben die Verhältnisse beim alten und alle Irrungen sollten damit beendigt sein. Die Städte aber legten in ihrem schnöden Hader um die Kriegskosten jenen kleinlichen Sinn an den Tag, der vornehmlich die Ursache ihres Verfalls gewesen. Der große Krieg lief in erbärmliche Zänkereien aus, und keine Partei hatte Erfolge aufzuweisen, die für den blutigen Kampf und das viele Elend entschädigen konnten.

Die Soester Fehde. Um dieselbe Zeit, als im mittleren Deutschland im Kampf um Nürnberg Fürstentum und Städtefreiheit aufeinander stießen, fand ein ähnliches Schauspiel am Niederrhein statt. Dietrich von Köln. 1414–1463. Erzbischof Dietrich II. von Köln, ein Graf von Mörs, war durch Pracht und Herrlichkeit, durch Fehden und Hussitenzüge in tiefe Schulden geraten und drückte seine Unterthanen, Bauern und Bürger, mit harten Steuern. Auch ihm war die Selbstherrlichkeit der Städte ein Dorn im Auge. Insbesondere war es Soest, die alte Stadt der Engern, die stolze Bürgerfeste mit den starken Wällen und Mauern, welche eine fast reichsfreie Stellung errungen und alle Versuche des Kirchenfürsten, seine landesherrliche Hoheit geltend zu machen, trotzig zurückwies. Die Soester schlossen sich an den alten Feind des Erzbischofs, den Herzog Adolf von Kleve, an und stellten sich als erbunterthänig mit Vorbehalt ihrer Freiheiten und Rechte in seinen Schutz. Des Herzogs ritterlicher Sohn, Junker Johann, war ihr tapferer Schirmherr. Osnabrück, Münster, Paderborn, Hamm, Lippstadt unterstützten die benachbarte Stadt, während weithin die Fürsten, Wilhelm III. von Sachsen, der Landgraf Ludwig von Hessen, der Kurfürst von Brandenburg, die Bischöfe von Münster, Hildesheim, Minden, die Stadt Dortmund, die alte Nebenbuhlerin von Soest, viele Grafen am Rhein und in Westfalen auf die Seite des Kölners traten. Kirchenbann und Reichsacht glitt machtlos an den „verketzerten Seelen" ab. Da entbrannte 1444–1449. ein fünfjähriger wildverheerender Krieg in den westfälischen und klevischen Landen. An den festen Mauern der trotzigen Stadt prallten alle Stürme, alle „Kriegsposssen" der Ritter, Gewalt und List erfolglos ab. In verzweifelter Wut rief endlich der Erzbischof jene entsetzlichen böhmischen Mordbrennerbanden herbei, die „Zebracken", die soeben im sächsischen Bruderkrieg gefochten, gesengt und gemordet hatten. Unter dem Reichsbanner, das Herzog Wilhelm Juni 1447. von Sachsen wider die geächtete Stadt führte, ergoß sich der wilde Schwarm gegen die Weser. „Was das nun für ein christlicher Bischof ist, mag ein jeder gute Christ bedenken," sagt der Soester Stadtschreiber. Auf sechzigtausend Mann wurde das Heer angegeben, das nunmehr gegen die Mauern der Stadt heranrückte. Aber auch jetzt verzagten die tapferen Bürger nicht; vergebens feuerte der Erzbischof selbst seine stürmenden Scharen an. Die Weiber gossen den Böhmen ein „siedendes Gebrodel" auf die Köpfe, daß sie schleunig den Heimweg suchten. Aufs äußerste erschöpft sah sich der Kölner endlich zum Nachgeben ge- 2. April 1449. nötigt. In dem Friedensschluß blieb Soest unter klevischer Schutzherrlichkeit. Die „Soester Fehde" ward, gleich den Thaten der Eidgenossen und der Nürn-

berger, von bürgerlichen Sängern vielgefeiert, und noch lange klang im Lied die gepriesene Tapferkeit schlichter Bürger gegen die eisenbewehrten Ritter- und Soldscharen.

Aber mochten auch die tapferen Reichsbürger noch manche wackere That ausführen, doch hatte ihre Stunde geschlagen. Die Neugestaltung, die sich im Reiche vollzog, war der städtischen Selbstherrlichkeit entgegen. Nicht ohne ihr Verschulden kam es so. Mehr und mehr entwöhnten sie sich, der wuchernden Fürstenmacht entgegenzutreten, statt fest zusammenzustehen in der gemeinsamen Gefahr, haderten sie eifersüchtig und kleinlich untereinander und im Innern. Mehr und mehr verdorrten und verknöcherten jene stolzen Gemeinwesen, die einst die Zierde des Reichs gewesen. Während im Innern um das städtische Regiment, um Privilegien und Freiheiten gestritten ward, während die nimmer ruhenden Kämpfe zwischen Zünften und Geschlechtern das Gemeinwesen zerrütteten, lagerte sich vor den Mauern immer enger und drohender die fürstliche Gewalt. Schon war die Zeit nicht fern, da eine um die andre von der Reichsfreiheit losgerissen ward; bald fiel das goldene Mainz, Lüttich und Regensburg, und wenn auch viele ihre Freiheit in die neue Zeit hinüber retteten, immer weniger wog das Gewicht der Städte in der Wagschale des politischen Lebens. Dem Landesfürstentum gehörte fortan die Herrschaft im Deutschen Reich. Die Städte zu Ausgang des Mittelalters.

2. Die Türkennot und die Bewegung in Deutschland.

Papsttum und Kaisertum hatten den unseligen Bund geschlossen und sich der eiteln Hoffnung hingegeben, den allgemeinen Ruf nach Änderung und Besserung zum Schweigen gebracht, die morschen Stützen der abgelebten Staats- und Kirchenverfassung aufs neue befestigt zu haben. Aber nach wie vor gährte es in den unzufriedenen Gemütern. Man fühlte wohl, daß die deutsche Kirche um die Frucht der Konzilienbewegung betrogen worden, und je straffer das neuerstarkte päpstliche Regiment die Zügel anzog, desto höher stieg die Mißstimmung. Fort und fort war die Rede von neuen Konzilien und andern Hilfsmitteln gegen den römischen Druck. Das Streben, die päpstliche Supremation möglichst zu beschränken und die deutsche Kirche frei zu stellen, war nicht erloschen. Daneben aber ging eine tiefe Unzufriedenheit mit dem weltlichen Regiment in Deutschland her. Der Ruf nach einer Reform des Reichs war alt, allein je erbärmlicher das Regiment des Habsburgers wurde, je fühlbarer die Schwäche des Reichsverbandes und die Ohnmacht der kaiserlichen Gerichte, desto unabweisbarer trat der Gedanke an die Fürsten, insbesondere die Kurfürsten, heran, daß eine Besserung geschaffen werden müsse, sollte nicht das ganze Reich auseinander fallen. Wir werden in den Reformbewegungen der folgenden Jahre sehen, daß auch die Fürsten, welche sich um das kaiserliche Banner scharten, von der Notwendigkeit einer Erneuerung in Reich und Kirche durchdrungen waren. Nur schade, daß bei den Stimmung in Deutschland.

tiefgehenden Parteiungen in Deutschland die großen Fragen der Reichspolitik sich in kleinlichen Hader auflösten, die Reform bald nur noch ein Schlachtruf ohne ernstes Ziel war und die Bewegung um Besserung in Staat und Kirche in innerer Uneinigkeit und Eifersucht verlief.

Das Reich und die Türkennot. Einst hatten die Hussitenstürme die Ohnmacht des Deutschen Reichs mit entsetzlicher Klarheit enthüllt; jetzt schlug wieder ein gewaltiges Ereignis mahnend an das Gewissen der Mächtigen und brachte Bewegung in die schwüle Stimmung. Es kam die furchtbare Kunde, daß die Ungläubigen den Halbmond auf den Zinnen von Konstantinopel aufgepflanzt, daß das alte griechische Kaisertum in den Staub gesunken. Wenn jemals, so lag jetzt den beiden Häuptern der Christenheit die heilige Pflicht ob, das Abendland zum einmütigen Kampf, zum neuen Kreuzzug gegen die drohende Türkenmacht aufzubieten. Wohl zuckte einen Augenblick das Feuer der Begeisterung durch die Gemüter, allein bald erlosch die Flamme in den erschlafften Völkern. Byzanz war ja weit, und in der Nähe gab es genug zu sorgen und zu hadern. Und die, denen der Beruf und die Pflicht oblag, die Säumigen zu spornen, den Eifer zu entflammen, Papst und Kaiser, thaten das Ihre, jeden frischen Aufschwung, jede kräftige Erhebung verkümmern und erkalten zu lassen. „Das allgemeine Gefühl, es müsse der osmanischen Flut endlich ein Damm gesetzt werden, die unruhige Bangigkeit der Gemüter ließ sich trefflich benutzen, um gemeinsam ein Glaubensgeschäft zu machen, um Türkenzehnten auszuschreiben, Türkenablaß einzusammeln und die friedliche Beute dann zu teilen.“ Mit solchen Gesinnungen, die nur zu wohl jedermann bekannt waren, ließ sich freilich keine Begeisterung erzielen; die päpstlichen Bullen und die kaiserlichen Mahnbriefe machten keinen Eindruck. Vergebens zogen die Predigermönche mit dem Ablaß umher und schmähten auf die Ungläubigen, „die Ausgeburt des Satans“. Wer mochte Opfer bringen, wo man von vornherein die Erfolglosigkeit sah! Es war ja noch kein Menschenalter vergangen, daß man in dem böhmischen Ketzerland erfahren hatte, wie schmählich die Reichskriege und Kreuzzüge zu schanden geworden; und doch lag die Hussitengefahr viel näher als der ferne Kampf zur Rettung der schismatischen Griechen. Erst mußte im Reich von Grund aus Ordnung geschafft werden, ehe man von Türkenzügen einen Erfolg erwarten konnte. Auf den Reichstagen, wo die Maßregeln gegen die Osmanen beraten werden sollten, hörte man bald scharfe Reden wider das kaiserliche Regiment. Der Diplomat Martin Mair schilderte diesen Zustand mit treffenden Worten. „Die Deutschen werden nie zu den Waffen greifen, solange sie zu Hause voreinander in Furcht sind. Wir sehen ja Deutschland erschüttert, zerrissen und nirgends mehr zusammenhängend. Da führen die Städte mit den Fürsten ewige Kriege, und beide unter sich, und der geringste maßt sich an, dem Nachbarn Fehde anzusagen. Kein ruhiger Winkel ist in ganz Deutschland; Raub und Mord, wohin wir blicken. Und wenn wir auch alle uns nach Frieden sehnen: ohne Recht und Gesetz

ist kein Friede. Weil es keine bewaffnete Macht gibt, die Willkür im Zaum zu halten, so gehorchen wir nur soweit wir wollen; daher ewiger Hader, da sich jeder König zu sein dünkt."

Vier Monate nach dem Fall von Konstantinopel rief eine päpstliche Kreuz- Reichstag zu Regensburg.
bulle die Christenheit zum Kampfe wider den Sultan, „den zweiten Sanherib". 30. Sept. 1453.
Vergebung der Sünden wurde den Streitern verheißen, unter den christlichen Mächten sollte allgemeiner Frieden herrschen, von allen kirchlichen Einnahmen sollte ein Zehnte erhoben werden. Auch der Kaiser erinnerte sich wieder einmal, daß er nicht bloß österreichischer Herzog war. Er sagte auf den St. Georgentag einen Reichstag nach Regensburg an, zu dem alle christlichen Mächte 23. April 1454.
geladen wurden. Eifrig nahm sich Enea Silvio der Türkensache an; da konnte er in den Verhandlungen wiederum sein diplomatisches Talent, vor Fürsten und Herren seine Redegabe entfalten, vielleicht zum Lohn den Kardinalshut erringen, nach dem er rastlos strebte; auch sein humanistisches Blut wallte wieder auf, wenn er sich die griechische Kultur von heidnischer Barbarei überschwemmt dachte. Schon war nahezu ein Jahr seit dem Fall von Byzanz verflossen und der kurze Rausch der Begeisterung hatte nüchterner Überlegung Platz gemacht, als der angesagte Tag herankam. Anstatt des Kaisers und der Kurfürsten erschienen ihre Räte, Geistliche und Juristen. Von außen kamen Schreiben mit Entschuldigungen und Versprechungen. Herzog Ludwig von Landshut, der alte Philipp von Burgund, Markgraf Albrecht von Brandenburg waren die einzigen anwesenden Fürsten. Dem Burgunder schrieb man geheime Absichten auf die deutsche Krone zu; auch mochte er wohl nicht allein der Türken wegen herbeigekommen sein, trotzdem er noch Rache dafür zu nehmen hatte, daß sein Vater einst bei Nikopoli gefangen worden. Unter diesen Umständen war an einen Erfolg des Türkenkongresses nicht zu denken. Die kaiserlichen Gesandten sprachen von der Anordnung und Ausrüstung eines starken Heeres, die kurfürstlichen Räte aber klagten über die Unordnung im Reich. Jeder Fürst brauche seine Gewalt selber, um Land und Leute zu schirmen, des heiligen Reichs Gerichte seien unbestellt und mißachtet, und darum allenthalben Hader und Krieg. Wolle man etwas gegen die Türken thun, so müsse der Kaiser erst ins Reich kommen und mit den Kurfürsten zusammen Besserung schaffen. Schon machte sich die Opposition gegen das Reichsoberhaupt laut; der ränkevolle Erzbischof von Trier, Jakob von Sirk, und sein Rat Johann von Lysura (VIII, 296), ein echter Diplomat im Geiste der Zeit, spannen die Fäden, die sich bald dichter und weiter erstreckten. Gegen die Türken kam man zu keinem Beschluß, viel weniger zu einer That. Die weitern Verhandlungen wurden schließlich (das gewöhnliche Ende der Reichstage!) auf einen nächsten Tag in Frankfurt verschoben.

Der Kaiser kam auch jetzt nicht ins Reich, und ebensowenig waren die Der Reichstag von Frankfurt.
italienischen Seemächte, von denen der Erfolg eines Türkenzuges wesentlich

Wachsende Opposition. abhing, zur Hilfeleistung zu bewegen. Ihnen lag der levantische Handel viel mehr am Herzen als die Rettung des christlichen Glaubens. Auch der Frankfurter Reichstag brachte den Griechen keine Hilfe. Vergebens waren die Berichte der ungarischen Gesandten von dem Vordringen der Türken, vergebens die glänzenden Reden Enea Silvios und die feurigen Predigten des Wunderthäters Capistrano. Man machte zwar einen Anschlag auf Truppen und Geld und sprach von der Notwendigkeit eines gemeinen Friedens; der Papst sollte sich mit den italienischen Mächten über Ausrüstung einer Flotte einigen, die deutschen Fürsten mit dem Kaiser, den sie in Neustadt aufsuchen sollten, über ein Landheer. Aber neben diesen Verhandlungen, über deren Nichtigkeit sich kein Einsichtiger täuschen konnte, gingen Pläne und Intrigen von andrer Art her. Die Oppositionspartei, die eine Reform des Reichs auf ihre Fahne schrieb, begann sich zu schließen und zu befestigen. Jakob von Trier war der geheime Anstifter der antikaiserlichen Agitation; allein schon jetzt trat Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche, der die Vormundschaft über seines Bruders Kind in die kurfürstliche Herrschaft verwandelt hatte und die kaiserliche Bestätigung nicht erlangen konnte, als Parteihaupt in den Vordergrund. Die Reformpartei gewann an Festigkeit und Klarheit, als die Pläne von einer Änderung des Reichsregiments sich an eine bestimmte Person knüpften. An den Burgunder hatte man wohl nie ernstlich gedacht; allein jetzt trat des Kaisers eigner Bruder, der Erzherzog Albrecht, als Bewerber auf; seinen Ehrgeiz hatte Doktor Martin Mair, der jetzt und nachher in kurfürstlichen Diensten seine Intrigen spann, erregt. Die Kurfürsten von Köln, Pfalz und Trier sagten dem Erzherzog ihre Stimmen zu, wenn es zu einer neuen Königswahl kommen sollte.

Okt. 1454 (margin, beside "furter Reichstag")

Der Reichstag von Neustadt. Febr.—April 1455. Die Türkenverhandlungen sollten auf dem Tag zu Neustadt fortgesetzt werden; man mußte sich schon bequemen, den Kaiser aufzusuchen, da er ja doch nicht ins Reich kam. Die Türkenfrage war aber auch hier wiederum Nebensache. Der Erzbischof von Trier, der als unbestrittener Führer des Kurfürstenkollegiums persönlich erschien, kam mit ganz andern Absichten und Plänen. Schon zu Frankfurt hatte er eine Denkschrift vorgelegt, „wie das heilige Reich wieder aufgerichtet und Frieden in deutschen Landen gemacht werden könne", und die Beistimmung der Kurfürsten von Mainz, Köln, Pfalz und Brandenburg dazu erlangt; zu Wien erklärte sich auch Ladislaus von Böhmen damit einverstanden. So trug der Trierer im Namen von sechs Kurfürsten die „Avisamenta" dem Reichstag vor.

Vorschläge zur Reichsreform. Es wurde darin gefordert: der Kaiser und die Kurfürsten sollten sich in eine gelegene Stadt des Reichs begeben, Krieg und Zwietracht abthun, die Hadernden durch Güte oder auf dem Weg Rechtens vergleichen, dann solle ein oberstes kaiserliches Gericht bestellt werden, das ständig beisammen sei, regelmäßige Sitzungen halte und um Lohn und Sold Recht spreche. Da jedoch nicht alles bei dem obersten kaiserlichen Gericht verhandelt werden könne, so sollten die untern Land- und andern Gerichte das, was von Rechtswegen oder nach altem Herkommen an sie gehört, vornehmen. Für die Voll-

ziehung des Urteils hat der Fürst, dem das Gericht zusteht, zu sorgen; ist er zu schwach, so soll der Kaiser die nächstgesessenen Fürsten aufbieten. Um Ordnung und Frieden aufrecht zu halten, müßten Kaiser und Kurfürsten sich „bleiblich" bei einander halten; jeder Kurfürst solle seine Räte beständig in des Kaisers Rat haben. Wenn der Kaiser eine Zeitlang nicht bei den Kurfürsten bleiben könne, so solle er einen Präsidenten ernennen, ebenso die Kurfürsten einen Stellvertreter. Die Kosten der neuen Reichsorganisation sollen durch eine jährliche Geldsumme gedeckt werden, und geistliche und weltliche Unterthanen würden um ständigen Friedens und guter Ordnung willen gern in eine Steuer willigen.

Die kurfürstlichen Vorschläge wären in der That wohl geeignet gewesen, eine Reform des Reichs herbeizuführen; sie berührten die Schäden der Reichsverfassung an der Wurzel, nur durfte sich keiner Hoffnung machen, den Kaiser auf andre Wege zu bringen. Das hatte auch sicherlich der welterfahrene Erzbischof von Trier nicht erwartet; in seiner Hand war die Reform von Reich und Kirche ein brauchbares Werkzeug, auf Kaiser und Papst zu wirken, sich zum Herrn der Situation zu machen und Zugeständnisse und Vorteile für sich selber einzuernten. Der Deckmantel der Reform war um so ehrbarer, je gegründeter die Klagen waren. Der Kaiser wich einer bestimmten Antwort auf die Avisamenta aus, in denen er, wie der Markgraf Albrecht sagte, nur die Absicht sehe, daß ihm Unglimpf bereitet werde. Ins Reich zu kommen, schlug Friedrich geradezu ab, die Lage in seinen Stammlanden gestatte es nicht. Unter diesen Umständen kam man auch jetzt über den eigentlichen Zweck des Reichstags, den Türkenzug, zu keinem Beschluß; den Ungarn konnte man nur den Rat geben, sie möchten sich, bis Hilfe komme, so gut wie möglich vor den Türken schützen. Man war endlich froh, den unfruchtbaren Verhandlungen ein Ende zu machen; der Tod des Papstes gab den willkommenen Vorwand, den Reichstag zu schließen. Mißmutig schieden die Versammelten; die Reichsreform war gescheitert, gegen die Türken war nichts ausgerichtet, nur die Unzufriedenheit war gestiegen; die Opposition gegen die bestehende Verfassung in Reich und Kirche schritt auf dem eingeschlagenen Wege fort.

Papst Nikolaus V., der freigebige Mäcen der Kunst und Wissenschaft, der über seinen glänzenden Bauten und der Erwerbung litterarischer Schätze aus dem untergehenden Griechenreiche die Pflichten seines apostolischen Amtes oft vernachlässigt hatte, war inmitten dieser Wirren gestorben, man sprach, aus Gram über den Fall von Byzanz, zu dessen Rettung er doch selbst so wenig gethan hatte. Im Deutschen Reich waren viele der Ansicht, jetzt sei es Zeit, sich gegen den apostolischen Stuhl eine freiere Stellung zu erringen; das Konkordat, klagte man, würde nicht gehalten, die deutsche Kirche von Rom wie eine Magd behandelt; nicht eher dürfe man den neuen Papst anerkennen, als bis er der deutschen Kirche dieselben Freiheiten gewährt, welche die Franzosen und Italiener längst besäßen. Auch hier war Jakob von Trier der Wortführer, und der stürmischen Beistimmung von Fürsten und Volk konnte er sicher sein.

Die neue Papstwahl. Calixtus III. 1455—1458. 24. März 1455.

6*

8. April 1455. Das Konklave erwählte alsbald einen Nachfolger auf dem Stuhl Petri; es war ein spanischer Kardinal, Alonso de Borgia, der den Namen Calixtus III. annahm, ein nahezu achtzigjähriger Greis, schwach und krank, von seinen wüsten Nepoten, deren einer den Namen Borgia und das Papsttum dereinst auf ewig schänden sollte, gänzlich beherrscht und in keiner Weise im stande, in diesen stürmischen Fluten das Schifflein Petri zu lenken. Die Wahl war ein Kompromiß der hadernden Parteien im heiligen Kollegium, man einigte sich auf einen Mann, der nach keiner Seite eine ausgesprochene Parteirichtung vertrat. Der Kaiser leistete alsbald seine Obedienzerklärung, die Enea Silvio überbrachte, der jetzt von dem „barbarischen Deutschland" Abschied nahm. Nicht einmal zur Bestätigung der Bullen seines Vorgängers, für die einst der Kaiser die deutsche Kirche preisgegeben, war Calixtus zu bewegen; so wenig hielt man es in Rom für nötig, auf den Ohnmächtigen Rücksicht zu nehmen, der die Krone des Reichs trug. Gegen die Türken war das Herz des neuen Oberhirten von heiligem Glaubenseifer erfüllt; die Kunstschätze seines Vorgängers verschleuderte er und ließ dessen Prachtbauten unvollendet stehen, um zur Ausführung seiner Lieblingsidee die Geldmittel zu erlangen. Aufs neue zogen Legaten und Nunzien, Quästoren und Bettelmönche durch die Lande, um die säumigen Fürsten und Völker zu entflammen; er selbst rüstete ein päpstliches Geschwader aus, das gegen die Türken segelte. Allein wenn auch einzelne Fürsten, wie Alfons von Neapel, wie Philipp von Burgund, endlich auch der Kaiser sich pomphaft das rote Kreuz auf die Schulter heften ließen, zu einer ernsten Anstrengung hatte keiner Zeit und Lust. Nur ungeordnete Scharen zogen den Ungarn zu Hilfe; der heldenmütige Hunyad focht ohne die Hilfe des Abendlandes seinen glorreichen
Juli 1456. Kampf bei Belgrad.

Fortgang der Bewegung in Deutschland. Die Opposition in Deutschland gegen Kirche und Reich nahm inzwischen ihren Fortgang. Nicht mehr Erzbischof Jakob von Trier, der dem Tod entgegensiechte, stand jetzt an der Spitze; seine Stelle nahm Dietrich I. von Mainz ein, durch dessen Schuld einst der Frankfurter Kurverein gesprengt worden (VIII, 307); sein Kanzler Doktor Martin Mair hielt die verwickelten Fäden der politischen Umtriebe in der Hand.
Juni 1455. Auf einer Provinzialsynode zu Aschaffenburg wurden die alten Klagen über römische Übergriffe erneuert. Gleichzeitig besprachen die geistlichen Kurfürsten die Idee eines deutschen Nationalkonzils, um den Gewinn aus den Baseler Dekreten sicherzustellen. Auf den Sonntag Okuli berief der Mainzer wiederum die Bischöfe seiner Provinz zu
28. Febr. 1456. einer Synode nach Frankfurt und entbot zugleich die Kurfürsten dahin. Gegen den Kaiser wurden die alten Reformanträge, wie sie Jakob von Trier zu Neustadt vorgetragen, erneuert, vor allem die Forderung, er solle persönlich ins Reich kommen. Schon jetzt gab sich aber der Zwiespalt im Kurkollegium kund, wie er sich in der Parteistellung der folgenden Jahre schärfer ausbildete. Die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg hatten zwar ihre Räte nach Frankfurt geschickt, jedoch mit dem ausdrücklichen Verbot, an einem Beschluß gegen den Kaiser mitzuwirken. Es war der Thätigkeit des Markgrafen Albrecht zu danken, daß eine kaiserliche Partei ins Leben trat. Auf der andern Seite näherten sich jetzt der Mainzer und Pfalzgraf Friedrich, die ihr lebenlang
28. Mai 1456. in nachbarlichen Händeln befangen gewesen. Der Tod Jakobs von Trier verstärkte die

Kaiserlichen. Trotz der Bemühungen des Erzbischofs von Mainz zu gunsten des Pfalzgrafen Ruprecht, Friedrichs Bruder, gelangte Johann von Baden, der Sohn des Markgrafen Jakob, auf den Trierer Erzstuhl und schloß sich an die kaiserliche Partei an. So standen, da auch der alte Dietrich von Köln eine unzuverlässige Stütze war, nur Mainz und Pfalz entschieden zur Reform. Doch trat damals noch kein Bruch im Kurkollegium zu Tage, nur auf der einen Seite entschiedenes Vorschreiten, auf der andern Zögern und Verschieben. Auf einem neuen Kurtag zu Frankfurt wurden Aug.—Sept. 1456. die „Beschwerungen der deutschen Nation", die alten Klagen, die auf den Konzilien laut geworden, aufs neue vorgetragen und die Norm festgesetzt, nach der man sich der Mißbräuche des Papstes, „der den deutschen Schäflein das Fell über die Ohren ziehen wolle," erwehren könne. „Durch eine Pragmatik gedachte man wieder einzubringen, was vor zehn Jahren durch elende Diplomatie, Verrat und Überlistung verloren worden." Zugleich erließen die Kurfürsten, durch die Nachrichten vom türkischen Kriegsschauplatz erschreckt, ein scharfes Schreiben an den Kaiser, er möge auf den Andreastag nach Nürnberg kommen, um die Frankfurter Beschlüsse (S. 82) gegen die Türken auszuführen. 30. Nov. 1456. Der Kaiser kam auch jetzt nicht und machte den Kurfürsten Vorwürfe, daß sie wider seinen Willen Tage ausschrieben. So versammelten sich die Fürsten und ihre Räte wieder allein. Mit glänzendem Gefolge ritt der Pfalzgraf in Nürnberg ein. Wohl nicht ohne Grund sagt ein Zeitgenosse: „er meinte ein römischer König zu werden, denn der Kaiser war ein unnützer Kaiser und verstand nicht Krieg und Mißhellung in den Landen niederzulegen." Es wurde jetzt ein Ultimatum erlassen: wenn der Kaiser zum nächsten Tage nicht erscheinen wolle, so solle er die Wahl eines andern römischen Königs zugeben, der Macht und Gewalt an seiner Statt habe, und verwerfe er auch diesen Antrag, so solle auch gegen seinen Willen ein römischer König gewählt werden. Allein das waren doch alles Worte, ein endlicher Beschluß wurde von einem Tag zum andern verschoben; auf dem folgenden Reichstag zu Frankfurt wurde dasselbe geredet und März 1457. verhandelt, gedroht, geschmäht und nichts gethan. Die entschiedenen Glieder des Kurvereins, Pfalz und Mainz, waren gegen die andern in der Minderheit, und diese gingen bis zum halben Wege mit und brachen dadurch der ganzen Opposition die Spitze ab. Immer fester wußte der Markgraf Albrecht die kaiserliche Partei zusammenzuschließen, deren Kern das Haus Brandenburg bildete. Der Eintritt von Brandenburg 29. April 1457. in die sächsisch-hessische Erbverbrüderung war ein neues Band der Einigung. Auch die Kurfürsten von Pfalz und Mainz ließen allmählich in ihrem Reformeifer nach, als sie ihre Mittel erschöpft sahen. Sie waren jetzt in der Defensive. In dem Bund, den 26. März 1457. sie schlossen, waren schon die Bedingungen vorgesehen, unter denen sie sich mit dem Kaiser verständigen wollten. Neben vorwiegendem Anteil an den Reichsgeschäften waren es partikulare Forderungen eigennützigster Art, die ein trübes Licht auf die Beweggründe und Ziele des ganzen Reformgeschreis werfen. Bald trennte sich auch der Mainzer wieder von dem Pfalzgrafen, und die Gegensätze im Kreis der deutschen Fürsten nahmen mehr und mehr den Charakter der Rivalität zweier Fürstenhäuser an: Brandenburg und Wittelsbach.

War das Streben nach Reichsreform zum größten Teil an der Uneinigkeit des Niederlage der kirchlichen Reform. Kurkollegiums gescheitert, so kam man auch in der kirchlichen Reform, die mit jener Hand in Hand ging, nicht zum Ziel, trotzdem die Kurfürsten hier einiger waren. Obwohl der Kurie die deutsche Pragmatik, deren Folgen man in Frankreich sehen konnte, als drohendes Schreckbild vor Augen stand, war man in Rom nie herrschsüchtiger und habgieriger gewesen. Trotz der Konzilien und Konkordate ging das alte Wesen mit Ablaß, Türkenzehnten, Indulgenzen und willkürlicher Vergebung deutscher Pfründen fort und fort, und mit der Bedrückung stieg der anmaßende Hochmut. Enea Silvio,

erst kürzlich zum Kardinal erhoben und seitdem in Wort nnd That ein Verfechter aller römischen Mißbräuche, ist mit seinen Jagden auf deutsche Pfründen, die sich bis zum fernen baltischen Bistum Ermeland erstreckten, ein Beispiel des unwürdigen Aussaugungssystems. Die unerhörte Generalreservation auf deutsche Pfründen bis zum jährlichen Betrag von 2000 Dukaten, die er dem Papste entlockt, erregte allgemeine Erbitterung. So verstand er es wohl, wenn er dem Kaiser schrieb, er wolle mehr ein deutscher als ein italienischer Kardinal sein! Bitter schreibt einmal Gregor von Heimburg: „Wer das vermöchte, welsch Geld nach Deutschland zu leiten, der thäte ein größer Werk, als wenn er den Main über den Vogelsberg führte.“ Der alte Papst stand dem schmählichen Treiben fern; aber an der Kurie ging es damals wüst her wie nur je. Martin Mair, der kurmainzische Kanzler, faßte in einem scharfen Schreiben alle Klagen und Vorwürfe zusammen, „ein langes und derbes Sündenregister“. Allein gleich darauf sehen wir den Kanzler mit Enea Silvio in Unterhandlung wegen eines Einverständnisses mit der Kurie. Wiederum wie bei der Reichsreform setzte der Erzbischof einen Preis, um den er die Opposition aufgeben wolle, und die andern folgten ihm. Kein Wunder, daß mit solchen Gesinnungen eine Reform nicht erzielt wurde! Enea Silvio, der die deutschen Verhältnisse nur allzu gut kannte, war jetzt Herr der Situation und bot seine ganze Thätigkeit auf. „Nach allen Seiten hin wurden Liebkosungen, Drohungen, salbungsvolle Bullen, heuchlerische Briefe, hochmütige und demütige Erklärungen gesandt.“ Einzelne Fürsten wurden durch päpstliche Gunstbezeugungen gewonnen, so die wittelsbachischen durch Erhebung des Pfalzgrafen Ruprecht, des Bewerbers um Kurtrier (S. 85), auf den Regensburger Bischofssitz. Die päpstlichen Gnaden und Zureden, unterstützt durch die eindringlichen Ermahnungsschreiben Enea Silvios, verfehlten denn auch hier ihren Zweck nicht, zumal die Einigkeit unter den Kurfürsten doch immer bloß eine augenblickliche war und keiner an der wirklichen Reform ein aufrichtiges Interesse hatte. Es wurde noch eine Zeitlang offiziell über die Maßregeln gegen die Kurie verhandelt, allein die Gewalt des Angriffs war längst gebrochen, der Bund der Gegner getrennt.

Die neue Papstwahl. 1458. Wiederum war die kuriale Politik ihrer Feinde Herr geworden, deren Schwächen sie stets mit meisterhaftem Geschick benutzte. Als der alte Papst
6. Aug. 1458. Calixtus III. ins Grab sank, war die Opposition gegen den heiligen Stuhl verstummt, und die Kurie konnte ihren Sieg benutzen, um die Zügel noch straffer
Pius II. 1458–1464. zu spannen. Es war daher eine wichtige Wahl, die das heilige Kollegium jetzt zu treffen hatte; denn hoch gingen die Fluten und das Schifflein Petri
19. Aug. 1458. bedurfte eines geschickten Steuermannes. Enea Silvio war der Erwählte; in die Parteiung im heiligen Kollegium war er am wenigsten verflochten, das empfahl den geschmeidigen Mann, der sich mit allen möglichst freundschaftlich zu stellen wußte und dabei die Fähigkeit und den Willen zu den Geschäften des Pontifikats besaß. Wenn er zurückdachte, wie er einst unbekannt und unbemittelt aus seiner Vaterstadt Siena ausgezogen war, bei Fürsten und Herren mit der Feder sein Brot verdient, wie er, der litterarische Schöngeist, der schmeichelnde Höfling, der gewandte Diplomat, sich die Gnade der Mächtigen erworben hatte und durch rastloses Streben und Jagen von Stufe zu Stufe gestiegen war, da mochte er wohl die Gunst des Glücks preisen, das ihm an der Schwelle des Greisenalters die höchste Krone der Christenheit aufs Haupt setzte.

Um sein Pontifikat mit einer glänzenden Unternehmung einzuleiten, faßte der neue Papst, Pius II., die Idee seines Vorgängers mit Eifer auf: Krieg der ganzen Christenheit unter päpstlicher Ägide gegen die Ungläubigen. Alsbald ergingen an die Fürsten des Abendlandes Einladungen zu einem Kongreß nach Mantua. Der Papst setzte große Hoffnungen auf diesen Tag, und doch hatte seit Jahren keiner besser als er erfahren, daß nirgends Kriegslust und Opfermut für den Glauben vorhanden war. Als der festgesetzte Tag erschien, war Pius mit seinen Kurialen fast allein zu Mantua. Und auch als nach monatelangem Warten sich Gesandte und einige deutsche und italienische Fürsten einfanden und der Gottestag eröffnet werden konnte, wurde der Papst bald gewahr, wie sehr er sich in seinen Hoffnungen getäuscht hatte. Es wurden prunkvolle Reden gehalten und gewaltig auf die Türken geschmäht, aber zu Opfern und Anstrengungen waren die Mächtigen nicht zu bewegen. Der Schmerzensschrei, der aus Bosnien und Griechenland herüberscholl, verhallte wirkungslos.

Der Kongreß von Mantua. 1459.

1. Juni 1459.

26. Sept.

Die Verwickelungen und Kämpfe des Abendlandes ließen keinem Muße, an die fernen Osmanen zu denken. Die Franzosen zürnten dem Papste, daß er den Bastard Alfons von Aragonien, Fernando, mit Neapel belehnt hatte, die Rechte der Anjous mißachtend; ihre Gesandten sprachen unumwundene Vorwürfe gegen die Politik des Papstes aus und dieser schmähte auf die pragmatische Sanktion. Auch der Kaiser war verstimmt, daß der heil. Stuhl ihm in seinem Streben nach der ungarischen Krone seine Beihilfe versagte; Venedig und Florenz, ohne deren Schiffe ein Türkenzug unmöglich war, zeigten keinen Eifer. Gegen neue Türkenzehnten, die schon so oft mißbraucht worden, regte sich allgemeiner Unwille. Auch die Gesandten der deutschen Fürsten, unter denen Gregor von Heimburg seinem alten Gegner jetzt wieder mit scharfen Reden und bitteren Wahrheiten unter die Augen trat, brachten wenig Hoffnung; auf einem Reichstag sollte erst über den Frieden und über die Ausrüstung des Zugs verhandelt werden. Trotzdem der Papst in der Türkenangelegenheit eine herbe Demütigung erlitt, wagte er doch einen kühnen Schritt nach andrer Seite. Gegen das Konziliengelüste, wie es in der kurfürstlichen Opposition zu Tage getreten und immer als drohendes Schreckbild der Kurie vorschwebte, erließ damals Pius II. die berühmte Bulle Execrabilis, worin jede Appellation vom römischen Bischof an ein allgemeines Konzil für ketzerisch erklärt und mit dem Bannfluch bedroht ward. Denselben Grundsätzen, die er jetzt verdammte, hatte Pius einst in Basel als armer Schreiber zugejubelt. Es war die letzte That, die zu Mantua geschah. Die Hoffnungen des Papstes für den Türkenzug waren arg getäuscht; die päpstliche Kriegsbulle erweckte keine Streiter für den Glauben, und gegen das Zehntendekret, das den Geistlichen auf drei Jahre den Zehnten, den Laien den Dreißigsten und den Juden den Zwanzigsten auferlegte, erhob sich heftiger Widerspruch. In Italien fesselte der Krieg der hadernden Fürstenhäuser um Neapel aller Augen, und im Deutschen Reich ging es bald wieder so wild her, daß jeder die Waffen zu Hause brauchte.

18. Jan. 1460.

3. Brandenburg und Wittelsbach im Kampf.

Rivalität zwischen den beiden Häusern.

Die Rivalität unter den deutschen Fürsten, die schon bei den Reformverhandlungen zur Bildung der Partei wesentlich beigetragen hatte, nahm bald eine noch schärfere Gestalt an und erzeugte auf Jahre heftige Stürme und Kämpfe. Zwei aufstrebende Fürstenhäuser, die nach der ersten Stelle im Reich verlangen, beide unter hochbefähigten Häuptern, stehen einander drohend gegenüber, dem unvermeidlichen Kampf mit Entschlossenheit entgegenblickend. Um sie scharen sich in engerer oder weiterer Verbindung, durch mannigfache Interessen bestimmt, andre Fürsten. Dazwischen spielen noch immer die Fragen der großen Reichspolitik, aber jetzt nur noch als Deckmantel und Aushängeschild gebraucht; noch ficht Brandenburg unter kaiserlichem Banner, Wittelsbach unter dem der Reform. Es lag eine schwüle Luft auf dem Reich, wie beim aufsteigenden Gewitter, und jeder war darauf bedacht, seine Kräfte zusammenzuraffen und seine Stellung in dem bevorstehenden Kampf zu nehmen.

Markgraf Albrecht und das kaiserliche Landgericht.

Als Vorkämpfer der einen Partei, die sich die kaiserliche nannte, steht Markgraf Albrecht da. Als Herr der brandenburgischen Lande in Franken war er ein Fürst von mäßigem Gebiet, aber mächtig durch die Stütze seines Bruders in Brandenburg und des sächsischen Kurfürsten, und an kühnem Ehrgeiz, an staatsmännischer und kriegerischer Fähigkeit keinem im Reich nachstehend. Klar und scharf erfaßt er seine Ziele, unermüdet schafft er die Mittel zur Ausführung und mit mutiger Thatkraft strebt er ihr entgegen. Wir kennen den „deutschen Achilles", den kriegslustigen Herrn mit dem narbenbedeckten Angesicht, aus seinem Streit mit den Städten (S. 76 f.). Erhöhung seines Hauses und insbesondere Erweiterung des eignen Gebiets und Einflusses war ihm das unverrückte Ziel seines Strebens und Streitens. Die Hohenzollern hatten in dem kaiserlichen Landgericht zu Nürnberg längst eine wirksame Handhabe zur Ausbreitung ihrer Macht in den benachbarten Territorien erkannt und dessen Befugnis weit über die Grenzen der Landesherrschaft ausgedehnt. Als kaiserliches Gericht in Schwaben, Bayern, Franken und am Rhein sollte es anerkannt werden. Noch maßloser als seine Vorgänger machte Markgraf Albrecht diese Ansprüche geltend und lud Unterthanen andrer Herren vor sein Forum. Kaiser Friedrich kam ihm durch Bestätigung der Privilegien des Landgerichts zu Hilfe und kettete dadurch den einflußreichen Mann an seine Sache. Große Pläne mochten den ehrgeizigen Sinn des Markgrafen beschäftigen. Gelang es ihm, inmitten des Reichs eine starke Landesherrschaft zu gründen, an des Kaisers Statt das Gericht zu handhaben, in dem zerrissenen Frankenland das Herzogtum herzustellen, wer unter den deutschen Fürsten konnte sich dann mit ihm messen? In seine Hände war dann das Zepter des Reichs in Wahrheit gelegt, da das Kaisertum immer mehr in den Wirren des Ostens aufzugehen schien.

Kein Wunder, daß die hochstrebenden Pläne des Markgrafen die Eifersucht andrer Fürsten erregten. Insbesondere fühlten sich die benachbarten Wittelsbacher bedroht und durch die Übergriffe des Landgerichts in ihre Territorien verletzt. Herzog Ludwig der Reiche von Landshut trug sich ebenfalls mit hohen Gedanken; sein Streben war darauf gerichtet, dem Wittelsbachschen Haus, das sich seit Kaiser Ludwigs Tagen durch unselige Zwietracht so viel geschadet, die gebührende Stellung im Reich zurückzugeben, den alten Hader zu endigen; und er fand an seinem Stammesvetter, dem Pfalzgrafen Friedrich dem Siegreichen, einen Gehilfen, der an durchfahrender Thatkraft, kühnem Unternehmungsgeist und eisenfestem Willen dem Markgrafen Albrecht wohl gewachsen und von vornherein und zeitlebens wegen der „Arrogation" der Kurwürde dem Kaiser feindselig gesinnt war. Das Wittelsbachsche Haus, das sich jetzt in seinen bedeutendsten Gliedern zusammenzuschließen begann, und die um sich greifende hohenzollernsche Macht im nahen Franken mußten notwendig erst ihre Kräfte miteinander messen, ehe sie sich vertragen lernten. Herzog Ludwig und der Markgraf waren früher gute Freunde und bei manchem lustigen Streich und ernsten Geschäft treue Genossen gewesen. Jetzt führten widerstreitende Interessen die einstigen Jugendfreunde in den Kampf. Die beiden Wittelsbacher traten in ein Schutz- und Trutzbündnis gegen jedermann und insbesondere den Markgrafen Albrecht, weil dieser wider Herkommen und Recht sein Landgericht Nürnberg auf bayrische Unterthanen auszudehnen suche. Aber auch dieser sammelte seine Bundesgenossen; auf seiner Seite stand der Erzbischof Dietrich von Mainz, mit Kurpfalz fortwährend in kleine Geld- und Grenzhändel verwickelt, Graf Ulrich von Württemberg, Pfalzgraf Ludwig der Schwarze von Veldenz.

Die Wittelsbachschen Fürsten.

24. Febr. 1458.

Während die Parteien noch rüsteten, führte Herzog Ludwig einen längst bestehenden Anschlag auf die Reichsstadt Donauwörth, den Schlüssel des Frankenlandes, aus. Lange im Besitz der bayrischen Herzöge, war die Stadt von Kaiser Karl IV. reichsfrei gemacht, dann aber wieder verpfändet und in der Ingolstädter Linie vererbt worden. Unter den Wirren im bayrischen Hause erwarb die Stadt ihre Freiheit wieder, und Ludwig der Bärtige mußte auch die Pfandverschreibung herausgeben. Diesen Verlust konnte Herzog Ludwig der Reiche nicht verschmerzen. Er hatte gewaltige Rüstungen in seinem Lande gemacht; was Spieß und Stangen tragen konnte, hieß er bereit sein. Viele der benachbarten Fürsten waren mit dem Handel einverstanden, auch Markgraf Albrecht, der durch diesen Dienst den Herzog Ludwig nachgiebiger zu machen und vielleicht von dem Pfälzer zu trennen hoffte. Wenn es gegen die Reichsstädte ging, waren sie alle eines Sinnes. Als die Bayern vor den Mauern der Stadt erschienen, sank den Bürgern der Mut; von den saumseligen und ängstlichen Nachbarstädten war keine ergiebige Hilfe zu erwarten; es gab wohl auch innerhalb der Mauern eine verräterische Partei. Ohne Kampf wurden die Schlüssel der festen wohlverwahrten Stadt dem Herzog übergeben, die Reichsadler abgerissen, das bayrische Wappen angeheftet.

Der Überfall von Donauwörth. 1458.

19. Okt. 1458.

Das Weihnachtsfest 1458 feierten die Fürsten beider Parteien getrennt. Auf dem Heidelberger Schloß saß der Pfalzgraf mit seinen Gästen, Herzog

Drohende Kriegsbereitschaft.

Ludwig, Herzog Otto von Neumarkt, den Bischöfen von Worms und Speier beim Malvasier des Bischofs von Augsburg; zu Aschaffenburg waren um den Erzbischof von Mainz die Feinde des Pfalzgrafen, der Markgraf, die Fürsten von Württemberg, Baden, Veldenz u. a., und erneuerten ihren Bund. Allein
Jan. 1459. nochmals traten die Gegner in Bamberg zusammen; aber zu einem friedlichen Ausgleich kam man nicht. Herzog Ludwig war einsichtig genug, den Bemühungen, ihn von seinem pfälzischen Vetter zu trennen, sich zu widersetzen und mochte auf kein Abkommen eingehen, das nicht die völlige Unabhängigkeit Bayerns von dem Landgericht anerkannte.

Einstweilen suchten sich beide Parteien ihrer Bundesgenossen zu versichern und buhlten um die Gunst des Böhmenkönigs, der in kluger Zurückhaltung mit beiden verhandelte. Gegen den Pfalzgrafen glaubte Markgraf Albrecht sich auf seine Verbündeten am Rhein und Neckar verlassen zu können, und gegen Herzog Ludwig gedachte er jetzt sich mit der Hilfe des Reichs zu stärken. Der Landfriedensbruch an Donauwörth gab eine treffliche Handhabe, dem Frevler am Reich neue Gegner zu bereiten, und wenngleich Albrecht selbst dazu geholfen, so trug er doch kein Bedenken, den Vorgang zu seinem Vorteil auszubeuten. Der Kaiser ging auch alsbald auf das
4. Juni 1459. Gesuch des Markgrafen ein und ernannte diesen und den Herzog Wilhelm von Sachsen zu Hauptleuten in dem Reichskrieg gegen den Friedensbrecher. Noch schien es eine Zeitlang, als könne das drohende Wetter sich doch verziehen. Die Legaten des Papstes Pius zogen Frieden predigend durch die Lande, um die christlichen Waffen gegen die Ungläubigen zu kehren, und sie bewogen den Pfalzgrafen und seine Gegner sich am 1. Juli zu einem neuen Ausgleichsversuch in Nürnberg einzufinden. Es war auch
6. Mai 1459. in diesen Tagen der Erzbischof von Mainz, Dietrich Schenk von Erbach, gestorben und die Wahl eines Nachfolgers war in dem jetzigen Augenblick von höchster Bedeutung.
18. Juni. Sie fiel auf den Grafen Diether von Isenburg-Büdingen, der alsbald der früheren Verpflichtung des Domkapitels und der Wahlkapitulation gemäß dem Bündnis gegen den Pfälzer beitrat.

Die blinden Sprüche. Auch auf dem Nürnberger Tag kam man zu keinem Vergleich, ebensowenig aber war die arglistige Intrige des Markgrafen im stande, die beiden Wittelsbacher ernstlich zu verfeinden. Er hatte dem Pfalzgrafen abgeschrieben, weil die Versammlung nicht gehalten werde, und suchte den Herzog Ludwig allein nachgiebig zu machen. Die Rüstungen zum Reichskrieg, die drohende Haltung des Nachbars, Albrechts von München, die Rückberufung der böhmischen Söldner durch König Georg, waren geeignet, den Kriegsmut des Landshuter zu dämpfen und ihn aufs neue zu Unterhandlungen zu bewegen. Der kluge Markgraf erfaßte diese Verhältnisse mit raschem Blick. Er zeigte sich in Sachen des Landgerichts nachgiebig gegen Herzog Ludwig. „Wenn Unterthanen des einen gegen Unterthanen des andern zu klagen haben, so soll der Kläger dem Beklagten nachfahren in dessen Land, um hier Recht zu nehmen, wie recht ist.“ Danach waren die Bayern von dem fränkischen Landgericht befreit und dem Herzog Ludwig die wichtigste Forderung gewährt. Freilich erklärte der Markgraf später mit unredlicher Doppelzüngigkeit, das Landgericht als Gericht des Kaisers könne durch jenen Vertrag nicht berührt sein. Auch in betreff der Klage des Reichs zeigte sich jetzt Herzog Ludwig nachgiebiger. Er erklärte sich bereit, Donauwörth bis auf den Spruch eines Schiedsgerichts an den Bischof von Eichstätt herauszugeben. Aber der Bayer ließ sich jetzt von dem Markgrafen auch wider seinen pfälzischen Vetter brauchen. Die schiedsrichterliche Entscheidung der pfälzischen Streitsachen sollten der Bischof Johann von

Eichstätt und der Erzherzog Albrecht von Österreich auf einem Schiedstag zu Nürnberg übernehmen, und Herzog Ludwig verbürgte sich, daß der Pfalzgraf sich dem Schiedsspruch fügen werde. Ob Ludwig einen günstigen Spruch erwartete, ob er den Inhalt der Urkunden, die schon zwei Monate vor dem Schiedstag ausgearbeitet waren, nicht kannte, ob er wirklich die Sache des Pfälzers preisgeben wollte, ob er sich von der diplomatischen Kunst der Gegner überlisten ließ oder ob er glaubte, das schon vor dem Schiedstag gefällte Urteil nicht anerkennen zu müssen, ist nicht mit Sicherheit nachzuweisen. Die Sprüche waren vollständig im Interesse der Gegner des Pfalzgrafen abgefaßt. Friedrich von der Pfalz erklärte dem Erzherzog Albrecht gegenüber, sich den Bedingungen nicht fügen zu können, und brach in heftige Worte gegen den Landshuter aus. Bald aber einigten sich die beiden wieder. Konnte doch niemand mehr die Absicht der Gegner entgehen, den pfälzisch-bayrischen Bund zu trennen. Als der Tag von Nürnberg herankam, war der Bischof von Eichstätt allein von den Schiedsrichtern anwesend. Obgleich ein Schiedsgericht mit Verhörung der Parteien somit unmöglich war, wurden doch die Spruchbriefe den Räten des Pfalzgrafen und seiner Gegner eingehändigt. Die Pfälzischen protestierten und auch Herzog Ludwig trat von seiner Bürgschaft zurück, da deren Bedingungen nicht eingehalten worden, das ganze Schiedsgericht unstatthaft sei. Auch in der Donauwörther Angelegenheit des Herzogs Ludwig wurde der Vertrag nicht erfüllt; die Stadt wurde ohne Schiedsspruch dem Reichsmarschall von Pappenheim übergeben. Das Ränkespiel des Markgrafen Albrecht war damit gescheitert; die „blinden Sprüche" von Nürnberg dienten nur dazu, den pfälzischen und bayrischen Bund fester zu ketten. 14. Sept. 1459.

Inzwischen waren sowohl Markgraf Albrecht als der Pfalzgraf bemüht, ihrer Sache noch andre Bundesgenossen zuzuführen. Beide bewarben sich eifrig um die Gunst des Königs Georg von Böhmen, dessen Wort damals in Deutschland mehr galt als das kaiserliche. Der kluge Böhme gefiel sich darin, seinen Thron zum Mittelpunkt der Wirren im Reich zu machen, als Friedensvermittler sich bald auf die eine, bald auf die andre Seite zu neigen und thatsächlich beide zu beherrschen. Es ist hier nicht der Ort, näher auf das unwürdige Schauspiel einzugehen, wie deutsche Fürsten vor den Hussitenkönig ihren Hader brachten und um seine Gunst buhlten. König Georg schloß mit den bayrischen Fürsten eine lebenslängliche Einigung, im nächsten Monat aber waren auch die Brandenburger zu Eger versammelt, um ein Bündnis des Königs und des sächsischen Hauses mit einer doppelten Eheverbindung zu feiern. An offener Tafel schmähten die bayrischen Räte und Markgraf Albrecht über einander, verteidigten ihr Verfahren und warfen dem Gegner Vertragsbruch vor. Von Eger eilte der Markgraf nach Mantua, um auch den heil. Vater für seine Sache zu gewinnen. Er fand eine ehrenvolle Aufnahme; denn in dem streitbaren Hohenzoller sah Pius den künftigen Feldhauptmann in dem Türkenkrieg und einen ergebenen Diener der kaiserlichen und päpstlichen Sache. Ein Geschenk von 10,000 Dukaten, päpstliche Privilegien zum Nachteil der Jurisdiktion der Hochstifte Bamberg und Würzburg, der Titel eines Herzogs in Franken und andre Auszeichnungen sollten den christlichen Eifer des Markgrafen belohnen und anspornen. Stellung des Böhmenkönigs. 16. Okt. 1459. Nov.

Auf dem Reichstag zu Nürnberg, der auf den Sonntag Invokavit (2. März) einberufen worden, sollten, so hoffte der Papst, die Verhandlungen über den Reichsfrieden und den Türkenkrieg zu einem gedeihlichen Ziel kommen. Aber als der Kardinal Bessarion, der als Grieche die besondere Pflicht des Türkenhasses in sich fühlte, auf deutscher Erde erschien und der spärlich besuchte Reichstag die Türkenfrage auch nicht um einen Schritt weiter brachte, Der Fürstenkrieg vom Jahr 1460.

waren die Fürsten von Schmähungen und Streitschriften bereits zum Waffenkampf übergegangen. Die pfälzische Fehde am Rhein machte den Anfang.
Febr. 1460. Ludwig von Veldenz, die Grafen von Leiningen, Ulrich von Württemberg sandten dem Pfalzgrafen ihre Fehdebriefe, bald folgte der Erzbischof von Mainz; alsbald sagten auch Pfalzgraf Friedrich und Herzog Ludwig dem Markgrafen Albrecht ab und Herzog Wilhelm von Sachsen dem Landshuter.
1460. Im Frühjahr ging es in den gesegneten Fluren am Neckar und Rhein wild und blutig her. Pfalzgraf Ludwig von Veldenz und die Grafen von Leiningen eröffneten das Waffenspiel, dann fielen auch die kurmainzischen Truppen in das Pfälzische ein, und Kurfürst Friedrich, mit dem Landgrafen von Hessen verbunden, säumte nicht, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Nach der wilden Kriegsweise der Zeit wurde kein großer Schlag unternommen, aber weithin in der Pfalz, in Hessen und Elsaß wurden Burgen gebrochen, Dörfer und Klöster verbrannt, die Saatfelder und Weinberge zertreten, die geplagten Bauern der letzten Habe beraubt, oft auch totgeschlagen. Die wilden Soldscharen, Schweizer, Wallonen und andres fremde Volk, hausten entsetzlich. In der überrheinischen Pfalz und an der Bergstraße leuchtete der Feuerschein aus den öden Dörfern. Das mainzische Schloß Schauenburg bei Dossenheim, das der Pfalzgraf zerstörte, erinnert noch jetzt in seinen Trümmern an die wilde Fehde. Nicht anders ging es in Schwaben gegen den Württemberger her, und in Bayern, wo Herzog Ludwig mit dem Markgrafen Albrecht focht. Der Hohenzoller erlag jedoch bald. Herzog Ludwig bemächtigte sich mit leichter Mühe des Hochstifts Eichstätt, das sich zu Brandenburg geneigt, und zwang Bischof und Kapitel zu einem ewigen Freundschaftsbund mit dem bayrischen Hause. Dann rückte er mit einem starken Heere, darunter viel böhmischem Kriegsvolk, in das markgräfliche Gebiet ein. Bis unter die Mauern von Ansbach zog der Bayer, eroberte Städte und brach Schlösser. Die Verbündeten Albrechts waren lau oder selbst vollauf beschäftigt. Immer bedrängter wurde seine Lage; zwar hatte Herzog Wilhelm von Sachsen ein Heer herbeigeführt, aber von Brandenburg blieb die Hilfe aus. Böhmen verband sich jetzt eng mit Bayern, in-
8. Mai 1460. dem sie ein Ehegelöbnis und eine Erbeinigung stifteten; die Bischöfe von Würzburg und Bamberg gingen ins bayrische Lager über. Da mußte sich der Mark-
Friedensschluß. graf zum Frieden bequemen, zumal päpstliche, kaiserliche, böhmische Gesandten, auch Wilhelm von Sachsen zur Nachgiebigkeit rieten. Mit widerstrebendem Herzen gab Albrecht dem letzteren die Vollmacht, den Vertrag mit Bayern und den fränkischen Bischöfen zu vermitteln. Im Felde vor der fränkischen Stadt
24. Juni 1460. Roth, wo die Heere sich gegenüberlagen, fand die „Richtung" statt. Der Markgraf mußte mit bestimmten Worten auf jede Vorladung herzoglicher Unterthanen vor das Landgericht verzichten, die „blinden Sprüche" wurden für ungültig erklärt, die Entscheidung über den Besitz der eroberten markgräflichen Städte und Schlösser und über Kriegsentschädigung und Genugthuung an den Böhmen-

könig gewiesen. Damit war alles, was der Markgraf seit Jahren erstrebt, gescheitert. „Traurig und schamrot" ritt er von dannen und sann, wie er das Verlorne wieder einbringen könne.

In Bayern hatte das wittelsbachische Banner den Sieg errungen, bald neigte sich auch in der Pfälzer Fehde das Kriegsglück auf die Seite des siegreichen Kurfürsten. Als Friedrich, von dem Landgrafen Ludwig von Hessen unterstützt, vor dem leiningischen Dorf Bockenheim lag, kamen der Erzbischof von Mainz, Ludwig von Veldenz und die Leiningen zum Entsatz herbei. Da ließ der Pfälzer von dem Orte ab und zog den Feinden gen **Pfeddersheim** entgegen. Ein pfälzischer Haufen wurde zurückgeschlagen, als aber die Mainzischen unbedacht nachsetzten, fiel der Pfalzgraf mit zwölfhundert Reitern über sie her. „Heut Kurfürst oder nie mehr", war sein Schlachtruf. Da wurde heiß gefochten, bald aber wichen die Mainzer vor den pfälzischen und hessischen Reisigen. In wirrer Flucht ergossen sich die geschlagenen Truppen nach Pfeddersheim und Worms; viele Hunderte wurden gefangen genommen, erschlagen oder ertranken in der Pfrimm. Die Schlacht von Pfeddersheim. 4. Juli 1460.

Erzbischof Dietrich mußte sich nach der harten Niederlage wohl zum Frieden verstehen; seine Werbungen um Hilfe gaben wenig Hoffnung, seine eignen Kräfte waren erschöpft. Im freien Felde unweit Worms kamen die beiden Gegner zusammen und schlossen einen Vertrag, wonach der Nürnberger Spruch (S. 91) ungültig sein sollte, eine streitige Geldverschreibung des Domkapitels an den Pfalzgrafen anerkannt werden mußte, Friedrich eine Kriegsentschädigung und den Besitz der eroberten Dörfer Handschuhsheim und Dossenheim an der Bergstraße erhielt. Darauf traten die beiden Gegner in eine enge Bundeseinung, ein Wendepunkt in der Politik des Erzbischofs Dietrich. Bald schloß auch Württemberg seinen Frieden. Die Fehde gegen den Pfalzgrafen von Veldenz und die Leiningen dauerte noch eine gute Weile fort; erst im nächsten Sommer mußten sich die trotzigen Fürsten dem mächtigen Gegner fügen und traten wieder in den pfälzischen Lehnsverband zurück. So war in dem ersten Waffengang die brandenburgische Partei auf allen Punkten erlegen, aber die Demütigung ließ einen tiefen Stachel in ihrer Brust zurück. Friedensschlüsse. 18. Juli 1460. 4. Aug. 1460. Juni 1461.

Kaum war in dem Waffenspiel der feindlichen Fürsten ein Stillstand eingetreten, so warfen die großen Fragen der kirchlichen und Reichspolitik, die sich an die Türkenverhandlungen anknüpften, neuen Zündstoff in die aufgeregten Gemüter. Der Legat Bessarion, der den Türkenkrieg betreiben sollte, war von dem unglücklichen Nürnberger Tag (S. 91) nach Wien gezogen, wo am 1. September ein neuer Reichstag gehalten werden sollte. Allein trotz der mehrfach verlängerten Frist erschien auch jetzt keiner der Fürsten in Person, nur Räte und Sendboten. Schon die Vollmachtbulle des Legaten war nicht nach dem Sinne der Reichsstände. Als unmittelbarer Vollzieher der päpstlichen Befehle, ohne daß von der Zustimmung des Reichstags die Rede war, Der Reichstag von Wien. Sept. 1460.

sollte er den Türkenzehnten erheben, mit Exkommunikation und Amtsentsetzung gegen die Widerspenstigen vorgehen. Es war ein offenbarer Versuch, den Willen der Kurie mit Übergehung der ständischen Rechte, ohne Einwilligung der Nation durchzusetzen, wobei man sich auf die Beschlüsse von Mantua berief, wo doch nur von allgemeinen Zusagen und künftiger Vereinbarung die Rede gewesen. Im Namen der Kurfürsten hob dagegen der Mainzer Gesandte, Heinrich Leubing, scharf hervor, daß die deutsche Nation nicht durch Zusagen einzelner Fürsten gebunden, der geistliche Zehnte und die Ausrüstung eines Heeres eine Reichsangelegenheit sei, die dem Kaiser und den Kurfürsten zustehe, diese sollten sich persönlich auf einem neuen Reichstag einfinden und über die Sache beschließen. Es sei nötig, die gehörigen Vorbereitungen zu treffen, insbesondere müsse vor allem im Reich Ordnung und Frieden geschafft werden.

Trotz der Versicherungen von Glaubenseifer und Opfermut, welche die fürstlichen Gesandten im Munde führten, waren ihre Leistungen an Bedingungen geknüpft. Man wollte nicht fortwährend mit Ablaß und Zehnten das Geld außer Landes gehen lassen, wo jeder Einsichtige doch die Erfolglosigkeit erkannte. Soll doch das bittere Wort gefallen sein, es sei dem Papste gar nicht um den Kreuzzug zu thun, sondern um das Geld der deutschen Nation. Das war der Fluch alter und neuer Sünden des römischen Stuhls, daß auch ernste Absichten keinen Glauben fanden. Der eitle und heftige Legat Bessarion war über die Zähigkeit der fürstlichen und städtischen Vertreter empört. Drohend und schmähend auf die lauen und hinterhaltigen Fürsten verließ er den Reichstag, auf dem immer nur unnütze Erbietungen und die alten Einwendungen zu hören waren. Im Reich aber steigerte die Heftigkeit des Legaten und das eigenmächtige Verfahren der Kurie, wie es in Wien zu Tage getreten, den Unmut gegen das päpstliche System und seinen Schildknappen, den Kaiser.

Das böhmische Königsprojekt.

Der Unwille im Reich gegen das kuriale Erpressungswesen, das im Kaiser fortwährend eine Stütze hatte, ließ die geistliche und weltliche Opposition wiederum erstarken. Der alte Plan einer Änderung im obersten Reichsregiment, der Wahl eines römischen Königs, sei es mit oder ohne Zustimmung des Kaisers, trat jetzt wieder hervor und diesmal in bestimmterer Gestalt. Es war König Georg von Böhmen, der jetzt weitverzweigte Fäden spann, um die Stimmen für seine Erhebung zu gewinnen. In jener Klasse von Juristen, wie sie damals an den fürstlichen Höfen lebten und aus der Staatskunst einen mehr oder weniger ehrenvollen Beruf machten, ragte damals der kluge redegewandte Doktor Martin Mair aus Heidelberg hervor, ein unergründlicher Pläneschmied, nach der Sitte der Diplomatie jener Tage als Rat zugleich in verschiedenen Diensten, kurmainzischen, reichsstädtischen, böhmischen, besonders aber herzoglich landshutischen, ein Mann, der an der Anspinnung von Ränken und Umtrieben seine Freude hatte und die Opposition gegen die Reichsverfassung recht zu seiner Aufgabe machte, ähnlich wie Gregor von Heimburg, nur daß dieser seine Thätigkeit

mehr gegen die Kurie richtete und an Gesinnung lauterer und ehrenwerter war. Fortwährend mit Entwürfen zur Umgestaltung des Reichs beschäftigt und schon den Plänen zur Erhebung des Burgunders und des Erzherzogs Albrecht (S. 82) nicht fremd, sah er jetzt in dem Böhmenkönig den Mann, dessen seine Entwürfe und das Reich bedurften. Bereits im Jahr 1459 war er mit seinem Plan vor Nov. 1459. König Georg getreten und hatte bei dem ehrgeizigen Fürsten ein williges Entgegenkommen gefunden. Schon beschäftigte man sich mit den Einkünften des Reichs und den Finanzmaßregeln, die zur Erhöhung derselben getroffen werden könnten, schon unterhandelte man mit Franz Sforza und stellte ihm die Bestätigung seiner herzoglichen Würde in Mailand gegen eine hohe Geldzahlung in Aussicht. Den Kaiser hoffte man durch die Aussicht auf böhmische Hilfe zum Ungarnkrieg zu gewinnen, und auch der päpstlichen Zustimmung glaubte man nicht entbehren zu können. Darum sollte Georg die Türkensache betreiben, den Zehnten befördern, sich zum Kriegshauptmann ernennen lassen und als Konservator des Friedens die Fehden im Reich schlichten. So wurden die diplomatischen Fäden weithin gesponnen Als der einzige, der die widerstreitenden Interessen auszugleichen vermöge, der in der That das Reich in seiner Verwirrung beherrsche und nun auch den rechtmäßigen Titel dafür beanspruche, so wollte der Böhmenkönig angesehen sein.

Zunächst galt es, sich der Zustimmung der Kurfürsten zu versichern, insbesondere Böhmische Unterhandlungen. der siegreichen bayrischen Partei, bei der die Reform schon längst das Kriegsbanner gewesen. Herzog Ludwig von Landshut trat zuerst in einen Vertrag mit Georg, 8. Okt. 1460. worin er sich gegen bedeutende Versprechungen und die Aussicht auf wichtige Ämter in der neuen Reichsregierung verpflichtete, für die Königswahl zu wirken. Dann zog Martin Mair weiter an den Rhein. Auch bei dem Pfalzgrafen und dem Erzbischof von Mainz fanden die Erbietungen des Böhmen beifällige Aufnahme. Aber neben den eignen Vorteilen forderte der Erzbischof auch wirkliche Reformen für das Reich und die nationale Kirche, deren Rechte auf einem allgemeinen Konzil sichergestellt werden sollten, sowie die Rückkehr des Hussitenkönigs zum katholischen Ritus. Zudem machten beide Kurfürsten ihre Zustimmung davon abhängig, daß auch die Fürsten von Sachsen und Brandenburg einwilligten. Daß aber diese sich schwerlich zur Wahl eines Königs gewinnen ließen, der von vornherein der bayrischen Partei die höchsten Reichsämter und die erste Stelle in der Regierung verhieß, war vorauszusehen. Auf dem Fürsten- Dez. 1460. tag zu Bamberg wurden heftige Worte gegen den Kaiser und die päpstlichen Übergriffe gesprochen und gegen den Zehnten protestiert; aber Sachsen und Brandenburg stimmten dem Abschied des Tages nicht bei. Darauf lud König Georg die Fürsten in sein Land, nach Eger. Lange war auf keinem Reichstag eine so glänzende Fürstenver- Febr. 1461. sammlung zugegen gewesen, als hier um den Böhmenkönig. Nicht bloß als Schiedsrichter zwischen Herzog Ludwig und Markgraf Albrecht trat Georg auf, sondern recht als das Oberhaupt des Reichs, dem es obliege, für die Christenheit und das heilige Reich zu sorgen und allen Unfrieden abzuthun. Die Reden und Klagen richteten sich hier hauptsächlich gegen das kaiserliche Regiment; der Opposition gegen das Papsttum suchte der Böhme, welcher noch immer bei der Kurie Unterstützung für seine Pläne hoffte, die Spitze abzubrechen. Die versammelten Fürsten waren über die Schäden des Reichs und die Notwendigkeit von Reformen mit dem Böhmen einverstanden, auch als

Beschützer des Landfriedens und Heerführer gegen die Türken war er ihnen genehm; die Königswahl aber rückte keinen Schritt fort. Der Kurfürst von Brandenburg, den der Böhme mit hohen Versprechungen um seine Stimme anging, und Markgraf Albrecht antworteten ausweichend. Der ehrgeizige, mächtige Emporkömmling, der Freund der Wittelsbacher, der bereits am Fichtelgebirge, an der Oder und Spree ein drohender Nachbar war, konnte ihnen als deutscher König zu gefährlich werden.

Der Kurfürstentag zu Nürnberg. Febr. — März 1461. Von Eger ritten die Fürsten gen **Nürnberg**, wohin Erzbischof Dietrich einen Fürstentag berufen, um „von dem christlichen Zug gegen die ungläubigen Türken und von Versehung des heiligen Reichs nach Notdurft endlich zu handeln". Der Mainzer, der Pfalzgraf, Ludwig von Landshut, Kurfürst Friedrich von Brandenburg und sein Bruder Albrecht, die Boten von Böhmen, von den andern Kurfürsten und vielen Fürsten kamen zusammen. Es mußten doch endlich die großen Fragen, die alle Gemüter erfüllten und aufregten, um einen Schritt weiter gebracht werden. Erzbischof Dietrich, den die Kurie vergebens um den Preis der Bestätigung an die römische Politik zu fesseln gesucht und dann, als er die an ihn gestellten hohen Forderungen verworfen, die Gültigkeit seiner Wahl angefochten hatte, war der Wortführer der Opposition gegen Reich und Kirche; ihm zur Seite stand der gebannte Gregor von Heimburg, der alte Feind des päpstlichen Wesens und Pius' II. insbesondere. Zunächst erging man sich wieder in Anklagen und Vorwürfen gegen die Curie. Die Erhebung des Zehnten, die Verdammung jeder Berufung an ein Konzil, die Übertretung der Konstanzer und Baseler Dekrete und der Konkordate, die drückende Last der Indulgenzen und Annaten und andre päpstliche Übergriffe, wie im Kirchenstreit des Herzogs Siegmund von Tirol (S. 72) betrafen die Klagen, die der Erzbischof vortrug und wogegen er an ein allgemeines Konzil appellierte. Viele der Anwesenden, voran der Pfalzgraf und auch die brandenburgischen Fürsten traten ihm bei. Wieder einmal bildete sich ein Kurverein gegen das kuriale Wesen, es ging wieder einmal ein frischer Zug des Widerstandes gegen Rom durch die Gemüter.

Es scheint der bisherigen brandenburgischen Politik zu widersprechen, daß sich die Markgrafen jetzt der Opposition gegen Kirche und Reich anschlossen, und es ist nicht leicht, in dem vielverschlungenen Gewebe der Politik den leitenden Faden zu finden. Man hat darin ein Bestreben der Brandenburger erkennen wollen, ihrem Hause die Königskrone mit Hilfe der Kurfürsten zuzuwenden. Vielleicht auch glaubten sie sich, allein auf den Kaiser gestützt, zu schwach, der allgemeinen Strömung zu widerstehen, oder sie dachten, durch ihren Beitritt der Opposition die Spitze abzubrechen und eine friedlichere Erledigung der Reformfrage anzubahnen. Wer mag die Schleichwege des Markgrafen Albrecht, des „brandenburgischen Fuchses", ergründen?

Dietrich von Mainz, Primas der deutschen Kirche, trat in immer schärferen Widerstand gegen die Kurie. Pius II. hatte die Mainzer Bischofswahl benutzen wollen, um den Elekten völlig der päpstlichen Politik dienstbar zu machen. Darum stellte er den Prokuratoren, die in Mantua das Pallium holen wollten, hohe Bedingungen. Der Erwählte sollte kein allgemeines Konzil gestatten, keine Provinzialsynoden, Reichs- und Kurfürstentage ohne den Willen des Papstes berufen, in die Betreibung des Ablasses und Zehnten willigen, endlich selbst in Mantua die Bestätigung einholen. Im Verlaufe der Unterhandlungen zeigte sich indessen der Papst

nachgiebiger. Er gab seine Ansprüche mit Ausnahme des persönlichen Erscheinens des Erwählten auf, und die Prokuratoren leisteten den Gehorsamseid und erhielten das Pallium. Für die Bestätigung aber verlangte die apostolische Kammer mehr als 20,000 Gulden, weit über die herkömmliche Taxe, wie man in Mainz klagte. Dies war der Anfang eines verhängnisvollen Streites. Dietrich weigerte die Zahlung und bestritt das Recht seiner Bevollmächtigten, sich für diese Summe zu verpflichten, Pius verfocht die Rechtmäßigkeit der Forderung, griff die Mainzer Wahl an, die simonistisch und ungesetzlich erfolgt sei, und verfuhr mit geistlichen Zensuren gegen den Erzbischof, der jetzt seinerseits in ausgesprochene Opposition gegen die Kurie trat und sowohl gegen die Zehnten und Indulgenzen, als gegen seine Annatenforderung appellierte.

Die Frage der Reichsreform schlug nunmehr eine andre Richtung ein. Zwar wurden die alten Vorwürfe gegen den säumigen Kaiser erneuert und ein Schreiben an ihn erlassen, um ihn an seine Pflicht zu mahnen und ins Reich zu laden; aber das böhmische Königsprojekt, das nirgends wirklichen Beifall gefunden, wurde jetzt ganz fallen gelassen, und wenn brandenburgische oder wittelsbachische Königsideen damals bestanden, so wagten sie sich doch kaum an die Oberfläche. Der geschlossene Kurverein, protestierend gegen die Kurie mit dem Schreckbild eines Konzils und einer deutschen Pragmatik im Hintergrund, dem Kaiser drohend mit selbständigem Vorgehen in der Reformfrage, unter der Leitung des entschlossenen Erzbischofs von Mainz, war wohl geeignet, den beiden höchsten Gewalten der Christenheit Furcht einzuflößen. Kein Wunder, daß sie sich wieder eng aneinander anschlossen. „Es ist schwer, den päpstlichen Stuhl und das römische Reich mitsammen umzuwerfen," tröstete sich der Papst. Die Einigkeit der Fürsten währte auch nicht lange; Brandenburg und Wittelsbach konnten nicht zusammenhalten. Über den Versuch die Streitigkeiten zwischen Albrecht und dem Landshuter endlich beizulegen, kamen die alten Gegensätze wieder zum Vorschein. Herzog Ludwig wollte seinen Sieg allzusehr ausbeuten, und der Markgraf sprach, eher wollt' er sich des Landes verjagen lassen, als die Bedingungen des Gegners annehmen. So erwachte der alte Streit wieder und der Böhmenkönig und sein schlauer Rat Martin Mair schürten das Feuer. Die nächste Folge war, daß sich die Markgrafen wieder enger an den Kaiser und die Kurie anschlossen und Herzog Ludwig an den Böhmenkönig. Daß der Hussite versuchen sollte, mit Hilfe des Papstes auch wider die Kurfürsten sich zum römischen König zu erheben, war eine abenteuerliche Idee Mairs, in dessen unruhigem Kopf ein Plan den andern drängte. Noch vor Schluß des Fürstentages ritten die Markgrafen von dannen, ohne jedoch vom Kurverein zurückzutreten. Der brandenburgische Rat, Peter Knorr, nahm noch an dem Abschied des Tages teil, worin sich die versammelten Fürsten verpflichteten, demnächst auf einem Tag in Frankfurt zusammenzukommen und fest zusammenzuhalten, bis man sich über die Mittel und Wege zur Abstellung aller Klagen geeinigt habe.

Der kräftige Anlauf, der zu Nürnberg genommen worden, erlahmte bald. Der Tag zu Mainz. Juni 1461.
Der Rat der Stadt Frankfurt schloß, dem kaiserlichen Befehl gemäß, den Fürsten

die Thore, worauf Erzbischof Dietrich die Versammlung nach Mainz berief. Inzwischen hatten die geschmeidigen päpstlichen Legaten die Zeit wohl benutzt; nicht nur dem Markgrafen Albrecht wußten sie durch versöhnliche Reden den Groll gegen das Vorgehen der Kurie zu benehmen, auch bei andern Fürsten, beim Erzbischof Johann von Trier, selbst beim Pfalzgrafen waren ihre Worte und Anerbietungen von Erfolg. Auf dem Mainzer Tag erschien außer dem Erzbischof kein Kurfürst in Person, nur wenige Fürsten und Bevollmächtigte. Noch einmal trug Dietrich die alten Klagen gegen die Kurie vor, und die päpstlichen Legaten verteidigten ihr Haupt. In bezug auf den Zehnten erklärten sie, der Papst habe nie im Sinne gehabt, denselben ohne Zustimmung der Reichsstände zu erheben. Da mußte auch der Erzbischof, von seinen Bundesgenossen verlassen, mildere Saiten aufziehen. Nachdem ihm die Legaten zugesagt, der Papst werde sich in der Annatenfrage nachgiebig zeigen, nahm er seine Appellation an ein Konzil zurück. Wieder einmal hatte die kuriale Politik den Bund gesprengt und damit die Opposition gebrochen.

4. Der Mainzer Bistumsstreit und der Ausgang des Parteikriegs.

Die Absetzung des Erzbischofs Dietrich.

Die Kurie hatte längst beschlossen, gegen den Primas der deutschen Kirche, der dem päpstlichen Willen offen entgegenzutreten und von Konzil und pragmatischer Sanktion zu sprechen wagte, einen vernichtenden Schlag zu führen, zumal da er auch in der Reichspolitik als Gegner der kaiserlichen Sache auftrat. Der Erzbischof war auch jetzt, nachdem er die Appellation widerrufen, nicht willens, die Opposition aufzugeben; auf Michaelis hatte er wieder einen Fürstentag berufen, nur die augenblickliche Verlassenheit hatte ihn zur Nachgiebigkeit vermocht. Die Kurie wußte wohl, daß Dietrich an dem Kurverein mit seiner zwiespältigen Gesinnung keinen starken Rückhalt habe und traf demgemäß in aller Stille ihre Maßregeln. Der päpstliche Legat erforschte die Stimmung des Mainzer Domkapitels und erkannte in dem Domherrn Adolf von Nassau, der schon bei der Wahl vor zwei Jahren einen Teil der Stimmen für sich gehabt, den geeigneten Kandidaten. Alsbald trug der Papst den fünf Kardinälen, die gerade um ihn waren, die Verbrechen des Erzbischofs vor, seine Appellation, seinen Widerstand gegen den heiligen Stuhl, seine simonistische Wahl, seine schlechte Verwaltung, die Vornahme kirchlicher Handlungen trotz 21. Aug. 1461. der Exkommunikation u. a. und entsetzte ihn wegen seiner notorischen Sünden ohne weiteren Prozeß seines Amtes. Kraft päpstlicher Provision sollte Adolf von Nassau sein Nachfolger sein. Zugleich ergingen Schreiben an die deutschen Fürsten, worin Pius versicherte, nur mit ihrer Zustimmung den Zehnten erheben zu wollen. Die Worte und Versprechungen des Papstes verfehlten ihre Wirkung nicht; im Kurverein zeigte sich nicht die mindeste Neigung, für ein bedrohtes Mitglied insgesamt einzustehen. Der größere Teil des Domkapitels

leistete dem päpstlichen und kaiserlichen Befehl Folge und erkannte den Nassauer an. Die Mainzer Kirche war nun in offenkundigem Schisma, und jeder der beiden Bischöfe suchte sich im Lande festzusetzen und verfocht seine Ansprüche. Streitschriften und Proteste gingen hin und wieder. Alsbald nahmen auch die benachbarten Fürsten wieder Partei; Ludwig von Veldenz, Herzog Wilhelm von Sachsen, Graf Johann von Nassau, Markgraf Karl von Baden, Graf Ulrich von Württemberg und die ganze kaiserliche Partei stand auf seiten des Nassauers. Pfalzgraf Friedrich zögerte, trotz seiner Bundesverträge mit Dietrich, sich zu entscheiden und ließ sich von beiden Parteien umwerben. Erst als man im Begriff war sich zu einigen auf Grund eines Vertrags, wonach Dietrich seiner 11. Nov. Würde entsagen und dafür die Städte und Schlösser an der Bergstraße als Fürstentum erhalten sollte, trat der schlaue Pfälzer, der die Bistumsfehde zu seinem Vorteil auszubeuten gedachte und sich nun die Beute entgehen sah, entschieden auf die Seite des Isenburgers. Zu Weinheim schloß er mit dem Erz- 19. Nov. 1461. bischof und dem Grafen Philipp von Katzenelnbogen einen Vertrag, worin Pfalz für seine Hilfe die reichen Mainzer Städte und Schlösser an der Bergstraße erhielt. Jetzt war Dietrich, zu dem auch der Landgraf von Hessen stand, seinen Gegnern gewachsen und entschlossen, trotz Bann und Reichsacht sein Recht mit dem Schwert zu verfechten. Auch der Rat der Stadt Mainz trat nunmehr aus seiner unschlüssigen Haltung heraus und schloß sich, durch große Zugeständnisse gewonnen, an den alten Erzbischof an. So ward der Mainzer Bistumsstreit durch den Zündstoff, der allenthalben aufgehäuft lag, wiederum zum Reichs- und Bürgerkrieg.

Inzwischen hatten in Franken und Bayern die hadernden Fürsten schon wieder Der fränkisch-bayrische Krieg. 1461. zum Schwert gegriffen. Markgraf Albrecht konnte die Demütigung nicht verwinden und war auf alle Weise bestrebt, sich des Rother Vertrags (S. 92) zu entledigen. Unabläßig wirkte er bei dem Kaiser für Wiederherstellung seines Landgerichts. Bei der tiefwurzelnden Feindschaft war an eine ernstliche Versöhnung mit Ludwig dem Reichen nicht zu denken, die monatelangen Unterhandlungen über die noch unerledigten Streitpunkte führten nicht zum Ziel. Der Kaiser war in seiner Bedrängnis anfangs geneigt, den mächtigen Herzog zu schonen. Als sich Ludwig aber von dem feindlichen Bruder des Kaisers, dem Erzherzog Albrecht, durch hohe Zugeständnisse zur Waffengenossenschaft gewinnen ließ, schenkte der Kaiser den aufreizenden Reden des Markgrafen Gehör und beschloß aufs neue das Reich, insbesondere die Städte gegen Ludwig unter Waffen zu rufen. Es wurde ihm der Reichskrieg erklärt, „weil er den Erzherzog Albrecht unter- Juli 1461. stütze und eine friedliche Übereinkunft mit dem Kaiser verweigere, sowie weil er im vorigen Jahr den Bischof von Eichstätt widerrechtlich bekriegt habe". Albrecht Achilles, Markgraf Karl von Baden und Graf Ulrich von Württemberg wurden zu Reichshauptleuten ernannt. So gelang es dem Markgrafen Albrecht wiederum, aus der territorialen Fürstenfehde einen Reichskrieg zu machen, wenngleich der Wittelsbacher seine Ergebenheit gegen Kaiser und Reich versicherte. Das Reich zeigte jedoch geringen Eifer, sich um das kaiserliche Banner zu scharen; die Städte hatten wenig Neigung, für die Sache des bürgerfeindlichen Hohenzollern die Waffen zu ergreifen. Um so eifriger rüsteten die Fürsten. Der Bayer brachte bald ein stattliches Heer zusammen; die Bischöfe

von Würzburg und Bamberg, Pfalzgraf Otto von Neumarkt, böhmische Söldner und Hilfstruppen verstärkten seine Scharen. Bald geriet der Markgraf wiederum ins Gedränge, zumal als auch vom Rhein her Pfalzgraf Friedrich ins Land einfiel und Schlösser und Städte wegnahm; weithin im markgräflichen Gebiet ließ sich Herzog Ludwig huldigen. Erst als der Kurfürst von Brandenburg und die sächsischen Brüder zu Hilfe kamen und die Bischöfe von Würzburg und Bamberg zum Frieden nötigten, als den Pfalzgrafen die Händel am Rhein abriefen und der Böhmenkönig Georg wieder eine politische Schwenkung machte und seinen Kriegshaufen den Abzug gebot, atmete Albrecht von neuem auf. Auf Verlangen des Böhmen, der den Parteien einen Schiedstag zu Prag setzte, räumten die Bayern das markgräfliche Gebiet, Besatzung in den festen Plätzen zurücklassend. Allein die hohen Forderungen Ludwigs, der die Rückgabe von Donauwörth, das Amt eines kaiserlichen Hauptmanns über die schwäbischen und fränkischen Reichsstädte, Abtretung der eroberten Städte und Schlösser, Unabhängigkeit von dem Landgericht u. a. beanspruchte, ließen keinen Ausgleich zu. Es wurde nur ein Waffenstillstand geschlossen, und beide Parteien rüsteten aufs neue zum Krieg. Der kluge Böhmenkönig spielte jetzt wieder recht die Rolle des über den Parteien stehenden Richters. „Er überragte diese wüsten, heißblütigen, trotzwilden Händel und Fehden der deutschen Nobilität, wie der Kaiser sie hätte überragen sollen, er beherrschte sie; sein Ziel unverrückt im Auge, ließ er die einen hoffen, die andern fürchten, die einen ein wenig steigen, damit sie inne würden, wer sie halte, die andern ein wenig sinken, damit sie sich fügen lernten."

21. Dez. 1461 bis 24. April 1462.

Wiederausbruch des fränkischen Kriegs. 1462.

Der Prager Waffenstillstand brachte kaum eine Pause in dem blutigen Kriegsspiel hervor. Der Markgraf hatte sich der Schlösser und Städte seines Landes wieder bemächtigt und weit und breit um Hilfe geworben. Jetzt endlich bewirkten auch die kaiserlichen Befehle, daß die säumigen Reichsstädte zu den Waffen griffen; mehr als dreißig sandten ihre Fehdebriefe nach Landshut. Das Jahr 1462 brach stürmisch und drohend an. Schon im Januar machte Albrecht, mit den Grafen von Württemberg und Öttingen verbunden, „einen Ritt mit Brand" nach Bayern. Aber auch Ludwig war, wenngleich die ewigen Kriege auch seine reichen Schätze erschöpften, zum Kampf gerüstet. Der Böhmenkönig verband sich wieder enger mit dem Herzog und kündigte den markgräflichen Brüdern Fehde an, Erzherzog Albrecht sagte Hilfe zu, die Bischöfe von Bamberg und Würzburg traten wieder auf die Seite des Wittelsbachers. Freudig sammelte sich die bayrische Ritterschaft mit ihren reisigen Knechten um ihren Herrn. Bald waren die gesegneten fränkischen und bayrischen Gefilde wiederum der Schauplatz verheerender Kämpfe. Raub und Brand brachten das arme Landvolk zur Verzweiflung, rauchende Dörfer und zerstörte Schlösser zeugten von dem wilden Hader der rachentbrannten Fürsten. Die schweizerischen und böhmischen Söldlinge heerten und mordeten in fürchterlicher Weise. Es liegt uns fern, die Überfälle und Raubzüge, die Belagerungen und Erstürmungen im einzelnen darzustellen. Monatelang hatte schon das wüste Schauspiel gewährt, und die Erschöpfung beider Teile drängte zum Frieden. Die Hoffnungen Albrechts waren stark getäuscht worden; seine Verbündeten wurden teils am Rhein von dem Pfalzgrafen in Atem gehalten, teils, wie Brandenburg und

Sachsen, von dem Böhmenkönig; die Reichsstädte waren wie immer säumig und zurückhaltend.

So neigte sich das Übergewicht abermals auf die bayrische Seite, noch mehr aber, als auch die offene Feldschlacht gegen den kriegslustigen Markgrafen entschied. Auf einer Anhöhe bei der kleinen Reichsstadt Giengen stand Albrecht und Graf Eberhard von Württemberg hinter einer Wagenburg verschanzt, als Herzog Ludwig mit einem Heer von 10,000 Mann sich zum Sturme entschloß. „Bayerland" war ihr Feldgeschrei, „Römisch Reich" das der Gegner. Um die Wagenburg entbrannte ein fürchterliches Handgemenge. Aber in wiederholtem Sturme drangen die Bayern in die Befestigung ein; der Markgraf vermochte die Seinen nicht mehr zusammenzuhalten, das schwäbische Kriegsvolk soll zuerst gewichen sein, bald stürzte alles nach Giengen zu, viele wurden auf der Flucht niedergeschlagen oder ertranken in dem Flüßchen Brenz. Das kaiserliche, das markgräfliche, das württembergische Banner nebst städtischen Fahnen fielen in die Hände des siegreichen Bayern. Der Markgraf war aufs Haupt geschlagen, aber sein stolzer Sinn nicht gebrochen. Er stachelte den Eifer der Reichsstädte an, und bald hatte der unermüdliche Kriegsheld wieder ein Heer um sich, mit dem er in Bayern eindrang. „So der Markgraf erstochen wäre," ging die Rede, „hätten wir alle Frieden." Während Herzog Ludwig vor Augsburg lag, hauste Albrecht schon wieder in Feindesland nach alter Weise; sechshundert Dörfer zählte man in Schwaben und Bayern, die in dem einen Jahr schon verbrannt worden.

Die Schlacht bei Giengen. Juli 1462. 19. Juli.

Markgraf Albrecht sah das Ziel seines jahrelangen Kämpfens und Strebens ferner denn je gerückt, und doch dachte er nicht an Frieden. Sein beweglicher Geist faßte immer neue Hoffnungen und schmiedete neue Pläne; noch lebte er der Zuversicht, König Georg würde zur Abrufung der Böhmen bewogen werden, der Kaiser würde seinen Bruder unterwerfen, der Herzog von Burgund ließe sich in die Händel am Rhein verwickeln. Einstweilen wurde, bis man wieder Kräfte gesammelt, ein Waffenstillstand geschlossen. Als die Schwerter ruhten, begannen aufs neue die diplomatischen Verhandlungen, und wieder war es der Böhmenkönig, der die vielverschlungenen Fäden in der Hand hielt und aus dessen Mund die Entscheidung kommen sollte. Die bayrisch-markgräfliche Streitsache, die Fehde am Rhein, des Kaisers Streit mit Bruder und Unterthanen, all die wirren und wüsten Zustände des Reichs harrten der Lösung durch den Böhmenkönig. Fest und gebietend stand das tschechische Königtum in dem wilden Parteigetriebe nah und fern. Was die fürstlichen Vermittelungsversuche zu Regensburg und die Verhandlungen vor dem Kaiser zu Neustadt nicht erzielten, das gelang dem Böhmen, als er den Frieden wollte.

Der Prager Frieden. 1463. 24. Aug. 1462.

Der Friedensspruch des Königs war gerecht und billig, und beide Parteien fügten sich demselben. Nicht bloß mit Kaiser und Reich wurde Herzog Ludwig verglichen, im wesentlichen auf der Grundlage des Zustandes vor dem Krieg, also daß Donauwörth

24. Aug. 1463.

beim Reich verblieb, auch mit dem Markgrafen wurde der Friede vermittelt. Ludwig mußte die eroberten Städte und Schlösser ohne Entschädigung zurückgeben; aber der Rother Vertrag blieb bestehen; das Nürnberger Landgericht hatte keine Gewalt über Bayern, wenngleich der Markgraf sich auch später noch bemühte, mit kaiserlicher Hilfe das Verlorne wieder einzubringen. Die beiden Fürsten hatten sich im Kampfe erprobt und zogen seitdem nicht wieder das Schwert gegeneinander, wenngleich Eifersucht und Mißtrauen nicht aus ihrer Seele wichen.

Die Fehde am Rhein. 1462. Mittlerweile war es auch am Rhein wieder wild hergegangen und hart waren die erbitterten Gegner aneinander geraten. Schon an der Neige des Dez. 1461. Jahres 1461 fiel Erzbischof Dietrich mit pfälzischem Kriegsvolk ins Nassauische ein, der Pfalzgraf selbst versuchte sich am Rheingau; dann warfen wieder nassauische Truppen die Kriegsfackel in das mainzische und pfälzische Gebiet; weiter im Süden um das Kloster Maulbronn heerten die Scharen von Württemberg und Baden. Die Winterkälte that dem wilden Kriegsgetümmel kurzen Einhalt. Statt dessen bekämpfte man sich mit den Waffen des Geistes. Drohende Bullen und Bannflüche des Papstes, Appellationen und Rechtfertigungsschreiben Dietrichs gingen hin und wieder; schon damals benutzte man zu Mainz die Druckerpresse zum Kampf gegen Rom. Mit dem Beginn der milderen Jahreszeit fiel der Pfälzer dem Markgrafen von Baden und dem Württemberger wieder ins Land, und dieser und der Bischof von Speier verheerten die pfälzischen Besitzungen im Elsaß. Während der siegreiche Friedrich abermals gegen den Rheingau vordrang, wo sich Adolf von Nassau und seine Verbündeten festgesetzt hatten, zogen badische und württembergische Truppen bis vor die Thore von Heidelberg und brannten die Dörfer nieder. Ohne einheitlichen Plan und Zusammenhang zog sich die verheerende Fehde monatelang hin, und den armen Bauern ward es entsetzlich fühlbar, was es hieß, wenn die Fürsten haderten. Da entschloß sich Markgraf Karl von Baden, mit seinem Bruder Bischof Georg von Metz und dem Württemberger vereinigt, zu einem entschei-Juni 1462. denden Schlag gegen den Pfalzgrafen; „sie wollten ihm die Weinreben an der kurfürstlichen Stammburg ausreißen", prahlten sie. Sie glaubten den Pfalzgrafen mit seinem Kriegsvolk im Rheingau. So zogen sie mit entsetzlicher Verwüstungswut dem Neckar zu.

Die Schlacht bei Seckenheim. Da sammelte der Pfälzer in der Eile, was er an Kriegsvolk zusammenbringen konnte und rückte den Feinden nach, deren Weg der Feuerschein und Rauch bezeichnete; unterwegs stieß der Erzbischof Dietrich und der Graf von Katzenelnbogen zu ihm. Arglos hatten die Feinde ihr Fußvolk zurückgelassen und waren mit etlichen hundert Reitern an Heidelberg vorüber nordwärts gezogen; nicht eher wurden sie des rächenden Pfalzgrafen gewahr, als bis er aus dem 30. Juni 1462. Walde zwischen Seckenheim und Schwetzingen herausbrach, da wo noch jetzt das Dorf Friedrichsfeld, mehr als zwei Jahrhunderte hernach gegründet, an den siegreichen Fürsten erinnert. Mit Nußlaub die Sturmhauben geschmückt, zogen die Pfälzer in überlegener Zahl gegen die abgeschnittenen, zwischen Rhein

und Neckar eingeengten Feinde. Mannhaft nahmen diese den Kampf auf, und es entbrannte ein heißes Ringen mit Lanze, Schwert und Kugel. Als sich jedoch die Sonne neigte, war die Schlacht für Kurpfalz entschieden. Das feindliche Heer lag auf der Walstatt oder war gefangen. Die Führer selbst waren in die Hände des Pfälzers gefallen, die beiden badischen Fürsten, schwer verwundet, und der Graf von Württemberg. In der Kirche zum heiligen Geist in Heidelberg erschallte ein Tedeum für den herrlichen Sieg. Zu Mannheim wurde der Bischof, auf dem Heidelberger Schlosse die Fürsten von Baden und Württemberg in hartem Gewahrsam gehalten. Noch lange pries man im Lied den siegreichen Pfalzgrafen, und eine alte Überlieferung erzählt, wie er den Fürsten, die das Brot beim Mahle vermißten, von den Schloßfenstern herab die zerstampften Felder und die rauchenden Schutthaufen wies.

Jetzt war der pfälzische Kurfürst auf dem Gipfel seiner Macht. Alsbald Der Überfall von Mainz. 1462. fiel er auch dem Bischof von Speier ins Land und zwang ihn zu einem nachteiligen Frieden. Die Gefangenschaft der Fürsten dachte er zu einem hohen Lösegeld auszunutzen. Auch der gebannte Erzbischof von Mainz frohlockte, und wo es in der Ferne Gegner von Papst und Kaiser gab, herrschte Jubel über den Sieg. Um so größer war der Schrecken an der Kurie und am kaiserlichen Hof, zumal als gleich danach auch in Franken das Kriegsglück für die Wittelsbacher entschied. Allenthalben schien die kaiserliche Sache zu erliegen, und der Hilferuf an Frankreich und Burgund, zu dem sich das Haupt des Deutschen Reichs, wie der Papst erniedrigte, blieb ohne Erfolg. Da faßte die nassauische Partei einen kühnen Entschluß, um sich aus der schweren Niederlage zu erheben. Der Rat und die Bürgerschaft der Stadt Mainz hatten eine schwankende und kleinmütige Gesinnung gezeigt, und viele standen mit dem Erzbischof Adolf in Verbindung. Im Vertrauen auf den nassauischen Anhang in der Stadt beschlossen Adolf und seine Verbündeten einen nächtlichen Überfall. Man hatte erfahren, daß Dietrich, der Graf von Katzenelnbogen und der Pfalzgraf sich in Mainz zu einem Kriegsrat versammeln wollten, und dachte diese Gelegenheit zur Eroberung der Stadt und zur Gefangennahme der Fürsten zu benutzen. Ludwig von Veldenz, der Graf von Königstein und Adolfs Feldhauptmann Albig von Sulz waren die Führer des kecken Streichs. Ein Teil der Ratsherren und der Besatzung waren für das Unternehmen gewonnen. In der Morgendämmerung überstieg ein Hau- 28. Okt. 1462. fen Bewaffneter auf Leitern die Mauern. Bald erscholl die Sturmglocke, entschlossene Bürger griffen zu den Waffen, isenburgische Scharen rotteten sich eilig zusammen. Den ganzen Tag über ward jetzt in den Straßen blutig gekämpft; allein am Ende blieb das nassauische Kriegsvolk doch Sieger. Erzbischof Dietrich und der Graf von Katzenelnbogen flüchteten sich heimlich aus der Stadt, der Pfalzgraf war gar nicht gekommen. So war der Plan nur teilweise geglückt. Am Abend lagen Hunderte von Bürgern und Reisigen erstochen in den Straßen und aus vielen Häusern schlugen die Flammen empor. Reiche Beute fiel in die

Hände der Fürsten und der nassauischen Kriegsgesellen. Am folgenden Tag ritt Adolf in die gedemütigte Stadt ein, trieb die Ratsherren und Bürger hinaus und vernichtete die Privilegien und Urkunden der alten Reichsstadt. So wurde Mainz landsässig um einer unseligen Bischofsfehde willen, einst eine der ersten Städte des heiligen Reichs, und keine der Nachbargemeinden wagte, für die bezwungene Schwester zum Schwert zu greifen.

Ausgang des Mainzer Bischofsstreites. Zwar war noch immer der größte Teil des Hochstifts in den Händen des Isenburgers, doch aber war seine Kraft durch den unerwarteten Schlag gebrochen. Er war jetzt einer Versöhnung nicht mehr abgeneigt. Der Pfalzgraf war, wenn er gleich auch jetzt noch die Fehde fortsetzte, doch immer ein unzuverlässiger Bundesgenosse, dem es vorzugsweise um eignen Vorteil zu thun war. Bald schloß er mit seinem feindlichen Vetter Ludwig von Veldenz einen Vertrag, worin sie sich ihre von Mainz erworbenen Besitzungen garantierten. Die verwickelten Verhältnisse und die eigennützigen Ansprüche all der streitsüchtigen und unnachgiebigen Fürsten erschwerten das Friedenswerk. Da bot die Erledigung des kölnischen Kurthrons eine Aussicht, den Hader beizulegen. Nach (14. Febr. 1463.) dem Tode des greisen Erzbischofs Dietrich von Mörs, der ein halbes Jahrhundert in Köln geherrscht, erwählte das Kapitel den Bruder des Pfalzgrafen Friedrich, Ruprecht, der sich schon bei der Wahl verpflichtete, seinen Bruder zum Frieden zu bewegen, und nun, um die päpstliche Bestätigung zu erlangen, eifrig für Versöhnung wirkte. Dennoch zogen sich die Verhandlungen in die Länge; einstweilen schlossen die beiden (18. April bis 11. Nov. 1463.) streitenden Erzbischöfe unter Ruprechts Vermittelung einen Waffenstillstand, und der Pfalzgraf entließ gegen hohes Lösegeld die gefangenen Fürsten. Aber erst als es der nassauischen Partei durch Betrug und Intrige gelang, den Erzbischof Dietrich von seinem pfälzischen Verbündeten zu trennen, näherte sich der Hader seinem Ende. (4. Okt.) Die Erzbischöfe einigten sich dahin, daß Dietrich seiner Würde entsagte und dafür einige Städte und Schlösser mit allem Zubehör, frei von der Jurisdiktion des Erzstifts, zu lebenslänglicher Nutznießung erhielt. Der Nassauer übernahm die unbezahlte Annate und alle Schulden Dietrichs im Erzstift und versprach, ihn und seine Anhänger mit Papst und Kaiser auszusöhnen. Der Pfalzgraf hätte den unsicheren Zustand zwischen Krieg und Frieden gern noch länger erhalten, um den Preis der Aussöhnung zu steigern; aber als die beiden Gegner, um derentwillen der Streit entbrannt, sich verglichen, mußte auch er das Schwert einstecken. Die Zureden Ruprechts, der das Pallium nicht anders erhalten konnte, und die Erwägung, daß dadurch für das Wittelsbachsche Haus noch ein Kurhut gewonnen werde, wirkten ebenfalls für den Frieden. Der Pfalzgraf blieb in dem Vergleich (21. Nov.) mit Erzbischof Adolf im Pfandbesitz der Bergstraße und wurde etliche Monate später ebenfalls vom Bann gelöst und sein Bruder mit dem bischöflichen Pallium ausgestattet.

Das Reich nach den Friedensschlüssen. Der Kampf im Reich hatte ausgetobt und der wilde Haß der Fürsten war abgekühlt. Wie nichtig und kleinlich waren doch die Erfolge des ganzen Strebens und Kämpfens! Ohne höhere Triebfedern und Ziele, aus Rivalität und Herrschsucht war der Kampf ausgefochten worden, an den sich nur nebenbei die großen Fragen der Reichspolitik und der Kirche anreihten; und so war auch der Erfolg. Das Reich und die Nation gewann nichts dabei, wenn der Pfälzer die Bergstraße erlangte oder der Bayer sich vom Nürnberger Landgericht befreite. Die Verfassung des Reichs war durch all die Reformverhandlungen um keinen Schritt weiter gekommen. Nur die gänzliche Ohnmacht des Ober-

hauptes war in den Wirren der letzten Jahre hell zu Tage getreten. Das Reichsbanner war erlegen, und keiner hielt sich verpflichtet, es zu schirmen und zu rächen. Reichsstädte wurden bezwungen, der Pfalzgraf durfte bis an sein Ende die Kurwürde behaupten, Reichsacht wie Kirchenbann waren stumpfe Waffen, und zu allem schwieg das machtlose Oberhaupt; im Norden fragte man schon lange nicht mehr nach dem Kaiser an der fernen Donau. Die fürstliche Nobilität trat immer selbstbewußter, geschlossener und unabhängiger auf; kaum geht mehr ein zusammenfassendes Band durch das Wirken und Streben der einzelnen Landesherren, seit der Kaiser nichts weiter war als Herzog in Österreich. Auch die Reformrufe verstummten allmählich; Erzbischof Adolf von Mainz sagte sich von der Politik seines Vorgängers los und versprach, nie eine Kur- oder Reichsversammlung ohne kaiserlichen Befehl auszuschreiben. 31. Okt. 1463. Noch taucht hier und da ein Reformplan auf; es lohnt sich kaum der Mühe, dem Inhalt und Ziel der unmöglichen oder erfolglosen Projekte nachzuforschen. Fort und fort schleppten sich das alte Wesen und die alten Klagen; lange Jahre vergingen, ehe man wieder ernstlich daran dachte und arbeitete, die verrotteten Zustände im Reich zu bessern.

Wie das Reich, so hatte sich auch das Papsttum in den Kämpfen der letzten Jahre ohne alle reale Macht gezeigt, und Pius war endlich froh gewesen, den leidigen Streit in möglichst ehrenvoller Weise zu schließen. Lage des Papsttums und Pius' II. Ausgang. Man konnte doch sich und andern glauben machen, der Zorn der Kurie sei noch vermögend einen trotzigen und unfügsamen Bischof niederzuwerfen. Wer aber die Verhältnisse durchschaute, der mußte aus der Mainzer Bistumsfehde, wie aus dem Tiroler Kirchenstreit die faktische Schwäche des Papsttums erkennen. Nicht durch den Fluch der Kirche war der gebannte Erzbischof gebrochen worden, mit Land und Einkünften mußte seine Unterwerfung erkauft werden, und nach des Nassauers Tod (Sept. 1475) bestieg er abermals den erzbischöflichen Stuhl in Mainz. Dennoch leitete Papst Pius bald einen neuen Kampf ein, um den Hussitenkönig niederzuwerfen, dessen ganze Herrschaft in Rom als ein Hohn auf die kirchlichen Prinzipien galt. Wir werden den denkwürdigen Streit des Papsttums mit dem verhaßten Böhmenkönig an einer andern Stelle kennen lernen. Auch Pius II., der welterfahrene und hellblickende Mann, täuschte sich, seit er auf dem Stuhl Petri saß, über die faktischen Verhältnisse, geblendet von dem Glanz der Tiara. Am schwersten aber wurden die Hoffnungen des Papstes in der Türkensache betrogen. Wir haben gesehen, mit welchem Eifer Pius die Idee seines Vorgängers aufnahm, wie großartig er sie anfaßte und wie gleichgültig die Gemüter der Großen blieben, wie die Versprechungen nicht gehalten, die Zehntenforderung allenthalben zurückgewiesen ward. Dennoch ermüdete er nicht; der Gedanke, die gesamte Christenheit unter der Kreuzesfahne gegen die Ungläubigen zu führen, wich nicht aus seiner Seele. Aber während er mahnte, beschwor und drohte, drang die osmanische Macht immer weiter vor und die letzten Splitter der christ-

lichen Reiche im Osten gingen unter. Ungarn und Venedig allein nahmen den Kampf auf, ihnen gebot es die Pflicht der Selbsterhaltung. Aber um des Glaubens willen regte sich kein Arm. Die Zeiten der Kreuzzüge waren vorüber. Die feurigen Reden der Bettelmönche auf den Gassen und Plätzen der Städte brachten wohl Scharen von allerlei Volk, Abenteurer und Gesindel zusammen; aber sie verkamen und verliefen sich, da keiner die Kosten der Verpflegung und Überfahrt tragen wollte. Zuletzt entschloß sich Pius, dessen alternden Geist die Idee des Türkenzugs völlig beherrschte, selbst das Kreuz zu nehmen und gegen die Ungläubigen zu ziehen. Mußte da nicht den christlichen Fürsten das Gewissen schlagen, wenn sie den Oberhirten seinen altersschwachen Leib um des Glaubens willen den Gefahren und Mühseligkeiten preisgeben sahen? Allein auch diese „Grille“ des heil. Vaters vermochte die erschlafften Gemüter nicht zur Begeisterung zu entflammen. Dem Tod entgegensiechend zog der Papst mit einigen
14. Aug. 1464. Kardinälen und ungeordneten Kreuzscharen aus. Bis Ankona kam er, da ereilte ihn der Tod. Seinem unermüdlichen Ehrgeiz hatte das Glück wunderbar gelächelt, aber am höchsten Ziel seiner Laufbahn und am Ende des Lebens blieben auch ihm getäuschte Hoffnungen und vereitelte Pläne nicht erspart. Die Türkenfrage hatte die ganze Ermattung und kleinliche Zersplitterung des Abendlandes, den Mangel an Opfermut und höheren gemeinsamen Zielen unter den christlichen Mächten recht an den Tag gelegt; dafür aber mußten sie auch noch Jahrhunderte vor dem türkischen Halbmond zittern.

V. Kleinere Territorialstaaten in Deutschland.

1. Die staatsrechtlichen Verhältnisse in den Territorien.

Entstehung der Landstände. „Die Gewalt der Reichsstände in ihren Territorien war durch die Macht der Gewohnheit, durch die Ausbildung einer geordneten Landesverwaltung und durch die den neuen Thatsachen sich anschmiegende Doktrin der Juristen so erstarkt, daß sie, die geringe Unterordnung unter den Kaiser und das Reich abgerechnet, die volle Herrschaft und Regierungsgewalt in sich schloß.“ Seit den Tagen Friedrichs II. (VII, 145) hatte die Landeshoheit fort und fort an Abrundung, Geschlossenheit und Selbständigkeit gewonnen und eine nach der andern von den Machtbefugnissen des Kaisers und Reichs an sich gerissen. Zugleich damit ging auch eine wesentliche Veränderung in dem Verhältnisse des Landesherrn zu den Territorialeinsassen vor sich. Seit dem vierzehnten Jahrhundert begannen die Landeseinsassen, die Landstädte, die Prälaten und der Landadel, die in sehr verschiedener Rechtsstellung zum Landesherrn standen, sich als Genossen einer Landesgemeinde zu fühlen und als solche zusammenzuhalten

und gemeinsame Rechte zu erwerben. Es erhob sich in dieser Periode das Institut der Landstände.

„Durch das Erschlaffen aller unmittelbaren Verbindung zwischen dem Reich und den Territorialeinsassen," sagt Eichhorn, „mußte selbst bei diesen ein Bedürfnis fühlbar werden, durch engere Verbindung mit ihrem Landesherrn und ihren Landesgenossen sich wieder ein festes Verhältnis zu begründen, da der alte Rechtszustand sich immer mehr verdunkelte und unsicherer wurde. Diese Verbindung aber konnte nicht begründet werden, wenn Prälaten, Ritter und Städte dem Landesherrn nicht mehr Gewalt zugestehen wollten, als er vordem gehabt hatte, und besonders wenn sie nicht mehr an Lasten übernehmen wollten, als sie vordem getragen hatten."

Je weniger die ordentlichen Einkünfte des Landesherrn bei dem gesteigerten Luxus der Hofhaltung, bei den häufigen kostspieligen Fehden hinreichten, je mehr die Einnahmequellen verpfändet waren und die Schulden anwuchsen, je weniger außerordentliche „Beden" von den ohnehin durch Abgaben und Dienste hart gedrückten Hintersassen des Landesherrn einbrachten: um so öfter sah sich dieser genötigt, die Geistlichkeit, Ritterschaft und Städte um Hilfe anzugehen, sei es um Übernahme landesherrlicher Schulden, oder um Bewilligung einer „Notbede" von ihren Hintersassen. In den fürstlichen Finanznöten lag der eigentliche Kern der landständischen Macht.

„Zuweilen sind es Erbfolgestreitigkeiten innerhalb des landesherrlichen Hauses, welche eine Beteiligung und Vermittelung der mächtigeren Landsassen hervorrufen, und überhaupt läßt der Übergang des Landes an einen neuen Herrn, in geistlichen Territorien auch wohl schon die bloße Wahl eines solchen, nicht selten eine besondere Sicherstellung der Rechte jener wünschenswert erscheinen; andre Male, und zwar ganz besonders häufig, geben finanzielle Bedürfnisse des Landesherrn diesen zu einem ähnlichen Eingreifen den Anstoß. Gewisse Steuern zwar waren von alters her üblich gewesen, zumal im Anschlusse an die vogteiischen Gerechtsamen der Landesherren, und als ein wohlerworbenes Recht betrachteten diese überdies die Befugnis, ihre eignen Hintersassen zu besteuern; im übrigen aber bildete den Grundstock ihrer Einkünfte eben doch nur ihr privatrechtlicher Besitz an Domänen, sowie der Ertrag, welchen die Ausübung der ihnen verliehenen Regalien ihnen abwarf, eine Pflicht dagegen der Unterthanen als solche zu den Lasten der Landesregierung beizutragen, war noch keineswegs als zu Recht bestehend anerkannt." Durch Brauch und Herkommen war eine Reihe von Fällen festgesetzt, in welchen der Landesherr ohne weiteres die Landsassen zu einem Beitrag heranziehen konnte, wie Gefangenschaft des Landesherrn, Römerzüge und andre Reichsdienste, Ausstattung einer Tochter, Ritterschlag eines Sohnes u. a. Allein in den meisten Fällen lag kein solches anerkanntes Recht oder Bedürfnis vor, und es galt, die Landsassen zu einem freiwilligen Beitrag zu vermögen. Die Stände pflegten für solche außerordentliche Hilfeleistung die Anerkennung alter Privilegien und „Schadlosbriefe" zu verlangen, d. h. die urkundliche Versicherung, daß die betreffende Steuer eine freiwillige, keine Verpflichtung sei.

Zur Wahrung ihrer Rechte und Freiheiten und zum Widerstand gegen landesherrliche Übergriffe traten die Landstände in Einigungen zusammen, „wodurch sie sich dem Landesherrn gegenüber zu einer das Landesinteresse wahrenden Korporation konstituierten und mit demselben in dieser Eigenschaft paciszier-

ten". Anfangs nur auf beschränkte Zeit oder zu einem bestimmten Zweck geschlossen, gewannen die Einigungen der Landstände allmählich festen Bestand und Dauer; es war jedoch ein langer Entwickelungsgang, ehe sich aus der Teilnahme der Stände an den Landesangelegenheiten geordnete und dauernde Korporationen, eine „vereinigte Landschaft" gestaltete. In manchen Gebieten bestanden für die Ausgleichung von Streitigkeiten zwischen Landesherren und Landständen eigne Gerichte, die dann „gütlich schlichteten" oder „zu Recht entschieden".

Bestandteile. Die landständischen Vereine bestanden gewöhnlich aus dem Prälaten- und Ritterstande und den Städten; in den Territorien, wo die fürstliche Obrigkeit über Grafen und Herren sich zu voller Landeshoheit ausgebildet hatte, traten diese als eigner Herrenstand zu den andern Ständen; hier und da (wie in Tirol und Württemberg) kamen auch Abgeordnete des Bauernstandes hinzu. Die verschiedenen Klassen der Landesgemeinde pflegten für sich zu beratschlagen und zu beschließen, und suchten dann mit den andern sich zu einem gemeinsamen Beschlusse zu vereinigen. Denn zwischen den einzelnen Kurien pflegte nicht die Majorität zu entscheiden. „In dem Mangel einer Einrichtung, durch welche für jeden Fall ein entscheidender Beschluß möglich gemacht wurde, fand jene Zeit keinen Anstoß, da man sich noch nicht daran gewöhnt hatte, öffentliche Verhältnisse nach Regeln des Privatrechts beurteilen zu wollen, und bei dem lebendigen Anteil, den jeder an dem öffentlichen Interesse nahm, mit Sicherheit darauf rechnen konnte, daß wo dieses eine Vereinigung erfordere, man sie auch zu stande bringen werde. Wenigstens liest man nirgends, daß durch den Mangel einer solchen Einrichtung irgendwo die Thätigkeit der Landstände vermindert worden wäre."

Befugnisse der Landstände. Die Rechte der Landstände erstreckten sich über die wesentlichsten Punkte. Teilnahme an der Gesetzgebung und das Recht der Steuerverwilligung waren ihre ursprünglichsten und wichtigsten Befugnisse; damit hing die Teilnahme an der Erhebung der Steuern, die Kontrolle der Verwendung, Aufsicht über das landesherrliche Münzregal und das Schuldenwesen zusammen. „Von einer methodischen Regulierung des gesamten Staatshaushaltes durch die Stände, wie solche etwa heutzutage in der Diskutierung und Verwilligung eines Budgets liegt, ist zwar in jener früheren Zeit keine Rede; allein die einzelnen Befugnisse, welche eine derartige Regulierung voraussetzt und auf welchen dieselbe fußt, lagen allerdings in der Hand der Landschaft bereits vor, und wenn jene vollendetere Ausprägung derselben dennoch nicht erreicht wurde, so lag der Grund hiervon in der That einfach darin, daß es in jenen Zeiten eben überhaupt einen geordneten Staatshaushalt noch nicht gab." Auch auf die Rechtspflege, die Landesverwaltung, selbst auf kirchliche Verhältnisse erstreckte sich der Einfluß der Stände, und auch bei Fragen der äußeren Politik sprach der Landtag mit, so bei Kriegserklärungen und Friedensschlüssen, bei Bündnissen und Streitigkeiten mit auswärtigen Fürsten. Besonderes Augenmerk richteten die Stände sodann auf Erhaltung der Einheit des Territoriums und ordnungsmäßige Succession; oft ward ihnen zugestanden, daß ohne ihr Mitwissen und Zustimmung keine Veräußerung oder Verpfändung von Land und Leuten vorgenommen werden solle. Bei Streitigkeiten über die Erbfolge, über die Teilung eines Territoriums war die Landschaft zunächst befugt, eine Einigung oder Entscheidung herbeizuführen; manchmal besaß sie sogar ein Wahlrecht, sei es unter den Söhnen oder Agnaten des verstorbenen Herrn, sei es daß sie bei Aussterben eines Hauses ein andres zur Regierung berufen durfte; auch die Bestellung einer vormundschaftlichen Regierung stand häufig den Landständen zu, wie in Österreich. Sie waren

sonach zur Mitwirkung an allen wichtigen Landesangelegenheiten befugt. Das unbeschränkte Recht der Beschwerdeführung und des Zusammentritts auch ohne landesherrliche Berufung gab Gelegenheit, alle, auch nicht ausdrücklich ihnen zuerkannte Angelegenheiten in ihr Bereich zu ziehen. Die Bestätigung der Landesfreiheiten ging häufig der Huldigung voraus; das Recht des bewaffneten Widerstandes war eine Schutzwehr gegen Vergewaltigung und Übergriffe seitens des Landesherrn.

Die Frage nach dem repräsentativen Charakter der Landstände.

Über das Wesen der deutschen Landstände in dieser Periode sagt K. Maurer im Staatswörterbuch von Bluntschli und Brater: „Man hat wohl die Frage aufgeworfen, ob denselben ein repräsentativer Charakter zugeschrieben werden könne, und teils für die Bejahung teils für die Verneinung derselben mit einer Heftigkeit gekämpft, welche mehr von politischer Erregtheit, als von historischer Unparteilichkeit Zeugnis gibt; die richtige Entscheidung aber dürfte in der Mitte liegen und folgende sein. Faßt man jene Frage ganz formell, so kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß der repräsentative Charakter den Ständen im allgemeinen abzusprechen sei. Kraft persönlichen, wohlerworbenen Rechtes erschien der Einzelne auf dem Landtage, nicht kraft irgend welcher Delegation seitens andrer, und kein Eid verpflichtete ihn, bei den Beratungen und Abstimmungen das allgemeine Wohl mit Hintansetzung der eignen Sonderinteressen im Auge zu behalten. Ein Teil der Landsassen stand mit den privilegierten Ständen in keinerlei direkten oder indirekten Beziehungen; wie hätten solche Leute von diesen mitvertreten werden sollen? Endlich tragen auch die Verhandlungen der Stände mit dem Landesherrn durchaus einen privatrechtlichen Charakter; durch Privatverträge und gegen gutes Geld haben jene die meisten ihrer Privilegien erhalten, und im vollsten Sinn des Wortes mögen sie diese zumeist als ihre „teuer erkauften" Freiheiten bezeichnen. Wenn wir aber vom formellen Standpunkte aus den alten Landtagen die Eigenschaft repräsentativer Versammlungen absprechen müssen, so gelangen wir doch zu einem wesentlich andern Ergebnisse, sowie wir statt des formellen einen materiellen Gesichtspunkt für unsre Betrachtung wählen, und zwar in zweifacher Beziehung. Einmal nämlich sind die Sonderinteressen und Sonderrechte der privilegierten Klassen mit den Interessen des gesamten Landes und seiner ganzen Einwohnerschaft vielfach so untrennbar verbunden, daß mit der Wahrung und Feststellung jener eo ipso auch diese mitgewahrt und festgestellt sind; insoweit mag dann allerdings auch die übrige Einwohnerschaft ihre Interessen vertreten fühlen und glauben, während doch die Stände in der That nur für sich selbst sorgen und ihren eignen Vorteil suchen. Zweitens aber läßt sich auch nicht verkennen, daß wie in der Landeshoheit von Anfang an in der privatrechtlichen Hülle ein Kern von öffentlichen Rechten und Pflichten verborgen lag, so auch in den landständischen Befugnissen der Keim zu einer ähnlichen Entwickelung gegeben war."

Sinkende Macht der Landstände.

Der Landesherr im Verein mit den Landständen besaß in den Territorien faktisch eine unbeschränkte Regierungsgewalt. Ihrer gemeinschaftlichen Autonomie war höchstens die schwache Grenze der Verpflichtung gegen Kaiser und Reich gesetzt. Die einflußreiche Stellung der Landstände trug das Ihre dazu bei, die Territorien und damit die Landeshoheit zu befestigen und abzuschließen. Allein die Macht derselben hielt sich nicht lange auf der Höhe. Die Einführung des Ewigen Landfriedens, welcher den Landständen das Recht der bewaffneten Selbsthilfe entzog, die Unwirksamkeit der Reichsgerichte und Reichsgesetze, die Herrschaft des römischen Rechts, die steigende Macht der Landeshoheit, der fürstliche Absolutismus, der sich auf Beamtenstand und stehende, geworbene Heere stützte, diese und andre Ursachen führten in den Zeiten der Reformation und des Dreißigjährigen Kriegs den Verfall der Landstände herbei; am meisten aber die veränderten staatlichen und gesellschaftlichen Anschauungen und Forderungen, denen die privilegierten Klassen keine Rechnung trugen und keine Zugeständnisse machten. In einer fortgeschrittneren Zeit waren die alten Landtage, die den niederen, aber mehr

und mehr zu Bildung und zum Bewußtsein ihrer Bedeutung gelangten Ständen keinen Anteil gewährten, nicht mehr befähigt, auch nur notdürftig als eine Repräsentation des gesamten Landes zu gelten.

Erbfolge und Teilung. Seitdem die Landeshoheit den ursprünglichen Begriff des Reichsamtes abgestreift hatte und die Territorien wie eine Hausbesitzung angesehen wurden, traten auch in bezug auf die Erbfolge wesentlich andre Grundsätze ein. Für die Kurlande setzte die Goldene Bulle die Unteilbarkeit fest; kein Gesetz aber wehrte der Teilung andrer Territorien. So wurden nun die Herrschaften mit Rücksicht auf die Gleichheit der Einkünfte unter die Söhne geteilt. In den Grafschaften, wo sich der Charakter der Privatbesitzung zuerst entwickelte, kam auch die Teilung zuerst vor, also daß gewöhnlich der älteste die Stammburg, die jüngeren Söhne andre Burgen erhielten und sich danach nannten. Seit der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts geschah dies auch in den Fürstentümern. Anfangs pflegte man bloß die Nutzungen zu teilen (Mutschierung) und im Besitze der Landeshoheit gemeinschaftlich zu bleiben; wenn minderjährige Brüder da waren, so pflegte der älteste volljährige in ihrer aller Namen zu regieren, und auch, wenn sie volljährig wurden, die Regierung allein fortzuführen, den jüngern Brüdern aber nur an den Nutzungen der Landeshoheit ihr Erbe anzuweisen und sie zu wichtigeren Geschäften heranzuziehen; allein meist endigte auch eine solche gemeinschaftliche Regierung mit einer völligen Teilung der Landeshoheit. Dem dadurch herbeigeführten Zustand der Zersplitterung und Schwächung, vor dem selbst die Kurlande durch die Goldene Bulle nicht geschützt wurden, suchten einzelne Fürsten durch Hausgesetze der Unteilbarkeit zu steuern; endlich wurde im sechzehnten und den folgenden Jahrhunderten in allen reichsständischen Häusern die Vererbung nach der Primogenitur eingeführt. Drohten die Erbteilungen der konsolidierten Macht der Fürstentümer Eintrag zu thun, so waren die Erbverbrüderungen, deren wir in der Geschichte der deutschen Territorien mehrere Beispiele fanden, wie die luxemburgisch-österreichische (VIII, 130), die sächsisch-hessisch-brandenburgische, ein Mittel, den Heimfall erledigter Reichslehen zu verhindern und die Fürstenmacht auf Kosten des Reichs zu stärken.

2. Die Wittelsbachschen Lande.

a. Bayern.

1. Der Hader im Wittelsbachschen Haus.

Länderteilungen nach Kaiser Ludwigs Tod. Die Wittelsbacher wußten die Höhe, zu der sie Kaiser Ludwig emporgehoben, nicht lange zu behaupten. Kein andres Haus in deutschen Landen bietet viele Jahre hindurch ein solches Schauspiel unseliger Zersplitterung, der Zwietracht und Verwirrung, und keines hat sich selbst so tiefe Wunden geschlagen.
13. Sept. 1349. Wir haben früher (VIII, 132) die Länderteilung nach Kaiser Ludwigs Tod

berührt, wonach die Masse in zwei Hälften, Oberbayern mit Brandenburg, Niederbayern mit den holländischen Provinzen geschieden ward. Beide Hälften nahmen wiederum eine Teilung vor, Ludwig der Brandenburger über- 24. Dez. 1351.
nahm Oberbayern mit Tirol allein, seinen Brüdern Ludwig dem Römer und Otto die Mark Brandenburg überlassend. Herzog Stephan I. „mit der Hafte" Stephan I. † 1375.
entsagte den holländischen Provinzen zu gunsten seiner Brüder Wilhelm I. und Albrecht I., denen auch der kleinere Teil von Niederbayern mit Straubing zufiel, und herrschte in der größeren Hälfte von Niederbayern mit der Hauptstadt Landshut. Wir kennen die Ereignisse, die zu dem Verlust der Erwerbungen des Hauses Wittelsbach, Brandenburg (VIII, 133), Tirol (VIII, 130), endlich auch Holland (VII, 911 f.) führten. Herzog Stephan I., der sich nach dem Tod seines Bruders Ludwig und dessen Sohnes Meinhard (VIII, 130), wider Recht und Vertrag in Oberbayern festgesetzt hatte, vereinigte wiederum fast das ganze bayrische Gebiet. Er pflanzte das Wittelsbachsche Geschlecht fort.

Straubing gehörte noch der holländischen Linie der Wittelsbacher an; das übrige Die Söhne Herzog Stephans I.
Besitztum fiel den drei Söhnen des älteren Stephan zu. Friedrich, der mittlere Bruder, blieb im Besitze von Niederbayern mit Landshut, die andern beiden, Stephan II. von Ingolstadt. † 1413.
Stephan II. und Johann, nahmen alsdann eine Teilung (25. Nov. 1392) vor. So entstanden die Linien von Ingolstadt, Landshut und München. Herzog Friedrich von Landshut. † 1393.
Friedrich, der klügste der Brüder, der Landshut als den besten Teil erhalten hatte und für die Blüte seines Landes durch Ackerbau, Gewerbe und Handel besorgt war, starb Johann von München. † 1397.
frühe, von seiner mailändischen Gemahlin Magdalena einen siebenjährigen Sohn, Heinrich, hinterlassend. Die beiden Oheime, Stephan und Johann, die sich schon bei der Teilung übervorteilt glaubten, gerieten über die Vormundschaft aufs neue in bitteren Hader. Während Stephan bei seiner Tochter, der Königin Elisabeth von Frankreich weilte, fiel sein Sohn Ludwig, der Bärtige genannt, dem er die Regierung anvertraut, in des Oheims Gebiet ein, wechselsweise verheerten sie sich die Fluren und brannten sich Höfe und Dörfer nieder, das unselige Vorspiel eines langen verheerenden Zwistes. Als der alte Herzog Stephan zurückkehrte, einigten sich die Gegner, die 1395.
Teilung Oberbayerns wieder aufzuheben und gemeinschaftlich zu regieren. Der Tod Aug. 1397.
des Herzogs Johann fachte jedoch den Streit bald wieder an; er hinterließ zwei Söhne, Ernst und Wilhelm, die somit zur Teilnahme an der Regierung in Oberbayern berechtigt waren. Dagegen machte Herzog Stephan geltend, ihm allein gebühre nach des Bruders Tod die Regierung des gemeinschaftlichen Landes; erst nach seinem eignen Ableben dürften seine und seines Bruders Nachkommen in die väterlichen Rechte eintreten. Wiederum erhob sich Zank und Fehde, bis endlich ein Schiedsspruch des Burg- Dez. 1402.
grafen Friedrich, auf die alte Teilung von 1392 zurückgehend, den Brüdern Ernst und Wilhelm den väterlichen Besitz von München, den Herzögen Stephan und Ludwig Ingolstadt zusprach. Einige Jahre war jetzt Ruhe im Land, bis der Streit aufs neue und noch wilder ausbrach.

Lange Jahre hindurch war Ludwig der Bärtige (oder Bärtling nach einer Herzog Ludwig VII. der Bärtige von Ingolstadt. † 1447.
frommen Bruderschaft) der Urheber des Unfriedens im bayrischen Hause: ein unbeugsamer Mann von gewaltiger Willenskraft, verschlagen und herrschsüchtig, unbändig in seinem Zorn und sein lebenlang in Kampf und Streit, über die Wege zu seinem Ziel nicht im mindesten gewissenhaft, unermüdlich und rastlos,

und all diese Thatkraft und Begabung ging in unseliger Verwirrung, in wüsten Händeln und wildem Haß unter! Einst war er als Brautführer seiner Schwester Elisabeth (Isabella) an den französischen Hof gekommen und hatte sich dort ein Weib geholt, Anna, die Tochter des Herzogs Johann von Bourbon, die ihm hernach Ludwig den Höckerigen gebar, und nach deren Tod er Katharina von Alençon heiratete, die ihm die Grafschaft Mortagne in der Normandie zubrachte. Dort in Paris hatte er als Ratgeber seiner Schwester eine einflußreiche Rolle gespielt, den Trotz der französischen Großen kennen gelernt, jetzt kam er mit unermeßlichen Schätzen beladen, über deren Erwerbung manch schlimmes Gerücht ging, in sein kleines bayrisches Fürstentum zurück. In engen ruhigen Verhält-
† 1413. nissen mochte er nicht leben. Als er nach des Vaters Tod zur Regierung ge-
April 1414. langte, war das Zeichen zu wilder Verwirrung gegeben. Alsbald traten die andern bayrischen Herren in ein Schutz- und Trutzbündnis zusammen, um sich des bösen Nachbarn zu erwehren.

Heinrich III. der Reiche von Landshut. † 1450. Der Zorn des unverträglichen Fürsten richtete sich zunächst gegen den Landshuter Vetter, Heinrich den Reichen, dessen Vater bei der Teilung des gemeinschaftlichen Erbes das Beste erworben hatte. Dafür hatte der Vater den Brüdern eine Entschädigung gezahlt und Ludwig verlangte jetzt ebenfalls Zahlung der Entschädigungsgelder und eine gerechtere Landesverteilung. Herzog Heinrich, der durch weise Haushaltung und sparsames Regiment in seinem blühenden Lande Macht und Reichtum gewonnen, fand an seinem Schwager, Friedrich I. von Brandenburg, einen starken und gewandten Bundesgenossen. Denn auch gegen diesen richtete sich der Zorn des Bärtigen, er konnte es nicht verwinden, daß seinem Hause die Mark Brandenburg entrissen worden. Auf dem Konstanzer Konzil führte der Haß der trotzigen Wittelsbacher zu einem
19. Okt. 1417. blutigen Auftritt. Vor einem Fürstengericht wurden die Ansprüche Ludwigs zurückgewiesen. Im Angesicht Kaiser Siegmunds gerieten die Vettern hart aneinander; in Drohungen und Schmähungen machten die zornerfüllten Fürsten ihrer Wut Luft. Als endlich der Markgraf Friedrich seinen Schwager aus dem Saal drängte, rief dieser noch in der Thür dem Vetter zu: „Da du nichts als
20. Okt. Fechten willst, so sollst du des Fechtens noch genug bekommen.“ Abends überfiel er den arglos Heimreitenden und durchstieß ihn mit mehreren Stichen. Eilig flüchtete sich Herzog Heinrich aus der Stadt, denn Siegmund zürnte heftig über den Friedensbruch; mit Mühe hintertrieb der Markgraf die Reichsacht. Auch genas Ludwig wieder von seinen schweren Wunden, aber unversöhnliche Feindschaft herrschte seitdem.

Krieg in Bayern. 1421. 1422. Die Feindschaft Ludwigs gegen den Brandenburger gab sich zunächst in maßlosen Schmähschriften und Drohungen gegen „den neulich hochgemachten Edelmann und itzt lügenhaften Markgrafen“ kund. Bald griff man von Worten wieder zu Waffen. Von allen Seiten scharten sich die Feinde, die bayrischen Vettern, der Hohenzoller, die Bischöfe von Regensburg und Eichstätt, gegen den

Bärtigen. Der verwegene Mann achtete dessen nicht. Seine Schätze zogen manchen Ritter aus Schwaben und Franken zu seinen Bannern; er bot ihnen „Stechen, Rennen, Tanzen, schöne Frauen, Sturm und Scharmützel nach Herzenslust". Es ging wieder arg her in Bayern und Franken. Sengend und brennend zog Ludwig, „ein gar fürchterlicher Herr", durch die unglücklichen Lande und die Gegner gaben ihm nichts nach. Wer möchte die einzelnen Auftritte des blutigen Waffenspiels schildern? Auf die Dauer war der Bärtige trotz seines guten Schwertes der Übermacht der Gegner nicht gewachsen. Bei Alling unweit Sept. 1422.
München im harten Kampf aufs Haupt geschlagen, war der stolze Herr genötigt, Siegmunds Vermittelung anzurufen. Auf vier Jahre wurde Frieden geschlossen. Herzog Ludwig selbst verpflichtete sich, dem König nach Ungarn zu folgen. Dort war er emsig und erfolgreich bemüht, den Brandenburger bei Siegmund zu verdächtigen und den beginnenden Zwiespalt zu erweitern.

Neuen Zündstoff in den kaum gedämpften Hader warf der Straubinger Erbfall. (Der Straubinger Erbfall.) Als Herzog Johann, der letzte von der Linie Straubing, vielleicht durch Gift gestorben war, (6. Jan. 1425.) erhoben die bayrischen Fürsten, anstatt gemeinsam die Rechte ihres Hauses in Holland zu wahren, neuen Zank über das Straubinger Land. Ludwig beanspruchte als der Älteste des Hauses die ganze Erbschaft, die Vettern verlangten ihren Teil daran und waren wiederum selbst uneins, ob die beiden Brüder von München Ernst und Wilhelm III. als Nachkommen einer Linie gemeinschaftlich ein Drittel, oder jeder ein Viertel der Erbschaft zu beanspruchen hätten. Zum Überfluß trat auch noch Herzog Albrecht von Österreich, dessen Mutter Johanna eine Schwester des verstorbenen Herzogs gewesen, als Bewerber auf. Bei dem Mangel eines festen Erbrechts in Fürstentümern war die Frage ein zweifelhafter Rechtsfall und das Endurteil wurde lange hinausgeschoben. Erst nach vier Jahren entschied ein Spruch Siegmunds die Frage zu gunsten der Münchener Brüder. (26. April 1429.) Zwar sei das Land von Rechts wegen dem Reich verfallen, doch wolle es der König aus angeborner Güte den vier bayrischen Herzögen zu gleichen Teilen nach den Häuptern überlassen. Herzog Wilhelm, der Protektor des Baseler Konzils, stand damals in hoher Gunst bei Siegmund, daher der günstige Schiedsspruch. Das Kelheimer Viertel kam an Wilhelm, das Straubinger an Ernst, das Vilshofer an Heinrich, das Schärdinger an Ludwig. Der Ansprüche des österreichischen Herzogs Albrecht geschah keine weitere Erwähnung. Die Urkunde (30. Nov. 1429), worin er seinen Ansprüchen förmlich entsagt, ist gefälscht. Die Straubinger Erbfrage tauchte mehr als drei Jahrhunderte nachher nochmals auf, als Kaiser Joseph II. die österreichischen Ansprüche auf Niederbayern erneute.

Noch war der meuchelmörderische Angriff zu Konstanz nicht gesühnt, unermüdlich lag Ludwig dem Kaiser an, ihm sein Recht zu schaffen. (Urteil gegen Herzog Ludwig.) Auf Betreiben des Herzogs und seines Waffengefährten Kaspar Torringer, dem Heinrich sein Schloß zerstört, sprach die heilige Feme die Acht über den Landshuter aus, 1429.
sein Hals und sein Leben solle dem Kaiser und dem Reich verfallen sein. Auf dem Nürnberger Reichstag erfolgte endlich auch ein kaiserliches Urteil: Herzog (28. März 1431.) Heinrich solle seiner Unthat wegen um Verzeihung bitten, drei ewige Messen stiften, selbst oder durch einen Stellvertreter vier Wallfahrten machen und zum Heil. Grab pilgern, zum Hussitenzug hundert Gleven über seinen Anteil

stellen. Die Buße war gering, der Spruch der Feme wurde bald durch einflußreiche Freunde aufgehoben, und die Feindschaft der Vettern währte nach wie vor und drohte jeden Augenblick wieder in offenen Krieg auszubrechen. Die Gegner riefen jetzt auch die Hilfe des Konzils gegen Herzog Ludwig an. Der gewaltthätige Fürst hatte vielfach die benachbarten Klöster und Hochstifter in ihren Rechten und Besitzungen geschädigt. Der Kirchenbann wurde über den Frevler ausgesprochen, aber des achtete er wenig, sondern fuhr in seinem Wesen fort. Da klagten die Beschädigten beim Konzil, und ihnen schlossen sich die alten Feinde, Landshut, Brandenburg, einige Reichsstädte, an. Das Konzil sprach
1433. nochmals den Bann über den Herzog und zog auch die weltlichen Händel in Bayern, trotz der kurfürstlichen Einsprache, vor sein Gericht. Jetzt hielt es Siegmund doch für geraten, selbst einzuschreiten und den Eingriff in sein kaiser-
25. Nov. 1433. liches Regiment abzuweisen. Er lud den Gebannten vor seinen Richterstuhl in Basel, und als derselbe nicht erschien, belehnte er Herzog Wilhelm von München,
28. April 1434. den Protektor des Konzils, mit allen Landen Ludwigs. Bald darauf folgte die Achtserklärung, weil er den Bann über Jahr und Tag getragen, weil er ketzerische Böhmen in Sold genommen, weil er nie einem kaiserlichen Urteil gehorsam gewesen und andrer Vergehen wegen. Zugleich bot der Kaiser die benachbarten Fürsten und Städte zum Reichskrieg wider den Geächteten auf. Als der starrsinnige Herzog merkte, daß es Ernst wurde, ward er nachgiebiger, und Siegmund war froh, den ärgerlichen Streit zu beendigen. Mit Geld war bei dem Kaiser alles auszurichten, und dessen besaß Ludwig noch genug. Er verzichtete auf eine alte Schuld, die Siegmund an ihn hatte, sowie auf eine Pfandforderung an die Reichsstadt Donauwörth. Dafür nahm ihn der Kaiser als „seinen lieben Freund und Oheim" wieder zu Gnaden auf. Den beleidigten Klöstern und Bischöfen mußte Ludwig Ersatz leisten, zwischen ihm und seinen fürstlichen Feinden wurde ein Waffenstillstand geboten. Aber die Anfeindungen und Befehdungen der unverträglichen Vettern dauerten fort; Friedensschlüsse waren nur Pausen, in denen man neue Kräfte sammelte.

Die Herzöge von München. Die Münchener Brüder Ernst und Wilhelm hatten treu zusammengehalten. Herzog Wilhelm war ein frommer, wohlthätiger Fürst, der dem Bruder gern die Regierung überließ. Allein auch im Münchener Zweig sollte die verhängnisvolle Wittelsbachsche Zwietracht einkehren. Der einzige Sohn des Herzogs Ernst, Albrecht, ein Freund ritterlicher Übungen und schöner Frauen,
Agnes Bernauer. hatte einst zu Augsburg beim Turnier Agnes Bernauer, eine Baderstochter, erblickt und liebergriffen der reizenden „Angela" seine fürstliche Hand gereicht. Sein Herz fragte nichts nach Standesvorurteilen und Ahnendünkel; aber der Vater, der sein hochfürstliches Geschlecht geschändet sah, war heftig ergrimmt. Seine Reden vermochten nichts über den liebetrunkenen Sohn; als er bei einem Turnier zu Regensburg wegen des offenkundigen Verkehrs mit einer Dirne den Rittergesetzen gemäß zurückgewiesen ward, erklärte er der Welt Agnes als sein

angetraut Gemahl und ließ sie auf der Burg zu Straubing fürstlich Hof halten. Da kannte des adelstolzen Vaters Ingrimm keine Grenze mehr. Er lud den Sohn zu einem Turnier nach Augsburg, ließ die Bernauerin vor Gericht stellen und unter der Anklage, daß sie den Herzogssohn mit Liebestränken bezwungen, wegen Zauberei des Todes schuldig finden. Zu Straubing von der Brücke wurde das hilflose Weib in die Donau geworfen, ihr schönes Haupt mit den langen 12. Okt. 1435. goldigen Haaren unter die Fluten getaucht. Herzog Albrecht vernahm die Kunde von der schändlichen That mit rasendem Schmerz. Ihm schloß sich Ludwig der Bärtige an, der an Krieg und Brand seine Freude hatte; rachedürstend fiel Albrecht in des Vaters Land ein; auch der Landshuter Vetter und der Brandenburger nahmen wieder teil am Krieg. Das Baseler Konzil vermittelte endlich den unseligen Hader, wiederum ward auf vier Jahre Waffenstillstand geschlossen. Juli 1436. Der alte Herzog Ernst that Buße für die Frevelthat und baute eine Kapelle auf dem Grab der Unglücklichen. Herzog Albrecht verzieh dem Vater und vermählte sich wenige Monate später mit einer braunschweigischen Fürstentochter, Anna; aber seine Herzensfreudigkeit soll dahin gewesen sein. Noch lange wurden in Bayern Lieder gesungen von der schönen Agnes, ihrer jungen Liebe und ihrem traurigen Tod.

Der alte Herzog Ludwig sollte nimmer Ruhe finden, und als ob das Ludwig des Bärtigen Ausgang. Beispiel von München gewirkt hätte, erhob auch hier der Sohn die Waffen gegen den eignen Vater: Herzog Ludwig war seinem einzigen ehelichen Sohn, dem mißgestalteten und heimtückischen Ludwig mit dem Höcker, gram; sein Herz besaß der natürliche Sohn, Wieland von Freyberg, dem er freigebig Schätze und Güter erteilte. Das verdroß den rechtmäßigen Erben, seine Vermählung mit Margarete, der Tochter des alten Erbfeindes von Brandenburg, vermehrte die Bitterkeit, auch Anna, die Gemahlin Albrechts III. von München, schürte die Flamme des Zwiespalts im Nachbarhause und verleitete ihren Gemahl zum Bund mit dem ungeratenen Sohn. So entbrannte wiederum ein Krieg, durch Weiberränke und Familienhaß entzündet; mehrere Jahre dauerte das empörende Schauspiel eines Kampfes zwischen Vater und Sohn. Zu Neuburg an der Donau wurde der alte Herzog belagert und geriet dann in die Hände des Sohnes, der ihn in den Kerker warf. Das ganze schuldige Geschlecht war 1443. dem Strafgericht des Himmels verfallen. Der Bastard Wieland war mitten im Krieg eines plötzlichen Todes verstorben; der junge Ludwig verblich ebenso 7. April 1445. rasch, „und es meinten viele Leute, er hätte sich versündigt an seinem Vater, daß er alsbald sterben mußte". Sein Weib reichte ihrem Buhlen, Martin von Waldenfels die Hand. Der alte Herzog wurde von Kerker zu Kerker geschleppt, erst zu Markgraf Albrecht I. nach Ansbach, dann zu seinem Todfeind Heinrich von Landshut. Dort im Kerker zu Burghausen fand man den achtzigjährigen Greis eines Morgens tot: „ob es ein sinniglicher und vernünftiger oder ein gezwungener 1. Mai 1447. Tod gewesen, das weiß Gott", sagt eine alte Chronik. Ohne Reue und Buße

schloß der gebannte Herzog sein vielbewegtes Leben, wie kein andres reich an Schuld und Unglück; im Kloster Raitenhaslach ward er in der Stille beigesetzt, ein felsenfester Mann, von übersprudelnder Kraft bis zur Stunde des Todes, ungebrochen in Streit und Not. Auch der ränkevolle Vetter Heinrich von Landshut, welcher den Todfeind endlich im Kerker sterben sah und die Schätze und Länder des Gegners fast insgesamt erbte, überlebte den Triumph nicht lange;
1450. drei Jahre später starb auch er; ein neues Geschlecht kam zur Herrschaft in den bayrischen Landen, die der Hader der Väter verwüstet und verwirrt hatte.

2. Vereinigung der bayrischen Lande.

Herzog Albrecht III. von München. † 1460.

Die Linien von München und Landshut waren jetzt allein übrig. Dort war, nachdem sein Oheim Wilhelm († Sept. 1435), dessen unmündiger Sohn Adolf und sein Vater Ernst († 1. Juli 1438) gestorben waren, Herzog **Albrecht, der Fromme** genannt, alleiniger Regent. Es kam nunmehr Ruhe über das Land; der Herzog war ein friedfertiger Fürst und mied Streithändel und Verwickelungen. Die böhmische Königskrone, die ihm geboten wurde, schlug er aus; er sah geduldig an, wie der Landshuter Stammesvetter fast das gesamte Ingolstädter Erbe an sich riß. Sein Land aber erblühte unter seiner Herrschaft. Dem gedrückten Bauer erleichterte er die übermäßigen Lasten, schützte Handel und Wandel, besserte die Rechtspflege durch Ordnung des Hofgerichts, reformierte Klöster und Geistlichkeit. In der Abtei Andechs, die der fromme Herzog
† 29. Febr. 1460. reich ausgestattet, liegt er begraben.

Herzog Ludwig (IX.) der Reiche von Niederbayern (Landshut). † 1479.

Herzog Heinrich der Reiche, ein sparsamer, kluger und selbstsüchtiger Fürst, der rastlos an Erwerbung von Land und Schätzen gearbeitet, hinterließ bei seinem Tod (29. Juli 1450) einen einzigen Sohn, **Ludwig**, der jetzt aus engen Verhältnissen, in denen ihn der karge Vater zu Burghausen gehalten, zu reichen Schätzen und zur Herrschaft in einem blühenden Land gelangte. Der freigebige, prachtliebende Herzog war eine der glänzendsten Erscheinungen unter den Fürsten der Zeit; sein Reichtum, seine gerechte und milde Gesinnung verschafften ihm allenthalben Achtung und Ansehen. Lange sprach man von seiner prunkvollen Hofhaltung und seinem glänzenden Hochzeitsfest mit Amalie von Sachsen. Aber auch in der großen Politik nahm der Herzog seine Stellung; wir haben von seinem Kampf mit dem brandenburgischen Albrecht Achilles und von seinem gewichtigen Anteil an den Reichsreformplänen berichtet (S. 89). Friedliebend, wenn es die Verhältnisse gestatteten, für des Landes Wohlfahrt und Blüte besorgt, war die Regierung des reichen Ludwig nicht ohne Frucht. Nicht nur daß Bayern wieder die gebührende Stellung in Deutschland errang und sein Wort wieder galt im Rate des Reichs, auch die innere Verwaltung hob sich; der Anbau des gesegneten Landes, Sicherheit und Recht, Handel und Industrie, Bildung und Sittenzucht erfreuten sich der Fürsorge des trefflichen Fürsten. Die
1472. neugestiftete Universität Ingolstadt verbreitete das Licht der Wissenschaft. Als

Ludwig starb, hinterließ er seinem einzigen Sohn, Georg dem Reichen, 18. Jan. 1479.
dessen Vermählung mit der polnischen Königstochter Hedwig, die „Landshuter Hochzeit", etliche Jahre vorher mit seltener Pracht begangen worden, ein wohlgeordnetes blühendes Land.

Herzog Albrecht III. der Fromme von München hatte fünf Söhne hinterlassen, von denen zwei, Johann und Siegmund, volljährig waren und sich in die Regierung teilten, also daß jener zu München, dieser zu Dachau residierte. Nachdem der älteste frühzeitig gestorben, wurde der dritte Bruder, Albrecht IV., in die Mitregierung aufgenommen und bald mit der Leitung aller Staatsgeschäfte allein betraut, da Herzog Siegmund an einem sorglosen, fröhlichen Leben mehr Gefallen fand. Jetzt erhob aber Christoph, der vierte Sohn, ein ritterlicher Jüngling von wunderbarer Leibeskraft und Waffenübung, Anspruch auf Teilnahme an der Regierung, obgleich Herzog Siegmund nicht entsagt hatte und nach dem väterlichen Testament nur immer zwei der Brüder die Herrschaft führen sollten. So sehen wir wieder das alte Schauspiel in fürstlichen Häusern, daß jüngere Söhne, von der Regierung ausgeschlossen und in ihrem Ehrgeiz gekränkt, sich wider die älteren bevorzugten feindlich erheben. Die Versuche des unruhigen Herzogs Christoph, dem der Ritterbund der Böckler und auch der jüngste Bruder Wolfgang zur Seite standen, erneuerten den alten Zwist im bayrischen Hause. Trotz mehrfacher Schiedssprüche und Ausgleichsversuche des Landshuter Vetters konnte sich Christoph, dem es zu eng war in seinen beschränkten Verhältnissen, nicht zur Ruhe geben; endlich ließ ihn der Bruder gefangen nehmen und neunzehn Monate einkerkern. Befreit setzte er das alte Spiel gegen Albrecht fort, zog dazwischen nach Ungarn, Böhmen, Flandern, griff dann mit dem Löwlerbund vereinigt den Bruder an, ohne mehr als einen beschränkten Landbesitz erringen zu können. Albrecht behauptete die alleinige Regierung; aber erst als der friedlose Christoph eine Wallfahrt ans Heil. Grab unternahm und das Fieber seinen eisenfesten Leib ergriff, so daß er auf der Rückkehr in Rhodus ins Grab sank, kehrte die Ruhe wieder in Bayern ein.

Randnotizen: Die Linie München. — Herzog Johann. † 1463. — 1465. — Febr. 1471. — 1493.

Mit fester Hand hatte Herzog Albrecht IV., der Weise genannt, die Zügel der Regierung ergriffen und festgehalten, und dem Lande gereichte es nicht zum Nachteil, daß er allein die Herrschaft führte. Auch das Münchener Land blühte unter seiner kräftigen, gerechten Waltung fröhlich auf. Der fehdelustige und unbotmäßige Adel wurde im Zaum gehalten und der arme Mann in seinen Rechten geschützt. Dabei war der Herzog eifrig bedacht, seinen Besitz zu mehren. Das Erbe des letzten Herrn von Abenberg, der in dem Bruderkrieg durch Herzog Christoph gefallen, ging an Albrecht über. Die Reichsstadt Regensburg, die bereits den Höhepunkt ihrer städtischen Blüte überstiegen, schloß sich an den mächtigen Landesherrn an, unter dessen Schutz sie gute Zeiten hoffen konnte; erst als der Kaiser den Schwäbischen Bund zur Vollstreckung der Acht vermochte, stellte der Herzog die Stadt dem Reich zurück. Von der größten

Randnotizen: Herzog Albrecht IV. von München. † 1508. — 1485. — 1486. — 1492.

Bedeutung war die Aussicht auf Erwerbung der Landshuter Herrschaft und damit die Vereinigung des ganzen Bayerlandes.

Der Landshuter Erbfolgestreit. Die Landshuter Linie des bayrischen Hauses welkte ihrem Untergang entgegen. Herzog Georg der Reiche war der letzte seines Stammes. Die nächsten Anrechte an das Erbe besaß nach den Hausverträgen und nach Lehnrecht die Münchener Linie. Herzog Georg jedoch, durch die alte Waffengenossenschaft seines Vaters und neue Familienbande an das pfalzgräfliche Haus geknüpft, suchte diesem die Herrschaft zuzuwenden. Dem dritten Sohn des Kurfürsten Philipp, dem ritterlichen und hochstrebenden Ruprecht, vermählte er seine Tochter Elisabeth und setzte ihn testamentarisch zum Erben ein. Als Georg
1. Dez. 1503. starb, war der Pfalzgraf schon im Besitz eines großen Teils der Herrschaft; aber die Landstände hielten mit der Huldigung zurück, bis der kaiserliche Rechtsspruch gefällt sei. Kaiser Maximilian dachte ebenfalls seinen Nutzen aus dem Streit zu ziehen und beanspruchte eine Reihe von niederbayrischen Ortschaften. Er unterhandelte darüber mit beiden Parteien und fand bei Herzog Albrecht, seinem Schwager, williges Entgegenkommen. Er nahm einstweilen jene Ortschaften in Besitz, und als nun der ungestüme Ruprecht zu den Waffen griff,
23. April 1504. sprach der Kaiser der befreundeten Münchener Linie das Land zu und verhängte über den Pfälzer die Reichsacht. Das pfälzische Haus hatte überdies durch die hervorragende Teilnahme an der kurfürstlichen Opposition Maximilians Zorn erregt. Allein der junge Pfalzgraf war nicht gewillt, seine Ansprüche aufzugeben. Schon hatte sich der rasche Fürst, dem seine Gemahlin mit männlicher Thatkraft zur Seite stand, an vielen Orten, auch in Landshut festgesetzt. Die reichen Schätze Georgs führten ihm zahlreiche Soldscharen zu, und böhmisches Kriegsvolk zog ihm zu Hilfe. Aber Herzog Albrecht war kein verächtlicher Gegner; mit dem Schwäbischen Bund vereinigt, von Nürnberg kräftig unterstützt, mit brandenburgischen und sächsischen Hilfstruppen zog er gegen den ge-
1504. ächteten Pfalzgrafen. Mit wechselndem Erfolg wurde den Sommer über in Bayern um Schlösser und Städte gekämpft.

Der Krieg in der Pfalz. Pfalzgraf Ruprecht hatte gehofft, an seinem Vater, dem Kurfürsten Philipp, eine kräftige Stütze zu finden. Aber der hatte genug zu thun, sein eignes Land gegen die Widersacher zu schützen. Das Vertrauen auf französische Hilfe erwies sich als eitel, und die alten Gegner von Kurpfalz, deren Vorfahren einst der siegreiche Friedrich gedemütigt, erhoben sich zur Rache. Über die reichen Fluren am Rhein und Neckar entlud sich wieder das schwerste Unge-
1504. witter. Kaiserliche Truppen fielen in das Elsaß ein und eroberten alte habsburgische Besitzungen, die an die Pfalz gekommen waren; Herzog Ulrich von Württemberg drang ins pfälzische Gebiet ein; Pfalzgraf Alexander von Veldenz, der Sohn jenes schwarzen Ludwig (S. 89, 122), fiel über Klöster, Dörfer und Schlösser her, und die Pfälzischen übten redlich Vergeltung. Entsetzlich wütete das verwilderte Kriegsvolk und die rohen Bauern, die im Troß nachzogen.

Mit rasender Zerstörungswut zerschlug man in den Kirchen Geräte und Gefäße, ließ in den Klosterkellern den Wein aus den Fässern laufen, raubte was des Mitnehmens wert war, zertrat die Saaten und warf den Feuerbrand in die öden Häuser. Noch ärger ging es in der Pfalz her, als der Landgraf Wilhelm von Hessen heranzog und mit ihm viele abenteuerlustige Fürsten, von Mecklenburg, Braunschweig, die Grafen von Leiningen, Waldeck, Solms u. a. Unter wilden Verheerungen drangen sie durch den Odenwald an die Bergstraße, dann, von dem stark befestigten Heidelberg ablassend, gen Worms und Mainz. Als dann die Pfälzischen unter Johann Landschad von Steinach heranrückten, ging der wilde Zug weiter. In Ingelheim, der alten Kaiserpfalz, wurde heftig gestritten. Dann lag der Landgraf wochenlang dem pfälzischen Zollort Kaub gegenüber und schoß seine Kugeln über den Rhein. „Aber dennoch mußten die fremden Gäst Kaub bei der Pfalz lassen bleiben, das wir Gottes Gnaden zuschreiben" verkündet noch jetzt eine Mauerinschrift. Der Landgraf kehrte endlich im Herbst von seinem wilden Heereszug heim, aber an der Bergstraße, am Rhein und an der Nahe lag alles wüst und öde; dreihundert pfälzische Ortschaften sollen zerstört worden sein. Die herrliche Abtei Limburg ward damals von dem Grafen von Leiningen in roher Wut überfallen, und der stolze Bau, wo die Väter des Grafen ruhten, bis auf den Grund niedergebrannt. Noch jetzt erinnern die gewaltigen öden Mauern an jene verwilderte, greuelvolle Zeit.

Inzwischen hatte auch in Bayern der verwüstende Kampf fortgedauert; Ausgang des Streits. bald aber trat ein Ereignis ein, das die ganze Sachlage umgestaltete. Der jugendliche Pfalzgraf Ruprecht starb eines plötzlichen Todes an der Ruhr, und Aug. 1504. im nächsten Monat folgte ihm sein Weib, zwei unmündige Knaben, Otto Heinrich und Philipp, hinterlassend. Zwar wurden die Kriegszüge noch nicht eingestellt, noch lange hielten sich die pfälzischen Hauptleute in den besetzten Städten; unweit Regensburg schlug der Kaiser selbst mit seinen Verbündeten ein starkes böhmisches Hilfsheer aufs Haupt. Allmählich jedoch erlahmte der Eifer, und die pfälzische Sache war im Sinken. Kurfürst Philipp war des Krieges müde. So wurde in der Pfalz und in Bayern ein Waffenstillstand geschlossen und der Streit der kaiserlichen Entscheidung anheimgegeben. Auf dem Reichstag zu 30. Juli 1505. Köln wurde der Schiedsspruch gefällt. Die beiden Waisen des Pfalzgrafen Ruprecht erhielten außer den Schätzen aus Georgs des Reichen Erbschaft ein Landesgebiet an der Donau, die „junge Pfalz" oder das Herzogtum Neuburg (bald in die Fürstentümer Neuburg und Sulzbach getrennt). Der Rest der Landshuter Erbschaft wurde, außer beträchtlichen Abtretungen an der Tiroler Grenze an Maximilian, mit Bayern-München vereinigt. Kurpfalz wurde hart getroffen, die Errungenschaft des siegreichen Friedrich ging rasch wieder verloren. Hessen, Württemberg, Veldenz, Nürnberg und andre Feinde wurden für ihre Kriegskosten zum Nachteil der Pfalz und Bayerns entschädigt. Doch protestierte Kurfürst Philipp dagegen, manche Abtretung wurde nicht vollzogen, und erst

nach Jahren wurden die verschiedenen Besitzveränderungen durch Friedensschlüsse mit den Nachbarn anerkannt. Häuslicher Hader hatte dem Hause Wittelsbach wiederum eine schwere Wunde geschlagen.

Vereinigung der bayrischen Lande. So war jetzt ganz Bayern, zum erstenmal seit langen Jahren, in einer Hand vereinigt; der friedfertige Herzog Wolfgang überließ dem thatkräftigeren Bruder willig die Regierung. Es war nunmehr das Bestreben Herzog Albrechts, die endlich hergestellte Einheit des bayrischen Landes auch für die Zukunft fest- 8. Juli 1506. zustellen. In der Urkunde, worin Wolfgang an Albrecht seine Ansprüche abtrat, wurde zugleich mit Zustimmung der Landstände festgesetzt, daß Bayern in Zukunft ein unteilbares Herzogtum unter einem Landesherrn sein sollte, die jüngeren Söhne mit einer Grafschaft abgefunden würden, eine in † 18. März 1508. Deutschland noch ungewöhnliche Einrichtung. Albrecht IV. hinterließ drei unmündige Söhne, über die Herzog Wolfgang die Vormundschaft führte. Herzog Wilhelm IV. von München. † 1550. Der älteste, Wilhelm, übernahm nach seiner Volljährigkeit die Regierung (1511); Herzog Ludwig X. von Landshut. † 1545. als aber auch der zweite, Ludwig, zu Jahren gekommen, erhob er Anspruch auf Mitregierung oder Teilung des Landes, da die Erstgeburtsakte des Vaters keine rückwirkende Kraft haben könne. Der jüngste Bruder, Ernst, trat in den geistlichen Stand und ward in der Folge Erzbischof von Salzburg. Ein großer Teil des Adels, dem ein gespaltenes und geschwächtes landesherrliches Regiment vorteilhafter schien, unterstützte Ludwigs Forderungen. Die beiden Brüder 20. Nov. 1514. einigten sich schließlich dahin, daß auf eine Reihe von Jahren eine gemeinschaftliche Regierung stattfinden solle, doch so, daß Wilhelm zu München, Ludwig zu Landshut residierte und in beschränktem Umfang selbständig regierte. Der Vertrag wurde später erneuert und die brüderliche Eintracht nicht weiter gestört; das eigentliche Regiment lag in der Hand des älteren und bedeutenderen Bruders. In der That blieb auch Bayern fortan vereinigt und vererbte nach der Erstgeburt in Herzog Wilhelms Stamm, in seiner Vereinigung eins der mächtigsten Glieder des Reichs.

b. Die rheinische Pfalz.

Die pfälzischen Linien. 1410. Pfalzgraf Ruprecht III., der römische König, teilte sterbend die ererbten Lande unter seine vier noch lebenden Söhne. Dadurch entstanden vier pfälzische Linien. Ludwig III., der Bärtige, erhielt die Kurwürde mit den alten rheinpfälzischen Besitzungen Heidelberg, Mannheim, Bacharach, Alzey, Germersheim, Bretten u. v. a., einige Städte (Amberg, Nabburg) und Schlösser in der Oberpfalz. Johann Pfalzgraf zu Neumarkt. † 1443. Der zweite Bruder Johann erhielt den Rest der Oberpfalz und residierte zu Neumarkt; mit seinem Sohn Christoph, Christoph. † 1448. der durch seine Mutter Katharina von Pommern, die Schwester Erichs, zur Herrschaft in den skandinavischen Reichen gelangte (VIII, 460), starb diese Linie aus, und das Land kam großenteils an den Oheim Otto von Mosbach. An den dritten Bruder Stephan Pfalzgraf von Stephan fielen die meisten pfälzischen Besitzungen links vom Rhein, insbeson-

dere Simmern und Zweibrücken. Durch seine Vermählung mit Anna von Veldenz erwarb er bei dem Aussterben des Geschlechts diese reiche Grafschaft, die nach der alten Burg Veldenz im Moselgau benannt wurde, und erlangte damit zugleich beim Tod des letzten Grafen von Sponheim, dessen Erbschaft teils an Baden, teils an Veldenz gefallen, einen bedeutenden Teil der Sponheimschen Besitzungen. Von Stephans sechs Söhnen waren zwei, Friedrich und Ludwig, weltlichen Standes und folgten dem Vater in der Regierung, jener als Pfalzgraf von Simmern, dieser, Ludwig der Schwarze von Veldenz, als Pfalzgraf von Zweibrücken. Beide setzten ihren Stamm fort, dessen Sprößlinge nachmals zur Kurwürde gelangten. Der vierte Sohn König Ruprechts, Otto, erhielt Besitzungen im Odenwald, am Neckar und der Bergstraße, darunter die Ortschaften Mosbach und Sinsheim, womit er nachher den größten Teil der oberpfälzischen Besitzungen (Neumarkt) vereinigte. Mit seinem Sohn Otto II. starb die Mosbachsche Linie aus, und das Land fiel an das Kurhaus.

Simmern und Zweibrücken. † 1459. 1437. Friedrich von Simmern. † 1480. Ludwig von Zweibrücken (Veldenz). † 1489. Otto I. Pfalzgraf von Mosbach. † 1461. Otto II. † 1499.

Kurfürst Ludwig III., dessen wir in den Angelegenheiten des Reichs, bei der Wahl Siegmunds (VIII, 189 f.), beim Konstanzer Konzil, mehrfach gedacht haben, starb nach einer thätigen und mannigfach bewegten Regierung und hinterließ von seiner zweiten Gemahlin, Mathilde von Savoyen, drei Söhne, den Kurfürsten Ludwig IV., Friedrich, nachmals der Siegreiche genannt, und Ruprecht, später Erzbischof von Köln. Über den unmündigen Kurfürsten führte Pfalzgraf Otto von Mosbach die Vormundschaft, und es war dem jungen Fürsten nicht vergönnt, lange selbständig zu herrschen. Sein festes ehrenwertes Auftreten in dem Armagnakenkrieg (S. 65), sein friedfertiges und doch nicht ohnmächtiges Regiment, seine edle milde Natur, die ihm den Namen des „Sanftmütigen" verschaffte, lassen es bedauern, daß der wackere Fürst so früh aus dem Leben scheiden mußte. Seine Gemahlin Margarete, die Tochter jenes Amadeus VIII. von Savoyen, den das Baseler Konzil zum Papst erhoben, gebar ihm ein Jahr vor seinem Tod einen Sohn, den nachmaligen Kurfürsten Philipp, für welchen der Oheim Friedrich die Vormundschaft übernahm.

Kurfürst Ludwig III. 1410–1436. 30. Dez. 1436. Ludwig IV. 1437–1449. 13. Aug. 1449.

Auch der Vormund war erst vierundzwanzig Jahre alt, und die Zustände im Deutschen Reich stellten damals hohe Anforderungen gereifter Einsicht und thatkräftiger Tüchtigkeit an einen Fürsten, und die Pfalz war keins der ruhigsten Länder. Vormundschaftliche Regierungen pflegten meist mit äußeren und inneren Unruhen verbunden zu sein, jetzt schien die Zeit gekommen, wo die ewigen Streithändel und Grenzfehden mit den Nachbarn aufs neue ausbrechen sollten. Um sich in den schwierigen Verhältnissen zu behaupten, faßte der junge Pfalzgraf den Plan, die Regierung im eignen Namen zu führen. Die Rechte des Mündels und das Wohl des Landes konnten besser und thatkräftiger gewahrt werden, wenn der, welcher die Herrschaft führte auch den kurfürstlichen Namen besaß, und ohnehin war eine siebzehnjährige Vormundschaft nicht viel von einer eigentlichen Regierung verschieden. Die Landstände, bestehend aus den geistlichen

Friedrich der Siegreiche. 1449–1476. Die Arrogation. 1451.

Würdenträgern, dem Adel und den pfälzischen Hof- und Regierungsbeamten,
Sept. 1451. nebst benachbarten Fürsten und Herren gaben ihre Zustimmung zu dieser „Arrogation". Danach sollte Friedrich die Regierung selbst führen und den Neffen an Kindesstatt annehmen, dagegen nie eine standesgemäße Ehe eingehen und seinen eignen Besitz mit Kurpfalz vereinigen. Die Mutter des Kindes, die Kurfürsten, der Papst gaben ihre Einwilligung dazu, nur der Kaiser verweigerte dieselbe hartnäckig. Was den starrsinnigen Herrn dazu bewog, läßt sich nicht ermitteln. Es hat ihn wohl bloß das eigenmächtige Vorgehen des Pfalzgrafen, worin er eine Verletzung seiner kaiserlichen Rechte sah, gereizt. Von dem an war Kurfürst Friedrich zeitlebens ein entschiedener Gegner des Habsburgers, eine für die Geschicke des Reichs hochwichtige Feindschaft.

Fehden und Kriege. Der junge Kurfürst ergriff alsbald mit fester Hand das Regiment. Zunächst galt es, den feindlichen Nachbarn Achtung einzuflößen. Wo es ging, suchte er sich in Frieden mit den Gegnern auseinanderzusetzen. Mit den bayrischen Herzögen, mit den Bischöfen von Würzburg und Speier, bald auch mit Dietrich von Mainz wurde Freundschaft geschlossen, mit den schwäbischen Reichsstädten trat der Kurfürst in enge Verbindung. Bald zeigte Friedrich auch, daß er das Schwert zu führen vermöge. Die trotzigen Grafen von Lützelstein, die sich der
1452. pfälzischen Lehnshoheit entzogen, wurden gedemütigt und die Grafschaft mit der Pfalz vereinigt. Die Stadt Amberg in der Oberpfalz, die dem neuen Kurfürsten
Febr. 1454. die Anerkennung weigerte, wurde erobert und gezüchtigt. Dann zog Friedrich gegen seinen eifersüchtigen Vetter, den Pfalzgrafen Ludwig den Schwarzen von Veldenz, der die kurpfälzische Lehnshoheit über einige Veldenzsche Besitzungen
1455. nicht anerkennen wollte. Ein verheerender Krieg entbrannte in den überrheinischen Gauen, bis der Veldenzer um Frieden nachsuchen mußte. In den folgenden Jahren war der Kurfürst durch die großen Bewegungen im Reich, die wir an einer andern Stelle geschildert haben (S. 89 f.), in Anspruch genommen. Wir wissen, wie mannhaft der siegreiche Pfalzgraf gefochten und seiner Gegner Herr geworden. Auch nachdem die großen Stürme im Reich ausgetobt hatten, konnte
1469. 1470. er das Schwert nicht in die Scheide stecken. Mit der Abtei und der Stadt Weißenburg wurde Friedrich als Landvogt im Elsaß in einen verheerenden Kampf verwickelt; auch Ludwig von Veldenz regte sich wieder, um unter kaiserlichem Panier seinen alten Haß an dem Pfalzgrafen auszulassen. Der Kaiser übertrug die Landvogtei im Elsaß an Ludwig, aber dieser vermochte sie nicht zu erkämpfen. Wiederum ging es wild her im Elsaß und in den Veldenzschen Besitzungen, und die Pfalz hatte aufs neue unsäglich zu leiden. Ludwig mußte sich
2. Sept. 1471. schließlich doch fügen, in den kurpfälzischen Lehnsverband zurückkehren und eine Reihe von Ortschaften und Schlössern an den siegreichen Gegner abtreten. Auch die Weißenburger erkannten die Landvogtei Friedrichs wieder an. Mit dem Kaiser, der dem trotzigen Pfalzgrafen unversöhnlich zürnte, war kein Frieden möglich. Aber
27. Mai 1474. das kaiserliche Urteil, das den Pfälzer der Kurwürde entsetzte und mit der Reichs-

acht belegte, war ein nichtiger Schlag. Damals soll Friedrich bei Heidelberg eine Schanze angelegt und „Trutzkaiser" genannt haben. Der Pfalzgraf, den die Waffen der Gegner von allen Seiten nicht hatten bezwingen können, hielt ungebeugt die Acht des Reichs aus. Allein bald darauf starb der Held in kräftigem Mannesalter. 12. Dez. 1476.

Der siegreiche Friedrich ist der Stolz der pfälzischen Geschichte, welche die ruhmgekrönte Gestalt ihres Helden noch mehr zu verherrlichen und auszuschmücken liebte. Wir haben ihn in seiner vielbewegten kampferfüllten Regierung fast nur als kriegsbereiten Feldherrn kennen gelernt, und die ansehnliche Vergrößerung der kurpfälzischen Besitzungen zeugt von seinen Waffenerfolgen. Wenn er gleich den Feinden, die ihn den „bösen Fritz" nannten, ein Schrecken war und in jener eisernen Zeit die Hand nicht vom Schwertgriff ziehen konnte, so war er doch auch nach Kräften bemüht, als tüchtiger Regent über seinen Landen zu walten und die Wunden zu heilen, die der nimmer ruhende Krieg schlug. Sparsame und zweckmäßige Verwaltung, Fürsorge für das Gerichtswesen (Gründung des pfälzischen Hofgerichts), Schutz des Verkehrs und der öffentlichen Sicherheit, die ganze Organisation des Landes beweisen, daß der Landesfürst nicht ganz im Kriegshelden aufgegangen war. In seiner äußeren Politik steht Friedrich nicht anders da, als die andern Fürsten alle, fehdelustig, erwerbsüchtig, hart und zunächst auf den eignen Vorteil bedacht; so brachte es der Geist der Zeit und der Zwang der Verhältnisse mit sich. Aber in seinem einfachen prunklosen Wesen, seiner derben, unverdorbenen, thatkräftigen Natur, seiner ritterlichen, wohlwollenden, verständigen und von Grund aus gesunden Art ist er doch unter den Fürsten der besten und ehrenwertesten einer, „frisch, munter und kräftig wie sein Volk". Selbst für Wissenschaft und Kunst hatte man auf dem heiteren Schloß zu Heidelberg unter all den Kriegswirren Sinn und Liebe; der Kurfürst selbst beschäftigte sich mit Poesie und Alchimie. Freilich sind die beiden Künstler, die am pfälzischen Hof ihr Brot fanden, der Geschichtschreiber Matthias von Kemnat und Michel Beheim, der „Dichter von Weinsberg", der des andern „schwülstige und lobhudelnde Perioden in noch elendere Verse brachte", nicht gerade edle Repräsentanten der Kunst und des Geschmacks. — Wie er sich bei Übernahme der Kurwürde verpflichtet, ging Friedrich keine standesmäßige Ehe ein; er lebte mit der schönen Augsburgerin Klara Detten, deren Reize, Geist und schöne Stimme ihn gefesselt, und ließ sich später mit ihr trauen; sie gebar ihm zwei Söhne, deren jüngster, Ludwig, der Stammvater der Fürsten von Löwenstein-Wertheim wurde.

Charakter und Verdienste Friedrichs.

Nach Friedrichs Tode übernahm Pfalzgraf Philipp der „Aufrichtige", der bisher in der Oberpfalz gewaltet, die Herrschaft. Er hatte sich stets mit dem Oheim gut vertragen, wenngleich sein stilles, friedliches, geistiges Wesen mit der durchfahrenden, kräftigen Art seines Vorgängers wenig übereinstimmte. Es brachen jetzt glückliche Tage für das Pfälzer Land an. Drohende Fehden fanden

Kurfürst Philipp. 1476–1508.

leichter eine friedliche Erledigung, und auch der Kaiser hatte nicht länger Ursache, dem Pfalzgrafen zu zürnen; nur die Annäherung an Frankreich und das französische Jahrgeld werfen einen Schatten auf die Regierung des wackeren Fürsten. Die Glanzseite von Philipps Herrscherthätigkeit ist die Begünstigung der Wissenschaft, des neuerwachten humanistischen Strebens, das am Heidelberger Hof, im Gegensatz zu dem verknöcherten Scholastizismus und der altmodischen Gelehrsamkeit an der Universität, wohlwollende Aufnahme und edle Unterstützung fand. Johann von Dalberg (seit 1482 Bischof von Worms) und sein gleichgesinnter Freund Dietrich von Plenningen zogen die edelsten Geister der deutschen Wissenschaft, Rudolf Agricola, Konrad Celtes, Stifter der rheinischen Gesellschaft, Johann Wessel, Reuchlin, Jakob Wimpfeling, den Juristen Vigilius, den Geschichtschreiber Trithemius und andre Zierden edler Geistesbildung an die Universität oder den Hof des kunstliebenden Kurfürsten. Erst gegen das Ende seiner Herrschaft, zur Zeit des bayrisch-pfälzischen Erbfolgekriegs (S. 118), störte Kriegsgetümmel das friedliche Leben der Wissenschaft in Heidelberg. Harte Friedensbedingungen, Geldmangel, Verkauf und Verpfändung, der kaiserliche Bann waren die Folgen des unseligen Kriegs, welche dem Kurfürsten die letzten
† 28. Febr. 1508. Tage verbitterten. Seine Gattin, Margarete von Bayern, hatte ihm neun Söhne und fünf Töchter geboren, und doch starb fünfzig Jahre nach Philipps Tod die ganze Linie aus. Die meisten Söhne traten in den geistlichen Stand, der hohe Würden und reichliches Auskommen für Männer hochadligen Stammes ge-
Ludwig V. 1508—1544. währte. Der älteste Sohn, Ludwig V., übernahm die Kurwürde, ein ruhiger, ernster, tüchtiger Fürst, dessen befangenes, verschlossenes Wesen einst am französischen Hof sehr gegen die lustige, gewandte und leichtsinnige Art seines jüngeren Bruders Friedrich abgestochen hatte. Während dann dieser vielfach in fremden Landen und bei fremden Herren Dienste nahm und Unterhalt suchte und ein abenteuerlich unruhiges Leben führte, war Kurfürst Ludwig erfolgreich bemüht, die noch von seinem Vater überkommenen Streitigkeiten auszugleichen, mit dem Kaiser, mit den bayrischen Verwandten, mit den feindlichen Nachbarn sich auszusöhnen. Seine Thätigkeit im Reich und in Kirchensachen, durchweg vermittelnd und friedfertig, werden wir noch zu erwähnen haben.

3. Die Markgrafen von Baden.

Wir haben oben (VII, 768) die ältere Geschichte der Markgrafschaft Baden unter dem Zähringer Hause kennen gelernt. Nach Herrmanns IV. Tod (1190) teilten seine beiden Söhne, Hermann V. († 1243) und Heinrich I. († 1231), das väterliche Erbe und wurden die Gründer der beiden Linien Baden und Hochberg, die
Rudolf I. bis zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts getrennt bestanden. Von den vier Söhnen
† 1288. des Markgrafen Rudolf I. von Baden-Baden blieb nur die Nachkommenschaft des
Hermann VII. † 1291. ältesten, Hermann VII., in Blüte. Seine Söhne waren Friedrich II. († 1333)
Rudolf IV. † 1348. und Rudolf IV.; des älteren Stamm erlosch mit seinem Sohn Hermann IX. (1353),

so daß in Rudolfs IV. Nachkommenschaft das ganze Besitztum vererbt wurde. Von
seinen Söhnen **Friedrich** III. und **Rudolf** V. residierte jener zu Baden, dieser zu Friedrich III. † 1353.
Pforzheim; nur der ältere hinterließ einen Sohn, **Rudolf** VI. den Langen, der eine Rudolf V.
Reihe von Jahren (1361—1372) das baden-badensche Land allein und ungeteilt † 1361. Rudolf VI.
beherrschte. Ihm folgten seine Söhne, **Bernhard** I. und **Rudolf** VII., welche das † 1372. Bernhard I.
Land teilten, aber durch einen Hausvertrag der weiteren Zerstückelung Einhalt thaten. † 1431.
Das geteilte Land wurde nach Rudolfs frühem kinderlosen Tod wiederum in einer Rudolf VII. † 1391.
Hand vereinigt. Die lange Regierung des Markgrafen Bernhard „des Großen" war rühmlich und erfolgreich. Mehrfach griff er in die Angelegenheiten des Reichs ein; mit König Ruprecht führte er einen glücklichen Krieg um die Rheinzölle; an dem Marbacher Bund, an dem Konstanzer Konzil nahm er thätigen Anteil. Seine übrige Regierung verfloß unter Maßregeln für sein Land, insbesondere das Gerichtswesen, und mancherlei äußeren Fehden mit benachbarten Fürsten. Die Geschichte der badischen Markgrafen spielt sich in engen, gleichförmigen Kreisen ab, kleine Erwerbungen, Ankäufe, Teilungen und Vereinigungen, Fehden und Bundesverträge bilden den eintönigen Inhalt. Die oberländische Grafschaft Baden-Hochberg hatte sich um das Jahr 1300 in die beiden Linien von **Hochberg** und **Sausenberg** gespalten; dem letzten Grafen von Hochberg-Hochberg, Otto II. († 1418) kaufte Markgraf Bernhard seine Besitzungen ab.
Bernhards Sohn und Nachfolger war **Jakob** I., der das markgräfliche Gebiet aber- Jakob I. † 1453.
mals vermehrte durch die Herrschaften Lahr und Mahlberg, durch einen großen Teil der Sponheimschen Besitzungen bei Aussterben dieses Geschlechts (1437). Seine Söhne
Karl I., Bernhard II. und Georg teilten das Erbe; nachdem Georg und die jüngeren Karl I. † 1475.
Brüder in den geistlichen Stand getreten und Bernhard gestorben war (1458), wurde Karl alleiniger Herr. Er ist uns aus den pfälzischen Kriegen mit Friedrich dem Siegreichen wohlbekannt; an Besitzungen und Geld geschädigt kehrte er aus der Haft zurück.
Sein Sohn, Christoph I., zeichnete sich in den Kriegen Kaiser Maximilians in Burgund Christoph I. † 1527.
und den Niederlanden aus, wofür er mit der Statthalterschaft von Luxemburg und mehreren niederländischen Herrschaften (Rodemachern) belohnt ward. Als auch die Sausenberger Linie von Baden-Hochberg 1503 ausstarb, fiel das Land kraft des Rötelnschen Erbvergleichs (1490) an die Markgrafschaft, so daß nunmehr das gesamte badische Besitztum vereinigt war. Durch eine „pragmatische Sanktion" (1515) setzte er den Landesanteil seiner Söhne, die Aussteuer der Prinzessinnen fest und suchte Landesveräußerungen entgegenzutreten. Auch für Verwaltung, Gerichtspflege, Gemeindeordnung in seinen Landen trug er Sorge. Die Vereinigung der badischen Lande währte nicht lange; nach des Vaters Tod, der zuletzt in Geistesstörung verfallen, teilten seine Söhne die Herrschaft. Bernhard III. erhielt die obere Grafschaft **Baden-Baden**, Ernst die untere **Baden-Durlach**; von der letzteren Linie stammt das regierende großherzogliche Haus.

4. Die Landgrafen von Hessen.

Durch den thüringisch-hessischen Erbfolgekrieg (VII, 773) schied sich die Land-
grafschaft **Hessen** als selbständiges Fürstentum aus. König Adolf belehnte den Land- 1292.
grafen **Heinrich** I. mit dem Reichsschloß Boyneburg und der dem Reich zu Lehen auf- Heinrich I. das Kind.
getragenen Stadt Eschwege als erblichem Reichsfürstentum. Heinrich, welcher den Titel † 1309.
eines Herzogs von **Brabant** noch einige Zeit fortführte, war mit Erfolg bemüht, sein unmittelbares Besitztum und seine Fürstengewalt in dem vielzerrissenen hessischen Lande, in allerlei Händeln mit dem Adel und den Bischöfen von Paderborn und Mainz zu

Otto I. † 1328. behaupten und auszudehnen. Seine Söhne, Otto I. und Johann I., teilten das Erbe,
Johann I. † 1311. so daß jener in Marburg, dieser in Kassel regierte; nach dem frühen Tod des jüngeren
Heinrich II. Bruders wurde das Land wieder vereinigt. Heinrich II. der Eiserne fand sich
† 1377. mit seinen jüngeren Brüdern ab, so daß das Land ungeteilt blieb. Er erwarb Treffurt,
einen Teil der Herrschaft Itter, die Hälfte von Schmalkalden u. a. Kaiser Karl IV.
1373. bestätigte die Erbverbrüderung mit Meißen-Thüringen und belehnte den Landgrafen
mit dem gesamten Hessen als Reichsfürstentum. Heinrichs einziger Sohn, Otto der
Schütz, von dem die Sage erzählt, daß er unerkannt als Schützenhauptmann um
seine Gattin Elisabeth von Kleve, geworben, war vor dem Vater gestorben. So kam
Hermann I. Heinrichs Neffe, Hermann I., früher zum geistlichen Stand erzogen und darum „der
† 1413. Gelehrte" genannt, zur Regierung. Es war keine friedliche Herrschaft. Die Ritterbündnisse vom Stern, von der alten Minne, vom Falken, vom Horn, der Schleglerbund
u. a., die in jenen rheinischen Gegenden ihre festeste Stütze hatten, lagen mit dem Landesherrn und den Städten in erbittertem Kampf. Dazu kamen Streitigkeiten mit
Adolf von Nassau, dem Erzbischof von Mainz, und die Wirren im Reich, wo der Landgraf sich der Sache König Ruprechts eifrig annahm. Hermann entfaltete in all diesen
Kämpfen Mut und Thatkraft und vergrößerte sein landesherrliches Ansehen und sein
Gebiet. So erwarb er die Schirmherrschaft über die Abtei Hersfeld und durch Kauf
die Hälfte der Grafschaft Lisberg und die Herrschaft Wolkersdorf. Ihm folgte sein
Ludwig I. † 1458. Sohn Ludwig I. der Friedsame, welcher die Grafschaften Ziegenhain und Nidda, die
Vogtei über Korvey und die Lehnsherrlichkeit über Waldeck erwarb. Fort und fort
mehrte sich die Macht und das Ansehen der hessischen Landgrafen; selbst für die Königs-
Ludwig II. von Kassel. wahl Ludwigs erhoben sich Stimmen. Unter seinen Söhnen Ludwig II. „dem Frei-
† 1471. mütigen" und Heinrich III. „dem Reichen" wurde das hessische Land in die Linien
Heinrich III. von Marburg. von Kassel und Marburg geteilt. Der jüngere Bruder, Heinrich, erhielt Oberhessen
† 1483. mit Marburg, dann infolge eines Kriegs mit dem Bruder Ziegenheim und erwarb
durch seine Gemahlin bei dem Aussterben der Grafen von Katzenelnbogen (1479)
diese Grafschaft nebst Dietz und kaufweise die Hälfte von Klingenberg am Main und
Wilhelm III. von Marburg. der Herrschaft Eppenstein. Mit seinem Sohn Wilhelm III. dem Jüngeren starb die
† 1500. Marburger Linie aus, und das Land wurde wieder mit der andern Hälfte vereinigt.
In der Kasseler Linie waren auf Ludwig II., der an der Mainzer Fehde (S. 99)
Wilhelm I. von Kassel. thätigen und erfolgreichen Anteil nahm, seine Söhne Wilhelm I. der Ältere und
† 1515. Wilhelm II. Wilhelm II. der Mittlere gefolgt. Nachdem der ältere Wilhelm, auf der Reise nach
† 1509. Palästina trübsinnig geworden, seinem Bruder die alleinige Regierung überlassen hatte
(1493) und Wilhelm III. von Oberhessen kinderlos, infolge eines Sturzes auf der
Jagd, verstorben war, vereinigte Wilhelm der Mittlere den gesamten, in den letzten
Jahren bedeutend vergrößerten hessischen Länderbesitz. Im Landshuter Erbfolgekrieg
(S. 118) machte Wilhelm neue Erwerbungen, wie Umstadt und Homburg vor der
1509. Höhe, und hinterließ bei seinem Tode die ganze Herrschaft seinem fünfjährigen Sohn,
Philipp I. dem Großmütigen, für welchen anfangs eine landständische Vormundschaft, dann seine Mutter, Anna von Mecklenburg, regierte. Allein schon in
1518. seinem vierzehnten Jahr wurde der junge Landgraf von Kaiser Maximilian für mündig
erklärt und nahm die Herrschaft in die eigne Hand.

5. Das welfische Haus in Braunschweig-Lüneburg.

Von der stolzen Macht Heinrichs des Löwen war nur ein geringer Teil
1235. übrig geblieben, welcher seit der Aussöhnung Kaiser Friedrichs II. mit Otto „dem

Kind", dem Enkel des Löwen, als ein neues Herzogtum Braunschweig-Lüneburg unter den Fürstentümern des Reichs erscheint (VII, 167). Ottos Söhne teilten die Herrschaft (1267), so daß Albrecht „der Große" das Land um Braunschweig, Wolfenbüttel, Grubenhagen, Kalenberg, das Eichsfeld, Eimbeck, Göttingen u. a., Johann Lüneburg, Celle, Hannover erhielt; die Stadt Braunschweig blieb gemeinschaftlich (VII, 769). So entstanden die alt-lüneburgische und die alt-braunschweigische (Wolfenbüttelsche) Linie, und auch das welfische Haus folgte fortan der Sitte der Landesteilung und zersplitterte sich noch in weitere Zweige.

Otto das Kind. † 1252. — Die alt-braunschweigische (Wolfenbüttler) Linie. — Albrecht der Große. † 1279. — Heinrich I. von Grubenhagen. † 1322. — Albrecht von Göttingen. † 1318. — Wilhelm von Wolfenbüttel. † 1292.

Herzog Albrecht der Große hinterließ sechs Söhne, von denen drei in den Tempel- und Deutschherrnorden traten, die andern drei das väterliche Erbe teilten (1286). Herzog Heinrich „der Wunderliche" stiftete die Linie von Grubenhagen; Albrecht „der Feiste" die von Göttingen; Wilhelm die von Wolfenbüttel, und sein Land fiel bei seinem kinderlosen Tod an Herzog Albrecht, der mit Hilfe der Geschlechter sich auch in der Stadt Braunschweig festsetzte. Die Linie Braunschweig-Grubenhagen, von Heinrich dem Wunderlichen gestiftet, teilte sich unter seinen Söhnen abermals. Heinrich II., von Griechenland genannt, weil er dahin und ins Heil. Land eine Pilgerfahrt unternahm, erhielt das Eichsfeld, Ernst I. Grubenhagen, Eimbeck, Osterode, Wilhelm Herzberg. Die Söhne Heinrichs von Griechenland starben kinderlos; unter ihnen ragt Otto der Tarentiner hervor, jener abenteuernde Kriegsmann, der in Italien eine Herrschaft und die Hand der Königin Johanna von Neapel erwarb (VIII, 341); auch Wilhelm starb ohne Erben. So kam die ganze Grubenhagensche Herrschaft wieder an Ernst. Die Grubenhagensche Linie wurde alsdann noch mehrmals geteilt (in die Linie von Salzderhelden und Osterode) und erlosch im Jahr 1596 mit Philipp II. Das Land wurde erst von Herzog Heinrich Julius von Wolfenbüttel in Besitz genommen, dann (1617) durch eine Entscheidung des Reichshofrats der Lüneburger Linie überwiesen.

Linie Grubenhagen. 1286–1596. — Heinrich II. † 1351. — Ernst I. † 1361. — Wilhelm I. † 1360.

Albrecht II. der Feiste war der Stifter der Göttinger Linie, mit der nach seines Bruders Wilhelm Tod auch Braunschweig und Wolfenbüttel vereinigt ward. Ihm folgte sein Sohn Otto der Milde, nach dessen Tod die beiden andern Brüder, Ernst und Magnus, die Gesamtregierung aufhoben und jener Göttingen, dieser Wolfenbüttel und Braunschweig erhielt. Die Göttinger Linie dauerte unter Otto dem Quaden (Bösen), dem fehdelustigen Herrn, der mit dem Landgrafen von Hessen und der Stadt Göttingen kriegte, und Otto dem Einäugigen (Cocles) bis 1463 fort, und die tiefverschuldete, durch zahlreiche Fehden geschwächte Herrschaft fiel dann an Wilhelm den Siegreichen von Kalenberg, In Wolfenbüttel war auf Herzog Magnus I., der Sangerhausen und die Mark Landsberg an sich brachte, letztere aber wieder an Thüringen verpfändete, sein Sohn Magnus II. gefolgt. „Mit der Kette" nannte man ihn, weil er, wie die Sage erzählt, stets eine Kette um den Hals getragen, seit ihm einst der Vater, der mit dem eigenwilligen, fehdelustigen Jüngling in Hader lebte, mit dem Strang gedroht. Die kurze Regierung des jüngeren Magnus war voller Kämpfe. Schon vor des Vaters Tod wurde er in einer Fehde mit dem Bischof Gerhard von Hildesheim bei Dinklar aufs Haupt geschlagen und mußte sich mit hohem Geld aus der Gefangenschaft lösen. In noch größere Not geriet er in dem Lüneburger Erbfolgekrieg.

Die Göttinger Linie. 1286–1463. — Otto der Milde. † 1344. — Ernst. † 1367. — Otto der Quade. † 1394. — Otto Cocles. † 1463. — Linie Wolfenbüttel. 1286–1409. — Magnus der Fromme. † 1369. — Magnus Torquatus. † 1373. — 3. Sept. 1367.

Das alte Lüneburger Haus, durch Johann I. in der Teilung von 1267 gestiftet, war auf dessen Sohn, Otto den Gestrengen, übergegangen, welcher das welfische Gebiet um mehrere Grafschaften, wie Dannenberg, Hallermund, Lüchow u. a., ver-

Die alt-lüneburgische Linie. 1267–1369.

Johann I. † 1277. größerte. Seine Söhne Otto II. und Wilhelm regierten gemeinsam und nach des
Otto der Gestrenge. † 1330. älteren kinderlosem Tod Wilhelm allein. Auch Wilhelm hatte keine männliche Nachkommenschaft und trug sich mit der Absicht, seinen Tochtersohn, Herzog Albrecht von
Otto II. † 1352. Sachsen-Wittenberg, zum Erben einzusetzen; dieser erlangte auch von Kaiser Karl IV.
Wilhelm. † 1369. eine eventuelle Belehnung (Okt. 1355), falls mit Wilhelms Tod das Herzogtum Lüneburg ein erledigtes Reichslehen würde, und dazu wurde die Belehnung auf das Gesamthaus Sachsen-Wittenberg ausgedehnt. Herzog Wilhelm aber gab seinen Plan zu gunsten Sachsens wieder auf, als er die Folgen des Schrittes und den Unwillen seines Hauses gewahrte. Er verlobte seine jüngere Tochter Mechthild mit Ludwig, dem Sohne des Herzogs Magnus d. Ä. von Braunschweig, und setzte, nach den Hausverträgen und mit Zustimmung der Landstände, seinen Schwiegersohn Ludwig, und als dieser kinderlos starb (1367) den andern Bruder Magnus II. zu Erben ein. Allein die Sachsen gaben ihre Ansprüche nicht auf und waren mit Erfolg bemüht, sich einen Anhang
23. Nov. 1369. im Land zu schaffen. Als Herzog Wilhelm, mit der Reichsacht beladen, gestorben
Der Lüneburger Erbfolgekrieg. war, brach der **Lüneburger Erbfolgekrieg** aus. Bald nahm der Kampf für Herzog Magnus eine ungünstige Wendung. Von Albrecht von Mecklenburg, den er auf eignem Boden angriff, ward er geschlagen, bald herrschte auch im Land selbst tiefe Mißstimmung gegen den Fürsten, der die Städte und insbesondere Lüneburg durch herrisches und anmaßendes Wesen von sich stieß. Die sächsischen Herzöge setzten sich, auf die kaiserliche Belehnung gestützt, in den Städten Lüneburg, Hannover und anderwärts fest, mit dem Willen der Bürger, die der unkluge Welfe durch Gelderpressung und Privilegienentziehung gereizt. Bereitwillig erneuerten die sächsischen Herzöge die städtischen Privilegien. Ein Sturm des Braunschweigers auf Lüneburg wurde blutig zurückgeschlagen. Trotz seiner Bedrängnis warf sich der leidenschaftliche Herzog Magnus in eine neue Fehde mit dem Grafen von Schaumburg, wurde aber in der Schlacht von
25. Juli 1373. Leveste erschlagen. Seine Söhne, **Friedrich**, **Bernhard** und **Heinrich**, schlossen
29. Sept. 1373. mit den sächsischen Fürsten einen Vergleich, daß abwechselnd ein sächsischer und ein braunschweigischer Fürst im Namen der beiden Dynastien regieren solle. Mit diesem eigentümlichen Auskunftsmittel war jedoch der Kampf nicht zu Ende. Der jüngste der braunschweigischen Brüder, Heinrich, wollte den Vertrag nicht anerkennen, bei dessen Abschluß er als unmündig nicht mitgewirkt. So brach der Krieg von neuem aus; die beiden Braunschweiger Heinrich und Friedrich zogen gegen Wenzel von Sachsen, den
Mai 1388. Oheim des mittlerweile verstorbenen Albrecht. Bei der Belagerung von Celle wurde auch Wenzel vom Tod ereilt, und die beiden Welfen im Verein mit der Stadt Braun-
11. Juni 1388. schweig schlugen gleich nachher das sächsische Kriegsvolk entscheidend bei **Winsen** an
15. Juli. der Aller. Damit war die sächsische Herrschaft in Lüneburg zu Ende, und die Witten-
21. Jan. 1389. berger sahen sich zur förmlichen Verzichtleistung genötigt; eine Erbverbrüderung der
6. Juli 1388. beiden Häuser besiegelte die Versöhnung. Die braunschweigischen Brüder hatten bereits die Länder in der Art geteilt, daß der älteste, Friedrich, Braunschweig-Wolfenbüttel, die beiden andern Lüneburg gemeinsam erhielten. Herzog Friedrich wurde dann, wie
5. Juni 1400. wir erzählt haben (VIII, 171), auf der Heimreise vom Frankfurter Wahltag von dem Grafen von Waldeck erschlagen. Jahrelang lagen die beiden andern Brüder darüber
22. Juli 1409. mit dem Waldecker und dem Erzbischof von Mainz in Fehde. Die überlebenden Brüder teilten in der Folge ihr Ländergebiet, so daß **Bernhard** Braunschweig-Wolfenbüttel mit Hannover und den soeben erworbenen Grafschaften Everstein und Homburg,
1416. **Heinrich** das Lüneburgische erhielt. Als aber nach Heinrichs Tod seine beiden Söhne, **Wilhelm der Siegreiche** und **Heinrich der Friedfertige**, mündig geworden waren, protestierten sie gegen die Teilung von 1409, bei der sie verkürzt worden seien,
1428. und erlangten eine Änderung. Bernhard erhielt nunmehr den lüneburgischen Teil

und begründete die mittlere lüneburgische Linie, an seine Neffen, Wilhelm und
Heinrich, fiel Braunschweig, Wolfenbüttel, Kalenberg; sie begründeten die mittlere
braunschweigische Linie; die Städte Braunschweig, Lüneburg und Hannover
blieben gemeinschaftlich.

Die beiden Brüder Wilhelm und Heinrich hielten nicht lange Frieden. In Ab- Das mittlere Haus Braun-
wesenheit des älteren Bruders bemächtigte sich Heinrich, sehr mit Unrecht der „Fried- schweig-Wol-
fertige" genannt, der Stadt Wolfenbüttel und nötigte Wilhelm zur Abtretung des fenbüttel. Wilhelm der
braunschweig-wolfenbüttelschen Teils, während dem älteren Bruder Kalenberg nebst Siegreiche. † 1482.
den Rechten auf die Stadt Hannover verblieb. Nach Heinrichs kinderlosem Tod trat Heinrich der
Wilhelm wieder in Besitz des ganzen Landes, womit er, wie erwähnt, auch Göttingen Friedfertige. † 1473.
verband. Herzog Wilhelm der Siegreiche trieb sich bald in wilden Fehden mit dem
Bischof von Hildesheim, mit Franzosen und Burgundern umher, bald zog er auf ferne
Wallfahrten aus, fehdelustig, abenteuernd, prachtliebend und gläubig, ein echter Ritter
des Mittelalters. Seine Söhne, Friedrich und Wilhelm, regierten gemeinschaftlich. Friedrich der Unruhige.
Allein Friedrich der „Unruhige", der zeitlebens nah und fern Fehde und Streit suchte, † 1495. Wilhelm II.
verfeindete sich bald mit dem Bruder, als er auf Teilung drang und sich mit Wilhelms † 1503.
Feinden, den Hildesheimern verband. Vom Bruder überfallen und gefangen gesetzt,
starb er im Gewahrsam ohne Erben. Wilhelms zwei Söhne teilten noch bei des Vaters 1495.
Lebzeiten das gesamte Besitztum, so daß wiederum zwei Linien entstanden. Heinrich
erhielt Braunschweig-Wolfenbüttel, Erich I. Kalenberg und Göttingen. Erich von Kalenberg.
Letzterer that sich in den Kriegen Kaiser Maximilians rühmlich hervor, focht gegen die † 1540.
Türken und Franzosen, die Lombarden und Venetianer, im landshutischen Erbfolge-
krieg und in der Hildesheimer Stiftsfehde (1519 ff.). Mit seinem Sohn Erich II., Erich II. † 1584.
der gleich dem Vater ein vielbewegtes Leben in kaiserlichen Diensten führte und endlich
fern in Pavia tiefverschuldet starb, erlosch die Kalenberger Linie und das Land fiel an
Wolfenbüttel.

Die Braunschweig-Wolfenbütteler Linie stiftete durch die Teilung von
1495 Heinrich I., welcher mit den Städten Braunschweig und Hannover und der Heinrich I. von Braun-
Hansa in Krieg lag und bei Bleckenstedt (1493) geschlagen wurde. Er fiel im Kampf schweig-Wolfenbüttel.
gegen den ostfriesischen Grafen Edzard. Ihm folgte sein Sohn Heinrich II., welcher, † 1514.
in der Hildesheimer Stiftsfehde bei Soltau (1519) besiegt, dennoch mit Hilfe des Reichs Heinrich II. † 1568.
einen großen Teil des Hildesheimischen an sich brachte. Gegen das Hausgesetz der
Primogenitur und Unteilbarkeit erhob der jüngste Bruder, Wilhelm, der einzige welt-
lichen Standes, drohenden Einspruch. Allein von Heinrich gefangen, wurde er durch
zwölfjährige Haft gezwungen, den Primogeniturrezeß zu unterzeichnen (Pactum Henrico- 16. Nov. 1535.
Wilhelminum). Wir werden dem kriegerischen, der alten Kirche ergebenen Herzog
Heinrich in den Stürmen der Reformationszeit noch oft begegnen. Seine Kriegsthaten
und seine Liebe zu dem schönen Hoffräulein Eva von Trotha, die er für gestorben aus-
gab, insgeheim aber auf der einsamen Staufenburg am Harz verborgen hielt, verbrei-
teten einen romantischen Schimmer um die ritterliche Gestalt des Herzogs. Das mittlere

In der Teilung von 1428 hatte Bernhard I. das lüneburgische Land erhalten. lüneburgische Haus.
Seine Söhne, Otto „von der Heide" und Friedrich „der Fromme" regierten gemein- Bernhard I.
schaftlich. Unter Friedrich brachen in Lüneburg Kämpfe aus zwischen dem patrizischen † 1434. Otto. † 1446.
Rat und den Klöstern und Stiftern, die an den städtischen Einkünften beteiligt waren Friedrich. † 1478.
(der „Prälatenkrieg"). Friedrich der Fromme übertrug die Regierung seinen Söhnen, Bernhard II.
Bernhard II. und Otto dem Siegreichen, und zog sich in das Franziskaner- † 1464. Otto der
kloster zu Celle, seine eigne Stiftung, zurück. Allein der Tod beider Söhne rief ihn Siegreiche. † 1471.
wieder zur Herrschaft. Ihm folgte sein Enkel, Heinrich der Mittlere, Ottos Sohn. Als Heinrich der
dessen Beteiligung an der Hildesheimer Stiftsfehde den kaiserlichen Bann auf sein Mittlere. † 1532.

Haupt zog, entsagte er (1520) der Herrschaft zu gunsten seiner Söhne, Otto und
1527. Ernst, begab sich außer Landes und starb endlich im Kloster Wienhausen. Otto
(† 1549) ließ sich bald darauf mit Harburg abfinden und wurde der Stifter der
harburgischen Nebenlinie, welche bis 1642 blühte, dann ihr Land an Lüneburg
Ernst der Bekenner. zurückgab. Ernst „der Bekenner" war nach Ottos Abfindung der alleinige Herzog von
† 1546. Lüneburg; sein jüngerer Bruder Franz erhielt das Amt Gifhorn, welches jedoch
nach seinem kinderlosen Tod (1549) wieder mit Lüneburg vereinigt wurde. Heinrich,
1569. Heinrich, der Sohn Ernsts, des standhaften „Bekenners" der lutherischen Lehre, ließ sich später
Stifter der Linie Dannenberg. mit dem Amt Dannenberg u. a. abfinden und stiftete die Linie Lüneburg-Dannenberg, welche in der Folge die braunschweig-wolfenbüttelschen Lande in der jetzigen
† 1598. Wilhelm, Gestalt erhielt. Der jüngere Bruder, Wilhelm, der einen großen Teil der Besitzungen
Stifter der jüngern lüneburgischen Linie. der ausgestorbenen Grafenhäuser Hoya und Diepholz an sich brachte, ist der Ahnherr
der jüngeren lüneburgischen Linie, deren Nachkommen mit der Zeit Kurhut und Königs-
† 1592. krone von Hannover trugen.

6. Thüringen und Sachsen.

Meißen und Thüringen. Markgraf Heinrich der Erlauchte von Meißen verband, wie wir früher (VII, 773 f.) gesehen haben, nach dem Aussterben der Landgrafen Thüringen mit Meißen. Auch die unseligen Ereignisse, welche Eifersucht und Familienhader zur Zeit der Könige Adolf und Albrecht über das Land führten, sind uns bekannt (VII, 800. 810. 822).
Friedrich der Gebissene. Friedrich „der Gebissene" gelangte endlich zum alleinigen Besitz von Thüringen und
† 1324. Meißen. Allein ein Krieg mit dem Markgrafen Waldemar von Brandenburg hatte für ihn Gefangenschaft und die Abtretung der Niederlausitz an seinen Gegner zur Folge; dazu machten Fehden mit benachbarten Herren und Bischöfen, mit den Städten Erfurt, Mühlhausen, Nordhausen, die Regierung Friedrichs zu einer unruhigen und streiterfüllten. Er fiel am Ende seines Lebens in düstere Schwermut, wie man erzählt mächtig ergriffen durch ein geistliches Schauspiel der Eisenacher Mönche von den klugen und den
Friedrich der Ernsthafte. thörichten Jungfrauen. Sein Sohn, Friedrich der Ernsthafte, hatte eine fried-
1324—1349. lichere Regierung, wenngleich auch er mit den unbotmäßigen Großen schwere Kämpfe zu bestehen hatte (Thüringer Grafenkrieg). Er machte einige kleinere Erwerbungen, wie Orlamünde, ein Teil von Langensalza u. a. Das gefährliche Anerbieten der Königskrone nach Ludwigs des Bayern Tod schlug Friedrich aus und ließ sich dafür von Karl IV.
Friedrich der Strenge. eine Geldsumme zahlen. Ihm folgte sein Sohn Friedrich der Strenge, der auch
1349—1381. für seine minderjährigen Brüder, Balthasar und Wilhelm, die Herrschaft führte. Die Eintracht der Brüder gereichte dem Lande zum Segen. Friedrich hielt Ruhe und Sicherheit im Lande aufrecht und erwarb von den reußischen Vögten eine Anzahl Orte, auch durch seine Gemahlin, Katharina von Henneberg, die Pflege Koburg, durch Kauf die Stadt Sangerhausen; die Vermählung Balthasars mit einer Burggräfin von Nürnberg brachte einige Ämter und Städte, wie Hildburghausen, Heldburg, ein. Erst nach Friedrichs des Strengen Tod fand unter seinen drei Söhnen, Friedrich dem Streit-
13. Nov. 1382. baren, Wilhelm und Georg († 1401), und ihren zwei Oheimen eine Länderteilung zu Chemnitz statt. Die drei Söhne erhielten Osterland und Landsberg, Meißen kam an ihren Oheim Wilhelm, Thüringen an Balthasar; Freiberg und die Bergwerke
Wilhelm I. von Meißen. blieben gemeinschaftlich. Wilhelm von Meißen, der die Herrschaft Kolditz, die Stadt
† 1407. Pirna u. a. erwarb, starb kinderlos; schon vorher war Balthasar von Thüringen mit
Balthasar von Thüringen. Hinterlassung eines Sohnes, Friedrich des Friedfertigen (oder Einfältigen),
† 1406. gestorben. Über Meißen, den Nachlaß Wilhelms, vertrugen sich die Wettiner in dem

Naumburger Hauptrezeß (1410), so daß das Land in der osterländischen und der thüringischen Linie geteilt wurde, die Stadt Meißen gemeinschaftlich blieb. Der kräftigste unter diesen Wettinern war Friedrich der Streitbare, der im Städtekrieg focht, an den großen Bewegungen im Reich, an den Hussitenkriegen lebhaften Anteil nahm und doch unter dem Waffenlärm Muße fand, durch Stiftung der Universität zu Leipzig auch edler Geistesbildung eine Stätte in seinen Landen zu bereiten. Friedrich der Streitbare wurde bald durch Übertragung der Kurwürde auf einen noch größeren Schauplatz berufen, während die thüringische Linie der Wettiner mit dem Tod des schwachen Friedrich des Friedfertigen erlosch. Friedrich der Friedfertige von Thüringen. † 1440. 1409.

Wir haben oben (VII, 773 f.) die frühere Geschichte von Sachsen kennen gelernt, bis zu der Zeit, als durch die Goldene Bulle der Streit der wittenbergischen und lauenburgischen Linie um die Kurwürde zu gunsten jener entschieden ward. Bald darauf gab Kaiser Karl IV. dem Kurfürsten Rudolf II., Rudolfs I. Nachfolger, in der „sächsischen Goldenen Bulle" einen besonderen Lehnbrief über all seine Länder und eine Bestätigung der Kurwürde; allein die Lauenburger Linie fügte sich diesem Ausspruch nicht und legte sich noch lange die kurfürstlichen Rechte bei. Rudolf erwarb von der Äbtissin von Quedlinburg die Herrschaft Barby nebst Walternienburg. Nach seinem kinderlosen Tode folgte gemäß der sächsischen Goldenen Bulle sein Bruder Wenzel. Die kaiserliche Belehnung mit dem Herzogtum Lüneburg führte zwischen den Häusern Sachsen-Wittenberg und Braunschweig zu dem Lüneburger Erbfolgekrieg, dessen Verlauf wir oben kennen gelernt. Sachsen mußte schließlich doch seinen Ansprüchen entsagen. Auf Wenzel folgte sein Sohn Rudolf III., dessen Thätigkeit bei dem Verfahren gegen Wenzel und sein Überfall durch den Grafen Heinrich von Waldeck früher (VIII, 171) erwähnt wurde. Die Gunst König Siegmunds belehnte ihn aufs neue mit Lüneburg, mit dem Privilegium goldene Münzen zu schlagen, und entschied den Streit mit Brabant, wer das Reichsschwert zu tragen habe, zu gunsten Sachsens. Rudolf blieb auf einem Feldzug gegen die Hussiten, seine beiden Söhne waren von einem einstürzenden Turm erschlagen worden; so folgte sein Bruder Albrecht III., der in steter Geldnot eine kurze Regierung führte. Mit ihm erlosch die Wittenberger Linie des askanisch-sächsischen Hauses. Sachsen. Rudolf II. 1356—1370. 27. Dez. 1356. Wenzel. 1370—1388. Rudolf III. 1388—1419. Albrecht III. 1419—1422.

Um das erledigte Fürstentum traten alsbald mehrere Bewerber auf. Die nächsten Successionsansprüche besaß die Lauenburger Linie, die gleich den Braunschweiger Herzögen mit den Wittenbergern in Erbverbrüderung stand. Allein Kaiser Siegmund ließ ihre Ansprüche unberücksichtigt und erklärte das Land für ein erledigtes Reichslehen. Auch Friedrich von Brandenburg machte sich Rechnung auf das Kurfürstentum, da sein Sohn Johann mit Rudolfs III. Tochter Barbara vermählt war und früher von Siegmund eine Zusage in betreff des sächsischen Kurhutes erhalten hatte. Der Brandenburger nahm einstweilen bis zur kaiserlichen Entscheidung Besitz von dem Lande. Allein Siegmund, welcher mit dem Hohenzollern damals gespannt war, entschied sich für den Markgrafen Friedrich den Streitbaren von Meißen aus dem Hause Wettin, den die sächsische Landschaft begehrte und dem der Kaiser wegen der thatkräftigen Hilfe im Hussitenkrieg verschuldet und zu Dank verpflichtet war. Gegen Rückgabe einiger Pfandstücke stellte Siegmund dem Wettiner den Lehnsbrief aus und belehnte ihn später persönlich in Ofen mit den Kurfürstentum, dem Erzmarschallamt, der Pfalz Allstedt, Grafschaft Brehna, Burggrafschaft Magdeburg. Der Brandenburger ließ sich durch eine Geldsumme abfinden und räumte das besetzte Land, Herzog Erich V. von Lauenburg und seine Nachfolger wehrten sich noch lange, aber erfolglos um ihr Recht. Trotz der Gunstbezeigung Siegmunds sah sich der neue Kurfürst, um die Zustimmung seiner Kollegen zu der erworbenen Würde zu erlangen, gleich darauf genötigt, dem Binger Sachsen unter den Wettinern. 6. Jan. 1423. 1. Aug. 1425. Friedrich I. 1423—1428.

Kurverein (VIII, 260) beizutreten. Das sächsische Land hatte unter Friedrich I. viel durch die Hussitenstürme zu leiden; wir kennen die entsetzlichen Schlachten von Brüx und Aussig (VIII, 262 f.), wo die Blüte des sächsischen Adels und der Kriegsmannschaft erlag. Hier fiel auch der Burggraf von Meißen, Heinrich von Hartenstein. Friedrich zog die Burggrafschaft und die Meißener Lehen des kinderlos Verstorbenen an sich. Der Kaiser aber belehnte damit den Grafen Heinrich Reuß von Plauen; Friedrichs des Streitbaren Nachfolger setzte den Grafen in den Besitz ein; bald darauf aber brachte der Kurfürst die Burggrafschaft doch wieder an sich. Voll Sorge und Kummer über
4. Jan. 1428. die Hussitennot sank der streitbare Friedrich ins Grab. Er ist durch die Erwerbung des Kurfürstentums Sachsen, wovon sich der Name allmählich auf den ganzen Wettinschen Landesbesitz auszudehnen begann, der eigentliche Begründer des großen sächsischen Fürstentums im Herzen von Deutschland.

Friedrich II. der Sanftmütige. 1428—1464. Friedrich der Streitbare hinterließ vier Söhne, deren ältester, Friedrich der Sanftmütige, das Herzogtum Sachsen mit der Kurwürde allein, die übrigen Lande mit seinen Brüdern Siegmund, Heinrich und Wilhelm gemein-
1435. schaftlich erhielt. Heinrich starb frühe; bald trat auch Siegmund von der Regierung zurück, als er aus Liebe zu einer Nonne, dem schönen Fräulein von Lohmen, als Ordensbruder in das Kloster zu Weida ging, um seiner Geliebten nahe zu sein. Er wurde später Bischof von Würzburg, bald aber, mit dem Domkapitel verfeindet, abgesetzt und suchte dann sein väterliches Erbe wieder zu gewinnen. Als er gefährliche Umtriebe gegen die Brüder spann, wurde er in Haft gebracht, bis er sein bewegtes Leben endete (1463). Die Heerzüge der Hussiten, die mehrmals über Sachsen und Meißen hereinbrachen, schlugen dem Lande furchtbare Wunden, und kaum hatte die Hussitennot nachgelassen, so zogen die beiden Brüder Friedrich und Wilhelm III. das Schwert gegeneinander, als der
4. Mai 1440. kinderlose Tod ihres Vetters, des Landgrafen Friedrich des Friedfertigen von Thüringen, den Samen zu einem leidenschaftlichen Bruderkampf ausstreute.

Der sächsische Bruderkrieg. Fünf Jahre regierten die Brüder gemeinschaftlich, dann wurde zu Altenburg
1445. eine Teilung vorgenommen, wonach Wilhelm Thüringen und die fränkischen Besitzungen, Friedrich Meißen erhielt, das Osterland zerstückelt ward, Freiberg u. a. gemeinschaftlich blieb. Allein der Teilungsvertrag vermochte die Eifersucht der Brüder ebensowenig zu zerstreuen, als der in einigen Stücken veränderte
11. Dez. 1445. Hallesche Vergleich, welchen der Kurfürst von Brandenburg, der Erzbischof von Magdeburg und der Landgraf von Hessen vermittelten. Hinter dem leidenschaftlichen unruhigen Herzog Wilhelm standen hetzend und schürend die Brüder Vitzthum, Apel, Busso und Bernhard, „einst Viztume des Mainzer Erzbischofs für Erfurt, jetzt an der Schwelle des Fürstenstandes“. Sie wollten ihre Besitzungen nicht unter Kurfürst Friedrichs Herrschaft kommen lassen und dachten unter dem jungen Herzog Wilhelm und während des Bruderzwistes ihre Güter und Rechte zu mehren. Auch der „sanftmütige“ Friedrich ist von Härte, Gewaltthätigkeit und Selbstsucht nicht freizusprechen; so entstand Hader und bald offener Krieg zwischen

den Brüdern, welche einst dem sterbenden Vater Liebe und Eintracht gelobt. Als Wilhelm der Mahnung seines Bruders, seine Räte zu entlassen, nicht nachkam, griff Kurfürst Friedrich zum Schwert. Herzog Wilhelm feierte gerade seine Hochzeit mit Anna, der Tochter König Albrechts, als Friedrich über Roßla, die Besitzung Apels Vitzthum, herfiel. Daraus entspann sich ein fünfjähriger Bru- 1446–1450.
derkrieg, in welchen sich auch die Hausfehde der schwarzburgischen Grafen verflocht. Mit Verheerungen, Überfällen und Raubzügen fügten die feindlichen Brüder nach der wilden Kriegssitte der Zeit sich und ihren Landen entsetzlichen Schaden zu. Apel Vitzthum vermittelte eine enge Verbindung Wilhelms mit Georg Podiebrad, so daß sogar die Erbfolge in Thüringen der Krone Böhmen zufallen sollte, und führte jene fürchterlichen böhmischen Sold- und Raubscharen, die „Zebracken", ins Land. Bei der Erstürmung von Gera hieben die Mordban- Okt. 1450.
den an fünftausend Menschen nieder. Diese entsetzlichen Auftritte, die Geldnot der beiden Fürsten und die steigende Macht und Überhebung des Adels machten die Brüder endlich einer Aussöhnung geneigt. Herzog Wilhelm erkannte an dem Übermut Vitzthums, welcher ihm die Einlösung der verpfändeten Pflege Koburg verweigerte, das Ziel des frevelhaften Treibens seines stolzen Rates. Darüber fiel der ränkevolle Emporkömmling in Ungnade, wurde des Landes verjagt und floh rachedürstend nach Böhmen, wo er noch jahrelang gegen seinen Herrn Umtriebe spann. Die Brüder aber söhnten sich jetzt in dem Vergleich von Naum- 27. Jan. 1451.
burg aus.

Ein Nachspiel des wilden Bruderkriegs war der „Prinzenraub". Kunz Der Prinzenraub.
von Kaufungen, ein tapferer Rittersmann von hohem Ansehen am kurfürstlichen Hofe, hatte im Krieg einige Güter in Meißen erworben, deren Herausgabe beim Friedensschluß er weigerte. Als sie ihm gewaltsam genommen wurden, schwur er dem Kurfürsten Rache. In Böhmen im Verein mit Vitzthum wurde der frevelhafte Plan geschmiedet. Mit einigen Gefährten erstieg Kunz in stiller Nacht in Abwesenheit des Kurfürsten das Schloß zu Altenburg, raubte die bei- 7./8. Juli 1455.
den jungen Prinzen Ernst und Albrecht und jagte mit seinen Gefährten, welche die Knaben nach zwei Richtungen entführten, davon. Schon war Kunz der böhmischen Grenze nahe, als er von einigen Köhlern, denen der geraubte Knabe die Sache verriet, gefangen genommen wurde. Von den „rußigen Befreiern" nach Zwickau geliefert, wurde Kunz enthauptet und seine Genossen gevierteilt. Auch die andern, welche den Prinzen Ernst entführt hatten, gaben auf diese Kunde ihren Gefangenen frei und entflohen aus dem Lande.

Dem Herzog Wilhelm eröffneten sich nach dem Tod seines Schwagers, Herzog Wilhelm. † 1482
des Königs Ladislaus von Böhmen, Aussichten auf diese Krone. Allein die Königswahl Georgs Podiebrad zerstörte diese Hoffnungen, und die sächsischen Fürsten mußten in dem Vertrag von Eger die böhmische Lehnsherrlichkeit über 25. April 1459.
eine Reihe meißnischer Städte und Schlösser anerkennen und die Herrschaften Riesenburg, Brüx, Dux und Landskrone abtreten, worauf eine erneute Erbeini-

gung und eine doppelte Verlobung die beiden Häuser eng verband. Fortan gab der unruhige streitsüchtige Herzog Wilhelm, von dem man sagte: „wenn er die Sporen anschnallt und über den Schloßhof von Weimar geht, so klirrt ganz Thüringen davon", die großen politischen Pläne auf. Dafür erfreute er sich in den Armen einer schönen Buhlerin, Katharina von Brandenstein, deren Liebe sein Herz der würdigen Gattin Anna entfremdet hatte. Nach dem Tod der unglücklichen Fürstin ließ er sich mit seiner „Roßlaer Käthe" trauen. Unruhe, Abenteuerlust, vielleicht auch Reue über die schmähliche Behandlung seines Weibes
1461. führten ihn zu einer Bußfahrt ins Heilige Land. Dann verfloß sein Leben in kleinen Handlungen und engen Kreisen. Als er ohne Söhne starb, fiel die Landgrafschaft Thüringen an seine beiden Neffen.

7. Sept. 1464. Nach Friedrichs des Sanftmütigen Tod übernahmen seine beiden Söhne von der österreichischen Margarete, Ernst und Albrecht, die Regierung gemeinschaftlich und lebten zwei Jahrzehnte in guter Eintracht. Sie eroberten vom Vogt Heinrich von Plauen Stadt und Schloß; die neuentdeckten Schneeberger Silberwerke setzten sie in den Stand, kaufweise ihre Besitzungen zu mehren (Sagan, Sorau u. a. in Schlesien). Die Bewerbung Albrechts um die böhmische Königskrone nach Podiebrads Tod blieb auch diesmal ohne Erfolg.
Die Länderteilung. 1485. Mit dem Anfall von Thüringen bei Wilhelms Tod regte sich der Gedanke an
26. Aug. 1485. eine Teilung des großen Länderbesitzes. Durch den Leipziger Vertrag wurden die Wettinschen Lande, die seitdem nicht wieder vereinigt wurden, in zwei große Teile geschieden: Meißen und Thüringen mit dem halben Osterland und den fränkischen und vogtländischen Besitzungen. Das Herzogtum Sachsen hatte der Kurfürst zum voraus. Zum thüringischen Teil gehörten unter anderm die Städte Altenburg, Koburg, Gotha, Hildburghausen, Eisenach, Saalfeld, Weimar, zum meißenschen Chemnitz, Dresden, Freiberg, Jena, Leipzig, Weißenfels u. a. Manches blieb gemeinsam und die Besitzungen waren vielfach ineinander geschoben, um innere Kriege zu erschweren. Der Inhaber des meißenschen Teils sollte dem andern 100,000 Gulden bezahlen. Der ältere hatte die Teile gebildet, der jüngere wählte. Die Wahl Albrechts fiel auf Meißen, wofür er an Ernst 50,000 Gulden zahlte und das Amt Jena abtrat. So entstanden die beiden Linien, die kurfürstliche der Ernestiner in Thüringen, die herzogliche
Ernst, Stifter der Ernest. Linie. † 1486. der Albertiner in Meißen. In der Ernestinischen Linie folgte auf Ernst sein Sohn Friedrich III. der Weise; die Albertinische Linie gründete Herzog
Albrecht, Stifter der Albert. Linie. † 1500. Albrecht der Beherzte, welcher dem Kaiser Maximilian in die Niederlande zu Hilfe zog und dafür die Erbstatthalterschaft von Friesland erhielt, die jedoch nicht lange bei Sachsen blieb. Ihm folgte sein ältester Sohn, Georg der Bärtige oder Reiche.

VI. Böhmen nach den Hussitenstürmen.

1. König Albrecht und die Parteikämpfe.

Wir haben (VIII, 280 ff.) die Hussitengeschichte bis zu der Zeit kennen gelernt, da das Baseler Konzil den Böhmen in den Kompaktaten eine deutbare Anerkennung ihres Glaubens ohne Ernst und Redlichkeit gewährte und Kaiser Siegmund sein zerrissenes böhmisches Reich wieder betreten konnte. Allein weder bei den Herrschern aus habsburgischem Stamme, noch bei der römischen Kurie fand das böhmische Volk ernstlichen Willen, die Kompaktaten ehrlich zu erfüllen und damit den Abgrund der Aufregung und des Widerstandes zu schließen. Es folgte noch eine lange Zeit voll von Wirren und Stürmen, ehe das böhmische Volk zur Ruhe kam oder vielmehr ehe die hussitische Bewegung sich in einer noch viel gewaltigeren verlief. — König Albrecht, der auf den letzten Willen des sterbenden Siegmund und die luxemburgisch-österreichische Erbverbrüderung sein Recht an die böhmische Krone gründete, fand großen Widerstand, als er sein Erbe antreten wollte. Sein Ketzerhaß, der sich in den Hussitenkämpfen erwiesen, machte ihn den eifrigen Kalixtinern unangenehm, und das schroffe deutsche Wesen des fremden Herrn, der die Landessprache nicht verstand, reizte den stolzen Nationalsinn der Tschechen. Doch aber war man auch in Böhmen des Kampfes müde und hatte die Schrecken des Kriegs genugsam gekostet. Es gab eine starke österreichische Partei im Lande, zu der sich die Katholiken, die gemäßigten Kalixtiner, die Mehrzahl des Herrenstandes, Ulrich von Rosenberg, Meinhard von Neuhaus, die Herren von Hasenburg, Lichtenburg u. a., einige bedeutende Städte wie Prag und Kuttenberg hielten. Ihnen stand eine nationale Partei, ein großer Teil des Ritter- und Bürgerstands, die eifrigen Hussiten von Rokycanas Standpunkt, die Taboriten gegenüber. Die österreichische Partei rief Albrecht zum König aus, trotzdem er die vorgelegten Bedingungen in mehreren Punkten, insbesondere die geforderte Vereinigung von Mähren und den österreichischen Ländern mit der Krone Böhmen zurückwies. Die andern faßten dagegen den alten Plan einer Verbindung der slawischen Völker wieder ins Auge und boten die Krone dem jungen Kasimir, dem Bruder des polnischen Königs Wladislaus an, wo sie geneigtes Gehör fanden. Nun hatte Böhmen zwei Könige, und beide rüsteten sich, ihre Ansprüche mit Gewalt zur Geltung zu bringen. Während Albrecht in Prag die feierliche Krönung empfing, rückten polnische Scharen über die Grenze und vereinigten sich mit den Taboriten und andern Gegnern der deutschen Herrschaft. Albrecht zog österreichische und ungarische Streitkräfte, die Mannen der ihm ergebenen Barone und Städte an sich; ihm kam aus dem Reich Zuzug, Kurfürst Friedrich von Sachsen, des Bran-

Randnoten: König Albrechts Stellung in Böhmen. — 29. Juni 1438.

August. denburgers Sohn Albrecht, Herzog Christoph von Bayern. Vor Tabor lagerten sich die Heere gegenüber und maßen in Einzelkämpfen ihre Kräfte. Auf polnischer Seite thaten sich die böhmischen Edelleute Georg von Podiebrad und Herr Ptaček von Pirkstein hervor, der sich des neuen Streits freute, als ob zu lange Frieden im Land gewesen wäre. Während vor Tabor gekämpft ward, brach der Polenkönig mit stärkeren Heeresmassen in Schlesien ein. Nach vergeb-
Mitte Sept. lichen Friedensverhandlungen ließ endlich Albrecht von Tabor ab und kehrte nach Prag zurück. Das deutsche Heer löste sich auf; die Sachsen und Meißner bahnten sich durch eine rühmliche Waffenthat bei dem Dorfe Zelenik den Weg in die Heimat. Von den Schlesiern um Beistand angerufen, zog Albrecht von Prag ab, Ulrich von Cilli als Landesverweser zurücklassend. Ohne Widerstand rückte
18. Nov. er in Breslau ein, nachdem die Polen das Land verlassen. Hier wurden in An-
Jan. 1439. wesenheit von Legaten des Papstes und des Konzils aufs neue Friedensverhandlungen gepflogen, welche, wenn auch nicht zu einem endgültigen Vergleich, doch zu einem Waffenstillstand führten. Während so die böhmische Krone auf dem Haupte Albrechts schwankte, während im Lande die Anarchie und das Parteiwesen von Tag zu Tag wuchs und der Landesverweser Ulrich von Cilli, selbst verräterischer Umtriebe verdächtig, die österreichische Sache nicht zu befestigen vermochte, während die Polen nur zeitweilig die Waffen niedergelegt hatten, riefen die Verhältnisse in Ungarn und die Türkengefahr den König in sein andres
27. Okt. 1439. Reich. Wir haben gesehen, wie er noch in demselben Jahr dort den Tod fand (VIII, 525).

Königlose Zeit in Böhmen. So stand der böhmische Thron wiederum leer, und nirgends war ein Fürst, der gegründete Ansprüche auf die Nachfolge machen konnte oder sich im Lande eines unbe-
Die Parteien. strittenen Ansehens erfreute. Darüber stieg die Anarchie und das Parteiwesen in dem zerrütteten Reiche noch höher. In dem vielgestaltigen Parteigetriebe traten hauptsächlich vier Richtungen hervor. Die utraquistische Partei, welche auf dem Grund der Kompaktaten stand, schied sich in eine gemäßigte und eine strengere Richtung. Jener unter Herrn Meinhard von Neuhaus gehörten die Herren von Kolowrat, Waldstein, Hasenburg u. a., die Stadt Prag, die Magister Johann von Přibram und Prokop von Pilsen an. Die strengere Richtung hatte ihr Haupt an Herrn Hynce Ptaček von Pirkstein, neben ihm stand Georg von Podiebrad, ein Teil des Herrenstandes, und die meisten aus der Ritterschaft und den Städten; sie drangen auf den völligen Abschluß der Kompaktaten nach den Ansichten Rokycanas und hatten unter der Leitung ihres einflußreichen Hauptes den Kern der Nation auf ihrer Seite. Daneben gab es zwar Parteien, die nicht auf Grund der Kompaktaten standen, die Taboriten unter den Priestern Vedřich von Stražnik, Niklas von Pilgram, dem Engländer Peter Payne, mit den Städten Tabor, Pisek, Kolin u. a., welche das national-tschechische Wesen und die Trennung von der katholischen Kirche betonten; endlich die römische Partei, mit den Städten Pilsen, Budweis und Kaaden, den Herren von Schwamberg, von Riesenberg u. a., an Zahl nicht groß, aber bedeutend durch den Reichtum und die Macht ihres Hauptes, des Herrn Ulrich von Rosenberg. Um dem anarchischen Zustande ein Ende zu machen, traten die einflußreichsten
Jan. 1440. Parteihäupter auf einem Landtag zu Prag in Unterhandlungen. In dem „Sühnbrief"

einigte man sich über etliche leitende Punkte und verpflichtete sich, die Kompaktaten auf- 29. Jan.
recht zu halten, die Bestätigung Johann Rokycanas zum Erzbischof von Prag zu betreiben, Verfügungen König Albrechts zum Nachteil der böhmischen Krone oder der feindlichen Parteihäupter aufzuheben u. a.; auf dem künftigen Landtag sollte über die Königswahl verhandelt werden. Einstweilen wählten sich die einzelnen Kreise je ihren Hauptmann zur Schirmung des Landfriedens und der Gerichte. Diese Landtagsbeschlüsse waren vorzugsweise das Werk Ptaceks. — Die österreichische Partei wurde auch dadurch wenig gehoben, daß König Albrechts hinterlassene Witwe Elisabeth ein Söhnlein, Ladislaus, gebar (22. Febr. 1440). Es war auch jetzt wahrlich nicht die Zeit, unmündige Knaben auf den erschütterten Thron zu setzen. Bald trat der Land- Mai 1440.
tag wieder zusammen. In langen Debatten wurde den Abgeordneten der Kronländer, Mähren, Schlesien, Lausitz das Wahlrecht abgesprochen, und die Königswahl von den böhmischen Ständen achtzehn Wählern aus dem Herrenstande, vierzehn von den Rittern und vierzehn von den Städten übertragen, wozu noch Rokycana als erwählter Erzbischof zugelassen wurde. Ulrich von Rosenberg als der Vorsitzende schlug den Wahlherren eine Reihe von Fürsten vor, den polnischen König Wladislaus, den Kurfürsten von Brandenburg, Herzog Albrecht von Bayern, den Pfalzgrafen Ludwig. Die meisten Stimmen vereinigten sich auf Herzog Albrecht. Allein der bayrische Fürst wies das Anerbieten zurück, das nur Kämpfe und Mühsale verhieß. Als die Versuche, einen andern König aufzustellen, sich als unmöglich erwiesen, wandte man seine Blicke wieder auf den Knaben Ladislaus und trat in Unterhandlung mit König Friedrich und Elisabeth. Allein das gespannte Verhältnis, in welchem jener Fürst mit der Königin von Ungarn über die Vormundschaft stand, die zurückhaltende, unentschlossene Politik des Habsburgers und die Ränke Ulrichs von Rosenberg, der jede Maßregel zu dessen Nachteil zu hintertreiben strebte und sich wohl fühlte in dem königlosen Land, wo er das erste Wort sprach, endlich die widerstreitenden Ziele und Interessen der Parteien vereitelten jeden Erfolg.

Umtriebe und Versuche, einen König aufzustellen.

Inzwischen ging es im Lande wild her; die Kreishauptleute waren nicht vermögend oder nicht willens, den Frieden aufrecht zu halten. Allenthalben wüteten Fehden, auch in die Nachbarländer wurden noch hier und da Streifzüge unternommen, und wo es nah oder fern Kämpfe gab, stellten sich die wilden Scharen der Böhmen ein und hinterließen entsetzliche Spuren ihrer Kriegswut. Noch ehe die Verhältnisse in Böhmen zu einem Abschluß gediehen, starb die vielgeprüfte junge Königin Elisabeth. 19. Dez. 1442.
Über erfolglosen Landtagen, Parteiversammlungen und Unterhandlungen mit König Friedrich, dazwischen Fehden und Kämpfen, verflossen mehrere Jahre. Um in kirchlicher Hinsicht ein Einverständnis der utraquistischen Parteien und dadurch den endlichen Abschluß und die Durchführung der Kompaktaten zu stande zu bringen, betrieb Herr Ptacek eine Zusammenkunft zu Melnik, wo auch wirklich eine Einigung zwischen Roky- Juli 1442.
cana und Pribram, den Häuptern der beiden Richtungen unter der utraquistischen Geistlichkeit, erzielt wurde. Je mehr sich die Utraquisten einigten, um so entschiedener sank das Ansehen der Taboriten. Nicht nur im Krieg wurden sie von den andern Parteien, besonders ihrem alten Gegner Ulrich von Rosenberg, bedrängt, ihre Glaubenslehre wurde vom Landtage förmlich verworfen und die Lehre Rokycanas und 1444.
Pribrams als die rechte anerkannt; bald wurde nur noch in der Stadt Tabor der Gottesdienst nach taboritischer Weise gehalten.

Parteikämpfe im Lande.

Um diese Zeit starb Herr Ptacek. Zum Glück für seine Partei und die 27. Aug. 1444.
utraquistische Sache fand er einen würdigen Nachfolger in **Georg von Kunstatt und Podiebrad**, welchen der Bund Ptaceks alsbald zum Hauptmann

Georg von Podiebrad.

wählte. Damals ein Mann von vierundzwanzig Jahren, hatte er schon bei Lipan mitgefochten und seitdem im Rat und im Feld glänzende Befähigung an den Tag gelegt. Selbst Äneas Sylvius nennt ihn: „zwar von hussitischer Ketzerei angesteckt, sonst aber rechtschaffen und edel". Bald war der thätige, entschlossene und einsichtsvolle Jüngling der erste an Ansehen im Böhmenlande; er war der rechte Mann, die auseinander strebenden utraquistischen Parteien zusammenzuhalten. Mehr und mehr traten sich jetzt Georg von Podiebrad und Ulrich von Rosenberg, als die Häupter des utraquistischen und des katholischen Bundes, gegenüber, beide gleich groß in Beherrschung der Verhältnisse, in tief verschlungener und nicht immer gerader und offener Staatskunst.

Podiebrad erobert Prag. 1448. Die folgenden Jahre vergingen unter fruchtlosen Verhandlungen mit Rom um die Bestätigung der Kompaktaten und des Erzbischofs Rokycana und mit König Friedrich um die Auslieferung des jungen Ladislaus. Weder die böhmische Gesandtschaft in Rom, noch die Ankunft des Kardinals Carvajal in Prag brachte die Frage wegen der Kompaktaten um einen Schritt weiter. Das Papsttum, welches soeben des Baseler Konzils Herr zu werden begann, hatte die Hoffnung nicht aufgegeben, auch die hussitischen Ketzer noch zu bemeistern. Müde der abschlägigen Antworten der Kurie, der hinhaltenden und ausweichenden Erwiderungen des Königs Friedrich, schlug endlich der Bund Podiebrads einen andern Weg ein. Um über die gegnerischen Parteien im Lande Herr zu werden, rüstete er heimlich zum Krieg, unter dem Vorwand gegen den Markgrafen Friedrich von Meißen zu Feld zu ziehen. Es war auf die Stadt Prag abgesehen, wo damals der oberste Burggraf Meinhard von Neuhaus waltete. Der Anschlag gelang. Fast ohne Widerstand drang Georg in die Stadt ein, wo er fortan seinen Sitz aufschlug. Meinhard von Neuhaus geriet in Gefangenschaft und starb nicht lange darauf. In der Gewalt des Podiebradschen Bundes wurde Prag wiederum, was es früher vor der katholisierenden Reaktion gewesen, die Hauptstadt des Hussitentums. Rokycana kehrte zurück, das Prager Kapitel siedelte zum größten Teil nach Pilsen über, die deutschen Magister und Studenten verließen die Stadt.

Sept. 1448.

Der Strakonitzer Bund. 1449. Die Übermacht Georgs von Podiebrad seit der Besetzung der Hauptstadt verschärfte den Gegensatz der Parteien und führte zu neuen Kämpfen. Alsbald griff Herr Ulrich von Neuhaus, dessen Vater in der Gefangenschaft Podiebrads war, zu den Waffen, und selbst die Taboriten unter Bedrich von Stražnitz und Johann Kolda auf Nachod schlossen sich ihm an. Die Parteigenossen des Rosenbergers, die Herren von Neuhaus, Schwamberg, Kolowrat u. a., schlossen zu Strakonitz einen Bund, welcher dem Podiebradschen entgegengesetzt war. Die beiden Bünde lagen bald in offenem Krieg. Vergebens bemühte sich Podiebrad, dem es jetzt darum zu thun war, sich in Ruhe in der erworbenen Machtstellung festzusetzen, um Beilegung der Streitigkeiten und ein Einverständnis mit König Friedrich. Die Strakonitzer Verbündeten konnten es nicht verschmerzen, daß ihnen Prag entrissen worden. Der Krieg zersplitterte sich in kleine Fehden, Überfälle und Güterverwüstungen. Man schloß endlich einen Waffen-

Febr. 1449.

stillstand und trat auf einem Landtag zu Iglau zusammen, um die Angelegenheiten Aug. 1449.
des Reichs zu ordnen. Zwei Schiedsrichter, Ulrich von Rosenberg und Ales Holicky von Sternberg, sollten die Streitigkeiten der Parteien schlichten. Allein eine Versöhnung kam nicht zu stande. Der Rosenberger suchte mit den Friedensverhandlungen nur Zeit zu gewinnen. Er hoffte auf Hilfe von König Friedrich und verbündete sich mit Herzog Friedrich von Sachsen, dem soeben die zu Iglau versammelten Stände bei seinen Versuchen auf die Lausitz entgegengetreten waren. Zu Kaaden wurde der Bund 13. April 1450.
zwischen dem Herzog, den Herren von Rosenbergs Partei und den Städten Pilsen, Budweis und Kaaden geschlossen.

Auch Podiebrad verstärkte nunmehr seinen Bund durch auswärtige Verbindungen, Neue Parteistellung.
mit Wilhelm, dem feindlichen Bruder des Herzogs Friedrich (S. 132), mit dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg. Im Sommer lagen die Strakoniher Genossen und 1450.
der Bund Podiebrads aufs neue in blutiger Fehde. Bald aber mußten sich jene, von der gesamten Streitmacht der Podiebrader bedrängt, zu dem Vertrag von Wildstein 11. Juni.
verstehen, worin ein neuer Waffenstillstand, andre Schiedsrichter und ein Landtag in Prag auf den Katharinentag (25. Nov.) vereinbart wurde. Der Friedensschluß war ehrlicher und offener gemeint als die früheren, und Ulrich von Rosenberg, dessen zweideutige Haltung viel zur Verschärfung der Gegensätze beigetragen, trat mehr und mehr vom Schauplatz der großen Politik zurück. Die Schiedsrichter brachten eine Versöhnung zwischen Podiebrad und Ulrich von Neuhaus und andern Herren zu stande; gleich darauf zog jener gegen Herzog Friedrich von Sachsen, erstürmte Gera und verheerte das Land weithin. Jetzt war Podiebrad unbestreitbar der Mächtigste und Angesehenste in Böhmen, und da König Friedrich der wiederholten Forderung der Auslieferung des jungen Ladislaus nicht nachkam, fand der Gedanke mehr und mehr Eingang, Herrn Georg die Macht, die er bereits faktisch besaß, auch rechtlich zu übertragen und die Verwaltung des Reichs in seine Hände zu legen.

2. Georg von Podiebrad als Gouverneur und König Ladislaus.

Das tief unterwühlte böhmische Reich begann allmählich zu geordneten Zu- Georg Podiebrad als
ständen zurückzukehren. Das monarchische Prinzip, gestützt auf Ritter- und Gouverneur. 1452. 1453.
Bürgertum, gewann wieder Boden, als Georg Podiebrad mit Einwilligung des Kaisers auf dem Landtag zu Prag zum Landesverweser in Böhmen ernannt 27. April 1452.
wurde, auf daß er mit einem ständischen Rat die Gerichte und Landesämter besetze, Recht und Ordnung handhabe und das Königreich nach den alten Rechten und Freiheiten verwalte. Die Rosenbergsche Partei und die Taboriten freilich verweigerten ihm die Anerkennung. Bald darauf brach jener Kampf des Kaisers mit den österreichischen Ständen aus (S. 66 ff.), welcher auch für die Böhmen und die Geschicke ihres jugendlichen Königs von der größten Bedeutung war. Ulrich von Rosenberg verband sich mit den Aufrührern. Er sah darin das einzige Mittel gegen die steigende Macht Podiebrads und hoffte als Förderer der Befreiung und Thronerhebung des königlichen Knaben das alte Ansehen wieder zu erlangen; außerdem war er auf den Kaiser, der ihn ohne alle Unterstützung gelassen hatte, erbittert. Demgemäß nahm Podiebrad nun seine Stellung als Bundesgenosse des Kaisers und zog gegen die zu Felde, welche ihn

nicht als Landesverweser anerkennen wollten. Die Stadt Tabor wurde zur Ergebung gezwungen, worauf die Taboriten den utraquistischen Gottesdienst
Sept. 1452. annahmen und ihre Sonderstellung aufgaben. Auch Ulrich von Rosenberg mußte sich unterwerfen. Der alte Herr Ulrich entsagte fortan der Leitung des katholischen Bundes und trat seine Herrschaften seinen Söhnen ab; er lebte noch zehn Jahre in frommer Zurückgezogenheit. Inzwischen war der Kaiser in Wiener-Neustadt von den österreichischen Empörern hart bedrängt und zur Entlassung des jungen Ladislaus genötigt worden (S. 68), ehe ihm Georg zu Hilfe ziehen konnte. Damit änderte sich die ganze Sachlage. Hatte auch der Landesverweser die widerstrebenden Parteien in Böhmen überwältigt und zur Anerkennung gezwungen, so wagte er jetzt doch nicht, die Hand nach der Krone auszustrecken. Wie unbequem auch der habsburgische Knabe seinen Plänen sein mochte, zeigte er sich doch bereit, dem befreiten König unter gewissen Bedingungen zur Herrschaft zu verhelfen, zumal da bei dessen Minderjährigkeit das wirkliche Regiment doch in der Hand des Gouverneurs bleiben mußte. Aber nicht kraft seines Erbrechts sollte Ladislaus die Wenzelskrone erhalten, sondern als freigewählter König der Böhmen. So konnte man den neuen Herrscher auf das politische
Okt. 1452. Programm des Podiebradschen Bundes verpflichten. Der böhmische Landtag wählte jetzt den jungen Fürsten zum König, und nach langen Verhandlungen ging Ladislaus auf die gestellten Bedingungen ein, wenngleich widerstrebenden
Mai 1453. Herzens, und fertigte die Urkunden aus, worin er sich verbindlich machte, die Kompaktaten und die mit Kaiser Siegmund geschlossenen Verträge zu schützen, die Bestätigung Rokycanas zum Erzbischof zu betreiben, sodann Herrn Georg als Landesverweser sechs Jahre beizubehalten. Damit hatte die lange königlose Zeit in Böhmen ihr Ende. Dank der Fürsorge des einsichtsvollen Gouverneurs war ein festes Regiment hergestellt, das wilde Fehdewesen und Faustrecht, die Unsicherheit der Straßen gemindert, den trotzigen Baronen wie den wegelagernden Räuberbanden ein Zügel angelegt worden.

Die Utraquisten und die römische Kirche.

Die Wirren im politischen Leben des böhmischen Volks begannen allmählich sich zu lösen, aber die kirchlichen Verhältnisse gediehen nicht zur Versöhnung. Den utraquistischen Böhmen konnte der Kelch nicht mehr entrissen werden, und Rom sträubte sich aus allen Kräften, die „ketzerische" Lehre und die Kompaktaten, das Werk des Baseler Konzils, gutzuheißen. Diese Gegensätze spotteten jeder Ausgleichung und ließen das tiefaufgeregte Land nicht zur Ruhe kommen. Je mehr die Hoffnung auf Versöhnung mit Rom schwand, um so reger wurde der Gedanke einer Vereinigung mit der griechischen Kirche, bis der Fall von Konstantinopel diesen Plänen ein Ende machte. Die
1451. Verhandlungen mit Rom wurden wieder lebendiger, als in einem Jahr drei berühmte Kämpfer der katholischen Kirche nach Böhmen kamen: der gelehrte und tiefsinnige Kardinal Nikolaus von Cusa, der uns bereits als Apostat des Konzils und als Verfechter strengkirchlicher Grundsätze in seinem Streit mit Siegmund von Tirol bekannt ist (S. 72), der eifernde Wunderthäter und Missionsprediger Johann Capistrano und Enea Silvio, damals Bischof von Siena, der im Auftrag Kaiser Friedrichs politische Verhandlungen mit Podiebrad führte und auf dem Landtag von Beneschau

ein eingehendes Religionsgespräch mit demselben hatte. Allein weder Eneas Worte, noch Cusas Unterhandlungen mit den böhmischen Abgeordneten zu Regensburg, noch Juni 1452. die Volksreden Capistranos vermochten die Böhmen vom Kelche abzubringen, die Gegensätze wurden nur hervorgehoben und geschärft.

Eine denkwürdige Thätigkeit entfaltete Johann de Capristano in Böhmen. Schon Johann Capistrano. in Italien hatte er als Franziskanermönch sich durch Glaubensstrenge und asketischen Eifer ausgezeichnet, den häretischen „Fraticelli", die aus dem Orden ausgeschieden waren, entgegengewirkt und die strenge Observantenregel verfochten. Als ein Greis von vierundsechzig Jahren wurde er von Papst Nikolaus V. nach Deutschland geschickt, um den 1450. Türkenkreuzzug zu betreiben und die Hussiten zum Glauben zurückzuführen. Wunderbar wirkten die feurigen Worte des kleinen, abgehärmten Mannes, wenn er auf den Gassen und Plätzen gegen ketzerische Verderbtheit eiferte, zur Buße und werkthätiger Hilfe mahnte, obgleich dem tiefergriffenen Volke die lateinischen Worte erst verdolmetscht werden mußten. So zog der merkwürdige Mann durch Steiermark und Österreich dem Ketzerlande zu. „Die Wiener konnten ihn kaum erwarten," sagt Enea Silvio, „und als er endlich in die Stadt kam, strömten sie ihm in solcher Menge zu, daß die Gassen zu eng wurden; Männer und Weiber drängten sich über einander, und als sie den Mann erblickten, vergossen sie Freudethränen, streckten die Hände empor, lobpriesen ihn, und die sich ihm nähern konnten, küßten sein Gewand und begrüßten ihn als einen Boten des Himmels." Seine strenge Asketik, sein glühender Eifer, die Kraft seiner feurigen Rede wirkten zündend auf das Volk; die zahllosen Wunderheilungen an Blinden und Lahmen, Kranken und Toten, die das Gerücht meldete, erhöhten sein Ansehen. Freilich sagt ein skeptischer Zeitgenosse, die Geheilten hätten meistenteils später wieder zu den Krücken gegriffen. Als der Glaubensprediger in den mährischen und böhmischen Städten gegen die kalixtinische Ketzerei eiferte, die Kompaktaten verdammte und manche dazu brachte, dem Kelch zu entsagen, beschwerten sich viele utraquistische Herren über die Verketzerung, und auch Rokycana und Georg Podiebrad traten ihm entgegen. Maßlos schmähten Capistrano und Rokycana übereinander; schalt der eine den Mönch einen „Heuchler, Landstreicher und Verführer", so mußte er sich dafür einen „Erzketzer und ein unsinniges Tier" nennen lassen. Begreiflich daß der Erzbischof durch das heftige Auftreten des Eiferers erbittert und seitdem in schrofferen Gegensatz zur römischen Kurie gedrängt wurde. Der Wunderprediger verließ bald Böhmen, um in Deutschland seine Kreuzpredigten fortzusetzen. Bei Belgrad werden wir ihn mit seinen selbstgeworbenen Kreuzscharen wiederfinden. Der Eifer seiner Ordensbrüder, die schon bei seinen Lebzeiten an der Kanonisierung ihres Meisters arbeiteten, hat ihn in der Folge (1690) unter die Heiligen versetzt.

Es war ein Glück für das böhmische Reich, daß es jetzt wieder einen König König Ladislaus. im Lande gab, daß ein oberstes Regiment, von der sicheren Hand Podiebrads 1453—1457. im Namen des königlichen Knaben gehandhabt, dem wirren Treiben der Parteien Einhalt that. Der Gouverneur zeigte in seinem erfolgreichen Streben, dem Thron die alte Macht zurückzugeben, den gelockerten Verband mit den böhmischen Kronländern zu befestigen, die schwankenden Rechtsverhältnisse zu sichern und geordnete Zustände zurückzuführen, ebensoviel Einsicht und Thatkraft, als redlichen Ernst, seinem zerrissenen Vaterlande die alte Macht und Blüte wiederzugeben. Anfangs zögerte Ladislaus, nach Prag zur Krönung zu kommen, und nahm einstweilen nur die Huldigung der mährischen Stände zu Brünn entgegen,

worin man eine Lossagung dieses Landes von der böhmischen Krone erkennen
Sept. 1453. wollte. Der Unwille darüber gab sich in der Hinrichtung Johann Smiřickys kund, eines angesehenen Ritters und Gegners von Podiebrad, der überwiesen wurde, den König durch ein heimliches Schreiben vor der wankelmütigen Treue der Böhmen gewarnt zu haben. Endlich kamen die böhmischen Stände dem König bis Iglau entgegen, und nachdem er den Eid geleistet, jeden Stand und die Krone bei ihren alten Rechten zu wahren, führten sie ihren Herrn nach
28. Okt. 1453. Prag, wo die feierliche Krönung stattfand. Aber nicht Rokycana, sondern der Bischof von Olmütz vollzog sie nach katholischem Ritus.

Es galt jetzt vor allem die unsicheren Rechts- und Besitzverhältnisse zu ordnen.
Nov. Der Landtag beschloß eine Revision des Güterbesitzes, besonders der in Privathände übergegangenen geistlichen und königlichen Kammergüter; wer keinen Pfandbrief oder eine Verschreibung über solche Güter aufweisen konnte, sollte als unrechtmäßiger Besitzer angesehen werden. Dadurch kamen viele Güter an die Krone zurück. Auch die Kaufbriefe und Privatverträge wurden revidiert und in die Landtafel eingetragen. Sodann wurde dem König eine Steuer (Berna) bewilligt, die halbe Jahreseinnahme aller Güter, polizeiliche Verordnungen wurden erlassen, das Landesgericht wieder eröffnet, Maßregeln für öffentliche Sicherheit getroffen. Bald zeugte die Blüte des Handels und Verkehrs und das wiederkehrende Rechtsbewußtsein von der segensreichen Waltung des Landesverwesers. Weniger erfolgreich waren die Versuche, ehemals böhmische Besitzungen wieder mit der Krone zu vereinigen, wie Luxemburg, eine Reihe sächsischer Grenzschlösser, die Lausitzer Vogtei, welche der Kurfürst von Brandenburg als böhmisches Lehen inne hatte.

Ladislaus' Ausgang. Die Türkengefahr und die Verwickelungen in Österreich und Ungarn gestatteten nicht, daß Ladislaus seine Thätigkeit ausschließlich auf sein böhmisches Reich verwandte. Während er in jenen Ländern weilte, mit Zurüstungen zu einem Türkenkrieg beschäftigt, oder mit Kaiser Friedrich hadernd, kämpfte Georg mit den sächsischen Fürsten, trieb den alten Raubhelden Johann Kolda außer Landes und waltete kräftig und einsichtsvoll. Der junge Fürst wußte seine Verdienste zu schätzen und trat ihm nicht entgegen, wenngleich ein aufrichtiges Vertrauen zwischen dem hussitischen Ketzer und dem katholischen König nicht möglich war. Allein die Lebenstage des königlichen Jünglings waren kurz gemessen: mitten unter den Zurüstungen zur Hochzeitfeier mit der französischen Königs-
23. Nov. 1457. tochter ist er eines plötzlichen Todes an der Pest verblichen. Argwöhnische Zeitgenossen fabelten von einer Vergiftung des erst achtzehnjährigen Königs, und katholischen Schriftstellern war der ungegründete Verdacht willkommen, um die Hussiten und den ketzerischen Gouverneur eines entsetzlichen Verbrechens zu beschuldigen.

3. Das Königtum Georgs von Podiebrad.

Georg Podiebrad zum König gewählt. 1458. Der kaum wieder aufgerichtete Königsthron in Böhmen stand plötzlich aufs neue leer, und trotz der Mühen und Unruhen, die er in Aussicht stellte,

fanden sich Bewerber genug. Die österreichischen Fürsten, besonders der Kaiser, machten, gestützt auf alte Erbverträge (VIII, 130), Anspruch auf die Nachfolge; Wilhelm von Sachsen und Kasimir von Polen erhoben als Gatten der beiden Schwestern des verstorbenen Königs ebenfalls Ansprüche. Auch von andern deutschen Fürsten, wie Herzog Ludwig dem Reichen von Bayern, den brandenburgischen Markgrafen war die Rede; selbst Karl VII. von Frankreich warb für seinen jüngeren Sohn um die Krone. Allein die zweifelhaften Rechtsansprüche fanden keine Anerkennung, und niemand hatte die Macht und den Willen, den Böhmen das Recht der freien Königswahl streitig zu machen. Im Lande aber hatte keiner mehr Ansehen bei allen Parteien als der bisherige Landesverweser Georg Podiebrad, welcher glänzende Proben staatsmännischer und kriegerischer Tüchtigkeit abgelegt hatte und schon längst das oberste Regiment thatsächlich in der Hand hielt. Und nicht bloß die Utraquisten, voran Rokycana, sahen in Georg längst ihr Oberhaupt, dem nur der königliche Name fehlte, auch die katholischen Herren und die Kurie waren ihm nicht abgeneigt. Denn der kluge Mann wußte den Schein zu bewahren, als sei er einer Aussöhnung mit der römischen Kirche nicht entgegen, der hussitische Eifer ordnete sich politischer Berechnung unter. Man wußte auch allerlei von Bestechung angesehener Herren zu erzählen, und manchem, wenn er auch sonst gut katholisch war, mochte wohl der Besitz säkularisierten Kirchenguts dem hussitischen Bewerber geneigt machen. Als die Stände zur Königswahl versammelt waren, wogte draußen vor dem Rathaus das Volk stürmisch auf und nieder und forderte einen einheimischen König. So brachten mancherlei Beweggründe die Wahl des bisherigen Gouverneurs, dem dies hohe Ziel wohl schon lange vorgeschwebt, zu stande, und der böhmische Edelmann saß fest und sicher auf dem Königsthron. 2. März 1458.

Stellung des neuen Königtums.

In Böhmen selbst stand das neue Königtum, welches der Ausdruck des Volkswillens war und geordnete Zustände verhieß, auf festen Stützen, besonders bei dem Ritterstand und den Städten. Und auch die Lage draußen im Reich gestaltete sich bald günstig für den Emporkömmling. Der Kaiser sah in seiner Bedrängnis durch die ungarischen und österreichischen Wirren in Podiebrad einen Bundesgenossen. Er verzichtete auf die habsburgischen Ansprüche in Böhmen und belehnte den neuen König feierlich auf der Brünner Zusammenkunft. Die deutschen Fürsten buhlten in der großen Parteiung im Reich bald alle um die Gunst des Böhmen, der sich als neutrale Macht über den Hadernden erhielt. Wir haben gesehen (S. 91, 94 f.), wie er statt des Kaisers gebot, wie in seinen Händen die Entscheidung des Parteistreits lag. Auf dem Fürstenkongreß von Eger drängten sich die gegnerischen Parteien, die sächsischen und brandenburgischen Fürsten und der Pfalzgraf, um Georgs Thron. Die alten Grenzstreitigkeiten mit Sachsen wurden beigelegt, eine doppelte Eheverbindung mit dem sächsischen Hause und ein ewiger Freundschaftsbund mit Brandenburg stellte den neuen Thron von dieser Seite sicher. Auch die Kurie trug dem Erwählten Wohlwollen 31. Juli 1459. April 1459.

entgegen, und Georg ging freudig auf die Aussicht eines Friedensschlusses mit Rom ein. Er ließ sich durch ungarische Bischöfe nach katholischem Ritus krönen und gelobte insgeheim, der römischen Kirche gehorsam zu sein und das unterworfene Volk von seinen Irrtümern zu bekehren. Es war dies, obschon in der unbestimmten Eidesformel vom Kelch und den Kompaktaten nicht die Rede war, eine bedenkliche Zusage, wenn sie je ernst gemeint war. Nur in den Kronländern, wo das deutsche und katholische Element überwog, gab sich anfangs Widerstand
Juni 1458. kund. Allein bald unterwarf sich Mähren, als Georg mit Heeresmacht einzog; die Stadt Iglau wurde durch schwere Belagerung zum Gehorsam gezwungen. Auch in Schlesien und der Lausitz schwand die Opposition, als die benachbarten Fürsten von Polen, Sachsen und Brandenburg sich mit dem „aufgerückten"
Opposition in Breslau. König vertrugen. Nur in der Stadt **Breslau**, zu der schließlich allein der Herzog Balthasar von Sagan und das kleine Namslau hielten, herrschte ein fanatischer Haß gegen den neuen König, der „geringer Geburt von beiden Eltern, ein Ketzer geboren, ernährt und veraltert".

In Breslau hatten die Predigten Capistranos und andrer Kleriker einen Ketzerhaß und eine Opposition des Deutschtums gegen das tschechische Wesen erzeugt, die sich in den maßlosesten Schmähungen gegen König Georg und alle Böhmen kund gab. Es entwickelte sich hier ein furchtbarer Terrorismus des Pöbels. Wer nicht einstimmte in das allgemeine Geschrei und zur Mäßigung riet, war seines Lebens nicht sicher; sogar die päpstlichen Legaten waren in Gefahr. „Die in Kellern und Schenken baß trinken und schelten konnten, die waren die besten, die klügsten, die christlichsten; das gemeine Volk war also zornig, daß niemand seine Meinung sagen durfte. O eine fährliche Sache in einer jeglichen Stadt, wo also das gemeine geringe Volk ohne Furcht und ohne Strafe und ohne Gehorsam lebet! Es waren die Zeit soviel Ratsleute zu Breslau, als Trinker, Spieler und Schreier; die regierten, die hatten der Stadt Macht, was die wollten, das mußte geschehen; das war wohl eine verkehrte Ordnung, die untersten über die obersten," so schildert der Stadtschreiber **Eschenloer**, der uns über diese Vorgänge anziehende Denkwürdigkeiten hinterlassen hat, das damalige Pöbel- und Pfaffenregiment zu Breslau.

Mehrere Jahre dauerten diese wüsten Zustände in Breslau. Als aber der Papst und der Bischof dringend zum Frieden mahnten, die Schlesier und Lausitzer die Huldigung leisteten, von nirgends Hilfe zu erwarten war, als eine Menge von Absagebriefen einlief und der Kampf vor den Mauern eröffnet ward, da ließen sich auch in der vereinzelten Stadt besonnene und gemäßigte Stimmen hören. Allein es verflossen noch stürmische Tage, selbst gegen die Legaten und den Papst schleuderte der ergrimmte Pöbel Schmähungen, als seien sie betrogen oder verkauft oder selbst in Ketzerei befangen. Die Legaten, die das tobende Volk nicht bemeistern konnten, waren endlich froh, als die Breslauer den Frieden annehmen wollten, wenn die Huldigung auf drei Jahre verschoben würde. Auch der König ging darauf ein; erst nach dieser Frist sollte ihm die Huldigung geleistet werden, „als wahrem und unbezweifeltem Katholiken", eine unbestimmte
Jan. 1460. und deutbare Formel. Die Breslauer wurden wieder zu Gnaden angenommen

und in ihren Rechten und Freiheiten bestätigt. König Georg hoffte, daß sich die Leidenschaften allmählich abkühlen würden, und mochte lieber die Stadt, wenn auch mit Klauseln und Bedingungen, in Frieden seiner Herrschaft unterwerfen als einen unzeitigen Glaubenskrieg entzünden.

Das utraquistische Königtum und die Kurie.

Während sich die politische Stellung der böhmischen Krone rasch und unwiderstehlich befestigte, entbrannte der alte kirchliche Streit mit dem römischen Stuhl von neuem. Georg hatte dem Papst Gehorsam und die Rückführung seines Volks von den Irrlehren und daneben den Utraquisten Schutz der Kompaktaten und des Laienkelches gelobt. Wenn er gehofft hatte, auf Grund der Baseler Zugeständnisse Katholiken und Hussiten zu versöhnen, den Kelch und das römische Dogma in Einklang zu bringen, so kannte er nicht die starren kirchlichen Grundsätze der Kurie. Es war eine schwierige Lage, in welcher sich der Hussitenkönig befand, der über ein zwieträchtiges Volk in Frieden herrschen wollte. Noch war die Zeit der Duldung nicht gekommen, noch konnten Utraquisten und Katholiken nicht einträchtig bei einander wohnen. In demselben Grade, als sich Georg dem päpstlichen Stuhl näherte und mit den katholischen Fürsten befreundete, erwachte Mißtrauen im Volke und stieg der Einfluß Rokycanas, in demselben Grade auch nahm der Utraquismus an Strenge und Unduldsamkeit zu. In dem römischen Königsprojekt, in den Maßregeln gegen die extremen Sekten, sah das argwöhnische Volk einen Abfall vom hussitischen Glauben. Selbst wenn Georg der katholischen Kirche im Herzen ernstlich zugethan gewesen wäre, konnte er nicht mit seiner hussitischen Vergangenheit brechen, ohne seine ganze Herrschaft aufs Spiel zu setzen. Man verkannte in Rom die Schwierigkeit seiner Lage nicht, allein man traute dem König die Kraft zu, sein Volk zum rechten Glauben zu bekehren, wenn er ernstlich wollte. Jahrelang dauerten die Verhandlungen mit Rom, drängend und ungestüm von der einen, hinhaltend und ausweichend von der andern Seite. Die politische Gewandtheit des Königs zeigte sich nie größer als in dem Verhältnis zur Kurie, deren Gunst Georg zur Anerkennung seines Königtums unter den katholischen Mächten für nötig erachtete. Es gehörte wahrlich eine Meisterschaft feiner, ränkevoller Staatsklugheit dazu, den päpstlichen Stuhl, der doch in solchen Künsten auch erfahren war, jahrelang mit Zusagen und Aussichten, mit leeren Hoffnungen auf Türkenzüge und Bekehrung des ketzerischen Volks hinzuhalten, sich vom Papste „böhmischer König und lieber Sohn“ nennen zu lassen und doch aus dem Kelche zu trinken. Allein auf die Dauer ließ sich das doppelte Spiel nicht fortsetzen; der Kampf wurde nur verschoben, und die deutschen Projekte und der Verkehr mit Rom waren sicherlich keine Stütze des böhmischen Königtums, das auf der Anhänglichkeit des hussitischen Volks ruhte. Als die königlichen Gesandten, welche die Obedienz des böhmischen Reichs in Georgs Namen überbringen sollten, fort und fort auf sich warten ließen, und die Breslauer unermüdlich gegen den Ketzerkönig hetzten, fing man in Rom doch an, in die Aufrichtigkeit Georgs Mißtrauen zu setzen.

Verwerfung der Kompaktaten. 1462.

Schon schalt man an der Kurie über die Treulosigkeit und den Wortbruch des Königs, schon schwoll den Breslauern wieder der Übermut, und doch waren auch die Utraquisten unmutig und zweifelhaft über die Gesinnung ihres Herrn. Es drängte alles zur Entscheidung. Der König schickte endlich die längst versprochene Gesandtschaft ab, den Kanzler Prokop von Rabstein, Herrn Zdenek Kostka von Postupic, seinen vertrautesten Freund, und den französischen Rat Anton Marini, halb Staatsmann, halb Abenteurer, der in böhmischen Diensten eine vielgeschäftige Thätigkeit entfaltete. Aber die beiden Aufträge der Gesandten, die Obedienz im Namen des böhmischen Reichs zu leisten und die Bestätigung der Kompaktaten zu erwirken, waren unvereinbar. In

März 1462. Rom erhoben sich wieder lange Disputationen mit den alten Argumenten; allein das Ergebnis war, daß die Unvereinbarkeit der römischen Kirchenlehre mit jedem abweichenden Glaubenssatz aufs neue zu Tage trat. Der Ausspruch des Papstes verwarf die Kompaktaten und erklärte die Obedienzleistung nur für genügend, wenn die Böhmen alle Irrtümer ausrotteten und sich in allen Stücken der Lehre der römischen Kirche anschlössen. Damit war der trügerische Frieden vernichtet, und der Hussitenkönig mußte seine Stellung nehmen, entweder beim Papste oder bei seinem Volke.

Georg bekennt sich zu den Kompaktaten. In Böhmen gab sich eine dumpfe Aufregung kund und in Breslau trotzte und jubelte man wieder, daß gegen den Ketzer endlich nach Gebühr verfahren werde. Der König mußte einen entscheidenden Schritt thun. Feierlich erklärte er auf einem Hoftag
Aug. 1462. zu Prag, daß er bei dem Krönungseid nie an Vernichtung der Kompaktaten oder des Laienkelches gedacht habe und daß er bei der Kommunion unter beiderlei Gestalt leben und sterben wolle. Das letzte Wort des Friedens mit Rom war gesprochen, und das utraquistische Volk blickte wieder mit Zuversicht und Vertrauen zu seinem König auf. Der päpstliche Nunzius Fantinus, der einst die Sache Georgs an der Kurie geführt hatte, eiferte in kühner heftiger Rede gegen den ketzerischen Glauben und den Wortbruch des Königs; dafür wurde er von dem ergrimmten Herrn in den Kerker geworfen. Seitdem waren die Katholiken in Böhmen Georgs heftigste Feinde und Papst Pius war entschlossen, „den unfruchtbaren Baum auszureuten".

Haltung des Papstes gegen Podiebrad. Zunächst suchte er dem König im eignen Lande Feinde zu bereiten, die katholischen Herren und Städte aufzuwiegeln; er entband die Breslauer, bei denen jetzt aufs neue der Ketzerhaß aufflammte, von dem Vertrag mit Böhmen; um in Schlesien die Aufregung zu schüren, entsandte er den vertriebenen Herzog Balthasar von Sagan, den ausgesprochensten Feind Georgs, welcher in Rom Zuflucht gesucht hatte. Der ganzen Wucht kirchlicher Strafe und Rache entging jedoch der Böhmenkönig damals noch. Sein Verhältnis zum Kaiser, den er soeben den Händen der rebellischen Unterthanen entrissen (S. 69), bestimmte die Kurie zu schonendem Vorgehen. „O armes Deutschland, beklagenswerte Christenheit, deren Kaiser nur durch einen ketzerischen König gerettet werden kann!", schrieb damals der Papst. Noch zögerte er, den Glaubenskrieg aufs neue zu entfesseln. Während der abenteuernde französische Ritter Anton Marini, ein industrieller und politischer Spekulant von zweifelhaftem Charakter, in Georgs Diensten an den Höfen umherreiste, um die Fürsten zu einem Bund gegen die Türken unabhängig von der römischen Bevormundung zu gewinnen, schritt die Kurie im stillen auf dem feindseligen Weg gegen Georg fort. In Breslau schürte der päpstliche Legat, Erzbischof Hieronymus Landus von Kreta, den Ketzerhaß und leistete der Opposition gegen Georg allenthalben Vorschub. Es war eine schwüle Zeit wie vor ausbrechendem Gewitter. Trotz der Abmahnungen des Kaisers und der böhmischen Stände that Papst
15. Juni 1464. Pius endlich einen weiteren Schritt; er lud den König binnen 180 Tagen vor sein Gericht, um sich von der Anklage der Ketzerei zu reinigen. Kaiser Friedrich unterdrückte jedoch die Bullen, deren er habhaft werden konnte, und bald darauf starb Papst Pius II., seinem Nachfolger Paul II. den böhmischen Kirchenstreit als gefahrvolles Vermächtnis hinterlassend.

Bildung des Herrenbundes. Die Feindschaft mit dem römischen Stuhl war für den böhmischen König um so gefährlicher, als der übermächtige Herrenstand die Herrschaft eines nicht höher Gebornen unwillig ertrug und Grund zu haben glaubte, über königliche Übergriffe und Verletzung alter Rechte zu klagen. Von Rom aus wurde nach Kräften geschürt und gehetzt. Herr Zdenek von Sternberg, ein ritterlicher Mann voll Stolz und Hoffart, trat, von Georg gekränkt, an die Spitze des

katholischen Herrenstandes; neben ihm wirkte der Breslauer Bischof **Jost von Rosenberg**, der bisher dem überströmenden Ketzerhaß in seiner Stadt Einhalt zu thun gestrebt hatte, jetzt aber seine Stellung als Vorfechter der katholischen Opposition nahm. Dazu kamen die alten erlauchten Namen des böhmischen Adels, die Herren von Rosenberg, Hasenburg, Schwamberg, Riesenberg, Neuhaus, Plauen u. a. Vor dem versammelten Landtag brachten die Barone ihre Klagen vor, daß der König nicht ihren Rat einhole und vielfach des Landes alte Rechte und Privilegien kränke; bald darauf, auf dem Tag zu **Grünberg**, 28. Nov. 1465. einigten sie sich zu einem festen Bunde zu gegenseitigem Schutz und baten zugleich den Papst um Entbindung vom Unterthaneneid und um einen neuen König.

Schon war man in Rom angesichts dieser Vorgänge zu kühnerem Auf- Georg im Bann. treten ermutigt worden gegen den, „der sich einen König von Böhmen nennt". Man trug sich an der Kurie, wo in dieser Angelegenheit der Kardinal Carvajal das entscheidende Wort führte, mit stolzen Hoffnungen, das Ketzerland und seinen verstockten König zum Gehorsam zu zwingen, und wies alle Friedensanträge Georgs zurück. Man dachte an die Erhebung eines neuen Königs, Kasimirs von Polen oder Matthias' von Ungarn. Obwohl die kriegerischen Mahnungen des Legaten nirgends viel Beifall fanden und viele Katholiken, selbst die Bischöfe von Breslau und Olmütz, zur Vorsicht rieten, solange nicht ein mächtiger auswärtiger Schutzherr gewonnen sei; obwohl Georg den drohenden Sturm gern beschworen hätte, schritt Rom auf der eingeschlagenen Bahn fort. In feierlichem Konsistorium wurde Georg von Podiebrad „als verstockter 23. Dez. 1466. Ketzer, Meineidiger und Kirchenräuber" mit dem Bann belegt, aller königlichen und fürstlichen Rechte beraubt und seine Unterthanen des Treueides entbunden. Mit Furcht und banger Ahnung vernahm man dieses Urteil, und die Kunde, daß der römische Stuhl aufs neue den Glaubenskrieg entfesselte, weckte alte Erinnerungen an die Hussitengreuel, die noch entsetzlich im Gedächtnis hafteten. Während die verhetzte Bürgerschaft zu Breslau in ihrem Ketzerhaß aufjubelte, während Leipziger und Erfurter Studenten zu Kreuzscharen zusammenströmten, murrten Verständige und Besonnene, „daß der Papst die Böhmen, die des Friedens gern zu pflegen wünschten, wider ihren Willen in Wehr und Waffen treibe", und das zu einer Zeit, wo die Türkenmacht immer drohender anschwoll.

König Georg appellierte gegen das Urteil an die Nachfolger des Papstes Der Krieg in Böhmen. Paul II. und an ein künftiges Konzil; Gregor von Heimburg, der auch jetzt 1467. wieder mit Wort und Feder gegen Rom kämpfte, hatte die Appellation verfaßt. Allein der Streit konnte nicht mehr mit Worten ausgefochten werden. Bald ging es in dem Ketzerland wieder kriegerisch her. Es war ein Krieg, der sich in zahllose kleine Kämpfe gegen die rebellischen Barone spaltete, in Streifzüge, Überfälle und Belagerungen. Wer möchte das wilde Spiel des zersplitterten Kriegs mit seinen wechselnden kleinlichen Erfolgen im einzelnen schildern! Trotz-

dem sich der Aufstand in Schlesien, Mähren und der Lausitz unter dem deutschen und katholischen Volke mehr und mehr ausbreitete und beide Parteien oftmals empfindlichen Schaden litten, so behielten die königlichen Waffen doch im ganzen das Übergewicht. Um sich durch auswärtige Hilfe zu stärken, trug der Herrenbund dem König Kasimir von Polen die böhmische Krone an, und der Papst mahnte dringend zur Annahme. Allein Kasimir, welcher durch seine langjährigen Kämpfe mit dem Deutschen Orden erschöpft und auch von Natur nicht kriegslustig und ehrgeizig war, wies das Anerbieten, das unendliche Verwickelungen in Aussicht stellte, zurück. Inzwischen nahm im Sommer und Herbst das Kriegs-
Nov. 1467. getümmel seinen Fortgang; mit Mühe vermittelten polnische Gesandte eine kurze Waffenruhe. Die aufrührerischen Barone verstärkten und befestigten ihren Bund
Dezember. auf einem Tag in Breslau und ereiferten sich durch Schilderung ihrer Verluste und Leiden noch mehr gegen den König. Unermüdlich hetzten die päpstlichen Legaten und suchten auswärtige Fürsten in den Kampf zu ziehen. Da die Hoffnungen auf polnische Hilfe gescheitert waren, warb man bei Herzog Karl von Burgund und bei dem Kurfürsten von Brandenburg; allein die böhmische Krone war ein Anerbieten von höchst zweifelhaftem Wert.

Die böhmischen und mährischen Brüdergemeinden. Während der Utraquismus mit dem römischen Stuhl in heftigem Kampfe lag, bildete sich im Schoße des Hussitentums selbst eine strengere Richtung aus, die zu den gemäßigten Kalixtinern unter Rokycana in Gegensatz trat und auch mit den Kompaktaten sich nicht befriedigt erklärte. Anfangs hatten die Männer der strengeren Richtung Rokycana selbst zu entschiedenerem Auftreten gegen Rom zu drängen gesucht, bald aber trat ein Bruch mit dem Kalixtinertum ein. Um sich der vorwärts drängenden Eiferer zu entledigen, wirkte ihnen der Erzbischof von König Georg einen stillen Aufenthaltsort im Riesengebirge aus, das Liticer Gut zu Kunwald. Bald strömten ihnen hier viele Anhänger zu, die Reste der Taboriten, die von Georg ausgerottet worden (S. 137), gingen in der neuen Gemeinde der „Brüder" auf. Unter ihnen ragte Bruder **Gregorius** hervor, der Neffe Rokycanas, welchen die Lehren des Reformpredigers Peter Chelčicky von der Entsittlichung und Verderbnis des damaligen Christentums in innerster Seele überzeugt hatten. Die Unduldsamkeit der Kurie auch gegen das gemäßigte Kalixtinertum verstärkte die Partei derjenigen, welche gänzlich aus der Verbindung mit der römischen Kirche auszuscheiden strebten. Mitten in den Kriegsstürmen des Jahres 1467 kamen die Brüder zusammen und vereinigten sich zu einer neuen kirchlichen Gesellschaft nach dem Vorbild der ersten christlichen Kirche. Aus der Schrift wollten sie beweisen, so schrieben sie an den König, daß man Recht thue sich vom Gehorsam der römischen Kirche loszusagen, daß die Herrschaft der Päpste ein Greuel sei vor Gott und nicht aus Christi Wort stamme. Die neue Brüdergemeinde flößte dem König und Rokycana, welche die Aussöhnung mit Rom nie ganz aufgaben, Besorgnis ein; sie fürchteten, das ungestüme Wesen der alten Taboriten möchte wieder erstehen. Bald ergingen Verfolgungen gegen die „vorwitzigen Irrgläubigen"; ihre Führer wurden eingekerkert, die Brüder in Wälder und Gebirge zerstreut. Allein die Drangsale vermochten nicht sie zu unterdrücken. In stiller Zurückgezogenheit, „arm, bibelfest und friedfertig" lebten die böhmischen und mährischen Brüdergemeinden. An die Ostgrenze verwiesen, verbreiteten sich unter schweren Verfolgungen einzelne kleine Gemeinden in Böhmen, Mähren und Polen, ließen ihre ersten Bischöfe von Waldenserbischöfen weihen

und nahmen Überreste der Waldenser nebst andern stillen Frommen in sich auf. „In einer Stufenfolge von Anfängern, Fortschreitenden und Vollkommenen verwarfen sie die Heiligen und Prälaten der katholischen Kirche, lehrten statt der Transsubstantiation eine mystische Vereinigung des Körpers Christi mit Brot und Wein, wollten nicht die alleinseligmachende Kirche, sondern nur ein Glied derselben sein und bewahrten durch eine Kirchenzucht im Geiste der ersten Jahrhunderte ein sittlich strenges, inniges, frommes und beschränktes Leben." In der lutherischen Reformation erkannten die Brüder gleichartige Bestrebungen und nahmen vieles daraus in ihre Lehre und Kirchenordnung auf, ohne jedoch völlig mit der evangelischen Kirche zu verschmelzen. In den Religionsstürmen des sechzehnten Jahrhunderts flüchteten sie großenteils nach Polen und Preußen. Die Schlacht am Weißen Berg (1620) machte ihrem Dasein in Böhmen fast gänzlich ein Ende; sie führten fortan ein zerstreutes unbemerktes Stillleben und vereinigten sich mehr und mehr mit andern evangelischen Richtungen, bis sie in der Herrnhuter Gemeinde, in andern Zeiten und mit veränderten kirchlichen Lehren und Grundsätzen, wieder erstanden.

Den Kampf mit den rebellischen Herren und dem „Kreuzgesindel" hatte der Ketzerkönig wohl auszuhalten vermocht; jetzt aber zog im Namen des Papstes und Kaisers ein neuer mächtiger Feind ins Feld: der König **Matthias** von **Ungarn**. Mit Kaiser Friedrich war Georg in der letzten Zeit in immer feindseligere Spannung geraten; innerliche Abneigung, Einflüsterungen der böhmischen Herren, die Stimme der Kurie und die wechselnden Aussichten und Pläne der Politik erregten die Erbitterung. Während des Waffenstillstands mit der katholischen Liga sandte Georg seinen Sohn Viktorin gegen den „Herzog von Steier und Österreich". Der ohnmächtige Kaiser konnte den verheerenden Kriegszug mit eignen Mitteln nicht aufhalten; in seiner Bedrängnis rief er den ungarischen König um Hilfe an und machte lockende Anerbietungen; die Aufforderungen der römischen Kurie und der katholischen Liga vereinigten sich mit der Stimme des Kaisers, und Matthias, der die böhmische Königskrone als Preis winken sah, war rasch entschlossen, als Vollstrecker des Kirchenbannes auszuziehen. „Er schloß einen Waffenstillstand mit den Türken und zog mit seiner ganzen Heeresmacht, mit polnischen Söldnern und böhmischen Brüderrotten, den wilden Raizen und andern reisigen Scharen ins Feld. In vier Wochen, prahlte man, solle das ungarische Banner auf der Prager Burg wehen. Alsbald entsandte Matthias einen Teil seines Heeres, welcher mit den kaiserlichen Truppen verbunden die Böhmen in blutigen Kämpfen aus Österreich hinausschlug. Erstaunt und erbittert vernahm König Georg die unerwartete Kunde, in Rom aber jubelte man laut auf, „daß endlich das Reich der Sünder vom Angesicht der Erde vertilgt werde", und zog mit dem alten Rüstzeug der Kirche, mit Kreuzpredigt und Ablaß und entsetzlichen Verwünschungen gegen die Ketzer zu Felde.

König Matthias von Ungarn rüstet sich zum Krieg gegen Böhmen. 1468.

Alsbald sammelte auch König Georg seine reisigen Scharen und zog dem gefährlichen Feind entgegen. In Mähren lagen sich die Heere wochenlang gegenüber, lauernd und in kleinen Gefechten ihre Kraft messend. Das ganze Jahr über wurde mit wechselnden Erfolgen an verschiedenen Orten zugleich gekämpft.

Der Krieg. 1468. April. Mai.

Der Königssohn Viktorin, den der Vater bei seinem Abzug in Mähren zurückgelassen, wurde in Trebitsch hart bedrängt, die Stadt erstürmt, der Prinz mit seinen Söldnern und vielen Bürgern im Benediktinerkloster eng eingeschlossen, bis er sich durch die Scharen der Belagerer durchschlug. Allenthalben in Mähren, Böhmen und Schlesien tobte ein wilder Krieg mit den Ungarn, dem katholischen Bund und den herbeigeströmten Kreuzscharen. Entsetzlich hausten die Mordbanden, die mit dem Zeichen des Kreuzes auf den päpstlichen Ruf ins Land einbrachen. Die böhmischen Chronisten berichten, wie sie Greise und Weiber mißhandelten und erschlugen, Kindern die Köpfe abschnitten und gleich Kohlhäuptern sich zuwarfen, in dem Blut der Ermordeten die Hände wuschen, um dadurch ihrer Sünden ledig zu werden. Dann fielen wieder die Bauern über sie her, schlugen sie massenhaft nieder oder zwangen sie „die Kreuze zu fressen". Szenen entsetzlicher Roheit und Wut brachte der unselige Krieg hervor. König Matthias setzte sich bald im größten Teil von Mähren fest. Inzwischen fielen von Norden die Schlesier und Lausitzer in Böhmen ein; Johann von Sternberg, Herrn Zdeneks Sohn, kriegte und heerte im Süden; Johann von Rosenberg fiel vom König ab. Im Spätherbst war Georg durch den Fall mehrerer wichtiger Schlösser, durch die Niederlage und den Tod Herrn Zdeneks Kostka, des ergebenen und einflußreichen Freundes, und andre Unglücksschläge tief gebeugt; dafür fiel jedoch auch des Sternbergers wichtigste Burg Konopischt. In dem wirren Kriegsgetümmel trat es bald zu Tage, daß der Ketzerkönig mit den vorhandenen Streitkräften schwer niederzuschlagen war; allein weder Polen, noch das Deutsche Reich waren zur Hilfeleistung geneigt, und Rom hatte nur Worte.

Aug. Sept. 1468.

Jan. 1469. Im Anfang des neuen Jahres zog Matthias, aus seinem ungarischen Reich zurückkehrend, abermals in Mähren ein; der Spielberg bei Brünn geriet in seine Hand; dann machte er einen verheerenden Einfall in Böhmen, um Kuttenberg, das mit seinen reichen Silberwerken Georgs wichtigste Geldquelle war, zu erobern. Da gelang es dem König Georg, die Ungarn bei Wilemow einzuschließen, so daß Matthias in äußerster Not Verhandlungen eröffnete. Der Böhmenkönig ließ sich von seiner Friedensliebe bestimmen, einen Waffenstillstand und Vertrag zu schließen, worin sich Matthias verpflichtete, die Aussöhnung der Böhmen mit dem römischen Stuhl auf Grund der Kompaktaten zu erwirken.

Febr. 1469.

Matthias zum König von Böhmen gewählt. 1469.

Es zeigte sich jedoch bald, daß die Friedenserbietungen des Ungarnkönigs nicht redlich gemeint waren und daß Georg allzu leichtgläubig den errungenen Vorteil aus den Händen gelassen hatte. Die päpstlichen Legaten beharrten in ihrer Unbeugsamkeit, die böhmischen Herren in ihrem Trotz, Matthias war unentschieden und schwankend. Um seinen Glaubenseifer wieder anzufeuern, faßte man den Plan, ihm die böhmische Königskrone anzutragen. Herr Zdenek von Sternberg machte den Vorschlag, die Legaten, die Bannerherren und Prälaten aus Böhmen und Mähren, die Ratsherren von Breslau, Pilsen, Budweis und den andern Städten, die in der Liga waren, stimmten bei und erwählten Matthias

zum König von Böhmen. Einige Wochen darauf erklärte sich dieser bereit, „zu 12. April.
Nutz und Frommen des christlichen Glaubens“ die Krone anzunehmen, und be- 3. Mai.
setzte sogleich die ersten Landesämter mit den rebellischen Herren. Bald darauf zog er nach Breslau und nahm die Huldigung der Schlesier und Lausitzer entgegen.

König Georg erkannte, daß er sich von seinem ehemaligen Schwiegersohn Haltung Georgs.
hatte täuschen lassen; für den heftigen Kampf, der jetzt aufs neue drohte, sah er sich nach einem kräftigen Bundesgenossen um. Wenn er früher wohl den Gedanken gehegt hatte, den Thron in seinem Geschlecht zu vererben, so ward er jetzt andrer Ansicht. Hatte er doch den Undank und die Mühen der Herrschaft in dem stürmischen Reiche sattsam erprobt. So entschloß er sich denn mit Zustimmung des Landtags die böhmische Krone dem Polenkönig Kasimir für dessen erstgebornen Sohn Wladislaus anzutragen, und so einen mächtigen Waffengefährten gegen den treubrüchigen Ungarn zu gewinnen. In Polen wurde das Anerbieten günstig aufgenommen, wenngleich eine entschiedene Antwort nicht erfolgte. Im Vertrauen auf diese Hilfe und auf die Unzufriedenheit in Ungarn, wo das herrische Wesen und die Sorglosigkeit gegen die Türkengefahr dem König Matthias viele Feinde gemacht hatte, beschloß nunmehr Georg aufs neue zum Schwert zu greifen.

In den Sommermonaten war das Kriegsgetümmel in Böhmen, Schlesien und Erneuter Krieg mit
Mähren wieder in vollem Gang. Zwar geriet der tollkühne Prinz Viktorin in unga- Matthias.
rische Gefangenschaft, allein in Böhmen wurde der Burgenkrieg gegen die rebellischen 1469. 1470.
Herren mit Glück geführt, die Schlesier und Lausitzer wurden blutig zurückgeschlagen,
Matthias selbst erlag in heißem Streit vor der Stadt Hradisch in Mähren dem Fürsten 2. Nov. 1469.
Heinrich, dem Sohne Georgs. Schon schweiften wieder böhmische Scharen weithin in Schlesien, Österreich und Ungarn. Viele böhmische und schlesische Herren machten ihren Frieden mit König Georg, und selbst die Breslauer und die Legaten bereuten ihre Heftigkeit; denn einer solchen Kraft des Ketzerkönigs hatten sie sich nicht versehen. Im
Frühjahr lagen sich die Heere wiederum in Mähren gegenüber; um die Stadt Hradisch 1470.
bei Göding wurde blutig gestritten; die wilden Raizen, die ihren Sold nach den eingelieferten Ketzerköpfen erhielten, wüteten furchtbar in dem unglücklichen Lande. Es gelang dem Böhmenkönig, das treue Hradisch und andre Städte von der ungarischen Umlagerung zu befreien. Einer offenen Schlacht wich Matthias aus, doch fiel er plötzlich in Böhmen ein und zog brennend und plündernd gen Kolin und Kuttenberg, bis ihn die neuerrichtete „Kreislandwehr“, die königlichen Truppen und die ergrimmten
Bauern zwangen, in fluchtähnlichem Zuge das verwüstete Land zu verlassen. August.

Es war wieder zu Tage getreten, daß das böhmische Volk mit Waffenge- Friedensaussichten.
walt nicht zu unterwerfen sei, und allenthalben machte sich das Friedensbedürfnis geltend, zumal da die furchtbaren Nachrichten von dem Vordringen der Türken einem jeden ans Herz legten, wie thöricht und frevelhaft der Hader unter Christen sei. An den deutschen Fürstenhöfen neigte man sich mehr und mehr zu Georg; die abgefallenen Unterthanen sahen ein, wie leichtfertig ihr Beginnen gewesen. „In Breslau entstand gar klägliches Leben,“ sagt Eschenloer,

„Schelten und Fluchen gegen die Geistlichen, die man nun öffentlich Verführer nannte.“ Viele Bürger waren gefallen, Handel und Wandel stockte, alles drängte nach Frieden und war bereit, sich mit Georg auszusöhnen. In Ungarn und Böhmen stieg die Mißstimmung gegen König Matthias. Unter diesen Umständen konnte auch der Ungarnkönig nicht mehr an Fortsetzung des Kriegs denken; er begann Friedensverhandlungen, die auf einen günstigen Ausgang hoffen ließen. Selbst in Rom fühlte man jetzt mildere Regungen; auf Zureden der sächsischen Herzöge wurde wieder ein Legat entsandt mit der Vollmacht zu Unterhandlungen. Der ersehnte Frieden schien endlich zurückzukehren, aber der König, welcher den Kampf durchgefochten und so viel gelitten hatte, sollte das Ende des Haders nicht erleben.

Tod Rokycanas und Georgs. 1471. 22. Febr. Magister Rokycana ging seinem Herrn im Tod voraus. Er starb „in seiner Ketzerei verstockt“, ein standhafter Verfechter seines Glaubens, ungebeugt durch Lästerungen und Flüche. Nahezu ein halbes Jahrhundert hatte er als unbestrittenes Haupt des utraquistischen Glaubens gewirkt, gemäßigt, aber zugleich entschieden in seiner Ansicht, auf Grund der Kompaktaten zur Versöhnung mit der römischen Kirche bereit, ein Feind aller Ausschreitungen, sei es in taboritischer oder in antikalixtinischer Richtung, stets bestrebt geordnete und dauernde Verhältnisse herbeizuführen, hochverehrt beim Volk, mit dem er „leutselig und ohne Heiligenschein“ verkehrte. Einen Monat später sank auch
22. März. König Georg ins Grab; zunehmende Körperfülle und Wassersucht hatten seinen Leib geschwächt. So starben die beiden wackeren Kämpen des utraquistischen Glaubens, „das Schwert und das Wort des Kelches Christi“; im folgenden Jahr verschied auch Gregor von Heimburg, der in dem böhmischen Kirchenstreit zum letztenmal seine scharfen Geisteswaffen gegen die Kurie geschwungen, deren Segen der sterbende Greis erflehte.

Beurteilung Georgs Podiebrad. So starb nach einer kampferfüllten Herrschaft der einzige Hussitenkönig, der auf dem böhmischen Thron gesessen. Im Lande geboren, nicht fürstlicher Abkunft aus dem Schoße des Volks selbst hervorgegangen und mit seinem Glauben und Wesen eng verwachsen, war Georg Podiebrad ein echt nationaler, volkstümlicher König. „König Georg erscheint ebenso als kraftvoller fürsorglicher Herrscher, wie als trefflicher Familienvater,“ urteilt Bachmann, der neueste Geschichtschreiber des Reichs unter Friedrich III. „Er war ein tüchtiger Krieger und geschickter Unterhändler, der den augenblicklichen Vorteil sehr wohl auszunutzen verstand, ein Meister in den kleinen diplomatischen Winkelzügen und dabei doch eine größer angelegte Natur, der kühne Pläne jederzeit zusagten. Des Königs Bildung war gering, an den Zügen seiner Schrift erkennt man, wie hart ihm das Schreiben ankam; er war so sehr Slawe, daß ihm selbst die Kenntnis des Deutschen völlig abging. Aber zweierlei stellt ihn hoch über seine Zeitgenossen und so viele seiner Verehrer bis zum heutigen Tage: er war ebenso frei von nationaler Unduldsamkeit wie von religiösem Fanatismus.“ Wir dürfen ihm

das redliche Streben nicht absprechen, seinem Volk geordnete und gesetzliche Zustände zurückzugeben, auf Grund gemäßigter Forderungen den Frieden mit der Kirche zu schließen und den alten Schimpf der Ketzerei zu tilgen. War er doch über den Verhandlungen mit Rom fast mit seinem eignen Hussitenvolk zerfallen. Vom päpstlichen Stuhl verflucht, von den trotzigen Großen und den aufgehetzten Glaubenseiferern angefeindet, von eifersüchtigen Nachbarn bekriegt, war die Lage des Emporkömmlings äußerst schwierig, und die Mittel, die ihm sein geschäftiger Sinn und die Einflüsterungen ränkevoller Ratgeber eingaben, waren, wie das deutsche Königsprojekt, häufig abenteuerlich und unfruchtbar. Daß er sich dennoch gegen alle Feinde bis an sein Lebensende behauptete, war der engen Verbindung, dem festen Zusammenhang mit dem Kern seines Volks zuzuschreiben. Nicht auf wütende Kriegsrotten wie weiland Ziska und Prokop stützte sich sein Regiment, sondern auf die Anhänglichkeit des gemäßigten Bürger- und Ritterstandes, die ihren Kelch bewahren, aber in Frieden und Ordnung leben wollten. Das blutige Spiel der Waffen war nicht Georgs Wahl, er hätte lieber auf dem Felde diplomatischer Verhandlungen und friedlicher Übereinkunft die Krone des hussitischen Reichs von den Verketzerungen und Anfeindungen befreit und in die Reihe anerkannter und gesetzlich geordneter Staaten eingeführt. Es war ihm dies nicht gelungen. Mitten in ungelösten und unentwirrten Verhältnissen schied der bannbeladene Hussitenkönig aus dem Leben.

4. Die Jagellonen auf dem böhmischen Königsthron.

Es galt jetzt nach Georgs Tode vor allem den erledigten Thron zu besetzen. Wahl des Königs Wladislaus. 1471.
Matthias von Ungarn faßte alsbald wieder neue Hoffnung, noch war Schlesien, die Lausitz und ein großer Teil Mährens in seiner Hand, und die katholischen Herren, insbesondere die Sternberg, wirkten für seine Erhebung. Allein die utraquistischen Stände waren ihm entgegen, bei ihnen war schon früher dem ältesten Sohne Kasimirs von Polen, dem damals fünfzehnjährigen Prinzen Wladislaus, die böhmische Krone bestimmt; doch sollte jetzt eine unabhängige freie Wahl vorgenommen werden. Mehrere Wochen vergingen unter Verhandlungen und Rüstungen der Parteien. Zwar wurden auch Stimmen zu gunsten des Prinzen Heinrich, des Sohnes des verstorbenen Königs, des Herzogs Albrecht von Sachsen und andrer Thronkandidaten laut; allein ernstliche Aussichten hatten doch nur der Ungarnkönig und der polnische Prinz. Die utraquistischen Stände wählten auf dem Landtage von Kuttenberg Wladislaus zum König, 27. Mai 1471.
und dieser nahm die dargebotene Krone an und verpflichtete sich zu einer Reihe Verbindlichkeiten, unter denen Schutz und Aufrechthaltung der Kompaktaten in erster Linie stand. In Iglau aber ließ sich inzwischen Matthias von dem päpstlichen Legaten in seiner böhmischen Königswürde bestätigen, und noch ehe der Pole gekrönt war, griffen die Parteien in Böhmen wieder zu den Waffen.

Krieg zwischen Matthias und Wladislaus um die böhmische Königskrone. 1471—1479. Zwei Fürsten legten sich nunmehr den Namen eines böhmischen Königs bei, und das Schwert mußte entscheiden, wem er gebührte. Der junge Wladislaus war der Erwählte der Nation, er war im faktischen Besitz der Regierung und des größten Teils des Hauptlandes, und stützte sich auf die Macht seines königlichen Vaters; Matthias hatte die Kronländer in der Gewalt, er vertraute auf die Hilfe des römischen Stuhls sowie der rebellischen Herren und auf sein eignes gutes Schwert. Ein langjähriger Krieg verheerte aufs neue das tief zerrüttete Land. Wir können auf die Einzelheiten, die wechselnden Erfolge des Kriegs, die unfruchtbaren Waffenstillstände nicht eingehen. Nachdem Matthias die Erhebung in seinem eignen Lande niedergeworfen und den Einfall des Polenkönigs Kasimir zurückgeschlagen hatte, brach er selbst verheerend in Mähren und Böhmen ein; weithin schweiften die leichten ungarischen Reiter. Trotz aller
1474. Friedensversuche brach der Kampf stets von neuem aus. Schlesien hatte wieder fürchterlich zu leiden; von den Türmen von Breslau soll man an dreihundert rauchende Brandstätten auf einmal gesehen haben. Als die Könige von Polen
Nov. 1474. und Böhmen heranzogen, wurde dem wilden Treiben durch eine Waffenruhe auf kurze Zeit Einhalt gethan. Der rasche Ungarnkönig wandte alsbald sein Schwert gegen die Türken, und in Böhmen wurde es eine Zeitlang stiller; allein noch ehe die Waffenruhe abgelaufen war, brach der Kampf in Schlesien und anderwärts wieder aus. Als der Kaiser in seiner Bedrängnis durch den österreichischen Aufruhr mit Wladislaus in enge Verbindung trat und ihm die Re-
10. Juni 1477. galien als Kurfürsten und König von Böhmen erteilte, kehrte Matthias seine Waffen auch wider den Habsburger und rückte bis gegen Wien vor.

Friedensschluß. In Böhmen machte man sich bereits mit dem Gedanken einer Teilung des Landes vertraut. Es war der einzige Ausweg aus den Kriegswirren. In den
März 1478. Brünner Friedensverhandlungen wurde dieser Plan zu Grunde gelegt und end-
30. Sept. 1478. lich im Ofener Vertrag von König Matthias angenommen.

Danach sollten beide Fürsten den Namen eines böhmischen Königs führen, Wladislaus die Herrschaft in Böhmen, Matthias in Schlesien, Mähren, Lausitz erhalten und beide die Herren, Städte und Gebiete in des andern Anteil von dem geleisteten Treueid entbinden; doch sollten nach Matthias' Ableben die Kronländer um 400,000
Juli 1479. Dukaten eingelöst werden dürfen. Auf einer feierlichen Zusammenkunft beider Könige zu Olmütz, wo man viele Tage mit Festlichkeiten, Ritterspielen und Gelagen verbrachte, wurde der Vertrag bestätigt.

Unzufriedenheit der Utraquisten. So war der lange Kampf um das böhmische Königtum zu einem Abschluß gekommen, der, wenn er gleich das Land zerriß und die Macht der Nation schmälerte, doch dem kriegsmüden Volk endlich Ruhe gewährte. Allein die religiöse Frage war noch immer ungelöst und stand einer völligen Beruhigung des Landes entgegen. Als die großen politischen Verwickelungen sich entwirrten, trat der religiöse Zwiespalt wieder in den Vordergrund. Die Utraquisten konnten die Anerkennung der Kompaktaten vom römischen Stuhl nicht erlangen, sie

klagten über Bedrückung und Beeinträchtigung seitens der Katholiken. Der König zeigte unverkennbar das Bestreben, wenn auch vorsichtig und maßvoll, sein Volk der römischen Kirche zuzuführen. Die Aufregung stieg, als ein italienischer Bischof nach Böhmen kam und den utraquistischen Priestern, trotz des päpstlichen Verbotes, die geistliche Weihe erteilte. Darin sahen die Herren von der Partei unter einer Gestalt eine Rechtsverletzung; der König war unentschieden und unschlüssig. Die religiöse Aufregung gab sich in einem blutigen Auftritt kund. In Prag und andern Städten hatte König Wladislaus die städtischen Ämter mit Männern besetzt, die sich zur katholischen Partei neigten und auch sonst durch ein drückendes und unredliches Regiment sich verhaßt gemacht hatten. Man sprach auch, sie hätten einen geheimen Anschlag auf die Häupter der Utraquisten gemacht. Der Haß des aufgeregten Volks führte zu einer blutigen 24. Sept. 1483.
Rachethat. Die Rathäuser wurden erstürmt, die Schöppen und ihr bewaffneter Anhang ermordet, oder später gerichtet; dann fiel der Pöbel über die Klöster und die Juden her.

Die Prager Bluttat war eine Antwort des utraquistischen Volks auf die Der Religionsfrieden
Versuche, das alte kirchliche Wesen zurückzuführen; sie erinnerte lebhaft an den von Kuttenberg. 1485.
Aufruhr in Prag, der das Vorspiel der furchtbaren Hussitenstürme gewesen (VIII, 239). König Wladislaus scheute jedes gewaltsame Vorgehen, und seinen Zorn über das revolutionäre Beginnen der Prager entwaffnete die entschlossene Haltung der Utraquisten und die Scheu vor neuen unabsehbaren Stürmen. Hatte doch dies Volk länger als ein halbes Jahrhundert seinen unerschütterlichen Entschluß dargethan, an seinem Glauben festzuhalten! Nur verblendeter Fanatismus konnte da noch an gewaltsame Unterwerfung denken. Der maßvolle, friedliebende, selbst etwas indolente König war nicht der Mann, das gefährliche Spiel zu wagen. Er strebte aufrichtig nach Frieden und Versöhnung. Auf dem Landtag März 1485.
von Kuttenberg kamen die Stände beider Religionsparteien zusammen und sprachen den Grundsatz der Duldsamkeit und Glaubensfreiheit aus: beide Parteien sollten fortan gleichberechtigt sein, kein katholischer Herr dürfe seinen utraquistischen Unterthanen im Glauben kränken oder schädigen, noch umgekehrt; die Prediger sollten Gottes Wort verkünden, nicht gegen Andersgläubige eifern; wer dagegen handle, sei ein Friedensstörer, ein Feind des Königs und des Reichs. Damit war die Vereinigung der Parteien, das friedliche staatliche Zusammenleben verschiedener Glaubensbekenntnisse besiegelt, durch Beschluß des Landtags dem römischen Stuhl auch in Glaubenssachen die Alleinherrschaft entzogen.

Die politischen und religiösen Wirren waren nunmehr zu einem Abschluß gekommen Ständischer Streit.
und wenn auch die Gegensätze nicht aufhörten, so verloren sie doch an Schärfe und Die Übermacht des Adels.
Bitterkeit. Allein die Kraft des Volks war in den langen Kämpfen gebrochen; fortan tritt das böhmische Reich, auf das solange die Blicke des ganzen Abendlandes gerichtet gewesen, vom Schauplatz der Weltpolitik zurück. Dasselbe Volk, das seinen Glauben gegen eine katholische Reaktion so erfolgreich verteidigt, vermochte auf sozialem Gebiete seine Stellung nicht zu behaupten. Die inneren Zustände nahmen, als die großen

Kämpfe ausgetobt hatten, eine veränderte Gestalt an: die Übermacht des Adels, insbesondere des Herrenstandes bildete sich mehr und mehr aus und beherrschte völlig das politische Leben. Die monarchische Gewalt war in der langen königlosen Zeit untergraben und gebrochen worden; auch die Bemühungen Georgs von Podiebrad vermochten nicht dem Königtum die alte Macht zurückzugeben. Unter Wladislaus schwacher Regierung stieg der durch Kirchen- und Krongüter bereicherte Herrenstand noch höher, da die königliche Gewalt, ohnehin schwach und abhängig, zersplittert und abgelenkt
1490. wurde, als nach Matthias Tod Wladislaus zum König von Ungarn gewählt ward. Dadurch wurden die Kronländer wieder mit Böhmen vereinigt, aber der König hielt sich von da an fast immer in Ofen auf. Das böhmische Volk empfand schmerzlich die Abwesenheit seines Herrschers, dem das neue Reich mehr am Herzen lag, als das Ketzerland mit seinem ewigen Hader und unerquicklichen Gezänke.

Unterdrückung des Bauernstandes.

Nachdem sich der Herren- und der Ritter- (Wladyken-) stand über die Besetzung der obersten Landesämter und die Sitze im Landrecht geeinigt hatten, hielt der gesamte Adel gegen den Bürger- und Bauernstand zusammen, und der König that nichts, dieser Übermacht entgegenzutreten. Zunächst hatte der Bauernstand darunter zu leiden.
14. März 1487. Der Landtagsbeschluß über Auslieferung „des flüchtig gewordenen Gesindes oder des Landvolks, das seine Gründe verlassen hat", versetzte das Landvolk in Leibeigenschaft. „Noch blieben die Bauern wahre Eigentümer ihrer Bauerngüter und Höfe, und ihre jährlichen Verpflichtungen, festgesetzt und geheiligt durch Urkunden und Herkommen, erlitten noch keine Veränderung. Aber der Beschluß vom 14. März 1487 übergab die armen Bauern ganz und gar der Gnade und Ungnade ihrer Herren, und die Zeiten waren nicht fern, wo das harte Wort der Bedränger: „bist du auch nicht verpflichtet, so mußt du doch", bei den Gerichten größere oder geringere Nachsicht erlangte."

Streit mit den Städten.

Weniger glücklich waren die Versuche, die Städte aus ihren politischen Rechten zu drängen. Der ständische Hader zwischen Adel und Bürgerschaft füllte die ganze Regierungszeit Wladislaus' aus. Die königlichen Schiedssprüche waren zu gunsten des Adels, vermochten aber nicht den Streit, der sich bisweilen in gewaltthätigen und blutigen Auftritten Luft machte, beizulegen.

Die Wladislausſche Landesordnung. 1500.

In der „Wladislausschen Landesordnung" wurde das Bestreben des Adels, den dritten Stand der Städte aus allen politischen Rechten zu drängen, sanktioniert. „Der Adel eignete sich die gesamte gesetzgebende Gewalt einfach und ausschließlich zu, die dritte Stimme der Städte sollte nur dort gehört werden, wo es sich um städtische Angelegenheiten handelte, in Landesangelegenheiten oder solche, die das ganze Volk angingen, sollte sie sich ganz und gar nicht einmischen." Allerdings ragte auch der böhmische Adel in dieser Periode an Bildung, Reichtum und politischer Einsicht und Fähigkeit hervor. Männer wie Ctibor von Cimburg, Wilhelm von Pernstein, Johann von Schellenberg, Benesch von Weitmil, der rechtskundige Ritter Albrecht Rendl von Auschawa, der Verfasser der Wladislausschen Landesordnung, u. a. genossen durch Vorzüge des Charakters oder Geistes und durch hohe staatsmännische Begabung großes Ansehen im Lande. Die Städte klagten, daß der Adel die Freiheit ihres Standes anfechte, sie in ihren Gewerbsrechten störe und kränke, an der Eintragung freier Landgüter in die Landtafel hindere, wider Gebühr vor das Landrecht oder Kammergericht vorlade u. a. Sie traten in einen Bund zu gemeinsamem Widerstand zusammen, und der königliche Schiedsspruch, der ganz zu gunsten des Adels ausfiel, verschärfte den ständischen Hader. Lauernd und wachsam standen sich die Parteien gegenüber, vermieden jedoch offenen Krieg. Neue Streitigkeiten zwischen Katholiken und Utraquisten und Verfolgungen gegen die Brüderunität, ließen die allgemeine Aufregung nie zur Ruhe kommen. Die oberste Regierung war unvermögend, den Gewaltthätigkeiten einzelner, wie der Herren Schlick, der Nachkommen des Kanzlers weiland Kaiser Siegmunds, der

Herren von Gutstein u. a., der Unsicherheit der Straßen durch bewaffnete Räuberbanden und dem Hader der Stände Einhalt zu thun. Ungestraft ließ Georg Kopidlansky, ein wilder verwegener Mann, seine rohe Wut an den Pragern aus, die ihm einen Bruder hingerichtet hatten. Die Städte erlangten endlich vom Adel Anerkennung 22. März 1508. ihres Rechts der dritten Stimme bei der Gesetzgebung. Allein das Bestreben des Adels, die eigne Gerichtsbarkeit der Städte zu untergraben und zu vernichten, blieb für deren ganze Machtstellung und Selbständigkeit von höchster Gefahr. Als Führer des Bürgerstandes traten zwei Männer auf, die sich von niedrigster Geburt zu Lenkern des Prager Stadtrats aufschwangen: Johann Hlawsa und Johann Paschek. Der Herzog Bartholomäus von Münsterberg, ein Enkel des Königs Georg, trat in ein Bündnis mit den Städten und führte ihre Sache gegen den Adel vor dem König. In der Stärkung der königlichen Gewalt und der städtischen Rechte sah er das Mittel, der überhand nehmenden Willkür der Aristokratie ein Ziel zu setzen. Als Herzog Bartholomäus in den Wellen der Donau ein plötzliches Ende gefunden hatte, trat Karl von Münsterberg an April 1515. des Vetters Stelle.

Die langwierigen ständischen Streitigkeiten, welche besonders heftig über Wladislaus' Tod. 1516. die Kompetenz der Landes- und der städtischen Gerichtsbarkeit entbrannt waren, lenkten allmählich in friedlichere Bahnen ein. Der König hatte sich in den letzten Jahren der Sache der Städte mehr zugeneigt. Allein den endlichen Austrag der ständischen Streitigkeiten erlebte er nicht mehr. Am 13. März 1516 starb 13. März 1516. Wladislaus, ein wohlmeinender Herr, der jedoch der drückenden Last zweier Königskronen und der Herrschaft in zwei stürmisch bewegten Reichen nicht gewachsen war.

König Wladislaus hinterließ von seiner französischen Gattin Anna von König Ludwig I. 1516–1526. Foix zwei Kinder, Anna und Ludwig, welcher letztere bei des Vaters Tod zehn Jahre zählte und bereits in Ungarn und Böhmen mit der Königskrone geschmückt worden war. Kaiser Maximilian und König Siegmund von Polen führten nach dem Willen des verstorbenen Königs und mit Zustimmung der böhmischen Stände die Vormundschaft. Die Regierungsgeschäfte aber blieben wie zuvor in den Händen der obersten Landesbeamten, unter denen Oberstburggraf Zdenek Lew von Rozmital die erste Stelle einnahm. Die Königskrone auf dem Haupt eines Kindes, durch eine ungeheure Schuldenlast beschwert, der Adel im Vollbesitze der Macht, unbotmäßig und eigenwillig, die Stände in ewigem Hader, Unsicherheit und Selbsthilfe allenthalben, der Bauernstand in schmählicher Leibeigenschaft, hier und da in offenem Aufruhr, die religiöse Frage noch immer nicht zur Ruhe gekommen, das sind die unerfreulichen Erscheinungen, welche das böhmische Reich damals bot.

Unter solchen Umständen war es ein glückliches Ereignis, daß es den Bemühungen Beilegung des ständischen Streites. wohlmeinender Männer, insbesondere des Herrn Wilhelm von Pernstein, gelang, den ständischen Hader zu schließen. Der St. Wenzelsvertrag schlichtete den Streit über die 24. Okt. 1517. Kompetenzen des Landrechts und der städtischen Gerichte und stellte die Fälle zusammen, die vor jenes oder vor diese gehörten; über jeden Stand soll nach seinem Recht geurteilt werden, über den Edelmann nach der Landesordnung, über die Bürger nach städtischem Recht. Die dritte Stimme auf dem Landtag wurde den Städten nicht mehr

angefochten. Andre Vereinbarungen betrafen die Braugerechtigkeit, Fehdewesen und Bündnisse, die königlichen Schulden u. a. Allein das Mißtrauen und die Feindschaft unter den Ständen wurde auch durch den Wenzelsvertrag nicht gänzlich weggeräumt, und die öffentliche Sicherheit wurde nicht größer. Nach wie vor hatten sich die Städte adliger Wegelagerer zu erwehren. Die obersten Landesbeamten waren eigennützig und parteiisch für ihre Standesgenossen, die Staatsgewalt war gebrochen und unfähig.

Stärkung der königlichen Gewalt und Reaktion dagegen. Gegen die Zerfahrenheit der staatlichen Zustände, die allgemeine Unsicherheit und Unzufriedenheit gab es nur ein Mittel: man mußte die königliche Gewalt stärken und das Regiment den Händen der selbstsüchtigen Landesbeamten, insbesondere Herrn Zdeneks von Rozmital und seines Gesinnungsgenossen Peter von Rosenberg entreißen. Darum forderte der Landtag zunächst, daß der König selbst ins Land komme, den Parteiwirren in Ungarn und der Türkengefahr zeitweilig den Rücken wende. Der königliche Knabe, der soeben seine Vermählung mit Maria, der Enkelin Kaiser Maxi-
1522. milians, gefeiert, leistete endlich dem dringenden Rufe des böhmischen Landtags Folge. Seine Ankunft brachte eine Umgestaltung der öffentlichen Verhältnisse hervor. Die alten unbeliebten Landesbeamten wurden abgesetzt und ihre Stellen an würdigere Männer, die mehr Vertrauen im Lande genossen, übertragen; der Herzog Karl von Münsterberg wurde zum Landesverweser eingesetzt. Der Landtag bewilligte hohe Steuern zur Bezahlung der königlichen Schulden und zur Bestreitung des Hofhalts. Es schien, als sei die königliche Gewalt wiederum auf festere Stützen gestellt, allein bald trat eine Reaktion ein. Die lutherische Reformation fand mehr und mehr Eingang im Lande und fachte die religiöse und politische Aufregung wiederum zur hellen Flamme an. Es folgte eine Zeit voll leidenschaftlicher Bewegung. Die Fortschritte der neuen Lehre, welche die jetzigen Landesbeamten begünstigten, waren dem jungen König und seinen Ratgebern nicht nach dem Sinne; sie glaubten die Unterstützung des Papstes gegen die Türken nicht entbehren zu können. Diese Verhältnisse benutzten die alten Landesbeamten von der Partei Herrn Zdeneks von Rozmital, um wieder zu der früheren Macht zu kommen. In Prag begann die Umwälzung unter der Führung des Johann Paschek, der aus dem städtischen Rate entlassen worden war und mit den früheren Landesbeamten gemeinsame Sache machte; ihm schloß sich der Administrator Gallus Cahera an. Man warf den Anhängern der neuen Lehre einen geheimen Anschlag gegen den alten Glauben vor,
Aug. 1524. und Paschek ließ eine Anzahl von Ratsherren und Bürgern verhaften und aus der Stadt verweisen. Das städtische Regiment kam dadurch ganz in seine Hand. Die Folge dieser Umwälzung in Prag war, daß auch die alten Landesbeamten, besonders Zdenek von Rozmital, wieder in ihre Würden zurückkehrten. Der schwache und schlecht unterrichtete König ließ dies geschehen, obwohl die Krone das kaum errungene Ansehen dadurch wieder einbüßte.

Tod Ludwigs. Mitten in die Parteiung, in den allgemeinen Hader religiöser, politischer und sozialer Art fiel, um die Verwirrung noch zu mehren, der Tod des jungen
29. Aug. 1526. Königs. Wir werden die unglückliche Schlacht bei Mohacs, die entsetzliche Niederlage des christlichen Heeres und den traurigen Ausgang Ludwigs, der flüchtend im Schlamm eines sumpfigen Baches versank, an einer andern Stelle kennen lernen. Mit dem jungen, frühreifen und unerfahrenen Fürsten, der den leidenschaftlichen Stürmen in zwei tief aufgeregten Reichen nicht zu gebieten vermochte und sich mit „Kurzweil und Liebeleien" mehr als mit den Sorgen der Regierung abgab, erlosch das Jagellonische Haus in Böhmen. Auf die erledigte Krone machte der Erzherzog Ferdinand, der Bruder Kaiser Karls V., als Gemahl

der Schwester des letzten Jagellonen, Anna, kraft der Erbverträge zwischen König Wladislaus und Kaiser Maximilian Anspruch. Er wurde durch die Wahl der Stände auf den Thron erhoben, und Böhmen dadurch mit dem Länderbesitz 24. Okt. 1526. des österreichischen Hauses vereinigt.

Wir haben ein Jahrhundert böhmischer Geschichte kennen gelernt voll Rückblick auf die Hussitenzeit. stürmischer Kämpfe und leidenschaftlicher Erregung. Aus dem Schoße eines Volks, das sonst wenig in den Gang der großen Weltereignisse eingegriffen, hatte sich plötzlich eine Macht furchtbarer Wirkung entwickelt, die dem mittelalterlichen Wesen in Staat und Kirche einen tiefen Stoß gab. Zwei Jahrzehnte hatte das Abendland vor den Hussiten gezittert und das Heldentum des böhmischen Volks, das aus eigner Kraft seinen Kelch gegen die Heere des Reichs und der Kirche verteidigte, zwingt uns Bewunderung ab. Als aber die entflammte Leidenschaft sich abkühlte, als die Bewegung in engere Bahnen einlenkte, da zeigte sich, wie nichtig die Frucht der entsetzlichen Kriege war. Das äußerliche Zeichen des Kelches war fast das einzige, was dem Volk geblieben. In selbstzerfleischende Wut, in unfruchtbares Glaubensgezänk, in wüsten Parteihader, in entsetzliche Anarchie, endlich in eine übermächtige Adelsherrschaft lief die ganze Bewegung aus. Die letzten Jahrzehnte der Hussitenzeit zeigen noch die wilden Parteikämpfe, den fanatischen nationalen Haß, die Unverträglichkeit gegen Andersgläubige, aber nicht mehr die Heldengröße und geistige Regsamkeit früherer Jahre. Die böhmische „Ketzerei" verknöcherte und erstarrte und kehrte entweder zur alten Kirche zurück oder ging in der Glaubenserneuerung des Reformationszeitalters auf. Das Volk der Tschechen war nicht geschaffen, eine große geistige Idee in die Christenheit einzuführen.

VII. Kaiser Maximilian I. und die Reformthätigkeit im Reich.

1. Die letzten Regierungsjahre Kaiser Friedrichs III.

Die große Bewegung und Parteiung im Reich hatte sich erschöpft; weder Zustand des Reichs. auf staatlichem noch auf kirchlichem Gebiet war eine nachhaltige Wirkung zu verspüren. Mehr und mehr löste sich die Geschichte des Reichs in unzusammenhängende, zersplitterte Vorgänge auf; kaum daß noch ein gemeinsames Band die Selbstherrlichkeiten umfaßt. Buntwechselnd nach dem Augenblick, unberechenbar und unfruchtbar ist das Parteitreiben der deutschen Fürsten, mit jedem Schlag, mit jeder neuen Aussicht gestaltet sich die Parteilage anders; dynastische und eigensüchtige Beweggründe bestimmen die Politik. Die Krone des Deutschen Reichs, nach der sogar fremde Fürsten die Hand ausstrecken durften, war seit lange unvermögend, die auseinander strebenden Gewalten zu vereinigen, die

eigenwilligen Interessen, Pläne und Bestrebungen unter einem Ziel oder Gedanken zusammenzufassen. „Mochten die Völker ringsum in nationalem Gefühl sich erheben, erstarken, neue staatliche Gestaltungen suchen und finden, in deutschen Landen war und blieb man bei der Zersplitterung in zahllose Selbstherrlichkeiten, bei der „Freiheit", und das heilige Reich bedeutete nur die Summe dieser Unverantwortlichkeiten, das Gegenteil von Einheit, Macht, Staatlichkeit, von Ordnung und Unterordnung. Ein Zustand um so verderblicherer Art, als die Gewohnheit ihn ertragen, für „deutsches Recht" ansehen lehrte, was nur Anarchie war." Nur große und Schrecken erregende Ereignisse brachten den deutschen Reichsständen wieder einmal ihre Zusammengehörigkeit und den tiefen staatlichen Verfall zum Bewußtsein. Es war vor allem die Türkenfrage, welche von Zeit zu Zeit die Gemüter aufrüttelte. Unaufhaltsam drang die Flut der osmanischen Eroberung vor. Schon waren die Donauländer, Bosnien, Serbien, Kroatien überschwemmt; in Ungarn, selbst in deutschen Landen, in Steiermark und Krain, waren die Türken eingefallen. Und dabei konnte der bedrängte Kaiser des Aufruhrs in Österreich nicht Herr werden. In seiner Not erinnerte er sich wieder einmal, daß er des Reichs Oberhaupt sei, und beschloß jetzt, seit fünfundzwanzig Jahren das erste Mal, selbst wieder ins Reich zu kommen. Er beschied die Fürsten und Städte zu einem Tag nach Regensburg, „um über eine große Türkenhilfe und des Reichs Besserung zu berathen".

Friedrichs Haltung und der Plan einer neuen Königswahl. Es fand sich zwar zu Regensburg im Sommer 1471 wieder einmal eine stattliche Versammlung ein, die größte, deren sich die ältesten Leute im Reich zu erinnern wußten, allein die Forderung eines Reichsheeres wurde nirgends bereitwillig oder vertrauensvoll aufgenommen; das kaiserliche Landfriedensgebot wurde mißachtet, die Entscheidung in der Türkensache vertagt, der Reichstag löste sich ohne ein gedeihliches Resultat auf, ein Schauspiel, das man in deutschen Landen schon längst gewohnt war. Der Kaiser selbst soll während der langen
1473. Reden in Schlummer gesunken sein. Zwei Jahre später kam Friedrich nochmals ins Reich. Es war jetzt zunächst ein andrer Beweggrund, obwohl die Türkengefahr nicht gemindert war. Wir haben im vorigen Band gesehen, zu welcher gewaltigen Macht das burgundische Reich im Westen emporgewachsen war. Fort und fort streckte Karl der Kühne seine gierigen Hände weiter aus nach deutschen Reichsländern. Schon war er in die Krönungsstadt Aachen eingezogen, und kein Kaiser war da, die Bedrängten zu schützen. Nicht um die deutschen Länder zu retten, zog Friedrich damals wiederum herbei. Zu friedlichen Unterhandlungen kamen der Kaiser und der Räuber des alten Reichsbodens zusammen. Friedrich dachte den längst gesponnenen Plan der Vermählung seines Sohnes Maximilian mit des Herzogs einziger Tochter Maria zur Ausführung zu bringen und damit das reiche Erbe seinem Hause zu sichern. Auch gegen die Feinde Habsburgs, den Pfalzgrafen, die Eidgenossen, konnte vielleicht der Arm des Burgunders gebraucht werden. Der Herzog aber hoffte mit Hilfe des Kaisers

seine hochfahrenden Pläne auf die burgundische, ja die römische Königskrone durchzuführen. Damals fand zwischen den beiden Herrschern die vielgefeierte Zusammenkunft von Trier statt, die wir früher kennen gelernt haben (VIII, 809). Sept. 1473.
Kaiser Friedrich hat auch hier über schlauer Berechnung und politischen Kombinationen die Pflichten des Reichsoberhauptes schmählich vernachlässigt. Selbst das übermütige Gebahren des Burgunders war nicht im stande, eine kräftige Erhebung in dem zerfahrenen Reiche zu bewirken. Erst als die Ungarn des Königs Matthias in Wien einzogen (S. 71) und der Kaiser wie ein heimatloser 1485.
Flüchtling durch die Lande wandern mußte, fühlte auch er die Notwendigkeit, im Reich eine Stütze zu suchen. Es war jetzt keine leichte Sache mehr; zu viel war gesündigt worden. In Deutschland hatte man sich schon längst und nicht ohne Schuld der Habsburger daran gewöhnt, die Bedrängnis wie die Bestrebungen des Hauses Österreich als eine dem Reich fremde Angelegenheit zu betrachten. Sollte der Kaiser wieder Ansehen, Anerkennung und Hilfe finden, so mußte er mit redlichem Willen auf die Wünsche der Reichsstände eingehen, die Reform in die Hand nehmen, er mußte aufhören, einzig und allein Herzog von Österreich zu sein und die Kaiserkrone als einen schimmernden Schmuck ohne Pflichten zu betrachten. Aber der alte Kaiser konnte einer solchen Aufgabe und Anforderung nicht genügen. Sollte man noch hoffen, die fürchterlichen Gefahren im Osten abzuwenden und im Innern die so oft gescheiterten und doch so dringend notwendigen Reformen zum Ziel zu führen, so mußte dieser Kaiser, an dessen Mattherzigkeit und Gleichmut alle Mahnungen abprallten, verdrängt werden. Mehr und mehr richteten sich die Blicke derer, die nach besseren Zuständen strebten, auf Kaiser Friedrichs Sohn, den ritterlichen, in jugendlicher Heldenkraft prangenden Erzherzog **Maximilian**, der mehr von dem südlichen Feuer seiner portugiesischen Mutter als von dem kalten nüchternen Wesen des Vaters in sich trug, der in den Kämpfen in den Niederlanden und bei der Behauptung seiner burgundischen Erbschaft einen kühnen, thatkräftigen Sinn gezeigt. Er schien ein würdiger Träger der deutschen Krone und stellte bessere Tage für die Nation in Aussicht. Die Fäden, die damals in den hohen politischen Kreisen gesponnen wurden, sind nicht mit Sicherheit zu verfolgen. Es mochte doch auch unter den Kurfürsten keinen mehr geben, der sich der Einsicht verschloß, es müsse eine Besserung gemacht werden. Insbesondere trug sich **Berthold von Henneberg**, der seit 1484 auf dem erzbischöflichen Stuhl zu Mainz saß, mit großen Reformplänen und hoffte in dem jungen, hochbegabten Fürsten Empfänglichkeit und Verständnis dafür zu finden. Der alte Kaiser war wie immer teilnahmlos und gleichgültig, selbst bei dieser Frage, die sein und seines Hauses Schicksal so nah betraf. Er verwahrte sich dagegen, als ob er eines Mitregenten bedürfe, und that hinterher, nachdem er den großen Erfolg für sein Haus errungen, als bringe er dem Reiche ein Opfer. In Franken besprach er sich damals mit dem Markgrafen **Albrecht**, in dessen alters-

schwachem Leib noch die feurige Seele von ehedem lebte. Noch blickte sein Geist klar in die wirren Zeitläufe, durch die vordringende Ungarnmacht in Schlesien sah er Sachsen und Brandenburg, durch die um sich greifende selbstbewußte bayrische Herrschaft Franken gefährdet. Er drängte auch jetzt seinen kaiserlichen Herrn zu dem Entschluß, Maximilian zum Gehilfen in den Reichsgeschäften und zur Wiedererwerbung des verlornen habsburgischen Länderbesitzes heranzuziehen. Die Werbungen des kaiserlichen Rates, des Grafen Hugo von Werdenberg, fanden im Reich eine günstige Aufnahme.

Der Frankfurter Reichstag. Febr. 1486. Zu Frankfurt sammelte sich um den Kaiser und den jungen Erzherzog wieder einmal ein festlicher, zahlreich besuchter Reichstag. Die Stimmen für die Königswahl waren gewonnen; die sechs anwesenden Kurfürsten (die Krone von Böhmen fehlte im kurfürstlichen Rate) erhoben einstimmig Maximilian zum 16. Febr. römischen König, und der Kaiser bestätigte die Wahl. Allein die andre Aufgabe der Versammlung, die Reichshilfe gegen Ungarn, hatte geringen Fortgang. Der Forderung eines Reichsheeres und einer Reichssteuer wurden wichtige Bedingungen entgegengesetzt: Herstellung des Landfriedens, Errichtung eines vom Kaiser unabhängigen, von den Ständen zu besetzenden Kammergerichts u. a. Wenngleich der alte Kaiser, für neue Ideen unempfänglich, auch jetzt nur einen zehnjährigen Landfrieden gebot, der bei dem Mangel einer Exekutivgewalt unfruchtbar bleiben mußte, so trugen doch diese Frankfurter Verhandlungen die 1489. Keime wichtiger Umgestaltungen in sich. Auf dem Reichstag zu Nürnberg verpflichtete sich Maximilian, bei seinem Vater für das neue Gericht wirken zu wollen.

Tod des Markgrafen Albrecht Achilles. 11. März 1486. Markgraf Albrecht Achilles hatte in Frankfurt zum letztenmal in Sachen des Reichs gewirkt; auf einem Tragsessel trug der sterbende Held dem neuen König das Reichszepter vor. Die Zeiten hatten sich gewaltig geändert, seit der streitbare Herr, strotzend in Manneskraft, sein scharfes Schwert gegen die Städte und feindlichen Fürsten geschwungen. Wenn er alle die welschen Herren sah, die den jungen König umgaben, und den Prunk, den die Ritter vom goldenen Vlies zur Schau trugen, und selbst bei der Eröffnung des Reichstags das Wappen von Burgund über des Kaisers Stuhl, dasselbe Wappen, gegen das er vor Neuß gekämpft: dann mußte er sich sagen, daß eine neue Zeit über das Reich heraufziehe. Schon ruhten auch seine großen Gegner, der reiche Ludwig, der pfälzische Friedrich im Grab; jetzt legte auch der deutsche Achill sein treues Schwert und sein müdes Haupt zur Ruhe. In der Klostergruft zu Heilsbronn wurden seine Gebeine bestattet.

Der Schwäbische Bund. Reformpläne, die das ganze Reich umfaßten, hatten sich so häufig als unausführbar erwiesen. Wie oft war der Landfrieden geboten, wie oft beraten worden, auf welche Weise das Reich gegen auswärtige Feinde erfolgreich verteidigt werden könne! Seit der Königswahl Maximilians gewann die Reformbewegung bestimmtere Ziele und Aufgaben; es nahmen die Bestrebungen, das Reich unter gesetzlichen und staatlichen Formen zusammenzufassen, eine festere Gestalt an. Je deutlicher die Schwierigkeiten jedem Einsichtsvollen sich auf-

drängten, desto mehr empfahl sich der Gedanke, diesen Versuch zunächst in kleinem Kreise zu machen. Und dazu schien keine Gegend geeigneter als Schwaben, das Land der Reichsstädte und kleinen Herrschaften, wo kein übermächtiger Landesherr die Reichsgewalt verdrängt und gebrochen hatte, seit alters das Land der ritterlichen und städtischen Bündnisse, wo die Idee des Reichs noch am lebendigsten war.

Vom Landfrieden, dem Grundstein jeder neuen Ordnung, ausgehend, sollten hier unter der Autorität der Reichsgewalt und zu ihrem Schutze alle Stände zu einem Bund vereinigt werden, zu einem Vorbild dessen, wie das ganze Reich auf neuer staatlicher Grundlage geordnet und reformiert werden könne. Die vordringende Macht der Wittelsbacher konnte die freien Glieder des Reichs überzeugen, wohin das ungezügelte Streben der fürstlichen Landeshoheit führe. Schon hatte Herzog Albrecht von München sich an Regensburg vergriffen und trachtete offenkundig nach der Landvogtei in Schwaben und nach dem vorderösterreichischen Erbe des kinderlosen Herzogs Siegmund (S. 74). Für das Haus Österreich bot ein solcher Bund in Schwaben Schutz gegen die Gefahren, welche den vorderen habsburgischen Landen von Bayern und anderseits von der Eidgenossenschaft drohten. Erzbischof Berthold von Mainz, den wir fortan an der Spitze der Reformbewegung finden, hat wohl auch diese Idee angeregt. Besondere Verdienste um die Ausführung des Planes erwarb sich Graf Hugo von Werdenberg, aus einem schwäbischen Geschlecht entstammt, der Hauptmann der Ritterschaft zu St. Georgenschild und damals der erste im kaiserlichen Rat. Durch Anknüpfung an die alten Bündnisse der Städte und Ritter, die nie ganz erloschen waren, wurde das Mißtrauen der Reichsstände gegen jeden Einigungsversuch von oben, gegen die Stärkung der kaiserlichen Macht vermindert. Den kleinen Reichsständen war der Bund eine Schutzwehr gegen die überwuchernde Fürstenmacht; die Städte waren zudem wohl zufrieden mit jedem Versuch, den Landfrieden aufrecht zu halten, wenngleich auch einige von ihnen dadurch in neue Händel mit den Fürsten zu geraten fürchteten. Für die österreichischen Träger der Kaiserkrone verhieß der neue Bund Schutz in ihren Hausinteressen und Beteiligung des Reichs an habsburgischen Kriegen.

Auf kaiserliche Berufung versammelten sich auf einem Tag zu Eßlingen die schwäbischen Stände, die Städte und die Georgsgesellschaft, welcher der größte Teil der dortigen Ritterschaft angehörte. Graf Hugo legte den Plan einer Bundesverfassung vor, damit der Frankfurter Landfriede auch in Schwaben, das dem Kaiser unmittelbar unterworfen sei, aufgerichtet werde. Die Versammelten vernahmen den Plan, der das freie Einigungsrecht der gesonderten Stände aufhob, mit Bedenken. Der Kaiser aber ließ sich nicht irre machen; er sandte einen Befehl an alle Prälaten, Adlige und Städte in Schwaben, sich zu vereinigen, und verbot die früheren Bündnisse, welche der neuen Einung im Wege standen. Darauf erklärten die meisten Städte und die Georgsritter auf einem neuen Tag in Eßlingen ihren Beitritt zum Bunde; bald folgten Herzog Siegmund und Graf Eberhard im Bart von Württemberg. Am St. Valentinstag, somit dem eigentlichen Stiftungstag des Bundes, wurden die Einungsbriefe ausgestellt.

Die Gründung. 1488. 26. Juli 1487. 4. Okt. 1487. 4. Febr 1488. 14. Febr. 1488.

Organisation des Bundes. Der Bund wurde in vier Gruppen geteilt: den Herzog; den Grafen Eberhard; die Prälaten und Ritterschaft; die Reichsstädte, anfangs ihrer 22, unter denen Ulm als Vorort gelten konnte. Zu einem Bundesheere sollte jeder dieser Teile 3000 Mann Fußvolk und 300 Reiter beim ersten Aufgebot stellen, beim dritten mit gesamter Macht ausrücken; zugleich wurde eine Bundessteuer angesetzt. Die Einung sollte auf acht Jahre (soweit lief noch der Frankfurter Landfriede) gültig sein, wurde aber später erneuert. Der Hauptzweck war gemeinsame Abwehr etwaiger Angriffe und Schlichtung innerer Streitigkeiten durch Austragsgerichte, an deren Stelle später ein ständiges Bundesgericht trat. Der **Bundesrat** bestand aus zwei Kollegien, je mit neun Räten und einem Hauptmann, die alljährlich neu gewählt wurden, und zwar gehörte das eine den Prälaten und Rittern, das andre den Städten an. Zum ritterschaftlichen Hauptmann wurde der Graf von Werdenberg, zum städtischen der Bürgermeister von Ulm, **Wilhelm Besserer**, gewählt. Die verbündeten Fürsten waren anfangs nur durch Gesandte vertreten, errichteten dann aber einen eignen Bundesrat. — Bald traten die
1488. säumigen Reichsstände in Schwaben und auch andre Glieder dem Bunde bei: Augsburg, Donauwörth, Heilbronn, Wimpfen; Bischof Friedrich von Augsburg; später (1499) Konstanz. Der Aufnahme auswärtiger Fürsten widerstrebte anfangs der Kaiser; er sah darin „mehr Zerrüttung denn Nutz". Dennoch traten mit seiner Einwilligung die beiden Markgrafen Friedrich und Siegmund von Brandenburg-Ansbach, die Söhne Albrecht Achills, Markgraf Christoph von Baden, die Erzbischöfe Johann von Trier und Berthold von Mainz bei. Der neue Bund zeigte bald, als König Maximilian von den empörten Bürgern in Brügge gefangen gehalten wurde und der Kaiser zur Befreiung und Rache auszog, durch thatkräftige Unterstützung, daß er wirklich die Grundlage einer bessern Verfassung war, der opferwilligen Teilnahme der Reichsglieder in Sachen des Reichs. „Der Schwäbische Bund, welcher als großartige Verkörperung der Grundzüge des Landfriedens dem Hause Österreich den lange niedergedrückten Einfluß erneute, diente für die nachmalige Reichsverfassung zu einer Art Vorbild und Muster."

Der Schwäbische Bund und die Herzöge von Bayern. Der Schwäbische Bund nahm von Anfang an eine feindselige Stellung gegen die Herzöge Georg von Landshut und Albrecht von München ein, welche fort und fort ihre Habe mehrten, ihre Gerichtsbarkeit ausdehnten und freie Reichsstädte bedrängten. Hatten sie doch den alten Herzog Siegmund zur Veräußerung der sämtlichen österreichischen Vorlande bewogen, ein Vertrag, der freilich nicht zum Vollzug kam, aber doch den Kaiser und den Bund das Schlimmste von dieser um sich greifenden nachbarlichen Macht befürchten ließ. Der Überfall der Abtei Roggenburg durch einen Amtmann des Herzogs Georg machte viel böses Blut. Viele Glieder des Bundes brannten vor Kriegslust gegen den schlimmen Nachbar; den Brandenburgern war längst „das Wams heiß" wider das Haus Landshut, auf das sie noch von Väterzeiten her grollten. Der Kaiser verhinderte den Ausbruch offenen Kriegs, als ihm der Bayer Friedensanträge und Versprechungen machte, verstimmte jedoch dadurch den Bund. Man sprach, um die Glieder gegen Gewalt zu schützen sei der Bund da, nicht um dem österreichischen Haus in fremden Landen zu dienen. Schon schien sich, unter der Führung Bertholds von Mainz, eine Opposition der Reichsstände gegen das habsburgische Haus anzubahnen; schon verpflichtete man sich, kaiserliche Befehle

zum Nachteil des Bundes nicht zu befolgen. Zur rechten Zeit brachte König Maximilian einen vorläufigen Vergleich zwischen Herzog Georg und den Verbündeten zu stande. 10. Juni 1489. Bald wurde Maximilian selbst als Nachfolger des Herzogs Siegmund von Tirol ein Glied des Bundes und erlangte zu seinem Zug nach Österreich und Ungarn eine Bundeshilfe. 5. Mai 1490. Auch gegen Herzog Albrecht von München, welcher die Verschreibung Vorderösterreichs nicht herausgeben wollte, die Reichsstadt Regensburg besetzt hielt und seine landesherrliche Gewalt über den freien Adel auszudehnen suchte, bewährte der Schwäbische Bund seine Thatkraft und Macht. Der bedrängte Adel in Bayern und Oberpfalz, der **Löwlerbund**, trat der Schwäbischen Einung bei und erlangte Hilfe gegen den Herzog, über den der Kaiser die Reichsacht verhängte. Schon lag das schwäbische Heer unter dem Feldhauptmann Eberhard von Württemberg dem bayrischen am Lech Mai 1492. kampfgerüstet gegenüber. Da vermittelte der König Maximilian abermals einen Vergleich; der Herzog mußte Regensburg und die österreichischen Verschreibungen herausgeben und die Löwenritter beim Bund belassen. Einige Jahre darauf (1498) wurde er selbst in die Einung aufgenommen.

Tod und Charakter Friedrichs III 1493. Als König Maximilian die Kriege in den Niederlanden, Frankreich und Ungarn zu einem befriedigenden Ausgang gebracht und die Reichsgewalt sich wieder einmal an den trotzigen Bayernherzögen erprobt hatte, war die günstigste Zeit gekommen, die Verfassungsreform in die Hand zu nehmen, zumal da auch jetzt der Tod des überalten Kaisers Friedrich dem Sohne freiere Hand ließ. In stiller Zurückgezogenheit hatte Friedrich die letzten Jahre zu Linz verbracht, mit Astrologie und alchimistischen Künsten beschäftigt. Hier starb der fast achtzigjährige Greis, 19. Aug. 1493. der solange wie kein andrer, über ein halbes Jahrhundert, auf dem Kaiserthron gesessen. Von Mit- und Nachwelt ist seine Herrschaft viel geschmäht worden. Kein billiger Richter wird dem Kaiser allein die vielen Trübsale seiner Regierung, den Aufruhr und Hader allenthalben, den Verfall des Reichs, den Unfrieden und das Mißvergnügen in deutschen Landen zur Last legen. Die unseligen Zustände hatte kein einzelner geschaffen, vermochte kein einzelner zu heilen. Wohl aber müssen wir anerkennen, daß vor Friedrich III. kein Herrscher auf dem deutschen Thron gesessen, der die Pflichten seiner hohen Würde so schlecht verstanden und erfüllt hat. Dieser Gleichmut, der sich über die härtesten Schicksalsschläge mit einem Scherzwort, einer moralischen Nutzanwendung, einer reflektierenden Betrachtung hinwegsetzte, mag einem Stoiker im Philosophenmantel ziemen, nicht einem Fürsten im kaiserlichen Gewand. Während im Reich die Kriegsstürme tobten, in den österreichischen Landen der Aufruhr sein Haupt erhob, in Ungarn und Böhmen emporgekommene Könige die Krone an sich rissen, die Türken an der Grenze drohten: saß der Kaiser über seinen astrologischen Träumereien, trieb Gartenzucht, sammelte Juwelen, braute Heiltränke und tröstete sich über den schlimmen Lauf der Welt. „Es strafe und räche sich alles mit der Zeit,“ damit beruhigte er sich in den Tagen der Not.

Seine philosophische Seelenruhe wurde auch in der That bewahrheitet; der alte Kaiser sah seine Feinde sterben und selbst nahe am Tod das Glück des Hauses Österreich herrlich emporblühen. Er ist nicht der Widerwärtigkeiten und Unglücksschläge Herr geworden, aber er hat sie alle überlebt. Mäßig und ehrenwert in seinem häuslichen Leben, ein Mann von Bildung, Gelehrsamkeit und berechnender Klugheit, von „nüchternem Tiefsinn", hat er als Herrscher durch träge Langsamkeit, Selbstsucht und Geiz, durch Kleinlichkeit und Engherzigkeit seines ganzen Wesens gerechten Tadel sich zugezogen. So ohne allen idealen Schwung, ohne alles höhere Streben hatte in deutschen Landen noch keiner geherrscht. Und der, in dessen Hand das Zepter des Reichs nur zu oft ein Spott war, hing mit abergläubischer Ehrfurcht an der geweihten Hoheit der Kaiserkrone. Wie er das Reich gleichgültig seinen Weg gehen ließ, so sah er auch ruhig an, wie sein eignes Land in heillose Zerrüttung fiel, und trug durch neue Zölle und Abgaben, durch schlechte Münzen und Hemmung des Verkehrs und Handels das Seinige bei, um das unglückliche Volk zur Verzweiflung zu bringen. Wenn er den Jammer mit ansehen mußte, tröstete er sich wohl, sie hätten es durch ihren Ungehorsam um ihn nicht anders verdient. Und seltsam! während das Land zu Grunde ging und sich den Händen des Habsburgers zu entwinden drohte, träumte er von der Zukunft seines Hauses und schrieb in sein Tagebuch mitten in Rechnungen und Notizen sein bekanntes A. E. J. O. V., das man als »Austriae Est Imperium Orbis Universi« oder „Alles Erdreich Ist Österreich Unterthan" gedeutet hat. Es ist als ob er in den Sternen das Glück des Hauses Österreich gelesen hätte.

2. Die Reform auf dem Wormser Reichstag.

Kaiser Maximilian. Hatte der alte Kaiser Friedrich in stumpfer Gleichgültigkeit die Schicksalsschläge über sich hereinbrechen lassen, so war der Sohn anders geartet. Welch eine Fülle großer Ideen und weltbewegender Pläne lebte in diesem feurigen Geiste! Die österreichische Weltmacht war bei Maximilian nicht mehr ein sehnsüchtiger Traum, wie bei Kaiser Friedrich. Schon war in den Niederlanden und Burgund eine neue Grundlage errichtet; jetzt fesselte auch das verhängnisvolle
1494. italienische Land wiederum die Blicke des kriegslustigen Kaisers; seine zweite Ehe mit der mailändischen Herzogstochter Blanka zeugte von seinen kühnen Plänen jenseits der Alpen. Eifersüchtig und argwöhnisch trat der französische König allenthalben der aufblühenden Macht Österreichs entgegen. Voll freudigen Muts nahm Maximilian den großen Kampf auf. Wir kennen bereits seine Beziehungen zu Frankreich, und von seinen folgenschweren Kriegen in Italien wird bald die Rede sein. Von kühnen Entwürfen und Plänen erfüllt kam Maximilian nach Worms, um des Reichs Hilfe zu seiner italienischen Heerfahrt aufzubieten.

Der Reichstag von Worms. Die Fürsten, Herren und Städte hatten sich zahlreich zu Worms einge-
1495. funden; man durfte wichtige Dinge von dem ersten Reichstag Maximilians

erwarten. Der König eröffnete die Versammlung mit einer Darstellung der Weltlage, schilderte insbesondere die Gefahren, die dem heiligen Reich von Frankreich drohten, und forderte zu thatkräftiger Hilfe auf. Eine feste Kriegsverfassung gegen die Reichsfeinde müsse zunächst errichtet werden. Die Anwesenden leugneten nicht die Notwendigkeit, sich den Franzosen zu widersetzen, wollten sich aber noch nicht durch bestimmte Zusagen binden. Sie hielten jetzt die Zeit für geeignet, vom Kaiser Zugeständnisse in der inneren Reform zu erlangen und wollten zuerst eine „leidliche ehrbare Ordnung im Reich" schaffen. Die Reformpartei, Kurfürst Berthold von Mainz an der Spitze, hatte ein neues Reichsgericht und ein neues Reichsregiment mit gesetzlich geordneter Beteiligung der Stände sowie die Errichtung und feste Handhabung des Landfriedens auf ihre Fahne geschrieben. Es war nicht nach Maximilians Sinn, sich jetzt in lange Reformverhandlungen zu vertiefen; allein auf keine andre Weise war die Hilfe des Reichs zu erlangen; so mußten die großen kriegerischen Pläne einstweilen aufgegeben werden. 26. März.

Die Reichsstände ließen durch einen Ausschuß einen Reformentwurf ausarbeiten, dessen Grundzüge bereits S. 6 angegeben sind. Es war darin hauptsächlich die Einsetzung eines ständischen Kammergerichts und eines Reichsrats gefordert. Der Reichsrat sollte aus siebzehn Personen bestehen, einem vom Kaiser ernannten Präsidenten, nebst Räten der Kurfürsten, geistlichen und weltlichen Fürsten der Reichsstädte; er sollte des Reichs Nutzen und Notdurft beraten, den Landfrieden aufrecht halten, Sicherheit und Gericht schirmen, die Reichseinnahmen verwalten, die Rechte des Reichs gegen äußere Feinde wahren, das Verlorne womöglich wieder einbringen. Der Reichsrat, dessen Stellung und Befugnisse freilich in dem Entwurf noch nicht genau bestimmt waren, hätte die eigentliche höchste Regierungsgewalt in Händen gehabt, die kaiserliche Monarchie in eine aristokratische ständische Regierung umgewandelt. Zugleich wäre aber gegen die zunehmende souveräne Abschließung der Territorien ein Damm aufgeworfen worden. Es waren Ideen, die einen sehr lebendigen Gemeingeist verraten. „Denn keineswegs der König allein wäre hierdurch beschränkt worden. Die allgemein vaterländischen Interessen hätten eine Repräsentation empfangen, bei welcher keine Absonderung hätte bestehen können". Um die Kosten der Reichsregierung, insbesondere des Kriegswesens zu bestreiten, sollte der alte Weg der Veranschlagung der einzelnen Territorien verlassen werden, und statt dessen eine allgemeine Auflage nach der Kopfzahl aller Reichsangehörigen, der „gemeine Pfennig" eingeführt werden. Der Reformentwurf.

Der König sah in dem Entwurf eine allzugroße Beschränkung seiner oberherrlichen Rechte. Er legte eine „Verbesserung" vor, die jedoch so gründlich war, daß der Entwurf in den wesentlichsten Punkten aufgehoben wurde. Der Reichsrat sollte vom Kaiser ernannt, seine Beschlüsse von kaiserlicher Zustimmung abhängig, sein Wirkungskreis beschränkt sein. Er sollte nur in seiner Abwesenheit Der Ewige Landfriede und das Reichskammergericht.

fungieren; kam der König ins Reich, so behielt er sich vor, die Mitglieder an seinen Hof zu fordern und seine freie Verwaltung auszuführen. Es gab sich eine scharfe Differenz zwischen den ständischen Forderungen und den kaiserlichen Zugeständnissen kund. Allein wenn dem Hilferuf aus Mailand Folge gegeben und das Reich gegen die Franzosen zur Unterstützung aufgeboten werden sollte, so mußte Maximilian den Forderungen der Stände wenigstens einigermaßen nachgeben. So wurden denn zunächst die zwei wichtigsten Reformgesetze, der Ewige Landfrieden und das Kammergericht als Grundlage einer neuen Reichsordnung bekannt gemacht. 7. Aug. 1495.

Die Landfriedensordnung. Die Friedenseinungen zum Schutz des Rechts und der öffentlichen Sicherheit waren schon lange in Deutschland gebräuchlich; sie waren aber immer nur außerordentliche Maßregeln, auf eine bestimmte Reihe von Jahren und enge Kreise beschränkt, mit dem Zweck, Fehde und gewaltsame Selbsthilfe abzustellen, den Friedensbruch, dessen verschiedene Fälle in dem „Fehdebrief" namhaft gemacht wurden, zu bestrafen, überhaupt dem ungenügenden Reichsgerichtswesen zu Hilfe zu kommen. Als nach den Hohenstaufen, deren Landfrieden noch „mit dem Anspruch ewig gültiger Reichsgesetze" auftraten, die Reichsgewalt in immer größeren Verfall geriet, waren die Territorien selbst darauf angewiesen, Recht und Ordnung zu schirmen. So erließen entweder mächtige Fürsten eigne landesherrliche Friedensordnungen, oder kleinere Mächte, Fürsten, Herren, Städte, traten in beschränkten Kreisen und auf bestimmte, oft erneuerte Frist in Landfriedensbündnisse zusammen, deren Mitglieder ihre Streitigkeiten nicht mit den Waffen, sondern auf schiedsrichterlichem Weg austrugen; eine solche Einung war z. B. der Rheinische Städtebund. Vergeblich wurde, namentlich von König Wenzel, der Versuch gemacht, diese Separatbündnisse in eine allgemeine Landfriedenseinung unter der Hoheit des Reichs umzuwandeln. Die besondern Bündnisse selbstherrlicher Gewalten, nach Zeit und Ort beschränkt, hatten ihren Fortgang, die kaiserlichen Landfriedensgebote waren erfolglos, Faust- und Fehderecht walteten ungescheut. So war es ein großer Fortschritt, als sich auf dem Wormser Reichstag der Kaiser mit allen Reichsständen zu einem Ewigen Landfrieden einigte, der den Grundsatz einführte, daß fortan jeder Privatkrieg, jede eigenmächtige Waffenthat ohne Ausnahme ungesetzlich und strafbar sei, der keine Fehde mehr für rechtmäßig erklärte. Das Gesetz von 1495 wurde fortan allen neuen Landfrieden zu Grunde gelegt. — Als höchster Gerichtshof in Sachen des Landfriedensbruchs wurde gleichzeitig das Reichskammergericht eingesetzt, welches in Frankfurt, dann in verschiedenen Städten (Worms, Speier), endlich in Wetzlar seinen Sitz hatte. Es urteilte über alle Rechtssachen der Reichsunmittelbaren und war höchste Instanz für die Reichsmittelbaren, die von den Landesgerichten an diesen Gerichtshof appellieren konnten, falls der Landesherr kein Privilegium de non appellando besaß. Dabei wurden jedoch die bisher unter Fürsten üblichen Austrägalgerichte nicht aufgehoben. „Welche Fürsten gewillkürte Austräge untereinander haben, deren sollen sie sich ihren Verträgen gemäß gegeneinander bedienen," hieß es in der Kammergerichtsordnung; doch konnte von jedem Austrägalgericht an das Kammergericht appelliert werden. Es war sonach „ein Tribunal, das ordentlicherweise nur in der höchsten und letzten Instanz urteilen sollte über mittelbare Glieder des Reichs, sofern ein Unterthan durch seine Landesgerichte sich beschwert fände; über unmittelbare, wenn von der Austrägalinstanz appelliert würde". Das neue Gericht sollte aus einem vom Kaiser ernannten Kammerrichter von hohem Adel und sechzehn Beisitzern, zur Hälfte ritterbürtig, zur Hälfte Doktoren des Rechts bestehen. Die letztere

Das Reichskammergericht.

Bestimmung war von großem Einfluß auf das Eindringen des römischen Rechts in Deutschland. Das Kammergericht stellte die Rechtseinheit im Deutschen Reich dar, beschränkte aber die kaiserliche Macht in ihrem wichtigsten Attribut, der obersten Gerichtsbarkeit. Nicht mehr die kaiserlichen Hofgerichte, die vom Kaiser bestellt wurden und mit ihm von Ort zu Ort wanderten, sollten fortan der oberste Reichsgerichtshof sein, sondern das von den Reichsständen selbst, den Kurfürsten, geistlichen und weltlichen Fürsten und Städten bestellte Kammergericht, zu welchem der Kaiser nur den Vorsitzenden ernannte. Es war für die Besserung des Reichsjustizwesens von entschiedenem Vorteil, wenngleich nachmals viel über den schleppenden Prozeßgang, über Bestechlichkeit und mangelhafte Exekution geklagt wurde. — Mit ihm konkurrierte in der Folge das zweite höchste Reichsgericht, der Reichshofrat in Wien. Von Maximilian im Jahr 1501 zunächst für österreichische Angelegenheiten errichtet, zog er bald auch Reichssachen vor sein Forum, so daß, da die Kompetenzen der beiden Gerichte nicht scharf gesondert waren, wie schon in der Übersicht S. 6 bemerkt, eine schädliche Doppeljustiz eintrat. Mit der Verbesserung des Gerichtswesens im Reich ging auch die der Landesgerichte Hand in Hand; nach dem Muster des Kammergerichts wurden in den Territorien Hofgerichte angelegt, an der ebenso die Landstände wie dort die Reichsstände einen gewissen Anteil hatten.

Wenngleich die Reichsstände auch jetzt sich durch die kriegerischen Pläne Maximilians nicht entflammen ließen und den Nutzen der italienischen Heerfahrt für das Reich nicht recht einsehen wollten, so verwilligten sie doch zum Dank für die Zugeständnisse des Kaisers eine allgemeine Reichssteuer, den „gemeinen Pfennig". Von fünfhundert Gulden sollte vier Jahre lang jährlich ein halber, von tausend ein ganzer bezahlt werden; von Ärmeren sollten immer 24, Männer und Frauen, Priester und Laien, wer über fünfzehn Jahre alt, einen Gulden beisteuern; die Reicheren nach ihrem Ermessen. „Noch konnte sich die Auflage wie früher nicht ganz von dem Begriff des Almosens losmachen: die Pfarrer sollten das Volk auf den Kanzeln ermahnen, etwas mehr zu geben, als was man fordere; noch war die ganze Einrichtung höchst unvollkommen. Ihre Bedeutung lag nur darin, daß es eine, wie der Gang der Verhandlungen bewies, ernstlich gemeinte Reichsauflage war: zugleich zu friedlichen und zu kriegerischen Zwecken bestimmt, mit der man das Kammergericht zu erhalten, die italienische Hilfe zu bestreiten und ein Kriegsheer gegen die Türken aufzustellen dachte." Die Idee des Reichstags in der von dem König geforderten Beschränkung wurde aufgegeben; die Eintreibung und Verwendung der Reichseinnahmen sollte den Ständen zustehen und zu diesem Zweck alljährlich eine Reichsversammlung stattfinden, der zugleich die wichtigsten Reichsgeschäfte vorbehalten sein sollten, insbesondere die Handhabung des Landfriedens, die Exekution der Acht und der kammergerichtlichen Erkenntnisse.

Der gemeine Pfennig.

In den Wormser Reformen, heißt es bei Ranke, ist ein großartiger Zusammenhang. Alle Deutschen wurden noch einmal sehr ernstlich als Reichsunterthanen betrachtet; Lasten und Anstrengungen sollten ihnen sämtlich gemeinsam sein. Verloren die Stände hierdurch an ihrer Unabhängigkeit, so empfingen sie dafür, nach ihrer alten Gliederung und ihrem Range, gesetzliche Teilnahme wie an dem höchsten Gericht, so auch an der Regierung. Der König selbst unterwarf sich diesen Anordnungen, dieser Gemeinschaft. Die höchste Würde, die Prärogativen eines obersten Lehnsherrn verblieben ihm unverkürzt; in allen

Bedeutung der Wormser Reformen.

Geschäften aber sollte er doch eigentlich nur als der Vorsitzer des reichsständischen Kollegiums betrachtet werden.

Folgen der Wormser Reformen. Maximilian war mißmutig über die Vorgänge in Worms. Mit stolzen Hoffnungen war er gekommen; aber statt der gehofften Reichshilfe war er auf zähen Widerstand gestoßen. Während er langen Reformverhandlungen beiwohnte, ging die beste Zeit für seine italienischen Pläne verloren; statt die Reichsstände mit seinem Eifer fortzureißen, sah sich der kriegslustige Fürst genötigt, ihre Vorwürfe und Forderungen anzuhören. Und wenn er die Wormser Zugeständnisse erwog, so mußte er sich sagen, daß die kaiserliche Gewalt stark eingeschränkt worden. Man hatte jetzt wieder in dem Landfrieden, im Kammergericht, in der allgemeinen Reichssteuer Institute, die das ganze Reich zusammenfaßten; aber nicht sowohl unter kaiserlicher Hoheit, als unter einer ständischen Regierung. Der Erfolg mußte lehren, ob das Reich dabei gewonnen. Es mußten noch viele Hindernisse überwunden werden, ehe die Wormser Beschlüsse allgemein Geltung erlangten. Viele Reichsstände waren nicht zugegen gewesen und es kam auf besondere Unterhandlungen an, ob sie sich den Beschlüssen fügen würden. Die Ritterschaft pflegte nach altem Herkommen nicht zu den Reichstagen zugezogen zu werden, hielt sich daher auch häufig durch die Beschlüsse nicht für gebunden. Viele geistliche Fürsten mochten das rein weltliche Kammergericht nicht anerkennen. Noch weniger waren fremde Mächte, die von Rechts wegen zum Reich gehörten, wie der Herzog von Lothringen oder die Eidgenossenschaft, oder solche, die deutsche Gebiete innehatten, wie Polen oder Dänemark, geneigt, für das Reich Opfer zu bringen. Der „gemeine Pfennig" stieß allenthalben auf großen Widerstand. Die fränkische Ritterschaft protestierte gegen die „unerhörte Neuerung", daß man sie zu Steuern heranziehe, da sie als freie Franken doch nur zum Waffendienst verpflichtet seien. Maximilian selbst machte gar keine Anstalt, die Erhebung des Pfennigs in Österreich zu bewirken und in den Niederlanden, dem Gebiete seines Sohnes, dachte man vollends nicht daran, dem Reichsschluß zu gehorchen. Nur mit Zögern schritt der König zur Einsetzung des Kammergerichts und war weit entfernt, die Wirksamkeit desselben zu befördern. Unvollständig besetzt und bezahlt, geriet es bald in Stockung. Hätte Maximilian nicht der Hilfe des Reichs zu seinen Kriegsplänen bedurft, so hätte er wohl dem ganzen Reformwerk den Rücken gewandt.

Reichstag zu Lindau. 7. Sept. 1496 – 10. Febr. 1497. Der Kaiser hatte die Stände des Reichs nach Lindau berufen, wo sie den gemeinen Pfennig hinbringen und ihm dann nach Italien nachfolgen sollten. Ihn selbst drängte es voraus, mit seinen eignen Streitkräften den Zug zu wagen. Dadurch umging er die Bestimmung, daß der König ohne Zustimmung der Reichsversammlung keinen Krieg unternehmen dürfe. Allein wie sehr auch die stellvertretenden Räte des abwesenden Königs die nationale Gesinnung in patriotischen Reden zu beweisen suchten, die Reichsstände ließen sich von dem kriegerischen Eifer ihres Hauptes nicht fortreißen. Erzbischof Berthold, dessen

staatsmännischer Geist und ruhig besonnenes Wesen immer mehr Einfluß und Wirksamkeit entfaltete, beharrte mit Festigkeit bei der Reform, seinem eigentlichen Werke. Wie er sein Erzstift genau und streng, aber wohlthätig verwaltete, so wollte er auch im Reich Ordnung schaffen. Mit eindringlichen Worten klagte er über den Verfall des Reichs, woran die Uneinigkeit und das gegenseitige Mißtrauen schuld seien. Jetzt gelte es vor allem die Wormser Ordnungen einmütig durchzuführen. Seine Worte verfehlten ihre Wirkung nicht; man beschloß an der Reform festzuhalten, der gemeine Pfennig wurde jetzt eifriger eingetrieben, das Kammergericht wieder eröffnet und aus dem gemeinen Pfennig bezahlt. Die Reichsstände erhoben sich durch die Thätigkeit Bertholds aus ihrer Lauheit und Zwiespältigkeit zur Einmütigkeit und zum Bewußtsein ihrer hohen Aufgabe.

Jetzt kehrte auch Maximilian von seinem abenteuerlichen italienischen Zuge heim; Reichstag zu Freiburg.
aber er war voll Mißmut über getäuschte Hoffnungen und Pläne und zürnte den 1497. 1498.
Reichsständen, in deren Trotz und Widersetzlichkeit er die eigentliche Ursache seiner Mißerfolge sah. Er wollte nicht anerkennen, daß das „Reich deutscher Nation“ am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts längst keine Monarchie mehr war. Er hielt es vielmehr für seine Pflicht, seine königliche Gewalt standhaft festzuhalten und hoffte immer noch durch kriegerische Erfolge Indemnität zu erlangen und sich von der Bevormundung der Reichsstände zu emanzipieren. Maximilian war nicht in der Stimmung, das Reformwerk zu fördern, und doch kam jetzt alles auf den ernstlichen Willen des Königs an. Ohne seine Beihilfe konnte weder der Landfrieden und das Gericht aufrecht erhalten, noch die Reichssteuer vollständig eingetrieben werden. Die Reichsversammlung, die zu
Worms unter äußerst geringer Beteiligung eröffnet worden, verlegte sich bald nach Okt. 1497.
Freiburg. Im nächsten Sommer endlich erschien Maximilian, das Herz voll neuer 18. Juni 1498.
Kriegspläne gegen Frankreich und voll Unmut über die Lauheit des Reichs. Heftig ließ er die Fürsten an: zum Krieg gegen Frankreich sei er auch wider ihren Rat entschlossen; er wolle nur hören, ob man ihm die schuldige und versprochene Hilfe gewähren werde; von den Lombarden sei er verraten, von den Deutschen verlassen; aber er wolle sich nicht wieder wie zu Worms an Händen und Füßen binden lassen. Erst als man ihm einen Teil des gemeinen Pfennigs überlieferte, wurde der erzürnte Herr einigermaßen besänftigt. Die Einzahlung war jetzt in gutem Zug, wenngleich an vielen Orten sich noch Widerstand zeigte. Der König war mit diesem Erfolg zufrieden und nahm sich jetzt auch der inneren Fragen des Reichs an: die Befugnisse des Kammergerichts wurden erweitert und festgesetzt, neue Verordnungen über den Landfrieden, das Münzwesen erlassen. Maximilian gab seine innere Abneigung gegen die Wormser Reform auf, und diese fing allmählich an, Geltung und festen Bestand zu gewinnen.
Hatte sich der König in den Fragen der inneren Einrichtung des Reichs nachgiebig ge- Einfluß der kriegerischen
zeigt so gingen jetzt auch die Stände einigermaßen auf die kriegerischen Pläne ihres Ereignisse auf
Oberhauptes ein. Allein die äußeren Ereignisse waren für die Entwickelung der jungen die Reform.
Verfassung des Reichs nicht förderlich. Wir werden die großen Konflikte mit Frankreich an einer andern Stelle schildern. Der Einbruch Maximilians in Burgund und der Champagne mißglückte. Darüber löste sich die nach Worms berufene Reichsversammlung, welche der König nicht besuchen konnte, ohne Resultat auf. Zudem brachen jetzt gerade die Streitigkeiten mit der Eidgenossenschaft in einen offenen Krieg aus, der die Unfähigkeit des Reichs aufs neue darthat, und gleich darauf zogen die Franzosen in

Mailand ein und zerrissen das lockere Band, das die alte Lombardenstadt noch ans Reich knüpfte.

3. Die Trennung der Eidgenossenschaft vom Reich.

Lage der Eidgenossenschaft nach den Burgunderkriegen.

Durch glückliche Kriege und rastlose Gebietserweiterungen hatten sich die freien Bürger und Bauern der Eidgenossenschaft eine achtunggebietende Stellung errungen. Wir haben gesehen (S. 62 ff.), wie die gefahrdrohende Spaltung im Innern des Bundes geschlossen ward, wie Österreich endlich den unfruchtbaren Kampf aufgab. Bald darauf griffen die Schweizer entscheidend in die großen Welthändel ein. Wir haben bei der Darstellung des burgundischen Reichs jene gewaltigen Schlachten kennen gelernt, worin die stolze Macht Karls des Kühnen unter den Schlägen der Eidgenossen erlag. Aller Augen waren damals auf das kleine Heldenvolk gerichtet; allein unter Siegen und Schlachtenruhm wuchsen verderbliche Übel groß, die dem Schweizernamen bald als untilgbarer Flecken anhafteten. Der Kriegsruhm und die reiche Beute erzeugten Lust am Waffenleben und Abenteuern; mit hohem Sold wurde das Schweizer Kriegsvolk gesucht; das „Reislaufen“ nahm immer mehr überhand; bald war der Kern der kräftigen Jugend in allen Soldheeren zu treffen. War es doch lustiger und müheloser, sich zum Kriegsdienst werben zu lassen, als dem starren Boden Früchte abzuringen oder sich im Einerlei der bürgerlichen Gewerbe zu plagen. Fremdes Gold und Beute kam massenhaft ins Land und untergrub die alten ehrbaren Sitten des schlichten Bauernvolks. Auf den Tagsatzungen und Landesgemeinden wirkte ausländisches besonders französisches Geld, und bestochene Parteimänner lenkten die Geschicke ihrer Mitbürger nach fremden Weisungen. Sittenlosigkeit, Parteisucht und das verwildernde Kriegswesen mit den wüsten Lagersitten vergifteten die kernhaften Naturen der Schweizer; die Stimmen einzelner vaterländischer Männer verhallten; Gesetze gegen die Reisläufer, gegen Luxus, Müßiggang und Zechgelage fruchteten nichts. Daneben ging die alte Eifersucht der „Länder“ auf die Städte, besonders Bern, welche immer mehr die oberste Leitung der Eidgenossenschaft an sich rissen, ihre Gebiete erweiterten und den größten Anteil der Kriegsbeute sich aneigneten. Im Innern der Städte herrschte oft wilde Parteiwut; in Zürich wurde der ehrgeizige und durchgreifende Bürgermeister Hans Waldmann, der Sieger von Murten, der sich durch seinen Reformeifer viele Feinde gemacht, in einem Aufruhr gestürzt und enthauptet (1489).

Das Stanzer Verkommnis. 1481.

Die Parteiung und Eifersucht trat scharf zu Tage, als Freiburg und Solothurn um Aufnahme in die Eidgenossenschaft nachsuchten. Freiburg, das sich unlängst von Savoyen losgemacht, und Solothurn waren schon vorher mit Bern eng befreundet und drohten das Übergewicht der Städte noch zu steigern. Auf dem Tage zu Stanz entlud sich die Erbitterung in heftigen Vor-

würfen und Schmähreden. Es drohte zu einem offenen Bruch zu kommen. Man sprach: „Was Österreich und Burgund nicht gelungen, der letzte Tag der Schweiz sei erschienen." Da gelang es den eindringlichen Mahnworten des frommen „Bruders Klaus" die erregten Gemüter zu besänftigen und den Frieden herzustellen. In dem „Stanzer Verkommnis" wurden Solothurn und Freiburg in den Bund aufgenommen, und zugleich gelobten sich die Orte gegenseitigen Frieden, festes Zusammenhalten und Schutz der obrigkeitlichen Gewalt; die Verteilung der Kriegsbeute (nach der Anzahl der Mannschaft) und der Eroberungen (nach den Orten) wurde festgesetzt und die ewigen Bünde wiederholt, die fortan alle fünf Jahre erneuert werden sollten. Aus dem Hauptflecken Stanz hinauf in den Gotthard, hinunter bis Zürich und bis nach Rätien und in den Jura war allgemeines Freudengeläute, wie nach der Schlacht bei Murten; „mit Recht, es hatten die Eidgenossen sich selbst überwunden". 22. Dez. 1481.

Der Bruder Nikolaus von der Flüe hatte sich nach einem thätigen Leben und nach wackeren Diensten für sein Vaterland auf dem Schlachtfeld und als Landrat und Richter von seiner Familie zurückgezogen, um in der Einsamkeit Gott zu dienen. In grobem Gewand, barfuß und barhäuptig wanderte er auf eine öde Alp. Dort lebte er lange Jahre in einer Klause, in Gebet und fromme Betrachtungen versunken, in der strengsten Enthaltsamkeit. Es wurde erzählt und geglaubt, daß er zwanzig Jahre lang nichts als das Sakrament des Herrn genossen habe. Über seinen frommen Werken aber vergaß er auch sein Volk nicht; tief betrübte ihn die Zwietracht, die Eifersucht und schlechten Sitten, die er wahrnehmen mußte. Den Worten des ehrwürdigen Klausners allein wird die Versöhnung der Hadernden zugeschrieben. Als siebzigjähriger Greis starb er bald darauf in seiner Zelle, hochverehrt und bewundert von allem Volk, in einem spätern Jahrhundert auch von Rom selig gesprochen. Nikolaus von der Flüe.

Die Schweizer Eidgenossenschaft war aus ihrem geschichtlichen Stillleben auf den Schauplatz der großen Weltereignisse getreten. Längst war das Band, das sie mit dem Deutschen Reich verknüpfte, gelockert; besonders übertrug sich der alte Haß gegen Österreich auch auf die habsburgischen Träger der Kaiserkrone. Wenngleich die Schweizer rechtlich noch Glieder des Reichs waren, so unterzogen sie sich doch widerwillig den Lasten und Opfern und sahen in jedem Versuch, sie enger mit der Gesamtheit zu verbinden, eine Gefahr für ihre heiß erstrittene Freiheit. Argwohn, selbstbewußter Stolz und eigenwillige Abschließung entfremdeten sie immer mehr dem Reich. Der Bruch vergrößerte sich seit den Burgunderkriegen und seit französisches Gold die waffenfähige Mannschaft lockte. Was bot auch das Reich für nüchterne Berechnung? Es legte Lasten und Abgaben auf, sein Schutz und seine Friedensgebote wurden nirgends geachtet. Wer sich selbst schirmen konnte und die Bande der Abhängigkeit bereits fast gänzlich abgestreift hatte, den mochte es wenig verlocken, die Zusammengehörigkeit mit dem zerfallenen Reichskörper zu erneuern. Wie weit die innere Trennung bereits gediehen war, zeigte sich, als durch Deutschland das Streben nach einer festeren Zusammenfassung der einzelnen Glieder ging. Im Schwäbischen Bund sahen die Das Reich und die Eidgenossenschaft.

Eidgenossen ein Werkzeug Österreichs und eine Gefahr ihrer Selbständigkeit; sie wiesen die Einladung zum Beitritt zurück. Als man sie zum Kammergericht und zum gemeinen Pfennig beiziehen wollte, hielten sie dies für einen unerträglichen Eingriff in ihre Freiheiten. Als das Kammergericht die Stadt St. Gallen zum Schadenersatz an einen ehemaligen Bürgermeister, Varnbüler, verurteilte und da sie Gehorsam weigerte mit der Reichsacht belegte, stellten sich die Eidgenossen auf die Seite der geächteten Stadt. Maximilian war durch die Widersetzlichkeit der Schweizer und ihre französische Politik, die seinem Gegner die besten Streitkräfte lieferte, höchlich erbittert. Er hatte gehofft, bald durch Drohungen, bald durch Versprechungen die widerspenstigen Gemüter doch noch seinen eigennützigen Zwecken dienstbar zu machen. Die Täuschung mehrte seinen Groll. Die Feindseligkeit, durch heftige Worte, Spöttereien und Schimpfreden gesteigert, währte mehrere Jahre fort, bis man endlich zu den Waffen griff.

Der Schwabenkrieg 1499. Gebiets- und Gerichtsstreitigkeiten zwischen Österreich und dem Bischof von Chur waren der nächste Anlaß, daß die innere Gährung in offenen Kampf ausbrach. Die drei rätischen Bünde (der graue, der Gotteshaus- und der Zehntgerichtenbund) traten in einen Verteidigungsbund mit der Eidgenossenschaft; Österreich und der Schwäbische Bund standen ihnen kampfgerüstet gegenüber. Die Graubündner trieben die Tiroler aus dem Münsterthal. Die Nachgiebigkeit des Bischofs von Chur führte jedoch zu einem Waffenstillstand, und der Friede schien hergestellt. Als aber die eidgenössischen Banner auf dem Heimzug waren, wurden sie durch die österreichischen Landsknechte auf dem Schloß Gutenberg durch Schimpfworte („Kuhgierer") und durch einzelne Schüsse über den Rhein
Febr. 1499. hinüber gereizt. Bald kam es von kleinen Gefechten zu erbittertem Krieg. Allein die Unfähigkeit des Reichskriegswesens zeigte sich auch jetzt wieder gegen die kampfgeübten Scharen der Schweizer. Das Aufgebot des Schwäbischen Bundes kam unvollständig, zögernd zusammen; die buntgemischten Scharen waren schlecht bewaffnet, viel hergelaufenes Volk, ohne einheitliche Führung und Kriegsplan: das alte Elend, wenn das Reich seine Truppen ins Feld schickte. Die Städte markteten um ihren Anteil und waren wenig besorgt, ob ihre Soldhaufen kriegstüchtig waren; die Ritter hatten keine Lust zu dem Krieg mit den Bauern, der immer Schimpf und nie Ehre gebracht hatte. Im Bündner Lande, am Bodensee und Rhein wurde blutig gestritten, fast immer zum Vorteil der Schweizer. In vielen einzelnen Gefechten fühlten die „groben Bauern" ihren Mut im Blute der Ritter und der Reichstruppen. Wilibald Pirckheimer, der hochgebildete Patrizier, der als Führer einer Nürnbergschen Schar am Krieg teilnahm und „als deutscher Xenophon" diese Ereignisse beschrieben, gibt uns ein anschauliches und lebendiges Bild von den fruchtlosen Zügen und Kämpfen, den Verheerungen und Notständen. Der alte Haß und die tiefe Erbitterung machte sich in Szenen von entsetzlicher Roheit Luft. Im Schwäbischen Bund wuchs täglich die Zwietracht und die Unlust zum Kampfe. Auch als Maximilian selbst

aus den Niederlanden herbeikam, vermochte er nicht, einen kräftigen Aufschwung zu erzeugen und eine feste kampfbereite Kriegsmacht zu schaffen. Mit Raub und Brand durchzogen die Eidgenossen die Lande am Bodensee. Der König hatte den Plan entworfen, von drei Seiten mit starker Heeresmacht in die Schweiz einzudringen; mit Unwillen und Verdruß sah er die Unentschlossenheit, Widersetzlichkeit und Schwäche der einzelnen Bundesglieder. Da kam auch noch die unglückliche Kunde, ein starkes Heer, königliche Söldner und Reichstruppen unter dem Grafen Heinrich von Fürstenberg, sei, als es sorglos im Lager bei Dorneck 22. Juli 1499. an der Birs sich erlustigte, von den Schweizern überfallen, der Führer selbst mit vielen vom Adel erschlagen worden, Geschütz und Beute den Feinden in die Hände gefallen. Die fortgesetzten Niederlagen und die Unmöglichkeit, ein kampftüchtiges Heer ins Feld zu stellen, ließen daran verzweifeln, daß man der Schweizer mit Gewalt Herr werden könne. Schon hatte der Krieg gegen 20,000 Menschen gekostet, und zweihundert Dörfer und Schlösser lagen in Schutt. Unter solchen Umständen mußte man an Frieden denken, zumal das Vordringen der Franzosen in der Lombardei und der Hilferuf des flüchtigen Ludwig Moro von Mailand den Blick Maximilians auf einen andern Schauplatz zog. Mailändische Gesandte vermittelten den Frieden von Basel. 22. Sept. 1499.

Im Baseler Frieden wurde über die streitigen Gebietsteile und die Kriegs- Die Schweiz in faktischer Unabhängigkeit vom Reich. eroberungen ein Abkommen getroffen oder schiedsrichterliche Entscheidung vorbehalten. Die Schweizer wurden von Reichssteuern und dem Kammergericht freigesprochen und damit thatsächlich für unabhängig erklärt. Als „Verwandte" des Reichs gehörten sie zwar dem Namen nach auch noch fürderhin zum Reichsverband, thatsächlich aber war die staatliche Selbständigkeit der Schweiz seitdem anerkannt, und der Westfälische Friede, der die hohle, wesenlose Form des Zusammenhangs zerschlug und die Trennung endgültig aussprach, schuf kein neues Verhältnis. Die Schweizer wurden seitdem immer enger an das französische Interesse geknüpft. In den italienischen Kriegen zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts erneuerten sie den alten Kriegsruhm, allein für das Staatswesen und die sittlichen Eigenschaften des Volks waren die ewigen Kriegszüge nicht fördersam. Einige Gebiete jenseits des Gotthard, das Livinenthal, Bellinzona, Lugano, Locarno u. a., waren die einzigen Früchte der italienischen Kämpfe.

Bald nahm die Eidgenossenschaft weitere Glieder auf; im Jahr 1501 traten die Bestandteile der Eidgenossenschaft. Städte Basel und Schaffhausen bei; 1513 das Land Appenzell (das schon vorher mit einzelnen Gliedern im Bund gewesen). Auf diese dreizehn Orte (die acht alten Kantone und die fünf neu hinzugekommenen) blieb die Schweizer Eidgenossenschaft bis zu Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts beschränkt. Daneben stand eine Anzahl von benachbarten Städten und Herren mit einzelnen oder allen Orten in Verbindung, ohne eigentliche Glieder des Bundes zu sein. Solche „zugewandte Orte" waren die Republik Gersau, der Abt von Engelberg, die Stadt und der Abt von St. Gallen, die Stadt Biel, die Grafen von Neuenburg und Valengin, der Bischof und das Land Wallis, die drei rätischen Bünde, die Stadt Genf u. a. Außer dem eignen Gebiete

eines jeden Ortes gab es „gemeine Herrschaften", die Einzelnen zusammen mit verschiedener Rechtsstellung angehörten, wie die Grafschaft Baden im Aargau, Thurgau, Sargans, Lugano, Bellinzona, Rapperswyl, die Herrschaft Utznach u. a. Die Eidgenossenschaft bestand demnach aus einem Bunde selbständiger Republiken, unter denen die Stadt Zürich den ersten Rang einnahm. Auf den eidgenössischen Tagsatzungen wurden die gemeinsamen Angelegenheiten beraten, die der einzelnen Orte in der Landesgemeinde aller freien Landleute oder Bürger.

4. Erschöpfung der Reformbewegung.

Reichstag zu Augsburg. 1500.

In den Verwickelungen mit Frankreich und im Schweizerkriege hatte man die Unzulänglichkeit der seitherigen Verfassungsreformen, insbesondere des Kriegswesens eingesehen. Unter dem Eindruck schlimmer Erfahrungen traten (10. April 1500.) die Reichsstände zu Augsburg zusammen. Das Ringen nach einer befriedigenden Reichsverfassung, der Kampf mit unübersteiglichen Hindernissen, mit althergebrachten, nicht mehr lebensfähigen Formen und Einrichtungen erzeugte in jenen Jahren ein politisches Streben und Treiben, wie es lange in dem erschlafften Reiche nicht mehr gesehen worden. Man faßte jetzt einen andern Plan ins Auge. Anstatt durch den gemeinen Pfennig, der ein langsames und ungenügendes Resultat hatte, sollte die nötige Kriegsmannschaft durch eine Art Aushebung zu stande gebracht werden, also daß je vierhundert Einwohner einen Mann zu Fuß ins Feld stellten, die Fürsten und Herren die Reiterei, Geistliche, Dienstboten und Juden eine Kriegsabgabe lieferten. Der König ging freudig auf diesen Entwurf einer neuen Reichsheerverfassung ein und ließ sich jetzt auch für einen Plan gewinnen, den er noch vor fünf Jahren in Worms zurückgewiesen hatte: die Errichtung eines permanenten Reichsrats, der an Stelle der schwerfälligen und zeitraubenden Reichsversammlungen die neuen Ordnungen handhaben sollte.

Das Reichsregiment.

Das „Reichsregiment" sollte aus einem vom Kaiser ernannten Präsidenten und zwanzig Räten bestehen. Den Kurfürsten wurde der erste Rang eingeräumt; einer sollte immer persönlich anwesend sein und die fünf andern je einen Rat schicken. Die übrigen Reichsstände wurden zum Zweck der Vertretung in sechs Kreise geteilt, Franken, Bayern, Schwaben, Oberrhein, Westfalen, Niedersachsen; ein geistlicher und ein weltlicher Fürst, ein Prälat und ein Graf sollten immer persönlich anwesend sein; dazu kamen sechs Ritter und Doktoren aus den Reichskreisen, ein österreichischer und ein burgundischer Rat aus den habsburgischen Erblanden, und zwei Räte aus den Reichsstädten. Das Reichsregiment sollte sich jährlich einmal zu Nürnberg versammeln. „So traten die drei Kollegien, die den Reichstag bildeten, auch in dem Reichsrat auf, der als ein permanenter Ausschuß der Stände zu betrachten ist. Der König hatte dabei kein andres Recht, als demselben zu präsidieren oder ihm einen Statthalter zu ernennen. Das Übergewicht war ohne Zweifel auf ständischer Seite, namentlich in den Händen der Kurfürsten, die sehr eng zusammenhielten, und eine so starke Repräsentation empfangen hatten." Dem ständischen Rate war die ganze Summe der Regierungsgeschäfte vorbehalten.

Maximilian hatte sich von den Ständen eine große Schmälerung seiner kaiserlichen Rechte abdringen lassen, immer in der Hoffnung die Hilfe des Reichs und eine neue starke Kriegsverfassung für seine auswärtigen Pläne zu erlangen. Jetzt glaubte er für die Entäußerung seiner Rechte eine thatkräftige Erhebung erwarten und verlangen zu dürfen. Allein in dieser Hoffnung hatte er sich getäuscht, und bald waren die Reichsstände und das Oberhaupt wieder in vollem Hader. Das Reichsregiment war alsbald in Nürnberg zusammengetreten, aber bald zeigte sich, daß auch ihm keine große Wirksamkeit beschieden sei; die Aushebung stieß auf ebenso große Schwierigkeiten als vorher der gemeine Pfennig. Die Ernennung des Herzogs Albrecht von Bayern zum obersten Reichshauptmann war gar nicht nach dem Sinne des Königs. Anstatt, wie Maximilian gehofft, mit der ganzen Kraft Deutschlands gegen Frankreich zu ziehen, trat der Reichsrat in Unterhandlung mit Ludwig XII. Maximilian überkam das Gefühl, daß er getäuscht worden, daß ihm im Innern die Hände gebunden, und er nach außen doch verlassen sei. Die Folge war, daß sein Widerwille gegen die neuen Reichsordnungen wieder erwachte, daß er das Seinige that, sie zu untergraben und zu lähmen. Bald schien alles wiederum zunichte werden zu wollen. Im Frühjahr 1502 löste sich das Reichsregiment auf, die Beisitzer des Kammergerichts kehrten heim. In der Verkleinerung der königlichen Majestät, wie sie durch die neuen Ordnungen zustandegebracht worden, sah Maximilian französische Einwirkungen und den Plan Ludwigs XII., den Hader im Reich zur Erwerbung der Kaiserkrone zu benutzen. Der Erzbischof Berthold gab jedoch sein Werk nicht auf. Die Kurfürsten verpflichteten sich zu Gelnhausen, „in allen wichtigen Angelegenheiten zusammenzuhalten, auf den königlichen Tagen für einen Mann zu stehen, sich keine beschwerlichen Mandate, keine Neuerung, keine Schmälerung des Reichs gefallen zu lassen, endlich jedes Jahr viermal zusammenzukommen, um über die Obliegenheiten des Reichs zu ratschlagen". Schon soll von der Entsetzung des Königs die Rede gewesen sein; der offene Bruch war entschieden. In einem heftigen Briefwechsel klagten sich Maximilian und der Erzbischof Berthold an. Neben ihm trat jetzt besonders Kurpfalz als Führer der Opposition auf, welche durch die Einigkeit der Kurfürsten und den Anschluß der Städte stark und drohend war. Auf Kurfürstentagen und Reichsversammlungen bestärkte man sich im Widerstand, während ein vom König berufener Reichstag nicht zustandekam. Es zeigt sich auf der einen Seite das Bestreben, auf dem eingeschlagenen Weg ständischer Opposition fortzuschreiten, auf der andern der Versuch, sich an die Spitze der Bewegung zu stellen und sie unter kaiserlicher Autorität zu lenken, auf eigne Hand und zum Nutzen der Kaiserkrone die Reform durchzuführen. Dahin war man mit den Versuchen, das Reich zu konstituieren, im Jahr 1503 gelangt. Die Autorität des Reichs war weder in Italien, noch in der Eidgenossenschaft, noch an den östlichen Grenzen, wo Polen und Russen die deutschen Ritterschaften unaufhörlich bedrängten, wieder hergestellt.

Zwiespalt des Königs und der Stände.

30. Juni 1502.

In dem Innern war die alte Unordnung wieder ausgebrochen. Nicht allein war der Versuch eine haltbare Verfassung für Krieg und Frieden zu gründen gescheitert, es gab auch kein allgemein anerkanntes Gericht mehr.

Maximilians überlegene Stellung. Die kurfürstliche Oligarchie stand jetzt wiederum dem König schroff entgegen, und es mußte sich zeigen, wo die größere Kraft sei. Maximilians Macht und Ansehen im Reich hatte sich bisher hauptsächlich in Lähmung und Auflösung der ständischen Institute gezeigt; dabei war er aber doch stets bedacht gewesen, sich einen Anhang unter den Reichsgliedern zu schaffen. Eine große Zahl der Fürsten, die mit der Vorherrschaft des Kurkollegiums unzufrieden waren, sowie des Adels hielt stets zu dem ritterlichen Herrn; in österreichischen Diensten winkten Kriegsruhm und mancherlei Gunsterweisungen, über die das Reichsoberhaupt noch zu verfügen hatte, Zollgerechtsame, Belehnungen, Statthaltereien. Auch unter den geistlichen Fürsten war des Königs Anhang nicht gering und er war mit Erfolg bemüht, neue Bischofswahlen in seinem Sinne zu lenken. Als nun auch die Kette der kurfürstlichen Opposition sich zu lösen begann, als der Erzbischof Johannes von Trier starb und der Markgraf Jakob von Baden, der dem König freundlichere Gesinnung trug, auf den Bischofsstuhl erhoben ward, als endlich der greise Berthold von Mainz, in seinen Hoffnungen und dem Ziel seines Lebens getäuscht, ins Grab sank: da ermattete allmählich die Opposition. Auch der bayrische Erbstreit um die Landshuter Herrschaft (S. 118 ff.) war dem Ansehen des Königs förderlich. Das Reichsoberhaupt trat hier wieder einmal als Sieger und Schiedsrichter auf, demütigte das pfälzische Haus, gewann sich durch seine Verfügungen über das streitige Land Anhänger, vergaß auch seinen eignen Vorteil nicht.

(Margin notes: Febr. 1503. — 21. Dez. 1504.)

Der Reichstag von Köln. 1505. Auf dem Kölner Reichstag, wo der Schiedsspruch gefällt wurde, nahm der König wieder die Stelle ein, die ihm als dem Haupte des Reichs gebührte. Mittlerweile war auch sein Sohn Philipp durch seine Vermählung mit der Infantin Johanna König von Kastilien geworden. Das Glück des Hauses Österreich stand in voller Blüte. Maximilian gedachte jetzt auf dem Reichstag von Köln auch wieder der Reichsreform, die er nunmehr nach seinem Sinne einzurichten und zu lenken hoffte. Er legte jetzt selbst einen Entwurf vor, der von den ständischen Instituten wesentlich verschieden war. Auch er schlug ein Reichsregiment, mit einem Statthalter, Kanzler und zwölf Räten vor; allein nicht wie es im Plane des Erzbischofs Berthold gelegen. Nicht unabhängig vom Kaiser, sondern von ihm ernannt, an seinem Hof wirkend, alle wichtigeren Fälle ihm zur Entscheidung überlassend: so wäre das Reichsregiment ein kaiserlicher Staatsrat, eine Befestigung der monarchischen Gewalt ohne ständische Mitwirkung gewesen. Auch der gemeine Pfennig wurde wieder vorgeschlagen. Bei den Pflichten und Leistungen der Stände wäre es geblieben, die Macht aber wäre dem Könige zu teil geworden. Solche Vorschläge waren nicht annehmbar. War der Versuch gescheitert, das Reich unter ständischem Regiment zusammenzufassen,

so stieß auch der Plan des Königs, dasselbe unter kaiserlicher Autorität zu erreichen, auf Widerstand. Geneigter zeigten sich die Stände, dem König in seinem nächsten Anliegen, der Unterstützung in seinen Kriegsplänen, zu willfahren. Man kam jetzt, um ein Reichsheer zustandezubringen, wieder auf die alten Matrikeln zurück, wonach die Reichsstände nach ihrer Größe zu einer bestimmten Truppenzahl veranschlagt wurden. Es wurden viertausend Mann auf ein Jahr bewilligt, und Maximilian war mit dieser Hilfe des Reichs im stande, einen Kriegszug nach Ungarn zu unternehmen und von den Großen die Anerkennung seines Erbrechts zu erlangen.

Mit stolzen Hoffnungen und im vollen Gefühl seiner Größe berief Maximilian im folgenden Jahr einen Reichstag nach Konstanz. Wiederum erfüllten kriegerische Pläne, die Herrschaft in Italien und die Kaiserkrone, seinen geschäftigen Geist. Seit die Opposition gebrochen, gingen die Stände bereitwilliger auf die Absichten ihres Hauptes ein. Sie bewilligten wiederum eine ansehnliche Kriegsmacht auf dem Wege der Matrikel. Dafür versprach Maximilian, daß alle Eroberungen beim Reich verbleiben und nach dem Rat der Reichsstände verwaltet werden sollten. Auch in den inneren Angelegenheiten wurde jetzt ein Resultat erzielt: das Kammergericht wurde wieder erneuert, und zwar in der alten Weise und mit ständischer Oberaufsicht. Der Matrikularanschlag und das Kammergericht sind drei Jahrhunderte lang die beiden vornehmsten Einrichtungen gewesen, in denen sich die Einheit des Reichs ausgesprochen hat; ihre definitive Festsetzung und Verbindung geschah an diesem Reichstag. „Die Ideen, aus denen diese beiden Institutionen hervorgegangen, gründeten sich ursprünglich auf verschiedene Prinzipien; allein gerade dies empfahl sie wieder: die Selbständigkeit der Territorien ward nicht angetastet, die Ideen der Gemeinsamkeit erhielten eine gewisse Darstellung.“

Reichstag von Konstanz. 1507.

Mit den stolzesten Hoffnungen unternahm damals Maximilian seinen italienischen Zug. Wenn er Italien wieder ans Reich gebracht, so plante er in seinem hochstrebenden Sinn, wolle er gegen die Ungläubigen ziehen. Schon an der Grenze nahm er im Einverständnis mit Papst Julius II. den Kaisertitel an, ein Verfahren, das seitdem seine Nachfolger unmittelbar nach ihrer Königskrönung befolgten. Freilich entsprachen die Erfolge nicht den Erwartungen. Das Aufgebot des Reichs erschien langsam und unvollständig, die Schweizer Soldtruppen zögerten. Maximilian hatte sich von seinem raschen Sinn übereilt und unbesonnen in eine gefährliche Lage verlocken lassen. Wir werden die Kriegsereignisse an einer andern Stelle kennen lernen. Der Angriff auf die Venetianer scheiterte völlig; sie selbst fielen in des Kaisers Erblande ein; in seiner Not schloß er die Liga von Cambrai mit dem Papst und seinem alten Feind, dem französischen König, gegen die übermächtige Republik.

Annahme des Kaisertitels. 4. Febr. 1508. 10. Dez. 1508.

Das Unglück des Kaisers, seine schwankende Politik, die ihn bald zu Krieg, bald zu Bundesgenossenschaft mit Frankreich führte, wirkte nachteilig auf die

Mißstimmung im Reich.

Stimmung in Deutschland. Man glaubte genug für die fernen Anliegen des Reichs gethan zu haben und mochte sich nicht neuen Anstrengungen für unfruchtbare Pläne unterziehen. Der Stoß, den die Macht des Kaisers erlitten, rief alsbald in Deutschland die Opposition wieder wach. Diese Stimmung trat auf der
1509. Reichsversammlung von Worms zu Tage. In kaiserlichem Prunk, in glänzendem Harnisch, den ihm die kunstreichen Augsburger Waffenschmiede gefertigt, ritt Maximilian in Worms ein, den Geist von den Eroberungen erfüllt, die er mit Hilfe seiner neuen Verbündeten auf Kosten Venedigs machen wollte. Dazu forderte er wieder die Hilfe des Reichs. Allein statt dessen mußte er Klagen und Vorwürfe hören. Die italienischen Unternehmungen, in denen man doch nur das österreichische Hausinteresse sah, waren unpopulär; der Ligue mit Frankreich traute man nicht und wunderte sich über den wankelmütigen Sinn des Kaisers, der so oft die Bekämpfung der Franzosen als seine und des Reichs Pflicht dargestellt. Insbesondere waren die Städte unzufrieden mit dem Krieg gegen Venedig, der ihren Handel störte, und brachten gegründete Klagen vor, daß man sie nicht am Kammergericht teilnehmen lasse, daß sie bei allen Auflagen unbillig hoch veranschlagt würden, daß man ihre Handelsgesellschaften verbiete. Auch die Fürsten waren unwillig zu neuen Opfern und verstimmt über das eigenmächtige Verfahren des Kaisers, der die wichtigsten Anliegen des Reichs ohne ihren Beirat vollzog, das französische Bündnis ohne die Stände zu fragen abgeschlossen. Maximilian war sogleich wieder an die italienische Grenze gezogen, um die Rüstungen zu betreiben. Dort erreichte ihn die Antwort der Stände, sie seien zu neuen Opfern weder fähig noch schuldig. In einer heftigen Erwiderung wies der Kaiser die Vorwürfe zurück und maß die Schuld aller Unfälle der Teilnahmlosigkeit und Widersetzlichkeit des Reichs bei. Er war jetzt genötigt, mit dem Gelde seiner Verbündeten den Krieg gegen Venedig zu eröffnen, und in den folgenden Jahren fand er in dem wechselnden Glücksspiel der Waffen nicht Muße noch Lust, sich der inneren Anliegen des Reichs anzunehmen.

Reichstage zu Augsburg und Köln. 1510. Es ist ermüdend und unfruchtbar, die Verhandlungen der Reichstage in den nächsten Jahren zu verfolgen. Zu Augsburg sehen wir wieder das alte Schauspiel, daß der Kaiser die Hilfe des Reichs gegen Venedig forderte, die Stände endlich eine Unterstützung bewilligten, aber ungenügend und mit Widerstreben. Auf einem Reichs-
1512. tag zu Trier, der dann nach **Köln** verlegt wurde, kam Maximilian auf die Beschlüsse vom Jahr 1500 (S. 176) zurück und verlangte den vierhundertsten Mann und einen gemeinen Pfennig. Die Stände ließen sich nur herbei, den gemeinen Pfennig zu bewilligen, aber in viel geringerem Ansatz als früher, auch sollten die Fürsten und Ritter davon frei sein. Auf dem Kölner Reichstag legte der Kaiser noch einen andern Vorschlag vor, der die Handhabung des Landfriedens und die Vollziehung der kammergerichtlichen Urteile betraf. Dazu sollte die **Kreiseinteilung** dienen (S. 176), welche jetzt durch Hinzufügung der kurfürstlichen Lande und der kaiserlichen Erbstaaten auf zehn erhöht wurde. In jedem dieser zehn Kreise sollte ein Kreishauptmann mit einigen Räten eingesetzt werden, um Recht und Frieden zu schirmen und die Urteile des

Kammergerichts zu vollstrecken. Sofort kam es wieder zum Streit über das Recht der Ernennung der Hauptleute. Der Kaiser verlangte Teilnahme daran und überdies einen Oberhauptmann für auswärtige Kriege, eine Art Reichsrat von acht Mitgliedern, der an seinem Hof bleiben sollte. Gegen den Oberhauptmann und die Räte, eine Forderung, welche die oberste Leitung doch wieder in die Hände des Kaisers gelegt hätte, erhoben die Stände Einsprache; auch wollten sie die Kreishauptleute allein ernennen. Nach langem Streiten gab man die acht Räte zu, der Oberhauptmann wurde nicht weiter erwähnt; den Ständen wurde die Ernennung der Unterhauptleute eingeräumt und der gemeine Pfennig nach der Veranschlagung der Stände angenommen. Allein mit diesen Beschlüssen war noch lange nicht die Ausführung verbunden. Der gemeine Pfennig kam nicht ein, die acht Räte und die Hauptleute wurden nicht eingesetzt. Die ganze Kreiseinrichtung stand zunächst nur auf dem Papier und wurde erst auf dem Wormser Reichstag (1521) erneuert und in Wirksamkeit gesetzt.

Geringer Erfolg der Reformbestrebungen.

Lange Jahre hatte man über eine neue Ordnung geplant, verhandelt und beraten; alle Versuche, das auseinander fallende Reich durch einheitliche Institutionen zu konsolidieren, zeigten doch immer nur die Unmöglichkeit, die widerstrebenden Interessen der Stände und des Kaisers zu vereinigen, die Gegensätze territorialer Abschließung und einheitlicher Reichsverfassung ständischen Regiments und monarchischer Herrschaft auszugleichen. „Die gegenseitigen Rechte und Pflichten des Oberhauptes und der Stände waren nun erst recht zweifelhaft geworden. Die Stände hatten Teilnahme an Jurisdiktion und Regierung gefordert; der Kaiser hatte einiges nachgegeben, andres suchte er um so mehr festzuhalten: eine Grenze war nicht gefunden worden. Es war ein unaufhörliches Fordern und Verweigern; abgenötigtes Bewilligen, unvollständiges Leisten; ohne wahre Anstrengung, ohne wesentlichen Erfolg und deshalb auch ohne Genugthuung auf irgend einer Seite. Die einzigen Institute, welche zustandegekommen, waren das Kammergericht und die Matrikel.“ Je weniger die neuen Institute Geltung und Anerkennung fanden, je weniger die oberste Gewalt im Reich vermochte, um so mehr strebten die Einzelnen nach Selbständigkeit und Selbsthilfe. Die Landeshoheit der Fürstentümer nahm eine bestimmtere, in sich geschlossene und befestigte Gestalt an; die Ritterschaft übte ihr altes Fehdewesen; die Städte hatten Mühe, sich ihrer fürstlichen und adligen Bedränger zu erwehren und in der allgemeinen Unsicherheit den Geschäften des Friedens nachzugehen; in den Bauern gährte es unheimlich. Laut klagte man, daß die Gerichte unredlich oder unfähig seien, daß des Reiches Acht keinen mehr schrecke, daß nicht Pilger noch Handelsmann die Straße ziehen könne, daß die entlassenen Landsknechte den Geist der Kriegslust und des Aufruhrs allenthalben verbreiteten. Zu solchen entsetzlichen Zuständen war das Deutsche Reich gelangt, und keiner konnte absehen, wie hier Heil und Rettung zu schaffen sei. Die Mißstände in der Staatsverfassung und dem gesellschaftlichen Leben vermischten und vereinigten sich endlich mit einer noch gewaltigeren Bewegung auf kirchlichem und religiösem Gebiete. Im Reformationszeitalter floß die Gährung und Aufregung, das Ringen auf allen Lebensgebieten in einem mächtigen Strom zusammen.

Beurteilung der Reformbewegung.

Man hat den Widerstand der Stände gegen die Stärkung der monarchischen Gewalt vielfach scharf getadelt und beklagt, daß die Herstellung des Kaisertums, wie es zur Zeit der Ottonen und Staufer bestanden, durch die zentrifugale Richtung und den Partikularismus der Territorialherrschaften vereitelt worden sei; „dadurch sei die Nation, die einen obersten Herrscher nicht zu ertragen vermocht, unter das Joch vieler Tyrannen gekommen". Aber es war nicht bloß das eigensüchtige Streben nach Ausdehnung der landesherrlichen Rechte und Machtbefugnisse, das den Widerstand gegen eine kräftige Zentralgewalt hervorrief, der tiefere Grund war ein gerechtes Mißtrauen in die habsburgische Hauspolitik. Seit den gefälschten Urkunden Herzog Rudolfs IV. (VIII, 130) strebte die Habsburger Politik konsequent nach einer vom Reiche unabhängigen, selbständigen Stellung der österreichischen Lande. Gegenüber einem Herrscherhause, welches nur auf Mehrung seiner eignen Macht und Ländergebiete bedacht war und dazu die Kräfte des Reichs benutzen wollte, läßt es sich begreifen und entschuldigen, wenn die Fürsten und Stände sich einem Habsburger Kaiser nicht mit gebundenen Händen auszuliefern gesonnen waren, nicht eine Autorität gründen helfen wollten, durch welche ihre eignen Hoheitsrechte bald untergegangen wären. Die Reformentwürfe kamen nur unvollkommen zur Ausführung. Österreich entzog sich dem Reichskammergericht, das Nürnberger Reichsregiment hatte weder Dauer noch Lebenskraft. Max ist schließlich gerade stark genug gewesen, sagt Ulmann, die Organisation einer beschlußkräftigen und handlungsfähigen Regierung, in die er sich mit den Ständen hätte teilen müssen, zu hintertreiben; aber er hat keineswegs vermocht, die verrosteten Prärogativen des mittelalterlichen Königtums zur bewegenden Kraft wiederum zu erheben. Man hatte sich bereits gewöhnt, das Kaisertum als den Besitz der Gesamtheit der Fürsten und Stände, durch die es verliehen wurde, zu betrachten, bemerkt Ranke im Eingang zur Preußischen Geschichte. Wollte der damit Bekleidete die Befugnisse, die es gab, zur Vermehrung seiner Hausmacht benutzen, so glaubte ein jeder in seinem guten Rechte zu sein, wenn er ihm widerstand. Von allen Gegnern dachte wohl niemals einer daran, das Reich zu sprengen, in der Teilnahme an der Genossenschaft desselben sahen sie vielmehr ihre eigne Größe und Sicherheit; sie wollten nur einer einseitigen Ausübung der Gewalt gegenüber ihr politisches Dasein aufrecht erhalten.

C. Die Reiche im Osten.

I. Ungarns Größe und Fall.

1. Ungarn unter den Hunyadi.

a. Johann Hunyads Kriegsleben und Ausgang.

Auf dem großen Reichstage zu Pest, der so zahlreich besucht war, daß er Hunyad zum Gouverneur
auf dem Felde Rákos abgehalten werden mußte, war Johann Hunyad, bisher gewählt. 1446.
Landesoberster von Siebenbürgen, mit einstimmiger Begeisterung zum Reichsverweser (Gouverneur) Ungarns ausgerufen worden, da der Königssohn Ladislaus Pfingsten 1446.
Posthumus noch immer in Österreich zurückgehalten ward (VIII, 525). Die bedrohte Lage des Landes machte es nötig, das man den Gouverneur mit einer fast königlichen Gewalt betraute. Als oberster Kriegsherr sollte er über alle Festungen und Städte und die gesamte Heeresmacht gebieten. Bei der inneren Staatsverwaltung sollte er an die Mitwirkung und Zustimmung des Reichsrats gebunden sein, und die Rechtspflege sollte nach der herkömmlichen Gerichtsordnung von dem Palatin und Landesrichter unter Beiziehung mehrerer Edelleute und Prälaten gehandhabt werden. In die hohen Reichsämter und Statthalterschaften teilten sich die Häupter der Magnatengeschlechter, welche die Zeitumstände und die Unsicherheit des obersten Regiments zur Erhöhung ihrer Macht und zur Mehrung ihrer Privilegien zu benutzen wußten.

Wir kennen bereits den heldenmütigen Mann, welchen die Vorsehung in Haltung des Gouverneurs.
schweren Zeiten an den bedrohten Marken erweckte, auf daß er „der Heimat ein Schirm, dem Feinde eine Geißel“ werden möchte. Einem niederen Adelsgeschlecht entsprossen, hat Johann Hunyad in den Türkenkriegen sich einen Namen gemacht, welcher den Christen Bewunderung, den Feinden Schrecken einflößte. Auch als die Nation ihn zum Gouverneur erwählt und die Reichsgewalt in seine Hände gelegt hatte, fesselte er den alten Kriegsruhm an seine Fahne, wenn auch Sultan Murad auf dem Amselfelde durch die Übermacht seiner Heere einen schwer
errungenen blutigen Sieg davontrug (VIII, 667). Auf wunderbare Weise entging 1448.
damals der tapfere Kriegsheld den Händen der Räuber und den Nachstellungen des treulosen Georg Brankovics, Fürsten von Serbien. Aber nicht bloß in der

Schlacht und auf den von Kriegsscharen durchtobten Feldern an der unteren Donau lauerten dem vaterländischen Manne schlimme Feinde, auch in den ungarischen Landschaften erhob der Neid, die Herrschsucht, der trotzige Übermut sein Haupt gegen den Reichsverweser und suchte durch anarchisches Treiben jede gesetzliche Ordnung, jedes feste Regiment zu untergraben.

Giskra im nördlichen Ungarn. Im nördlichen Ungarn behauptete sich Giskra, einer der böhmischen Führer, welche einst die Königin Elisabeth ins Land gerufen, in trotziger Selbständigkeit, weigerte dem Gouverneur Gehorsam, verachtete die Landesgesetze und ließ seine verwilderten Kriegsscharen von den Felsenburgen aus die oberen Komitate mit Raub und Plünderung heimsuchen. Vergebens schickte Hunyad seinen Verwandten, Thomas Szekely,
1419. mit den nördlichen Banderien wider den Ruhestörer aus; er fiel in einer Feldschlacht unweit Kaschau und seine Mannschaft wurde gefangen, getötet, zersprengt. Dieser Sieg erhöhte den Übermut des böhmischen Heerführers. Insgeheim unterstützt von Gara und andern Widersachern des Reichsverwesers, setzte er sein wildes Kriegsleben fort und hielt die ganze Gegend in Unterwürfigkeit. Da rückte Hunyad selbst wider ihn ins Feld. Er brach mehrere Burgen und verbreitete durch das strenge Strafgericht, das er über die Besatzungen verhängte, solchen Schrecken, daß Giskra gern in den Frieden willigte, den eine Gesandtschaft des Polenkönigs vermittelte. Aber zwei Jahre später stand der unruhige Kriegsmann von neuem unter den Waffen.

König Ladislaus und Cilli. Mehr und mehr überzeugte sich der Gouverneur, daß die Fortdauer des königlosen Zustandes das Reich in Anarchie stürzen und die Widerstandskraft gegen die Türken brechen würde. Deshalb war er mit allem Eifer bedacht, den jungen Ladislaus aus den Banden Österreichs zu lösen. Wir haben früher den Gang der Dinge kennen gelernt, durch welchen endlich die Befreiung des Königs und sein Einzug in Preßburg erwirkt wurde (S. 68); aber der Fürstensohn, dem die Kronen von Ungarn und Böhmen zu teil geworden, war ein schwaches Rohr in diesen sturmbewegten Zeiten. Es wurde erwähnt, daß der böswillige, ränkevolle Ulrich Cilli sich des schwachen Jünglings gänzlich bemächtigte und ihn zu Sinnengenüssen, zu einem ausschweifenden Leben, zu Lustbarkeit und Müßiggang zu verleiten suchte, um dann über den Schattenkönig seine gebietende Macht zu üben. Zu dem Ende war er vor allem bemüht, den Einfluß des Gouverneurs zu brechen. Ränke, Intrigen und Verdächtigungen wurden angewandt, um den hochverdienten Mann, der so oft das Reich mit seinem Schild gedeckt, aus des Königs Gunst und Vertrauen zu drängen. Gegen die Übereinkunft führte er den jungen Fürsten bald nach Wien zurück, wo er ihn gänzlich in seiner Gewalt hielt und alle seine Handlungen bestimmte und leitete. Nur seiner eignen Vorsicht und Entschlossenheit hatte es Hunyad zu danken, daß er den mörderischen Anschlägen und Nachstellungen des boshaften Gegners entging.

Kriegerischer Aufschwung. Und welchen Schaden hätte der Fall des Feldherrn der gesamten Christen-
1451. heit zugefügt! Denn gerade damals brachten Kaufleute von Hermannstadt die Kunde, daß Sultan Mohammed große Kriegsrüstungen mache, um den durch die Eroberung der byzantinischen Kaiserstadt erzeugten Schrecken zu einem neuen Angriff auf das Donauland zu benutzen. Wir haben gesehen, wie wenig die

Anstrengungen der Päpste Nikolaus V. und Calixtus III. für einen allgemeinen Türkenzug von Erfolg gekrönt waren und wie wenig die Kreuzpredigten der Mönche in den höheren Gesellschaftskreisen eine kriegerische Begeisterung zu erwecken vermochten. Die Magyaren überzeugten sich, daß sie nicht auf fremde Hilfe rechnen dürften, daß die Rettung ihrer Freiheit und Nationalität auf ihrem eignen Arm beruhe. Das Schicksal des Despoten von Serbien, der vergebens durch Tribut und Zinspflicht den Feind von seinem Lande fern zu halten hoffte, aber bald als hilfeflehender und verfolgter Flüchtling in Ungarn erschien, enthüllte die Eroberungspläne des Osmanenfürsten. Nur der patriotischen Thätigkeit Hunyads war es zu danken, daß auf dem Reichstag zu Budapest noch einmal Jan. 1454. ein kriegerischer Aufschwung, ein Gefühl nationaler Selbsterhaltung sich kund gab, daß man der Saumsal der Großen in betreff der Landesverteidigung durch einige energische Beschlüsse entgegentrat.

Johannes Hunyad wurde zum Generalkapitän ernannt und für die Aufbringung einer bedeutenden Kriegsmacht Sorge getragen. Die königlichen Einkünfte, sowie die Güter des hohen Klerus und der Ertrag des Zehnten sollten genau erforscht und aufgezeichnet werden, um zu bestimmen, wieviel davon für den Landesschutz verwendet werden könnte. Der hohe Adel sollte persönlich ins Feld rücken, und hundert Bauernhöfe (Sessionen) sollten vier Reiter und zwei Mann Fußvolk zu den Fahnen stellen. Die Versäumnis dieser Pflicht und das vorzeitige Verlassen des Kriegslagers wurde mit Güterverlust bedroht.

So konnte Hunyad eine beträchtliche Streitmacht über die Donau führen. Mohammed in Serbien. 1455. Das türkische Heer, das bereits die serbische Festung Ostroviza erobert hatte und Semendria bedrohte, wurde mit großem Verlust zurückgeschlagen, der Oberfeldherr Firusbeg in Gefangenschaft geführt und der Despot Georg wieder in seine Herrschaft eingesetzt. Zur Vergeltung für Ostroviza erstürmte Hunyad die Donaufestung Widdin und ließ sie in Flammen setzen. Mohammed gab jedoch seine Kriegspläne nicht auf. In dem Augenblick, da die Umtriebe Cillis neue Verwirrungen hervorgerufen, zwischen dem König und dem mit Hunyad verbundenen Adel neuen Zwist erzeugt hatten, wiederholte er seinen Einfall in Serbien, um für Widdin Rache zu nehmen, das günstig gelegene Fürstentum unmittelbar mit seinem Reiche zu verbinden und seine Herrschaft bis an die Donau vorzurücken. Die feste Stadt Novoberda, wo sich die Schatzkammer des Despoten befand, geriet mit allen ihren Reichtümern in die Gewalt der Osmanen und erhielt einen Juni 1455. türkischen Statthalter und Richter. Damit fielen auch die kleineren Festungen und die reichen Gold- und Silberbergwerke der Umgegend an die Türken. Dieser Erfolg hob den Mut des Sultan. Nicht zufrieden mit dem Besitz von Serbien, richtete er seinen Sinn bereits auf Ungarn. Innerhalb zwei Monaten, soll er geäußert haben, hoffe er sein Abendmahl in Ofen zu nehmen. Belgrad, die unüberwindliche Donaufestung, sollte ihm als Brücke dienen. Dorthin zog er jetzt mit seiner ganzen Heeresmacht, die nach der geringsten Angabe 150,000 wohlgerüstete

Streiter zu Roß und zu Fuß faßte und mit Kriegsvorrat, Geschütz und Belagerungswerkzeug aufs reichlichste und zweckmäßigste versehen war. Denn in den Zurüstungen, in der Beschaffung von Waffen, Lebensmitteln, Lasttieren, in der Fürsorge und Umsicht für alle Bedürfnisse und Wechselfälle waren die Osmanen damals dem gesamten Abendlande überlegen. Zugleich segelten bemannte Fahrzeuge aus dem Schwarzen Meer die Donau herauf, damit der Belagerungskrieg zu Wasser und zu Land gleichzeitig geführt werden möchte.

Der Belagerungskrieg von Belgrad. 1456.

Jan. 1456.

Auf die Kunde von diesen Vorgängen geriet das ganze Abendland in Schrecken und Aufregung. Auf einem neuen Reichstag in Ofen, bei dem auch der päpstliche Legat sich einfand, wurde der Parteihader ausgeglichen, Hunyad mit dem König und Cilli ausgesöhnt und abermals an die Spitze der Landesverteidigung gestellt und sein jüngerer Sohn Matthias an den Hof gezogen, „scheinbar als Zeichen der Gnade, in der That aber als Geisel für die Treue des Vaters". Eine allgemeine Volksbewaffnung wurde angeordnet; das ganze Abendland hieß es, sei in kriegerischer Bewegung; zu Land und zur See werde ein vereinter Angriff auf verschiedenen Seiten des Osmanenreichs erfolgen. Solche Erwartungen konnte man in Ungarn hegen, wenn man auf die Reden des Legaten und auf die Kreuzzugspredigten eifernder Kuttenmänner hörte. Aber es wurde früher bemerkt, wie kläglich alle diese Erwartungen zu schanden wurden. Allerdings führte der beredte Franziskanermönch Capistrano, der einst mit seinem „Barfüßergeleit" Buße predigend durch die deutschen Lande gewandert war, um die Sünde des Baseler Konzils zu sühnen und die Hussiten von ihren „abscheulichen Ketzereien" zu bekehren (S. 141), ein buntgemischtes Kriegsvolk in das Donauland hinab, nicht unähnlich den ungeordneten Scharen, welche einst mit Peter von Amiens durch dieselben Gegenden gezogen; aber die aus allen Ländern und Ständen zusammengelaufene Menge, die mit Spießen, Eisenhaken und ländlichen Waffen gen Belgrad zog, um unter Hunyads siegreichem Banner für das Kreuz Christi zu streiten, war nicht wie damals der Vorläufer einer großartigen Heerfahrt; es waren Klosterbrüder und Kirchenmänner, Leute aus den unteren Ständen in Stadt und Land, Abenteurer und Landstreicher, die von Fanatismus und Religionseifer erfüllt mit Todesverachtung in den Kampf zogen, aber schlechte Wehr und Waffen und wenig Kriegsübung besaßen. Nur ein stattliches Häuflein von dreihundert polnischen Kreuzfahrern und etliche deutsche Landsknechte gaben dem wunderlichen Zug einen militärischen Halt und Anstrich. Aber unter einem so heldenmütigen Führer wie Hunyad waren auch diese undisziplinierten Kriegshaufen, deren Zahl sich auf 60,000 Köpfe belaufen haben soll, mit Vorteil zu gebrauchen, und die populäre Beredsamkeit des volkstümlichen Franziskanermönchs war ganz geschaffen, den religiösen Feuereifer zu entzünden. So konnte es geschehen, daß die Festung Belgrad, die Tag und Nacht aus mehr als hundert Feuerschlünden beschossen ward und deren Fall unvermeidlich schien, durch das Christenheer befreit und das feindliche Lager

erstürmt ward. Nachdem es dem Feldherrn gelungen, mit der kleinen Flotte, die er auf der Theiß und Donau herbeigeschafft und mit mutigen Kreuzfahrern bemannt hatte, in fünfstündigem mörderischen Kampfe die osmanischen Galeeren 14. Juli 1456. zu zerstreuen, zu versenken, in Brand zu setzen, benutzte er die Verwirrung, um den Eingang in die hartbedrängte Stadt zu erzwingen und setzte dann dem stürmenden Feind einen verzweifelten Widerstand entgegen. Voll Ingrimm über den Verlust seiner Schiffe wollte Mohammed durch die Eroberung Belgrads den Schaden ausgleichen und seinen Kriegsruhm herstellen. Nach heftigen Anstrengungen und furchtbaren Kämpfen brachte er die Wälle und die Außenwerke der Festung in seine Gewalt; schon sah man da und dort die Türkenfahne zum Zeichen des Sieges wehen, und dennoch wurde die Stadt gerettet. Die Kreuzfahrer, von den begeisterten Reden des siebzigjährigen Capistrano angefeuert und von Hunyad in den Kampf geführt, drängten die Janitscharen in heißem Straßenkampf über die Wälle zurück, richteten durch brennende Reißigbündel mit Schwefel und andern Brennstoffen gemischt unter den im Festungsgraben dicht gedrängten Osmanen eine furchtbare Niederlage an und brachen endlich, über Blut, Leichen und Brandstätten vordringend, das feste Lager, wo Mohammed selbst wutentbrannt sich in das wildeste Schlachtgetümmel stürzte. Schwer verwundet gab er den Befehl zum Rückzug nach Sophia und räumte das Waffenfeld vor Belgrad, Zelte, Rüstzeug, Geschütz und 24,000 Leichen zurücklassend.

Noch nie hatten die Christen einen so glänzenden Sieg errungen als vor Hunyads Ausgang und Charakter. den Mauern der Donaustadt, wo religiöse Begeisterung und kriegerische Erfahrung sich zum todesmutigen Kampfe die Hand gereicht. Mehr als je mochte damals der Kriegsheld des Glaubens leben, daß die Vertreibung der Türken aus Europa durchgeführt, die Idee, der er sein ganzes Leben geweiht, verwirklicht werden möchte. Schon richtete Capistrano an den heil. Vater die flehenden Worte, er möchte zehn- bis zwölftausend wohlgerüstete Reiter auf eigne Kosten herüberschicken; würden diese vereint mit den treuen Kreuzfahrern und mit den edlen Fürsten, Prälaten und Baronen des Reichs Ungarn sechs Monate das Feld behaupten, so könnte die Macht der Ungläubigen vernichtet und allem Elend der Christenheit ein Ende bereitet werden. Aber alle diese Hoffnungen zerrannen und die Lorbeeren blieben unfruchtbar. Ein unerbittliches Geschick zerschnitt noch in demselben Siegesjahr den Lebensfaden der beiden Streiter Gottes. Johannes Hunyad wurde von der Lagerseuche ergriffen und starb zwanzig Tage 11. August 1456. nach seinem Sieg im sechsundfünfzigsten Jahr seines Lebens in den Armen Capistranos.

Johann Hunyad war eine der edelsten Heldengestalten in der Geschichte des magyarischen Volks, urteilt ein ungarischer Historiker. Untadelig als Mensch, fromm ohne blinden Glaubenseifer, gerecht, hochherzig, konnten persönliche Beleidigungen ihn nicht leicht zur Rache reizen. Als Bürger nährte er, obwohl er die empörendsten Kränkungen zu erdulden hatte, doch ein hohes Pflichtgefühl und feurige Vaterlandsliebe im

Herzen, was in tugendleerer Zeit einen doppelten Glanz verleiht. Als Staatsmann wandelte er, finsteren Intrigen unzugänglich, in der Verwaltung des Landes auf dem Pfade der Gerechtigkeit und fleckenloser Rechtschaffenheit. Als Beamter, so heißt es von ihm in einer Chronik, hat er sitzend und stehend, gehend und reitend aller Orten das Gesetz verkündet und das Recht gehandhabt. Aber wie er selbst bekannte, sein liebstes Element war der Krieg wider die Türken. Er lebte nur für eine Idee und das war diese: die Türken aus Europa zu vertreiben. Und konnte er diese Idee, aus Mangel an hinreichender Unterstützung und durch zahllose Hindernisse gehemmt, auch nicht zur Ausführung bringen: so hat er doch sein Vaterland vor der alles unterwerfenden Macht der Türken beschützt, ja dieser in zwölf großartigen, zehnmal siegreichen Schlachten einen mächtigen Damm entgegengesetzt.

Blutige Auftritte. Zwei Monate nachher beschloß auch der hochbejahrte Johann von Capistrano, Hunyads Gefährte in diesen Tagen des Kampfes und Ruhmes, sein
23. Okt. 1456. wechselvolles Leben, nachdem er dem König Ladislaus, der nach dem befreiten Belgrad geeilt war und neben dem Sterbelager stand, mit salbungsvollen Worten den Schutz der Kirche ans Herz gelegt. Das Schicksal ersparte dem kriegerischen Ordensmann das bittere Erlebnis, mit eignen Augen die blutigen Begebenheiten anzuschauen, welche bald nach seinem Tod über Ungarn hereinbrachen. Cilli, der auf die Nachricht von dem Hingang des Gouverneurs Freudenfeste veranstaltet hatte, hoffte nun die ganze Staatsgewalt an sich zu bringen und wie über den schwachen König, so auch über den Reichstag zu herrschen. Aber selbst der Name des Türkensiegers war noch eine Macht; darum sollten die Söhne dem Vater nachfolgen. Man wollte von dem Grafen die Äußerung vernommen haben, er werde nicht eher ruhen, bis er das ganze Hundegeschlecht ausgerottet habe, seinem Verwandten, dem Despot von Serbien, stellte er, wie es heißt, die Zusendung zweier „Kugeln" in nahe Aussicht. Die schlimmen Absichten des Grafen wurden dem ältesten Sohne des Gouverneurs, Ladislaus Hunyad, verraten. Er stellte den feindlich gesinnten Edelmann zur Rede, und als dieser nicht nur beleidigende Worte ausstieß sondern auch das Schwert zog
10. Nov. 1456. und den Gegner verwundete, stürzten Hunyads Freunde herbei und ermordeten den ruchlosen Mann trotz seines Panzerhemdes, das er zum Schutze unter seinem Waffenrock trug. Der König geriet bei der Nachricht über die blutige That in großen Schrecken. Doch beruhigte er sich, als er von dem Verlauf der Sache und von den Anschlägen des Grafen näher unterrichtet ward. Cilli war so allgemein verhaßt, daß Äneas Silvius dem König Alfons von Aragonien schrieb, der Sohn habe durch die Ermordung des Grafen sich um die Christenheit ebenso verdient gemacht, wie der Vater durch die Vertreibung Mohammeds. In Temeswar gab Ladislaus der trauernden Witwe Hunyads die Versicherung, daß er an ihrem Sohne keine Rache nehmen wolle. Bald darauf kehrte er nach Ofen zurück, begleitet von den beiden Söhnen des toten Helden. Hier aber wußten mehrere Magnaten, die dem Türkensieger und seinem Geschlechte feindlich gesinnt waren, vor allen Gara, Banffy, Giskra, den schwachen Fürsten zu dem

Glauben zu bringen, daß die Hunyadi ihm nach dem Leben und nach der Krone trachteten. Er ließ sie daher nebst mehreren ihrer Freunde und Anhänger gefangen setzen und den Ladislaus hinrichten, ohne seine Verteidigung anzuhören, oder die gesetzlichen Formen zu beachten.

„Von Bewaffneten umgeben," erzählt Mailath, „schritt der vierundzwanzigjährige schöne, große Mann mit zurückgebundenen Händen einher; sein Gang war fest, das Auge sah frei nach allen Richtungen umher, die langen blonden Locken flossen über Schultern und Nacken; er trug ein goldenes Kleid, vielleicht dasselbe, welches ihm der König als Zeichen der Versöhnung geschenkt. So betrat er den Platz vor der Hofburg. Der Henker gebot ihm niederzuknieen; Hunyad sprach noch einige Worte der Rechtfertigung an das Volk und gehorchte dann. Als alles still geworden, rief der Ausrufer aus: „So werden diejenigen gestraft, die ihrem Herrn untreu sind." Der Henker schob das reiche goldene Haar zu beiden Seiten weg, damit es ihn nicht hindere; als er aber das Schwert erhob, überfiel ihn eine solche Angst, daß er am ganzen Körper zitterte; dreimal hieb er, ohne den Unglücklichen zum Tode zu treffen, der vierte Streich erst trennte das Haupt vom Rumpfe."

Ladislaus Hunyads Hinrichtung. 16. März 1457.

Aber die blutige That trug schlimme Früchte. Im Osten des Reichs hatten die Hunyadi ergebene Anhänger. Diese scharten sich um Elisabeth, die Mutter des Gemordeten, und ihren tapferen Bruder Michael Szilagyi und erhoben die Fahne der Blutrache. Da erschrak der König und verließ Ungarn, den jüngeren Sohn Hunyads, Matthias Corvinus, als Gefangenen mit sich führend. Er sollte das Land der Magyaren nie wiedersehen. Von Wien über die Wallfahrtsstätte Mariazell nach Prag eilend, wo er seine Vermählung mit der Tochter Frankreichs zu feiern gedachte, starb König Ladislaus, der letzte aus dem Blute der Anjous. Wir haben gesehen, welche Gerüchte sein plötzlicher Hingang im Volke erzeugte (S. 142).

Tod des Königs Ladislaus. 1457.

23. Nov. 1457.

b. König Matthias Corvinus.

Der unerwartete Tod des Königs schuf in Böhmen wie in Ungarn einen schnellen Wechsel der Dinge. Dort gelangte Georg Podiebrad zur Herrschaft, hier wurde nach einem heftigen Wahlkampf der gefangene Sohn des Türkenbezwingers, Matthias Corvinus, auf den Thron gerufen. Lange sträubte sich die gegnerische Partei, die Gara, Ujlaky, Banffy, Giskra u. a., welche in Ofen ihre Beratungen hielten, einen Sprößling des Hauses Hunyad mit der Krone des heil. Stephan zu schmücken; denn würde nicht dieser sofort Rechenschaft fordern für das vergossene Blut des Bruders? Erst als Michael Szilagyi, welcher mit 20,000 Bewaffneten Pest besetzt hielt, ihnen Sicherheit zuschwor und von den auswärtigen Fürsten, die in Vorschlag kamen, keiner auf allgemeine Anerkennung rechnen konnte, verstummte allmählich der Widerspruch. Als in einer kalten Winternacht plötzlich die anwesenden Kriegsleute in den Ruf ausbrachen: „Es lebe König Matthias!" stimmte das ganze Volk ein und eilte zum Dankgebet in die Kirchen. Dieser Kundgebung eines kräftigen Nationalwillens wagte niemand

Die Königswahl. 1458.

Januar 1458.

zu widerstehen. Nachdem man eine Wahlkapitulation vereinbart, kraft deren die bewaffnete Macht allein aus den königlichen Einkünften unterhalten, die Edelleute und ihre Hintersassen steuerfrei sein und alle Jahre um Pfingsten in Pest ein Reichstag abgehalten werden sollte, bei dem sich alle Barone und Prälaten einzufinden hätten, einigte man sich rasch zu dem Beschluß, daß der sechzehnjährige Matthias, der Sohn des Türkenbändigers Johannes Hunyad, König von Ungarn werden und bis zu seiner Volljährigkeit sein Oheim, Michael Szilaghi, die Würde eines Gouverneurs bekleiden sollte. Sofort eilte eine Gesandtschaft nach Prag, um den Erkornen aus Kerkerhaft zum Thron zu führen. Podiebrad ließ den fürstlichen Gefangenen ziehen, jedoch nur unter der Bedingung, daß er sich verpflichte ein Lösegeld von 60,000 Dukaten zu bezahlen und seine Tochter Katharina zur Gemahlin zu nehmen. Mit unermeßlichem Jubel wurde der junge König, der Erbe des glorreichsten Namens, bei seinem feierlichen Einzug in Ungarns Hauptstadt empfangen. Alle Leiden, welche die Nation durch äußere Feinde und innere Anarchie so lange erduldet, schienen nun mit einem Mal zu Ende zu sein.

Matthias befestigt sich in der Herrschaft.

Doch so schnell sollten sich die stürmischen Wogen des öffentlichen Lebens in Ungarn nicht verlaufen. Die Königswahl war das Resultat eines plötzlichen nationalen Aufschwungs, der alle persönlichen Leidenschaften und Affekte für den Augenblick zurückdrängte. Allein nur zu bald trat der Egoismus und die Parteisucht wieder offen hervor und begann abermals das alte Ränkespiel. Kaiser Friedrich III., der unter den Thronprätendenten den größten Anhang besaß und noch immer die ungarische Krone in Verwahrung hatte, gab seine Hoffnungen und Ansprüche nicht auf, und er hatte bald die Genugthuung, daß die mächtigen Parteihäupter Gara und Ujlaky zu ihm standen und ihre Umtriebe gegen die Hunyadi von neuem in Bewegung setzten. Auch Giskra, der im Interesse des Polenkönigs Kasimir thätig gewesen, versagte dem jungen Fürsten die Anerkennung und beunruhigte von seinen Raubschlössern aus abermals die obere Gegend durch feindliche Überfälle. Und nicht nur von diesen Gegnern sah sich Matthias überall gehemmt und bedroht; sein eigner Oheim, dem er seine Erhebung vorzugsweise zu danken hatte und den er sofort zum Grafen von Bistritz ernannte, bereitete ihm durch sein barsches Wesen, durch seinen soldatischen Ungestüm, durch seine Herrschsucht und sein eigenmächtiges Dreinfahren viele Schwierigkeiten. Aber der jugendliche Monarch zeigte solche Energie, solchen politischen Verstand, solche Herrschergaben, daß man bald den genialen Regenten in ihm erkannte. Um jeden Schein eines Parteiregiments fern zu halten und in der Nation den Glauben zu erzeugen, daß er ohne alle persönliche Rücksicht die strengste Gerechtigkeit zu üben gesonnen sei, ließ er seinen gewaltthätigen Oheim Szilaghi im Schlosse Vilagos gefangen setzen und entzog ihm das Amt eines Gouverneurs. Und wenn auch derselbe einige Zeit nachher durch ergebene Diener wieder befreit ward, so gelangte er doch nicht mehr zu seinem früheren Einfluß.

Verstimmt wandte sich Szilagyi von der Politik ab und widmete seine ganze Thätigkeit dem Kriegswesen, dem er von jeher mit ganzer Seele zugethan war und zu dem er mehr Geschick besaß als zur Staats- und Regierungskunst. Ein mutiger und tapferer Grenzhüter, hemmte er mit seinem starken Arm und guten Schwert die Fortschritte der Türken, bis er als Gefangener nach Konstantinopel 1460.
gebracht und dort enthauptet ward.

Die Strenge des jungen Königs gegen den eignen Oheim füllte die Gegen- Matthias Corvinus und Kaiser Friedrich III.
partei mit Schrecken. Sie hatten sich aber schon zu tief mit dem Österreicher eingelassen, als daß sie Straflosigkeit erwarten durften. Daher beschlossen sie, das Vorhaben möglichst rasch durchzusetzen, damit Matthias keine Zeit zur Gegenwehr fände. Eine Anzahl der mächtigsten Magnaten, an ihrer Spitze Gara, Ujlaky, Banffy, die Grafen von St. Georgen, die Frangipani und alle die dem Hause Cilli verwandt waren, schlossen mit Friedrich III. einen Bund und bewogen denselben, daß er sich in Wiener-Neustadt mit der Stephanskrone, die noch immer in seinen Händen war, als König von Ungarn krönen ließ. Darauf sammelten die Verschwornen Kriegsvolk, um ihrem Erkornen den Thron zu erkämpfen. Wäre Friedrich ein Mann von Thatkraft und Entschlossenheit gewesen, so hätte das Komplott für Matthias schlimme Folgen haben können; aber das kleinliche philisterhafte Wesen des österreichischen Herrschers raubte dem Unternehmen Nerv und Spannkraft. Wie ganz anders benahm sich dagegen König Matthias! Nachdem er das während der unruhigen Zeiten in Verfall geratene System der Landesverteidigung in bessern Stand gebracht und durch eine neue 1458.
Organisation der Aushebung die Reiterei der „Husaren“ geschaffen, entsetzte er die Häupter der Verschwörung ihrer Ämter und rückte, als sie in ihrem Grimm zur offenen Empörung schritten, wider die Aufständischen und die mit ihnen verbundenen Österreicher ins Feld. Und damit er den Willen der Nation als Rechtsbasis für seine Herrschaft geltend machen könnte, berief er eine Versamm- 1459.
lung geistlicher und weltlicher Herren nach Ofen, legte ihnen die Frage vor, ob sie ihn aufrichtig als ihren rechtmäßigen König anerkennen wollten, und ließ sich, als sie ihre Gesinnung durch freudigen Zuruf kund gaben, nochmals den Eid der Treue leisten. So wurde das Recht der Königswahl, welches bisher nur im Keim vorhanden gewesen, nur hier und da in anarchischen Zeiten bei einzelnen Gliedern des Herrschergeschlechts geübt worden war, durch den Reichskonvent in einem entscheidenden Akt zur Geltung erhoben, durch einen nationalen Aufschwung ein neues Staatsrecht geschaffen, ein in wenigen zweifelhaften Fällen geübter Gebrauch durch einen kühnen Griff zur gesetzlichen Rechtsordnung erhoben. — Dieses entschlossene Vorgehen des Herren- und Prälatenstandes scheint auf die Verschwornen einen bedeutenden Eindruck gemacht zu haben. Wenigstens knüpften mehrere derselben, als der königliche Feldherr Simon Nagy einige Vorteile im Kampf errungen, Unterhandlungen an, um sich die Rückkehr zu ermöglichen. Von dem trägen Kaiser, der gerade damals mit seinem Bruder Albrecht

im Streit lag und schwer bedrängt wurde, war keine Hilfe zu erwarten. So gelang es denn der vermittelnden Thätigkeit des Papstes, welcher die junge Kraft des Magyarenfürsten gegen die Osmanen kehren wollte und ihm bereits eine geweihte Fahne zugestellt hatte, nach langen Unterhandlungen eine Übereinkunft
1461. zustandezubringen. Friedrich sollte die Krone und die Stadt Ödenburg um 60,000 Dukaten herausgeben, aber den Titel eines Königs von Ungarn samt den verpfändeten Städten und Landstrichen bis zu seinem Tod behalten. Stürbe Matthias ohne Leibeserben, so sollte das Land auf den Habsburger und seine Nachkommen übergehen. Und um dieser Succession noch mehr Aussicht für die Zukunft zu sichern, nahm Friedrich dem Ungarnkönig das Versprechen ab, falls seine Gemahlin Katharina mit Tod abginge, keine zweite Ehe zu schließen. Die Reichsstände trugen anfangs Bedenken, den Friedensvertrag zu bestätigen. Nur die wachsende Bedrängnis durch die Türken, welche seit dem Tode Hunyads unaufhörlich die Grenzmarken mit kriegerischen Einfällen beunruhigten, bewog sie endlich, die lästigen Bedingungen anzunehmen. Nachdem man durch freiwillige Beiträge die Loskaufsumme beschafft hatte, wurde eine glänzende Gesandtschaft mit stattlichem Reitergefolge nach Wien abgeordnet, um die heilige Krone, das
1462. köstlichste Kleinod der Nation, wieder nach Ungarn zurückzubringen.

Die Schwarze Legion.

Bald darauf kam auch eine Ausgleichung mit Giskra zu stande. Von dem Wunsche beseelt, den tapferen Kriegsmann, der mit seinen böhmischen Waffenknechten das obere Land fort und fort hart heimsuchte und in seinen festen Felsenschlössern schwer zu überwinden war, in seine Dienste zu ziehen und gegen die Türken ins Feld zu stellen, bot Matthias einen hohen Friedenspreis und begegnete dem unter Krieg und Waffen ergrauten Edelmann mit solcher Zuvorkommenheit, daß er dessen ganzes Herz gewann. Er und seine kampfgeübten und abgehärteten Krieger traten in des Königs Dienst. Sie bildeten den Kern des tapferen Fußvolks, das, durch andre Soldknechte verstärkt, in der Folge unter dem Namen der „Schwarzen Legion“ den Grund zu dem ersten stehenden Heere legte und in den Türkenkriegen als ebenbürtige Kriegsmacht den Janitscharen gegenübertrat. Mit diesen Soldtruppen konnte Matthias mehr ausrichten, als mit der ungarischen Landmiliz und ihren turbulenten Führern; daher war er auch eifrig bemüht, von den Reichskonventen, die sich in der Regel um Pfingsten versammelten, fort und fort Geldbewilligungen zur Mehrung der besoldeten Kriegsmannschaften zu erlangen.

Die Türken in Bosnien und Serbien. 1463.

Noch vor seiner Krönung, welche am Palmsonntag des Jahres 1462 in feierlicher Weise zu Stuhlweißenburg durch den greisen Erzbischof vollzogen ward, riefen die Vorgänge in Serbien und Bosnien den König nach der unteren Donau. Wir werden an einem andern Orte die Zerrüttungen in den Fürstenhäusern dieser beiden Länder und die dadurch herbeigeführte Besitznahme durch die Türken kennen lernen. Als die serbische Herrscherfamilie aus dem eignen Lande und aus dem Buche der Geschichte verschwunden war und Sultan Mo-

hammed das Ziel seines Strebens in jener Gegend erreicht hatte, flüchtete sich der Bosnierfürst Stephan unter den Schutz der Magyaren und des Papstes, um durch ihren Beistand einem ähnlichen Schicksal zu entgehen. Aber er vermochte den Fall seiner Herrschaft nicht zu verhindern. Im Vertrauen auf den Beistand der Ungarn und Venetianer, den ihm Papst Pius II. in Aussicht stellte, verweigerte der Bosnier den bisher entrichteten Tribut an die Pforte und traf Anstalten zur Verteidigung wider Mohammeds Rache. Aber durch seine Vergangenheit hatte er sich um die Liebe seines Volks und um das Vertrauen seiner Verbündeten gebracht. Ein Fürst, auf dem der dringende Verdacht ruhte, daß er den Tod seines Vaters herbeigeführt und den Türken bei der Eroberung von Semendria Vorschub geleistet, konnte nicht Vorkämpfer und Fahnenträger in dem großen Glaubenskriege sein. Mohammed fand daher nur geringen Widerstand, als er mit großer Heeresmacht in Bosnien einrückte. In Kurzem fielen die zwei wichtigsten Plätze Babicsa und Jaicza in seine Gewalt und endlich mußte sich auch die Festung Kliucs an der Sanna, wo König Stephan selbst die Verteidigung leitete, an Mahmud Pascha, den tapferen Feldherrn griechischer Abkunft ergeben. Stephan wurde mit seines Bruders Sohn und vielen Edlen in türkische Gefangenschaft geschleppt und ganz Bosnien dem Herrschgebiete des Sultans einverleibt. Der Fürst von Montenegro büßte seinen Widerstand mit dem Leben, Stephan Koßachich von der Herzegowina versprach Tribut, die kleineren Dynasten des Gebirgslandes wurden weggeführt, bis nach Kroatien und Steiermark streiften die türkischen Kriegsscharen, alles mit Raub und Verwüstung füllend. Voll Angst und Schrecken flüchteten die Einwohner über die Grenzen oder in die Berge. Frühjahr 1463.

König Matthias war durch seinen Krieg mit dem Kaiser verhindert, seinem Schützling Stephan Hilfe zu leisten. Kaum aber war der Friede hergestellt, so entbot er alle seine Vasallen nach Peterwardein und rückte mit seiner ganzen Streitmacht in Bosnien ein, das der Sultan bereits wieder verlassen hatte. Es gelang ihm nach einem dreimonatlichen Belagerungskrieg gegen die türkische Besatzung die Festung Jaicza wieder zu erobern und die Hoheitsrechte der ungarischen Krone über das benachbarte Königreich aufs neue zu verkündigen. Aber seine Kräfte waren nicht hinreichend, das im ersten Sturm erworbene Land zu behaupten. Schon im nächsten Frühjahr erschien der Sultan mit einem neuen Heer vor den Mauern von Jaicza, und wie heldenmütig die ungarischen Besatzungstruppen den furchtbaren Anstrengungen der Feinde und den Wirkungen des gewaltigen Geschützes widerstanden, das christliche Land blieb schließlich doch im Besitz der Osmanen. Weder Matthias, der nach beendigter Krönungsfeier zum Entsatz der bedrängten Festung herbeieilte und die Türken zum Abzug zwang, noch sein Großschatzmeister Emmerich Zapolya, der Bezwinger der festen Bergstadt Serbernik mit den reichen Silbergruben, welchen er zu seinem Statthalter eingesetzt, vermochten den Gewalthaufen des Sultans und seines Heer- Matthias schützt die Donaugrenze. 1463—1465. Sept. 1463. Dez. 1463. 1464.

führers Mahmud Pascha zu widerstehen. Verlassen vom Abendlande (nur die Venetianer hatten dem König durch ihren Gesandten Johannes Emmo Subsidiengelder zugestellt), mußten die ungarischen Heere über die Donau zurückkehren und Bosnien bis auf wenige Grenzfestungen dem furchtbaren Feinde preisgeben. Doch waren Jaicza und Belgrad noch immer in den Händen der Christen, ein kräftiges Bollwerk zum Widerstande, wenn sich das Abendland ermannen würde, ein Gegenstand der Eroberungssucht und der Rachgier der Türken. Denn sollte der kriegsmächtige Sultan, welcher zwei Jahre zuvor bereits den Woiwoden der Walachei, Johannes Ladislaus (Wlad), zur Flucht nach Ungarn gezwungen und dessen feindlich gesinnten Bruder Radul als zinspflichtigen Lehnsfürsten eingesetzt, im Süden der Donau zwei Festungen als Trutzburgen in der Gewalt der Christen lassen? Hatte doch schon Wlad sich erboten, die Gnade des Sultans durch Verrat und Hilfe wider Siebenbürgen und Ungarn zu erkaufen, ein Antrag, den er als Flüchtling mit vieljähriger Haft in Budapest büßen mußte. Diese Eroberungspläne nach Norden konnten aber nicht wohl ausgeführt werden, solange jene Bollwerke unbesiegt im Rücken blieben. Schon im folgenden
1465. Jahr ging daher Mohammed mit dem Gedanken eines neuen Feldzugs an die Donau um, denn er habe keine Freude am Leben, ließ er sich vernehmen, solange nicht Jaicza und Belgrad in seinem Besitz seien. Aber ihm war es nicht beschieden, diesen heißen Wunsch erfüllt zu sehen. Wir werden später erfahren, wie viele Unternehmungen und Entwürfe den großen Sultan in den nächsten Jahren in Anspruch nahmen. Diese Unruhe und Vielgeschäftigkeit lenkte seine Gedanken von den Donauländern nach andern Richtungen. Über den Kämpfen und Anliegen an verschiedenen Orten zur See und zu Land fand er nicht mehr die nötige Zeit, mit seiner ganzen Kriegsmacht sich nach Norden zu wenden. Dadurch blieben die festen Grenzstädte an der Donau noch einige Jahrzehnte in den Händen der Magyaren; erst den Nachfolgern Mohammeds war es beschieden, über Belgrad und Jaicza hinaus den Halbmond zu Sieg und Eroberung zu tragen. Mohammed mochte auch aus den Erfahrungen der Vergangenheit die Lehre geschöpft haben, daß ein tapferes Volk unter der Führung eines geliebten und kriegskundigen Königs selbst gegen einen überlegenen Feind Lorbeeren erfechten könne. Er zog es daher vor, seine bedeutendsten Streitkräfte nach andern Gegenden zu kehren und den Donaukrieg auf Streifzüge und verheerende Einfälle zu beschränken.

Neue Kriegs- und Steuerordnung.

Diese kleinen Gefechte und Überfälle, leidensvoll für die Grenzbewohner, aber ohne Interesse für die Weltgeschichte, förderten die Bemühungen des Ungarnkönigs, das Reich in wehrhafteren Zustand zu setzen. Die Stände, durch die drohende Nähe der Osmanen stets in Furcht und Besorgnis gehalten, setzten nicht nur durch Geldbewilligungen den Monarchen in die Lage, seine Söldnerscharen zu einem stehenden Heer zu vermehren, wodurch er stets zu Schutz und Trutz gerüstet war, sie schärften auch die Gesetze für die Landesverteidigung.

Hatte man ihm einst in der Wahlkapitulation die Beschränkung auferlegt, die zur Beschützung des Reichs notwendigen Wehrmannschaften aus den Gütern und Einkünften der Krone und des eignen Hauses aufzubringen und zu erhalten, die Banderien der Magnaten dagegen nur in der höchsten Not zum inneren Dienst aufzubieten, so wurde jetzt von dem Reichskonvent in Ofen festgesetzt, 1466. daß jeder Edelmann, der nicht auf den Ruf des Königs zur bestimmten Frist sich im Lager einfände, Gut und Leben verwirkt habe; und im folgenden Jahr, 1467. als die furchtbare Kriegsbande der böhmischen Zebraken unter dem tapferen Feldhauptmann Suehla die nördlichen Komitate mit wilder Verheerung heimsuchte, erwirkte Matthias auf einem andern Landtag, daß anstatt des bisherigen Steuer- und Zollsystems, welches wegen der zahllosen Privilegien und Befreiungen des Adels und der Städte wenig einträglich war, eine „Kammersteuer" und ein „Kronzoll" eingeführt ward, welche, über alle Unterthanen und Fremde ausgedehnt, die Einkünfte des Königs beträchtlich mehrte und zugleich einen wohlthätigen Einfluß auf den Handel hatte. Nur die Güter der Reichsmagnaten sollten davon befreit sein.

„König Matthias hat fast keinen Punkt seiner Kapitulation eingehalten; aber die Nation bewies in einer lange ausharrenden Geduld, wie gern sie einem so tapferen und edlen König, als er war, auch über die Kapitulation hinweg gehorchte." Auch die regelmäßigen Reichskonvente, die alle Jahre abgehalten werden sollten, erlitten mit der Zeit manche Beschränkung und Unterbrechung. „Wie sollte auch ordentliche Generalrevision des Reichsregiments sein, wenn jährlich bei 8000 bewaffnete Männer, fast alle zu Pferd, auf der großen Ebene Rakos zusammenkamen?"

Das neue Steuer- und Zollsystem erregte manche Unzufriedenheit. Alle Die Opposition überwältigt. Stände und Städte, welche früher befreit waren und nun Opfer bringen sollten, klagten über Rechtsverletzung. Die Sachsen und Walachen in Siebenbürgen erhoben die Fahne des Aufruhrs und riefen ihren Woiwoden Johann von St. Georgen zum unabhängigen Fürsten aus. Aber wie erschraken die Insurgenten, als Matthias unversehens mit 12,000 Bewaffneten vor Klausenburg erschien! Schnell legte sich die Bewegung. Der Woiwod warf sich dem König reumütig zu Füßen und flehte um Gnade; die Anstifter Vörös und Suky flohen nach Polen; von den Teilnehmern wurden die Schuldigsten am Leben oder Gut gestraft; und als Zeichen seines Unwillens über die Haltung des Adels setzte Matthias das Blutgeld für die Ermordung eines Edelmannes von 200 Gulden auf 66 herab. Der Fürst der Moldau, der den Aufruhr gefördert, wurde in einem nächtlichen Treffen überwunden und zur demütigen Unterwerfung und Huldigung gezwungen. Auch die Zebraken wurden besiegt und viele Gefangene hingerichtet oder in den Fluten der Donau ertränkt.

Es war ein gewaltiges Regiment, das Hunyads Sohn aufrichtete. Doch Der Krieg in Böhmen und Mähren. beugte sich die ungarische Nation gern unter die starke Hand, welche den Übermut der zuchtlosen Großen niederwarf, die Anarchie unterdrückte, Recht und Gesetz

zu Ansehen und Geltung brachte, den Reichsfeind von den Grenzen fern hielt. Aber mit dem Jahr 1468 beginnt eine Periode in seinem Regentenleben, über welches die Geschichte ein minder günstiges Urteil fällt. Zwar war seine Regierung von da an noch glänzender, seine Kriegsthaten großartiger und die Persönlichkeit des heldenmütigen und geistreichen Königs trat in noch leuchtenderen Zügen hervor, aber sein Ruhm ist nicht mehr so rein und fleckenlos wie früher, und einzelne Thaten, Ausgeburten der Leidenschaft, verdunkeln den Kranz seiner Ehren. Den Anfang dieser weniger ruhmvollen Thaten bildet der Kampf gegen den gebannten König Georg Podiebrad, den Vater seiner bald nach der Krönung verstorbenen Gemahlin Katharina. Wir kennen bereits die Kriege in Mähren und Böhmen, zu denen sich Matthias durch die Aufreizung und Versprechungen des Papstes und des Kaisers fortreißen ließ. Die Aussicht mit Hilfe der katholischen Partei und des unzufriedenen Herrenstandes die Krone dieser Länder mit der ungarischen zu vereinigen und eine mächtige Dynastie zu gründen, war für die hochstrebende, nach Ruhm und Ehre dürstende Seele des Corviners zu lockend, als daß er den Versuchungen hätte widerstehen können. Auch erklärte sich Friedrich bereit, als Preis der Waffenhilfe die früher erwähnte Vertragsbedingung, daß Matthias keine zweite Ehe eingehen dürfe, fallen zu lassen. Es ist uns bekannt, wie unfruchtbar der dreijährige Krieg in Böhmen, Schlesien und Mähren schließlich für den Ungarnkönig ausfiel. Als Podiebrad noch vor Herstellung des Friedens aus der Welt ging, wurde nicht Matthias, sondern Wla-
1471. dislaus von Polen zum König von Böhmen gewählt und der Magyarenfürst trug aus dem Kampfe nichts davon als die Unzufriedenheit seines Volks, das durch schwere Abgaben die Kosten aufbringen mußte, einen neuen verheerenden Grenzkrieg mit den Türken, welche durch die Abwesenheit der ungarischen Kriegsmacht auf einem andern Schauplatz mit frischer Eroberungslust erfüllt wurden, und die Feindschaft des österreichischen Herrschers, der mit Neid und Mißtrauen auf die ehrgeizigen Pläne des emporstrebenden Nachbars blickte. Auch die Hoffnung auf eine Vermählung mit der polnischen Königstochter sollte zunichte werden. Die Gemahlin Kasimirs verschmähte einen Schwiegersohn, der nicht aus königlichem Geblüte war. In den Augen der alten Fürstengeschlechter galt Matthias als Emporkömmling.

Opposition in Ungarn. Ja so drohend gestaltete sich die Lage, daß Matthias über dem Ringen
1470. nach der böhmischen Krone beinahe die ungarische verloren hätte. Die Lasten für den Krieg und die durchfahrenden Gewaltmaßregeln gegen den turbulenten Adel hatten eine solche Erbitterung im Lande hervorgerufen, daß eine Anzahl
1470. geistlicher und weltlicher Herren zu einer Verschwörung zusammentraten, um Matthias zu stürzen und Kasimir, den jungen Sohn des Polenkönigs, auf den Thron zu heben. An der Spitze der Malkontenten stand der Erzbischof von Gran, Johann Vitéz, einer der ältesten Freunde des Hauses Hunyad, dessen Rat den König oft in den gefährlichsten Lagen gerettet und jahrelang sicher geleitet

hatte, und der Bischof von Fünfkirchen, der als lateinischer Dichter gefeierte Janus Pannonius. Matthias glaubte in einem Krieg, den er im Auftrag des Papstes gegen „Ketzer" führte, dem er den Charakter eines Kreuzzugs geben wollte, die Hilfe des Klerus in erster Linie ansprechen zu dürfen und trug daher kein Bedenken sich bei seinen Geldbedürfnissen an die Kirchengüter zu halten. Die Verschwörung gewann unter der hohen Geistlichkeit und bei dem Adel immer mehr Boden; nur der Erzbischof von Kolocza und der Palatin blieben dem Corviner treu. Als der Polenfürst, der Einladung der Magyaren Folge leistend, mit Kriegsmacht heranzog und den Sohn Hunyads in einem Manifest „Ungarns eingedrungenen König und gewaltsamen Usurpator" nannte, fand er so viele Unterstützung, daß er bis nach Neutra vordringen konnte. Schon war der Tag festgesetzt, an welchem Kasimir mit seinem Heer auf dem Rákosfelde erscheinen und sich mit den Mißvergnügten vereinigen sollte.

Matthias, der in Böhmen durch das Graner Domkapitel von den Vorgängen und Plänen Kunde erhielt, verkannte die Gefahr keineswegs. Er eilte schnell nach Ofen zurück, fand aber ratsam, dem Komplott nicht mit Strenge, sondern mit List und Klugheit zu begegnen. Indem er die Magnaten und Stände zu einer Versammlung berief, stellte er sich, als ob er von ihrer Treue vollkommen überzeugt wäre und gar nicht zweifle, daß sie ihn im Kampfe gegen die Polen und die treulosen Landesverräter bereitwillig unterstützen würden. Zugleich versöhnte er die Gemüter durch das feierliche Versprechen, in Zukunft keinerlei Auflagen ohne ihre Beistimmung zu erheben und sich jeder Willkürhandlung gegen die Adligen zu enthalten. Er verstand es, so geschickt mit den Ständen umzugehen, daß sie, obwohl die Unzufriedenheit vornehmlich wegen der hohen Besteuerung entstanden war, am Schlusse des Landtags von jeder Session oder Bauerngut achtzig Denare, also das Vierfache der gesetzlichen Steuer anboten und vollkommen beruhigt und ausgesöhnt nach Hause gingen. Als der Polenfürst die veränderte Stimmung wahrnahm und die erwartete Hilfsmannschaft nicht eintraf, wagte er es nicht, dem König, der mit 16,000 wohlgerüsteten Kriegsknechten gen Neutra aufgebrochen war, auf dem Waffenfelde zu begegnen. Er kehrte um, hielt sich aber durch Hinterlassung einer Besatzung in jener Stadt die Möglichkeit einer Rückkehr offen. (Haltung des Königs.)

Dadurch gab Kasimir die wenigen Magnaten, die sich bei ihm eingefunden, dem Verderben preis. Vitez wurde trotz der Fürsprache hochgestellter Freunde in Schloß Wissegrad gefangen gehalten und der Bischof von Fünfkirchen zur Flucht nach Kroatien gezwungen. Beide überlebten den Sturz nicht lange. Der letztere starb im Exil, dem Erzbischof wurde auf die Fürbitte des päpstlichen Legaten die Rückkehr nach Gran gestattet, er durfte sich aber nicht aus der Stadt entfernen und stand unter Aufsicht, bis nach einigen Monaten Kummer und Verdruß ihn ins Grab stürzten. Das Gefühl der Dankbarkeit für geleistete Dienste hatte in dem Gemüte des Corviners keine Stätte. Auch sein Kanzler, Peter Varday, Erzbischof von Kolocza, ein treuergebener Diener der Krone, mußte viele Jahre im Schlosse Wissegrad in enger Haft zubringen, weil er (Strafgerichte.)

sich bei der Abfassung eines Friedensvertrags mit dem Sultan eine Fahrlässigkeit oder ein Vergehen hatte zu schulden kommen lassen.

Die Lage in Ungarn während des böhmisch-österreichischen Kriegs.

Die Unzufriedenheit der Ungarn über den österreichisch-böhmischen Krieg, der einzig und allein die Befriedigung persönlichen Ehrgeizes zum Zweck hatte ohne jeglichen Nutzen für das Magyarenreich, hielt Matthias nicht ab, noch mehrere Jahre lang seine Waffen nach Westen zu kehren, obwohl unterdessen die Süd- und Ostgrenzen den Raubzügen der Osmanen schutzlos preisgegeben waren. Wir haben der Feldzüge zur Erwerbung der böhmischen Krone früher gedacht. In Schlesien nahm zuletzt der Krieg den Charakter eines ritterlichen Wettkampfes an. Die Chroniken erzählen mit sichtlicher Freude, wie einst der König in seinem Lager bei Breslau die Tage mit heiteren Festlichkeiten verbracht, die Frauen und Töchter der Bürger zu Tanz und Lustbarkeit eingeladen und dann die Könige Kasimir und Wladislaus, die mittlerweile Not und Elend erduldet, genötigt habe, den Magyarenfürsten, auf den sie mit so großer Geringschätzung herabsahen, auf einer persönlichen Zusammenkunft demütig um einen Waffenstillstand zu bitten. Wir wissen, daß die böhmisch-österreichischen Kriege sich mit einigen Unterbrechungen bis gegen das Ende der siebziger Jahre hinzogen und dann mit einem Friedensschluß endigten, kraft dessen Matthias bis zu seinem Tode im Besitz von Mähren, Schlesien und der Lausitz bleiben und den Titel eines Königs von Böhmen fortführen durfte. Aber den Ungarn waren diese unfruchtbaren Kämpfe so sehr gegen den Sinn, daß sie nur wider die Türken Mannschaft und Geld bewilligen wollten. Denn während des Königs Abwesenheit erneuerten die Mohammedaner ihre Raub- und Streifzüge. Sie erbauten an der Save die Festung Sabacz und fielen wiederholt in Kroatien ein, verbrannten Großwardein und füllten Krain, Kärnten und Steiermark mit Schrecken und Verwüstung. Sie schleppten Beute und Gefangene weg und sandten Säcke mit Köpfen, Ohren und Nasen als Siegestrophäen nach Konstantinopel. Doch gelang es dem tapferen Corviner, bei Gelegenheit einer längeren Waffenruhe mit Kasimir und Friedrich, die neue Festung Sabacz, die er mit
1475. Lebensgefahr auf einem Fischerkahn ausgekundschaftet, wieder zu erobern und die bis in die Nähe von Temeswar vorgerückten Feinde mit großem Verlust über die Donau zurückzuwerfen, während um dieselbe Zeit sein Verbündeter, der kraftvolle Moldauerfürst Stephan, „der Große", nach dem glänzenden Sieg in einer eingeschlossenen Waldgegend am Flusse Berlat auch im Osten dem Vordringen des Sultans ein Ziel setzte; und im nächsten Jahr brachte das helden-
1476. mütige Brüderpaar Doczy aus der Schlacht von Szendrö fünf eroberte Türkenfahnen und viele Gefangene nach Ofen als Trophäen zu dem glänzenden Hochzeitsfeste, das der Magyarenkönig damals mit Beatrix von Sizilien feierte: aber was gewann die Christenheit durch diese vereinzelten Siege, wenn die Alpenländer des südlichen Österreich unaufhörlich von räuberischen Türkenscharen durchschwärmt wurden und alles Land am Isonzo und an der Piave bis in die

Nähe von Venedig in Rauch und Flammen aufging, weil Matthias dem feindlich gesinnten Habsburger keine Hilfe sandte? Selbst die Moldau mußte sich trotz der ritterlichen Haltung Stephans der osmanischen Übermacht unterwerfen und Tribut zahlen; und der blutige Sieg, den der Woiwod Stephan Bathori von Siebenbürgen im Verein mit dem riesenstarken Paul Kinizsy, dem „ungarischen Herkules" auf dem „Brotfelde" in der Nähe von Karlsburg über ein großes 1479.
Türkenheer davon trug, blieb ohne Entscheidung für die Zukunft des Reichs; die ruhmvolle Waffenthat, welche Bathori mit dem Leben bezahlte und worin das ganze Türkenheer samt den Führern von den Reiterscharen der Ungarn, Walachen und Szekler vernichtet wurde, diente nur dazu, den furchtbaren Feind der Christen noch einige Jahrzehnte von den östlichen Landschaften Ungarns fern zu halten. Hätte Matthias, anstatt sich in einen neuen Krieg mit Friedrich einzulassen (S. 71) und mit den Venetianern über den Besitz der Insel Veglia zu hadern, die ganze Kraft der ungarischen Nation gegen die Osmanen gerichtet und als treuer Schirmvogt und Fahnenträger der Christenheit, wie ihn die Schmeichelei nannte, die Donaugrenze gehütet, so wären die christlichen Ostländer von unendlichem Elend verschont geblieben. Wir wissen aber, mit welcher Leidenschaft der Corviner den österreichischen Krieg betrieb. Und was half es ihm schließlich, daß er Wien durch furchtbare Hungerleiden zur Unterwerfung 1485.
zwang und fast das ganze Erzherzogtum Österreich in seine Gewalt brachte? Seine beiden Frauen hatten ihm keine Kinder geboren, und sein natürlicher Sohn Johann Corvin, der seines Herzens Freude war, auf den er alle Ehren und Güter häufte, der die Früchte seiner Anstrengungen und Siege ernten sollte, hat von den väterlichen Eroberungen wenig davongetragen.

Diesen Sohn zu erheben und ihm die Nachfolge auf dem Throne zu sichern war das größte Anliegen des Königs in seiner letzten Lebenszeit. Er wußte, daß die Magyaren sich nicht leicht über den Makel der Illegitimität hinwegsetzen würden, daher suchte er dem Sohne eine solche Machtstellung zu verleihen, daß es den Gegnern schwer fallen sollte, die Krone auf ein andres Haupt zu setzen. Er hatte ihn nicht nur zum Grafen von Hunyad und Herzog von Liptau eingesetzt und mit den Gütern des kinderlos verstorbenen Gara belehnt; er hatte ihm auch mehrere schlesische Herzogtümer übertragen und seine letzten Kriegszüge hatten den Zweck, den geliebten Sohn in Österreich und an der Oder in solche Lage zu bringen, daß er auf deutsche Kräfte und Hilfsmittel gestützt im Notfall Gewalt anwenden könnte. Auch bei der Verlobung desselben mit der italienischen Fürstin Blanka Sforza hatte Matthias die hohe und mächtige Verwandtschaft im Auge. Aber die stärkste Stütze suchte er ihm im Lande selbst zu verschaffen. Er dehnte vermittelst eines Reichstagsbeschlusses die Amtsbefugnisse des Palatins aus, indem er dem Träger dieser Würde neben der Leitung der Justiz die erste Stimme bei der Königswahl und im Falle einer Minderjährigkeit die Regentschaft und das Oberkommando im Heer zuteilte, und übertrug die

Matthias sucht seinem Sohne die Thronfolge zu verschaffen.

erledigte Stelle dem Emmerich Zapolya, einem Manne, den er aus niederem Stande zum Grafen von Zipsen erhoben und mit beträchtlichen Gütern beschenkt, dessen Sohn Stephan er zum Stadthauptmann in Wien eingesetzt hatte, von dem er alle Treue und Anhänglichkeit erwarten durfte. Zugleich übergab er Schloß Wissegrad nebst der Krone der Obhut seines Sohnes Johannes Corvinus und brachte auf einem Reichstag in Ofen die Stände zu dem eidlichen Versprechen, daß sie denselben in Anbetracht der Verdienste des Vaters zum Nachfolger erwählen würden.

Tod und Charakter des Königs. 6. April 1490.

Auch in Österreich und Schlesien wollte Matthias alle Schwierigkeiten beseitigen und reiste daher kurz vor Ostern nach Wien zurück. Hier raffte ihn der Tod vor der Zeit dahin. Er starb an einem Schlagfluß im siebenundvierzigsten Jahr seines Lebens. Seine Gesundheit war schon längere Zeit angegriffen, daher war er auch so sehr beflissen, die Thronfolge seinen Wünschen gemäß zu ordnen. Gewiß war Matthias Corvinus ein Mann von außerordentlicher Geistesgröße, urteilt Spittler, der in jeder Reihe großer Männer seiner Art als einer der ersten geglänzt haben würde. Sechzehn Jahre war er alt als er den Thron bestieg, siebenundvierzig als er starb, und bei allen Fehlern, in die erst der rasche Jüngling und bald auch der hochherzige Mann fiel, ging doch unverkennbar ein Strich von Größe durch sämtliche zweiunddreißig Jahre seiner Regierung. Man bewundert in ihm nicht den Kriegshelden allein, so gewiß es doch auch hohe Bewunderung verdient, daß selbst die ganze osmanische Macht nichts gegen ihn vermochte, während er zugleich gegen Österreich, Polen und Böhmen Krieg führen mußte, und oft auch gefährliche einheimische Unruhen zu dämpfen hatte. Der Kardinal von Castella, den der Papst an ihn sandte, meldete nach Rom: König Matthias übertrifft an Geist, Beredsamkeit, Mut und Verstand alle Fürsten, die ich kenne, um ein Bedeutendes. Er ist ein Mann von rastloser Seele, ganz kriegerisch, der mehr handelt als spricht. Ew. Heiligkeit möchte in der ganzen Christenheit niemand finden, der mit ihm verglichen werden könnte. Matthias war eine geborne Herrschernatur, nicht der Abstammung nach, aber „von Gottes Gnaden".

Resultate seiner Regierung.

Kein König steht bei dem Magyarenvolk in so gutem Andenken als Matthias Corvinus. Noch bis zur Stunde ist der Spruch nicht vergessen: „Matthias ist tot, die Gerechtigkeit ist dahin!" Vieles mag zu dieser Pietät der Umstand beigetragen haben, daß der große Sohn des großen Hunyad ein echter Magyar, ein Mann von ungarischem Blut und Stamm war, nicht der Ferne entstammt noch von fremdländischer Abkunft, daß er, ein Geschöpf der freien Volkswahl, als der echte Repräsentant der ungarischen Nation angesehen ward. Diese Volksgunst setzte ihn in den Stand, Einrichtungen zu schaffen, durch welche die Größe und Sicherheit des Reichs, die Wohlfahrt und Ehre der Nation erzielt werden konnten. Während die ganze Welt vor den Türken zitterte, wurden an der Donau mehrere glänzende Erfolge errungen und die Reichsgrenzen mannhaft

verteidigt; und während die Nachbarländer von Parteiwut und Bürgerkriegen zerrissen wurden, wagte in dem sonst so unruhigen, kriegerfüllten Magyarenland, einige geringe Aufstandsversuche abgerechnet, der Aufruhr und die Anarchie nicht ihr Haupt zu erheben; und wie wenig auch die Kriege in Böhmen, Schlesien und Österreich nach dem Sinne des Volks waren, dennoch fühlte der Nationalstolz der Magyaren sich geschmeichelt, daß das Ansehen Ungarns und seines Wahlkönigs durch das Waffenglück so sehr emporstieg, daß selbst Wien eine ungarische Stadt ward. — Wir haben gesehen wie Matthias seine „Schwarze Legion" von Jahr zu Jahr durch neue Söldner zu einer stehenden Armee erweiterte, so zahlreich und geübt, daß kaum eine andre Kriegsmannschaft in Europa damit verglichen werden konnte. Die Reichsstände bewilligten mit Seufzen die schweren Abgaben, wodurch eine solche Wehrmannschaft unterhalten werden konnte. Aber wie sehr auch die Gedanken des Königs auf Krieg und Eroberung gerichtet waren, wie gern er beim Heere weilte und den Umgang der Soldaten liebte, und wie wenig er Bedenken trug, sich dann und wann mit militärischer Eigenwilligkeit über die Schranken der Verfassung wegzusetzen, das Wohl des Staates als das höchste Gesetz achtend, so wurde doch Ungarn nicht in einen Militärstaat verwandelt, so artete doch die königliche Souveränität nie zu einem absoluten Willkürregiment aus. Die Konvente wurden, wenn auch nicht alljährlich, so doch häufig in feierlicher Weise abgehalten und alle öffentlichen Angelegenheiten ihrer Kenntnisnahme und Zustimmung unterbreitet; nachdrücklich hielt er darauf, daß sie von Prälaten und Baronen zahlreich besucht, daß die Adelsgesamtheiten der Gespanschaften und die königlichen Freistädte durch eine angemessene Anzahl bevollmächtigter Boten vertreten wurden. Mit- und Nachwelt haben es stets als den herrlichsten Ruhm der Regierung des Königs Matthias anerkannt, daß er so große Sorgfalt auf unparteiische und strenge Rechtspflege, auf gerechtes Gericht gewendet. Das allgemeine Gericht, dem der Adel stets sich zu entwinden gesucht hatte, heißt es bei Feßler, die aufgebotenen Komitatsversammlungen, welche bisweilen mit Gewaltthätigkeiten endigten, und die Ausrufungen auf drei Jahrmärkten, welche bei ordentlichem Rechtsgange zwecklos waren, wurden gänzlich abgeschafft und den Gerichtsstühlen der Gespanschaften die halspeinliche Gerichtsbarkeit auch über Verbrecher aus dem Adelsstande zuerkannt. — Nie war die Steuerlast in Ungarn so schwer als unter Matthias; wir wissen, daß sie zeitweise die fünffache Höhe früherer Jahre erreichte; aber man sah auch allenthalben die Früchte der großen Geldopfer. Einst der gelehrige Schüler des hochgebildeten sprachkundigen Erzbischofs Vitéz von Gran, hat Matthias sein ganzes Leben hindurch Wissenschaft und Bildung geehrt und gefördert. Das vielseitige geistige Leben, von dem jene Zeit der Renaissance erfüllt und durchdrungen war, hatte in dem Corviner einen eifrigen Gönner. Freilich konnte er im Lande selbst nicht viele Träger und Verkündiger dieses geistigen Aufschwunges in Kunst und Gelehrsamkeit auffinden: Vitéz, bei dem die Astro-

nomen Regiomontanus und Peurbach längere Zeit weilten, der die wohlgesetzten lateinischen Briefe und Staatsschriften des Königs an den Papst und den Kaiser verfaßte, und sein Verwandter, der Dichter und Humanist Janus Pannonius, Bischof von Fünfkirchen, waren die einzigen Männer von ausgebreitetem wissenschaftlichen Rufe in Ungarn, und ihrer hat sich der König durch seine unversöhnliche Rachsucht selbst beraubt; aber Italien und Deutschland waren nahe und reich an fahrenden Leuten von Kenntnissen und Wissen. Die Verbindung mit Neapel, woher Matthias seine zweite Gemahlin heimgeführt, mit Mailand, wo die Braut seines Sohnes lebte, mit Rom, wo der Papst einen lebhaften Verkehr mit dem Ungarnkönig unterhielt, mit Venedig, wo bald freundliche bald feindselige Wechselbeziehungen vielfache Berührungen herbeiführten, gab Gelegenheit zu manchen Einwanderungen und Berufungen. Nicht bloß Gelehrte, wie die Chronisten Bonfin, Thwrocz, Galeottus Martius wurden aus Italien herangezogen, auch Künstler, Maler, Architekten und Buchdrucker wanderten nach der glänzenden Donaustadt Ofen, wo sie gute Aufnahme und einträgliche Beschäftigung fanden, und für fremde Ackerbauverständige, Handwerker, Gärtner und Kaufleute bot das reiche Magyarenland einen weiten Wirkungskreis. Wollte Matthias verwüsteten Städten oder verödeten Herrschaften der Krone aufhelfen, so ließ er Freiheitsbriefe ausgehen und auf den Jahrmärkten zur Ansiedelung daselbst einladen. Befreiung von Steuern und Abgaben auf eine Reihe von Jahren wurde dem Fleißigen als lockender Preis geboten. Im königlichen Schloß gründete Matthias eine Bibliothek, die wohl kaum ihresgleichen hatte, denn außer den Summen, die er auf Druckwerke und den Ankauf von Handschriften verwendete, unterhielt er fortwährend über dreißig Kopisten, welche in Florenz und andern Städten Manuskripte für ihn abschreiben mußten. Seine Büchersammlung faßte 50,000 in Samt gebundene Werke. An die unter dem Beistande des gelehrten Vitéz gegründete Akademie zu Preßburg wurden wissenschaftliche Männer aus Deutschland und Italien berufen. Und wenn wir hören, daß er sich mit dem Plan getragen habe, in Ofen eine Erziehungsanstalt zu gründen, an welcher die gesamte vaterländische Jugend gebildet werden sollte, worin 40,000 Jünglinge hätten Raum finden sollen, ein Plan, der nur durch seinen frühen Tod vereitelt ward, so ist dies ein sprechendes Zeugnis, wie weit dieser König seinen zeitgenössischen Landsleuten vorausgeeilt war. Noch nie hatte Budapest so sehr den Charakter einer Königsstadt an sich getragen, als in den Zeiten des Corviners. Nicht nur, daß der Hof glänzender war als je zuvor, daß Feste und Ritterspiele das Leben erheiterten, es entstanden schöne Bauwerke, die von italienischen Bildhauern und Malern (Filippo Lippi) ausgeschmückt wurden. Und vielleicht trug mehr als alles andre zur Kultur des Magyarenvolks bei, daß Matthias Budapest zu einem Versammlungsplatz aller Großen seines Reichs machte, wo aller Parteihaß allmählich in vielfachen gesellschaftlichen Verbindungen vergessen und eine Mitteilung neuer Sitten und Ideen angeregt wurde, die vielleicht durch kein

andres Mittel so schnell bewirkt werden konnte. „Schade aber," bemerkt Spittler, „manches war bei allem diesem doch zu hoch angefangen. Wenn, wie man am siebenbürgischen Woiwoden Stephan von Bathori sah, selbst die ersten Männer des Reichs nicht schreiben und lesen können, so sind alle Versuche der feineren Kultur verloren, und kein Aufklärungsversuch wirkt auf die volle Masse der Nation selbst, wenn nicht vielfache Verbindung und wechselsweise Kommunikation der Einwohner des Reichs befördert und sicher gemacht, auch das Studium der Muttersprache mächtig gehoben wird. Ein einziger recht guter magyarischer Schriftsteller würde zehnmal mehr gewirkt haben, als alle die Lateiner, denen der König soviel Gutes that. Doch bleibt es wahr, die Nation verlor in ihm den größten König, den sie je gehabt hat." Schon sein Äußeres verriet den ritterlichen und geistig angeregten Mann. Er war der gewandteste Reiter, seine ganze Haltung und Erscheinung zeugte von Kraft und sein dunkles Auge sprühte Feuer. Besonders rühmte man an ihm den Scharfblick im Erkennen der Fähigkeiten und Eigenschaften der Menschen; er verstand es wie kein andrer, kraft- und talentvolle Männer aufzufinden und an den ihnen angemessenen Platz zu stellen. Und wie manchen güter- und ahnenarmen Mann, den er als tüchtig erkannte, hat er aus der Dunkelheit emporgehoben!

„Den reinsten Sittenspiegel stellte den ungarischen Völkern ihr eigner König in seinem Lebenswandel dar," schließt Feßler das achte Buch seines Geschichtswerks. „Vorzüglich strahlten Achtung für Wahrheit, aller Sittlichkeit Grundlage, hohe Wertschätzung der Zeit, Mäßigkeit im Lebensgenusse und keuscher Sinn daraus hervor. Allein außer seinem Sohne Johannes mochten die wenigsten seiner Großen und seines Volks sich darin beschaut haben, ohne mit Schamröte übergossen ihren Blick niederzusenken. Fast einzig stand er durch dreiunddreißig Jahre da als edler Mensch, als mächtiger König, als großes Vorbild aller Könige seiner Zeit, als der Ungarn unvergänglicher Ruhm, zeigend, was Tugend vermöge und männliche Weisheit."

2. Königtum und Aristokratie im Widerstreit.

a. Wladislaus der Jagellone, König von Ungarn und Böhmen.

Die Regierung der Hunyadi war in der Geschichte Ungarns wie das Abendrot vor dem Sturm. Noch bei Lebzeiten des Königs Matthias hatte seine Gemahlin Beatrix alle Mittel angewendet, die Nachfolge des unechten Sohnes Johannes Corvinus zu hintertreiben. Sie selbst wünschte mit der Regentschaft betraut zu werden, um einem zweiten Gemahl die Krone zuzuwenden. Eine mächtige Partei unter den Magnaten teilte ihre Abneigung gegen den Königssohn, und ihrem Einfluß war es hauptsächlich zuzuschreiben, daß derselbe auf dem letzten Landtage zu Ofen nicht zum Thronerben ernannt worden war. Die mündlichen Verheißungen aber erwiesen sich als unwirksam. Die Königin Beatrix gedachte anfangs den ungarischen Thron dem deutschen König Maximilian zuzuwenden, der damals mit der Wiedereroberung seines Erblandes

Parteistellung bei der Königswahl.

beschäftigt war und zugleich sich eifrig um die Krone des heil. Stephan bewarb. Der stattliche Ritter im blühenden Mannesalter und zu jener Zeit noch Witwer mochte Gefallen finden vor ihren Augen. Aber bald bemerkte sie, daß zu einer Verehelichung nach dieser Seite wenig Aussicht sei, daher neigte sie sich zu der Partei, welche den Böhmenkönig Wladislaus begünstigte (VIII, 582). Denn nicht nur die unechte Geburt Johanns gab Anstoß, ein großer Teil des hohen Adels wollte überhaupt von einem König aus dem Geschlechte der Hunyadi nichts wissen. Die Magnaten hatten schon lange mit Unmut die schwere Hand des kraftvollen Monarchen ertragen; unter Matthias waren sie in ihrem anarchischen Treiben, in ihrem Fehdeleben, in ihrer wilden Freiheit vielfach gehemmt worden; der zwanzigjährige Johannes Corvinus erschien ihnen als ein Mann, der ganz in die Bahnen des Vaters einlenken würde; sie zogen daher den Böhmenkönig aus dem Geschlechte Jagellos dem eingebornen Thronbewerber vor. Ein Fürst, der ihre Sprache, Sitten und Rechte nicht kannte, dessen Schopf, wie Stephan Bathori von Siebenbürgen sich ausdrückte, sie in ihren Fäusten hielten, war mehr nach ihrem Sinne. Ihr Egoismus wünschte einen Schattenkönig, der sie in ihrer Willkür, in ihrem eigenmächtigen, rohen Gebahren nicht zu hindern vermöchte, dem sie durch eine Wahlkapitulation die Hände zu binden gedachten. Zum Unglück für den Corviner war Emmerich Zapolya, der Palatin, noch vor Matthias aus der Welt gegangen und der Verwalter der Stelle, Urban Doczy, Bischof von Erlau, war mit der Königin im Bunde.

Wahlumtriebe. Allein wie stark auch die böhmische Partei war, als im Mai auf dem Rákosfelde die Königswahl angeordnet ward, zog sich die Entscheidung in die Länge, so daß zu Intrigen und zu leidenschaftlichen Ränkespielen ein fruchtbares Feld sich aufthat. Denn Johannes war nicht so rasch zu beseitigen: nicht genug, daß auch er eine bedeutende Partei auf seiner Seite hatte, er war auch im Besitz der Krone, des reichen königlichen Schatzes, der meisten Landesfestungen, und die „Schwarze Legion", die noch in Mähren an verschiedenen Orten in Garnison lag, sah in dem Sohne ihres Kriegsherrn den natürlichen Erben. Aber die Gegner wußten ihm eine Stütze um die andre zu entziehen. Als der Adel, des langen Harrens müde, den Entschluß faßte, sechzig Vertreter aus seiner Mitte aufzustellen, welche die Wahlhandlung zu Ende führen sollten, und die übrigen in die Heimat zogen, wußte die Partei der Königin bald eine Anzahl derselben auf ihre Seite zu locken und für Wladislaus zu gewinnen. Wir wissen, daß auch der Bruder des Böhmenkönigs, Johann Albrecht, unter den Bewerbern war; doch minderte sich bald sein Anhang zu gunsten des erstgebornen Sohnes von Kasimir. Wochen waren schon vorübergegangen, und noch stand keine Verständigung der Parteihäupter in Aussicht; mehr als einmal hatten die Wahlstürme eine Höhe der Leidenschaft erreicht, daß man schon die Waffen zum Bürgerkrieg zückte. Da kam man auf den Gedanken, dem Stephan Zapolya, welchen Matthias zum Stadthauptmann von Wien ernannt hatte, die Entscheidung in

die Hand zu geben. Johann Corvinus faßte neue Hoffnung. Denn wie sollte jemand glauben, daß der Edelmann, den der König einst vom armen Kapitän der Heiducken in Gran zu hohen Würden und großem Reichtum erhoben, dem Sohne seines Wohlthäters untreu werden würde? Allein Zapolya hatte bereits mit Wladislaus sich verständigt. Wenn er dem Jagellonen die Krone von Ungarn verschaffte, sollte er die an die Krone Polen verpfändeten Zipser Städte empfangen. Er erklärte sich für Wladislaus und entsandte sogleich den Bischof von Großwardein mit hohen Geldsummen nach Mähren, um die „Schwarze Legion" für den neuen König in Sold zu nehmen. Johann Corvinus entfloh mit der Krone und einem Teil seiner Schätze nach Niederungarn, entschlossen den väterlichen Thron mit den Waffen zu erkämpfen, wurde aber bald durch die Kriegshaufen des tapfern Bathori, des Kinizsi und andrer Magnaten zur Flucht nach Slawonien genötigt.

Die böhmische Partei suchte durch einen entscheidenden Schritt die Sache zum Austrag zu führen. Auf Grund einer Wahlkapitulation, in welcher nicht nur die alten Freiheitsurkunden feierlich bestätigt und die Steuern tief herabgesetzt, sondern auch die Zustimmung der Reichsstände bei allen wichtigen Angelegenheiten, insbesondere bei allen Kriegs- und Friedensschlüssen ausdrücklich gewahrt war, wurde Wladislaus von Böhmen in der St. Georgskirche zu Ofen zum König von Ungarn gewählt. Freudig empfing der Jagellone, welcher mit einem Heer an der Landesgrenze stand, die willkommene Botschaft und bestätigte das Kapitulationsdiplom. Sein Bruder trat nach einigen vergeblichen Anstrengungen unter den früher erwähnten Bedingungen von der Bewerbung zurück und Johann Corvin brachte dem Frieden und der Ruhe des Vaterlandes seine Ansprüche zum Opfer. Gegen die Zusicherung vollkommener Amnestie für sich und seine Anhänger und der Statthalterwürde von Dalmatien lieferte er die Krone aus und huldigte dem neuen Gebieter. Im Besitze großer Güter, die ihm der Vater übertragen, führte er ein ruhiges Leben und bewahrte dem König die angelobte Treue. Als Wladislaus in Stuhlweißenburg feierlich gekrönt wurde, trug Corvinus die Krone vor ihm her.

Ausgang des Wahlstreits.

15. Juli 1490.

18. Sept. 1490.

Nun war von einer Vermählung mit Blanka Sforza keine Rede mehr; die Fürstentochter reichte einige Zeit nachher dem König Maximilian die Hand zum Ehebund, Johann Corvin dagegen vermählte sich mit der schönen Tochter des Grafen Frangipani, die ihm zwei Kinder gebar. Beide starben in der Jugend und auch Johann Corvin selbst stieg im fünfunddreißigsten Lebensjahr ins Grab, ein tapferer Kriegsmann, seiner Ahnen wert. Mit ihm erlosch das ruhmreiche Geschlecht der Hunyadi. Seine junge Witwe vermählte sich in zweiter Ehe mit des Königs Neffen Georg von Brandenburg, der dadurch in den Besitz des reichen Corvinschen Erbes kam, es aber in wenigen Jahren vergeudete.

So wurde die Krone von Ungarn und Böhmen auf dem Haupte des polnischen Königssohnes vereinigt. Wir haben den wohlmeinenden aber schwachen Fürsten bereits kennen gelernt. Seine Regierung war für beide Länder ein Un-

König Wladislaus. 1490—1516.

glück; sie mehrte die Adelsherrschaft auf Kosten der Königsgewalt und der Volksfreiheit. Die ungarischen Magnaten hatten ihren Mann erkannt, als sie so eifrig für seine Wahl einstanden. Mehr auf ihren Eigennutz als auf des Landes Wohlfahrt und Größe bedacht, mehrten sie ihre Privilegien und folgten dem angebornen Hang zu anarchischem Treiben, zu Handlungen der Willkür und Gesetzlosigkeit, zu einem eigenwilligen turbulenten Leben. Stephan Zapolya, der die von Maximilian bedrohte Stadt Wien im Stiche gelassen, um seine Schätze in Sicherheit zu bringen und seine Zipser Städte gegen die Polen zu schützen, erhielt die Würde eines Palatins zum Dank für die bei der Königswahl geleisteten Dienste, andre Anhänger wurden mit andern Ehren und Ämtern belohnt. Nur die Königin Beatrix kam nicht zum Ziel ihrer Wünsche. Um die ränkesüchtige und mächtige Frau nicht durch direkte Zurückweisung in das feindliche Heerlager zu treiben — denn Maximilian stand noch unter den Waffen und auch Johann Albrecht versuchte noch mehrmals den Thronstreit zu erneuern, machte er seine Heirat von der Zustimmung des Reichstags abhängig; dieser widerriet aber die Verbindung, weil Beatrix für unfruchtbar galt. In ihren Hoffnungen getäuscht kehrte sie nach Neapel zurück, wo sie nach vielen Leiden und Trübsalen im Jahr 1508 auf der Insel Ischia starb. Wladislaus, schon in Jahren vorgerückt, vermählte sich mit Anna von Candale, Nichte König Ludwigs XII. von Frankreich, einer schönen, geistreichen Frau, die ihm eine Tochter, Anna, und einen Sohn, Ludwig, gebar. Bei der Geburt des letzteren starb sie im Wochenbett.

Wladislaus und Maximilian. Die Folgen der inneren Zerrüttungen und Parteikämpfe machten sich sehr bald auch nach außen bemerklich. Es wurde früher erzählt, daß die schlesischen Besitzungen, welche unter Matthias durch ungarisches Blut und Geld erworben worden, dem Reiche wieder verloren gingen, und daß der deutsche König Maximilian seine österreichischen Stammlande nebst der Hauptstadt Wien zurückeroberte. Bald trug er seine Waffen in die westlichen Grenzgebiete des Magyarenreichs selbst: Ödenburg, Komorn, Güns, Veszprim, Stuhlweißenburg gerieten in seine Gewalt. Nur dem Mangel an Geld, der den Kaisersohn so oft in seinen Unternehmungen hemmte, und der Unbotmäßigkeit des unbesoldeten österreichischen Heeres hatte es Wladislaus zu danken, daß Maximilian nicht schon jetzt
1491. nach der ungarischen Krone die Hand ausstreckte. Doch suchte er in dem Frieden von Preßburg, zu dem sich der Magyarenkönig in seiner Bedrängnis entschließen mußte, dem Habsburgischen Hause für die Zukunft den Weg zum Thron von Ungarn zu wahren. In diesem schmachvollen Frieden nämlich, durch welchen alle Früchte der kriegerischen Anstrengungen des Corviners verloren gingen, alle Eroberungen in Österreich und in den Alpenländern Steiermark, Kärnten, Krain abgetreten werden mußten, wurde noch ausdrücklich bedungen, daß im Falle Wladislaus ohne leibliche Erben aus der Welt ginge, die Krone Ungarns an Maximilian und seine Nachkommen fallen sollte. Ja Wladislaus konnte es

nicht verhindern, daß jetzt schon sowohl Friedrich III. als sein Sohn sich den Titel König von Ungarn beilegten. Wohl sträubte sich der Reichstag, den Frieden, der das Wahlrecht der Nation zu einer leeren Form und Anerkennungszeremonie herabdrückte und dem ungarischen Stolze so große Opfer zumutete, gutzuheißen und zu bestätigen, als aber der erste Sturm des Unwillens verbraust war, gelang es allmählich den besänftigenden Worten und Verheißungen des Königs die Zustimmung vieler Edlen zu der Urkunde zu erwirken. Im folgenden Jahr konnte er das Friedensinstrument, mit einer großen Anzahl von Unterschriften versehen, dem Habsburger zustellen; und wenn auch noch immer die förmliche Bestätigung der Stände fehlte, so blieben die Bedingungen doch in Kraft. 1492.

Für die Bereitwilligkeit der Magnaten, den Wünschen Wladislaus' zu willfahren, gewährte der schwache Monarch dem Adel in Beziehung auf Besteuerung, Heerbann und gerichtliche Stellung neue Zugeständnisse. Nur mit Zustimmung der Reichsstandschaft sollte gegen einen Edelmann ein Hochverratsprozeß angestrengt werden dürfen; die neuen Gerichtseinrichtungen in den Komitaten, wodurch Matthias die Großen in Zucht und Ordnung gehalten und von Gewaltthätigkeiten abgeschreckt hatte, wurden beseitigt; die Landesverteidigung sollte in erster Linie den Söldnertruppen und Banderien des Königs obliegen und nur bei großer Gefahr der allgemeine Heerbann aufgeboten werden, wobei noch für die hohen Reichsbarone besondere Ehrenrechte, für den minder begüterten Adel besondere Erleichterungen festgestellt waren. Auch sollten die Güter der hohen Herren und Prälaten von jeder Besteuerung befreit sein. Neue Gesetze zu gunsten des Adels.

Bald machte sich der Mangel eines kraftvollen Regiments allenthalben bemerklich. Die Streifzüge der Türken wiederholten sich öfters und nahmen an Ausdehnung zu, insbesondere als die „Schwarze Legion", welche einst der Schrecken der Feinde gewesen, wegen ihres wilden unbotmäßigen Treibens aufgelöst werden mußte. Seitdem der Arm, der sie ins Leben gerufen, erstarrt war, hatte die militärische Disziplin nachgelassen; Unregelmäßigkeit in der Entrichtung der Löhnung erzeugte Unmut und Frechheit; von allen Seiten ertönten Klagen über Gewaltthätigkeit und Räuberei, so daß endlich der König dem Feldherrn Kiniszy den Auftrag erteilte, dem Unwesen ein Ende zu machen. Der schreckliche Mann ließ die verwilderte Schar plötzlich überfallen; Hunderte wurden niedergehauen; einige Haufen schlugen sich nach Österreich durch, wo sie ihr wildes Treiben fortsetzten bis die Strafgerechtigkeit sie erreichte, die übrigen wurden verschiedenen andern Bannern zugeteilt. „Dies war das Schicksal der unter Matthias sieggekrönten Schwarzen Legion, die regelmäßig bezahlt und in guter Mannszucht gehalten, eine der kräftigsten Stützen des Thrones und eine dauerhafte Schutzwehr des Landes gegen die Einfälle der Türken hätte werden können." Die große Niederlage der Christen am weißen Berg in Kroatien, wobei die Heerführer Derencszenyi und Nikolaus Frangipani in Gefangenschaft fielen, und Tausende, darunter des letzteren Bruder, Johann Frangipani, einer der bewährtesten Kriegsobersten, auf der Walstatt blieben, war die erste Wirkung der Schicksal der Schwarzen Legion. 9. Sept. 1493.

blutigen Maßregel. Derencsżenyi wurde auf eine kleine Insel verwiesen, wo er bald, wahrscheinlich infolge einer Vergiftung, aus der Welt ging. Der Tod des
1494. kühnen Kinizsy, dessen grausame Strenge die Mohammedaner in Schrecken, die Magyaren in Gehorsam hielt, beraubte das Reich der letzten kräftigen Stütze an der unteren Donau, des letzten furchtbaren Grenzhüters gegen den übermächtig vordringenden Feind.

Schwaches Regiment und Parteitreiben.

„Nun ward es bald im Lande Ungarn so, als ob kein König da wäre!" Wladislaus, ein schlaffer, unthätiger Fürst, der bald in Prag, bald in Ofen weilte und zeitweise auch in die Angelegenheiten seines Geburtslandes Polen hineingezogen ward, war der großen Aufgabe, die das Schicksal ihm gestellt, nicht von ferne gewachsen. Ein Fürst von gutmütigem, unselbständigem Charakter, vermochte er in einer Welt voll Egoismus und leidenschaftlicher Parteiung nicht die Autorität zu gewinnen, welche den Trotz und Übermut der Mächtigen gebändigt, dem Gedrückten und Schwachen Schutz und Gerechtigkeit gewährt hätte. Nicht der König war der eigentliche Herrscher, sondern dieser oder jener einflußreiche Mann, welcher entweder die Gunst und das Vertrauen des Monarchen zu gewinnen oder demselben Furcht einzuflößen wußte. Und da bei der Vorliebe Wladislaus' für den geistlichen Stand der talentvolle Erlauer Bischof und Kanzler Thomas Bakacs, eines Bauern Sohn von Erdöd, anfangs den größten Einfluß besaß und die wichtigsten Reichsämter, vor allem die Verwaltung des Schatzes, in geistlichen Händen waren, so erhob sich von seiten der weltlichen Magnaten eine starke Opposition, an ihrer Spitze der Palatin Stephan Zapolya und Graf Lorenz Ujlaky. Aus dem persönlichen Wettkampf bildete sich ein Parteikrieg der Stände, ein Ringen des Klerus und Adels um die höchste Leitung der Staatsgeschäfte: der Kampfpreis und zugleich das Mittel zum Zweck war die Machtstellung bei Hof, war die Herrschaft über den unselbständigen Monarchen, war der Besitz der höchsten Reichsämter. Zum Kampfplatz diente meistens der Landtag, auf dem es oft so stürmisch herging daß er einem Waffenfelde ähnlicher war als einer Ratssitzung. Wenn der König klagte, der Adel habe die Einkünfte der Krone durch Herabsetzung der Steuern so sehr gemindert, daß er die Hofhaltung und die Grenzkriege aus seinem böhmischen Einkommen bestreiten müsse, so ergingen sich die Häupter des Adels in eifrigen Reden gegen die ungetreuen Schatzmeister, welche die Einnahmen unterschlügen oder verschleuderten. Das Reichsregiment wurde förmlich zerrissen und geteilt; sowohl Bakacs als Zapolya zogen als Hüter der Krone in den Wissegrad ein; jeder hielt einen eignen Burgkastellan und eine eigne Leibwache; die Verwaltung des Staatsschatzes übernahm der reiche Bischof Ernst von Fünfkirchen. Um den König kümmerte man sich sowenig, daß Zapolya und Ujlaky seine Befehle verachteten, ihn selbst und seine Anhänger bekriegten, ihn öffentlich mit Spottnamen belegten, so daß Wladislaus mit seinem Bruder Johann Albrecht auf einer persönlichen Zusammenkunft
1495. 1496. in Leutschau ein Bündnis zu seiner Sicherheit einging. Auf den Reichstagen

von 1495 und 1496 verwarf die Opposition nicht nur die verlangte Steuer von jeder Session unterthänigen Grundes, sondern sie forderte laut, daß der König Rechenschaft ablege über seine bisherige Regierung, warf den geistlichen Schatzmeister, Bischof Ernst, unter der Anklage der Veruntreuung öffentlicher Gelder ins Gefängnis und nötigte denselben, seine Freiheit um die hohe Summe von 400,000 Dukaten zu erkaufen. Ein großer Teil des Kronguts war in den Händen trotziger Magnaten, die es als Familieneigentum behandelten und willkürlich darüber verfügten. Zwischen Zapolya und Ujlaky bestand eine Erbverbrüderung, wonach im Falle des Aussterbens des einen Hauses alle Güter an das überlebende fallen sollten, und als der König im Widerspruch gegen dieses eigenmächtige Gebahren die Verfügung traf, daß bei dem kinderlosen Hingang des Grafen Ujlaky die Krone wieder in ihr Eigentumsrecht eintreten sollte, erblickte der andre in dieser Bestimmung eine Beeinträchtigung der Adelsfreiheit und gab seinen Unmut durch gesteigerte Opposition gegen den König kund.

Wenn der Neid und Widerstreit der weltlichen Herren gegen den Klerus noch einige Rechtfertigung zuließ, indem die Prälaten, vor allen der zum Erzbischof von Gran und Primas des Reichs erhobene Bakacs, unermeßliche Güter und Einkünfte besaßen und von dem König mit der größten Gunst und Auszeichnung behandelt wurden, so war dagegen die Bedrückung des niederen Adels durch die übermütige und übermächtige Aristokratie ein Unrecht und eine Schädigung der nationalen Freiheit. Es konnte als ein naturgemäßer Verlauf hadernder Gegensätze angesehen werden, wenn die Magnaten zur Zeit ihrer Machtstellung im Reichstag die Bestimmung durchsetzten, daß nur weltliche Herren zu Kronhütern und zu Burggrafen in den Komitaten ernannt werden sollten und kein Geistlicher mehrere Pfründen zugleich besitzen oder weltliche Güter rechtlich erwerben dürfe, wenn der verschwenderischen Freigebigkeit des Königs in Schenkungen an die tote Hand Schranken gesetzt wurden. Ganz ungerechtfertigt dagegen waren die Bedrückungen und Rechtsverkürzungen des niederen Adels durch die mächtigen Magnatengeschlechter und hohen Würdenträger. Auf demselben Landtage, wo die weltlichen Herren über die Krone und den Prälatenstand so große Vorteile errangen, erhob der kleinere Adel, der sich sehr zahlreich eingefunden hatte, so bittere Klagen gegen die unerträgliche Anmaßung und Tyrannei der Oligarchen, daß einige gesetzliche Bestimmungen gegen die Mißstände getroffen werden mußten. Besonders beschwerte man sich, daß Magnaten die Reichskonvente teils durch verspätetes Erscheinen auf dem Rákosfelde, teils durch Verschleppung der Geschäfte und Beratungen so sehr in die Länge zögen, daß die kleinen Herren den Aufwand nicht zu bestreiten vermöchten und vor der Beschlußfassung abzuziehen genötigt wären, daß mithin die ganze legislative Staatsgewalt in den Händen des Reichsrats, der Magnatentafel liege; eben solcher Beeinträchtigung ihrer Rechtsstellung seien sie in den Komitatsgerichten, in dem Wehrsystem und der Kriegsordnung ausgesetzt. Auf Grund dieser

Übermacht der hohen Aristokratie.

1498.

Beschwerden wurde nun festgestellt, daß alle drei Jahre ein allgemeiner Reichskonvent abgehalten werden sollte, bei dem der gesamte Adel zu erscheinen hätte, aber nur auf die Dauer von vierzehn Tagen. Bei den regelmäßigen Gerichten sollten zu den weltlichen und geistlichen Herren auch sechzehn Beisitzer aus dem Landadel gewählt werden, eine Bestimmung, die zwei Jahre später auch auf den Reichsrat ausgedehnt ward. In betreff des allgemeinen Heerbannes behufs der Landesverteidigung, wobei die hohen Herren die Hauptlast auf die Schultern der kleinen Grundbesitzer zu wälzen pflegten, wurde die frühere Ordnung hergestellt und genau festgesetzt, wer auf das Aufgebot des Königs mit eignen Fähnlein im Felde zu erscheinen, wer sich bei den Komitatsfahnen einzufinden habe und wie stark das Kontingent des Gutsherrn im Verhältnisse zu der Größe seines Besitztums in Bauernhöfen (Sessionen) sein sollte. Aber was halfen alle Gesetze, wenn sich die Reichsbarone nicht daran kehrten und dem Landadel der natürliche Schutz des Königs gegen das planmäßige, ineinander greifende Unterjochungssystem der Magnaten abging! Auch die Aufstellung des berühmten Rechtsbuches, Tripartitum genannt, durch Verböczy, einen Juristen von großer Einsicht und Erfahrung, war eine schwache Schutzwehr gegen Übermut und Gewaltthat. Ein so rühmliches Zeugnis dieses vom Reichstag angenommene und vom König bestätigte Handbuch des damals in Ungarn geltenden öffentlichen und Privatrechts von der juristischen Bildung des Verfassers ablegt, so daß es noch heutzutage als der „Grundpfeiler des ungarischen Rechts" angesehen wird, sowenig war das theoretische Rechtssystem, die wissenschaftliche Anordnung und Zusammenstellung des alten magyarischen Gewohnheitsrechts im stande, den Ungerechtigkeiten und dem Frevelmut im praktischen Leben zu steuern. Die ungezügelte Aristokratie spottete der Gesetze und die Regierung war zu ohnmächtig, denselben Nachdruck und Ansehen zu verleihen. Zu Anfang des neuen Jahrhunderts wurde ein Bund mit Venedig gegen die Türken geschlossen; aber dem Reichsrat war es dabei nur um die Subsidiengelder von 100,000 Dukaten zu thun, welche die Signorie für die Dauer des Kriegs jährlich zu zahlen versprach. Von namhaften Waffenthaten im Feld verlautete nichts; die ungarische Oligarchie lebte nur für den Augenblick und benutzte jede Gelegenheit, von dem bedrängten König sich Güter, Rechte und Ämter erteilen zu lassen. Die Kroneinkünfte schwanden zuletzt so zusammen, daß Wladislaus kaum mehr die Kosten für seinen täglichen Haushalt aufzubringen vermochte.

Zapolya und die Adelskoalition. Die ungarischen Magnaten hatten einst einen auswärtigen König verlangt, um in ihrer zuchtlosen Freiheit nicht gehindert zu werden. Jetzt, da das Ziel erreicht war, konnte es einem mächtigen Geschlechtshaupte wohl in den Sinn kommen, die Rolle des Corviners zu wiederholen, die Krone wieder einem Magyaren zuzuwenden. Schon damals, als die zwieträchtigen Edelleute den Schiedsspruch des Wiener Stadthauptmanns Stephan Zapolya einholten, soll dieser bedauert haben, daß sein Sohn Johannes noch zu jung an Jahren sei, um

die streitige Krone ihm zuzuwenden. Seitdem war das Haus an Macht und Ansehen bedeutend gewachsen und der damals noch unmündige Johannes Zapolya war mittlerweile zum starken Kriegsmann herangereift, welcher, als der Vater Stephan gegen Ende des Jahrhunderts aus der Welt ging, mit dem Namen und den Reichtümern auch die stolzen Entwürfe als Familienerbe einthat. Seine Mutter Hedwig, Fürstin von Teschen, betete täglich zu Gott, er möge sie solange leben lassen, daß sie ihren Sohn auf dem ungarischen Königsthron sehen könnte. Dieser mütterliche Wunsch war auch das sehnsüchtige Streben Johanns, und er verfolgte den Plan mit der ganzen Energie und dem siegessichern Selbstgefühl, die dieser emporgekommenen Familie eigen waren. Der König hatte bis jetzt nur eine unmündige Tochter; um diese wollte Johannes werben und sich dadurch den Zugang zum Thron erleichtern. Damit er von außen nicht gehindert werde, schloß er mit Lorenz Ujlaky, mit dem von dem Papst zum Kardinal erhobenen Erzbischof Bakacs, mit dem neuen Palatin Perényi und vier andern Magnaten einen Bund zu gegenseitiger Unterstützung. Auch dem König sollte der Bund zu statten kommen; alle Verordnungen, sofern sie der Freiheit des Reichs nicht entgegen seien, sollten vollzogen werden. Auf ihr Betreiben wurde auf dem nächsten Reichstag der Beschluß gefaßt, falls Wla- 1505.
dislaus ohne männliche Erben mit Tod abginge, sollte jede Bewerbung auswärtiger Fürsten fern gehalten und ein König aus der Mitte der Nation gewählt werden. Wer diesem Beschluß widerstrebe, sollte mit Güterverlust bestraft und zu ewiger Knechtschaft verdammt werden.

Der König und die nationale Adelspartei.

Dieser Beschluß war offenbar gegen den Preßburger Frieden gerichtet, den Wladislaus mit Maximilian abgeschlossen, dem aber der Reichstag noch immer nicht die offizielle Bestätigung erteilt hatte. Der Habsburger verfehlte daher auch nicht, sofort Einsprache zu erheben und mit Krieg zu drohen. Doch ließ er sich besänftigen, als Wladislaus nicht nur den früheren Erbvertrag aufs neue bekräftigte, sondern auch das Versprechen gab, daß die beiden Herrscherhäuser in Zukunft durch ein Ehebündnis näher verknüpft werden sollten. So geheim auch diese Verhandlungen mit Wien geführt wurden, sie drangen doch in die Öffentlichkeit und bewirkten, daß das Verhältnis zwischen der Adelskoalition und dem König wieder feindseliger ward. Denn Zapolya merkte wohl, daß die Königstochter Anna, die er selbst zu gewinnen hoffte, der Preis des Freundschaftsbundes mit dem Kaiser sein sollte. Die Folgen der Verstimmung zeigten sich bald. Als Wladislaus den schwächlichen Knaben Ludwig, den ihm seine Gattin Anna gebar, zu seinem Nachfolger wollte krönen lassen, stieß er bei dem Reichstage auf 1506. 1507.
Widerstand. Zugleich wurde beschlossen, daß die vom gesamten Adel zu wählenden Mitglieder des Staatsrats jeder Sitzung desselben anzuwohnen hätten, zu welchem Zweck sie ihren ständigen Aufenthalt in Ofen nehmen und Besoldung beziehen sollten. Die verbundene Magnatenpartei suchte wieder Fühlung mit dem Landadel zu erlangen, da die Zukunft des Reichs sich immer mehr ver-

düsterte. Die Königin Anna, eine feine verständige Frau, welche auf ihren Gemahl stets einen heilsamen Einfluß geübt, war bald nach der Geburt des Sohnes gestorben, ein Ereignis, das auf Wladislaus einen so erschütternden Eindruck hervorbrachte, daß er ganz in Trübsinn verfiel, sich von der Welt immer mehr abschloß und selbst im Äußeren seine tiefe Trauer kund gab. Erst als die Stände
1508. den Wunsch seines väterlichen Herzens befriedigten und in die Krönung des königlichen Kindes willigten, wurde er ein wenig heiterer gestimmt. Im nächsten Jahr führte er den Sohn nach Prag und ließ ihn auch dort krönen.

Zapolyas Pläne und Machtstellung.

Durch dieses Ereignis waren die Pläne Zapolyas in die Ferne gerückt. Doch gab er seine Hoffnung nicht auf. Ludwig war von schwächlichem Körper; wer konnte wissen ob er den Vater überlebte? Der kühne Mann wurde in seinen hochfliegenden Gedanken bestärkt, als seine Schwester Barbara von Siegmund von Polen, Wladislaus' jüngerem Bruder, zur Gemahlin genommen wurde. Kaum war der König wieder aus Böhmen zurückgekehrt, so warb Zapolya um die Hand Annas. Allein Wladislaus widerstand seinen Anträgen, selbst als derselbe an der Spitze von tausend Reitern die Werbung wiederholte. Doch begegnete er dem Grafen mit Achtung und Zuvorkommenheit; er wollte den mächtigen Mann nicht verletzen, beharrte aber in seinem Herzen bei dem Vorhaben, seine Tochter einem Habsburger zu vermählen. Um den ehrgeizigen Edelmann zu beruhigen, ernannte er ihn zum Woiwod von Siebenbürgen und zum Generalkapitän des Reichs.

Aufstand der Bauern (Kuruzzen).

Zu rechter Zeit wurde der Oberbefehl über die gesamte Kriegsmacht in eine Hand gelegt. Denn bald nachher trat in Ungarn eine Bewegung ein, welche die bestehende Ordnung in ähnlicher Weise erschütterte, wie zehn Jahre später der Bauernkrieg in Deutschland. Der Graner Erzbischof Thomas Bakacs befand sich auf einer diplomatischen Mission in Rom, als Papst Julius II. aus der Welt ging und Leo X. die Tiara empfing. Der Mediceer ernannte den gewandten Prälaten zum Kardinallegaten in den ungarischen Landen und trug ihm auf, einen Kreuzzug wider die Türken zu predigen. Vergebens warnten einsichtsvolle Männer, wie der Schatzkanzler Stephan Telegdy, vor einem solchen Beginnen: es sei gefährlich, bei der herrschenden Aufregung und Parteiwut die Leidenschaften zu entflammen und dem Landvolk, das durch vieljährige Bedrückung und Mißhandlung von seiten der Grundherren eine große Erbitterung gegen den Adel im Busen hege, die Waffen in die Hand zu geben; der Kreuz-
1514. zug wurde in allen Kirchen und Klöstern ausgerufen und dadurch bei den unteren Volksklassen eine kriegerische Bewegung hervorgerufen, welche an die Tage Peters von Amiens erinnerte. Stellte doch der heilige Charakter des Kriegs für jeden Gottesstreiter die Befreiung aus dem namenlosen Elend der Knechtschaft in Aussicht! Von allen Seiten strömten daher die Bauern massenhaft in Pest, Kalocsa, Großwardein und andern Städten unter der Kreuzfahne zusammen, wählten ihre Hauptleute und Bannerträger und stellten sich unter den Oberbefehl

eines tapfern Szeklers aus Siebenbürgen, Georg Doßa, der kurz zuvor wegen seiner mutigen Haltung in einem Türkenkampf von dem König ausgezeichnet und mit Ehrengaben beschenkt und von dem Kardinallegat zum Anführer der Kreuzfahrer, „Kuruzzen", ernannt worden war. Der Landadel sah mit Besorgnis auf eine Bewegung, welche das Unterthanenverhältnis des Bauernstandes aufzulösen und die Bestellung der Felder zu gefährden drohte. Er suchte daher an manchen Orten den Auszug mit Gewalt zu hindern, an andern die Ausgewanderten durch Verhängung von Strafen über die zurückgebliebenen Familien zur Umkehr zu nötigen. Diese Maßregeln erzeugten in dem Heer der Kuruzzen eine furchtbare Wut, die sich in kurzem zum offenen Aufruhr steigerte. Doßa selbst pflanzte die Fahne der Empörung auf und erklärte Krieg gegen den Adel. Mit wildem Ungestüm ergoß sich die ergrimmte Volksmasse über die Umgegend von Pest, steckte die Wohnhäuser und Schlösser der Gutsherren in Brand und übte blutige Rache am gesamten Adel. In kurzem gebot Doßa, der den Titel „Fürst der Kreuzfahrer" annahm, über ein Bauernheer von 40,000 Köpfen. Ein Sieg über den Grafen Stephan Bathori und den Bischof von Csanad, welche sein Vordringen über die Theiß verhindern wollten, bestärkte den Bandenführer in seiner zügellosen Wut. Ein öffentlicher Aufruf schilderte in den grellsten Farben die Tyrannei des hohen Adels und Klerus gegen die Bauern und verhieß allen gleiche Rechte und gleichen Besitz. Mehrere hochgestellte Herren, darunter der Schatzkanzler Telegdy, fielen unter den Mordstreichen der Wütenden. Nikolaus Csaki, Bischof von Csanad, wurde in seinem Ornat und Priesterschmuck aufgehängt. Schon bedrohten die Kuruzzen die Mauern von Temeswar. Da rückten Zapolya und Bathori mit Heeresmacht herbei. An schwelgerischer Tafel sitzend, empfing Doßa die Nachricht. Sofort erhob er sich und gab, von Wein erhitzt und übermütig durch seine bisherigen Erfolge, das Zeichen zur Schlacht. Aber das schlechtbewehrte Bauernheer erlag der kriegerischen Übung und Waffenstärke der Herren. Die Aufständischen wurden zersprengt und zu Tausenden auf der Flucht erschlagen. Doßa, der „Kuruzzenkönig", geriet in Gefangenschaft und die qualvolle Hinrichtung, welche die edlen Herren ersannen, gab Zeugnis von der Roheit und Barbarei, die damals noch in den höchsten Schichten der Gesellschaft herrschte. Sitzend auf einem Thron von glühendem Eisen, mit einer glühenden Krone auf dem Haupt und einem glühenden Zepter in der Hand wurde der Bandenhauptmann geröstet und eine Anzahl seiner getreuesten Gefährten, denen man mehrere Tage jegliche Speise entzogen, zum Aufzehren des Fleisches gezwungen, ehe man sie niederstieß. Aus diesem Verfahren kann man entnehmen, auf welche Weise der Adel in den nächsten Monaten die Ermordung seiner Standesgenossen an den Überwundenen rächte. Vierzigtausend Bauern sollen in dem schrecklichen Vertilgungskrieg umgekommen sein. Und nachdem die Blutgerichte vorüber waren, wurde die Gesetzgebung noch zu drückenden Maßregeln angewendet. Nicht nur, daß man dem

gesamten Bauernstand die früheren Lasten in gesteigertem Maße aufbürdete, man beraubte ihn auch des Rechts der Freizügigkeit und fesselte ihn durch ewige Sklaverei an die Scholle. Gleich den Haustieren zum Eigentum des Herrn erniedrigt und der völligen Willkür desselben preisgegeben, führte die Bauernschaft ein Dasein ohne alle staatsbürgerlichen Rechte. Nur der Adel bildete die Nation der Magyaren.

Der Wiener Ehevertrag. 1515. Der Sieg über die Kuruzzen hob das Ansehen Zapolyas. In den Komitaten sprachen seine Anhänger offen aus, der Graf, der das Vaterland vom Verderben gerettet, verdiene die Krone zu tragen, nicht der fremde Fürst, der bei der Not des Reichs träge im Schlosse zu Ofen gesessen. Wladislaus fürchtete sogar für sein Leben, so daß er die böhmischen Truppen, welche er gegen die Insurgenten herbeigerufen, in der Umgebung der Hauptstadt sich lagern ließ. Soweit hatte es Wladislaus in den fünfundzwanzig Jahren seiner Regierung in Ungarn gebracht, daß er seine Person mit fremden Waffen gegen die Parteihäupter sichern zu müssen glaubte! Es war daher sehr natürlich, daß er die Erbfolge seines jungen Sohnes Ludwig auf auswärtige Kräfte zu stützen suchte. Nach
1515. einer persönlichen Zusammenkunft mit seinem Bruder Siegmund von Polen und Maximilian in Preßburg begleitete Wladislaus den Kaiser nach Wien, wo eine Doppelehe zwischen den Kindern des Ungarnkönigs und zweien Enkeln des Habsburgers verabredet und über die Mitgift und andre Bedingungen ein Vertrag abgeschlossen wurde. Diese Verbindung sollte dem ungarischen Königssohn den Thron und für den Fall seines kinderlosen Ablebens dem Gemahl seiner Schwester Anna die Erbfolge sichern. Vergebens suchte die Partei Zapolyas die Übereinkunft zu hintertreiben, indem sie den alten Palatin Emmerich Perényi bewog, im Namen des Landes Verwahrung dagegen einzulegen; die Hofpartei fand Mittel, dem Proteste die Spitze abzubrechen. Perényi hatte sich, da ihn die Gicht am Gehen hinderte, in einem Armstuhl in den Straßen Preßburgs herumtragen lassen, um gegen die Gültigkeit des ohne Zustimmung der Stände abgeschlossenen Wiener Vertrags Einsprache zu erheben; als aber der Kaiser dem ehrsüchtigen Manne den Fürstentitel und Wladislaus den Besitz von Siklos anbot, „vergaß er seinen feurigen Patriotismus und unterschrieb alles und jedes, was von ihm verlangt wurde“, freilich, wie er sophistisch beifügte, nur als Privatmann und Magnat, nicht in seiner Eigenschaft als Palatin.

Wladislaus' Tod und Charakter. † 13. März 1516. Einige Monate nachher starb Wladislaus im Schlosse zu Ofen im einundsechzigsten Jahr seines Alters, ein frommer Fürst von untadelhaftem Lebenswandel, urteilt ein älterer Schriftsteller, aber unfähig, eine so kriegerische Nation, besonders in der Nähe eines solchen Feindes, zu beherrschen. Denn durch viel vorhergegangenes Glück unter Matthias Corvinus waren die Magyaren streitsüchtiger und übermütiger geworden; sie mißbrauchten des Königs Güte und wurden zügellos, schwelgerisch, träge, prachtliebend, so daß sie zuletzt den König selbst verachteten. Der schweigsame, unthätige Jagellone, der niemals

die ungarische Sprache lernte, war den lebhaften, kampflustigen Magyaren stets ein Fremdling geblieben, wie auch er sich niemals heimisch in ihrer Mitte gefühlt hat.

b. König Ludwig II. und Ungarns Fall.

Wladislaus hatte vor seinem Hinscheiden den Kardinal Thomas Bakacs, Johann Bornemisza und seinen Verwandten den Markgrafen Georg von Brandenburg dem zehnjährigen Sohn Ludwig zu Vormündern bestellt, unter der Oberaufsicht des Kaisers und des Polenkönigs. Die Partei Zapolya focht auf dem ersten Landtage diese Anordnung an und suchte ihrem Haupt und Führer die Stellung eines Reichsverwesers oder Gouverneurs zu verschaffen, wie sie einst Johann Hunyad besessen; aber die Hofpartei vereitelte das Bestreben des Woiwoden. Der gesamte Reichsrat sollte das Regiment führen. Zapolya mußte sich begnügen, neben Emmerich Perényi zum Kronhüter ernannt zu werden. Zwei Jahre später machte der ehrsüchtige Mann mit Hilfe seiner Parteigenossen 1518. neue Anstrengungen, die Reichsverwesung in seine Hände zu bringen, zu einer Zeit, da das untere Donaugebiet von den Türken bedroht ward. Allein auch diesmal wurde das Vorhaben vereitelt, als Maximilian Einsprache erhob und seinen Worten durch Aufstellung eines Heeres an der Grenze des Landes Nachdruck verlieh. Der alte Kaiser erkannte richtig, daß die Erhebung eines mächtigen Magnaten zum Gouverneur der Übergang zum nationalen Wahlkönigtum sein würde. Als er im nächsten Jahr aus dem Leben schied, konnte er die Hoff- 1519. nung mit ins Grab nehmen, daß durch die Vermählung seines zweiten Enkels Ferdinand mit der Königstochter Anna und seiner Enkelin Maria mit dem jungen König Ludwig seinem Stamme die Aussicht auf die ungarische Krone, die durch alte Verträge zugesichert war, um ein Bedeutendes verstärkt und näher gerückt sei. Ein Jahr nach seinem Tod wurde die Doppelheirat wirklich abgeschlossen, welche dem Hause Österreich eine große Zukunft eröffnete, ihm aber auch unendliche Mühe und Arbeit bereitete.

Das vormundschaftliche Regiment und der Ehebund mit Habsburg.

So gelangte denn der ehrgeizige Woiwod Zapolya nicht zum Ziel seiner Wünsche; ja er mußte den Verdruß erleben, daß, als um diese Zeit durch Perényis Tod die Palatinswürde in Erledigung kam, die Hofpartei es durchsetzte, daß dieselbe seinem Gegner Stephan Bathori übertragen ward. Erbittert über den Widerstand von seiten der Magnaten, brach nunmehr Zapolya vollständig mit seinen hohen Standesgenossen und ging in das Heerlager des niederen, so vielfach gekränkten und zurückgesetzten Landadels über, der den mächtigen Edelmann freudig als seinen Führer und Vorfechter begrüßte. Unter dem Vorwand, daß die Anwesenheit der österreichischen Kriegsmannschaft an der Grenze die Freiheit der Beratung in Ofen bedrohe, verließ auf sein Anstiften die Adelsklasse in lärmender Weise den Reichstag, mit der Erklärung, sie würde in Tolna ihre Sitzungen fortsetzen. Die Magnaten und Prälaten und der gesamte

Zapolya und der Landadel.

Staatsrat blieben in der Hauptstadt zurück, und so erlebte man das Schauspiel einer doppelten Reichsversammlung, während von den Grenzen schlimme Botschaften über die drohende Haltung der Türken die Gemüter beunruhigten. Denn trotz der Entfernung des Sultans Selim in Asien und Ägypten waren doch die Grenzprovinzen häufig der Schauplatz kriegerischer Bewegungen und räuberischer Einfälle. In dem durch Parteiung zerklüfteten Lande herrschte unaussprechliche Verwirrung und Unordnung. Die Gesetze wurden nicht geachtet, die Schwachen von den Mächtigen ungestraft unterdrückt, der Staatsschatz geplündert, die königlichen Einkünfte von den zügellosen Großen in Beschlag genommen, weshalb die Grenzfestungen beinahe ganz wehrlos dastanden; mit einem Worte, die größte Zerrüttung gab sich allenthalben kund. Der Tolnaer Landtag ergriff die zur Heilung der Schäden geeigneten Maßregeln; es wurde ein allgemeines Aufgebot der bewaffneten Macht und eine Steuer von je zwei Gulden von jeder Session zur Wehrhaftmachung der Grenzfestungen beschlossen und zugleich für die königliche Hofhaltung ein hinreichender Unterhalt geschaffen; und wie sehr auch die Magnaten und Reichsräte über das eigenmächtige Vorgehen der Partei Zapolya grollen mochten, die Not der Zeit zwang sie, den Beschlüssen beizutreten, ihre Banderien zur Landesverteidigung in Bereitschaft zu setzen und sechzehn Vertreter des niederen Adels in den Staatsrat aufzunehmen. Als sich jedoch die Kriegsgerüchte bald wieder zerstreuten, hielt die Hofpartei auch mit der Ausführung zurück, und die Unordnung und der Parteienstreit dauerten fort. Eifersüchtig schlossen die Magnaten die Vertreter des niederen Adels von den Ratssitzungen aus.

Der König und die Lage des Reichs.

Zu allen diesen Übeln kam noch hinzu, bemerkt Horvath, daß die Persönlichkeit des heranwachsenden Königs für die Zukunft keinerlei Hoffnung auf ein kräftiges und festes Regiment darbot, welches allein im stande gewesen wäre, das durch eigne Schuld dem Untergang nahe gebrachte Herrscherhaus zu retten. Der genußsüchtige Georg von Brandenburg, dessen Sinnen und Streben einzig darauf gerichtet war, wie er seine Zeit unter den mannigfaltigsten und rauschendsten Vergnügungen zubringen könnte, verdarb durch endlose Zerstreuungen durch Spiel, Tanz und andre Lüste das Gemüt des sonst gutgearteten königlichen Kindes in einem Grade, daß dieses immer mehr aller Ordnung und ernsthaften Beschäftigung entfremdet wurde, und zuletzt es mit Mißfallen aufnahm, wenn man über Landesangelegenheiten auch nur die Rede an dasselbe richtete. Wir haben
1521. die Lage des jungen Königs zur Zeit seiner Vermählung mit Maximilians Enkelin Maria und seiner Schwester Anna mit Erzherzog Ferdinand bereits in der Geschichte Böhmens kennen gelernt und werden im nächsten Abschnitt erfahren, welche Notstände durch die Eroberungssucht des neuen Sultan Suleiman über das zerrüttete und zwieträchtige Magyarenreich hereinbrachen. Wie sehr auch die heldenmütige Verteidigung von Sabácz und Belgrad Zeugnis gab, daß der Geist Hunyads aus den Herzen der ungarischen Kriegsmannen noch nicht ge-

wichen sei, so war doch die Selbständigkeit des Reichs nicht mehr zu retten. Der Egoismus der Großen hatte Vaterlandsliebe und Nationalgefühl erstickt. Der Adel, durch Zwietracht und Parteiung zerrissen, konnte sich zu keinem gemeinsamen Aufschwung ermannen, und verschmähte die Opfer und Anstrengungen, die eine erfolgreiche Verteidigung der heimatlichen Erde allein ermöglicht hätten; die Bürgerschaften der Städte, größtenteils aus Deutschland und andern Ländern eingewandert, waren von dem Magnatenstand so vielfach in ihren staatsbürgerlichen Rechten verkürzt und zurückgesetzt worden, daß sie keinen wesentlichen Einfluß auf das politische und kriegerische Leben, auf die Geschicke des Vaterlandes üben konnten, und der leibeigene, mißhandelte Bauernstand war so namenlos elend, war so sehr jeder menschenwürdigen Existenz beraubt, daß er nur für die Notdurft des täglichen Lebens noch Verständnis hatte, daß er in tierischem Stumpfsinn sich unter das schwere Joch der Gutsherrschaft beugte, unbekümmert um das Schicksal des Landes. Von allen bürgerlichen und menschlichen Rechten ausgeschlossen, hatte er kein Interesse an der Erhaltung der Nation, von deren Lebensgemeinschaft ihn die Selbstsucht der höheren Stände ausgestoßen hatte.

Zu der Zeit da Suleiman eine Gesandtschaft nach Ofen schickte, um unter Parteikämpfe.
der Forderung eines Tributs das Land auskundschaften zu lassen, gingen die Wogen des Parteihaders unter den Ständen wie im Reichsrat so hoch, daß er jeden Tag in einen blutigen Bürgerkrieg auszubrechen drohte. Als bei dem Tode des Fürsten Lorenz Ujlaky die Hofpartei den König bewog, die großen Familiengüter des Verstorbenen für die Krone in Beschlag zu nehmen, erreichte der Kampf seinen Höhepunkt, indem Johann Zapolya, welcher kraft alter Erbverträge An- 1524.
sprüche auf die Hinterlassenschaft geltend machte, seinen ganzen Einfluß aufbot, das verhaßte Regiment zu stürzen. Unterstützt von dem gewandten und beredten Stephan Verböczy, dem Verfasser des „dreiteiligen Gewohnheitsrechts der Ungarn", brachte er auf der bewaffneten Versammlung zu Hatvan den ganzen niederen Adel auf seine Seite; nunmehr drängte ein Landtag den andern und auf jedem neuen nahmen die Verhandlungen einen gereizteren Ton, traten die Leidenschaften und Gewaltthätigkeiten offener zu Tage. Man forderte mit Ungestüm die Entlassung der Räte und Hofbeamten; man erstürmte das Haus des Unterschatzmeisters Emmerich Szerencses, eines getauften Juden, den man des Unterschleifs und der Münzfälschung beschuldigte und entführte daraus 60,000 Dukaten; kaum daß er selbst durch abenteuerliche Flucht den Händen der Angreifer entrann; man nötigte den König den Stephan Bathori der Palatinswürde zu entsetzen und das hohe Amt dem Parteihaupt Verböczy zu übergeben; man erzwang die Übertragung der Ujlakyschen Erbschaft an Zapolya. Das ganze Reichsregiment drohte in die Hände des Woiwoden von Siebenbürgen und seiner Adelskonföderation.
Parteigenossen zu geraten; darum beschlossen mehrere Magnatenhäupter, Bathori, Thurzo, Sarkany u. a. durch eine geheime Konföderation, Kalandos genannt, sich zu verstärken, um den Anhängern Zapolyas die Spitze bieten zu können.

Wenn sie schon die Wiederherstellung der königlichen Gewalt und Autorität als Zweck ihres Bundes angaben, so war es doch auch den „Kalandos" keineswegs um das Wohl des Reichs und des Königtums zu thun, sondern nur um den Sturz der Gegenpartei und um den Sieg der eignen Interessen. Dem gegebenen Beispiele folgend suchte auch die neue Konföderation den niederen Adel auf ihre Seite zu ziehen und die Gegner auf dem eignen Gebiet zu bekämpfen. Die wachsende Unpopularität des Palatins Verböczy, den man beschuldigte, daß er seit seiner Erhebung sich mehr und mehr den Magnaten und der Hofpartei angeschlossen, erleichterte ihren Plan und förderte ihre Intrigen. Die Königin hielt zu ihnen, und durch sie wurde auch ihr Gemahl gewonnen. Die Wahrnehmung, daß auf dem Landtag der Palatin Verböczy nicht mehr die Situation beherrsche und die Mehrheit der Versammlung gegen sich habe, gab dem König den Mut,
1526. sich der verhaßten Führer des Hatvaner Landtags zu entledigen. Er ließ Verböczy und seinen Schwiegervater Zoby des Landverrats anklagen und gab, als beide für schuldig befunden und mit Acht und Güterverlust bestraft wurden, dem Grafen Bathori die Palatinswürde zurück. Damit hatten die Verbündeten zunächst ihren Zweck erreicht; die Macht der Gegenpartei war gebrochen, das Regiment des Staats lag mehr als je in ihren Händen.

Ohnmacht und Ratlosigkeit. Aber der König hatte bald Gelegenheit zu bemerken, daß sein Ansehen durch den Wechsel der Parteihäupter nicht gewachsen sei, daß auch die Konföderierten nur die eigne Parteiherrschaft im Auge hatten. Es fehlte zwar nicht an mutigen Beschlüssen zur Aufbringung der Kriegskosten und der Landesbewaffnung für den bevorstehenden Feldzug; aber wie weit blieb die Ausführung hinter den Beschlüssen, die Wirklichkeit hinter den Vorsätzen zurück! Als Suleiman sich mit seinem großen Heer gegen Ungarn in Bewegung setzte, war der öffentliche Schatz leer, die Kriegsmacht im schlechtesten Zustande, Heer und Besatzungsmannschaft ohne erfahrene und geschickte Führung. Graf Christoph Frangipani, der im vorhergehenden Jahr die schwerbedrängte Festung Jaicze heldenmütig verteidigt und befreit hatte und der auch jetzt allein im stande gewesen wäre, den Oberbefehl zu übernehmen, war aus Verdruß über die kläglichen Zustände und den Mangel an Geldmitteln in die Dienste des Erzherzogs Ferdinand getreten. Ohne die Hilfe des Papstes, der nicht nur Subsidiengelder nach Ofen sandte, sondern auch die Benutzung der Kirchenschätze für den heiligen Krieg gestattete, wäre Ungarn fast wehrlos die Beute der Osmanen geworden.

Schlacht bei Mohacs. 1526. Erst als die Schreckensbotschaft sich verbreitete, daß Suleiman die Festung Peterwardein erobert und mit unermeßlicher Heeresmacht, nachdem er bei Essek die Drau überschritten, in das Herz des Reichs vordringe, erwachte die alte Kampflust in der Brust der Ungarn. Wie es vor Zeiten bei großer Landesgefahr Sitte war, wurde ein blutiges Schwert in den Komitaten herumgetragen und der gesamte Adel unter die Waffen gerufen. Im Juli sollte sich die ganze Landeswehr auf dem Sammelplatz zu Tolna einfinden. Der König selbst zog aus;

denn die Magnaten wollten mit ihren Banderien nur unter dem königlichen Banner ins Feld rücken. Wir werden an einem andern Orte die schreckliche Schlacht von Mohacs kennen lernen, in welcher, nach einem kaum zweistündigen 29. Aug. 1526. Gefechte die Blüte und der Kern der ungarischen Nation unter den Schwertern der Janitscharen dahinsank. Sieben Prälaten, welche an diesem Entscheidungstage das Kreuz mit dem Schwerte vertauscht, an ihrer Spitze der wackere Erzbischof Paul Tomory, achtundzwanzig Landesbarone, fünfhundert Mitglieder des höheren Adels und zweiundzwanzigtausend Krieger deckten die Walstatt. Fast alle Namen, die in Ungarns Heldengeschichte glänzen, füllten die Totenlisten von Mohacs. König Ludwig selbst floh vom Schlachtfeld; als er aber mit seinem ermüdeten Rosse über den Bach Cselye setzen wollte, stürzte er rücklings vom steilen Ufer hinab und erstickte im Sumpf. In kurzem war alles Land bis in die Nähe der Hauptstadt in den Händen der Türken; die Königin flüchtete sich nach Preßburg, die Bürgerschaft von Ofen trug die Schlüssel dem Sieger bis Földvar entgegen, aber selbst der Sultan vermochte die Stadt nicht vor der Wut der Janitscharen zu retten. Bald war Ofen ein Flammenmeer; bis an den Plattensee und bis nach Raab wurde das Land mit Feuer und Schwert verheert, die Bevölkerung erschlagen, alles Wertvolle geraubt und als Beute weggeführt. Darauf zog Suleiman über die Drau und Donau zurück, das verwaiste Magyarenreich seiner eignen Zwietracht überlassend.

Und diese trat nur zu bald in ihrer ganzen Schrecklichkeit hervor. Denn Die Zustände nach der Schlacht. kaum hatte man den aufgefundenen Leichnam des letzten Ungarnkönigs aus Jagellos Geschlecht zu Stuhlweißenburg ins Grab gesenkt, so wurde in derselben Stadt Johann Zapolya, Woiwod von Siebenbürgen, auf Anregung des beredten Stephan Verböczy, des früheren Palatins, von seinen Parteigenossen zum König ausgerufen und durch den Bischof von Neutra gekrönt, während die Nov. 1526. Hofpartei, an ihrer Spitze der Palatin Bathori, und viele Magnaten kraft alter Verträge und naher Blutsverwandtschaft mit dem bisherigen Herrscherhaus den Erzherzog Ferdinand von Österreich als rechtmäßigen König proklamierten. 16. Dez. 1526. Beide rüsteten sich, um ihren Ansprüchen mit den Waffen Nachdruck zu geben. Da Johann Zapolya sich zu schwach fühlte, mit eignen Kräften die Krone zu behaupten, rief er die Hilfe der Osmanen an und stellte sich und das Reich unter die Schutzherrschaft des Großherrn von Konstantinopel. Von dem Tage an, da 1529. Zapolya auf demselben Felde von Mohacs, wo die nationale Kraft der Magyaren in den Staub gesunken war, von dem Sultan als zinspflichtiger König anerkannt und dann in Ofen in die Herrenburg eingeführt ward, war Ungarns Glanz und Ehre dahin. Die heil. Stephanskrone wurde dem Sultan ins Lager gebracht und von diesem als Eigentum zurückgehalten, ein symbolischer Ausdruck des wirklichen Verhältnisses. Wir werden diese Zeiten der Erniedrigung und Fremdherrschaft an einem andern Orte kennen lernen. Dem Habsburger blieb vorerst nur der Königstitel und der Besitz einiger Landstriche im Westen und Norden

des Reichs; die Rechtsansprüche, die er und seine Nachkommen mit zäher Kraft aufrecht erhielten, sollten erst in der Zukunft zur Geltung kommen. Alle Kulturblüten, die seit Jahrhunderten durch fremde Einwanderungen und durch die geistige Arbeit der magyarischen Nation an der Donau und Theiß zur Entfaltung gebracht worden, erlagen unter dem todbringenden Einfluß der östlichen Barbaren. Das reiche städtische Leben, das einst deutsche Ansiedler in Ungarn gepflanzt und mit liebender Sorgfalt gepflegt, wurde in seinem Lebensnerv getroffen und starb langsam dahin. Die Aristokratie hatte die Herrschaft erlangt, aber ihre Siegestrophäen standen auf einem Wüstenfelde. Unter solchen Umständen konnte auch die Reformation, die frühe nach Siebenbürgen und Ungarn vordrang, keine Wiedergeburt des Volks schaffen. Es fehlte der Fruchtboden zu einer gedeihlichen Wirksamkeit der Geistes- und Seelenarbeit.

II. Ausbau des osmanischen Reichs unter Mohammed II. und seinen Nachfolgern.

1. Die Eroberungskriege in den Donauländern und in Albanien.

Konstantinopel als türkische Residenz.

Als die Trauerbotschaft von dem Falle der byzantinischen Kaiserstadt sich verbreitete, wurde die christliche Welt tief erschüttert. In Venedig brach das Volk in lautes Wehklagen aus; auf Euböa, im Peloponnes, auf den griechischen Inseln bereitete sich alles zur Flucht, denn man erwartete jeden Tag die türkische Flotte landen zu sehen; im Abendlande gab sich eine große Bewegung der Gemüter kund, Schrecken und Mitleid waren mit Scham und Ingrimm gemischt. Es schien, als sollte der Kampf gegen den Islam, der während des ganzen Mittelalters sich als einen der mächtigsten Faktoren des geschichtlichen Völkerlebens erwiesen, die letzte Periode dieser mittelalterlichen Welt noch einmal gewaltig durchdringen und aufwühlen. Mohammed ließ den aufgeregten Geistern Zeit zum Sammeln und Überlegen; ehe er die Waffen in die Ferne trug, wollte er zuerst die neue Wohnstätte in feste Ordnung bringen, dem Staatsbau in der Nähe sichere Stützen geben. Es wurde erwähnt (VIII, 675), daß der Sultan am dritten Tag dem wilden Gebahren der stürmenden Krieger Einhalt gebot und jede Zerstörung der Gebäude streng untersagte. „Begnügt euch mit den Schätzen und Gefangenen," soll er den Soldaten zugerufen haben, „vergreift euch aber nicht an den Häusern, welche mein Eigentum sind." So war es möglich, daß die Kaiserstadt am Bosporus in kurzem wieder einen wohnlichen Charakter erhielt und daß man glauben konnte, sie habe nur den Herrscher gewechselt. Denn wenn auch die Mehrzahl der christlichen Kirchen in Moscheen umgewandelt wurde und das Serail, dessen Bau Mohammed im nächsten Jahr

in Angriff nehmen ließ, ein neues Regierungssystem ankündigte, so behielt doch in der Bevölkerung das byzantinisch-hellenische Element die Oberhand. Nicht nur, daß ein großer Teil der geflüchteten Einwohner, als der erste Schrecken sich gelegt und Mohammed Sicherheit des Lebens zugesagt hatte, wieder zurückkehrte und den Aufenthalt in der gewohnten Seeheimat, wenn auch unter dem Joche der Osmanen, den Leiden und dem Elende eines ewigen Exils vorzog, daß viele Gefangene, von der Sklaverei losgekauft, die alte Wohnstätte wieder aufsuchten, Mohammed verpflanzte eine bedeutende Zahl von Familien aus den griechischen Städten am Schwarzen Meer nach seiner neuen Residenz und führte im Laufe der Zeit aus dem Peloponnes, von den griechischen Inseln und aus allen Teilen seines weiten Reichs neue Einwohner und Kolonisten in die Bosporusstadt. Die genuesische Kolonie Amastris am Schwarzen Meer mußte zwei Drittel ihrer Bewohner an Konstantinopel abgeben. Am meisten wurde der byzantinisch-hellenische Charakter Konstantinopels dadurch bewahrt, daß Mohammed verkündigen ließ, die Zurückkehrenden sollten nach den Sitten und der Religion ihrer Väter frei und ohne alle Anfechtung leben dürfen, eine Maßregel, durch welche die Entstehung einer christlichen Gemeinde mit der herkömmlichen kirchlichen Einrichtung und hierarchischen Organisation erleichtert und gefördert ward. Er selbst veranlaßte die Wahl eines neuen Patriarchen durch die zu einer Synode versammelten Priester und Notablen, und bestätigte den Gewählten, Georgios Scholarios oder Gennadios, nach altem Brauch und Herkommen durch Überreichung eines kostbaren, mit Perlen und Edelsteinen geschmückten Hirtenstabes. Daß der neue Oberpriester ein eifriger Gegner der Unionsformel war, konnte dem mohammedanischen Herrscher nur erwünscht sein. Dadurch war das Band mit der römischen Kirche zerschnitten und die Gemeinsamkeit der religiösen Interessen zwischen Morgen- und Abendland aufgehoben. War doch der fanatische Haß gegen das Henotikon unter der griechischen Christenheit noch immer so stark, daß die Menge lieber unter dem Joche der Ungläubigen schmachten wollte, als den Primat des Papstes und die Autorität der römischen Kirche in Glaubens- und Kultussachen anerkennen. Der Palast bei der Kirche der „Allerseeligsten Jungfrau", in welchem der Patriarch seine Residenz aufschlug, wurde der Mittelpunkt der griechischen Christengemeinde im Stadtviertel Fanar.

Der Patriarch und die Fanarioten.

„Alles, was den Sturm, welcher den byzantinischen Kaiserthron vollends zu Boden geworfen hatte, noch überlebte, die letzten Sprossen der alten berühmten Geschlechter, die Reste des ehemaligen Glanzes des Hofes von Byzanz, die Trümmer jener verjährten Etikette selbst bis herab zu den kleinlichen Intrigen und Machinationen, welche in den engen Kreisen eines verarmten und moralisch gesunkenen Hofstaates noch immer einen weiten Spielraum gehabt hatten: das alles fand jetzt in dem Palaste des Patriarchen einen Punkt der Vereinigung und gedieh, unter dem Schutze des Kreuzes, zu einem neuen eigentümlichen Leben, welches selbst unter dem Drucke der späteren Zeiten nie ganz verkümmerte, nie ausgetilgt werden konnte." Die „Fanarioten", die Abkömmlinge des alten byzantinischen Adels, behaupteten selbst unter dem Druck

der späteren Zeiten den herrschenden Osmanen gegenüber ein gewisses Ansehen, eine politische Stellung. Anfangs war der Patriarch mit den ihm untergebenen Bischöfen von Steuern und Abgaben befreit; wenn dieses Privilegium in der Folge verschwand, wenn für die Bestätigung und Belehnung nicht nur ein Antrittsgeld, sondern auch ein jährlicher Tribut verlangt ward, so lag davon die Ursache hauptsächlich in den zwieträchtigen Wahlen, in den Intrigen und Rivalitäten der Parteien, welche die Gunst des Sultans für diesen oder jenen Bewerber durch erhöhte Abgaben zu erkaufen suchten. So kam es, daß der jährliche Tribut im Laufe der Jahre auf tausend, zweitausend, ja viertausend Dukaten steigen konnte.

Schutzherrlichkeit des Sultans.

Adrianopel galt noch immer als Hauptstadt. Dorthin wandte sich Mohammed bald nach der Eroberung Konstantinopels, um die Huldigungen und Glückwünsche der erschrockenen Fürsten und Herren der benachbarten Länder und Inseln entgegenzunehmen, um den Tribut und die Lehnspflichten zu bestimmen, die sie ihrem Schutzherrn und Suzerän in Zukunft zu leisten hätten. Die byzantinischen Despoten des Peloponnes, Thomas und Demetrios, die Brüder des letzten Kaisers Konstantin, legten zehntausend Goldstücke als Geschenk an den Stufen von Mohammeds Thron nieder und nahmen dafür die eitle Zusage von Frieden und Freundschaft mit hinweg; die Fürsten von Chios und Lesbos erkauften sich den Fortbestand ihrer Herrschaft um einen Jahreszins, jener von 6000, dieser von 3000 Dukaten; Johannes IV. „der Schöne" (Kalojohannes) aus dem Hause der Komnenen, der noch den Schattenthron des byzantinischen Kaisertums in Trapezunt innehatte, gab den Gedanken, als Rächer seines gestürzten Stammhauses aufzutreten, bald auf und verpflichtete sich zu 2000 Goldstücken, die er jedes Jahr zur festgesetzten Zeit persönlich oder durch einen Botschafter an das Hoflager des Sultans abzuliefern versprach; der Despot von Serbien schickte eine Gesandtschaft, welche den auferlegten Tribut von 12,000 Dukaten dem mächtigen Osmanenherrscher zu Füßen legte. Selbst die Genuesen in Galata und in den Kolonien, obwohl sie mit den Türken von jeher sich in gutem Einvernehmen zu halten gewußt und gleich nach der Einnahme von Konstantinopel durch einen Handelsvertrag ihre bisherigen Rechte, Freiheiten und Besitzungen sicher gestellt hatten, mußten durch einen jährlichen Tribut den Schutz des Sultans erkaufen; und die Republik Ragusa ließ sich die Erhöhung der bisherigen Abgabe von fünfzehnhundert auf dreitausend Dukaten gefallen, zur Strafe, „daß sie den griechischen Flüchtlingen Gastfreundschaft gewährt, daß sie die Komnenen, Laskaren, Paläologen und Kantakuzenen bewirtet, daß sie ausgezeichnete Gelehrte, wie Johannes Laskaris, Demetrius Chalkondylas, Theodor Spanduginus und Paul Tarchaniotes, wohl aufgenommen und mit Geschenken zur Fortsetzung ihrer Reise an den Hof Lorenzos von Medici unterstützt hatte". Wie schwoll damals dem ehrsüchtigen Gewaltherrn das Herz von Stolz! Chalil Pascha, der Großwesir, welcher die höchste Würde des Reichs in ununterbrochener Folge in der vierten Generation bekleidete, mußte mit seinem Kopfe büßen, daß er einst den Vater Murad beredet hatte, das Zepter wieder in die eigne Hand zu

nehmen (VIII, 670). Die Beschuldigung, daß er der Bestechung zugänglich gewesen und die Griechen in ihrem Widerstand ermutigt, gab der Hinrichtung einen Schein von Gerechtigkeit.

Die Signorie von Venedig brauste heftig auf, als sie Kunde erhielt von der unwürdigen Behandlung der republikanischen Flagge, von der Ermordung so vieler edlen Bürger, und es schien, als ob die kriegerische Rede des feurigen Dogen Francesco Foscari die Gemüter fortreißen würde; aber als die erste Hitze vorüber war, faßte man einen gemäßigteren Beschluß. Eine Gesandtschaft sollte die Auslieferung der venetianischen Gefangenen von dem Sultan begehren, und der Flottenführer Jacopo Loredano mit zwölf Galeeren nach der Levante segeln, um die Handelsinteressen der Republik in den östlichen Gewässern zu wahren und vor allem Negroponte zu schützen. Zugleich suchte der Rat durch den Frieden von Lodi freie Hand in Italien zu bekommen (VIII, 413). In keinem Staat war der Handel so sehr mit dem ganzen öffentlichen Leben, mit der Regierung und Politik verflochten, als in Venedig. Die Kaufmannsschiffe, welche mit Waren beladen in den venetianischen Seehafen ein- und ausfuhren, wurden von Kriegsgaleeren geleitet und geschützt, die der Republik gehörten, mit Marinesoldaten bemannt und von Seekapitänen befehligt, welche im Dienste der Staatsgemeinde von San Marco standen. Das Konsularwesen und die Handelsgerichte in den Kolonien und Stapelplätzen, so wichtig für die Sicherheit des Eigentums, für den geregelten Gang des Warenvertriebes, wurden von der Signorie bestellt. Die Ein- und Ausfuhrzölle und die Abgaben für die begleitenden Schutzflotten bildeten die bedeutendste Einnahmequelle der Republik. Die großen Warenlager und Magazine in den Küsten- und Hafenorten der Levante gehörten den reichen und mächtigen Aristokratengeschlechtern, welche auch die Ratsstellen und die Staatsämter innehatten. Es war daher begreiflich, daß die klugen Herren von San Marco mit Besorgnis nach dem Osten blickten und nicht durch unbedachtes Vorgehen einen mächtigen Feind mitten in seinem Siegeslauf reizen wollten. Auch sie säumten daher nicht, eine Gesandtschaft nach Adrianopel zu schicken, um die alten Handels- und Sicherheitsverträge zu erneuern. Es gelang dem Botschafter Bartolomeo Marcello eine Übereinkunft zu stande zu bringen, welche als günstig für die Republik angesehen werden konnte. Um den Preis eines Loskaufgeldes für die Gefangenen und eines mäßigen Jahreszinses für den Fortbesitz von Lepanto, Skutari und andern Orten erlangten die Venetianer in Beziehung auf friedlichen Verkehr, Sicherheit des Eigentums, internationalen Schutz und Freizügigkeit und Verzollung der Kaufmannsgüter solche Bedingungen, daß vorerst keine gewaltsame Störung und Unterbrechung ihres merkantilen Lebens in den östlichen Gewässern und Handelsorten zu befürchten stand. Es war der erste Versuch einer christlichen Macht, mit den Osmanen sich durch einen friedlichen Vertrag zurechtzusetzen und neben freiem Handelsverkehr auch für die in der Levante ansässigen Staatsan-

Erster Frieden mit Venedig. 1454.

18. April 1454.

gehörigen Sicherheit des Lebens und des Eigentums gesetzlich zu stipulieren. Dadurch erhielten die Beziehungen der Republik von San Marco zu den Osmanen gleich von Anfang an eine formelle Bestimmtheit, eine völkerrechtliche Basis. Marcello wurde zum ersten Baïlo des venetianischen Freistaats in Konstantinopel ernannt.

Fall der genuesischen Handelsherrschaft in der Levante. Dieser klugen Haltung hatten es die Venetianer zu verdanken, daß ihr levantischer Handel durch die gewaltige Katastrophe nicht vernichtet ward, ja daß sie ihre alten Rivalen, die Genuesen, wieder überholten. Wohl hatte die genuesische Kaufmannskolonie in Galata und Pera sich durch manche Dienste den Dank des Sultans verdient und, wie erwähnt, einen günstigen Freibrief erlangt. Allein die ligurische Republik war damals nicht in guter Verfassung. Die zerrütteten Zustände und die Parteikämpfe machten es der Regierung unmöglich, den Handelsgesellschaften im Osten so nachdrücklichen Beistand zu leisten, wie die Signorie von San Marco ihren auswärtigen Landsleuten. Darüber nahm der Unternehmungsgeist und die Handelsthätigkeit der genuesischen Kaufherren ab, das Vertrauen schwand dahin; Stockungen im Absatz bereiteten Verlegenheiten und hemmten die Spekulation; Kaffa, der wichtigste Stapelplatz im Schwarzen Meer und das Verbindungsglied mit dem fernen Osten, wurde mehr und mehr beschränkt und eingeengt. Da faßten die Handelsherren in der Levante den Entschluß, ihre Niederlassungen und Faktoreien der Bank von S. Georg abzutreten (VIII, 384). Aber auch diese reiche und mächtige Finanzgesellschaft vermochte den genuesischen Handel Anatoliens nicht mehr auf die frühere Höhe zu bringen. Ohne Unterstützung von seiten des Staats waren auch die Bankherren mit allen ihren Hilfsmitteln auf die Dauer nicht im stande, die Kosten der Verteidigung zu tragen. Das reiche Amastris, der Mittel-
1461. punkt ihrer pontischen Besitzungen, mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben, worauf Mohammed, wie erwähnt, zwei Drittel der Bevölkerung nach Konstantinopel verpflanzte. Famagusta auf der Insel Cypern wurde von dem einheimischen Fürsten mit Hilfe der Mamelucken in Besitz genommen und kam durch dessen Gemahlin Katharina Cornaro an Venedig. Nach einem halben Jahrhundert war Genuas Handelsmacht in der Levante gebrochen. Die Tage der Herrlichkeit waren überhaupt für die ligurische Republick dahin; andre Sterne zogen am Horizont auf und verdunkelten den Glanz der alten.

Die Unfälle vor Belgrad. 1456. Mohammed war hoch erfreut über die Friedfertigkeit, welche ihm die griechischen Despoten und die Venetianer entgegenbrachten. Dadurch war es ihm möglich, seine Aufmerksamkeit ungeteilt nach Norden zu kehren und dem Manne, den er am meisten fürchtete, dem Magyarenhelden Hunyad, die Spitze zu bieten. Hatte doch der Gouverneur mit dem griechischen Kaiser ein Bündnis geschlossen und noch während der Belagerung von Konstantinopel eine drohende Gesandtschaft an den Sultan geschickt! Kaum hatte daher Mohammed die Überzeugung gewonnen, daß von der Seeseite her keine Angriffe zu fürchten seien und daß auch

die Bemühungen des Papstes, das christliche Abendland zu einem Kreuzzuge fortzureißen, nach den fruchtlosen Reichstagen von Frankfurt und Wiener-Neustadt ihm keine nahen Gefahren brächten, so sammelte er in Sophia seine Heere und rückte in Serbien ein. Unter den Frauen in seines Vaters Harem war auch eine serbische Fürstentochter gewesen. Darauf gründete er die schwachen Rechtsansprüche auf den Besitz des Landes, das er mit der Schärfe des Schwertes zu erobern gedachte. Wir haben bereits in der ungarischen Geschichte den Gang des Kriegs kennen gelernt. Der Tod des Despoten Georg Brankowics, der während 1455.
des Kriegs eintrat und einen Streit um die Herrschaft zur Folge hatte, begünstigte die Pläne des Sultans. Die Donaufestung Belgrad sollte ihm als Brücke und Stützpunkt für seine weiteren Eroberungen dienen; von dort aus wollte er das ganze christliche Abendland in Schrecken halten. Wir wissen, mit welcher furchtbaren Heeresmacht er vor die Mauern der Stadt rückte: es war eine Wiederholung des Belagerungskriegs vor Konstantinopel. Daß dennoch das Unter- 1456.
nehmen scheiterte, daß der Sultan als verwundeter Flüchtling mit einem aufgelösten, meuterischen Heer nach Sophia zurückkehren mußte, hat ihn in die leidenschaftlichste Stimmung versetzt. In der Wut des Zornes stieß er mehrere seiner Pfortendiener und Heerführer mit eigner Hand nieder, andre ließ er vor seinen Augen enthaupten. Es war ihm bisher so vieles gelungen, daß er jeden Widerstand überwältigen zu können glaubte, und nun sah er sich durch eine viel geringere Streitmacht und durch schlecht bewehrte Volksscharen, welche Mönche mit dem Kreuz in den Kampf führten, mitten in seinem Siegeslauf gehemmt und schimpflich zurückgeschlagen! So oft Mohammed in seinem späteren Leben der Tage vor Belgrad gedachte, stieß er Verwünschungen aus und drohte die Schmach zu rächen.

Stimmung im Abendland.

Mit lautem Jubel wurde im Abendlande die Kunde von dem Sieg bei Belgrad vernommen; aber die Begeisterung führte zu keinen Thaten. Das christliche Bewußtsein war nicht mehr von jener tiefen Erregung erfüllt, die einst vermögend war, das gesamte Abendland zu einer Völkerwanderung nach dem Oriente fortzureißen. Vergebens beschwor Papst Calixtus III., der den Türkenkrieg als das wichtigste Anliegen seines heiligen Amtes betrachtete, alle Fürsten und christlichen Obrigkeiten, gegen die Feinde Gottes die Waffen zu ergreifen; weder seine eignen Mahnschreiben noch die Kreuzpredigten seiner Sendlinge waren im stande, den Kampf gegen die Osmanen zu einem allgemeinen Glaubenskrieg zu entflammen, zu einem heiligen Anliegen der europäischen Völkerfamilie zu erheben; er empfing nur Versprechungen, denen keine Thaten nachfolgten. Alfons von Aragonien und Sizilien benutzte seine Flotte, die er dem Papste zugesagt, um die Uferstaaten Italiens in Schrecken zu halten; König Heinrich von Kastilien gestattete das Einsammeln von Ablaßgeldern und Türkenzehnten nur unter der Bedingung, daß die Hälfte des Ertrags in seine Kasse fließe; der König von Frankreich hielt die Galeeren, die zu dem apostolischen

Geschwader stoßen sollten, am Ausflusse der Rhone zurück. In Deutschland sprach man den Verdacht aus, daß die Türkennot ausgebeutet werde, um die Gläubigen desto mehr besteuern, die päpstliche Kasse desto besser mit Zehnten und Indulgenzen füllen zu können. Auch die großsprecherischen Turnierhelden in der Umgebung des burgundischen Hofes ergingen sich nur in prahlerischen Reden, denen keine Thaten folgten.

Die Vorgänge in Serbien. 1457. 1458. Als der heil. Vater am gebrochenen Herzen über die getäuschten Hoffnungen aus der Welt ging, standen die Osmanen aufs neue an der Donau. Der alte Serbenfürst Georg hatte bei seinem Tod bestimmt, daß seine Gattin Irene und seine drei Söhne, von denen die zwei ältesten, Gregor und Stephan, einst durch Sultan Murad der Augen beraubt worden waren, vereint das Land regieren sollten. Diese Anordnung trug schlimme Früchte. Lazar, der jüngste und sehende der Söhne, wußte sich der lästigen Mitregentschaft zu entledigen, indem er die Mutter durch Gift aus der Welt schaffte und die Brüder zur Flucht trieb. Stephan entkam nach mancherlei Schicksalen nach Italien, wo er sein Leben beschloß, Gregor floh mit seiner Schwester zu Mohammed, der die fürstlichen Flüchtlinge freundlich aufnahm und ihre Ansprüche an die serbische Krone auf sich selbst übertragen ließ. Die Angst vor einem neuen Einfall der Türken scheint 31. Jan. 1458. Lazars Ende beschleunigt zu haben. Nach wenigen Wochen war er eine Leiche. Seine Witwe Helena aus dem Hause der Paläologen, die keine Söhne, sondern nur drei Töchter hatte, stellte sich und ihr Land unter die Lehnshoheit des päpstlichen Stuhles, in der Hoffnung, dadurch der Hilfe des Abendlandes teilhaftig zu werden. Der Papst freute sich über die unverhoffte Huldigung eines Landes, in welchem das griechische Glaubensbekenntnis herrschte: er ließ durch einen Kardinallegaten Besitz ergreifen und empfahl dem neuen Magyarenkönig Matthias die Beschützung. Allein weder die ungarischen Magnaten noch die serbischen Bojaren wollten die päpstliche Lehnshoheit gelten lassen, jene sahen darin eine Beeinträchtigung der alten Rechte der magyarischen Krone, diese verabscheuten die Autorität des römisch-katholischen Kirchenhauptes. Sollten sie den väterlichen Glauben aufgeben, so wollten sie lieber unter die schirmende Obhut des Sultans flüchten. Sie traten heimlich mit Mohammed in Verbindung. Vergebens hoffte der Despot von Bosnien, Stephan Thomasewitsch, Helenas Schwiegersohn, sich mit ungarischer und päpstlicher Hilfe der Herrschaft des Sommer 1458. Nachbarlandes zu bemächtigen; als Mohammed vor Semendria erschien, öffneten die Bojaren freiwillig die Thore und trugen ihm schutzflehend die Schlüssel der Stadt entgegen. Stephan entfloh, belastet mit dem Verdacht, um die verräterische Übergabe gewußt zu haben. Helena durfte mit ihren Töchtern und Schätzen abziehen. Nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Ungarn und Bosnien ließ sie sich in Italien nieder und beschloß ihre Tage in einem Kloster. Die Bojaren, welche die Herrschaft der Türken gefördert, wurden mit Geld und Ländereien belohnt, die Widerspenstigen dagegen und ein großer Teil des Volks

wanderten in die Gefangenschaft. Binnen Jahresfrist wehten die türkischen Standarten auf allen serbischen Festungen.

„Serbien verlor schon damals das Mark seiner christlichen Bevölkerung; an 200,000 Menschen wurden zu Sklaven gemacht und entweder ins Heer gesteckt oder in den entfernteren Gegenden des Reichs angesiedelt. Das verödete Land erhielt nach und nach eine andre osmanische Bevölkerung und mit ihr jene osmanische Verfassung, welche die Kraft und Selbständigkeit der zurückgebliebenen Eingebornen bald vollends brach." Fortan trat im serbischen Lande der Halbmond an die Stelle des Kreuzes. Die Verwandten des fürstlichen Hauses verbrachten als verlassene Prätendenten ihr Leben in Dunkelheit.

Wie Hunyad bei Belgrad, so bewies auch Georg Kastriota, der Skanderbeg, in den Bergen und Schluchten Albaniens, daß ein entschlossener Heldengeist, daß Thatkraft und geschickte Heerführung selbst im Ringen gegen physische Übermacht ruhmvoll und siegreich bestehen könne. Bei der in den größeren Staaten zu Tage tretenden Gleichgültigkeit, Schlaffheit, Selbstsucht und Unempfänglichkeit für höhere Aufgaben ist der großartige Kampf des kühnen Albanerfürsten, des „Athleten der Christenheit", eine erhebende Erscheinung. Skanderbeg setzte dem Sultan Mohammed denselben hartnäckigen Widerstand entgegen, wie seinem Vater Murad II. (VIII, 666, 668). Es war ihm gelungen, durch die Gewalt seines Geistes und seines Schwertes die verschiedenen Stämme und Völkerschaften des albanesischen Berglandes zu einer nationalen Gesamtheit zu vereinigen, einen gemeinsamen Volksgeist zu erwecken und die rauhen Männer, die gewöhnlich ihre Waffen nur in fremden Kriegen führten, die vorher und nachher einem wilden Söldnerleben sich weihten, für Freiheit und Vaterland zu begeistern. Ohne irgend eine namhafte Unterstützung von außen (denn weder die Geldsummen, die ihm der Papst zukommen ließ, noch die Hilfsmannschaft und Kriegswerkzeuge, die ihm Alfons von Neapel schickte, waren von Belang) verteidigte der mutige Nationalheld sein kleines Erbland mit solcher Energie, daß Albanien in den Augen der ganzen Christenheit als die unüberwindliche Vormauer gegen den ungestümen Andrang des Osmanensturms galt. Das hat jene Zeit zur Glanzperiode in der Geschichte Albaniens gemacht; es war ein Moment weltgeschichtlicher Bedeutung im Leben dieses Volks, wie er nie zuvor dagewesen war und niemals wiedergekehrt ist. Als Mohammed nach der Eroberung Konstantinopels auch von dem albanesischen Häuptling den Tribut begehrte, dem sich die übrigen kleinen Dynasten unterwarfen, gab ihm Skanderbeg zur Antwort, „er sei nach Albanien gekommen, um die dem Lande auferlegten Sklavenfesseln zu brechen, nicht um es mit neuen zu belasten; das sei der Zweck, das der einzige Lohn aller seiner Mühen". Und als der stolze Sultan den Trotz des Kriegsfürsten mit Gewalt brechen wollte, erlebte er den Ärger, daß zwei Heerabteilungen, welche in das Land eindringen wollten, in Gebirgspässen eingeschlossen und mit großen Verlusten, die eine bei Dibra, die andre bei

Georg Kastriota, der Skanderbeg in Albanien.

1455. 1456.

Skopia in die Flucht geschlagen wurden. Der Anführer des einen Heerhaufens, Hamsa, geriet in Gefangenschaft und mußte sich mit 13,000 Goldstücken loskaufen. Geschützt durch die schwer zugängliche Gebirgsgegend und die festen Mauern von Kroja, trotzte Skanderbeg den Waffen und dem Grolle Mohammeds. Als aber der Sultan zum Eisen noch Gold, zu den Künsten des Kriegs noch die der Verführung hinzufügte, gelang es ihm allmählich die Macht des Gegners zu erschüttern.

Verrat des Fürsten Moses von Dibra. 1456. Moses von Dibra, ein angesehener albanesischer Heerführer, der bisher treu zu Kastriota gehalten, ließ sich durch die Aussicht auf Herrschaft unter osmanischem Schutze gewinnen. Unter allerlei Vorwänden entzog er sich dem großen Kriegszug, welchen Skanderbeg gegen eine türkische Festung an der Grenze Albaniens unternahm, die gleichfalls den Namen Belgrad führte; und als diese Unternehmung mißlang, und Skanderbeg trotz des heldenmütigsten Kampfes vor der Übermacht des feindlichen Heerführers Sewali mit großen Verlusten nach Kroja zurückkehren mußte, schloß sich Moses dem Triumphzuge des siegreichen Feldherrn in Konstantinopel an und lieh dem Sultan seinen Arm zur Unterwerfung Albaniens. So sehr auch dem militärischen Charakter Mohammeds, der bei jeder Gelegenheit mit der größten Hochachtung und Lobpreisung von dem Heldenmut Skanderbegs sprach, dieser Treubruch an der Waffenbrüderschaft widerstrebte, so ging er endlich doch auf den Vorschlag des Verräters ein. Er gab ihm eine Reiterschar von 15,000 Mann, damit er, von seinen Freunden und Anhängern unterstützt, Albanien dem Skanderbeg entreißen und unter die Schutzherrschaft des Sultans stellen möge. Aber das Unternehmen scheiterte. In einer gewaltigen Febr. 1457. Feldschlacht, in welcher Skanderbeg und seine Getreuen Wunder der Tapferkeit verrichteten, siegte der Patriotismus über den Verrat: triumphierend zog Kastriota in Kroja ein, mit ritterlichen Spielen und Festlichkeiten den glücklichen Ausgang feiernd, während Moses als geschlagener Flüchtling nach Konstantinopel zurückkehrte, wo er nur mit Not dem Tode entging. Niedergedrückt von der verächtlichen Behandlung, die ihm von der Zeit an bei dem Sultan zu teil ward, ergriff er endlich die Flucht und flehte fußfällig die Gnade und Vergebung Skanderbegs an. Und dieser verzieh dem Abgefallenen und erneuerte den alten Waffenbund. Diese Großmut verfehlte ihre Wirkung nicht; Moses war fortan bemüht, durch treue Hilfe im Kampf gegen den gemeinsamen Feind die schwere Schuld des Verrats zu tilgen.

Hamsas Erhebung und Fall. 1457. Allein das schlimme Beispiel, das Moses gegeben, blieb nicht ohne Nachahmung. Kurz nachher erschien Hamsa, ein Neffe des Kastrioten, an der Pforte des Sultans mit dem gleichen Anerbieten. Unter seinem Geleite zog der Feldherr Isa, des Ewrenos Enkel, mit einem Heer von 50,000 Mann in Albanien ein. Da Skanderbeg die bewaffnete Mannschaft und die Vorräte in die festen Orte geschafft hatte, so fanden sie wenig Widerstand. Bis in die Nähe der venetianischen Stadt Alessio, wohin sich der Fürst selbst zurückgezogen hatte, dehnten sie ihre verheerenden Streifzüge aus. In einer Ebene am Flüßchen Mati wurde ein Lager aufgeschlagen, wo es lustig herging; mit lauten Festfreuden feierte man die Erhebung Hamsas zum Fürsten Albaniens. Aber plötzlich brach Skanderbeg, der auf den benachbarten Höhen eine verdeckte Stellung genommen hatte, mit seinen kühnen Kriegshaufen während der Nacht in das feindliche Lager ein und richtete unter den verwirrten Osmanen eine furchtbare Verheerung an. Über zwanzigtausend Türken sollen bei diesem unerwarteten Überfall mit ihrem Blute den Boden getränkt, die nahen Gewässer gerötet haben. Isabeg entkam durch die Schnelligkeit seines Renners, aber Hamsa mußte als Gefangener dem Oheim nach Kroja

folgen und Zeuge sein von dem Jubel des Volks, als der Sieger mit der reichen Beute und den eroberten Feldzeichen seinen glänzenden Einzug hielt. Er wurde unter Aufsicht gestellt, fand aber in der Folge, als er, mit seinem Oheim ausgesöhnt, seine Familie aus Konstantinopel abholen wollte, in der Sultanstadt seinen Tod, wie man glaubte, durch Gift.

Damals war kein Name so gefeiert in der gesamten Christenheit als Mohammed und Skanderbeg.
der Name Skanderbeg; der ganze Kriegsruhm Hunyads war auf ihn übergegangen; der neue Papst Pius II. betrachtete ihn als den geeignetsten Führer des Kreuzheeres, das, wie er hoffte, bald aus allen christlichen Landen zur Vertreibung der Ungläubigen ausziehen werde. Selbst Mohammed unterdrückte seinen Durst nach Rache; er schloß mit Kastriota einen Waffenstillstand und war 1458.
längere Zeit nur auf Beschützung der Grenzen bedacht. Skanderbeg aber benutzte diese Zeit der Ruhe, um den aragonischen König Ferdinand in der Besitznahme 1459.
des Thrones von Neapel gegen die Franzosen zu unterstützen. Im nächsten Jahr 1460.
versuchten die Osmanen noch einmal das Gebirgsland mit Waffengewalt zu erobern und die Schmach zu rächen, die sie von den „albanischen Räubern" erlitten. Einer der bewährtesten Heerführer, der greise Karadschabeg, führte das Heer von 40,000 Mann, welches von Skopia aus in Albanien vordringen sollte. Allein auch dieses Unternehmen wurde durch die Tapferkeit der Einwohner und durch stürmisches Unwetter vereitelt, so daß endlich Mohammed, um nicht in andern Eroberungsplänen gehindert zu werden, sich zu einem Friedens- 1461.
vertrag entschloß, worin Skanderbeg als unumschränkter Herr und Gebieter Albaniens anerkannt ward. So rettete damals die Tapferkeit, Klugheit und Ausdauer des Kastrioten die Freiheit und Unabhängigkeit Albaniens. Der Friede dauerte indessen nur drei Jahre. Als Papst Pius II. das Abendland zum Kreuzzug waffnete, wurde auch Skanderbeg zur neuen Schilderhebung be- 1464.
wogen. Er sollte der Führer des großen Unternehmens sein und als Preis des Sieges Epirus und Albanien als Königreich erlangen. Aber wir wissen, wie dürftig die großen Entwürfe ausliefen. So tapfer auch Skanderbeg im Bunde mit Venedig und dem Papste den Türken auf den makedonischen und thessalischen Grenzmarken widerstand, den Scheremetbeg bei Ochrida, den Balaban bei 1464. 1465.
Berat aufs Haupt schlug und Kroja gegen ein mächtiges Belagerungsheer verteidigte, die venetianische Herrschaft in den östlichen Gewässern konnte auf die Länge nicht mehr behauptet werden. Die Lorbeeren, die Georg Kastriota gegen den Sultan selbst und gegen seine Feldherren erfocht, waren ruhmvoll, aber für die christliche Gesamtheit unfruchtbar. Der Krieg zwischen Venedig und der Türkei, den wir später näher kennen lernen werden, war noch in vollem Gang, als Skanderbeg im dreiundsechzigsten Lebensjahr zu Alessio starb. Mohammed Jan. 1467.
bewunderte so sehr den kühnen Nationalhelden, daß er in der Folge, als Alessio in seine Gewalt geriet, die Gruft öffnen und die Leiche zur Verehrung öffentlich ausstellen ließ.

Die Venetianer und Osmanen in Albanien. Bei seinem Tode hatte Kastriota sein Land und seinen Sohn Johannes dem Schutze der Venetianer empfohlen; die Signorie mußte die Verteidigung schon um ihrer eignen Sicherheit willen übernehmen; eine schwere Erbschaft für die Republik. Denn Mohammed betrachtete es als eine Ehrensache, Kroja, Skutari und die übrigen festen Orte Albaniens seinem Reiche beizufügen, und strengte daher alle Kräfte an, das günstig gelegene Küstenland, das ihm als Brücke nach dem gegenüberliegenden Italien dienen sollte, in seine Gewalt zu bringen. Darum schickte er einen seiner besten Feldherren, den Beglerbeg Soliman, einen bosnischen Renegaten, mit großer Heeresmacht
1474. vor die Stadt Skutari, um dieses Bollwerk zu erobern. Fünfhundert Kamele trugen das Erz zu den Geschützen, die vor den Mauern der Festung gegossen wurden. Aber wie gewaltig der Kampf war, der zu Land und Meer, auf dem See und auf dem Fluß zwischen den Osmanen und Venetianern geführt ward und wie sehr Soliman alle Hebel in Bewegung setzte, um die bereits in ihren Mauern und Wällen geschädigte Stadt im Sturm zu nehmen, an der heldenmütigen Verteidigung des Befehlshabers Antonio Loredano, eines Mannes von seltener Tapferkeit und Entschlossenheit, scheiterten alle seine Angriffe. Hingerissen von der kriegerischen Kraft und Tugend des kühnen Mannes ertrugen die Truppen die Anstrengungen der täglichen Kämpfe und die Leiden des Hungers und Durstes, bis die Ankunft eines aus Venetianern und Alba-
Aug. 1474. nesen bestehenden Entsatzheeres die Türken zum Abzug nötigte und den Belagerten Erlösung aus namenlosem Elend brachte. Die ganze Bevölkerung stürzte zu den Thoren hinaus, nicht um den Feind zu verfolgen, sondern um in der Bojana den brennenden Durst zu löschen, der die meisten schon an den Rand des Grabes gebracht hatte. Viele tranken mit solcher Heftigkeit, daß sie, von tödlichem Zittern ergriffen, auf der Stelle ihren Geist aufgaben. In der ganzen Christenheit feierte man die Verteidigung Skutaris als eine der glänzendsten Thaten dieses Kriegs.

Belagerung von Skutari. Allein wie sollte die Republik Venedig, vom Abendlande verlassen, der erobernden Großmacht der Türken auf die Dauer gewachsen sein! Nur der kriegerischen Vielgeschäftigkeit des Sultans hatte es die Signorie zu verdanken, daß sie noch vier Jahre lang im Besitze des albanesischen Küstenlandes blieb. Kaum aber hatte Mohammed die Hände frei, so richtete er seine ganze kriegerische Kraft abermals gegen die Venetianer und griff das Gebiet der Republik von allen Seiten an. Vergebens knüpften die regierenden Herren Friedensunterhandlungen an; Mohammed verlangte die Abtretung von Albanien, in welche die Venetianer unmöglich willigen konnten. So wurde denn gegen
1478. Ende der siebziger Jahre das gebirgige Küstenland, das den osmanischen Waffen so oft getrotzt, abermals der Schauplatz eines verheerenden Kriegs. Kroja, Skanderbegs Hauptstadt, wurde durch lange Belagerung in solche Not gesetzt, daß die Stadt den Verzweiflungskampf aufgab und sich vertragsweise unterwarf. Der Sultan hatte den Abziehenden sicheres Geleit zugeschworen; kaum aber hatten sie die Thore verlassen, so wurden sie gefangen genommen und auf Befehl Mohammeds unbarmherzig hingemordet. Nur der Proveditore Pietro Vetturi wanderte mit seiner Familie als Gefangener nach Konstantinopel. Nun rückte die gesamte türkische Kriegsmacht, die nach und nach, durch immer neue Zuzüge verstärkt, zu einer gewaltigen Höhe angewachsen war, mit einer großen Masse von Geschütz und Sturmzeug abermals vor die Mauern von Skutari und eröffnete einen Belagerungskrieg, der sowohl wegen der großen Anstrengungen von außen, als wegen der wunderbaren Kühnheit und Ausdauer der Besatzungstruppen unter dem Befehlshaber Antonio da Lezze zu den denkwürdigsten der Weltgeschichte gehört. Lange versuchte Mohammed, der sich selbst bei dem Belagerungsheer eingefunden hatte, durch Gewaltstürme die Festung zu erobern; als aber alle Angriffe von der mutigen Besatzung zurückgeschlagen wurden und dieselbe auch dann nichts von Über-

gabe hören wollte, als er die Einwohner der eroberten Stadt Drivasto vor den Mauern Skutaris niederhauen ließ, als Vorspiel des Schicksals, das auch ihrer warte, da beschloß er endlich, die Stadt durch enge Blockade auszuhungern. Schon war die Not aufs äußerste gestiegen, als der Friede von Konstantinopel, zu dem die hartbedrängte 1479. Republik sich entschließen mußte, wenigstens der Besatzung sicheren Abzug mit ihrer Habe gewährte, Stadt und Land dagegen mußten an die Osmanen abgetreten werden.

Mohammed hatte deshalb in den Frieden mit Skanderbeg gewilligt, um Unterwerfung von Bosnien. freie Hand gegen **Bosnien** zu erhalten. König Stephan Thomas, ein schwacher Fürst, der bald den Osmanen Huldigung und Tribut darbrachte, bald sich unter die Schutzherrschaft der Magyaren flüchtete und mit ihnen vereint gegen den Feind der Christenheit zu Felde zog, lag lange mit seinem Sohne Stephan Thomasewitsch in Hader, und als er auf einer Heerfahrt gegen den Ban von Kroatien plötzlich starb, glaubte man allgemein, daß er auf Anstiften des Sohnes ermordet worden sei. Nun entstand ein heftiger Thronstreit, indem nicht nur die Königin-Witwe Katharina, sondern auch Ban Radiwoi, des Ermordeten Bruder, dem unnatürlichen Sohne die Herrschaft streitig machten. Bald war das Land in drei Heerlager gespalten, indem jeder der Bewerber einen Anhang unter dem Adel besaß. Dazu kamen noch Religionsstreitigkeiten zwischen den Katholiken und der in Bosnien weitverbreiteten Sekte der Patarener. Stephan Thomasewitsch, der sich den Beistand des Papstes sichern wollte, verhängte blutige Verfolgung über die Häretiker. Tausende wurden zur Auswanderung getrieben und ihre Güter den Franziskanern zugesprochen. Allein das Lob, das er sich durch diesen Eifer von Papst Pius II. zuzog, zerrann wieder, als das Gerücht aufkam, er habe die serbische Festung Semendria, nächst Belgrad das wichtigste Bollwerk der Christen an der Donau, den Türken in die Hände gespielt (S. 193). Der albanesische Krieg hielt den Sultan lange ab, von diesen Zerwürfnissen im Lande und in der Königsfamilie Vorteil zu ziehen. Erst als er mit Skanderbeg Frieden geschlossen, kehrte er seine Waffen gegen Bosnien. Die streitenden Faktionshäupter gaben ihm selbst die willkommene Veranlassung einer bewaffneten Intervention. Denn während Stephan, im Vertrauen auf die Hilfe des Abendlandes, die ihm der wieder versöhnte Papst in Aussicht stellte, den bisher an die Pforte entrichteten Tribut zurückhielt, flüchtete sich Ban 1462. Radiwoi unter den Schutz des Sultans und trat zum Islam über. Es wurde schon in der Geschichte Ungarns erwähnt, wie rasch sich die Türken des Landes 1463. und der Festungen bemächtigten. König Stephan hatte sich keine Sympathien erworben; die meisten Städte ergaben sich dem heranrückenden Türkenheer ohne Schwertstreich; Babicsa wurde durch einen verfolgten Patarener verraten. Bosnien kam unter die Botmäßigkeit des Sultans und erhielt osmanische Verfassung. Über 100,000 Einwohner wurden als Sklaven weggeführt und meistens in den asiatischen Provinzen angesiedelt; 30,000 junge Bosniaken wurden unter die Janitscharen eingereiht. Die Festungen erhielten türkische Besatzungen, die

christlichen Kirchen wurden in Moscheen verwandelt oder niedergerissen, viele Städte geschleift und dem Erdboden gleich gemacht. König Stephan hatte sich bei seiner Ergebung von dem türkischen Heerführer Sicherheit des Lebens ausbedungen; allein Mohammed II., welcher aus Gründen der Staatsräson den Herrscherstamm ausrotten wollte, ließ sich durch den ob seines Wissens hochgeehrten Scheich Ali Bestami von dem in seinem Namen geleisteten Eidschwur entbinden und den gefangenen Fürsten nebst mehreren andern grausam hinrichten. Seine Mutter Katharina und seine Gemahlin Maria fanden nach vielen Gefahren und Nachstellungen endlich in Rom eine sichere Zufluchtsstätte. Zum Dank für den Unterhalt übertrug die erstere ihre Ansprüche auf den bosnischen Thron dem apostolischen Stuhle, ein Anrecht, von dem jedoch nie Gebrauch gemacht werden konnte. Zwei Jahre später wurde auch die **Herzegowina** (Hersek) dem osmanischen Reiche einverleibt und in ein Fahnenlehen (Sandschak) verwandelt. — Der Schrecken, den die Eroberung Bosniens über die ganze christliche Welt brachte, legte sich einigermaßen, als Matthias Corvinus die wichtige Festung Jaicza zurückeroberte und die Oberhoheit der ungarischen Krone wieder aufrichtete; aber wir haben gesehen, daß trotz der heldenmütigen Tapferkeit, wo-
1464. mit die ungarische Besatzung die gewonnene Stadt gegen die feindliche Übermacht verteidigte, das verwüstete und verödete Königreich Bosnien mit Ausnahme einiger nördlichen Grenzdistrikte im Besitz der Osmanen blieb.

Die Schicksale der Walachei.

Kurz zuvor hatte sich auch das Schicksal der **Walachei** entschieden. Jener Wlad oder Wladislaus IV., dessen wir oben Erwähnung gethan, der „Pfahlwoiwod" wie ihn die Türken, der „Henker" wie ihn die Walachen nannten, suchte sich den bedrohten Besitz seiner Herrschaft durch demütige Tributzahlung an die Pforte und durch unerhörten Terrorismus gegen sein Volk zu sichern. „Alles, was die Geschichte von den Grausamkeiten der größten asiatischen Weltstürmer zu berichten weiß, wollte, wie es scheint, dieser kleine europäische Tyrann, über dessen Haupte gleichwohl das Damoklesschwert des gewaltigen Sultans der Osmanen schwebte, in den engen Grenzen seines Reichs noch überbieten." Nach zeitgenössischen Berichten ließ er in wenigen Jahren 20,000 Menschen jedes Alters, Standes und Geschlechts unter Martern hinrichten; Spießen, Verbrennen und Verstümmeln waren die Mittel, durch welche er seine ephemere Herrschaft zu befestigen wähnte. Solange Mohammed im Süden der Donau beschäftigt war, ließ er den Despoten, der stets regelmäßig den Tribut zahlte, schalten und walten. Je mehr sich derselbe durch seine Tyrannei im Innern und durch seine Raubzüge in die Nachbarländer den Haß des eignen Volks und der Siebenbürger und Ungarn zuzog, desto sicherer arbeitete er der Osmanenherrschaft vor. Endlich aber schien die Stunde gekommen, den „Pfahlwüterich" das Schicksal der übrigen Dynasten teilen zu lassen. Wlad mochte von der veränderten Politik der Pforte Anzeichen erhalten haben und war daher auf seiner Hut. Er bot dem König Matthias ein Bündnis zu Schutz und Trutz an, und wieviel

Ärgernis er in früheren Jahren durch seine Raubfahrten dem Ungarnkönig bereitet hatte, die gemeinsame Gefahr führte zu gemeinsamer Politik. Im Vertrauen auf diesen Bund ließ Wlad zwei türkische Würdenträger, den Geheimschreiber Katabolinos und den Befehlshaber von Widdin, Hamsa-Pascha, welche ihn mit List nach Konstantinopel liefern sollten, ergreifen und unter Martern hinrichten und machte dann einen Einfall in das osmanische Gebiet im Süden 1461.
des Stromes, das flache Land mit Feuer und Schwert verheerend, die Gefangenen dem Martertode weihend. Als ein tatarischer Eilbote dem Sultan Kunde von diesen Vorgängen brachte, geriet er in heftigen Zorn und schwur Rache. Im nächsten Frühjahr brach er mit einem Heer, das sich auf 150,000 Mann belau- 1462.
fen haben soll, nach der Donau auf, während eine Anzahl kleiner Schiffe und Fahrzeuge vom Schwarzen Meer aus den Strom aufwärts segelte und Braila (Ibrahil) in Flammen setzte. Ohne Schwierigkeit bewerkstelligte der Sultan den Übergang über die Donau, da Wlad sich mit seiner ganzen Streitmacht in die dichten, unwegsamen Eichenwälder im Norden zurückgezogen hatte, wohin sich auch die Einwohner des flachen Landes mit ihren Herden begeben mußten. Auch auf dem weiteren Zug gegen die Hauptstadt Tirgovist ging der Weg durch menschenleere Gegenden, so daß die Türken es kaum noch für nötig hielten, ein festes Lager zu beziehen. Diese Nachlässigkeit wäre ihnen aber beinahe teuer zu stehen gekommen. Denn in einer Nacht wurden sie unerwartet überfallen und nur der Besonnenheit des Großwesirs Mahmud-Pascha hatten sie es zu verdanken, daß sie schließlich noch mit geringen Verlusten der Gefahr entrannen. Auch Tirgovist war verlassen und menschenleer, so daß sie den Feind in seinen gedeckten Stellungen aufzusuchen beschlossen. Selbst die Türken wurden mit Entsetzen erfüllt, als sie beim Eintritt in den Wald ein Leichenfeld erblickten, wo die gefangenen Osmanen und Bulgaren auf Pfählen aufgespießt waren, an 20,000 grinsende Tote, darunter Hamsa im Purpurgewand. Nirgends fand Mohammed namhaften Widerstand; Wlad zog mit seinen Bewaffneten nordwärts der Moldau zu; einzelne seiner Heerhaufen wurden niedergemacht oder zersprengt. Im Herbst kehrte der Sultan über die Donau zurück, die erbeuteten Herden und die gefangenen Einwohner mit sich führend. Über das verödete und verlassene Land setzte er den Alibeg als Statthalter ein, mit dem Auftrag, dem jungen Bruder des „Pfahlwoiwoden", Radul, der als Geisel lange in Konstantinopel geweilt und des Sultans Liebe und Gunst genossen hatte, die Herrschaft des Landes unter türkischer Hoheit zu übergeben. Bei dem tiefen Haß, den die Bojaren gegen den tyrannischen Wlad im Busen trugen, fiel es dem Bruder Radul nicht schwer, bald allgemein als Fürst der Walachei anerkannt zu werden, zumal da seine Beschützer das Land besetzt hielten. Vergebens flehte nunmehr der flüchtige Woiwod in den demütigsten Worten des Sultans Gnade und Verzeihung an, ihm seinen Beistand zur Eroberung Siebenbürgens und Ungarns in Aussicht stellend; das Schreiben, von ungarischen Kundschaftern aufgefangen, gelangte

gar nicht in die Hände Mohammeds, und welchen Lohn Wlad für seine Verräterei in Ungarn gefunden, ist früher erwähnt. Fünfzehn Jahre wurde „der Pfahlwoiwod" zu Ofen in Gefangenschaft gehalten, während welcher Zeit Radul unter türkischer Lehnsherrlichkeit gegen eine Jahresabgabe von 10,000 Dukaten die unsichere Scheinherrschaft in der Walachei führte. Aber Wlads Schicksal war noch nicht erfüllt. Nach Raduls gewaltsamem Tode wurde der „Pfahlwüterich", aus seiner Haft entkommen oder entlassen, abermals Woiwod der Walachei und führte das Regiment mit der alten Grausamkeit, bis er nach zwei Jahren durch einen seiner Sklaven ermordet ward. Sein Kopf wurde in den Städten, die er beherrscht hatte, zur Schau getragen von den Türken, welche sich von nun an als die Herren der Walachei betrachteten.

2. Ausdehnung der Osmanenherrschaft über die griechische Welt und über Vorderasien.

a. Unterwerfung der griechischen Herrschaften im Peloponnes und in Livadien.

(**Litteratur.** George Finlay, The history of Greece and the empire of Trebizond. Edinburgh & Lond. 1851; und von demselben Verfasser: The history of Greece under Othoman and Venetian domination. Edinburgh & Lond. 1856. Ferner das schon VIII, 610 erwähnte Werk von C. Hopf in Ersch und Grubers Encyklopädie I, 85. 86, und J. Ph. Fallmerayer, Geschichte des Kaisertums von Trapezunt. München 1827, wie auch K. Mendelssohn-Bartholdy, Geschichte Griechenlands. Leipzig. 1870, und G. F. Hertzberg, Geschichte Griechenlands vom Absterben des antiken Lebens bis zur Gegenwart. (Heren-Ukert). 4 Bde. Halle 1876—1879.)

Lage der Dinge im Peloponnes. Mohammed II. erbarmte sich der byzantinischen „Despoten" Thomas und Demetrios, als sie zehntausend Goldstücke nach Adrianopel sandten und sich verpflichteten, alljährlich mit Geschenken an der Pforte des Sultans zu erscheinen und ihre Huldigungen darzubringen. So retteten denn die Abkömmlinge der Paläologen, Thomas in Patras und Demetrios in Mistra, den armseligen Rest byzantinischer Herrschergewalt noch auf kurze Zeit, ein klägliches Bild gefallener Fürstengröße. Zwei Eigenschaften jedoch bewahrten sie als Erbteil ihres Hauses auch noch in ihren winzigen Besitzungen: Zwietracht unter sich und Grausamkeit gegen die Untergebenen. Mit der ausgesuchtesten Bosheit verfolgte und bedrückte insbesondere Thomas „eine orientalische Tyrannennatur im kleinen" die Burgherren und dynastischen Häuptlinge (Archonten) hellenischer und fränkischer Abkunft und ließ sie jahrelang in den Verliesen von Patras und Chumutzi (Castel Tornese) schmachten, während der andre die albanesischen Hirtenstämme, welche nach alter Sitte nomadisierend mit ihren Herden die Gebirgstriften durchzogen, mit schweren Weidegeldern belegte. Denn der Tribut an die Pforte mehrte ihre Ausgaben dergestalt, daß die Despoten zu den drückendsten Maßregeln schreiten mußten, um ihre Bedürfnisse aufzubringen. Empört über die Tyrannei der by-

zantinischen Brüder griffen endlich die beiden Völkerschaften, sowohl die Albanesen, die das Beispiel ihrer Stammesgenossen unter Skanderbeg anfeuern mochte, als die Hellenen zu den Waffen und füllten die Halbinsel mit wilden Kämpfen. 1454.
In der richtigen Erkenntnis, daß sie nur vereinigt dem Feinde gewachsen seien, bezwangen sie die alten nationalen Antipathien und schlossen einen Bund zu gemeinsamem Handeln. Unter der Führung eines Kantakuzenen, den sie zu ihrem Oberhaupt erkoren, brachen sie die Zwingburg Chlumutzi, setzten die Gefangenen in Freiheit und bedrohten Patras und Mistra. Zugleich schickten sie Boten an den Sultan mit dem Erbieten, ihm gegen Überlassung der Halbinsel Tribut und Heeresfolge zu leisten. Aber auch die bedrängten Despoten flehten Mohammeds Hilfe an, und es gelang ihrem Gesandten Asanes, des Demetrios Schwager, denselben zu überzeugen, daß es mehr in seinem Interesse liege, den Fürsten als den Insurgenten die Hand zu reichen.

Die Osmanen in der Halbinsel Morea.

Mohammed erteilte sofort dem Statthalter von Thessalien, Turachan, der schon unter Murad den Feldzug gegen Morea mitgemacht hatte, den Befehl, über den Isthmus vorzudringen und die Empörung zu unterdrücken. Mit starker Hand warf der bejahrte Kriegsmann den Aufruhr nieder, nötigte die zersprengten Scharen, nachdem er die befestigten Gebirgspässe von Bordonia bezwungen, ihre Unterwerfung mit einem Teil ihrer Herden zu erkaufen und kehrte dann mit einer Schar von Gefangenen nach Thessalien zurück, den Brüdern die Lehre einschärfend, einträchtig untereinander zu leben und Gerechtigkeit zu üben. Aber diese Lehre fiel auf unfruchtbaren Boden. Sobald Turachan die Halbinsel verlassen hatte, brach die Feindschaft zwischen den Despoten von neuem aus, zeigten sich wieder die alten Mißstände, Parteiungen und Zerrüttungen. Die Albanesen weigerten die Steuern, so daß jahrelang der Tribut in Rückstand kam, die griechischen Archonten und Gutsherren wußten bei der Pforte ihre Sache in ein besseres Licht zu setzen und erboten sich zu freiwilliger Unterwerfung, wenn ihnen nur Leben und Eigentum gewährleistet würde. So vergingen drei bis vier Jahre unter Streit und Intrigen. Endlich beschloß Mohammed dem Zustande des 1458.
Schwankens ein Ende zu machen. Er selbst drang mit Heeresmacht und schwerem Geschütz durch die Gebirgspässe des Isthmus: die befestigten Orte, in welche sich ein großer Teil der Landbevölkerung geworfen, leisteten hartnäckigen Widerstand. Aber was vermochten die Klephthenbanden gegen die Gewalt der Janitscharen, die alten, schadhaften Mauern und verfallenen Bollwerke gegen die Macht der zermalmenden Kanonenkugeln! In wenigen Wochen wurden die festen Gebirgsstädte Achaias und Arkadiens erstürmt oder zur Ergebung gezwungen; selbst das stärkste Bollwerk der Halbinsel, die Bergfeste Korinth, wo Asanes alle Verteidigungskräfte aufgeboten, fiel in die Gewalt des Sultans. Da baten die 6. Aug. 1458.
Despoten um Frieden, und wie hart auch die Bedingungen waren, die ihnen zu Tripolitza auferlegt wurden, sie fügten sich allem. Sie mußten die nördlichen und mittleren Landschaften der Halbinsel mit den Städten Patras, Kalabryta

und Korinth abtreten und sich für den kleinen Überrest ihrer Herrschaft zu einem hohen Tribut verpflichten. Und wie lange konnte dieser ärmliche Rest bei der Zerrissenheit aller Verhältnisse noch auf ein selbständiges Dasein rechnen, gegenüber der Janitscharenbesatzung in Korinth, mittels welcher der neue Statthalter, Omar, Turachans Sohn, die ganze Halbinsel in Unterwürfigkeit und Gehorsam hielt!

Anarchische Zustände. Es ist eine traurige Aufgabe für den Historiker, den Verfall und Untergang eines Landes darzustellen, „wo noch jeder Stein an eine großartige Vergangenheit mahnte", die schauerlichen Wege anzugeben, auf denen die einst so hochgebildete Halbinsel der Nacht der Barbarei entgegengeführt ward. Die osmanischen Besatzungen hielten den ehrgeizigen, herrschsüchtigen Despoten Thomas nicht ab, in Verbindung mit dem ränkevollen lakedämonischen Grundherrn Lukanes noch einmal zu den Waffen zu greifen, um sich die Alleinherrschaft im Peloponnes zu erkämpfen. Mit einigen Haufen zusammengelaufenen Kriegsvolks griff er nicht nur die osmanischen Garnisonsorte an, sondern befehdete auch seinen Bruder Demetrios in den Landschaften der Maina und füllte die ganze Halbinsel mit entsetzlicher Verwirrung. Nicht nur daß die Klephthenscharen der Brüder mit Feuer und Schwert gegeneinander wüteten, daß die Osmanen die nördlichen Gegenden durch Ausfälle aus ihren Festungen weit und breit wüste legten: auch das albanesische Hirten- und Bauernvolk wetteiferte mit den Griechen und Türken in wilder Zerstörungswut. Diese Albanesen durchzogen als Freibeuter in hellen Haufen, raubend und plündernd Berg und Thal, schlugen sich bald für den einen, bald für den andern der Despoten, wechselten überhaupt, je nachdem es ihrer Beutelust zusagte, Tag für Tag Herrn und Führer, fielen in Dörfer und Städte ein und verübten an der wehrlosen hellenischen Bevölkerung die entsetzlichsten Unthaten.

Neuer Einzug der Osmanen. Der Sultan, durch die hilfeflehenden Botschaften des Demetrios von diesen Vorgängen unterrichtet, geriet über die Treulosigkeit des Despoten Thomas in den heftigsten Zorn und erteilte sofort den Statthaltern von Thessalien und
1459. Ätolien Befehl, in Morea einzurücken. Zugleich entsetzte er den Omar Pascha, der durch seine Schwäche und Sorglosigkeit die Dinge soweit hatte kommen lassen, seiner Stelle und verlieh sie dem Achmet-Bei. Als die Osmanen am Isthmus erschienen, war Thomas mit der Belagerung von Patras beschäftigt. Er hatte sich um Hilfe an Papst Pius II. gewendet und ihm zum Zeichen seines erfolgreichen Kampfes sechzehn gefangene Türken geschickt. Es war dies gerade zur Zeit der Mantuaner Versammlung (S. 87) und der heilige Vater ergriff die Veranlassung, den christlichen Fürsten eindringlich zu Gemüte zu führen, daß jetzt der günstige Zeitpunkt zu einem gemeinsamen Unternehmen wider den Feind ihres Glaubens eingetreten sei. Zugleich erließ er ein feuriges Mahnschreiben an alle christlichen Bewohner des Peloponnes, den tapfern Gottesstreiter Thomas in seinem frommen Thun aufs kräftigste zu unterstützen, und sandte einige hundert

italienische Söldner über das Meer, die bald durch ihre Zuchtlosigkeit nicht wenig zur Mehrung des Elends und der Verwirrung beitrugen. Nach einem unglücklichen Gefecht mit den anrückenden Türken ließ Thomas von Patras ab und zog sich nach Süden, wo er seinem Bruder die messenischen Städte, insbesondere Kalamata zu entreißen suchte. Bei der zur Kriegführung ungünstigen Landesbeschaffenheit hatten die osmanischen Waffen geringen Fortgang, und es wurde noch einmal ein Versuch zur Verständigung und Versöhnung gemacht. Bald aber überzeugte sich Mohammed, daß bei diesen verwilderten und leidenschaftlichen Naturen keine Eidschwüre von nachhaltiger Wirkung seien. Er beschloß daher der byzantinischen Despotenherrschaft ein Ende zu machen und dabei den Demetrios, der durch seine zweideutige Haltung nicht minder sein Mißtrauen erregt hatte, als der andre durch seinen wiederholten Abfall, so wenig zu schonen wie den Bruder. Als die erste osmanische Heersäule bei Korinth erschien, schickte Demetrios seinen Schwager Asanes ihnen entgegen, damit er als Führer diene. Aber der türkische Feldherr legte ihn und seine Begleiter in Fesseln. Der Despot konnte daraus entnehmen, welches Schicksal ihm selbst bevorstehe, und er faßte im ersten Augenblick den Vorsatz, sich in seiner unzugänglichen Felsenburg zu Mistra einzuschließen. Doch bald entsank ihm der Mut und er eilte in das Lager, um sich dem Sultan zu Füßen zu werfen. Mohammed empfing ihn gnädig, erklärte ihm aber, daß er nicht länger Despot sein könne, daß er ihm mit seiner Tochter, die er in den Harem aufzunehmen gedenke, und mit seiner Gemahlin nach seinem Hauptlande folgen müsse, wo er ihm ein andres Gebiet zum ferneren Unterhalt anweisen werde. Demetrios unterwarf sich dem strengen Spruch. Er hatte seine Frau und Tochter nach der unzugänglichen Seestadt Monembasia geschickt. Von dorther wurden nun die beiden griechischen Damen abgeholt. Der Befehlshaber Manuel Paläologos erhob keine Einsprache gegen ihre Auslieferung; dagegen verweigerte er standhaft die Übergabe der Festung. Monembasia (Malvasia), auf einer Felseninsel vor der weinreichen Küste des südöstlichen Lakoniens, war damals eine der blühendsten Handelsstädte der Halbinsel, deren Schiffe und Seeleute früher den Kern der byzantinischen Marine gebildet hatten. Die Bürgerschaft, von hellenischer Abkunft, hatte im vierzehnten Jahrhundert von Kaiser Andronikos einen wichtigen Freibrief erhalten, und ihr Gemeinwesen erfreute sich einer guten Ordnung. Durch die Natur vor jedem Angriff vom Lande aus geschützt, beschloß die mutige Stadtgemeinde auf Anregung des entschlossenen Befehlshabers den Mohammedanern zu widerstehen und sich unter den Schutz des heiligen Vaters in Rom zu stellen. Es war kein glücklicher Gedanke. Pius II. schickte einen Legaten ab, welcher im Namen des apostolischen Stuhles Besitz von Stadt und Festung ergriff und die Huldigung der Einwohner entgegennahm, aber Hilfe vom Abendland erhielten sie nicht.

Mohammed und Demetrios.

1460.

Monembasia.

Türkengreuel im Peloponnes.

Freilich mußten die schrecklichen Vorgänge, womit die Unterwerfung der

Halbinsel begleitet war, ihnen jede Verzögerung der türkischen Gewaltherrschaft als eine Rettungsfrist vor Tod und Verderben erscheinen lassen. Denn wie viele Greuel das Andenken Mohammeds beflecken, die Geißel, die er über das unglückliche griechische Land schwang, war vernichtender, als alle andern Schläge; wie der Würgengel zog der türkische Großherr über die Halbinsel, Leichenhaufen und Brandstätten als Trophäen zurücklassend: nicht freiwillige Unterwerfung, nicht beschworne Verträge, nicht das verbürgte Fürstenwort retteten vor Tod und Sklaverei. Wir wollen flüchtigen Fußes über die Leichenfelder dahin eilen: die hellenische Besatzung der Felsenburg Kastriza, die sich nach heldenmütigem Kampfe vertragsweise ergab, wurde, dreihundert Mann stark, auf einen Ort zusammengetrieben und sämtlich niedergemacht; der Befehlshaber wurde in zwei Teile zersägt; die Einwohner von Leontari hatten sich nach dem festen Schloß Gardika geflüchtet, die Janitscharen erstürmten es und ließen sechstausend Leichname von Männern und Weibern auf der Schreckensstätte liegen, selbst die Last- und Schlachttiere wurden getötet. Indes Mohammed selbst den Süden durchzog, seine raschen Reiter bis in die Gemarkungen der venetianischen Seestädte Modon, Koron, Navarin streifen ließ, und die Bewohner des alten Lakoniens und Messeniens mordete oder als Sklaven zur Ansiedelung in andern Städten und Landschaften wegschleppte, führte sein Feldherr Saganos-Pascha im Norden einen ähnlichen Vernichtungskrieg gegen die griechische und albanesische Bevölkerung. Kalabryta ergab sich auf Kapitulation, und dennoch wurde die ganze Besatzung nebst dem tapfern Führer niedergehauen; in Sankt Omer, wo die Bevölkerung aus der Umgegend Schutz gesucht, wurde nach der vertragsmäßigen Übergabe alles getötet oder in Sklaverei geführt. Die wilden Horden der Türken, bemerkt Chalkondylas, fielen über die unglücklichen Einwohner her, wie Wölfe über eine von ihren Hirten verlassene Schafherde.

Ausgang der Despoten. Und schmählich verlassen waren sie in der That. Denn nicht nur Demetrios hatte sich dem Kampf entzogen und lebte als Schützling des Sultans mit Frau und Tochter zuerst in Theben, dann in seiner neuen Besitzung zu Änos am Ausfluß der Maritza, auch Thomas hatte sich in Navarino auf einer venetianischen Galeere nach Korfu eingeschifft, wohin ihm Georg Phranzes, der Geschichtschreiber dieser Schreckenszeit, nachfolgte. Noch ein ganzes Jahr mußte jedoch gekämpft werden, ehe die letzten Zuckungen der dahinsterbenden Nation zur Ruhe kamen. Erst als Hamsa die Felsenburg Salmenika, wo ein Paläologe durch den heldenmütigsten Verteidigungskampf die Ehre des byzantinischen Namens rettete, zur Ergebung gezwungen und Mohammed selbst die albanesische Hirtenbevölkerung von Phliasia durch trügerische Zusagen aus ihren Bergen gelockt und sie dann treulos überfallen und niedergemacht, erlosch allmählich die Lebens-
1461. kraft des Volks und der Widerstand hörte auf. Als der Sultan die Halbinsel verließ, lagen die Städte und Dörfer in Schutt und Asche, die Einwohner ruhten teils unter der Scholle, teils lebten sie als Knechte in fremden Landen oder irrten

als zersprengte Volksreste in den Bergen und Thälern umher. Neunhundert kräftige Jünglinge las Mohammed für die Janitscharen aus. Von der Zeit an verschwinden die Paläologen aus dem Buche der Geschichte: die Tochter des Demetrios, die der Sultan nicht, wie er versprochen, unter seine Frauen aufnahm, starb nach einigen Jahren zu Adrianopel an der Pest (1467); ihr Vater vertrauerte den Rest seines Lebens im Kloster, wo er vier Jahre später am gebrochenen Herzen starb (1471). Thomas erkaufte sich durch das aus Patras entführte heilige Haupt des Apostels Andreas die Gnade des Papstes und einen Jahresunterhalt, von dem er in Rom lebte. Von seinen Söhnen fand der jüngere Manuel eine gnädige Aufnahme bei dem Sultan; von seinen Töchtern bestieg die schöne, geistreiche Zoe oder Sophie den moskowitischen Thron (VIII, 607); die übrigen Glieder der Familie verloren sich in der Dunkelheit des Privatlebens oder in der Klosterzelle.

Um dieselbe Zeit, da die Paläologen des Peloponnes vom Schauplatz verschwanden, erfüllte sich auch das Schicksal des Herzogtums Athen, des letzten fränkischen Fürstentums, das noch aus den Zeiten des vierten Kreuzzugs ein selbständiges Dasein bewahrt hatte. Nach mannigfaltigen Schicksalen unter verschiedenen Herren, die meistens aus dem aragonisch-sizilianischen Herrscherhause stammten, war das atheniſche Herzogtum, wozu auch Theben gehörte, dem jüngeren Walter von Brienne durch Rainerio (Nerio) Acciajuoli, einen klugen, unternehmenden Mann aus einer reichen Florentiner Bankierfamilie, mit Waffengewalt entrissen worden. Seitdem herrschte dieses Geschlecht in der altberühmten Hellenenstadt am Cephissus, anfangs unter der Schutzherrschaft und Lehnshoheit der Republik San Marco, dann, nachdem Antonio Acciajuoli mit Hilfe der Türken sich der Autorität der Venetianer entzogen (1395), unter der Oberherrlichkeit des Sultans, dessen Gunst und Gnade der fränkische Machthaber durch Geschenke und Jahrgelder, die er an der Pforte niederlegte, erkaufen mußte. Nach dem Hingange Antonios (1435), unter welchem Athen die letzten Tage des Glücks erlebte, geriet das Herzogtum durch Thronstreit und Parteikämpfe in Verfall, so daß Nerio II. nur gegen einen jährlichen Tribut von 30,000 Dukaten an Murad II. sich einen Schatten von selbständiger Herrschaft zu retten vermochte. Bei seinem Tode hinterließ er einen unmündigen Sohn, über welchen die Mutter Chiara Giorgio, ein üppiges, sinnliches Weib, mit Einwilligung des Sultan die Regentschaft führte. Diese reizte einen jungen venetianischen Nobile, Bartolomeo Contarini, Sohn des Gouverneurs von Nauplia, mit dem sie ein strafbares Liebesverhältnis angeknüpft hatte, zur Ermordung seiner in Venedig zurückgelassenen Gattin auf und teilte dann Bett und Herrschaft mit demselben. Die Athener wollten sich aber das Regiment eines Fremdlings und Usurpators nicht gefallen lassen und beschwerten sich bei Mohammed. Dieser benutzte die Gelegenheit, um den Brudersſohn des verstorbenen Herzogs, Franco Acciajuoli, der schon längere Zeit in seiner Nähe geweilt und seine Gunst

Fall des Herzogtums Athen.

1453.

1455. genossen hatte, zum Herrn von Athen einzusetzen. Dadurch wurde der Grund zu neuen Verwirrungen und Ränken gelegt, welche schließlich die alte Hellenenstadt den Osmanen in die Hände lieferten. Franco Acciajuoli ließ die verbuhlte Herzogin zu Megara in das Burgverlies werfen und eines gewaltsamen Todes sterben. Darüber entbrannte die heftigste Feindschaft zwischen den beiden Italienern, die Pforte des Sultans ertönte fort und fort von ihren Klagen und Beschuldigungen, bis endlich Mohammed, müde des Streits und Parteiwesens, beschloß, dem Herzogtum Athen ein Ende zu machen. Omar, Turachans Sohn, den wir schon in den peloponnesischen Wirren kennen gelernt, erhielt Befehl, in
1456. Attika einzurücken und Athen zu besetzen. Franco verteidigte sich einige Zeit in der Akropolis, willigte dann aber in einen Vertrag, in welchem ihm gegen die Übergabe der Burg freier Abzug mit seinen Schätzen und der Besitz von Theben garantiert ward. Die Stadt „der Weisen", deren alter Ruhm auch zu den Ohren des Osmanenherrschers gedrungen war, wurde mit ziemlicher Schonung behandelt. Aber die türkische Besatzung in der Akropolis und die Verwandlung der Liebfrauenkirche in eine Moschee erinnerte die Athener, daß eine andre Zeit und eine andre Herrschaft angebrochen sei. Eine malkontente Partei scheint mit Franco Acciajuoli in Theben Verbindungen unterhalten und diesen mit dem Gedanken erfüllt zu haben, er könne sich des Herzogtums wieder bemächtigen. Daher ertheilte Mohammed, als er nach Unterwerfung Moreas einige Zeit in Athen verweilte und von dem wirklichen oder angeblichen Komplott Kunde erhielt, seinem Pascha Saganos den Befehl, den Herzog aus dem Weg zu räumen. Dieser beschied ihn zu sich in den Peloponnes und ließ ihn nach fürstlicher Be-
1460. wirtung in seinem Zelte von Janitscharen niederstoßen. Nun kam auch Böotien mit Theben unter die Macht der Osmanen.

„So hatte Mohammed II. in dem zehnten Jahre seiner Regierung, in dem siebenten nach der Eroberung Konstantinopels ganz Griechenland (bis auf einige Häfen der Venetianer) unterjocht, indem er die Fürsten Lakoniens, Achaias und Attikas gefangen, vertrieben und erwürgt, die Städte zerbrochen, verbrannt und entvölkert, ihren Verteidigern die Köpfe abgeschlagen, die Knöchel zerschmettert, den Leib durchgesägt. Welch ein vulkanisches Nachtgemälde als Gegenstück der leuchtenden Glorie des römischen Eroberers, des Konsuls Quinctius Flaminius, der am Tage der isthmischen Spiele dem dort versammelten und sein Schicksal mit gespannter Angst erwartenden Griechenland eben so politisch als menschlich den Traum der Freiheit unter lautem Jubel wiedergab."

b. Mohammeds Feldzüge gegen Trapezunt, Karaman und das Reich Usunhasans.

Eroberung des Kaisertums Trapezunt. 1461. 1462.

Bald riefen die Angelegenheiten in Kleinasien den Sultan auf einen andern Schauplatz. Nachdem er die genuesische Handelskolonie **Amastris** (Amassera, vormals Sesamos), auf einer schönen Halbinsel gelegen, zur Unterwerfung gebracht (S. 221), nötigte er den mohammedanischen Fürsten Ismailbeg, der sich mit dem griechischen Kaiser **David von Trapezunt** und mit **Usunhasan**,

dem Sultan der Turkmenenhorde „vom weißen Hammel", in Verbindungen gegen die Osmanen eingelassen, die reiche und feste Stadt Sinopel gegen den Besitz von Philippopel abzutreten, wodurch die ganze Landschaft von Heraklea bis Paphlagonien mit ihren ergiebigen Erzgruben und sonstigen großen Einkünften in die Gewalt Mohammeds kam. Dann nahm er eine so drohende Haltung gegen Usunhasan selbst an, daß dieser mächtige Fürst, welcher einen großen Teil von Timurs Reich an sich gebracht und weithin über Armenien und Persien herrschte, damals aber mit weiteren Eroberungen im Osten beschäftigt war, schnell um Frieden bat und von dem Bündnis mit Kaiser David zurücktrat. Dadurch erhielt der Sultan freie Hand gegen Trapezunt. Er schloß die Stadt von der See- und Landseite ein und ließ dem Komnenen, der über die Leiche seines jungen Neffen zur Herrschaft emporgestiegen war, nur die Wahl zwischen Kriegsgewalt und freiwilliger Unterwerfung, unter Zusage einer anderweitigen Entschädigung. Da eilte der feige Fürst mit seiner Familie und seinem Hof in das Lager des Osmanen, erbat sich als Huld, daß Mohammed die Kaisertochter in seinen Harem aufnehme, und schiffte sich mit seinem Gefolge und seinen Schätzen nach Konstantinopel ein. Darauf nahm der Türke Besitz von dem letzten Rest des byzantinischen Kaiserreichs.

Trapezunt und die Kaiserfamilie.

Seit der Zeit, da die alte Handelsstadt der Herrschersitz eines byzantinischen Dynasten geworden war (VII, 101), bot Trapezunt das klägliche Schauspiel eines sinkenden Reichs und Geschlechts dar, in welchem alle Laster und Greuel, die das oströmische Reich in seinem letzten Lebensabschnitt schändeten und zu Grunde richteten, auf kleinem Raum zusammengedrängt waren: „Palastrevolutionen der widerlichsten Art, mit dem Purpur verhüllte Verbrechen, Demütigung ohnmächtiger Herrscher vor mächtigeren Nachbarn, maßlose Tyrannei auf der einen, Empörungssucht auf der andern Seite, gekrönter Jammer, Elend und Nichtigkeit überall: das war es, was länger als dritthalb Jahrhunderte hindurch die düsteren, nur durch einzelne spärliche Lichtpunkte erleuchteten Annalen dieses bedrängten Kaiserreichs ausfüllte." Nach dem Falle der Hauptstadt, wo der Kardinal Bessarion das Licht der Welt erblickt, ergab sich auch Kerasus und Mesochaldion mit allen übrigen Bergkastellen und Sitzen der kleineren Dynasten zwischen Amisus und Iberien ohne Gegenwehr an den Pascha von Amasia, der zu ihrer Bezwingung ausgeschickt wurde. Das Schicksal der Bewohner von Trapezunt war traurig, erzählt Fallmerayer, nur der dritte Teil durfte daselbst zurückbleiben, und zwar außerhalb der Mauern, in den offenen, während der Beschießung durch die Flotte verwüsteten Vorstädten. Die übrigen wurden teils in das halböde Konstantinopel geschickt, um dort zu wohnen, teils auch unter die Janitscharen gesteckt. Die schönsten und stärksten jungen Leute wählte Mohammed für seinen Dienst aus, machte sie zu Waffenträgern oder gab ihnen andre Verrichtungen um seine Person. Viele aus dem gemeinen Volk wurden als Sklaven unter das Heer verteilt und mußten den Dienst in den Gezelten versehen; aus allen aber wurden achthundert Knaben ausgelesen und in den Listen der Söldnerkohorte eingetragen. Die große Burg und die eigentliche Stadt wurde ganz mit türkischem Fußvolk besetzt, und der Unterbefehlshaber der Schiffsstation von Gallipoli zum Pascha ernannt. Er nahm seinen Sitz im kaiserlichen Palaste. — Die trapezuntische Kaiserfamilie wudre von demselben tragischen Schicksal betroffen, dem die übrigen griechischen Dynastengeschlechter anheimfielen. Die ver-

sprochene Entschädigung mit einem andern Territorium wurde dem entthronten Kaiser nicht zu teil; nicht einmal die Aufnahme der Tochter in den Harem des Sultans wurde gewährt. David lebte mit seiner Familie und einigen Verwandten in Adrianopel, bis ein entdeckter Brief von Usunhasans Gemahlin, Davids Nichte, an einen kaiserlichen Prinzen dem nach den Schätzen des erlauchten Gefangenen lüsternen Sultan die gewünschte Gelegenheit darbot, den Komnenen und sein ganzes Haus auf Grund verräterischer Verbindungen mit den Fürsten des Orients zur Wiedergewinnung der trapezuntischen Herrschaft dem Untergang zu weihen und ihre Güter einzuziehen. David wurde mit seiner ganzen Familie, sieben Söhnen, einem Oheim und einem Neffen in
1465. Ketten nach Konstantinopel gebracht und ins Gefängnis geworfen, wo sie alle durch Henkershand eines gewaltsamen Todes starben. Seine einzige Tochter wurde dem Statthalter von Makedonien überlassen und zur Annahme des Islam genötigt. Nicht einmal die letzte Ruhe gönnte Mohammed den Leichen der Ermordeten. Er ließ sie unbeerdigt hinwerfen, damit sie die Beute der Hunde und Vögel würden. Aber die verwitwete Kaiserin Helena, erzählt ein alter Schriftsteller, erwies den Toten die letzte Liebespflicht. Helena sah die Abschlachtung ihrer Angehörigen standhaft an, hütete dann bei Tage ihre Leichname und begrub sie nach und nach mit eignen Händen, worauf sie ein Bußkleid anzog und bald darauf nach einem strengen und enthaltsamen Lebenswandel in einer Strohhütte, die sie sich zur Wohnung erwählt hatte, verschied. Außer der erwähnten Tochter des Kaisers David überlebte nur noch ein Sohn, der als Knabe zum Islam bekehrt war, den Untergang seines Hauses. Die Witwe des Komnenen Alexius, des Oheims des letzten trapezuntischen Kaisers, die schönste Frau ihrer Zeit, wurde der Ehre des Harems für würdig erachtet, ihr Sohn gnädig an der Pforte behandelt. Die übrigen Söhne und Töchter der Großen und Anverwandten des trapezuntischen Kaisergeschlechts verloren sich unbekannt und vergessen im Trosse gemeiner Soldaten und Sklaven im Serail des Großsultans und in den Harems vornehmer Türken zu Konstantinopel.

Die Lage der Dinge in Karamanien. Der tragische Ausgang des trapezuntischen Kaisergeschlechts wurde hauptsächlich durch die kriegerischen Verwickelungen in Kleinasien beschleunigt. Denn eine gelungene Flucht irgend eines der kaiserlichen Angehörigen hätte leicht die Flamme des Aufruhrs in den neueroberten schwergedrückten Landschaften der nördlichen Halbinsel wieder anfachen können, zu einer Zeit, da in **Karamanien** Unruhen ausgebrochen waren, welche durch die Einmischung des langen Hasan (Usunhasan), größere Dimensionen anzunehmen drohten. Ein Jahr nach dem
1463. Falle von Trapezunt nämlich war Ibrahimbei, Herr von Karamanien, aus dem Leben geschieden. Er hatte die Macht der Osmanen fürchten gelernt und die Vasallenpflichten gegen die Pforte nie verletzt. Weder die Aufforderungen des Abendlandes, der Venetianer und des Papstes, noch die Schilderhebung des trapezuntischen Herrschers waren vermögend gewesen, ihn zu einem Waffenbund gegen Mohammed II., dessen Tante er zu seiner rechtmäßigen Gemahlin erhoben, zu verleiten. Aber nach seinem Tod brachen unter seinen Söhnen heftige Zerwürfnisse und Bürgerkriege aus, indem der älteste Pir-Achmed sich der Alleinherrschaft zu bemächtigen und insbesondere den jüngsten von einer Nebenfrau gebornen Bruder Ischak, des Vaters Liebling, aus dem Besitz des felsigen Küstenlandes Itschil (Cilicien) zu verdrängen suchte. Mohammed, an den sich beide

Fürsten um Hilfe wandten, benutzte die Gelegenheit sich als Schiedsrichter einzumischen und als Preis seiner Entscheidung mehrere der wichtigsten Städte und Landschaften in den westlichen Grenzmarken Karamaniens an sich zu reißen. Als Ischak den Preis zu hoch fand und zu den Waffen griff, wurde er in der Feldschlacht überwunden, so daß er sich mit Mühe und Not durch die Flucht nach Selefka (Seleukia) rettete. Der Krieg wider die Venetianer, der bald nachher ausbrach und die ganze Aufmerksamkeit des Sultans gen Westen lenkte, schien es ratsam zu machen, vorerst den Waffengang in Kleinasien nicht fortzusetzen, sondern sich mit dem Errungenen zu begnügen. Als aber während dieses Kriegs der Osmane in Erfahrung brachte, daß die abendländischen Mächte neue Versuche machten, die Fürsten des Morgenlandes zu einem gemeinsamen Waffenbund wider den gemeinsamen Feind zu bewegen, und daß diese die Anträge nicht zurückgewiesen hätten, da kehrte er das Schwert von neuem wider die unzuverlässigen Klientelfürsten. Bei der Machtstellung, welche das osmani- 1466.
sche Reich durch seine Thätigkeit und sein Kriegsglück erlangt hatte, schien ihm die Fortdauer des karamanischen Reichs nicht länger mit der Würde der Pforte vereinbar zu sein.

Um dem beabsichtigten Kriegsbund der asiatischen Fürsten mit den europäi- Krieg wider Karamanien.
schen Mächten, insbesondere mit dem Papst und der Republik Venedig zuvor- 1466.
zukommen, brach Mohammed mit großer Heeresmacht in Karamanien ein und besetzte Konia, während sein Feldherr Mahmud auf die alte Hauptstadt Laranda oder Karaman vorrückte. Vergebens versuchte Ischak noch einmal das Glück der Waffen; in einer blutigen Feldschlacht überwunden, flüchtete er zu dem Turkmenenfürsten Usunhasan (Usong), welcher sein weites Reich über Siwas, Erzerum, Diarbekr ausgedehnt hatte, sein Geburtsland den Osmanen preisgebend. Darauf wurde das karamanische Reich in eine türkische Statthalterschaft verwandelt und ein großer Teil der Bevölkerung nach Konstantinopel und in andre Gegenden verpflanzt. Mahmud-Pascha, der des Sultans strenge Gebote zu mildern gewagt, wurde in Ungnade seiner Statthalterschaft entsetzt und diese Würde dem dritten Sohne Mohammeds, Mustafa, verliehen.

Die Ungnade wurde dem Großwesir durch eine eigne, seitdem häufig angewandte Zeremonie verkündigt. Der Gebieter ließ nämlich über dem Kopfe desselben das Zelt zusammenbrechen und einstürzen; „jäh und niederschmetternd, wie des Schicksals Schlag, der unversehens das Dach über dem Kopfe zusammenbricht, ist die Ungnade des Sultans". — So ward die Dynastie von Karamanien, welche gleichzeitig mit der osmanischen auf den Trümmern der seldschukkischen emporgeschossen, von dem stärker wurzelnden Stamme der osmanischen Macht nach hundertsechsundsechzig Jahren und nach zehn bestandenen Kriegen endlich entwurzelt. Ganz Karamanien, nur mit Ausnahme von Selefka, wo sich noch Ischakbegs Witwe einige Zeit lang hielt, war dem osmanischen Zepter unterthan, und die beiden Hauptstädte desselben, Karaman oder Larenda und Konia oder Ikonium, waren zur Anpflanzung Konstantinopels des nützlichsten Teiles ihrer Bewohner beraubt worden. Noch jetzt erinnert das Stadtviertel Akserai

an die alte Karamanstadt gleiches Namens, aus der man damals die besten Bewohner entführte und an den Bosporus verpflanzte.

Usunhasan und Mohammed. Durch die Eroberung von Karamanien wurde das Reich Usunhasans, das sich wie erwähnt über den größten Teil Persiens und Armeniens erstreckte, auch von Westen durch die osmanische Macht berührt, und der asiatische Großherr, der bisher eine gebietende Stellung in Asien innegehabt, fing an um seine Sicherheit besorgt zu werden. Usunhasan, der Enkel Karajuluks, „des schwarzen Blutegels", der einst dem Großchan der Mongolen als Wegweiser nach dem Westen gedient und durch Timurs Freundschaft wie durch seine eigne wilde Tapferkeit den Grund zu der Größe seiner Dynastie gelegt hatte, beherrschte damals ein Reich, das vom Taurus bis über den Oxus reichte. Er hatte nicht nur Aserbeidjan und Mesopotamien dem stammverwandten Herrscher „vom schwarzen Hammel", einem Abkömmling Kara Jussufs (VIII, 633), entrissen und denselben getötet, er hatte auch den Abusaid von Troxiana, einen Enkel Timurs in einer großen Feldschlacht besiegt, ihm das Haupt abschlagen lassen, durch List und Gewalt den Hosein, einen Urenkel des Mongolenchans vom Throne Chorasans gestoßen und beider Länder unter sein Zepter gebracht, so daß sein Machtgebiet von Balch und Herat bis an die Grenze Karamaniens reichte. Übermütig durch sein Glück, glaubte er nun gegen Mohammed die Rolle wiederholen zu können, die einst Timur gegen Bajesid durchgeführt. Er bereute es, daß er früher die Unternehmungen des Osmanen gegen Sinope und Trapezunt ungehindert hatte vor sich gehen lassen, und das Schicksal, welches Mohammed dem trapezuntischen Kaiserhause, aus dem seine eigne Gemahlin stammte, bereitet hatte, erfüllte ihn mit bitterem Groll. Darum nahm er den Ischakbeg und die andern Söhne Ibrahims, die bei ihm Zuflucht suchten, freundlich an seinem Hofe auf und war bemüht, die Einwohner Karamaniens, welche das schwere Joch der Osmanen mit Widerwillen ertrugen, zum Aufruhr zu reizen. Diplomatische Sendschreiben, in welchen der Turkmene das Verfahren gegen das ihm verwandte Kaiserhaus in scharfen Worten rügte und in übermütigem Tone Trapezunt und Kappadokien als Familienerbe seiner Gattin in Anspruch nahm, Mohammed dagegen sich in Vorwürfen erging über Usunhasans Verbindungen mit dem Abendlande und die Aufnahme der karamanischen Prinzen an seinem Hofe, bildeten die Einleitung zu dem feindlichen Zusammentreffen der östlichen Großmächte, zu einem blutigen Krieg, der bei der Eroberungssucht beider Herrscher unvermeidlich war.

Der Waffengang in Karamanien. 1472. Der Turkmene begann den Waffengang, indem er in Begleitung der vertriebenen Prinzen in Karamanien einfiel, die Osmanen bis nach Konia zurückwarf und die schwach verteidigte Stadt Tokat mit stürmender Hand nahm und der Plünderung und Verwüstung preisgab. Auf die Nachricht von den in Tokat verübten Greueln entbrannte die Wut des Osmanensultans. Er brach sein Lager vor Skutari auf und rief seine ganze Streitmacht unter die Fahne. Zugleich nahm er den Mahmud-Pascha, den er für seinen tüchtigsten Feldherrn

hielt, wieder zu Gnaden an und erhob ihn zum zweitenmal zu der Würde eines Großwesirs; dann richtete er ein eigenhändiges Schreiben (Hattischerif) an seinen Sohn Mustafa, Statthalter von Karamanien, daß er mit allen Truppen, die er zusammenbringen könne, sofort wider den Feind ins Feld ziehe. v. Hammer hat aus einer orientalischen Quelle den Siegesbericht mitgeteilt, in welchem Mustafa seinem Vater meldet, daß er am See Koralis eine Schlacht geliefert 18. Aug. 1472. und das feindliche Heer in die Flucht geschlagen habe. Von den Führern waren die vornehmsten auf dem Waffenfelde geblieben; die Gefangenen schickte er nach Konstantinopel, wo ihnen Mohammed die Köpfe abschlagen ließ. Die karamanischen Fürsten Pir-Achmed und Kasim retteten sich jedoch; der erstere kehrte zu Usunhasan zurück; der letztere erreichte Selefka, wo er mit dem venetianischen Admiral Mocenigo, der damals gerade in jenen Gewässern kreuzte, Verbindungen anknüpfte. Mit seiner Hilfe behauptete er sich in Cilicien, bis er in den Fall seines mächtigen Bundesgenossen verwickelt ward.

Im folgenden Frühjahr setzte Mohammed mit großer Heeresmacht über Schlacht bei Terdschan. 1473. den Bosporus. Nachdem er in der Gegend von Siwas Musterung gehalten, drang er in das Innere Kleinasiens vor, begleitet von seinen Söhnen Mustafa und Bajesid. Bald erreichten sie das Heer Usunhasans, der am Euphrat eine durch Fluß und Gebirg gedeckte Stellung bezogen hatte. Gegen das Gebot des erfahrenen Mahmud-Pascha ließ sich Chaß Murad-Pascha von Rumili, ein griechischer Renegat aus dem Geschlecht der Paläologen, in ein Gefecht ein und geriet, indem er sich mit seiner Reiterei zu weit vorwagte, in einen Hinterhalt, welchen ihm Usunhasan durch verstellten Rückzug zu bereiten gewußt. Murad selbst wurde das Opfer seiner Unvorsichtigkeit; was nicht in der Schlacht umkam, wurde in Gefangenschaft weggeführt. Aber die Siegesfreude, die Usunhasan einem der Gefangenen, dem uns aus dem peloponnesischen Kriege bekannten Omar-Pascha aussprach, war von kurzer Dauer. Mohammed erzwang mit dem Hauptheer durch die Überlegenheit seines Geschützes den Übergang über den Fluß und lieferte dann dem Gegner in der Nähe von Terdschan eine furchtbare 26. Juli 1473. Schlacht, durch welche das Schicksal Kleinasiens entschieden ward. Die beiden Sultane befehligten in eigner Person, jeder unterstützt von zwei Söhnen, welche die Flügel kommandierten. Die Streitkräfte waren einander gewachsen, nur an Artillerie und Reiterei waren die Osmanen den Tataren überlegen. Lange schwankte das Schicksal der Schlacht; auf beiden Seiten lagen bereits viele angesehene Führer tot oder verwundet am Boden, unter ihnen Usunhasans tapferer Sohn Seinel; als aber Mohammed seinen letzten Gewalthaufen, 70,000 Janitscharen mit zwanzig Stück Geschütz gegen die feindliche Reiterei führte, entschied sich der Tag zu gunsten der Osmanen. Das ganze turkmenische Heer geriet in Verwirrung und Usunhasan ergriff die Flucht mit Zurücklassung seines Lagers und Gepäckes. Drei Tage weilte Mohammed auf dem Schlachtfelde, um die Gefangenen niederzumetzeln, nur einigen gelehrten Männern, von

denen der Turkmene, als ein großer Beschützer der Wissenschaften, immer eine Anzahl mit sich führte, wurde das Leben gerettet.

Mohammeds Machtstellung in Asien.

Während Usunhasan mit den Trümmern seines geschlagenen Heeres sich gegen Tabris zurückzog, die reichen Gezelte mit der unermeßlichen Beute an Gold- und Silbergeschirr, kostbarem Hausrat und schönen Pferden in den Händen des Siegers belassend, drang Mohammed in Karamanien ein, um die Unterwerfung des Landes zu vollenden. Dreitausend gefangene Turkmenen begleiteten den Zug und wurden während der sieben Tagemärsche bis zum Schlosse Schabin-Karahissar in Abteilungen niedergemacht, „damit das Schauspiel der Grausamkeit länger währe“. Die ungemein starke Feste ergab sich auf die Kunde von dem Ausgange der Schlacht bei Terdschan ohne Schwertstreich dem furchtbaren Sieger, der den turkmenischen Befehlshaber zum Dank für das gute Beispiel reichlich belohnte. Der Fall Karahissars entschied über das Schicksal des ganzen Landes. Selbst das steinige Cilicien mit den festen Hafenschlössern Selefka, Sighino, Kurko ergab sich dem Osmanenherrscher; Pir-Achmed, der mit seinem Harem und seinen Schätzen in der Felsenburg Minan eine letzte Zuflucht gesucht, stürzte sich, als trotz seiner verzweifelten Verteidigung die Erstürmung erfolgte, von den Mauern in die Gebirgsschluchten hinab, um den Untergang seines Hauses nicht zu überleben. Aber auch Mohammed hatte manches teure Haupt zu beklagen. Am meisten schmerzte ihn der Tod seines tapferen Sohnes Mustafa, den die Anstrengungen des beschwerlichen Kriegs zu Konia ins Grab stürzten.

Mahmud-Paschas Ausgang.

Eines andern bedeutenden Feldherrn beraubte sich Mohammed selbst in der Leidenschaft seiner Seele. Mahmud-Pascha hatte sich durch verschiedene Ratschläge, die dem Sultan mißfielen, den Argwohn seines Gebieters und eine neue Ungnade zugezogen. Kaum war daher der Sultan nach Konstantinopel zurückgekehrt, so entsetzte er den Großbeamten abermals seiner Würde und ließ ihn dann hinrichten. Mahmud, von griechischem Vater und illyrischer Mutter geboren und in früher Jugend mit Gewalt zum Islam bekehrt, war der erste wahrhaft große Großwesir des osmanischen Reichs, welcher von seiner Liebe zu den Wissenschaften und nützlichen Einrichtungen des Friedens bleibende Denkmale hinterließ, deren einige sich bis auf den heutigen Tag erhalten haben. „Mahmuds Leben und Tod zog ihm den Ruhm eines Märtyrers zu, und die Volkssage hat die Begebenheit seines Todes in eine Legende ausgebildet, in welcher sich das über die Tyrannei des Sultans empörte Gefühl in alter, einfacher Sprache kräftig ausspricht.“

Mohammeds Triumph und Usunhasans Tod.

Durch den Sieg bei Terdschan war die Unterwerfung Kleinasiens vollendet; darum legte auch Mohammed demselben so großen Wert bei. Er ließ im ganzen Reiche Siegesfeste feiern und gab durch einen großartigen Gnadenakt 40,000 Sklaven die Freiheit. Denn jetzt erst konnte er seine ganze Kraft gegen die Westmächte kehren. Die Stelle eines Großwesirs erhielt Kedük-Achmed-Pascha, die Statthalterschaft von Karamanien Mustafas Bruder Dschem, ein hoffnungsvoller Prinz von sechzehn Jahren, der mit hoher geistiger Bildung alle

Vorzüge körperlicher Gewandtheit verband. Doch glimmte das Feuer des Aufruhrs in dem unterworfenen Karamanien unter der Asche fort und noch mehrmals ist dasselbe durch die Aufreizungen der Nachkommen des alten Fürstenhauses in hellen Flammen aufgelodert. Einige Jahre nachher befreite der Tod Usunhasans 1478.
den Osmanensultan von seinem größten und mächtigsten Gegner. Mit ihm zerrann der Glanz der Dynastie „vom weißen Hammel". Die Söhne gerieten untereinander und mit den Nachbarfürsten in kriegerische Verwickelungen und Fehden, in welchen alle nach einander ein gewaltsames Ende nahmen, die einen auf dem Schlachtfeld, die andern durch Mord und Vergiftung. So wurde das große Turkmenenreich bald eine Beute innerer Zerrüttung und Anarchie, bis Schah Ismail, Herr von Tabris in Aserbeidjan, aus einem frischen Stamm entsprossen, die letzte Kraft der turkmenischen Herrscher aus Usunhasans Geschlecht niederwarf und auf den Trümmern das neupersische Reich der Ssaffi oder Sofi aufrichtete. Die beiden noch übrigen Abkömmlinge Usunhasans wurden in zwei großen Schlachten, bei Nadschiwan, in welcher 7000 1501.
Turkmenen vom „weißen Hammel" auf dem Waffenfeld blieben, und bei Hamadan 1502.
besiegt und zur Flucht getrieben. Beide starben in der Fremde. So endet die tragische Geschichte des Herrscherhauses Usunhasans, dessen sieben Enkel, wie seine sieben Söhne alle als Opfer der Herrschsucht frühen und gewaltsamen Todes fielen.

Seit dem Falle von Amastris war die Eroberung der gegenüberliegenden Unterwerfung der Krim.
genuesischen Handelsstadt Kaffa auf der Halbinsel Krim nur eine Frage der 1475.
Zeit. Abgeschnitten von dem Mutterlande, durch bürgerliche Zwistigkeiten verwirrt, in die Parteikriege der benachbarten Tatarenchane hineingezogen, reifte die einst so reiche und blühende Kolonie ihrem Untergange entgegen. Kedük-Achmed-Pascha schloß mit einer Flotte von dreihundert Segeln und einer beträchtlichen Kriegsmannschaft die Küstenstadt ein und beschoß sie ohne Unterbrechung vier Tage und vier Nächte. Endlich ergab sich dieselbe vertragsweise, Leben und Eigentum der Bewohner der Gnade des Siegers empfehlend. Aber von Gnade war bei dem Osmanenführer keine Rede. Er ließ viele der angesehensten Bürger und Kaufherren hinrichten, zum Teil unter Martern, ließ 40,000 Gefangene nach Konstantinopel schaffen und gebot, daß 1500 junge Leute, die Blüte des genuesischen Kolonieadels, dem Janitscharenkorps einverleibt werden sollten. Ein Teil entkam jedoch auf der Fahrt nach der von dem Woiwoden der Moldau besetzten Küstenstadt Kilia, ein Verlust, für den sich Mohammed durch die Besitznahme von Akkerman an der Küste von Bessarabien zu entschädigen suchte. Die unermeßliche Beute, namentlich die an kostbaren persischen und indischen Seidenstoffen so reichen Warenlager wurden dem Heere überlassen. Dasselbe Schicksal hatten auch die übrigen genuesischen Kolonien Menkub und Tana, das heutige Asow. Der gefangene Tatarenchan huldigte dem Sultan und wurde als Vasall der Pforte über die Krim gesetzt.

c. Die Osmanen im Archipel und auf Negroponte bis zum venetianischen Frieden.

Begründung der türkischen Seeherrschaft. Es wurde früher erwähnt (VIII, 648), daß die Osmanen auch eine Seeherrschaft zu gründen gesucht und darüber mit den Venetianern in mancherlei Verwickelung gerieten. Doch waren diese Unternehmungen nicht von großer Bedeutung gewesen und die klugen Herren der Republik San Marco verstanden es, durch Friedensverträge wie durch Entfaltung einer imposanten Seemacht den östlichen Feind von ihren Inseln im Ägeischen Meere fern zu halten. Erst seit der Eroberung von Konstantinopel und der Unterwerfung Moreas und Griechenlands fühlte Mohammed die Notwendigkeit, neben dem Landheer auch eine Kriegsflotte zu seiner Verfügung zu haben, wenn er sein Reich ausdehnen und die erworbenen Besitzungen behaupten wollte.

Die Inselstaaten. Im ersten Schrecken über den Fall der christlichen Hauptstadt im Osten hatten mehrere Inseln des Archipels, wo sich unabhängige Gemeinwesen unter fränkischen Herren und Rittern gebildet hatten, durch Ehrengeschenke und Tribut die Gnade des Sultans zu erkaufen gesucht. So Imbros, Lemnos, Chios, Lesbos. Auch der junge Herzog von Naxos, Jacques Crispo, der als Schutzbefohlener der Republik San Marco in das Friedensbündnis der Venetianer mit den Türken eingeschlossen war, blieb in gutem Einvernehmen mit dem Sultan,
Rhodus. der ihn als „Herzog des Archipel" anerkannte. Die Johanniter auf **Rhodus** dagegen, die unter der Oberhoheit des Papstes standen, fanden es mit ihrer Stellung und ihrem geistlich-ritterlichen Charakter unvereinbar, einem Herrscher „von anderm Volk und anderm Glauben" Tribut zu entrichten. Ihre Gesandten brachten kostbare Geschenke an die Pforte und baten um einen Vertrag zu gegenseitiger Sicherheit des Handels und Verkehrs; aber weder sie noch der Großmeister auf der Insel wollten auf Verpflichtungen eingehen, die den Orden in ein abhängiges Verhältnis gebracht hätten. Mohammed erblickte in dieser Weigerung eine Verachtung seiner Würde und beschloß, mit Gewalt die Hul-
1455. digung und Unterwerfung zu erzwingen. Während die Karier und andre Küstenbewohner nach gewohnter Freibeuterart auf Kos und Rhodus landeten und Güter und Gefangene wegschleppten, wurde bei Gallipoli eine große Kriegsflotte
1456. ausgerüstet, mit welcher im nächsten Frühjahr Hamsa-Pascha als Admiral unter
Lesbos. Segel ging. Als er bei **Lesbos** anlegte, schickte der genuesische Fürst **Gatelusio**, der sich gleich anfangs die Fortdauer seiner Herrschaft mit einem Jahrgeld von 3000 Dukaten vom Sultan erkauft hatte, den Geschichtschreiber **Dukas** mit reichen Gaben in Silber, kostbaren Gewändern und vorzüglichen Landesprodukten an den Befehlshaber ab und machte dadurch solchen Eindruck auf das Gemüt des Pascha, daß dieser sofort weiter segelte. Nicht so glimpflich kamen
Chios. die **Chioten** davon, obwohl auch sie der Pforte tributpflichtig geworden waren. Auf der türkischen Flotte befand sich ein genuesischer Kaufmann aus Galata, Franz Draper, welcher von der Inselstadt 40,000 Dukaten für verkauften Alaun

forderte. Die Einwohner bestritten die Forderung; aber Hamsa drohte mit Gewalt, wenn sie sich weigerten die vom Sultan als richtig erkannte Schuld abzutragen. Die Chioten vertrauten auf die Festigkeit der Stadt und des Hafens und trafen Anstalten zur Verteidigung; sie konnten aber nicht verhindern, daß der Admiral bei einer Landung Dörfer, Weinberge und Obstgärten verwüstete und zwei vornehme Bürger aus der Patrizierfamilie Kyrikos-Justini als Geiseln mitnahm. Aus Mangel an Geschütz und Belagerungswerkzeug vermochte er indessen weder hier noch gegen Kos und Rhodus etwas Namhaftes auszurichten. Ruhmlos kehrte er nach Gallipoli zurück und wurde von dem erzürnten Gebieter seiner Stelle entsetzt und als Statthalter nach Pamphylien gesandt. Um so heftiger grollte aber nunmehr Mohammed den Chioten, welche die türkische Flottenmannschaft auf der Rückfahrt beim Landen zurückgeschlagen und den Untergang einer Galeere verursacht hatten. Er ließ sich von Draper seine Ansprüche wider die Kaufmannstadt abtreten, um stets eine Veranlassung zur Feindseligkeit zu haben, und sandte den neuen Admiral Junis-Beg nach dem Archipel, um die Insulaner in steter Furcht und Unruhe zu halten.

Damit begann eine Periode feindseliger und vexatorischer Politik gegen die fränkischen Herrschaften im Archipel, welche von einem versteckten und hinterlistigen Verfahren mehr und mehr zu Gewaltthätigkeiten und zum offenen Krieg übergehend den levantischen Handel und damit die Blüte und den Wohlstand der fränkischen Kolonien jener Ostwelt von Grund aus zerstörte und alles Kulturleben knickte und tötete. Bei der treulosen Staatskunst und böswilligen Gesinnung der Osmanen machte es keinen großen Unterschied, ob die Inselfürsten und Stadthäupter durch Tributpflichtigkeit und Unterwerfung die Gnade des Großherrn und den Fortbestand ihrer bisherigen Lebens- und Staatsordnung sich zu erkaufen gesucht, oder ob sie den feindseligen Angriffen mannhaften Widerstand entgegensetzten; ihre Existenz war in gleicher Gefahr, ihr Dasein war fortan nur ein kürzerer oder längerer Todeskampf. Wie sehr auch der junge Fürst Dominikos, dem sein Vater Gatelusio sterbend das Herzogtum Lesbos mit den dazu gehörigen Küstenstrichen und Inseln (Thasos) hinterlassen hatte, sich beeilte, durch demütige Huldigung die Fortdauer des alten Verhältnisses zu erwirken, man steigerte den Tribut zu einer unerschwinglichen Höhe; der Admiral überfiel die zum Inselstaat gehörige Küstenstadt Neu-Phokäa, brandschatzte die Einwohner und entführte hundert der schönsten Knaben und Mädchen, dem Sultan zum Geschenk. Bald wurde auch Alt-Phokäa weggenommen und in beide Orte türkische Besatzung gelegt. Dasselbe Verfahren schlug man gegen Thasos, Imbros und Samothrake ein; und dem Dynasten von Änos, einem edlen Genuesen aus dem Hause Doria, wurde die für den Salzvertrieb wichtige Besitzung am Ausflusse der Maritza entrissen, die einige Jahre nachher dem Despoten Demetrios von Morea angewiesen ward, mehr zum Verbannungsort als zum Herrschersitz. Die Chioten mußten die untergegangene Galeere zweimal

Treulose Kriegspolitik der Osmanen.

1456.

1457.

um hohe Geldsummen ersetzen und den Tribut von 6000 Dukaten auf 10,000 erhöhen. Streitigkeiten unter den Franken, Neid und Unverträgligkeit kamen der treulosen Politik der Osmanen fördend zu Hilfe: die Lemnier sagten sich von den Lesbiern los und stellten sich unter türkische Schutzherrschaft. So gingen einige Jahre mit kleinen Gefechten hin; der Handel verfiel; die fränkischen Herrschaften schwanden immer mehr zusammen; vom Abendland kamen Vertröstungen aber keine Hilfe; einzelne Galeeren, die aus Italien oder Spanien nach der Levante segelten, stifteten mehr Schaden als Nutzen. Nur den kriegerischen Verwickelungen, welche die Thätigkeit Mohammeds an den verschiedensten Orten zu gleicher Zeit in Anspruch nahmen, hatten die Insulaner des Ägeischen Meeres noch eine kurze Lebensfrist zu danken. Aber welchen Wert hatte ein Dasein ohne Sicherheit und Zukunft?

Fall von Lesbos. 1462. Erst als Mohammed in Griechenland und an der Donau freie Hand bekommen, schlug auch für Lesbos die letzte Stunde. Die Vorgänge auf der Insel gaben dem Sultan den gewünschten Vorwand zu einer bewaffneten Intervention. Der Herzog Dominikos war von seinem eignen Bruder Nikolaus ermordet und der Herrschaft beraubt worden. Mußte diese Frevelthat eines Fürsten, der schon früher auf Lemnos sich gegen die Türken feindselig benommen hatte, bei der Pforte Unwillen erregen, so steigerte Nikolaus durch sein nachheriges Betragen noch diese Stimmung. Anstatt, wie sein Vorgänger sich vertragsmäßig verpflichtet hatte, die levantischen Gewässer vor der Piraterie der katalonischen und insularischen Freibeuter zu sichern, machte er mit denselben gemeinschaftliche Sache, indem er ihnen gegen einen Anteil an den geraubten Gütern und Menschen freie Einfahrt in den Hafen von Lesbos gestattete. Davon nahm Mohammed Gelegenheit, ein starkes Heer mit schwerem Geschütz
1462. und Belagerungswerkzeug gegen die Insel zu schicken. Als Nikolaus im Vertrauen auf die Festigkeit seiner Stadt und den Kriegsmut der Besatzungstruppen und der Bürgerschaft die Aufforderung zu freiwilliger Unterwerfung mit Entschiedenheit zurückwies, begann die Belagerung. Mehrere Wochen lang trotzten die felsenfesten Mauern der Gewalt der Kugeln, die aus ungeheuern Mörsern und Kanonen wider sie gerichtet wurden. Endlich gelang die Erstürmung. Der Herzog warf sich dem Sultan zu Füßen und flehte reuig und demütig um Vergebung. Mohammed machte ihm Aussicht auf Entschädigung und ließ ihn nach Konstantinopel bringen. Furchtbar war das Schicksal, welches nunmehr der Wüterich über die Insel verhängte. „Dreihundert Korsaren wurden mitten voneinander geschnitten, weil Mohammed sich überzeugt hatte, daß diese Todesart die qualvollste sei. Die Bewohner der Stadt teilte er in drei Teile: die ärmsten und unnützesten ließ er in ihren Mauern zurück, die Mittelklasse schenkte er den Janitscharen als Sklaven, die reichsten führte er als Kolonie nach Konstantinopel ab; für sich selbst wählte er von den Kindern der Vornehmsten achthundert Knaben und Mädchen aus." So endigte die Frankenherrschaft auf

Lesbos, dem alten Eilande des Weins und der Lieder. Nikolaus erkaufte sich durch seinen Übertritt zum Islam nur eine kurze Lebensfrist. Die türkische Staatskunst forderte den Untergang der Dynastenhäupter. Demgemäß wurde der ehemalige Herzog nebst seinem Verwandten Luchino Gatelusio im Gefängnis mit einer Bogenschnur erdrosselt.

Die Venetianer wurden im ganzen Abendland hart getadelt, daß sie nichts zur Rettung der wichtigen Insel gethan; aber diese fürchteten, durch einen Friedensbruch den Zorn des Sultans auf ihre eignen Besitzungen zu lenken. Denn die Vermehrung der Kriegsflotte und die großen Hafen- und Festungsbauten, welche Mohammed kurz nachher in Konstantinopel und an den Dardanellen vornahm, konnten als Vorzeichen gelten, daß die Osmanen auch nach der Seeherrschaft in den östlichen Meeren strebten. Allein wie sehr immer der kluge Rat der Pregadi einem Konflikte mit dem furchtbaren Feind aus dem Wege ging, der Krieg war doch unvermeidlich. — Als Papst Pius II. mit gebrochener Lebenskraft sich nach Ankona tragen ließ, um in eigner Person den Kreuzzug wider die Osmanen ins Werk zu setzen, erlebte er noch vor seinem Hinscheiden die Freude, aus dem Fenster seines Sterbezimmers die venetianische Flotte heransegeln zu sehen, welche den Osmanen die griechischen Länder und Inseln wieder entreißen sollte. Wie viele Mühe hatte sich der Kirchenfürst und sein Kardinal Bessarion in Italien und Frankreich, in Ungarn und Deutschland gegeben, um einen gemeinsamen Türkenzug zustandezubringen, und wie kläglich waren alle Versuche gescheitert! Es geschah wohl in einer Anwandlung von Verzweiflung und Mutlosigkeit über die Ohnmacht und Erschlaffung der Christenheit, daß Pius denselben Sultan Mohammed II., gegen den er alle Völker und Kräfte in Bewegung setzte, in einem merkwürdigen Sendschreiben zum Christentum zu bekehren suchte, damit er, wie einst Karl der Große, mit dem Segen der römischen Kirche die Weltherrschaft erringen und die zerspaltene Christenheit zu einem neuen Reiche Gottes vereinigen möge. Im Rate zu Venedig hat man die Mahnungen des heiligen Vaters nicht mehr beachtet, als in andern Staaten. Wußten doch die Herren der Lagunenstadt recht wohl, daß man an vielen Orten, insbesondere in der Kaufmannswelt am Arno, nichts sehnlicher wünsche, als daß die Markusrepublik im Kampfe gegen die Osmanen ihre Kräfte aufreibe, damit andre in das Erbe eintreten könnten. Nicht einmal die siegreichen Fortschritte Mohammeds in Morea, in Athen, auf den Inseln vermochten die Venetianer aus ihrer zuwartenden Haltung zu reißen, wenngleich die immer drohender heranrückende Nähe des furchtbaren Feindes die Gelegenheiten zu Verwickelungen und Streitigkeiten mehren mußten. Selbst als die Feindseligkeiten im Peloponnes bereits begonnen hatten, indem ein mit einer Geldsumme flüchtig gewordener Sklave des Pascha von Athen in der venetianischen Stadt Koron Schutz fand und dieser zur Vergeltung die gleichfalls der Republik San Marco gehörige Seestadt Argos in seine Gewalt brachte, über-

Anfang des venetianisch-türkischen Kriegs. 1463.

1463.

Frühjahr 1463.

legte noch die Signorie, ob man dieses Ereignis als Kriegsfall behandeln solle. Erst als das Haupt der Kriegspartei, Vittore Capello, mit großer Beredsamkeit die Nachteile dieser hinhaltenden Friedenspolitik darlegte, „sank die Wagschale unter der Last des gezückten Schwertes". Die Republik schloß ein Bündnis mit dem Papst und dem Ungarnkönig und verstärkte die Flotte des Generalkapitäns der Meere, Luigi Loredano. Zugleich suchte sie die albanesischen Bewohner der südlichen Gebirgsgegenden gegen die türkische Zwingherrschaft unter die Waffen zu bringen, und bei Skanderbeg wiederholte sie das Verfahren des Legaten Julian nach dem Frieden von Szegedin (VIII, 661), indem sie den „Athleten der Christenheit" beredete, daß er den mit Mohammed abgeschlossenen Frieden brechen und sich dem allgemeinen Kampf der christlichen Gesamtheit wider den Feind des Glaubens anschließen müsse. Unterstützt von Bertoldo d'Este, dem Befehlshaber der Landarmee, nahm Loredano Argos wieder ein, belagerte Korinth und stellte die Mauern und Befestigungswerke auf dem Isthmus her. Aber die venetianischen Waffen hatten keinen Erfolg: ein Treffen in der Nähe von Korinth, verbunden mit einem gleichzeitigen Ausfall der Besatzung, entschied
4. Nov. 1463. zum Nachteil der Republik und hatte den Tod Bertoldos zur Folge, und als Mahmud-Pascha von Norden her sich dem Isthmus näherte, ließen die Feldherren das Bollwerk im Stich und zogen sich mit den Landtruppen nach Nauplia oder auf die Galeeren.

Gang des Kriegs. Dieser unrühmliche Anfang war für das Schicksal des ganzen Kriegs
1464–1468. 1464. entscheidend. Wenn auch im folgenden Frühjahr, nachdem Bessarion einen Frieden zwischen der Republik und Triest vermittelt, die Venetianer eine beträchtliche See- und Landmacht nach den griechischen Gewässern absandten, dieselbe, welche die letzten Stunden des sterbenden Papstes in Ankona erheiterte, namhafte Erfolge wurden nirgends errungen, weder im Peloponnes, noch vor Lesbos, noch an den Dardanellen; und als im Spätherbst der Anführer der Landarmee, Sigismund Malatesta, die Belagerung von Mistra unternahm, erlitt er durch Omars türkische Reiterscharen eine schwere Niederlage. Seitdem war der Verlust der venetianischen Besitzungen auf Morea nur noch eine Frage der Zeit. Wenngleich der neue Papst Paul II., ein Venetianer von Geburt, der orientalischen Sache dasselbe Interesse zuwandte wie seine beiden Vorgänger,
1465. alle italienischen Regierungen zu einem Kongreß nach Rom entbot und die Bewilligung einer namhaften Türkenhilfe durchsetzte, als es zur Ausführung kommen sollte, machte er dieselben Erfahrungen, wie Pius II.; man war freigebig mit Verheißungen und säumig in der Erfüllung. Ja die Florentiner und Genuesen suchten sich mit dem Sultan gut zu stellen, um den Venetianern den Rang im levantischen Handelsverkehr abzugewinnen, der König von Neapel nahm eine türkische Gesandtschaft an seinem Hofe auf und der Herzog von Mailand empfing kostbare Geschenke von Konstantinopel. Der staatskluge Mohammed suchte auf alle Weise jede gemeinsame Operation der christlichen Mächte zu

verhindern und die Venetianer zu isolieren. So gingen die nächsten Jahre ohne bedeutende Resultate hin. Wenn es der Republik gelang, den Skanderbeg zu 1466. einem Bündnis zu bewegen, so daß er venetianische Besatzung in Kroja und Skutari aufnahm und den Krieg, den er schon zwei Jahre gegen die osmanischen Feldherren geführt, nun mit mehr Erfolg gegen Mohammed selbst fortsetzte, und wenn der tapfere Vittore Capello, der an Loredanos Stelle zum Generalkapitän des Meeres ernannt worden war, von Negroponte aus einige Vorteile zur See davontrug, so waren diese Erfolge ein geringer Ersatz für die große Niederlage, die Heer und Flotte vor Patras erlitten. Jakob Barbarigo, der Anführer der Landarmee, geriet in Gefangenschaft und wurde gespießt, und Capello starb einige März 1467. Monate nachher zu Negroponte am gebrochenen Herzen. Einige Wochen früher war auch, wie wir gesehen, Skanderbeg, der tapfere Kampfgenosse der Venetianer, zu Alessio aus dem Leben geschieden. Gern hätte die Republik, die durch den Krieg in ihren Einkünften und in ihrem Handel unermeßlichen Schaden litt, einen neuen Frieden geschlossen; aber Mohammed ging auf ihren Vorschlag nicht ein. So hatte denn der Krieg seinen Fortgang; doch wich man von beiden Seiten einer entscheidenden Schlacht aus; einer suchte dem andern möglichst großen Schaden zuzufügen.

Als der neue Befehlshaber der Flotte, Nicolo Canale, die Stadt Änos Belagerung und Fall von überfiel, die Güter raubte, die Einwohner mordete, die Häuser in Asche legte, Negroponte. 1469. 1470. da geriet der Sultan in furchtbaren Zorn und schwur Rache und Vergeltung. Mit der größten Anstrengung wurde die Flotte vermehrt, so daß die Türken gegen hundert Dreidecker um Tenedos sammeln konnten. Damit säuberte Mohammed 1469. zuerst die östliche Inselwelt von den venetianischen Galeeren und traf dann Anstalten, um Negroponte, die Hauptbesitzung der Republik in den griechischen Gewässern, mit überwältigender Macht anzugreifen. Der Admiral 1470. Canale konnte mit seinen fünfunddreißig Galeeren die dreimal so starke türkische Armada nicht abhalten, in die Wasserstraße zwischen Insel und Festland einzulaufen und die Landungstruppen, über 70,000 Mann, auszuschiffen. Bald folgte der Sultan selbst mit einer großen Landarmee, die er auf einer in der Eile geschlagenen Schiffbrücke nach der Insel übersetzte. Nun begann ein furchtbarer Belagerungskrieg, der durch die Tapferkeit und entschlossene Haltung der Befehlshaber Paolo Erizzo, Luigi Calbo und Giovanni Badoaro dem türkischen Angriffsheere empfindliche Verluste brachte. Mehrere Stürme, welche der Sultan in den Sommermonaten Juni und Juli gegen die stark befestigte und wohl ausgerüstete Hauptstadt richtete, wurden zurückgeschlagen. Hätte der Admiral Canale den Heldensinn der Festungskommandanten geteilt und durch einen kühnen Angriff gegen die türkische Flotte und Schiffbrücke die Operationen der Besatzungsmannschaft unterstützt, so hätte diese wichtigste Besitzung der Republik erhalten werden können. Aber durch keine Vorstellungen, durch keine Notsignale aus der Festung konnte der Flottenführer zu energischem Handeln gebracht werden. Erst

wenn er Verstärkungen an sich gezogen, erklärte er, könne er zum Angriff schreiten, und blieb ruhig vor Anker liegen. Mittlerweile hatte Mohammed durch verräterische Unterfeldherren von der Beschaffenheit der Festung und von den schwächsten Teilen nähere Kunde erhalten und traf danach seine Dispositionen. Am
11. Juli. 11. Juli gab er das Signal zu einem neuen Hauptsturm, mit großen Versprechungen die Kampflust seiner Krieger anfeuernd. Von einem Morgenrot bis zum andern wurde von innen und außen mit wunderbarer Tapferkeit und Todesverachtung gestritten. Selbst Greise, Kinder und Weiber beteiligten sich an dem Verteidigungskampf mit dem Mute der Verzweiflung. Denn auf Gnade oder Schonung durfte niemand rechnen. Als endlich die Mauern erstiegen und die Thore eingeschlagen waren, wurde der Kampf noch in den mit Ketten gesperrten Straßen stundenlang fortgesetzt. Mehr als 6000 Menschen fielen unter den Mordwaffen der Stürmenden, darunter die drei tapferen Befehlshaber. Erizzos Tochter, die sich dem Tyrannen nicht geschmeidig genug erwies, wurde zusammengehauen. Was von der Besatzung sich auf Treu und Glauben ergeben, wurde nachträglich niedergemacht. Mit unerbittlicher Grausamkeit wüteten die Türken gegen die ganze italienische Bevölkerung der Insel; die griechische wurde auf den Sklavenmarkt nach Konstantinopel geführt. Schrecken und Entsetzen erfaßte die Christen in Morea, auf den Inseln, ja selbst in Italien, als sich die Nachricht von der blutigen Katastrophe in Negroponte verbreitete. Hätte nicht die Erschöpfung, unter welcher auch die Osmanen durch den gewaltigen Verteidigungskampf auf Euböa zu leiden hatten, jede weitere Unternehmung für den Sultan unmöglich gemacht, so hätte er in der ersten Bestürzung leicht seine Eroberungen noch weiter ausdehnen können. In Venedig wurden Bittgänge und Trauergottesdienste angestellt, zugleich aber auch der Beschluß zur kräftigen Fortführung des Kriegs gefaßt. Nicolo da Canale, dessen zaghaftes Verhalten von der öffentlichen Volksstimme mit Entrüstung verdammt ward, mußte den Oberbefehl über die Flotte dem Pietro Mocenigo abgeben und wurde zur gerichtlichen Verantwortung gezogen: und wie sehr auch sein gelehrter Freund Franziskus Philelphus ihn zu rechtfertigen bemüht war, der Richterspruch verdammte ihn zu ewiger Verbannung aus dem Gebiete der Republik.

Fortgang des Kriegs zu Wasser und Land. 1471–1477. Die Vorgänge in Kleinasien und der Kampf wider den Turkmenensultan Usunhasan, von denen früher die Rede gewesen, lenkten in den nächsten Jahren die Aufmerksamkeit des Osmanenherrschers vom Westen ab, wodurch es dem venetianischen Flottenkapitän Pietro Mocenigo, einem erfahrenen und geübten Seemanne, möglich ward, die noch übrigen Besitzungen in den griechischen
1471. Gewässern der Republik zu erhalten, zumal als infolge eines Kriegsbundes mit dem neuen Papst Sixtus IV. und dem König Ferdinand von Neapel die venetianische Marine auf fünfundachtzig Galeeren erhöht werden konnte. Zu namhaften Thaten kam es jedoch nicht. Mocenigo kreuzte im Ägeischen Meere, unterstützte die Unternehmungen der karamanischen Fürsten durch Landungen an

der Küste von Cilicien und Pamphylien, zerstörte die fast unverteidigte Stadt Smyrna nach einem heftigen Gefecht mit einer herbeieilenden Türkenschar und bedrohte bald da bald dort die Inseln und Gestade mit unerwarteten Überfällen. 1472.
Auch im nächsten Jahr, als Mohammed gegen Usunhasan im Felde stand, behaupteten die Venetianer ihre Stellung und trugen einige Vorteile davon: einem kühnen Sizilianer, Antonio, gelang es, das Zeughaus von Gallipoli in Brand zu setzen und die daselbst aufgehäuften Vorräte zu vernichten, ein verwegenes Unternehmen, das dem Urheber selbst und seinen Gefährten den Untergang brachte. Allein was half es der Republik von San Marco, daß sie im Peloponnes und auf den Inseln noch einige Hafenorte behauptete, wenn durch den kostspieligen Krieg die öffentlichen Einkünfte mehr und mehr schwanden, der Handelsverkehr gänzlich ins Stocken kam, die Warenlager und Stapelplätze verödeten! Und nicht bloß die materiellen Güter nahmen Schaden, durch den barbarischen Krieg verwilderten auch die Sitten. Um die Mietlinge, insbesondere die albanesischen Stradioti, zu bezahlen, trieben die Venetianer den Menschenhandel mit Gefangenen nicht weniger eifrig, als die Osmanen, führten sie den Seekrieg nach Art der Piraten, richteten sie bei ihren Landungen und Überfällen ihr Augenmerk vorzugsweise auf die zu erhoffende Beute! Man hatte ein System erfunden, wie der Raub verwendet und verteilt werden sollte. Und als nun Mohammed auch den Landkrieg begann und nicht bloß, wie früher erwähnt, Albanien in seine Gewalt zu bringen suchte, sondern sogar wiederholt die Grenzmarken der Republik mit seinen plündernden Scharen heimsuchte, da mußte die Signorie auch noch eine Landwehr oder Miliz aus dem eignen Volke aufstellen und die Hände, die sonst nur den Geschäften des Friedens gewidmet waren, zum Schwert und Waffendienst verwenden. Gegen Ende der siebziger Jahre erneuerten die Osmanen den verheerenden Grenzkrieg wider Venedig; nachdem sie die Schanzwerke am Isonzo zerstört, drangen sie in das Flußgebiet des Tagliamento und der Piave vor und verwüsteten alles mit Feuer und Schwert. Hundert Dörfer gingen in Flammen auf; ein venetianischer Schriftsteller der Zeit (Sabellico) versichert, daß von einer Burg am Ufer der Piave die ganze Umgegend einem weiten Feuermeer gleich gesehen. Es brachte nur eine kurze Erholung, als die Venetianer, alle ihre Kräfte anstrengend, die barbarischen Horden nach Krain und Istrien zurückschlugen; denn im nächsten Jahr erschienen sie abermals am Isonzo und wiederholten die Greuel der früheren Tage. 1473. 1477. 1478.

Frieden von Konstantinopel. 1479.

Bei solcher Lage der Dinge war der Friede für die Republik eine Lebensfrage. Über fünfzehn Jahre lang hatte sie alle Kräfte angestrengt, um die Errungenschaften früherer Geschlechter und Zeiten gegen den furchtbaren, übermächtigen Feind zu schützen; als aber ihr Handel vernichtet und ihre öffentlichen Einkünfte auf ein geringes Maß beschränkt waren, als die osmanischen Heere sengend und brennend bis an die Piave vordrangen und die Küstenstädte von Albanien und Dalmatien mit Krieg und Zerstörung bedrängten,

als die türkische Armada sich anschickte, ihr den letzten Überrest der See- und Inselherrschaft zu entreißen und zu gleicher Zeit die Lagunenstadt selbst von einer verheerenden Epidemie heimgesucht ward, also daß die meisten Nobili sich durch die Flucht aus der Stadt vor dem drohenden Tode zu retten suchten, da sandte die Signorie den Staatsschreiber Giovanni Dario mit unbeschränkten Vollmachten an die Pforte, damit er um jeden Preis Frieden schließe. Der Sultan stellte hohe Forderungen: die Signorie mußte auf Skutari und Kroja, auf Lemnos, Negroponte und das Gebirgsland der Maina Verzicht leisten, mußte für die zollfreie Ein- und Ausfuhr ihrer Waren in allen Orten und Häfen des osmanischen Reichs jährlich die feste Summe von 10,000 Dukaten entrichten und eine ältere streitige Schuldforderung von 150,000 Dukaten abtragen.
26. Jan. 1479. Dennoch war der Friede von Konstantinopel unter den obwaltenden Verhältnissen für die Republik San Marco als ein glückliches Ereignis zu betrachten: er gewährleistete ihr den Fortbesitz mehrerer Küstenstädte in Morea und auf der Ostküste des Adriatischen Meeres; er rettete ihren Levantehandel und gestattete ihr in Konstantinopel einen eignen Baïlo für die bürgerliche Gerichtsbarkeit; er sicherte der Besatzung von Skutari freien Abzug mit ihrer Habe. Die tapferen Männer wurden an andern Orten des Freistaats angesiedelt und nach Verdienst belohnt und geehrt; der Befehlshaber dagegen, Antonio da Lezze, den die Skutarener der Fahrlässigkeit und Pflichtverletzung anklagten, wurde mit einer Geldbuße, mit einjähriger Haft und dann mit zehnjähriger Verbannung nach Capo d'Istria bestraft. Den rückkehrenden Friedensstifter Dario begleitete ein türkischer Gesandter mit glänzendem Gefolge, um dem Dogen Giovanni Mocenigo, der früher als Generalkapitän der Meere so oft mit den türkischen Galeeren zusammengetroffen war, im Namen des Sultans einen kostbaren, mit Edelsteinen reich besetzten Gürtel als Unterpfand und Symbol des Friedensbundes zu überbringen, während der heldenmütige Verteidiger von Kroja, Pietro Vetturi, dem Dario Befreiung aus der Gefangenschaft erwirkt hatte, als erster venetianischer Baïlo in der osmanischen Hauptstadt seinen Sitz nahm.

3. Mohammeds II. letzte Unternehmungen und Ausgang.

Eindruck der Friedensbotschaft. Der venetianische Friede erregte anfangs einen Schrei der Entrüstung bei den christlichen Mächten, insonderheit bei dem Papste: man verdammte ihn als eine Handlung der Feigheit und des Verrats; daß man durch die Abtretung Albaniens dem Feinde des Glaubens gestattete, im Angesichte Italiens sich festzusetzen, schien eine unerträgliche Schmach. Die Signorie konnte auf die Thatlosigkeit und Selbstsucht der christlichen Staaten hinweisen, die sie den langjährigen Krieg allein hatten ausfechten lassen; war doch der König von Neapel mehrmals im Einverständnis mit den Türken gewesen und Papst Sixtus IV., dessen Verbündeter, hatte sich so zweideutig benommen, daß die Venetianer er-

grimmt ihren Gesandten von Rom abgerufen, „damit die Welt erkenne, welcher Art der Hirt sei, der ruhig zusehe, wie seine Herde verschlungen werde, ohne ihr zu helfen". Mit der Zeit gewöhnte man sich an den Gedanken, daß man den Realitäten der Geschichte Rechnung tragen müsse; mehr und mehr traten in der europäischen Politik die religiösen Interessen in den Hintergrund; die mittelalterlichen Kreuzzugsideen verschwanden aus der Wirklichkeit und machten einer nüchternen, praktischeren Anschauung der Dinge Platz, und was man zuerst getadelt und geschmäht hatte, ahmten bald andre nach.

Freilich konnte man schon im nächsten Jahr wahrnehmen, daß der Friedensschluß von Konstantinopel der Eroberungslust und Vergrößerungspolitik der Osmanen nur eine schwache Schranke gesetzt habe. Denn Mohammed trug kein Bedenken, dem Despoten von Arta, Leonardo Tocco, aus einem neapolitanischen Geschlechte entsprossen, die ionischen Inseln Santa Maura, Zante und Cephalonia zu entreißen, als dieser „Herzog von Leukadien", der in den Frieden nicht eingeschlossen war, mit dem Tribut zurückhielt, zu dem sich seine Vorfahren verpflichtet. Als ein türkisches Geschwader unter dem Großwesir Kedük-Achmed-Pascha in den ionischen Gewässern erschien, schiffte sich Leonardo mit seiner Familie und seinen Schätzen ein und suchte Schutz bei seinem Schwiegervater, König Ferdinand von Neapel, seine Unterthanen ihrem Schicksale überlassend. Nur der vermittelnden Thätigkeit der Venetianer war es zu danken, daß mehrere tausend Insulaner, die sich rechtzeitig auf ihre Galeeren geflüchtet, gerettet und in dem Gebiete der Republik auf Morea angesiedelt wurden; die übrige Bevölkerung, Männer und Weiber, wurde in Knechtschaft nach den Inseln des Marmara-Meeres geführt und mit Äthiopiern vermischt, denn Mohammed wollte eine gekreuzte Rasse von Sklaven erzielen. Die Beamten des Fürsten wurden niedergemacht und auf den menschenleeren ionischen Eilanden eine schwache osmanische Besatzung eingelegt.

Die Vorgänge auf den Ionischen Inseln. 1480.

1480.

Aber in welchen Schrecken geriet das Abendland, als Kedük-Achmed-Pascha, mit seiner Flotte das Ionische Meer durchschneidend, plötzlich an der Küste von Apulien landete, Otranto im ersten Sturm eroberte und die unglückliche Stadt alle Schrecknisse barbarischer Kriegführung erdulden ließ! Der Befehlshaber, Graf Franzesko Largo, wurde in zwei Teile zersägt, der Erzbischof mit dem gesamten Klerus vom Hochaltar weggerissen, die gesamte wehrhafte Bevölkerung niedergemacht. Auch das Gebiet von Tarent, Brindisi und Lecce wurde weithin verwüstet und die Einwohner, die sich nicht zeitig genug in die Berge retteten, nach Albanien geschleppt. Die Venetianer machten kaum einen Versuch, die Osmanen zu einem menschlicheren Verfahren zu bewegen, um ja keinen Anlaß zum Friedensbruch zu geben. Was lag ihnen auch daran, daß König Ferdinand von Neapel, der ihnen so oft entgegengehandelt, so oft auf Kosten der Republik seine Macht zu vergrößern gesucht, nun auch seinerseits unter der osmanischen Zuchtrute zu leiden hatte! Ja es wurde der Signorie nachgesagt, sie habe den

Eroberung von Otranto.

26. Juli 1480.

Sultan aufmerksam machen lassen, daß er das volle Recht habe, die Territorien von Brindisi, Tarent und Otranto als Bestandteile des ehemaligen byzantinischen Kaisertums seinem Reiche beizufügen, da ja die Osmanen allenthalben in das Erbe Ostroms eingetreten seien.

Zante und Cephalonia den Venetianern überlassen. Diese Devotion gegen die Pforte sollte der Republik einige Vorteile bringen. Als nämlich Antonio Tocco, Bruder des vertriebenen Inselfürsten Leonardo, mit Hilfe katalonischer Mietstruppen sich der ionischen Eilande Zante und Cephalonia wieder bemächtigte, die schwache türkische Besatzung zum Abzug nötigte und dann die neuerrungene Herrschaft zur Errichtung eines Piratenstaates benutzte, da schickte die Signorie abermals den gewandten Giovanni Dario nach Konstantinopel und brachte es dahin, daß, nachdem Antonio Tocco in einem Gefecht gegen die empörten Einwohner seinen Tod gefunden, der Sultan die beiden Inseln Zante und Cephalonia gegen einen jährlichen Tribut von 500 Dukaten der Republik zum Besitz überließ. Seitdem verschwand die Familie Tocco aus der Geschichte.

Die Türken aus Italien vertrieben. 1481. Als diese Übereinkunft zwischen Venedig und der Pforte zum Abschluß kam, war Mohammed II. nicht mehr unter den Lebenden. Gerade in den schweren Tagen, da das zerrissene Italien und das gesamte angsterfüllte Abendland in der bangen Erwartung stand, der sieggekrönte Eroberer bereite eine mächtige Heerfahrt gegen die apenninische Halbinsel vor, um das von dem König von Neapel und seinen Verbündeten hart bedrängte Otranto zu befreien und dann nach Rom sich wendend die Christenheit in ihrem Haupt und Mittelpunkt anzugreifen und ins Herz zu treffen, erscholl die wichtige Kunde, daß Sultan Mohammed auf einem Kriegszug wider Rhodus in seinem Feldlager nahe 3. Mai 1481. bei Gebise in Kleinasien von einer Krankheit dahingerafft worden sei. Nun atmete die abendländische Welt wieder auf, Papst Sixtus IV., der schon mit dem Gedanken umgegangen war, den heil. Stuhl wieder über die Alpen nach Frankreich zu verlegen, ließ Dankgebete anstimmen und König Ferdinand und sein ältester Sohn, Alfons von Kalabrien, strengten alle Kräfte an, den Erbfeind des Christentums aus Italien hinauszudrängen und wenigstens das Land, wo das geistliche Oberhaupt seinen Sitz hatte, vor Befleckung und Entehrung zu retten. Noch ehe die Todesbotschaft über das Meer gedrungen, war Otranto zu Wasser und zu Land belagert worden. Der Papst hatte nicht nur sein eignes Silbergeschirr, sondern eine große Menge Kirchengefäße nach der Münze tragen lassen, um fünfzehn Galeeren nebst Mannschaft zu unterhalten; König Ferdinand von Aragonien hatte seinem Neffen 3000 Spanier zu Hilfe gesandt und König Matthias einige ungarische Reiterhaufen. Aber schwerlich wäre diese Streitmacht im stande gewesen, die tapfere osmanische Besatzung aus der mit Vorräten reichlich versehenen Seestadt zu vertreiben, hätte nicht die Todeskunde ihren Kriegsmut gelähmt. Von dem gegenüberliegenden Albanien vermochten die Notsignale, die hochauflodernden Feuersäulen, keine Hilfsmannschaft herbei-

zuführen. So übergaben denn die Osmanen vertragsweise die Stadt. Der Herzog von Kalabrien beobachtete aber sowenig Treu und Glauben, als die Ungläubigen. Man hatte der Besatzung freie Überfahrt nach Albanien zugesichert; allein ein großer Teil der Abziehenden wurde bei dem Einschiffen in Fesseln geschlagen und mußte auf neapolitanischen Galeeren Ruderdienste verrichten. Der Plan des Königssohnes, den günstigen Moment zu einem Angriff auf die gegenüberliegende Küstenstadt Avlona (Apollonia) zu benutzen, scheiterte an dem Widerstand der Schiffsmannschaft.

Als Mohammed II., der Eroberer, seine Galeeren nach Unteritalien sandte und das Haupt der Christenheit in seinem Herrschersitz bedrohte, da gedachte er mit Unmut der Insel Rhodus, die noch immer im Besitz der Ordensritter vom heil. Johannes war, und es verdroß ihn, daß dieses äußerste Bollwerk des christlichen Abendlandes mit seinen tapferen Vorkämpfern des Kreuzes noch immer so hineinrage in die Welt des Morgenlandes, die fortan nur ihm und dem Halbmonde gehören sollte. Schon zweimal hatte er versucht, das schöne Eiland, das sowohl im Altertum als in den mittleren Zeiten eine so hervorragende Rolle gespielt, in seine Gewalt zu bringen; allein die feste Lage, wie die Tapferkeit der Ritter, die seit einhundertundsiebzig Jahren auf der Insel geboten als Hüter und Vorkämpfer christlicher Religion, Sitte und Gesetze, hatte die Angriffe vereitelt; nur die kleinen abhängigen Eilande Leros, Kalamos, Nisyros waren von dem Hauptlande getrennt worden. Die Feldzüge in Asien und der lange Krieg wider Venedig hatten die ganze Thätigkeit Mohammeds in Anspruch genommen und seinen Blick von Rhodus abgelenkt; aber nachdem er seine Macht am Euphrat, an der Donau und am Adriatischen und Ionischen Meer befestigt, schien ihm der Fortbestand des christlichen Inselstaats eine Schmach für den Islam und die osmanische Waffenehre. Er beschloß daher, die Ordensinsel zum drittenmal mit Krieg zu überziehen, und die unermeßlichen Rüstungen für Flotte und Landheer gaben Zeugnis, daß er die Schwierigkeit des Unternehmens keineswegs unterschätzte, aber auch, daß er mit seiner ganzen Kraft vorzugehen gedenke. Eine Armada von einhundertundsechzig größeren und kleineren Fahrzeugen sollte den Belagerungskrieg beginnen, unterstützt von einem Landheer von 100,000 Mann, welches nach Süden vorgeschoben das der Insel gegenüberliegende Küstenland von Karien und Lykien besetzt hielt. Mesih-Pascha war zum Oberbefehlshaber aufgestellt; ihm war der unsterbliche Ruhm zugedacht, die für unüberwindlich gehaltene Inselstadt, über deren Thor einst der Großmeister Dieudonné de Gozon, der Ritter des Lindwurms, das Drachenhaupt des von ihm erlegten Ungetüms als Siegesdenkmal hatte aufheften lassen, für den Islam zu erobern. Mesih-Paschah konnte sich indessen bald überzeugen, daß der ehrenvolle Kampfpreis nicht leicht zu erringen sei. Der damalige Ordensmeister Pierre d'Aubusson, ein Mann in der Mitte der fünfziger Jahre, der Charakterfestigkeit und Umsicht mit Mut und persönlicher Tapferkeit verband und in dessen Hand die Ritter die

Rhodus und die Ordensritter.

unumschränkte Obergewalt gelegt, hatte alle Vorkehrungen zu der entschlossensten Gegenwehr getroffen und alle Ordensangehörige, die sich in Europa aufhielten, nach der Insel entboten. Alle beeilten sich, dem Ruf der Pflicht und Ehre nachzukommen, und die meisten trafen noch zeitig genug ein, um an dem gewaltigen Kampfe teilzunehmen. Dagegen blieb vom Abendland die Hilfe aus: der Ablaß, welchen der Papst den zum Streite Ausziehenden verkündete, erzeugte keine werkthätige Begeisterung und fünf neapolitanische und genuesische Galeeren, welche den Kämpfenden Lebensmittel zuführen sollten, langten zum Teil erst nach vollbrachter Arbeit an.

Der Belagerungskrieg auf Rhodus. 1480. Mit dem Frühjahr begann der Belagerungskrieg auf Rhodus. Wie einst vor Konstantinopel und vor Skutari setzten die Osmanen ihr Vertrauen hauptsächlich auf die ungeheuern Steinmassen, die aus Riesenkanonen wider die Mauern und Türme geschleudert wurden. Das Hauptwerk der Festung, der Turm des heil. Nikolaus, erlag in den ersten Tagen der Wucht von dreihundert unermeßlichen Steinkugeln; aber sofort waren Tausende von Arbeitern Tag und Nacht beschäftigt, den zerschossenen Turm durch Wall und Graben abzusperren und eine neue Schutzwehr aufzurichten. Mehrere Wochen lang wurde auf beiden Seiten mit furchtbarer Kraftanstrengung gestritten; dreimal gelang es der Tapferkeit der christlichen Ritterschaft, den stürmenden Feind mit großem Verlust zurückzuschlagen. Endlich schien dennoch die Stunde des Falles gekommen
28. Juli 1480. zu sein. Die Gewalt der Steinkugeln und Brandraketen hatte die Mauer erschüttert und durchbrochen; schon begannen die Osmanen ihre Siegeszeichen auf den zerschossenen Wällen aufzupflanzen, während anderseits der Großmeister das große Ordensbanner mit dem Bilde des Heilandes mitten im Schlachtgewühl aufrichtete und die christlichen Streiter zum Kampf auf Leben und Tod anfeuerte. Zwei Stunden lang focht Mann gegen Mann im furchtbaren Handgemenge. Die Stadt schien verloren, als unerwartet die Osmanen zu weichen begannen. In dem entscheidenden Moment ließ Mesih-Pascha das strenge Gebot ergehen, daß niemand sich an der Beute vergreife, die dem Sultan gehöre. Dies wirkte so lähmend auf die Krieger, daß alles sich nach dem Lager zurückstürzte, mehr als dreitausend Leichen auf dem Walle und im Graben zurücklassend. Und wie viele sanken noch auf der Flucht unter den Schwertern der Ritter und Knappen! So wunderbar und überraschend war dieser Ausgang, daß man den Sieg dem Beistande himmlischer Heerscharen beimaß, welche in der Entscheidungsstunde den Gottesstreitern zu Hilfe geeilt. Nach solchen wiederholten Unfällen wagte der osmanische Oberfeldherr den Belagerungskrieg gegen Rhodus nicht fortzusetzen. Er ließ sein Lager abbrechen, steckte die aufgeführten Werke in Brand und kehrte nach Konstantinopel zurück, wo er eine ungnädige Aufnahme fand. Auch die Ordensritter hatten manchen Verlust zu beklagen; namentlich wurde der Fall des Anführers der Reiterei, Anton d'Aubusson, eines Bruders des Großmeisters, tief betrauert.

Während des Winters traf Mohammed große Zurüstungen, um die vor Rhodus erlittene Schmach auszutilgen. Er selbst wollte sein Siegerleben mit der Eroberung der Ordensstadt krönen. Mit dem nächsten Frühjahr setzte er sich an der Spitze einer großen Heeresmacht in Bewegung, aber der Herr des Himmels sprach: „Es ist genug!“ Im Feldlager bei Gebise in Kleinasien, dem alten Libyssa, wo sich Hannibals Grab befand, wurde der große Eroberer und Kriegsherrscher im zweiundfünfzigsten Lebensjahr dahingerafft. — Mohammeds II. Tod. — 3. Mai 1481.

Es ist eine schwere Aufgabe für den Geschichtschreiber, zwischen dem Blumenfelde der Schmeichelei und Lobpreisung und dem Dornenacker der Schmähung und Verwünschung einen Pfad zu finden, der zur Wahrheit, zum gerechten Urteil über den zweiten Mohammed führt. — Mohammeds Charakter. — Darüber sind die morgenländischen wie die abendländischen Schriftsteller einig, daß er den Namen des „Eroberers“, der ihm vorzugsweise beigelegt wird, in vollem Maß verdiente. — 1. Mohammed als Eroberer und Tyrann. — Von dem Tage an, da er die byzantinische Kaiserstadt am Bosporus erstürmte und den Halbmond auf die heil. Sophienkirche aufpflanzte, bis zu dem Augenblick, da er unfern vom Grabe Hannibals seinen Geist aushauchte, war sein Leben ein ununterbrochener Feldzug, ein Gang über Blut- und Leichenfelder. Ein abendländischer Schriftsteller (Spandugino) berichtet: „Mohammed eroberte zwei Kaisertümer (Byzanz und Trapezunt), vierzehn Königreiche und zweihundert Städte, und um die Größe seines Genies zu bezeichnen, schrieb man auf sein Grab nur die Worte: Mein Sinn war, Rhodus zu bekriegen und das stolze Italien zu besiegen.“ Diese Angabe leidet zwar, wie v. Hammer nachgewiesen, an Übertreibung und Unrichtigkeit, indem das Grabmal Mohammeds die erwähnte Inschrift nicht trägt und die Zahl der eroberten Königreiche nur dann sich auf vierzehn beläuft, wenn man zu Serbien, Bosnien, Albanien, zu Moldau und Morea, zu Kastemuni und Karamanien noch die Inseln Negroponte, Cephalonia, Lesbos, Lemnos, Tenedos, Imbros und Thasos als Königreiche hinzuzählt. Aber die Größe und Ausdehnung seiner Eroberungen und Entwürfe, die gewaltigen Erfolge seiner Waffen und Unternehmungen sind damit richtig bezeichnet. Daß ein Fürst von so unersättlicher Kriegs- und Eroberungssucht wenig von den Geboten und Regungen der Menschlichkeit sich leiten ließ, sondern mehr der Staatsräson und der Leidenschaft folgte, ist leicht begreiflich. Wir haben früher gesehen (VIII, 670 f.), mit welchen Gefühlen des Argwohns und des Menschenhasses er schon bei seiner Thronbesteigung erfüllt war und daß er über die Leiche seines Bruders zur höchsten Macht emporstieg: diese Herbigkeit und Verbitterung des Gemütes steigerte sich unter den rauhen und blutigen Geschäften des Kriegs zur Härte, zur Grausamkeit, zur Tyrannei. Er hat nicht nur den Brudermord niemals bereut, er hat ihn sogar als osmanisches Staatsrecht gesetzlich sanktioniert; und der Verlauf unserer Geschichtserzählung hat sattsam dargethan, wie unbarmherzig er die überwundenen Fürsten, oft wider Wort und Eidschwur, einem gewaltsamen Tode überlieferte, wie schrecklich

er gegen Gefangene und Besiegte wütete, wie tödlich seine Nähe für Städte und Länder gewesen ist: er schritt wie ein Würgengel mit zermalmendem Tritt über den Erdboden und nur in seltenen Fällen kam die Stimme der Schonung und Humanität zur Geltung. Dabei fröhnte er der niedrigsten Wollust und ersah sich meistens schöne Gefangene zum Opfer aus. Es wurde oft erwähnt, daß er sich aus der adligen Jugend der eroberten Städte die blühendsten Knaben zum Dienste der Kammer auserlesen, die schönsten Jungfrauen in seinen Harem gewählt; manchmal führte die willfährige Hingebung zu hohen Ehren und Würden, wie denn die Wesire Suleiman- und Mahmud-Pascha und Drakul und Franco, die Fürsten von der Walachei und von Athen, zuerst Lieblinge des Sultans gewesen; „tugendhafte Widersetzlichkeit dagegen wider die Zumuthungen schändlicher Begier war des Henkerbeiles gewiß": wir haben gesehen (VIII, 674), daß die Söhne des Großherzogs Notaras bei dem Falle von Konstantinopel, daß Paul Erizzos Tochter bei der Eroberung von Negroponte als Märtyrer der Unschuld gefallen sind.

2. Mohammed als Gesetzgeber, Staatsordner und Förderer der Bildung.

Gegenüber diesen Lastern, die den Sultan Mohammed in eine Reihe mit den schlimmsten Kaisern von Rom und Byzanz stellen, dürfen indessen auch die Eigenschaften nicht verschwiegen werden, welche ihn als Staatsmann und Herrscher kennzeichnen: Mohammed war nicht nur Vergrößerer des Reichs oder Eroberer, urteilt v. Hammer, sondern auch Begründer durch Gesetzgebung, nicht nur Entvölkerer, sondern auch Bevölkerer von Städten, nicht nur Zerstörer von Kirchen und Klöstern, sondern auch Gründer von Moscheen und Schulen, von Spitälern und wohlthätigen Stiftungen, nicht nur Vertilger griechischer Kultur und Kunst, sondern Beschützer osmanischer Wissenschaften und Gelehrsamkeit; denn er war nicht nur kriegerisch und zum Eroberer, sondern auch wissenschaftlich und selbst bis zum Dichter gebildet. Davon geben vollgültige Zeugnisse seine Denkmale des Friedens, seine Bauten, seine Stiftungen, seine Einrichtungen des Staates und des Heeres und die Werke der Gelehrten und Dichter seiner Zeit. In Konstantinopel hat er den Moscheen, die er aus acht der vornehmsten christlichen Kirchen eingerichtet, noch vier neue beigefügt, unter denen die des „Eroberers" als die Perle heiliger Baukunst angesehen ward. Neben diesen Gotteshäusern erhoben sich fromme Stiftungsgebäude mit Schulen, Kollegien und Büchersammlungen, mit Armenküchen, Krankenhäusern, Karawanseraien u. dgl. Unter den weltlichen Bauwerken ragten das alte und neue Serail, die Markthallen, die Hafenanlagen mit Schiffswerften und Arsenal besonders hervor. Mohammeds II. Baulust regte seine Wesire und andre hochgestellte Personen zur Nachahmung an, so daß auch Adrianopel und andre Städte mit Moscheen und Anstalten der Pracht und des Nutzens geschmückt wurden. Und nicht bloß durch Bauwerke und Stiftungen verherrlichte Mohammed seinen Namen, auch die übrigen Seiten des Kultur- und Staatslebens gaben Zeugnis von seinem umfassenden Geist und Sinn. Keinen Zweig innerer Staatsver-

waltung ließ er unbeachtet und er suchte das Ganze immer mehr zu jener Bestimmtheit, Strenge und Einheit der Form und des Wesens durchzubilden, welche Bestand und Dauer des Reichs verbürgen sollten. Gesetzgebung, Heerwesen, Ordnung des Dienstes an der Pforte und in den Provinzen wurden von ihm auf gleiche Weise ins Auge gefaßt. Ausgehend von den einfachen Verhältnissen und Einrichtungen, wie er sie bei seiner Thronbesteigung vorgefunden, gab er der Staatsverwaltung, der Rechtspflege, der Hofordnung, dem Kriegswesen eine solche Gestalt und Organisation, wie sie den veränderten Zuständen und dem großartigen Entwickelungsgange des türkischen Reichs zu entsprechen schienen. Seine Einrichtungen und Reformen bildeten die Übergangsstufe aus den patriarchalischen Nomadenzuständen der früheren Periode zu den ausgebildeten Ordnungen und gesellschaftlichen Formen, wie sie durch Suleiman ins Leben traten. Auch auf Hebung der geistigen Interessen des osmanischen Volks war Mohammed II. bedacht. Denn nicht nur Waffenthaten, sondern auch Werke des Geistes sollten den Glanz seiner Regierung den kommenden Jahrhunderten lebendig erhalten und eine Hauptstütze der Macht und Größe des Osmanenreichs bleiben. Es wurde schon erwähnt, wie eifrig er, der selbst wissenschaftliche Bildung und dichterische Gaben besaß, für Errichtung von Schulen und Bildungsanstalten, für Berufung geschickter Lehrer und Beschaffung von Unterrichtsmitteln bemüht war. Schutz und Pflege der Wissenschaften war sein Stolz, und der Umgang mit den ausgezeichnetsten Gelehrten und Dichtern seiner Zeit, die ihn selbst auf seinen Feldzügen begleiten mußten, seine Freude und seine liebste Erholung. Zwei Großwesire, der uns schon bekannte Mahmud-Pascha und Karamani Mohammed-Pascha, und fünf Wesire zeichneten sich durch Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Bildung aus. In der Dichtkunst, die der Eroberer besonders ehrte und kultivierte, ahmte **Hamdi** das persische Epos Dschamis, **Ahmed-Pascha** und **Dschemali** die Ghaselen Mir Alischirs von Dschagatai nach und **Schedi** bearbeitete die osmanische Geschichte im Geiste Firdusis.

Der Morgenländer denkt sich das Staatsgebäude unter der Form eines Hauses oder Zeltes und benennt nach diesem bildlichen Begriffe die verschiedenen Zweige der Staatsverwaltung. „Auf den Grundfesten der Religionsgesetze des Koran, des Herkommens und der Verordnungen willkürlicher Macht (Kanun) erhebt sich das Staatsgebäude, dessen erster und vorzüglich in die Augen springender Teil das Thor oder die **Pforte** ist. Wie das Thor ein Ebenbild des Hauses im kleinen, so ist die „Pforte" der allgemein angenommene Ausdruck für die Regierung, weil von den ältesten Zeiten her die Geschäfte der Völker an dem Palastthore der Könige geschlichtet wurden. — Im Innern des Hauses ist die **Kammer**, wo der Schatz aufbewahrt und von der Finanzverwaltung die Hauswirtschaft besorgt wird, und im Saale das **Sofa** (der **Diwan**), auf dessen Ehrensitze die Würden des Gesetzes Platz nehmen; die innersten Zimmer endlich gehören dem Hofstaate, dem äußeren und inneren." — Entsprechend den vier Säulen, welche das Zelt stützen, stellte auch der Kanun Mohammeds II. vier Reichssäulen als Hauptträger des Staatsgebäudes auf, nämlich die **Wesire** (Veziere), **Kadiaskere**,

Der osmanische Staatsorganismus.

Die Pforte.

Der Divan.

Defterdare und Nischandschis. Neben ihnen hatten die höchste Bedeutung: die äußeren Agas, d. i. die Befehlshaber der Truppen nach ihren Waffengattungen, die inneren Agas, d. i. die Beamten des äußeren und inneren Hofstaats und die Ulemas oder Gesetzgelehrten. — I. „Die erste Säule des Reichs und die Stütze des Diwans sind die Wesire, d. i. die Lastträger, so genannt, weil auf ihren Schultern die Last des Staates ruht. Es war deren anfangs nur einer, dann zwei, dann drei unter den ersten Sultanen, der Eroberer setzte ihre Zahl auf vier, deren erster, allen übrigen an Macht und Rang bei weitem vorangehend, der Großwesir, der unumschränkte Bevollmächtigte, das sichtbare Ebenbild des Sultans, sein vollgewaltiger Stellvertreter, der oberste Vorsteher aller Zweige der Staatsverwaltung, der Mittelpunkt und der Hebel der ganzen Regierung." Anfangs führte Mohammed selbst den Vorsitz im Diwan; erst seitdem Kedük-Achmet-Pascha, der Eroberer von Kaffa, Karamanien und Otranto, die Würde eines Großwesirs bekleidete, wurde die Leitung der Geschäfte im Diwan diesem Großbeamten überlassen. Die Insignien eines Wesirs sind die drei Roßschweife; die Beglerbege führten zwei, die Sandschakbege nur einen. — Die zweite Reichssäule und Diwanstütze sind die Kadiaskere oder Heeresrichter. Anfangs entschied ein oberster Würdenträger des Gesetzes die Rechtshändel Europas und Asiens; aber in den letzten Regierungsjahren des Eroberers wurden zwei Heeresrichter aufgestellt, einer für die Rechtshändel in Europa, der andere für Asien. Neben ihnen waren die obersten Würden des Gesetzes: der Sultans- und Prinzenlehrer und der entscheidende Gesetzgelehrte, Mufti. Mufti heißt der Gesetzgelehrte, welcher, in zweifelhaften Fällen des Gesetzes beraten, eine entscheidende Stimme abgibt, nach welcher der Richter (Kadi) alsdann sein Urteil richtet. Von solchen Muftis erhielt Mohammed die zwei für die osmanische Geschichte äußerst wichtigen Fetwas: das der Gesetzmäßigkeit der Hinrichtung des bosnischen Königs, nach beschworner Sicherheit seines Lebens, aus dem Grunde, daß Ungläubigen kein Wort zu halten sei, und das der Rechtmäßigkeit des Brudermordes. Die Kadiaskere setzten alle Land- und Stadtrichter, die Kadi und Muderri, ein. — Die Defterdare oder Buchführer der Register der Rechnungskammer bilden als die obersten Finanz- und Steuerbeamten die dritte Säule des Reichs und Stütze des Diwans. Ihre Zahl wurde von Mohammed II. auf vier erhöht. — Die Nischandschi oder Staatssekretäre, die vierte Reichssäule, hatten den vom Reis Effendi oder Staatskanzler ausgefertigten Fermanen und Diplomen den verschlungenen Namenszug des Sultans, das Tughra, an die Stirn zu setzen. — II. Die äußeren Agas oder Befehlshaber der Truppen waren nach den Heerabteilungen geschieden: Der erste war der Janitscharen-Aga, der als Vorsteher der ausübenden Macht zur Sicherheit der Hauptstadt unter dem Großwesir stand. Nach seinem Vorschlag wurden fast alle Stellen im Janitscharenkorps besetzt. Auch der Befehlshaber der Asaben, des regelmäßigen Fußvolks, der in Spahi und Silihdare geschiedenen Reiterei und der Söldlinge und Fremdlinge gehörten in die Reihe der äußeren Agas oder Generale der regelmäßigen Heeresmacht, denen auch noch die „Zwölf Herren des kaiserlichen Steigbügels", der Standartenträger des Sultans, die vier ersten Kammerherren, die Jägermeister u. a. beigezählt wurden. Nicht aber die Führer der Streifer und Renner (Akindschi), welche die feindlichen Länder wie eine verheerende Sündflut überschwemmten. — III. Die inneren Agas, die Vorsteher des Hofstaates nebst den Beamten und Wachen des Serails, bildeten eine dritte wichtige Körperschaft. An der Spitze stand der Kapu-Aga, der Oberhofmeister, mit dreißig oder vierzig „Pfortenknaben", ein weißer Verschnittener, so wie auch der zweite der inneren Agas, der Schatzmeister oder Oberstkämmerer mit einer Schar von Unterbeamten für die Tafel, für Küche und Keller, für Kammer und Garderobe, für Hof

Die Wesire. Kadiasker. Mufti. Defterdar. Nischandschi und Reis Effendi. Die äußeren Agas. Die inneren Agas.

und Garten. Im Frauenhause, Harem, führt der Kislar-Agasi, d. h. der Aga der Mädchen, die höchste Aufsicht, ein einflußreicher Mann, dem die Schar der schwarzen Verschnittenen untergeben ist. So war die Staatsverwaltung des Rechts, des Schatzes, des Heeres, der Stadt, des Hofes eingerichtet; die der Länder geschah durch Bege und Beglerbege, von denen jene nur einen Roßschweif, diese zwei führen; dieselben sind die Anführer der belehnten Reiterei, die sich unter ihren Fahnen (Sandschak) versammelt. Solche Fahnen zählte das osmanische Reich damals in Europa 36 und unter jeder zogen beiläufig 400 belehnte Reiter zu Feld. Die Macht des Heeres an Fußvolk und Reiterei belief sich über 100,000 Mann, die des Schatzes über zwei Millionen Dukaten jährliche Einkünfte durch den Ertrag der Abgaben, Steuern, Maute, Gefälle, Tribute und Fundgruben. — IV. Die Kette der Ulemas, d. i. der Gesetzgelehrten, welche, zugleich Gottes- und Rechtsgelehrte, ausschließlich die Professoren- und Richterstellen besetzen, so daß jene nur eine Stufe zu dieser, und diese zu den höchsten Würden des Gesetzes, nämlich zu denen der Heeresrichter und später des Mufti bilden. Zu den Ulemas wird auch der Priesterstand gezählt, die Imame oder Vorbeter in den Moscheen, die Scheiche oder Prediger, die Derwische, die einem beschaulichen Leben sich weihten, u. a. Doch war das Ansehen und der Einfluß der Priesterschaft viel geringer als die der Professoren und Schriftgelehrten.

Bege und Beglerbege.

Ulema.

Imame und Scheiche.

4. Das Osmanenreich unter Bajesid II. und Selim, und Suleimans Anfang.

a. Bajesid und Dschem.

Der Tod Mohammeds des Eroberers gab das Signal zu großen Unordnungen im Osmanenreich. Da die beiden Söhne Bajesid und Dschem abwesend waren, so suchte der Großwesir Mohammed-Mischani den Hingang des Gebieters zu verheimlichen, bis der jüngere Sohn Dschem, dem er die Herrschaft zuwenden wollte, aus seiner karamanischen Statthalterschaft herbeigekommen sein würde. Im Einverständnis mit dem Leibarzt ließ er den Leichnam nach dem Sarail bringen, vorgebend der Sultan sei schwer erkrankt. Aber bald ahnte man die Wahrheit. Die Janitscharen, die dem Erstgebornen, Bajesid, das Thronrecht gewahrt wissen wollten, drangen mit Gewalt in die Herrscherburg ein und als sie den entseelten Körper ihres Herrn vor sich liegen sahen, gerieten sie in furchtbare Aufregung. Sie töteten den Großwesir und den Leibarzt auf der Stelle, trugen das Haupt des ersteren auf einer Lanze durch die Straßen der Stadt und benutzten die Verwirrung zu wilden Exzessen. Die Wohnungen der Juden und Christen wurden angefallen, die Magazine der venetianischen und florentinischen Kaufleute in Pera geplündert, der Befehlshaber, der ihrer Wut Einhalt thun wollte, niedergehauen. Darauf riefen sie Bajesid als Sultan aus und führten seinen unmündigen Sohn Korkur, den sie bis zu des Vaters Ankunft zum Statthalter einsetzten, im Triumph durch die Hauptstadt. Bald erschien Bajesid selbst aus seiner Statthalterschaft Amasia und wurde mit Jubel als Herrscher begrüßt; aber so drohend und zuversichtlich war die Haltung der

Stürmischer Regierungsantritt.

Janitscharen, daß der neue Sultan, der nicht die strenge Natur und eiserne Willenskraft Mohammeds geerbt hatte, ihre Forderungen, Straflosigkeit wegen des Geschehenen und Erhöhung des Soldes nicht zurückzuweisen wagte. Die Solderhöhung geschah in der Form eines außerordentlichen Geschenkes, eine Neuerung, die von da an als Sitte fortbestand und in Konstantinopel ebenso verderblich wirkte, wie einst der ähnliche Gebrauch im Prätorianerlager zu Rom. Nach der feierlichen Bestattung des verstorbenen Sultans in der „Moschee des Eroberers", wobei der Sohn selbst und die ersten Würdenträger den Sarg trugen, nahm der neue Herrscher als Bajesid II. Besitz von dem Thron und machte den Ischak-Pascha, welcher sich bei dem Janitscharenaufstand sehr umsichtig und kräftig gezeigt hatte, zu seinem Großwesir.

Dschems Empörung und Flucht. Doch so leicht und rasch sollte der Thronwechsel nicht vor sich gehen; erst das Schwert sollte entscheiden, welcher der beiden Brüder das Zepter zu führen berechtigt sei. Auf die Nachricht von seines Vaters Hingang war Dschem von Konia aufgebrochen, um sich die Herrschaft zu erkämpfen, die, wie es hieß, der Vater selbst ihm zugedacht hatte. Nach einem glücklichen Gefecht gegen einen Janitscharenhaufen bemächtigte er sich der alten Hauptstadt Brussa, wo er unter dem Jubel des Volks seinen triumphierenden Einzug hielt. Aber er mochte selbst fühlen, daß er wenig Aussicht auf Erfolg habe, darum bot er dem Bruder eine Teilung des Reichs an: der eine sollte in Asien, der andre in Europa herrschen. Bajesid verwarf jedoch einen so unwürdigen Vorschlag und zog gegen den Nebenbuhler ins Feld. Dschem, ein zwar geistig begabter, aber in Sinnengenüssen und friedlichem Wohlleben verweichlichter Jüngling, vermochte den Kampf nicht lange zu bestehen. In der Ebene von Jenischehr durch die Über-
20. Juni 1481. macht des Gegners und den Verrat seines eignen Obersthofmeisters aufs Haupt geschlagen und aller seiner Schätze beraubt, traf er nach einigen Tagen als flüchtiger Bettler wieder in Konia ein, und begab sich dann, als Bajesid ihm auf den Fersen nachfolgte, über Syrien und Palästina nach Kairo, um bei dem Mamelucken-Sultan Kaitbai von Ägypten, der mit dem Großherrn von Konstantinopel wegen des turkmenischen Herrschergeschlechts von Sulkadr im alten Kappadokien in Streit lag, eine Zufluchtsstätte zu suchen. Allein der Ehrgeiz ließ ihm keine Ruhe; er konnte es nicht verwinden, daß von dem väterlichen Reich nicht ein Teil ihm als selbständige Herrschaft zufallen sollte. Er ließ sich daher mit Kasimbeg, dem ehemaligen Fürsten von Karamanien, der sich seit Mohammeds Eroberungszug am Hoflager von Usunhasans Sohne aufgehalten,
1482. in Verbindungen ein und segelte nach Adana hinüber. Aber ein kurzer Feldzug Bajesids reichte hin, die Anschläge der Prinzen zunichte zu machen. Vor Konia zurückgeschlagen, suchten beide eine Zufluchtsstätte in den Gebirgen des steinigen Cilicien. Umsonst bot der Sultan dem Bruder ein reiches Einkommen und einen gesicherten Aufenthalt in Jerusalem an; Dschem bestand auf einer selbständigen Herrschaft und ließ sich durch seinen Gefährten bereden, nach Europa zu flüchten,

um, vom Abendlande unterstützt, das türkische Hauptland anzugreifen. Von den Johannitern auf Rhodus, die er um Schutz und Beistand anging, mit einem Geschwader abgeholt, nahm er mit Familie und Gefolge seinen Aufenthalt in der berühmten Inselstadt, von den Ordensherren mit Ehren und Auszeichnung behandelt. Denn solange der Prätendent in ihrer Gewalt war, konnten die Ritter hoffen, von dem schwachen und furchtsamen Sultan einen günstigen Frieden zu erzielen. Und in der That kam bald ein Vertrag zu stande, in welchem Bajesid dem Orden nicht nur Waffenruhe und ungefährdeten Handelsverkehr zusicherte, sondern auch ein Jahrgeld von 45,000 Dukaten für Dschems Unterhalt und Bewachung.

Als diese Übereinkunft zwischen dem Sultan und dem Orden abgeschlossen war, segelte der Prinz mit seinem Gefolge auf einer rhodisischen Galeere bereits dem Westen zu. Man wollte ihn auf einer der Komtureien des Ordens in Frankreich in Sicherheit bringen, sowohl um sich seiner bei günstiger Gelegenheit gegen den Großtürken zu bedienen, als um ihn vor Nachstellungen und Mordanschlägen zu bewahren. Nach einer Fahrt von sechs Wochen lief das von Ritter Blanchefort, des Großmeisters Neffen, befehligte Schiff an Sizilien vorbei in den Hafen von Nizza ein. Anstatt aber dem Verlangen des Prinzen, nach Rumelien zum Kampf wider den Bruder entlassen zu werden, zu willfahren, hielt man ihn in Nizza vier Monate in Gewahrsam und führte ihn dann, als ansteckende Krankheiten in der Stadt ausbrachen, über Chambéry nach Roussillon, einer der Burgen des Ordens an der Rhone. v. Hammer führt einen Vers an, in welchem Dschem, der von seinem Vater die Gabe der Dichtkunst geerbt hatte, auf seinen gezwungenen Aufenthalt in der reizenden Seestadt Nizza anspielt. Auch in Roussillon war seines Bleibens nicht; man brachte ihn nach Le Puy, wo man ihn mit Gewalt seines Gefolges beraubte, um jede Flucht unmöglich zu machen, und schleppte ihn dann mehrere Jahre lang von Burg zu Burg, seine Haft immer mehr verschärfend. Dies war der Dank, den der Orden dem Sultan für die Übersendung einer kostbaren Reliquie, des Armes von Johannes dem Täufer, abtrug. Überhaupt machten die Ritter mit der Gefangenhaltung des Prinzen ein gutes Geschäft. Nicht nur, daß Bajesid sich um ihre Freundschaft bewarb und ihnen die Jahrgelder regelmäßig entrichtete, auch die Mutter und Gemahlin Dschems, welche sich nach Ägypten geflüchtet hatten, sandten eine beträchtliche Geldsumme nach der Insel, damit der Gefangene zurückgeführt würde. Dabei gewann der Orden an politischer Bedeutung. Denn nicht nur König Matthias bemühte sich, den Prinzen in seine Gewalt zu bekommen, um sich seines Namens wider die Osmanen zu bedienen, auch Papst Innocenz VIII. verlangte seine Auslieferung; der neue Türkenzug, den er ins Werk zu setzen bemüht war, würde, wie er glaubte, unter einem solchen Fahnenträger glänzende Erfolge haben. Aber weder die Fürsprache des französischen Hofes, an den sich der heil. Vater wandte, noch die Bemühungen der Sultane von Kon-

Dschem in Europa.

16. Okt. 1482.

stantinopel und Kairo vermochten die Ritter zur Freilassung des erlauchten Gefangenen zu bestimmen; er mußte noch mehrere Jahre im südlichen Frankreich ausharren. Erst als die wiederholten Befreiungsversuche die fernere Bewachung allzusehr erschwerten, gab der Ordensmeister endlich seine Zustimmung, daß Dschem unter der Hut Guidos von Blanchefort nach Rom geführt wurde. Doch sollte er auch noch fernerhin unter der Obhut einer aus Rhodiser Rittern gebildeten Wache stehen. Zum Dank belohnte der Papst den Orden mit wichtigen Privilegien und übersandte dem Großmeister den Kardinalshut.

Dschems Ausgang. Acht Jahre hatte Dschem bereits im Lande der Ungläubigen geweilt und oft bereut, einst die brüderliche Versöhnungshand von sich gestoßen zu haben. Seitdem er aber unter dem Zulauf des neugierigen Volks seinen Einzug in 13. März 1489. Rom gehalten und in den Räumen des Vatikan in Gewahrsam gebracht war, schwand die Hoffnung einer endlichen Erlösung immer mehr in die Ferne. Die hohen Geldsummen, welche Bajesid dem Papst für die Hafthaltung des Prinzen darreichen ließ, das unermeßliche Lösegeld, verbunden mit andern großen Vorteilen und Versprechungen, welche der ägyptische Sultan, der Adana, Tarsus u. a. O. an sich gerissen und seine Herrschaft im Süden Kleinasiens auszudehnen bemüht war, für die Auslieferung anbot, überzeugten den Oberpriester in Rom, welchen Wert man im Orient auf den Gefangenen setzte. Innocenz VIII. und noch mehr sein Nachfolger Alexander VI. bewachten daher den teuern Schatz, der ihnen bei allen Unterhandlungen mit der Pforte von unendlichem Wert war, mit Argusaugen und verwarfen alle Vorschläge einer Auslieferung. Selbst das Versprechen einer Wiederherstellung des Königreichs Jerusalem von seiten des ägyptischen Sultans brachte die Kirchenfürsten nicht von ihrer Politik ab. Bald traten jedoch Ereignisse ein, welche zu einem gewaltsamen Ende hindrängten. Wir werden später den Feldzug des französischen Königs Karl VIII. in die Apenninische Halbinsel kennen lernen. Der romantisch angelegte Geist dieses Monarchen trug sich mit weitaussehenden Entwürfen und Plänen, die über seine Fähigkeiten hinausgingen. Nicht nur Unteritalien sollte der französischen Herrschaft zurückerobert werden; ein Kreuzzug zur Wiedererwerbung Jerusalems, die Vertreibung der Türken aus Europa, die Herstellung der christlichen Herrschaft in Konstantinopel, solche und ähnliche Schimären durchkreuzten das Gehirn dieses Valois. Ganz Italien geriet in eine fieberhafte Aufregung, als das 18. Sept. 1494. französische Heer in Asti einzog und auf Florenz und Rom losrückte. Nun stieg die Person des osmanischen Prinzen im Preis; denn was konnte dem König von Frankreich zur Ausführung seiner Pläne dienlicher sein, als wenn der Sohn Mohammeds des Eroberers seine Fahne begleitete und dem Unternehmen Richtung und Weihe gab. Und auch Bajesid unterschätzte die Gefahr keineswegs. Als daher zwei italienische Gesandte, der Genuese Giorgio Bucciardo von seiten des Papstes und Camillo Pandone von seiten des Königs Alfons von Neapel, in Konstantinopel erschienen, um aus den Verhältnissen den möglichst größten

Gewinn zu ziehen, fanden sie bei der Pforte eine sehr freundliche und entgegenkommende Aufnahme. Bajesid war nicht nur bereit, die rückständigen Unterhaltungskosten für den Bruder zu entrichten, sondern er bot auch eine namhafte Summe Geldes und allerlei verlockende Vorteile und Zugeständnisse, wenn der heil. Vater auf geeignete Weise den gefangenen Prinzen so schnell als möglich „aus den Bedrängnissen dieser Welt erlösen und seine Seele in eine andre Welt versetzen würde, wo er besser der Ruhe genießen könnte". Solche Anträge fielen bei dem ruchlosen Borgia, in dessen Politik die Versorgung seiner Kinder „ein Moment der Weltbewegung" ward, auf fruchtbaren Boden. Es unterliegt kaum einem Zweifel, daß er dem Prinzen, mit dem er sich bei der Annäherung des französischen Königs in die Engelsburg eingeschlossen hatte, ein schleichendes Gift beibrachte, das die Lebenskeime des Unglücklichen zerstörte. Doch sollte der Papst die Früchte der Frevelthat nicht ganz genießen. Als Karl VIII. am Schluß des Jahres in die Tiberstadt einzog, sah sich Alexander zu einem 31. Dez. 1494.
Friedensvertrag genötigt, worin er unter anderm sich verpflichtete, den osmanischen Prinzen dem französischen König gegen Entschädigung auf sechs Monate zu überlassen. Nun wurde Dschem aus der Haft befreit und in die Hände des Valois geliefert, der ihn mit Wohlwollen und Auszeichnung behandelte und auf seinem Zug gegen Unteritalien mit sich nahm. Aber die Kräfte des unglücklichen Fürsten waren abgezehrt. Kaum war er an der Seite seines königlichen Begleiters in Neapel eingezogen, so verschied er. Karl VIII. ließ ihn in Gaeta bei- 24. Febr. 1495.
setzen. Einige Zeit nachher wurde jedoch der Leichnam durch König Friedrich von Sizilien dem Sultan ausgeliefert, der ihm dann im Grabgewölbe zu Brussa neben Murad II. eine Ruhestätte gewährte.

„So endete dieser unglückliche Prinz im sechsunddreißigsten Jahr seines Alters, nach dreizehnjähriger Gefangenschaft, sein Leben, ein Schlachtopfer der zu seinem Verderben verschwornen christlichen und türkischen Politik, ein Schlachtopfer der Treulosigkeit d'Aubussons, der Eroberungspläne Karls VIII. und der gewissenlosen Gewinn-, Rach- und Mordsucht Alexanders VI. Er fiel diesen dreien als Opfer anheim, während drei andre Könige, nämlich die beiden Ferdinande von Neapel und Spanien und Matthias Corvinus von Ungarn und die Republik Venedig denselben zu gleichen Zwecken der Politik begehrten, und denselben, wenn sie ihres Wunsches teilhaft geworden wären, vermutlich in Freiheit gesetzt haben würden. Außer dem Andenken an seine unglücklichen Schicksale im Frankenlande, welchem er, von einer serbischen Mutter geboren, eher zugeneigt als abgeneigt war, lebt Dschem noch heute als Dichter im Munde seines Volks, und von seinen getreuen Dienern sind Haider, der Siegelbewahrer, und Saadi, der Defterdar, durch ihre Sammlungen lyrischer Gedichte, der letzte endlich durch sein tragisches Ende, mit dem er dem Herrn vorausging, bekannt. Von Frankreich aus mit geheimen Aufträgen an die Großen des Reichs und an die Janitscharen gesendet, wurde er zu Aidin ausgekundschaftet und auf des Sultans Befehl mit einem Steine am Halse ins Meer gesenkt. Er sammelte während der Pilgerschaft zu Mekka in Ägypten, auf Rhodus und in Frankreich die Gedichte Dschems, von denen mehrere berühmt, besonders aber das aufs Frankenland."

Bajesids Charakter und Friedfertigkeit. So schmachvoll das Spiel mit dem gefangenen Dschem für die christlichen Fürsten war, dem Abendlande trug es gute Früchte: denn während der fünfzehn Jahre, von der ersten Erhebung des Prinzen bis zu dessen endlicher Bestattung in Brussa war Bajesids Geist aus Furcht vor dem Bruder oder denen, die sich seines Namens als Schreckbild wider ihn bedienten, von Krieg und Eroberung fern gehalten. Diese Friedenspolitik, ein segensvoller Rückschlag nach der sturmbewegten Regierung des Eroberers Mohammed, war übrigens ganz der Natur Bajesids angemessen, welcher in der Statthalterschaft zu Amasia, wo er seine Jugend verbrachte, mehr den Studien und der Dichtkunst obgelegen, als sich in den Waffen geübt hatte und der stets größeres Wohlgefallen fand an den Genüssen einer friedlichen Herrschaft als an der Mehrung des Reichs durch Krieg und Eroberung. Ein Freund des wissenschaftlichen Forschens und Nachdenkens versenkte er sich gern in religiöse Betrachtungen, in morgenländische Beschaulichkeit, so daß man ihm von seinem Hang zum kontemplativen Leben zuweilen den Beinamen Ssofi beilegte. Um in seinem Kampfe wider die Empörer im Inneren nicht durch äußere Kriege abgezogen zu werden, gab er die Eroberungspläne seines Vaters sofort auf. Er gewährte den Ordensrittern auf Rhodus einen ehrenvollen Frieden; er billigte es, daß die osmanischen Truppen Otranto räumten und aus Italien wegzogen; er erneuerte mit Venedig den früheren Friedensvertrag und gewährte der Republik eine Gelderleichterung, günstigere Handelsbedingungen und andre Zugeständnisse; er ermäßigte der Freistadt Ragusa den bisherigen Tribut von 5000 auf 3000 Dukaten; Kedük-Achmed-Pascha, der Eroberer von Kaffa und Otranto, der die Friedenspolitik Bajesids mißbilligte, fiel in Ungnade
1482. und starb durch den Dolch eines Stummen. Er erhob keine Einsprache, als
1489. sieben Jahre später die Fürstin von Cypern, Katharina Cornaro, eine edle Venetianerin von Geburt, nach dem Tode ihres Gatten und Sohnes ihre Ansprüche auf das Inselreich an ihre Vaterstadt abtrat und daß somit die unternehmenden Handelsherren sich aufs neue im Orient festsetzten. Und daß die Befehlshaber von Bosnien und Semendria auf eigne Hand Streifzüge in das ungarische Gebiet unternahmen und dadurch neue kriegerische Verwickelungen an der Donau herbeiführten, war gegen des Sultans Sinn. Auch dauerte es nicht lange, so schloß Bajesid mit Matthias zuerst einen Waffenstillstand, dann einen Frieden, damit beide ihr Schwert gegen ihre näheren Feinde kehren möchten. Verheerende Streifzüge, welche von Zeit zu Zeit osmanische Kriegshaufen in die Länder Südösterreichs unternahmen, waren dem Ungarnkönig nicht unwillkommen.

Bajesid an der Donau und in Polen. Erst mit dem Tode des Corvinus trat eine Änderung ein. Die inneren Zerrüttungen, welche nach dem Hingang des tapferen Fürsten über das Magyarenreich hereinbrachen, luden den Sultan ein, die alten Eroberungspläne
1492. wieder in Angriff zu nehmen. Und so begannen dann in den neunziger Jahren abermals die Grenzkriege, welche zunächst die Länder Krain, Kärnten und

Steiermark mit furchtbarer Verwüstung und Kriegsnot bedrängten, dann aber, als Kaiser Maximilian zum Schutze seiner Erbstaaten ins Feld zog und in einer mörderischen Schlacht bei Villach die Raubhorden zurückschlug, Schwert und Brandfackel gegen Kroatien trug und in diese ungarische Grenzprovinz gleiches Verderben brachte. Der großen Niederlage, welche hier der ungarisch-kroatische 9. Sept. 1493.
Adel durch Zwietracht und Verrat erlitt, ist schon früher gedacht worden. Ein dreijähriger Waffenstillstand, der bald nachher in Budapest zum Abschluß kam, 1495.
wurde von Bajesid zur Ausbreitung seiner Herrschaft über die Moldau benutzt. Der Woiwod Stephan Karabogdan, dem der Polenkönig Johann Albrecht seine Hilfe aufgedrungen hatte, in der egoistischen Absicht, bei dieser Gelegenheit seine Herrschaft nach Süden auszudehnen, rief selbst die Osmanen wider die 1497.
Beschützer ins Land. Dies trug allen Teilen schlimme Früchte. Die Türken, die unter Balibeg, Statthalter von Silistria, mit großer Heeresmacht über den Grenzstrom setzten, schlugen die Polen aus der Moldau hinaus, verfolgten sie über den Dnjestr und verwüsteten das Land mit Feuer und Schwert: viele Städte des südlichen Polens gingen in Flammen auf, das offene Land wurde in eine Wüste verwandelt, mehr als hunderttausend wehrlose Menschen wurden in Sklaverei geschleppt, die Viehherden nach Kilia geführt. Als aber im Spätherbst Balibeg den Raubzug wiederholte und in dem ausgeplünderten Lande sich zu weit vorwagte, erlitt das Heer auf dem Rückzug durch Hunger und Kälte größeren Schaden, als eine verlorne Schlacht hätte anrichten können. Von den Grenzmarken Polens bis an die Ufer der Donau war alles mit Leichen bedeckt. In einer einzigen Nacht sollen 10,000 Türken den Tod gefunden haben und fast sämtliche Pferde umgekommen sein. Die weite Schneefläche war ein Leichenfeld geworden.

Durch den polnischen Feldzug und durch gleichzeitige Plünderungszüge Kriegsbund und Friedensschluß.
der Osmanen in Kärnthen und Krain glaubte der Ungarnkönig Wladislaus den Waffenstillstand verletzt. Er schickte daher nicht nur ein vorwurfsvolles Sendschreiben an die Pforte, sondern ging auch mit seinen Brüdern, dem König Johann Albrecht von Polen und dem Großherzog Alexander von Litauen ein Schutz- und Trutzbündnis ein, welchem sich nunmehr auch der Woiwod von der 1500.
Moldau anschloß. Auch König Ludwig XII. trat in den Bund gegen die Osmanen ein und König Heinrich VII. von England verpflichtete sich zu einer jährlichen Geldsumme, behufs der Unterhaltung einer Söldnertruppe gegen die Ungläubigen. Denn wie wenig auch Wladislaus einem Hunyad und Matthias Corvinus glich, immer noch galt in den Augen des Abendlandes der Ungarnkönig als der Grenzhüter und Fahnenträger gegen den Erbfeind der Christenheit. Und gerade um die Zeit war auch die Republik Venedig wieder in ein feindseliges Verhältnis mit der Pforte geraten und bemühte sich, unter Vermittelung des Papstes Alexander VI. um die ungarische Bundesgenossenschaft. Doch hatte die Signorie dabei weniger die Absicht in eine allgemeine Koalition einzutreten und

auf einen energischen Waffengang zu bringen, als dem Sultan Furcht einzuflößen und dadurch den schwachen Mann rascher zu einem der Republik günstigen Frieden zu bewegen. Dazu schien ihnen eine jährliche Subsidie von 100,000 Dukaten zweckmäßig angewendet; von weiterer Beteiligung an Kriegsoperationen wollten die Herren von San Marco nichts wissen. Überhaupt war es bei dem ganzen Kriegsbund mehr auf ein Schreckbild gegen den waffenscheuen Sultan, als auf eine ernstliche Drohung oder große gemeinsame Unternehmung abgesehen. Und
1501. dieser Zweck wurde vollkommen erreicht. Nach einigen glücklichen Streifzügen
1502. der Ungarn unter Johannes Corvinus trafen Bajesid und Wladislaus aufs neue
20. Aug. 1503. eine Übereinkunft auf Grund des Bestehenden zum friedlichen Verkehr und zu gegenseitiger Achtung der Reichsgrenzen und der völkerrechtlichen Beziehungen, ein Friedensschluß, in den nicht nur Ungarn und Böhmen mit allen dazu gehörigen Nebenländern und die Verbündeten des Königs Wladislaus eingeschlossen waren, sondern der allmählich auch alle christlichen Staaten, den Papst, Rhodus und Venedig inbegriffen, umfaßte, der Anfang eines internationalen Lebensverhältnisses zwischen Christentum und Islam auf völkerrechtlicher Basis.

Venetianisch-türkischer Krieg. 1499—1503.

Am meisten war die Republik San Marco bei dem Friedensschlusse interessiert. Lange war es der Signorie gelungen, den Frieden mit der Pforte auf dem günstigen Fuß zu erhalten, wie ihn Bajesid im Anfang seiner Regierung bestätigt hatte. Erst seit dem Tode Dschems waren allerlei Verwickelungen eingetreten, welche endlich zu offenen Feindseligkeiten führten. Ein türkisches Geschwader, welches den Venetianern die wichtige Küstenstadt Lepanto entreißen wollte, wurde bei Modon von dem helden-
1499. mütigen Andreas Loredano angegriffen. Obwohl nur einige Galeeren auf beiden Seiten ins Gefecht kamen, so entbrannte dennoch ein furchtbarer Kampf, in welchem drei Schiffe der Venetianer in Flammen aufgingen und der tapfere Führer selbst das Leben verlor. Wie sehr auch die Signorie alle Kräfte der Republik anspannte, um mit einer beträchtlichen Seemacht in den griechischen Gewässern erscheinen zu können und obwohl sie von Rhodus und Frankreich mit Galeeren unterstützt ward, der Admiral Grimani vermochte den Fall der zur See und zu Land bedrohten Festung Lepanto nicht zu verhindern. Zugleich drangen die Osmanen von Kroatien aus in das Gebiet der Republik, verbrannten über hundert Städte und Dörfer und verbreiteten Angst und Schrecken in der Lagunenstadt. Was half es, daß der Rat die beiden unfähigen Führer Grimani und Zancani wegen Feigheit mit Verbannung strafte, eine allgemeine Mutlosigkeit, die sich überall kund gab, verriet die schwierige Lage und die geringe Hoffnung auf einen erträglichen Ausgang. Gern hätte Venedig schon damals Frieden geschlossen, aber die Abtretung von Modon, Koron und Nauplia, welche die Türken verlangten, war ein zu hoher Preis. So wurden denn neue große Anstrengungen
1500. gemacht und alle Städte der Republik mit hohen Abgaben belegt, damit im Frühjahr eine neue Kriegsflotte zum Schutze der bedrohten Küstenstädte auf Morea unter Segel gehen konnte. Aber auch diesmal was das Glück den Venetianern abhold. Nach einem verzweifelten Widerstande wurde die feste Küstenstadt Modon von den Janitscharen erstürmt und in Flammen gesetzt. Als alles verloren war, warfen die Einwohner selbst die Brandfackel in die Häuser, um lieber unter ihren Trümmern sich zu begraben, als der Wut der Janitscharen zu erliegen oder in Sklaverei fortgeschleppt zu werden. Von der reichen Handelsstadt waren nur noch rauchende Trümmer vorhanden, als

Bajesid seinen Einzug hielt. Der Sultan trug Sorge für die Herstellung und Wiederbevölkerung; aber die Zeiten des Glanzes waren für Modon vorüber. Einige Tage nachher ergaben sich auch Koron, Navarin und Ägina den Osmanen; nur Nauplia leistete standhaften und erfolgreichen Widerstand und wurde dafür mit zehnjähriger Steuerfreiheit belohnt. Im folgenden Jahr waren die Unternehmungen der Signorie mehr vom Glück begünstigt. Dank der thatkräftigen Unterstützung des geschickten spanischen Admirals Gonsalvo di Cordova, der ein Geschwader von fünfundsechzig Segeln der Republik zuführte, wurden wieder einige verlorne Orte zurückerobert: allein das war nur ein geringer Ersatz für den unendlichen Schaden, den Staat und Handel erlitten. Unter solchen Umständen war jeder Friede einer Fortsetzung des unheilvollen Kriegs vorzuziehen. Die Signorie mußte es also immerhin noch für einen günstigen Ausgang ansehen, daß sie in den allgemeinen Friedensvertrag aufgenommen ward, so schwer es ihr auch ankommen mochte, den meisten Besitzungen auf Morea und auf den Inseln zu entsagen und damit die Herrschaft im Griechischen Meere, die glorreiche Errungenschaft der Vorfahren, bis auf einige geringe Reste hinzugeben. Für diese war es aber immerhin ein Gewinn, daß die Wiederanstellung eines venetianischen Baïlo in Konstantinopel von neuem gestattet wurde. Darum war auch die Signorie in den nächsten Jahren eifrig bemüht, jeden Konflikt mit der Pforte zu meiden. Sie ließ sich durch die Mahnschreiben des Papstes Julius II. nicht zu einem neuen Waffenbund der abendländischen Mächte wider den Feind der Christenheit hinreißen, sie gab die albanische Stadt Alessio, die sie während des Kriegs wieder in ihre Gewalt gebracht, dem Sultan zurück; sie wies das angebotene Bündnis mit Schah Ismail von Persien, dem Gründer der Saffi-Dynastie, welcher sich als den Nachfolger Usunhasans ansah und „mit der Jugendkraft seines Schwertes das verzehrende Feuer des religiösen Fanatismus verbindend" den Osmanen großen Haß trug, in feiner Weise von der Hand; sie trug der Verwendung des Sultans für den gefangenen Markgrafen von Mantua Rechnung und setzte denselben in Freiheit. Dafür bot Bajesid der Republik seine Hilfe an, als sie durch die Ligue von Cambrai ins Gedränge kam.

10. Aug. 1500.

1501.

Die Regierung des Sultan Bajesid II. sollte so stürmisch zu Ende gehen, wie sie begonnen. Ein furchtbares Erdbeben, welches nicht nur in Konstantinopel, sondern auch in andern Städten des Reichs, in Gallipoli, Tschorum, Demitoka u. a. O. die größten Zerstörungen anrichtete, so daß Tausende von Menschen unter den Trümmern der eingestürzten Häuser und Mauern ihren Tod fanden, waren die Vorboten der inneren Zerrüttungen und bürgerlichen Unruhen, von denen die letzten Regierungsjahre des bejahrten Herrschers erfüllt wurden. Wohl gelang es der Thätigkeit zahlloser Werkleute, welche Bajesid in Dienst nahm, die zertrümmerten Gebäude wieder herzustellen, aber die inneren Stürme vermochte er nicht zu beschwichtigen. Als er seinem Lieblingssohn Achmed, den er zum Statthalter von Amasia eingesetzt, die Nachfolge auf dem Herrscherthrone zuwenden wollte, erhob der jüngere Sohn Selim, ein kriegerischer, herrschsüchtiger Prinz, die Fahne der Empörung wider den Vater, um mit Hilfe der Janitscharen, denen das friedfertige Regiment Bajesids schon längst verhaßt war, für sich selbst das Reich zu gewinnen. Wiederum war der Aufstand mit Einbrüchen in die Magazine der jüdischen und christlichen Kaufleute, und mit

Bajesids II. Ausgang. Sept. 1509.

1511.

Plünderungsszenen verbunden. Nach einigen Monaten der Unsicherheit, der Intrigen und wechselnder Waffenerfolge sah sich Bajesid zur Thronentsagung an Selim genötigt. Er wollte sich nach seinem Geburtsort Demitoka zurückziehen, um dort den Rest seiner Tage zu verleben. Aber das Schicksal hatte anders be-
26. Mai 1512. schlossen. Auf der Reise nach der ersehnten Heimatstätte erlag er zu Alja in der Nähe von Haßsa einem Gifte, das ihm, wie die Welt glaubte, sein jüdischer Leibarzt auf Anstiften des Sohnes beibrachte. So endigte Bajesid im fünfundsechzigsten Jahre seines Alters seine einunddreißigjährige, wenig ruhmreiche Regierung, ein Fürst von melancholischem Temperament, mehr dem religiösen Mystizismus eines Gottesgelehrten als der praktischen Thätigkeit eines Kriegers und Staatsmannes hingegeben. Sein Leichnam wurde nach Konstantinopel zurückgebracht und in dem Grabgewölbe der von ihm erbauten Moschee der ewigen Ruhe übergeben.

„War Bajesid weder Held noch Politiker," urteilt Zinkeisen, „so hat er sich doch durch Werke des Friedens, Bauten und fromme Stiftungen, sowie durch Förderung des geistigen Lebens seines Volks, indem er namentlich Gelehrten und Dichtern seinen Schutz im reichsten Maße angedeihen ließ, ein nicht minder bleibendes und ehrenvolles Andenken gesichert, als seine Vorgänger. Nicht nur die von ihm zu Konstantinopel und Adrianopel erbauten großen Moscheen mit den für wohlthätige Zwecke und die Bildung der Jugend bestimmten Nebengebäuden, sondern auch eine große Menge andrer Bauwerke, namentlich Brücken, die ihm ihren Ursprung zu verdanken haben, sind noch jetzt redende Zungen des lebendigen Sinnes für Werke der Kunst und der Nützlichkeit, der ihn beseelte. Nicht ohne glücklichen Erfolg pflegte er selbst Dichtkunst und heilige Wissenschaft und der poetische Geist, der ihn belebte, war zum Teil auch das Erbteil seiner Söhne, von denen, neben ihrem Oheim Dschem, Korkud und Selim in der Reihe osmanischer Dichter einen ausgezeichneten Platz einnehmen.

b. Selims Gewaltherrschaft.

Regierungsantritt. Selim war auf blutigen Bahnen zur Herrschaft gelangt, und mit blutigen Mitteln suchte er sich in derselben zu befestigen. Da seine Brüder Achmed und Korkud in ihren asiatischen Statthalterschaften eine bedrohliche Haltung annahmen und der erstere mit Hilfe des persischen Schah Ismail sich ein asiatisch-osmanisches Reich zu gründen hoffte, so mußte Selim zunächst bedacht sein, sich die Gunst der Janitscharen zu erhalten und mit dem Abendlande in Frieden zu bleiben. Darum belohnte er den übermütigen Heerkörper mit Geldgeschenken und Solderhöhung, so sehr es ihm auch gegen den Sinn ging, auf diese Weise den Geist des Trotzes und Aufruhrs zu nähren und zu begünstigen, und erneuerte zugleich mit Ungarn und Venedig die von Bajesid geschlossenen Verträge. Um nicht ähnliche Erfahrungen zu machen, wie sein Vater, dessen ganze Kraft durch die Zerwürfnisse in der Familie gelähmt worden war, lenkte er in die von Mohammed II. aufgestellte Staatskunst ein. Sein Bruder Achmed, der nach der ver-
April 1513. lornen Schlacht bei Jenischehr auf der Flucht in Gefangenschaft geriet, wurde

sofort enthauptet. Dasselbe Schicksal traf auch den minder schuldigen Korkud, der durch Verrat in die Hände des Sultans geliefert vor den Thoren von Brussa sein Leben lassen mußte. Dann ließ Selim auch fünf Söhne seiner früher verstorbenen Brüder ergreifen und sämtlich vor seinen Augen hinmorden. Diesem Anfang entsprach seine ganze Regierung, die „wie die untergehende Sonne in kurzer Zeit einen langen Schatten über die Erde warf". Freunde wie Feinde fühlten die Schärfe seines mordenden Schwertes und die treuesten Wesire fielen als Opfer seines Argwohns. Dabei besaß er eine rastlose kriegerische Thätigkeit, die ihn zum Sieg über alle seine Widersacher führte, und einen gebildeten Geist, der den Umgang von Gelehrten und Dichtern suchte.

Nachdem der neue Sultan sich durch Ermordung seiner Verwandten jeder Nebenbuhlerschaft in seiner Nähe entledigt, richtete er seine Waffen gegen die beiden mächtigen Rivalen, welche stets allen Empörern hilfreiche Hand reichten, den Schah von Persien und den Sultan von Ägypten. Ismail, welcher allmählich alle Besitzungen der Turkmenenfürsten vom schwarzen und weißen Hammel in seine Gewalt gebracht, hatte mit dem Reiche Usunhasans auch dessen Feindschaft wider die Osmanen geerbt. Als Abkömmling einer Familie von Scheichen der schiitischen Religionsrichtung verband Ismail den Fanatismus eines Sofi mit dem politischen und kriegerischen Geiste eines Eroberers und Reichsstifters. Schon zu Bajesid war der Perserschah in ein gespanntes Verhältnis gekommen, als der Osmane die Glaubensgenossen Ismails verfolgte und zum Teil nach Koron und Modon in Morea verpflanzte. Doch ging kein allgemeiner Krieg daraus hervor, und Schah Ismail hatte Zeit, seine Herrschaft nach Osten und Süden auszudehnen, und die kleinen Fürsten aus Timurs Geschlecht zur Unterwerfung zu bringen. Den Scheibeck Chan, den großen Herrscher der Usbeken jenseit des Oxus lockte er durch verstellte Flucht in einen Hinterhalt und rieb ihn mit zehntausend Mann auf. „Ihm diente von nun an sein lebenlang der in Gold und Edelstein gefaßte Schädel Scheibeck Chans als Trinkgeschirr, die ausgestopfte Haut sandte er durch eine Botschaft an Sultan Bajesid, als Beilage des Siegesberichts." Vierzehn Herrscher hatte Schah Ismail niedergeworfen oder getötet und seine Macht weit über das mittlere Asien ausgedehnt, als sein Gestirn vor dem größeren Glücksstern des Herrschers der Osmanen erblaßte. Er hatte den Sohn Achmeds huldvoll an seinem Hofe aufgenommen und die Grenzlande des türkischen Reichs überschritten. Darüber brach der Krieg aus, der ebenso unvermeidlich geworden war, wie einst der Waffengang zwischen Mohammed und Usunhasan und um so schrecklicher und blutiger sich gestaltete, als er in seinem innersten Kern ein Religionskrieg war.

Schah Ismail von Persien.

Wir haben in den früheren Blättern dieses Werkes der tiefen Spaltung gedacht, welche durch das ganze Mittelalter die mohammedanische Welt in die beiden großen Religionsparteien der Suniten und Schiiten trennte (V, 79 ff. 213). Der feindselige Widerstreit, der so oft zu Verfolgungen und Schreckensszenen geführt, brach um die

Verfolgung der Schiiten.

Zeit, da im Abendland das Feuer der christlichen Kirchenspaltung schon unter der Asche glimmte, wieder in helle Flammen aus. Da Ismail Schah wie sein Vater Haider der schiitischen Glaubensrichtung mit heiligem Eifer zugethan war und derselben allerwärts den Sieg zu verschaffen strebte, so beschloß der schreckliche Selim einen Vernichtungsschlag wider die Anhänger der abweichenden Lehre zu führen, der zugleich als Kriegserklärung auf Tod und Leben gelten sollte. Er ließ durch Ausspäher und Kundschafter alle der schiitischen Lehrmeinung Ergebenen oder Verdächtigen von sieben bis siebzig Jahren im ganzen osmanischen Reiche aufzeichnen. Die Summe der ihm eingesandten Verzeichneten war vierzigtausend; dieselben fielen als ein Opfer des Schwertes oder wurden zu ewigem Kerker verdammt. „So ertränkte Selim den Samen der neuen ketzerischen Lehre in einem Meer von Blut."

Schlacht von Tschaldiran. Selims Siegeslauf. Nach diesem Akte des blutigsten Fanatismus entbot der Osmanensultan seine Heere nach der Ebene von Jenischehr und kündigte in einem von Schmähreden erfüllten Schreiben dem „Emir" Ismail, Befehlshaber persischer Heere, den Krieg an, „weil er den Weg des Heils verlassen, den wahren Gottesdienst zerstört, den Thron geraubt, die Moslems als Dränger unterdrückt, weil er, in den Mantel der Falschheit und Gleisnerei gehüllt, Aufruhr und Empörung verbreitet, die Standarte der Gottlosigkeit und Ketzerei aufgepflanzt" u. s. w. Nach einem beschwerdevollen Zug über Kaissarije, Siwas und das Schlachtfeld Terdschan traf die Kriegsmacht Selims, 140,000 Mann streitbarer Truppen,
23. Aug. 1514. im Thale von Tschaldiran mit den Heerscharen Schah Ismails zusammen. Hier ereignete sich die blutige Völkerschlacht, welche durch die Tapferkeit der Janitscharen und den geschickten Gebrauch der leichten Feldartillerie für Selim einen ähnlichen entscheidenden Ausgang hatte, wie einst der Tag bei Terdschan für Mohammed II. wider Usunhasan. Nur mit Mühe entging der Schah durch die Hingebung eines Getreuen der Gefangenschaft. Das persische Lager wurde die Beute der Sieger mit vielen Schätzen und Sklavinnen und sogar mit der geliebtesten Gemahlin Ismails. Die gefangenen Leibwächter ließ der Sultan, erzürnt über den Fall so vieler seiner Führer, auf der Stelle niedermachen. Neun
5. Sept. Tage nach der Schlacht hielt Selim seinen triumphierenden Einzug in Tabris, der Hauptstadt des neupersischen Reichs, gefeiert von Dichtern, Sängern und Schmeichlern, soviel edles persisches Blut auch an seinen Händen klebte. — Selim wollte in der an fruchtbaren Ebenen und fetten Triften reichen Landschaft Karabagh überwintern; aber am Araxes verlangten die Janitscharen so drohend den Rückzug, daß er nicht zu widerstehen wagte. So führte er denn das Heer über Erivan, Kars, Erzerum und Siwas nach Amasia, die Widersetzlichkeit der Mannschaft an den Wesiren rächend. In Kars empfing er die Geschenke und Huldigungen der Georgier. Keine Erfolge vermochten jedoch den tyrannischen Sinn des Sultans zu mildern. Als Schah Ismail die vier höchsten Würdenträger nach Amasia sandte, um mit reichen Gaben die Auslieferung seiner Gemahlin zu erflehen, ließ Selim die Gesandten ins Gefängnis werfen, die Fürstin aber vermählte er mit seinem Staatssekretär, dem gelehrten Verfasser seiner Siegesberichte.

Selim suchte den Eindruck seines Sieges bei Tschaldiran zur Ausdehnung des Reichs im Osten und Süden zu verwerten. Der alte Turkmenenfürst Alaeddewlet von Sulkadr im alten Mesopotamien, dessen Land unter der Hoheit des Sultans von Ägypten stand, hatte die Heeresfolge wider den Schah geweigert und auch schon bei andern Gelegenheiten feindselige Gesinnung gegen die Osmanen an den Tag gelegt. Gegen ihn kehrte alsdann der Sultan zunächst seine Waffen. Nachdem er die Festung Kumach auf einem steilen Felsen am Ufer des Euphrat, eine Tagereise von Ersendschan gelegen, in seine Gewalt gebracht, rückte er südwärts nach dem „Kranichsberg", wohin Alaeddewlet seinen Harem und seine Schätze geflüchtet hatte. Ein Treffen am Fuße der Anhöhe entschied zu gunsten der Osmanen. Der alte Fürst fiel im Kampf, seine vier Söhne wurden gefangen und getötet; den Kopf Alaeddewlets sandte Selim nach Kairo und belohnte dann mit dem Lande Sulkadr einen Gegner des Mameluckenherrschers. Dies erhöhte die schon lange zwischen den beiden Sultanen bestehende Feindschaft und Rivalität und streute den Samen zu einem Krieg, der nicht minder heftig und folgenschwer werden sollte, als der gegen Persien.

Mesopotamien unterworfen. a. Sulkadr. — Frühjahr 1515.

Ehe jedoch die Herrscher von Konstantinopel und Kairo persönlich die Waffen gegeneinander kehrten, wurden die wichtigen, zwischen den persischen und ägyptischen Reichen gelegenen Länder zum Kriegsschauplatz ausersehen. Nach der Vernichtung des Herrschergeschlechts von Sulkadr schickte Selim den Geschichtschreiber Edris, einen gebornen Kurden, der aus den Diensten des Fürsten Jakub vom weißen Hammel in die des Osmanensultans getreten war, in sein Heimatland Kurdistan, im nördlichen Mesopotamien, um die Befehlshaber (Bege) dieser Landschaft für den Anschluß an Selim zu gewinnen. Nach der Schlacht von Tschaldiran nämlich waren die ansehnlichsten Städte, wie Amid oder Diarbekr, Bidlis, Hossnkeifa, Miafarakain, Nedschti u. a. zu den Osmanen abgefallen und hatten zum Teil osmanische Besatzungen in ihre Mauern aufgenommen. Während aber Selim in Amasia weilte und dann einige Zeit in Konstantinopel und Adrianopel verbrachte, gelang es dem nach seiner Hauptstadt Tebris zurückgekehrten Schah Ismail und seinem Feldherrn, einen Teil der Landschaft Kurdistan wieder zu gewinnen. Verstärkt durch die treugebliebenen Mannschaften rückte er dann vor die Mauern von Amida oder Diarbekr, wo die osmanische Fahne noch aufgepflanzt war, und bedrängte die Stadt mit scharfer Belagerung. Aber ein ganzes Jahr lang widerstanden die kurdischen Bewohner und die osmanische Besatzung den feindlichen Stürmen und Angriffen, bis auf Edris' Betreiben mehrere Bege sich mit Biiklü Mohammed-Pascha, der von Erzerum aus mit neuen Truppen herbeizog, vereinigten und die wichtige Stadt am oberen Tigris, welche in alter Zeit so oft die römischen und persischen Heere vor ihren Mauern gesehen, aus ihrer bedrängten Lage retteten. So ging Amida, „die Stadt Bekrs" (Diarbekr), von der Farbe der aus Lava gebauten Häuser die „schwarze" genannt, nach vielen Schicksalswechseln in den Besitz der Osmanen über. Bald gerieten auch die übrigen Städte in die Hände der türkischen Heerführer, denen Edris als geschickter Unterhändler zur Seite stand: so Mardin (Merida) mit dem unüberwindlichen Bergschloß, nach dem siegreichen Gefecht Biiklü Mohammeds bei Kotschhissar und langer hartnäckiger Belagerung und Gegenwehr; so Hossnkeifa, von den Byzantinern „Schloß der Vergessenheit" genannt, wegen des schrecklichen, als Staatsgefängnis dienenden Kerkers, in einer traubenreichen

b. Kurdistan. — 1516.

Gegend am östlichen Tigrisufer; so Sindschar, Miafarakain, „die Stadt der Märtyrer", und die altberühmten Städte Mesopotamiens Dara, Nisibin, Edessa (Roha), die Euphratstädte Rakka oder Circesium und Dar Rum oder Thapsakus; so Harran oder Carra, als Abrahams Wohnstätte gefeiert, in den römischen Geschichtsbüchern eine dunkle Erinnerungsstätte, und endlich Mosul am Tigris, unweit der Gegend, wo die alte Weltstadt Ninive gestanden.

Mesopotamien unter türkischer Lehnsherrschaft.

So wurden die Landschaften zwischen Euphrat und Tigris, das nördliche Mesopotamien, durch die Thätigkeit Biiklü Mohammed-Paschas und des Geschichtschreibers Edris dem osmanischen Reiche gewonnen und erhielten eine der Natur und den Bedürfnissen des Landes als Grenzmarke entsprechende eigentümliche Wehrverfassung, die sich in ihren wesentlichen Einrichtungen bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Die drei Statthalterschaften Diarbekr, Mosul und Roha wurden in eine Anzahl Sandschaks oder Fähnlein geteilt, und viele von diesen letzteren eingeborenen Burgherren zu erblichem Familienbesitz unter türkischer Oberherrschaft verliehen. Der Ejubide Chalil, der letzte Sprosse aus dem Geschlechte des großen Kurden Saladin, ein Schwager Schah Ismails trat nunmehr in ein Klientelverhältnis zur Pforte und wurde im Auftrag Selims von Edris in altherkömmlicher Feierlichkeit mit Fahne und Pauke, Säbel und Roßschweif in die Lehnsherrschaft Hossnkeifa eingesetzt.

Krieg mit Ägypten.

Die Eroberung des Berglandes Kurdistan, die Heimat der persischen Heldensagen und Dichtung, gab dem osmanischen Reiche im Osten dieselbe große Wasserstraße als Markscheide, die einst das römische Reich nach Morgen begrenzt hatte. Damit war indessen der Kreis der Eroberungen des Sultans Selim im Oriente noch nicht geschlossen: auch die altberühmten Länder am Orontes und Jordan, wo so oft die Geschicke der Völker sich entschieden, so oft die wichtigsten Geschichtsereignisse zur Entfaltung gekommen, sollten den Machtsprüchen der Pforte unterworfen, auch am Nil, dem alten Lande der Wunder, sollte die Lehnsherrlichkeit des Padischah von Konstantinopel zur Anerkennung gebracht werden. Der bejahrte Sultan Kanssu Ghawri, welcher damals über Ägypten und Syrien herrschte, hatte bei dem persischen Feldzug Selims seinem Bundesgenossen Schah Ismail soviel Vorschub geleistet, als er ohne direkte Teilnahme an dem Krieg zu leisten vermochte und insbesondere die Unterwerfung Kurdistans zu verhindern oder zu erschweren gesucht. Dabei nahm er das Schutzrecht über die beiden heiligen Städte Mekka und Medina für sich allein in Anspruch. Dies war für den eroberungssüchtigen Selim Grund genug, eine beträchtliche Streitmacht an die Grenze von Syrien vorrücken zu lassen. Eine prunkvolle Gesandtschaft, welche Kanssu Ghawri an den Osmanen abordnete, wurde von diesem als eine Drohung angesehen und mit Beschimpfung zurückgeschickt.

a. Eroberung von Syrien.

Das geheime Einverständnis des Befehlshabers von Aintab mit den Osmanen erleichterte diesen die Besitznahme Syriens, wenngleich der Verräter,

welcher dem Feinde als Wegführer gedient, in Damaskus den verdienten Tod fand. Schon im August 1516 standen die beiden Sultane mit ihren Heeren in der Nähe von Haleb auf der Wiese von Dabik einander schlagfertig gegenüber. Es ereignete sich eine kurze aber blutige Schlacht, welche wie bei Tschaldiran durch die zahlreiche in der Fronte aufgestellte und durch eine Wagenburg gedeckte Feldartillerie zu gunsten der Osmanen entschied. Der achtzigjährige Sultan Kanssu Ghawri, von Verrat umgeben, fand den Tod auf dem Waffenfelde, sein reiches Zelt wurde die Beute des Siegers; die Stadt Haleb, wo unermeßliche Schätze aufgehäuft lagen, ergab sich ohne Gegenwehr; dem Beispiel der Hauptstadt folgten die übrigen Landesfestungen der Mameluckeu Malatia, Diwrigi, Aintab, Behesni u. a. In kurzem war das herrliche syrische Land, um dessen Besitz alle Völker der Weltgeschichte blutig gerungen, in der Gewalt der Osmanen. Der Zug Selims über Hama, die Heimat des Geschichtschreibers Abulfeda, mit den berühmten Wasserwerken so häufig von arabischen Dichtern in schwermütigen Liedern besungen, über Hömß oder Emesa, die alte Tempelstadt des Sonnengottes, nach Damaskus war ein Triumphzug. Hier empfing er die Huldigungen der syrischen Burgherren, der arabischen Emire, der Drusen des Libanon. 24. Aug. 1516. Okt. 1516.

Nachdem Sultan Selim in dieser „paradiesduftenden“ Stadt die Denkmale früherer Jahrhunderte besucht, den Wunderbau der Moschee der Omejjaden, die Grabmäler der Heiligen, die Ruhestätten der arabischen Dichter, Gelehrten und Weltweisen aus den Tagen des Ruhmes, setzte er Statthalter und Befehlshaber über die eroberten Länder und Städte und brach dann am Ende des Jahres nach Ramla und Gaza auf, wo eine vorausgeschickte Heerabteilung den Mamelucken bereits ein siegreiches Gefecht geliefert hatte, um den von den ägyptischen Truppen zum Sultan ausgerufenen Tumanbeg, einen durch Tapferkeit, Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit ausgezeichneten Fürsten, in der Mitte seines Landes und Volks aufzusuchen. Die Ermordung seiner beiden Gesandten, welche dem neuen Sultan gegen die Anerkennung osmanischer Oberherrschaft mittels Kanzelgebet und Münze auf Selims Namen den Frieden anbieten sollten, durch die über den schimpflichen Antrag empörten Mamelucken gab dem Vorhaben Selims den Anstrich eines gerechten Rachekriegs. Nachdem er in Jerusalem und Hebron sein Gebet verrichtet, gebot er dem Heere, durch die Wüste nach dem Nillande vorzurücken. In zehn Tagemärschen wurde der beschwerdevolle Zug mit Hilfe vieler Kamele und andrer Lasttiere vollendet und dabei durch die Verräterei des ägyptischen Heerführers Ghasali die hinter einer Anhöhe versteckte feindliche Batterie ohne Schaden umgangen. Zu Anfang des neuen Jahres standen die Mamelucken und Osmanen unter ihren Sultanen in der Nähe von Kairo abermals einander gegenüber und es entbrannte bei dem Dorfe Ridania die zweite Entscheidungsschlacht, welche trotz der wunderbaren Tapferkeit Tumanbegs durch die Verräterei Ghasalis und die Übermacht des b. Selim in Ägypten. 22. Jan. 1517.

osmanischen Geschützes einen ähnlichen Ausgang nahm, wie im vorhergehenden Jahr das Treffen bei Haleb. 25,000 Mamelucken deckten die Felder um Ridania und acht Tage nachher zog Selim nach einem furchtbaren Kampfe, in welchem Gasse um Gasse, Haus um Haus erobert werden mußte, als Sieger in die ägyptische Hauptstadt ein. Achthundert vornehme Mamelucken, die sich im Vertrauen auf zugesagte Begnadigung ergaben, wurden treulos enthauptet. „Hierauf begann das allgemeine Blutbad, ein Greuel, wie die Eroberungsszenen Timurs. Die Leichen von fünfzigtausend Erschlagenen waren in den engen Gassen der Stadt aufgehäuft.“ Kurtbai, der tapferste und mutigste der Mameluckenführer, wurde noch nachträglich gegen das gegebene Gnadenwort niedergehauen, als er durch kühne Rede den Zorn des Sultans reizte. Mit stolzer Siegesfreude überschaute zwölf Tage später Selim von dem hochgelegenen Palaste Saladins die Herrlichkeiten der Stadt und des Landes am Nil, die ihm unterthänig geworden.

Tumanbegs Ausgang. 1517. Der Osmanensultan hielt indessen sein Eroberungswerk nicht für vollendet, solange der tapfere Tumanbeg, der sich mit den Trümmern seines Heeres über den Fluß nach Gize und dann in das Nildelta gezogen und sich mit arabischen Beduinenscharen verstärkt hatte, noch unbezwungen und am Leben sei. Vergebens hatte er wiederholt dem Mameluckenherrscher den Frieden anbieten lassen, wenn er sich unterwerfen und seine Hoheitsrechte an Selim abtreten wollte; der heldenmütige Ägypter wies den ehrlosen Antrag mit Stolz und Verachtung zurück. Selim war in Verlegenheit; er wünschte die Beendigung des Kriegs und doch war bei der natürlichen Beschaffenheit des Landes die rasche Bewältigung der feindlichen Kriegsscharen eine schwierige Aufgabe. Da half ihm der Verrat, dem er bisher einen so großen Teil des Erfolges zu verdanken hatte, auch noch über diese Schwierigkeit hinaus: von den Osmanen gedrängt, suchte Tumanbeg mit der kleinen Schar seiner Getreuen Zuflucht bei einem befreundeten Araberstamm, dessen Haupt, Hasan Meri, ihm seine Rettung aus Kerker und Todesbanden verdankte. Dieser wies dem verfolgten Flüchtling eine sichere Freistätte in einer Höhle an, ging dann aber in das Lager der Osmanen und verriet seinen Gastfreund und Wohlthäter. Selim ließ den Gefangenen in Haft bringen und war nicht abgeneigt, ihm das Leben zu schenken, denn er bewunderte dessen Heldensinn und ritterliches Wesen, aber die verräterischen Großen wünschten seinen Untergang. Sie reizten Selims Argwohn bis er die Hinrichtung gebot. An
13. April 1517. demselben Thore Suweila, wo so manche Köpfe überwundener Feinde im Staube gerollt, wurde der letzte Sultan der tscherkessischen Mamelucken, der tapfere, gerechte und menschenfreundliche Tumanbeg aufgeknüpft. Gleiches Schicksal hatte der heldenmütige Heerführer Schadibeg.

Selims Machtstellung. Nun war Sultan Selim Herr und Gebieter des Nillandes. Er feierte Siegesfeste, belohnte die verräterischen Großen mit Statthalterschaften und empfing in Alexandrien die Huldigungen und Ehrengeschenke der Städte und Landschaften, den Tribut der Venetianer für Cypern, den sie bisher an Ägypten

geliefert und den Schlüssel der Kaaba von Mekka; denn jetzt war das Schutz- und Hoheitsrecht über die heiligen Orte an den Sultan der Osmanen überge- Aug. 1517. gangen. Nachdem Selim seine Einrichtungen getroffen und seine Befehle erteilt, trat er den Rückzug an. Tausend Kamele, mit Gold und Silber beladen, tru- 6. Okt. gen die Beute des großen ägyptischen Raubzugs. In Damaskus empfing er die Huldigungen der arabischen Stämme der syrischen Wüste, welche sie nicht bei dem ersten Aufenthalt dargebracht hatten. Von allen Seiten kamen Ehrengesandtschaften, um dem gewaltigen Herrscher des Morgenlandes Glückwünsche und Geschenke darzubringen; selbst der Schah von Persien ließ den Eroberer Syriens und Ägyptens begrüßen, und die venetianischen Nobili baten um Verlängerung des Friedens und um Bestätigung der Handelsverträge und Privilegien, die seit vielen Jahren zwischen der Republik und den Mameluken bestanden. Nachdem der Gewaltherrscher nochmals eine Wallfahrt nach Jerusalem und Hebron vollbracht, verließ er im Frühling des folgenden Jahres das syri- März 1518. sche Land, um über Haleb nach seinen europäischen Hauptstädten zurückzukehren.

Selim hat schwerlich jemals erfahren, wie eifrig während seiner Feldzüge Die Türkenfrage im Abendland. in Asien und Afrika von den europäischen Mächten über die orientalische Frage verhandelt worden ist, wie eingehend man auf Versammlungen, in Denkschriften, in Sendschreiben und Urkunden die Bedingungen eines allgemeinen Weltkriegs gegen die Osmanen in Erwägung zog, ja daß man sogar schon die Verteilung der Länder unter die europäischen Mächte überlegte. Jeder neue Papst hielt es für eine Sache der Ehre und der Religion, die Vertreibung der Ungläubigen aus Europa und die Zurückeroberung der Konstantinsstadt als die wichtigste Angelegenheit der auswärtigen Politik des heil. Stuhles in ernste Anregung zu bringen; und der Mediceer Leo X. stand in dieser Beziehung kaum einem seiner Vorgänger an Eifer und diplomatischer Thätigkeit nach. Mit allen Potentaten seiner Zeit trat er in Unterhandlungen und die entgegenkommenden Antworten, die ihm von allen Seiten zu teil wurden, erfüllten ihn mit so freudiger Zuversicht, daß er im März 1518 eine feierliche Prozession in Rom anord- 31. März 1518. nete, wobei er selbst zu Fuß an der Spitze sämtlicher Kardinäle und Prälaten nach der Marienkirche Sopra Minerva zog, um den begeisterten Vortrag anzuhören, worin der gelehrte Kardinal Jakob Sodolet den bevorstehenden Triumph der Christenheit über die Mächte der Finsternis verkündigte. Wäre Selim von diesen Plänen, Entwürfen und Siegeshoffnungen unterrichtet gewesen, so hätte er lächeln müssen über die großsprecherischen Beteuerungen glaubenseifriger Kriegslust, welche wie eine schillernde Seifenblase zerrannen, und sich wundern müssen, wie schnell die fürstlichen Häupter der Christenheit ihre Gesinnungen änderten oder wie wenig ihre Handlungen mit ihren Worten in Einklang standen. Denn nicht nur die Venetianer beeilten sich, mit der siegreichen Pforte in gutem Einvernehmen zu verbleiben, auch die Republik Ragusa erkaufte die türkische Schutzherrschaft durch neue Opfer, der Fürst der Walachei sandte Jahr-

gelder und auserlesene Jünglinge; Polen und Ungarn beobachteten sorgfältig die Friedensbedingungen und vermieden jede kriegerische Verwickelung auf der Grenze; russische Gesandte erschienen unter Vermittelung des Tatarenchans an der Pforte und erhielten günstige Zusicherungen für ihren Handel im Schwarzen Meer; die Kaufleute von Kasan und Asow sollten ungehindert mit den alten See- und Handelsstädten verkehren dürfen. Selbst König Franz I. von Frankreich, der anfangs von christlichem Kriegseifer zu brennen schien, lenkte bald in eine Richtung ein, die zu Bündnis und Freundschaft mit dem Großtürken führen mußte.

Selims Tod und Charakter. Nur ein christlicher Staat bewahrte nach wie vor seine feindselige Haltung und schien den stolzen Machthaber herauszuforderu — die Johanniterinsel Rhodus. An dieser die noch nicht gesühnte Blutrache zu nehmen, das Vorhaben Mohammeds II. zur Ausführung zu bringen und mit der Unterwerfung des wichtigen Ordensstaates den Kreis seiner orientalischen Eroberungen zu schließen, war Selims I. Plan, als er mitten unter den Vorbereitungen im Pfortenzelte zu Tschorli zwischen Konstantinopel und Adrianopel, da wo er gegen seinen Vater gestritten, an den Wirkungen der Pest starb, vor der er aus seiner Hauptstadt entflohen war. (21. Sept. 1520.) Selim war wie Mohammed II. ein gewaltiger Eroberer; beide können als die Hauptsäulen des osmanischen Weltreichs bezeichnet werden, das dann unter dem Nachfolger Suleiman den Gipfel der Macht und Größe erreichte. Mit Mohammed teilte Selim die blutdürstige Natur, die eiserne Willenskraft, die unerbittliche Herzenshärtigkeit, aber auch die hohe Geistesbildung, die Liebe zur Wissenschaft und Dichtkunst, die Gabe des Herrschens. Er war eine jener wunderbaren Naturen, in welcher großartige Verhältnisse einen Verein von bedeutenden Fähigkeiten des Geistes und hervorragenden Eigenschaften des Charakters bis zur höchsten Entfaltung, zugleich aber auch bis zur tiefsten Entwürdigung des menschlichen Wesens treiben können. „Zum Herrscher geboren, wollte er es im vollsten Sinne des Wortes sein, und er war es in allen den Tugenden und allen den Lastern, welche ihn unter den Beherrschern des osmanischen Reichs den größten asiatischen Tyrannen zur Seite stellen, welche die Weltgeschichte gekannt hat."

c. Suleimans Anfang.

Suleiman (Solyman) der Große oder Prächtige. Auf die Nachricht von dem Ableben Selims eilte sein Sohn Suleiman, ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, aus Magnesia, der Hauptstadt seiner bisherigen Statthalterschaft, nach Konstantinopel und nahm durch feierlichen Einzug in das Serail Besitz von dem väterlichen Reiche, (30. Sept. 1520.) die Gunst der Janitscharen durch das übliche Throngeschenk und durch Soldzulage erkaufend. Dem neuen Sultan war das Glück beschieden, daß kein Mitbewerber ihm die Herrschaft streitig machte, daß somit sein Regierungsantritt nicht mit Blutschuld und Verbrechen befleckt ward: ein Aufstandsversuch des syrischen Statthalters

Ghasali wurde rasch unterdrückt, und das strenge Strafgericht, das den Urheber des frevelhaften Beginnens in Damaskus ereilte, sicherte die Ruhe Asiens und Ägyptens nicht minder, als die Handlung der Milde und Gerechtigkeit, womit er seine Thronbesteigung einweihte. Er entsandte nämlich die Handwerker, welche Selim aus Syrien und Ägypten nach Konstantinopel weggeführt hatte, mit ihren Familien frei in ihre Heimat und entschädigte die persischen Kaufleute für die Verluste, die sie durch Beschlagnahme ihrer Waren erlitten. Im Abendlande begrüßte man den Thronwechsel mit den freudigsten Erwartungen: man hielt den neuen Herrscher für einen Mann von sanftem, friedfertigem Charakter, welcher die Bahn des Vaters nicht verfolgen werde, der wenig an Krieg und Waffenruhm denke; ein Lamm, meinte Giovio (Paulus Jovius), sei dem Löwen gefolgt. Von diesem Vorurteil kam man jedoch bald zurück: freilich war Suleiman kein blutdürstiger Tyrann wie Selim und Mohammed II., aber an Kriegs- und Eroberungslust stand er ihnen kaum nach, und da er mit dem Unternehmungsgeist eines Feldherrn die Fähigkeiten eines Reichsordners und Gesetzgebers und den politischen Scharfblick eines Staatsmannes verband, so besaß er alle Eigenschaften und Mittel, seinen Herrscherberuf in großartigster Weise zu erfüllen und seinen Namen zur Bezeichnung der glänzendsten Epoche der osmanischen Geschichte zu erheben. Die Beinamen des „Großen", des „Prächtigen", des „Gesetzgebers", welche ihm die Geschichtschreiber beilegten, geben Zeugnis von der Größe wie von der Vielseitigkeit seines Wesens.

Er ist bei weitem der größte Herrscher," urteilt v. Hammer, „welchen die Geschichte der Osmanen aufzuweisen hat. Ihm verdankt das türkische Reich den höchsten Flor seiner Größe und Macht, durch weise Staatsformen und Grundgesetze, durch Erweiterung des Gebietes der Länder und Kenntnisse, durch große Thaten im Kriege und Frieden, durch große Werke des Geistes und der Baukunst. Unter den bedeutenden Herrschernamen, welche in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in den Annalen der Geschichte prangen, nimmt Suleiman eine würdige Stelle ein; nur ein Fürst von so hervorragender Kraft und Geistesenergie konnte neben einem Karl V. eine so tiefeingreifende und folgenschwere Bedeutung in so gewaltiger und wichtiger Zeit gewinnen.

Mit dem klaren Blick eines Staatsmannes faßte der neue Sultan seine Herrscheraufgabe ins Auge: was Mohammed II. begonnen, was Selim im Orient fortgesetzt, das sollte durch Suleiman zur Vollendung geführt werden: die Ländergebiete an der unteren Donau und alle Inseln und Küstenländer der griechischen Gewässer sollten unter dem Halbmond vereinigt werden. Damit aber nicht die christliche Welt durch die Gemeinsamkeit der Gefahr zu einem gemeinsamen Kriegsunternehmen angefeuert, nicht das Kreuz wider den Islam zum Entscheidungskampf herausgefordert werde, wandte er den alten Grundsatz des Teilens und Herrschens an und suchte durch Aufstachelung der Sonderinteressen, der Leidenschaften und Rivalitäten die einen zu neutralisieren und in Unthätigkeit zu halten, während er die andern bekämpfte. So wußte er die Seine Politik.

Republik Venedig, die durch ihre Seemacht wie durch ihre Lage seinen Plänen wider Rhodus und Ungarn große Hindernisse in den Weg legen konnte, durch freundliches Entgegenkommen und durch vorteilhafte Zugeständnisse für ihren östlichen Handel auf seine Seite zu ziehen, so daß sie gern die alten Friedensverträge fortbestehen ließ und das Anerbieten des Sultans, sie bei der Unterdrückung des Seeräuberwesens zu unterstützen, mit Dank annahm. Dafür sah die Signorie ruhig zu, daß der Sultan große Kriegsrüstungen zu Wasser und zu Land machte, um die festen Bollwerke der Christenheit, Belgrad und Rhodus, die noch immer wie unbezwungene Löwen mit höhnendem Trotz auf die Grenzen des Osmanenreichs niederschauten, zu Falle zu bringen.

Suleiman an der Donau. Belgrads Fall. 1521. Ein zwischen Krieg und Frieden schwankender Zustand, wie er schon seit Jahren an der Donau bestanden, war nicht nach dem Sinne Suleimans und seiner Räte: solange Belgrad und Jaicza in den Händen der Ungarn sich befanden, war die osmanische Herrschaft im Donaugebiet nicht als gesichert zu betrachten, wurden die Grenzlande unaufhörlich von räuberischen Überfällen und feindseligen Begegnungen beunruhigt. Um die Zeit des Thronwechsels hatten die Befehlshaber von Semendria und von Bosnien mehrere kleine ungarische Festungen überrumpelt und in Brand gesteckt, eine Gewaltthat, welche die Ungarn mit Ermordung eines türkischen Gesandten nebst Gefolge vergalten. Dies war der Anfang eines Kriegs, der Ungarns Freiheit und Selbständigkeit vernichtete und dem Halbmond den Weg bis unter die Mauern Wiens eröffnete. Wir wissen, in welche verzweifelte Lage das Magyarenreich durch die Parteiwut und den Egoismus der Adelsfaktionen unter dem schwachen König Ludwig geraten war. Die Donaufestungen waren im traurigsten Zustande: die Besatzungen waren ungenügend, die Armierung mangelhaft, die Mundvorräte fast aufgezehrt, die Mauern und Festungswerke vernachlässigt. Unter den inneren Zerrüttungen und Parteikämpfen hatten die Ungarn die Kriegsrüstungen Suleimans außer acht gelassen, so daß sie erst an Gegenwehr dachten, als die feindlichen Heersäulen bereits auf Sabacz, Belgrad und Semlin losrückten. Dies geschah gerade in den Tagen, als Kaiser Karl V. seinen ersten Reichstag in Worms abhielt. Nach dieser rheinischen Stadt, nach Rom, nach Venedig zogen nun Eilboten aus dem Ungarlande, um Hilfe gegen den Erbfeind der Christenheit zu erflehen: aber in Worms befaßte man sich damals mit ganz andern Dingen als mit der „Türkennot“ und „Türkenhilfe“, und auch an dem Tiber und in der Lagunenstadt fanden die Boten kühle Aufnahme. So kam es denn, daß zuerst Sabacz nach dem heldenmütigsten Widerstande der Besatzungsmannschaft, die 8. Juli 1521. bis auf den letzten Mann im todesmutigen Kampf erlag, schon im Juli von dem Sultan selbst erobert ward, daß Semlin, dessen verfallene Mauern den Sturm nicht auszuhalten vermochten und eine Anzahl kleinerer syrmischer Städte und Schlösser sich ergeben mußten und größtenteils dem Erdboden gleich gemacht wurden, daß endlich auch Belgrad, das den Osmanen so lange getrotzt, vor

dessen Mauern einst Mohammeds II. Macht zerschellte, trotz der tapfersten Gegenwehr zum Falle kam. Der ungarischen Besatzung, welche bis zum letzten Augenblick die Festung mit Heldenmut verteidigt hatte, wurde als Preis der Übergabe freier Abzug zugesichert; aber mit der alten Treulosigkeit fielen die Janitscharen über die Wegziehenden her und ermordeten alles, was den ungarischen Namen trug. 29. Aug. Nur die bulgarischen Söldner, die im letzten Augenblick verräterisch ihren Posten verlassen, wurden verschont und nach Konstantinopel verpflanzt. Darauf ließ Suleiman die Festungswerke in Eile herstellen und die wichtige Stadt, die nun ein Bollwerk des Islam gegen die Christenheit werden sollte, durch eine starke Garnison unter Balibegs Oberbefehl bewachen. Zweihundert Kanonen schauten drohend von den Wällen hinab nach dem zerrütteten Reiche der Magyaren.

Doch unterbrach Suleiman für jetzt den nördlichen Siegeslauf, um seine Eroberung von Rhodus. Waffen gegen den Ordensstaat auf Rhodus zu richten, gegen jenen geistlichen 1522. Ritterbund, welcher den Angriffen Mohammeds des Eroberers widerstanden, an dessen Bekriegung Selim durch seinen Tod verhindert worden. Die Fortdauer dieser „äußersten Hochwacht der Christenheit", die durch ihre feindselige Haltung gegen die osmanischen Besitzungen und Schiffe so oft den Zorn der hohen Pforte gereizt, erschien dem stolzen Beherrscher in Konstantinopel als eine unerträgliche Schmach. Denn die geistliche Ritterschaft, die den Kampf gegen die Ungläubigen unter ihre Gelübde aufgenommen, konnte sich nicht wie der venetianische Handelsstaat auf Transaktionen und Kompromisse mit den Mohammedanern einlassen, wodurch sie ihrer Pflicht und Bestimmung ungetreu geworden wäre; bei ihr war der Krieg gegen die Anhänger des „falschen Propheten" eine Glaubenssache, eine Lebensbedingung; dem Feinde des Christentums so viel als möglich zu schaden, ihr eigentlicher Beruf. Und diesem Berufe, dieser prinzipiellen Aufgabe suchte der Orden nach Kräften nachzukommen. Wo sich eine Gelegenheit darbot, standen die Johanniter von Rhodus den Osmanen feindlich gegenüber. Die Vernichtung des Ordens in den Gewässern des Ostens und die Einverleibung der Insel Rhodus in das Reichsgebiet der Pforte galt daher schon längst in Konstantinopel als Grundgesetz osmanischer Politik; und Suleiman hielt sich für berufen, die Aufgabe, die seine beiden Vorgänger vergebens angestrebt, zum Ziele zu führen. Schon aus den Briefen und Antworten des Sultans und des Großmeisters der Johanniter, Philippe de Villiers de L'Isle-Adam, die dem Kriege vorangingen, trat es deutlich zu Tage, daß Sept. und Okt. 1521. beide die Notwendigkeit eines Entscheidungskampfes erkannt hatten. Auch bedurfte es keiner langen Zeit zu Rüstungen und Vorbereitungen, da der Feldzug Suleimans nur die Vollendung des Planes war, den schon Selim gefaßt, gegen den der Orden schon früher seine Verteidigungsanstalten getroffen hatte. So konnte denn schon im nächsten Sommer der zweite Wesir Mustafa-Pascha mit Juni 1522. einer Flotte von dreihundert wohlbemannten Schiffen aus den Dardanellen

gen Süden segeln, während Suleiman selbst ein Landheer von 100,000 Mann mitten durch Kleinasien nach der kleinen Hafenstadt Marmaris führte und dann nach der gegenüberliegenden Insel Rhodus übersetzend auf einem Hügel im Osten der Stadt sein Zelt aufschlug. Von beiden Seiten wurden nun alle Vorbereitungen zu einem Belagerungskrieg getroffen, der zu den merkwürdigsten der Geschichte gehört. Man war sich in beiden Heerlagern der ganzen Bedeutung bewußt, welche der Kampf für die christliche und mohammedanische Welt habe, und diesem Bewußtsein entsprach die Haltung der Angreifer wie der Verteidiger. Das Abendland, mit den eignen Anliegen beschäftigt, hielt sich von jeder Teilnahme fern; die Venetianer schickten ein Beobachtungsgeschwader unter dem Generalkapitän des Meeres, Domenico Trivisano, nach dem Kap Malea, mit der Weisung, die Besitzungen der Republik auf Cypern zu hüten, sich aber sonst in nichts einzulassen. So waren denn die Ritter auf ihre eigne Kraft angewiesen, und sie haben alles gethan, um im ruhmvollen Kampfe gegen eine weit überlegene Übermacht darzuthun, daß der Heldengeist der Kreuzzüge, daß das Gefühl für Religion und Ehre, welches die Brüderschaft einst ins Dasein gerufen, noch nicht in ihrer Männerbrust erloschen sei. In die Verteidigung der sieben Bollwerke der Stadt und des mit zwei mächtigen Ketten gesperrten Hafens hatten sich die acht Zungen des Ordens, die französische, deutsche, englische, die spanische, portugiesische, italienische, die von der Auvergne und Provence geteilt. Vom 1. August an begannen die Sturmangriffe, die trotz der Menge und Größe der Kanonen, Steinkugeln und Bomben, trotz der Stärke der Belagerungswerkzeuge, der unterirdischen Minen, der Anstrengungen der unter den Augen des Sultans wetteifernden Krieger durch die unerschütterliche Tapferkeit der Ritter und den Heldenmut der ganzen Bevölkerung mit unermeßlichem Verlust zurück-
24. Sept. geschlagen wurden. Bei dem Hauptsturme am 24. September sollen 15,000 türkische Streiter den Tod gefunden haben. Aber Suleiman ließ sich durch keine Opfer und Beschwerden von seinem Vorhaben abbringen; die Ehre des osmanischen Namens gebot ihm, nur als Sieger von der Stelle zu weichen. So wurde denn in der Belagerung fortgefahren und während der beiden folgenden Monate das Ritterheer durch unaufhörliche Stürme und Angriffe bis zur Erschöpfung ermüdet. Der Sultan erreichte seinen Zweck. Als nach zwanzig zurückgeschlagenen Stürmen, wobei mehr als 100,000 Osmanen den Tod gefunden, sich den Rittern keine Aussicht auf Hilfe eröffnete und der Mangel an Kriegsvorrat und die Beschädigungen der Mauern und Türme durch das feindliche Geschütz den längeren Widerstand unmöglich machte, schloß der Großmeister mit dem Sultan
21. Dez. 1522. eine Kapitulation, kraft deren allen Rittern lateinischer Herkunft freier Abzug mit Hab und Gut und ihren Waffen nach der Insel Kreta, den zurückbleibenden Christen Sicherheit der Person, des Eigentums und des Glaubens und Steuerfreiheit auf fünf Jahre gewährleistet wurde; auch sollten aus den Rhodisern nie Jünglinge unter die Janitscharen gewählt werden dürfen. Eine Frist von zehn

Tagen war zur Räumung der Insel festgesetzt. Daß in diesem Punkt der Kapitulationsvertrag nicht eingehalten wurde, daß ein frisch aus Asien angekommener Janitscharenhaufen schon am fünften Tage in die Stadt einbrach, alles, was ihm in die Hände fiel, raubte, Kirchen und Klöster schändete und „alle Greuel zügelloser Barbarenwut" verübte, war wohl gegen Suleimans Willen und Befehl. Wenigstens entließ er den heldenmütigen Großmeister Villiers de L'Isle-Adam, der etwa zu gleicher Zeit mit ihm selbst sein Herrscheramt angetreten hatte, mit freundlichen Trostesworten, als dieser sich von dem neuen Gebieter der Insel mit einem Handkuß verabschiedete, um sich mit seinen Rittern nach 1. Jan. 1523.
Kandia überzuschiffen. Von dort aus fuhren die tapferen Ordensleute zu Anfang des neuen Jahres nach Italien, wo der Großmeister mehrere Jahre in Civita Vecchia, Rom und Viterbo verweilte, bis er und der Rest seiner Ritter nach vielen Mühen und Unterhandlungen endlich eine bleibende Stätte auf der Insel Malta fand. Mit Rhodus fielen auch die dazu gehörigen acht kleinen Inseln der Johanniter (Leros, Kos, Kalymna, Nisyrus, Telos, Chalke, Limonia, Syme) unter osmanische Herrschaft.

Wie schwoll dem Sultan das stolze Herz, als er seinen triumphierenden Einzug in seine Hauptstadt hielt. Aber im Abendlande erhob sich Trauer und Wehklage über den schweren Schlag, den das Christentum erlitten. Nur die Venetianer schickten eine Gesandtschaft ab, um dem Sultan die Glückwünsche der Republik darzubringen. Dafür erhielten sie neue Beweise huldvoller Gesinnung und für ihren Baïlo eine Erweiterung der Vorrechte. Auch der Schah von Persien trat nunmehr aus seiner reservierten Haltung heraus und bezeugte dem Großtürken seine Ehrfurcht durch eine stattliche Gesandtschaft. Alles vereinigte sich damals, das Siegesgefühl des Machthabers am Bosporus zu steigern und den Gedanken in ihm zu wecken, daß er berufen sei, seine Herrschaft von einem Ende der Welt bis zum andern auszudehnen. Ägypten, wo der türkische Statthalter Achmed-Pascha die Fahne des Aufruhrs erhoben und mit Hilfe der Mamelucken sich zum Sultan aufgeworfen hatte, wurde durch den vielvermögenden Günstling und Großwesir Ibrahim-Pascha, einen gebornen Griechen von großer Anmut und kunstfertigem Violinspiel, den Suleiman vom Kämmerling des Serails zu seinem vertrauten Großbeamten erhoben und mit seiner Schwester vermählt hatte, nach kurzem Kampfe zum Gehorsam zurückgeführt. In der Krim wurden die Zerrüttungen in der Familie des Chan benutzt, um die Halbinsel in sichere und ergebene Hände zu bringen.

Suleimans Machtstellung.

1525.

Als der Orient beruhigt, Persien eingeschüchtert, die durch den Krieg auf Rhodus erzeugten Lücken im Heere ersetzt waren, da gedachte Suleiman wieder der Donaulande und des unterbrochenen Siegeslaufes im Norden. Vor den Hauptmächten des Abendlandes war er sicher: der König von Frankreich weilte damals als Gefangener in Madrid; wenn Suleiman gegen König Ludwig von Ungarn, den nahen Verwandten des Hauses Habsburg, zu Felde zog, wirkte er

Ungarns Fall. a. Die Lage der Dinge im Abendland.

im Interesse des französischen Monarchen, und man hat sichere Beweise, daß sowohl die Mutter des Königs als Franz I. selbst mit dem Sultan Verbindungen angeknüpft hatten, um mit seiner Hilfe aus der schlimmen Lage befreit zu werden. Es ist nicht nachzuweisen, daß diese Verbindungen einen direkten Einfluß auf den ungarischen Feldzug geübt haben; aber Suleiman schöpfte daraus die Überzeugung, daß ein gemeinsames Unternehmen der christlichen Mächte nicht zu befürchten sei, wenngleich Papst Clemens VII. aufs neue den Türkenzehnten ausschrieb und in dem Madrider Friedensvertrag der französische König sogar eine Kriegshilfe wider die Osmanen versprach. Auch geht aus der späteren Politik des Pariser Hofes hervor, daß der Valois den Sultan als seinen mächtigsten und zuverlässigsten Bundesgenossen wider den Habsburger ansah. Von dem schwerfälligen Deutschen Reich, dessen Fürsten und Stände eine „eylende Hülff gegen den Türcken" nicht für so dringlich hielten, war sowenig zu fürchten, als von dem Vorschlag der Minoriten, aus den Mitteln sämtlicher Klöster des Abendlandes eine bewaffnete Macht wider den Erbfeind der Christenheit ins Feld zu stellen. Die Zeit einer gemeinsamen Aktion der europäischen Völkerfamilie oder christlichen Religionsgenossenschaft war vorüber: die zeitlichen Interessen und die weltliche Politik beherrschten das öffentliche Leben; jeder Staat, jedes Gemeinwesen faßte seine eigne Stellung, seinen eignen Vorteil ins Auge und entnahm daraus die Motive seines Handelns.

b. Die Schlacht bei Mohacs. So mochte denn Suleiman mit ziemlicher Zuversicht auf einen glücklichen
1526. April. Ausgang zählen, als er im Frühjahr mit einer gewaltigen Kriegsmacht und
Juli. furchtbarer Artillerie gegen die Donau vorrückte. Am 9. Juli traf das Heer in Belgrad ein und schon nach einigen Tagen wurde Stadt und Festung Peterwardein durch den Großwesir Ibrahim-Pascha mit Sturm genommen. Nach
1. Aug. siebentägiger Belagerung mußte sich Illock ergeben und kurz darauf gaben aufsteigende Feuersäulen den erschrockenen Magyaren das Signal, daß Suleiman bei Essek die Drau überschritten habe und gegen die Hauptstadt des Reichs los-
29. Aug. rücke. Wir kennen bereits die blutige Katastrophe bei Mohacs, wo nach dem schwachen Hoffnungsstrahl eines anfänglichen Sieges der magyarischen Tapferkeit über die osmanische Übermacht ein zweistündiger Kampf die ungarische Nation samt dem zwanzigjährigen König Ludwig zu Boden warf (S. 219). Wenige Tage nach der Schlacht schlug Suleiman seine Zelte unter den Mauern der Hauptstadt auf und ließ seine wilden Kriegsscharen das Land nach allen Seiten durchstreifen. Doch auch diesmal hielt er ein längeres Verweilen in dem fernen Lande und die Ausdehnung seiner Eroberungszüge nach dem Westen nicht für ratsam. Nachdem Ofen in Flammen aufgegangen und die Raub- und Rachsucht der Janitscharen durch die Mord- und Plünderungszüge in den südlichen Komitaten gestillt war, gab der Sieger das Zeichen zum Aufbruch, das verödete, menschenleere und zerrüttete Magyarenreich den inneren Stürmen preisgebend. Die Zahl der Ungarn, die während dieses verhängnisvollen Feldzugs in der

Schlacht umgekommen, gewaltsam hingemordet oder in Sklaverei weggeführt wurden, soll sich auf 200,000 belaufen haben.

Der Streit der beiden Thronbewerber um die Krone Ungarns, von dem früher die Rede gewesen, legte die Zukunft des Königreichs in Suleimans Hand, da sowohl Ferdinand von Österreich, als Johann Zapolya bei der Pforte Hilfe und Anerkennung suchten. Durch die Vermittelung Luigi Grittis, eines natürlichen Sohnes des venetianischen Baïlo und einer Griechin, gelang es dem polnischen Edelmann Hieronymus Laszky, dem gewandten Unterhändler Zapolyas, die Fürsprache Ibrahim-Paschas zu erlangen und dadurch bei dem Sultan Gunst und Gnade für „König Johann" zu finden. Gegen die Zusage Laszkys, daß sein Herr Syrmien und die eroberten Festungen nie zurückverlangen und von Zeit zu Zeit Gesandte mit Geschenken an die Pforte des Großherrn senden wolle, gab Suleiman das feierliche Versprechen, daß er dem König Johann mit seiner ganzen Macht gegen alle seine Feinde beistehen werde. König Ferdinand erschrak bei der Kunde von diesem Friedens- und Anerkennungsvertrag, der für ihn eine Kriegsbotschaft war. Er suchte daher durch eine Gegengesandtschaft den drohenden Sturm zu beschwören, indem er zwei königliche Räte nach Konstantinopel abordnete, um „Frieden und gute Nachbarschaft" anzubieten und zu begehren. Als ihnen aber die Forderung gestellt ward, König Ferdinand sollte zuvor Budapest und Ungarn räumen, kehrten sie unverrichteter Dinge zurück, den drohenden Bescheid mit sich tragend, der Großherr gedenke nächstens in Person bei dem König in Österreich einzutreffen. Von den Venetianern dem Großwesir als Kundschafter verdächtigt konnten die Gesandten erst nach mehrmonatlicher Haft und vielen Beschwerden und Nöten die Heimat wieder erreichen. Im nächsten Jahr machte Ferdinand noch einen Versuch, von dem Sultan einen Frieden oder doch einen mehrjährigen Waffenstillstand zu erlangen. Selbst um den Preis einer „jährlichen Pension", die bis zu 100,000 Dukaten erhöht werden könnte, sollte der Gesandte Jurischitsch denselben abschließen; auch zu einem Jahrgeld oder namhaften Geschenk für Ibrahim-Pascha war derselbe bevollmächtigt.

c. Der Thronstreit.

Febr. 1528.

1529.

Aber ehe dieser Gesandte das türkische Gebiet betreten konnte, stand Suleiman bereits wieder auf dem Waffenfelde von Mohacs. Seine Statthalter hatten ihm vorgearbeitet. In den zwei vorausgegangenen Jahren waren alle Donaufestungen, welche noch in den Händen der Ungarn geblieben, darunter das vielumkämpfte Jaicza, das letzte Hauptbollwerk ungarischer Herrschaft in Bosnien, erobert worden und sowohl in dieser Provinz als in den benachbarten Landschaften Kroatien, Dalmatien, Slawonien alle Spuren magyarischer und deutscher Oberhoheit vertilgt worden. Als nun der Sultan selbst wieder auf der früheren Kriegsstraße an der Drau erschien, eilten die Magnaten von Zapolyas Partei in das türkische Heerlager, um dem Gewaltherrscher ihre Huldigungen darzubringen. Nachdem Suleiman seinen Schützling mit allem Prunke osmanischen Hofzeremoniells als König empfangen und zum Handkusse zugelassen,

d. Johann Zapolya als König eingesetzt. 1529.

20. Aug. 1529. rückte er zum zweitenmal vor die Mauern von Budapest, nötigte die deutsche Besatzung zur vertragsmäßigen Übergabe der ungarischen Hauptstadt und führte seinen gekrönten Diener in die Königsburg ein. Die abgeschlossene Übereinkunft vermochte die abziehende Kriegsmannschaft nicht vor der Wut und Rachsucht der verwilderten Janitscharen zu retten. Seitdem herrschte in Ofen König „Janusch" als zinspflichtiger Klientelfürst der Pforte.

Die Türken vor Wien. 1529. Noch in demselben Herbst sahen die Wiener die Zelte Suleimans und Ibrahim-Paschas vor ihren Mauern aufgerichtet und ihre Stadt durch einen mehrwöchigen Belagerungskrieg bedroht. Aber das Schloß der Habsburger sollte nicht von türkischen Füßen betreten, die Stephanskirche nicht durch den Islam entweiht werden. Nachdem mehrere Stürme von den tapferen Reichstruppen und ihren heldenmütigen Führern zurückgeschlagen waren, traten die Okt. 1529. Osmanen den Rückzug an, Leichenstätten und Einöden als Denkmale zurücklassend. Wir werden den Fortgang dieser Ereignisse, die so tief in das geschichtliche Leben Deutschlands und des gesamten Abendlandes eingriffen, in einem andern Zusammenhang kennen lernen. Der Feldzug hatte durch die Verluste und Unfälle vor Wien von seinem anfänglichen Glanz verloren; dennoch hatte der Sultan alle Ursache nach seiner Rückkehr in Konstantinopel die glückliche Beendigung durch großartige Feste zu feiern. Das stolze Magyarenreich wurde von einem türkischen Schützling beherrscht; die Krone des heil. Stephan, das Nationalheiligtum der Magyaren, war in den Händen des Beherrschers der Ungläubigen; die osmanischen Feldzeichen waren weiter nach Westen gedrungen als je zuvor. Damals war das Osmanenreich die gebietende Macht; die Entscheidung der politischen Weltlage stand damals bei der Pforte des Sultans.

D. Kulturleben und Bildungsstand im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert.

Litteratur: Bei der folgenden Zusammenstellung konnten zu dem reichen Material das schon VII, 407 f. aufgeführt ist, und zu den schon früher gebrauchten Werken von H. Hallam, Geschichtl. Darstellung des Zustandes von Europa im Mittelalter, übersetzt von Halem. Leipzig 1820; Wachsmuth, Europ. Sittengeschichte und Allgem. Kulturgeschichte; J. Scherr, Deutsche Kultur- und Sittengeschichte. Leipzig 1866, 8. Aufl. 1882; Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit, noch wichtige Nachträge für die Kunst- und Litteraturgeschichte des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts benutzt werden. 1. Zu den erwähnten allgemeineren Werken von Wachsmuth, Gräße, Rosenkranz u. a. ist noch beizufügen: Geschichte der Poesie und Beredsamkeit seit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts von Friedr. Bouterwek. Göttingen 1801—1819, fortgesetzt von Brinkmeier; Simonde de Sismondi, de la littérature du midi de l'Europe. Bruxelles 1837. 2 voll. und manche Spezialuntersuchungen und Abhandlungen in Ad. Eberts Jahrbuch für romanische und englische Litteratur. Berlin 1859 ff. — 2. Zur französischen Litteratur: Histoire litteraire de la France, ouvrage commencé par des Religieux Bénédictins, continué par des membres de l'Institut t. XXIV. XXV. Quatorzième siècle par Victor Le Clerc. Paris 1862. 1869. 2 voll. 4⁰. — Die von Méon herausgegebenen mittelalterlichen Dichtungen (Roman de la Rose; fabliaux et contes des poëtes français des XII.—XV. siècles; le Roman de Renart); Collection des chroniques nationales françaises écrites en langue vulgaire du XIII^{me} au XV^{me} siècle par J. A. B. Buchon. Paris 1824—1829. 47 voll. 8⁰. Dazu: Über Jean Froissart und seine Chroniken, im „Archiv für Geschichte und Litteratur", herausgegeben von Schlosser und Bercht. Bd. V. Frankf. 1833, und Kervyn de Lettenhove, Froissart, étude littéraire sur le XIV^{me} siècle. Paris 1857. 2 voll., und über Comines von demselben Verfasser: Études sur les historiens du XV. siècle. Bulletin de l'acad. royale de Belgique. 2 série. VII. 273, und Lettres et négociations de Phil. de Comines. Bruxelles 1867; sodann: Collection universelle des mémoires particuliers relat. à l'histoire de France au XV^{me} siècle. Londres et Paris 1785. — Histoire de la littérature française par D. Nisard. Paris 1844—1861. 4 voll.; par Eugène Géruzez. (6 édit.) Paris 1867. — Tableau historique de la littérature française par F. Haas. Darmstadt 1855. — Geschichte der französischen Nationallitteratur von Fr. Kreyßig. 3. Aufl. Berlin 1866 u. a. W. — Über die Amadis-Romane die gründliche Abhandlung in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur Jahrg. 1826, Bd. 33. Über die sieben weisen Meister: A. Keller, Le Roman des sept sages. Tübingen 1836. Über die französischen Schauspiele: Achille Jubinal, Mystères inédits du quinzième siècle. Paris 1837. 2 voll. und A. Keller, Un miracle de notre dame. Tübingen 1865. — 3. Zur englischen Litteratur: Warton, History of English poetry, Lond. 1774. 2 voll. 4⁰. — A compendious

history of English literature and of the English language by George L. Craik. Lond. 1864. (2. edit.) 2 voll. — The history of English literature etc. by W. Spalding. 2. edit. Edinb. 1853. — Geschichte der englischen Litteratur von Alex. Büchner (Darmstadt 1855), von Steph. Gätschenberger (2. Aufl., Wien 1868), Johannes Scherr, (Leipzig 1854) u. a. W. — The poetical works of Geoff. Chaucer by Thom. Tyrwhitt. London 1843, auch in deutscher Übersetzung von Kannegießer und von Hertzberg. — Reinh. Pauli, Zwei Dichter, Gower und Chaucer, in „Bilder aus Alt-England", Gotha 1860. — 4. Zur niederländischen Litteratur: W. J. A. Jonckbloets Geschichte der niederländischen Litteratur; deutsche Ausgabe von Wilhelm Berg in Rotterdam. Leipzig 1870. 2 Bde. — 5. Zur deutschen Litteratur sind noch als Ergänzung des Früheren beizufügen: Wilhelm Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur. 2. Aufl. Berlin 1885; Devrient, Geschichte der deutschen Schauspielkunst. Leipzig 1848; Mone, Schauspiele des Mittelalters. Karlsruhe 1846. 2. Bde. Über die epischen Dichtungen des Heldenbuchs: die verschiedenen Ausgaben im Urtexte in der „Bibliothek der gesamten deutschen Nationallitteratur", Quedlinb. und Leipzig, sowie die Übertragungen in neudeutscher Sprache von K. Simrock. — Über die Volkslitteratur: Außer dem älteren Werk von Görres (Heidelb. 1807) die deutschen Volksbücher von Karl Simrock, 1—13, Frankf. a. M. 1845—1867, sowie die Ausgaben der Gesta Romanorum von Ad. Keller (Leipzig 1841) und J. G. Th. Gräße (Dresden u. Leipzig 1842). Diokletians Leben von Hans von Bühel (ältestes deutsches Gedicht von den sieben weisen Meistern). Herausg. v. Ad. Keller. Quedlinburg u. Leipzig 1841. — Von den zahlreichen Sammlungen von Volksliedern wurden vor allen benutzt: Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder. Stuttgart und Tübingen 1844. 1845. 2 Bde., und Die historischen Volkslieder der Deutschen vom dreizehnten bis sechzehnten Jahrhundert, gesammelt und erläutert von Liliencron. Leipzig 1865. — Zur Geschichte der bildenden Kunst: Außer den schon früher erwähnten Kunstgeschichten von Schnaase, Kugler, E. Förster, Lübke, noch Springer, Bilder aus der Kunstgeschichte u. a. W.

I. Gang und Charakter der Litteratur und Bildung bis zu Ende des Mittelalters.

Fortleben der höfischen Poesie.

Mit dem vierzehnten Jahrhundert trat in dem europäischen Gesellschaftsleben eine neue Ära ein: war bisher die Bildung fast ausschließlich eine aristokratisch-ritterliche und klerikale, die in allen Ländern, wo das Feudalwesen Wurzel geschlagen, große Uniformität zeigte, und an welche Fürsten, Adel und Geistlichkeit mit gemeinsamen Interessen geknüpft waren, so traten jetzt neue Faktoren auf, welche diese konventionelle Bildung der oberen Stände durchbrachen, zersetzten und mit der Zeit untergruben. Es wurde in früheren Blättern wiederholt dargethan, welchen Einfluß das Eintreten des bürgerlichen Elementes in den niederländischen Kommunen auf die Gedankenkreise der kriegführenden Völker des Westens geübt hat, von welcher Bedeutung der Kampf der deutschen Reichsstädte gegen die Burgherren und Fürsten gewesen, welch ein wichtiges Moment die Gründung der Eidgenossenschaft mit ihren demokratischen Prinzipien für den politischen und gesellschaftlichen Zustand des mittleren Europa gebildet hat. Dazu kam noch das Ringen in den deutschen Städten zwischen den patrizischen

Geschlechtern und den Handwerkerzünften um bürgerliche Rechtsgleichheit. Diese großartigen Bewegungen der mittelalterlichen Menschheit, in denen Völker und Stände sich ihrer Sonderinteressen klarer bewußt wurden, zum erstenmal eine schärfere Scheidung nach Nationen, Stämmen und Volksklassen hervortrat, und tausend verschiedene Gliederungen mit eben so viel verschiedenen Richtungen ihre Kräfte entfalteten, brachten auch das Kunst- und Litteraturleben des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts in Fluß und schufen, indem sie die Mauern und Bollwerke der festgeschlossenen Feudalburg durchbrachen, neue Wege und Gestaltungen, die jedoch den gemeinsamen Ausgang noch lange erkennen ließen. Denn so sehr beherrschte die auf Rittertum und Galanterie beruhende und von konventionellen Umgangsformen bestimmte aristokratische Bildung die gesamte vornehme Welt, daß das Ablenken von den gewohnten, durch die Zeit geheiligten Vorstellungen und Sitten zu neuen Gedankenkreisen und Umgangsformen sehr langsam vor sich ging. Es dauerte noch über ein Jahrhundert, bis die bürgerlich-demokratischen Elemente sich von der ritterlich-aristokratischen Vormundschaft emanzipierten und es wagten, die Rechte der Natur und des angebornen Menschengeistes gegen die herkömmliche Zeitbildung und den überlieferten Formalismus geltend zu machen. So kam es denn, daß die verschiedenen Arten der mittelalterlichen Poesie, wie wir sie im zwölften und dreizehnten Jahrhundert kennen gelernt, auch noch in das vierzehnte und fünfzehnte hineinragten, gleich den alten Ritterburgen, die man hier und da durch Anbauten oder architektonische Umwandlung den neuen Verhältnissen anzupassen suchte, oft aber auch dem allmählichen natürlichen Verfall überließ. Nicht allein die religiösen Dichtungen in epischer und lyrischer Form, die Darstellungen des Lebens Jesu, die Marienlieder, die Legenden und Heiligengeschichten u. dgl wurden nach wie vor von Klerikern und Laiendichtern in der Landessprache fortgeführt und nahmen, je nachdem die Zeit durch äußere Verhältnisse mehr religiös angeregt war, hier und da einen frischen Aufschwung, auch die Ritterpoesie, das höfische Epos und die ganze Romantik der Kreuzzugszeit feierte noch eine Nachblüte. Am naturgemäßesten war dieses Fortleben der religiös-ritterlichen Gedankenkreise und Phantasiegebilde in Frankreich, wo die Kriege mit England den Geist des Feudalismus lebendig erhielten, die Stadtkommunen mit der materiellen Existenz zu ringen hatten und die Ausschreitungen der Bauern und niederen Bürgerklassen schließlich nur zur Stärkung der Aristokratie dienten, wo unter den höheren Ständen eine größere Gleichförmigkeit in Sprache und Bildung obwaltete, die ritterliche Galanterie mehr dem Wesen und der Natur der gesamten Nation entspricht und der Geist des Reisens und Wanderns und das fahrende Abenteurerleben noch in alter Stärke fortlebte. Und da in dieser Periode nicht bloß der flandrisch-brabantische Hof und Adel unter dem burgundischen Herzogshause in die Kultur- und Umgangsformen des großen Nachbarvolkes eingetreten war, sondern sogar an dem englischen Hofe und bei den Burgherren des Inselreiches die französische Sprache

als die eigentliche Sprache der Gebildeten im Gegensatz zu den schwankenden Volksidiomen galt, so war damit für das westliche Europa ein mustergültiges Vorbild aufgestellt. Noch immer belebten und erheiterten die „fahrenden Leute", die Jongleure und Minstrels, die Feste und Hochzeiten auf den Schlössern des Adels; noch immer war der Sänger und Spielmann ein willkommener Freudenmehrer im Kreise der vornehmen Gäste; noch immer waren bei Turnieren Herolde, Wappendeuter und Festordner auch zugleich Dichter, Sänger und Vortragende. Und auch in der Wahl und Behandlung der Stoffe folgte man der überkommenen Tradition. Der Liebe Lust und Leid, die Reize der Natur im Mai, die Schönheit und Anmut der Geliebten bildeten noch immer das vielfach variierte Thema der lyrischen Dichter des vierzehnten Jahrhunderts, das nur hier und da durch einige vaterländische Klänge erweitert ward; und in den größeren epischen Gedichten oder Romanen erzählte man wieder und immer wieder von dem karolingischen Heldenkreis, von den Rittern der Tafelrunde, von Alexander und Troja; und alle diese französischen Dichtungen wurden auch in den Niederlanden, in England, an den Höfen Süddeutschlands gelesen, entweder im Original oder in Übersetzungen und Bearbeitungen in Versen und Prosa.

Allegorie. Nach und nach nahm jedoch das höfische Epos eine neue Gestalt an: die konventionellen Beschreibungen von Ritterthaten und Abenteuern, die bekannten Erscheinungen und Vorgänge des Minnelebens, der herkömmliche abgenutzte Apparat der Vers- und Reimkünstler reichten nicht mehr aus für alle Bedürfnisse des Herzens, des Geistes, der Phantasie; man trug Verlangen nach größerer Abwechselung und nach neuen Reizmitteln. So benutzte man die überlieferte epische Form und Dichtersprache, um allerlei Züge aus den kirchlichen und gesellschaftlichen Zuständen einzuflechten, um allerlei Lehren und Anspielungen über die Zeitfragen anzubringen, um die wachsende Lüsternheit und Frivolität der Leser durch pikante oder unsittliche Züge zu reizen oder zu befriedigen. Diese Zwecke konnten am besten unter den Verhüllungen der Allegorie erreicht werden. So kam es, daß der früher erwähnte „Roman von der Rose" für den Triumph der altfranzösischen Poesie galt, daß er durch das ganze vierzehnte Jahrhundert und noch weiter hinaus das Lieblingsbuch der vornehmen Welt wurde und daß überhaupt die Allegorie in die gesamte epische und lyrische Minne- und Ritterdichtung eindrang. Wir begegnen der allegorischen Poesie nicht nur in den Niederlanden und in England, wo die französische Litteratur durchgängig zum Vorbild diente, auch in Deutschland wo man sich allmählich von dem Einfluß des Nachbarlandes frei machte, nimmt sie im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert einen weiten Raum ein. Die Mystiker führten ihre religiösen Gedichte und theosophischen Spekulationen gern in verhüllter Gestalt ein; Heinrich von Müglin, an der Schwelle des Überganges vom Minnelied zum Meistergesang, hat seinem Gönner Kaiser Karl IV., an dessen Hof er weilte, ein didaktisch-allegorisches Gedicht über die Künste und Wissenschaften überreicht,

„Das Buch der Maide“ genannt, und ein vielgelesenes Gedicht, „Die Jagd des Hadamar von Laber“ kleidet die Freuden und Leiden der Liebe in die Allegorie einer Jagd ein, eine Dichtung, in welcher unter breiter, eintöniger Form vereinzelt die überraschendsten Bilder und Gleichnisse anziehen, „vortreffliche Blicke in die Natur der Liebe und des menschlichen Gemüts und vorwaltend der Zug des liebenden Herzens zu der äußeren Natur“. Besonders liebte man es, Frau Minne in Person auftreten zu lassen und an sie, wie der Dichter Heinzelein von Konstanz, die „Minnelehre“ zu knüpfen. Auch die alte Sage von Frau Venus, die im geheimnisvollen Berg herrscht, wurde vielfach zu solchen Liebesallegorien benutzt (die Mohrin von Hermann von Sachsenheim) und in dem weitbekannten Gedicht „Von der Liebe und dem Pfennig“ wird in verhüllter Rede dargethan, wie das sittige innerliche Leben der alten Zeit mit dem äußeren rohen Erwerbstrieb vertauscht ward. Dieser Übergang der Poesie in die Allegorie kann nicht sehr in Verwunderung setzen, wenn man bedenkt, daß jene schönen Frauen, welche die Troubadoure und Minnesänger in ihren Gedichten feierten, größtenteils nur Gebilde der Phantasie waren, nicht viel mehr als Traumgestalten ohne Fleisch und Blut und ohne Realität: von einem solchen visionären Liebesobjekte ist es nur ein kleiner Schritt zur Personifikation von Begriffen, ja man darf behaupten, daß einzelne Figuren im Rosenroman mehr Realität an sich tragen, als manche Sängerschöne. In dem „Faux-Semblant“ hat man mit Recht ein mittelalterliches Urbild des Tartüff erkannt. Die Allegorie und Symbolik empfahl sich auch dadurch, daß man die üppigsten und frivolsten Geschichten unter dem schützenden Dache der mystischen Auslegung einschwärzen und verhüllen konnte.

War schon durch die Einfügung der Allegorie der Charakter der Heldendichtung wesentlich geändert, so traten für die Ritterpoesie bald noch andre Gefahren ein, welche die romantische Herrlichkeit, die noch in aller Naivität und mit verklärender Bewunderung in Froissarts Chroniken zur Erscheinung kommt, mit der Zeit zu Fall bringen mußten. Anfangs waren die patrizischen Stadtbürger gern in die Zauberkreise der ritterlichen Romantik eingetreten: liegt es doch in der Natur des Parvenü, sich in die herrschende höhere Gesellschaft und deren Lebensformen und „Passionen“ einzudrängen; damit fiel immerhin einiges von dem Glanz des Adels und Ritterstandes an die Herren von den Wollsäcken und Magazinen ab; und oft besuchten die Wandersänger in den niederländischen Handelsstädten lieber die stattlichen Häuser reicher Patrizier als die Burgen verarmter oder ungebildeter Edelleute. Und als dann die unteren Volksklassen gleichfalls anfingen zu sprechen „vom Rechte der Menschen, das allen gemein sei“, da strebten die vornehmen Bürger noch mehr, in die Kreise des Adels eingereiht zu werden. Allein dieses Verhältnis war auf die Dauer nicht haltbar; wir haben gesehen, wie sich im Staatsleben die Scheidung zwischen der mehr und mehr an die Fürstenmacht sich anlehnenden Feudalwelt und den bürgerlichen

Entartung des Rittertums.

Gemeinwesen immer schroffer ausbildete. Ähnlich erging es auf dem Gebiete der Litteratur und Kunst, wenigstens in den Niederlanden, in England, in Deutschland. Der wachsende Kontrast in den Lebensanschauungen, Zielen und Bedürfnissen mußte auch im Geistesleben, in der Geschmacksrichtung, in der Dichtkunst eine gründliche Auseinandersetzung herbeiführen. Und diese wurde wesentlich beschleunigt und erleichtert durch den Verfall, dem die höfische Dichtung mit raschen Schritten entgegenging. Wenn schon die Troubadoure und Minnesänger Klagen ausstießen über die Gleichgültigkeit des Adels für die Werke der Kunst und Phantasie, über die Geringschätzung, der sie auf so vielen Schlössern begegneten, so verschlimmerte sich diese Lage weit mehr, als mit dem Aufhören der Kreuzzüge das Rittertum verwilderte; als die noch ungeschwächt fortwirkende Thatenlust, nicht mehr veredelt im Dienste ungemeiner Zwecke, sich in Bürgerkriegen und inneren Fehden verzehrte und mehr und mehr zu gemeiner Rauf- und Raublust herabsank; als die, wenn auch mitunter gespreizte und erkünstelte Romantik durch rohe Sinnlichkeit und Genußsucht, durch lärmende Gelage und Bankette erstickt ward; als ein ungebundenes Kriegs- und Jagdleben jedes gemütliche Zusammenleben im häuslichen Kreise, jedes innere Sammeln und Vertiefen in geistige Dinge unmöglich machte. Aus der späteren Darstellung in den Ausführungen wird man einen Begriff von den Zuständen der adligen und fürstlichen Kreise Deutschlands schöpfen können; aber auch in den westeuropäischen Ländern war die Lage der Dinge in Staat und Gesellschaft nicht zu Gesang und fröhlicher Kunst angethan. In England und Frankreich war der Adel ganz und gar mit Kriegsereignissen, mit Staatsumwälzungen, mit Parteikämpfen beschäftigt, die ihm nur wenig Muße für die Ergüsse des Herzens, für die Produkte der Phantasie gestatteten; in den Niederlanden vollzog sich die Scheidung der Kommunen und des Herrenstandes. Die Dichtkunst, die der Unterstützung der Reichen und Mächtigen nicht entbehren konnte, fand ihre Rechnung mehr bei den Bürgern und dem Stadtvolk als auf den Schlössern, und der wandernde Sänger, der nach Brot ging, stimmte sein Saitenspiel, sein Lied, seinen poetischen Vortrag lieber auf dem Markte oder in dem gastfreien Bürgerhause an. Die Folge war, daß die Ritterpoesie ausartete, daß die alten Sagen in ungeschickte Hände kamen und ihrer feineren Teile entkleidet wurden, daß man nach und nach die älteren Epopöen in Reime ohne Rhythmen auflöste und die Heldendichtung gegen den Prosaroman umtauschte. Wenn man der epischen Poesie in Deutschland und in den Niederlanden nachgeht, erstaunt man über die Rückschritte der Kunst in Behandlung der alten Sagenstoffe. Die karolingischen Vasallengeschichten vom Malagis, von den Söhnen Haimons, von Ogier dem Dänen (Ardenner) u. a., der rohe, von Grausamkeiten und Barbarei erfüllte Roman Hug Schapler (die Fabelgeschichte Hugo Capets, eines angeblichen Fleischersohnes); die späteren Bearbeitungen des deutschen Nationalepos, der Wolfdietrich, das Eckenlied, der Rosengarten u. a. m. führen uns in Zustände

und Anschauungen, wie sie vor der Blütezeit der Ritterbildung bestanden, in das rohe Zeitalter, das auf die Völkerwanderung folgte, zu jenen herkulischen Helden, „die aus der Mühle genommen zu Feldherren wurden und noch als Feldherren ihre riesige Kraft mit fanatischer Tapferkeit und Blutlust paarten". Die feinere Art der romantischen Minnepoesie, die sich an die traditionellen Artusnamen anschloß, wurde im vierzehnten Jahrhundert kaum noch in schwachen Nachklängen versucht. Je mehr aber diese Behandlung des überlieferten Sagenschatzes den nachgebornen Geschlechtern das Kleinod vergangener Zeiten entfremdete und verdunkelte, desto weniger konnten diese dadurch sich bewogen finden, aus ihrem Stumpfsinn und ihrer Gleichgültigkeit herauszutreten. Mochten die Waffenthaten und Liebesabenteuer der Artushelden für die kühnen Raubritter des vierzehnten Jahrhunderts immer noch einigen Reiz haben, jenen ungeschlachten Gesellen von roher Natürlichkeit ohne allen Anstrich feinerer Ritterbildung und Galanterie wollten sie dagegen nicht gleichen, für jenen rauhen Naturalismus empfanden selbst die kühnsten Wegelagerer, Bandenführer und Stegreifhelden keine Sympathien; und welches Gefallen konnten die Raub- und Zechritter in Deutschland für die wunderliche Phantasiewelt der alten Heldensage, für die Riesen und Zwerge, für die Zauberer und Fabelgeschöpfe empfinden, wie sie in den Dichtungen des „Heldenbuches" vorgeführt werden? Man wird daher wohl keinen Fehlschluß thun, wenn man in dieser Behandlung der alten Heldensagen neben der Unfähigkeit, geistigen Unfruchtbarkeit und Unempfänglichkeit auch einige Absichtlichkeit, auch einige Ironie und versteckte Polemik argwohnt. Die bürgerliche Gesellschaft konnte dem Burgadel, ihrem unversöhnlichsten Feind und Gegner, keinen nachdrücklicheren Schlag versetzen, als wenn sie denselben im Zerrbilde der gepriesenen Vorfahren darstellte; und die patrizischen Emporkömmlinge mochten wohl kein großes Verlangen mehr tragen, mit den Nachkommen dieser Recken und Frauen einer barbarischen Vergangenheit in eine Reihe gestellt zu werden. Die Entartung der Ritterpoesie, die Entkleidung der alten Sagen von allem romantischen Schmuck der Kreuzzugszeit war daher der sicherste Weg, ihren gänzlichen Untergang herbeizuführen; in den Niederlanden und selbst in Deutschland hat sie daher auch das vierzehnte Jahrhundert kaum überdauert. Denn das „Buch der Abenteuer" des Münchner Malers und Chronikschreibers Ulrich Füterer, der auf Anregung des Herzogs Albrecht IV. von Bayern dreizehn Abenteuer aus dem bretonischen Sagencyklus in der Strophe des Titurel dichtete, war nur ein mißlungener Versuch, die alte romantische Welt der anders gearteten Gegenwart wieder näher zu bringen, indem er die Redeweisen und Kunstsprache einer entschwundenen Vergangenheit mit den unritterlichen gemeinen Ausdrücken seiner Zeit verband. Es kann daher sowenig Anspruch auf ursprünglichen Dichterwert machen, wie das Verzeichnis von Ritterbüchern in demselben Titureltone, welches Jakob Püterich von Reichartshausen in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts (1462) aufstellte und mit einem

poetischen Ehrenbrief an die Herzogin Mathilde von Österreich richtete, oder die dichterischen Produktionen des Michael Behaim und des Kaisers Maximilian.

Die Romantik in Frankreich.

Anders war es in Frankreich, anders bei den normännischen Burgherren und am Königshof in England. Hier hatte die Ritter- und Minnedichtung an der aristokratischen Volksnatur, an der festeren Begründung der Feudalität, an dem eingebornen Charakter der Sage, an dem längeren Fortbestand der überlieferten Verhältnisse und Ideenkreise einen festeren Halt als in den mehr demokratisch angelegten Nachbarstaaten. Und lieferte denn der hundertjährige Erbfolgekrieg beider Nationen nicht fortwährend Szenen, welche an die karolingischen und Arturschen Rittersagen erinnerten? Hier blieb also nicht nur die ritterliche Minnedichtung unbehelligt auf ihrem Throne, sondern sie lenkte sogar den Griffel der Historiker und erlangte im fünfzehnten Jahrhundert noch einmal einen Aufschwung, als der Fall des byzantinischen Reichs und die Türkenkriege an der Donau die alten Kreuzzugsgedanken wieder weckten. Die stolzesten Erinnerungen der beiden Nationen waren mit den morgenländischen Kämpfen verknüpft; in Paris, in London, in Brüssel herrschten Dynastien, die aus Frankreichs Boden hervorgegangen; der heil. Ludwig und Richard Löwenherz schienen den Enkeln aus dem Grabe zuzurufen, sie sollten nicht dulden, daß das älteste Christenreich von Mohammeds Nachfolgern entweiht werde. Solche Zeitereignisse finden stets in der Litteratur ihren Nachhall. Man wurde nicht müde, fort und fort die alten Rittergeschichten zu lesen, umzuarbeiten, in die Landessprachen zu übersetzen; dabei war man aber auch beflissen, den alten Bau durch Schmuckwerk im Geiste der Zeit stets wohnlich zu erhalten; besonders wurde der Allegorie und Symbolik, welche so sehr mit dem gesamten äußerlichen Charakter des Ritterwesens jener Tage stimmte, ein weiter Raum zugewiesen. Wir haben diese Adelsgesellschaft, die von dem poetischen Ritterroman ihre Farbe trug, bei verschiedenen Gelegenheiten kennen gelernt, und werden ihr im Verlaufe dieser Darstellung noch mehrfach begegnen: „abenteuerliche Feste und Aufzüge, wunderlicher Putz in Kleidern und Waffen, in Schildern und Wappen sonderbare Figuren und Devisen, die grillenhaftesten Gelübde, Pilger- und Waffenfahrten, der gezwungenste Liebesdienst und die steifste Etikette, kurz alles, was nur die alten Dichtungen andeuteten, drängte sich jetzt in das wirkliche Leben ein".

Rittertum und neue Kriegsweise.

So erhielt sich denn die romantische Poesie, besonders unter dem Schutze des französischen und burgundischen Hofes bis zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, und wir haben gesehen, welchen Anteil sie noch an dem abenteuerlichen Unternehmen Karls VIII. hatte, das auf einen weit größeren Schauplatz als die Apenninische Halbinsel berechnet war; aber sie war so hohl und leer geworden, wie das ganze Ritterwesen: die Romantik sowohl in der Schrift, als in der Wirklichkeit glich einem Körper, aus dem bereits die Seele gewichen ist, der nun rasch der gänzlichen Auflösung entgegengeht. Der ganze mittelalterliche Apparat

und Formalismus: der geharnischte Lanzenritter auf bepanzertem Roß, die prunkende Schaustellung der Turniere und Waffenfeste, die steife Galanterie in erkünstelten Formen, die minnigliche Verzückung und Begeisterung, das ganze erlernte Gefühls- und Liebeschmachten, die konventionellen Redensarten einer entschwundenen Kourtoisie, alle jene Erzeugnisse und phantastischen Gebilde eines auf unnatürliche Richtungen in Wildnisse und Irrwege geratenen Menschengeistes standen in den Tagen, da bereits die Buchdruckerkunst erfunden war und das Schießpulver gegen Burgen und Reisige seine vernichtende Gewalt zu richten begonnen, ebensosehr im Widerspruch zu dem wirklichen Leben und zu dem realistischen und aufgeklärten Zeitgeist, wie das verjüngte Nachbild, das zu Ende des vorigen Jahrhunderts seinen Gespensterschritt durch die Reihen der verblüfften Menschenwelt richtete. Es wurde in früheren Blättern sattsam dargethan, welche Umgestaltung das Kriegswesen seit der Einführung der Schießwaffen erfuhr und wie sehr dadurch der Wert des geharnischten Reiters herabgedrückt und das ganze Rittertum seinem Verfall auch in der politischen Weltstellung entgegengeführt ward. Die Streitfrage über die Erfindung des Schießpulvers ist für den geschichtlichen Entwickelungsgang der Menschheit von untergeordneter Bedeutung; ob es den Chinesen, Indiern und Arabern bereits bekannt gewesen, oder ob, wie die Sage meldet, der Franziskanermönch Berthold Schwarz (eigentlich Konstantin Ancklitzen) aus Freiburg im Breisgau, bei Gelegenheit chemischer Experimente auf die Mischung von Salpeter, Schwefel und Kohle geraten ist; von Wichtigkeit ist nur die Thatsache, daß es seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts bei der Kriegführung in Anwendung kam und den mittelalterlichen Waffendienst unbehilflich und unzweckmäßig erscheinen ließ. An die Stelle des seit der Entkräftung des Lehnswesens machtlos gewordenen ritterlichen Heerbannes trat nunmehr ein geübtes Fußvolk von bezahlten Soldknechten und endlich stehende Heere, durch welche die Fürstengewalt über die losen Feudalzustände den Sieg erlangte. Bald war das ganze Ritterwesen mit seinen Gebräuchen, Sitten und Instituten nur noch eine Rüstkammer aus alten Tagen, nur noch eine Welt des Scheines im Leben wie in der Kunst. Und als ob diese hohle Welt des Scheines nicht Blößen genug zum Angriff darböte, erleichterte die Ritterpoesie den Gegnern noch den Kampf durch Schöpfungen, denen alles Maß der Vernunft, jeder Boden der Geschichte und Tradition abging. Durch die Amadisromane wurde der gesunde Menschenverstand, wurde der Mutterwitz, wurde jedes Recht der Natur gegen die Ausartung der Kunst und Poesie in die Schranken gerufen und die Satire und Parodie gegen die entartete Romantik in den Kampf geführt.

Der Bauernstand.

Als das Ritterwesen und die Romantik sich in Exzentrizitäten verliefen und dadurch ihren Untergang beschleunigten, waren bereits in andern Ständen frische Kräfte in die Ringbahn eingetreten, welche den Aufgang einer neuen Ära ankündigten. Von dem Leben, das sich im geistlichen Stand bei den

Mystikern bereits zu regen begonnen, haben wir schon früher Kenntnis genommen (VIII, 204), von der Thätigkeit der Humanisten, von dem geistigen Umschwung, der seit dem Falle von Konstantinopel auf allen Gebieten des Wissens sich kund gab und die dunkeln Wolken des Obskurantismus, die sich seit den gescheiterten Reformationsversuchen der großen Konzile über Europa gelagert, allmählich verscheuchten, werden wir an einem andern Orte Meldung thun: aber auch in den übrigen Ständen, bei Bürger und Bauer waren bereits deutliche Kundgebungen einer veränderten Geistesrichtung, eines erwachten Selbstbewußtseins, einer Zurüstung für den unvermeidlichen Kampf zu Tage getreten, ein Kampf, der trotz wiederholter Niederlagen schließlich, wenn auch nicht zum Sieg, so doch zu einem friedlichen und vertragsmäßigen Ausgleich führen mußte. Bei den großen Volksbewegungen und Bauernaufständen, deren die obigen Blätter in Frankreich, den Niederlanden und England Erwähnung gethan, waren nicht bloß rohe Gewalten, waren auch geistige Kräfte in Mitwirkung. Allerdings gingen die Männer, welche die Waffen der Aufklärung und Intelligenz lieferten, nicht aus dem Bauernstande selbst hervor: die Lehren, welche den Landmann an die ursprüngliche Gleichheit aller Menschen erinnerten, ertönten von den Lippen wiclefitischer Prediger und Lehrer; die merkwürdige Schrift „Vision Peters des Pflügers“ war das Werk eines englischen Mönchs in der Volkssprache; es waren vereinzelte Stimmen eines Rufenden in der Wüste, welche einen großen Tag des Gerichts für die Gewaltigen und Mächtigen der Erde ankündigten; vereinzelte Signale aus zerstreuten Heerkörpern, welche sich zum gemeinsamen Angriff zu sammeln und zu verständigen suchten. Und wahrlich, kein Stand hatte mehr Ursache die Stärke seiner Ketten zu prüfen, ob er sie zu zerreißen vermöchte, als der Stand der Pflüger und Landleute. Denn während über die bevorzugteren Stände ein reiches Füllhorn des Wohlbehagens und übersprudelnder Lebensluft ausgegossen war, schloß das harte Geschlecht eine große Menschenklasse von aller Freudigkeit des Daseins aus. Die Verhältnisse des Landvolks hatten sich allenthalben aufs ungünstigste gestaltet. Fast überall war der freie Bauer der alten Zeit in Abhängigkeit geraten, und noch lag die Lösung der schweren Fesseln der Leibeigenschaft in weiter Ferne. Nur an wenigen Orten, wie in der Schweiz und in den Marschen Norddeutschlands, vermochte sich die freie Bauernschaft der adligen Unterdrückung zu erwehren. Mit Hab und Gut war der hörige Bauer seinem Herrn verfallen. Frondienste und Abgaben, Steuern, Zehnten und Leistungen aller Art lasteten auf diesem Stand, dazu noch der Übermut, die Brutalität und rohe Gewaltthätigkeit zuchtloser verwilderter Junker. Wir haben in früheren Blättern bei verschiedenen Gelegenheiten der unmenschlichen Bedrückungen und Mißhandlungen gedacht, denen das Landvolk durch den sittenlosen Herrenstand ausgesetzt war. Die Nachwirkung dieser Mißhandlung und Verachtung gab sich selbst in der Dichtung bis ans Ende des Mittelalters kund. Als in Deutschland der demokratische Geist sich offener

hervorwagte, wendeten sowohl die ritterlichen als die bürgerlichen Dichter nicht selten ihre Rüge und ihren satirischen Spott gegen die Überhebung, gegen das ungefügige Thun und Treiben des Bauernvolks und geißelten insbesondere dessen rohe und ungeschickte Nachahmung der Adelsmanieren. Der „Ring“ des bayrischen Dichters Heinrich Wittenweiler enthält unter der Form eines Lehrgedichts komische Erzählungen, in denen das Bauernleben in derben ungeschlachten Zügen und unschicklichen Späßen vorgeführt wird, um den Unterschied mit den Sitten und Manieren der höheren Stände recht grell hervortreten zu lassen. Ohne Menschenrechte und Menschenwürde, in Not und Elend schleppten die „armen Leute“ ihr mühseliges Leben hin; kein Strahl freudigen Lebens, heiterer Lust, menschlicher Bildung fiel in die schmutzigen Bauernhütten. Es gehörte der ganze geistige Stumpfsinn dieser Menschenklasse, der gänzliche Mangel an Bildung dazu, um in dem ewigen Einerlei des armseligsten Daseins nicht zu verzweifeln. Es ist bezeichnend für die gedrückte Lage des Volks zur Zeit des scheidenden Mittelalters, daß in allen Ländern sowohl in der Kunst als in Aufzügen und Schauspielen die Totentänze eine so hervorragende Stelle einnahmen. Die geplagten unteren Klassen mußten in dem strengen Gesetz der Notwendigkeit einen Trost finden, „daß ihre Unterdrücker gleicher Art mit ihnen seien, daß die Regel der Natur über die Ordnungen der Ritter und der Klöster gehe, über die Beweisführung der Gelehrten und die Berufungen der Juristen; und daß dem Siechen und Armen, der sich zu dem endlichen allgemeinen Tanz hinschleppt, der auffordernde Tod der Freund sei, den er im mühseligen Leben vergebens gesucht hatte“. Und darin lag eben die Aufmunterung, das mühselige Leben desto bereiter zu tragen. In einer alten Schrift in guter deutscher Prosa, „Der Ackermann aus Böheim“, ein Streitgespräch zwischen einem Landmann und dem Tode, der ihm frühzeitig sein junges Weib geraubt hatte, wird der Kampf der Empfindung und des Verstandes, des Leids und der Weisheit und die Ergebung in die Notwendigkeit treu und ergreifend durchgeführt. Und doch gährte es fort und fort auch in diesen dumpfen Gemütern; die Geschichte berichtet von manchem bewaffneten Versuch, sich eine erträgliche Lage zu erkämpfen und der große Bauernkrieg war nicht mehr fern. Allein das Ritterschwert war noch zu scharf und die humane Anschauung, daß auch der Bauer ein Mensch sei, lebte in den wenigsten Köpfen.

Zum Aufbau eines neuen Geisteslebens ist indessen die Hand, die den Pflug und die Karste führt, nicht geeignet. Der Bauernstand ist in dem menschlichen Gesellschaftsleben das mächtige erhaltende Element, das aus seiner ruhigen Thätigkeit abgelenkt wie im Naturleben ein wild aufgeregter Bergstrom nur niederreißend und zerstörend wirken kann. Aber der Bürgerstand, die Einwohnerschaft der Städte, die aus dem Bauernstand hervorgegangen und aus demselben fort sich rekrutierte und ergänzte, war unter harten Arbeiten und Kämpfen gegen die fürstlichen und ritterlichen Neider und Widersacher zu einer Machtent- Städteleben.

faltung, zu einer Kraft der Existenz gelangt, daß die neue Bildung zunächst auf ihrem Boden emporwachsen, in ihrer Mitte fruchtbringend werden konnte. Wenn man erwägt, wie gegen Ende des Mittelalters das Fürstentum seine neugegründete Macht in äußerem Prunk, in nichtigen Titeln und Ansprüchen, in leerer Eroberungssucht und frivoler Kriegslust geltend machte, wie der Adel die letzte Kraft in junkerhaftem Übermute, in anspruchsvollem Standesdünkel, in roher Rauf- und Fehdelust verzettelte, wie die Geistlichkeit völlig verweltlicht und entsittlicht geworden, so ist man solchen Erscheinungen gegenüber berechtigt, die Städte als den einzigen Lichtblick in einer rohen unheilvollen Zeit zu betrachten. Und es ist nicht zu leugnen, daß namentlich in Deutschland das bürgerliche Element mit seiner gesunden Regsamkeit, seiner frischen Lebenslust, seinem ernsten und praktischen, wenn auch bisweilen etwas allzu nüchternen und materiellen Streben ein wohlthätiges Gegengewicht gegen die höheren Stände bildete. Es war daher ein naturgemäßer, heilsamer Entwickelungsgang, daß, während Adel und Klerus von ihrer bevorzugten Höhe herabsanken und an Bildung, an Reichtum, an Macht Einbuße litten, der Bürgerstand an Bedeutung gewann und allmählich sich eine gleichberechtigte ebenbürtige Stellung im Staatsleben wie in der Gesellschaft errang. Besonders geschah dies in Deutschland, in Italien, in den Niederlanden, wo sich ungleich mehr als anderwärts ein freies, selbstbewußtes, trotz mancher Ausschreitung, mancher Ausbrüche von Roheit und Leidenschaft kerngesundes Bürgerleben entfaltete. Am Ausgange des Mittelalters hatten die städtischen Gemeinwesen in Deutschland und in den Niederlanden eine solche Machtstellung im Staats- und Handelsleben erlangt, daß sie den italienischen Republiken nicht weit nachstanden; es war daher ganz natürlich, daß auch die Musen, von den Schlössern und Burgen des verwilderten Fürsten- und Ritterstandes verwiesen, sich zu den Bewohnern der Städte flüchteten, in der Mitte der bürgerlichen Gemeinschaften ein Asyl für ihre schöpferische Thätigkeit suchten. Wenn es auch dem städtischen Leben, wie die nachfolgende Darstellung darthun wird, keineswegs an Schattenseiten fehlte, so gingen dennoch die Impulse zu der neuen Bildung wesentlich von den bürgerlichen Kreisen aus. Ihrem Einfluß und gesunden Sinn war hauptsächlich der Fall der geschraubten Ritter- und Minnepoesie mit ihrer gekünstelten konventionellen Galanterie- und Liebeswelt und der ganzen überlebten Romantik und höfischen Adelsbildung zu danken. Die ehrenfesten bürgerlichen Männer freilich besaßen nicht die Geisteskraft und Intelligenz, eine gesellschaftliche Bildung niederzuwerfen, welche jahrhundertelang durch traditionelle Übertragung von Geschlecht zu Geschlecht gefestigt und geheiligt worden war; aber die Mischung der Stände, die sich in den städtischen Kommunen vollzog, schuf mancherlei menschliche Verhältnisse, deren natürlicher Verlauf sich über die Schranken der höfischen Konvenienz wegsetzte; neue Beziehungen und Situationen führten zu neuen Lebensanschauungen und Ideenkreisen; eheliche Verbindungen zwischen Unebenbürtigen waren in der Wirklich-

Neue Anschauungen.

keit nicht selten und wurden in der Romanlitteratur der Zeit ein Lieblingsthema. In dem Gewühle großer Städte bemerkte man erst recht auffallend, welche gewaltige Veränderung in den gesellschaftlichen Kreisen vorgegangen und wie sehr die bisherige Traumwelt der Ritterromane mit der Realität in Kontrast stehe. Diese Wahrnehmung reizte zuerst talentvolle weltkundige Männer aus der gemischten Gesellschaft neue Stoffe und Bilder für litterarische Darstellungen zu wählen und eine neue bunte Menschenwelt herauf zu zaubern, welche durch interessante Verwickelungen und gesunden Realismus bald die formale, unnatürliche und durch ihre Einförmigkeit ermüdende höfische Modedichtung und unzeitgemäße Ritterwelt in Vergessenheit brachte. In Italien, wo das Rittertum nie zu so vollständiger Ausbildung gekommen war wie in den westlichen Feudalstaaten und die gesellschaftliche Lebensentwickelung stets ihre eignen Wege gesucht, hatte zuerst Boccaccio eine Erzählungslitteratur geschaffen, die bald in allen europäischen Ländern Eingang und Nachahmung fand. Der englische Edelmann Chaucer wurde durch die glückliche Darstellung des nationalen Volkslebens in den humoristischen Canterbury-Erzählungen nach dem italienischen Vorbilde der Vater der englischen Dichtkunst und auch in Deutschland, wo die Erzählungen des Boccaccio durch Heinrich Steinhöwel u. a. übersetzt wurden und bald große Verbreitung fanden, trat die italienische Novellendichtung, die durch den uns so wohlbekannten Eneo Silvio vermittelt wurde, dem romantischen Ritterepos, das in Kaiser Maximilian seinen letzten Verehrer und Gönner, im allegorischen Theuerdank seinen letzten impotenten Repräsentanten hatte, entgegen.

Ein großer Schritt zur Schaffung einer unabhängigen bürgerlichen Dichtung war schon vorher dadurch geschehen, daß der unwahren, hohlen Welt der Ritter- und Minnepoesie ein geistiges Schaffen gegenüber trat, das entweder wie die Reimchroniken oder die historischen Volkslieder auf einer mehr geschichtlichen Unterlage ruhte, oder das einen didaktischen Zweck verfolgend sich, als Lehrdichtung mit jungem Lebenstriebe an die Stelle der absterbenden Pflanze des Epos setzte. Dadurch erhielten auch die Geistlichen von neuem Platz in der Dichtung und führten die Legende und biblische Geschichte wieder in die Litteratur zurück. Wir wissen, daß bereits Maerlant von Brügge, ein kenntnisreicher, sprachkundiger und belesener Mann, dessen Gedichte zuerst eine „edele en aanminnige“ Frau, die sein Herz gevaen“, verherrlicht hatten, bald im „Spiegel Historiaal“, in der „Reimbibel“ und in andern Werken einen zugleich lehrhaften und satirischen Ton anschlug, wie er seit dem Reineke Fuchs bei dem niederländischen Bürgervolk heimisch und beliebt war. Die äsopischen Fabeln, die morgenländischen Volksbücher und andre didaktische Erzählungen, die „Beispiele“, Gleichnisse, Spruchgedichte und Anekdoten, die im vierzehnten Jahrhundert in der Litteratur des gesamten christlichen Abendlandes einen breiten Raum einnehmen, die bei den neuen Überarbeitungen des „Reinaert“ in die epische Dar-

Lehrhafte Dichtung.

stellung eingeflochten wurden, die im Renner des Hugo von Trimberg und im Edelstein des Ulrich Boner zur Veranschaulichung der praktischen Sittenlehren und Lebensregeln dienten, waren ein bedeutungsvoller Versuch, von der unfruchtbaren adligen Modebildung und Kunstrichtung der Zeit zu einer gesunderen Geistesnahrung zurückzukehren. Schon der „Renner“, eine Sittenpredigt in Versen, klagt, daß leider die Wunder Gottes und der Heiligen und die Geschichten der Juden den Menschen weniger bekannt seien, als die Ritter der Tafelrunde in Karydol, die doch voll Lügen sind; und in seinem Eifern gegen die Hoffart der Weiber, die Habgier der Edlen, das Ringen der Geistlichen nach weltlichem Besitz erkennt man, wie sehr sich bereits die Ansichten geändert haben. Auch in dem weitverbreiteten Märchen- und Legendenbuch, Gesta Romanorum, das aus der ursprünglich lateinischen Urschrift durch Übersetzungen und Bearbeitungen in alle Länder und Sprachen eindrang, und in dem allen Völkern angehörenden Volksbuche von den sieben weisen Meistern gewann der Bürgerstand eine reiche Fundgrube von Belehrung und Unterhaltung, die in der einfachen naiven Erzählung mit moralischen Nutzanwendungen der überlebten Ritterdichtung ein Gegengewicht bot.

Meistergesang. Und bald kam selbst das ritterliche Minnelied unter die Meister des Handwerks, als die deutschen Sänger, wie die Jongleure und die Minstrels, die Höfe der kargen Ritter verlassend, in die Städte, in die Wohnungen der vornehmen Bürger einkehrten oder die ländlichen Feste reicher Bauern besangen. Die Meister und Gesellen der Zunft lernten den Verherrlichern der Minne und des Rittertums die Verskunst und die Liederregeln ab, und, indem sie den gewohnten Formen einen ihrem Stande und Gesichtskreise und der religiösen Zeitrichtung mehr entsprechenden Sinn und Inhalt unterlegten, schufen sie eine neue Lyrik, die allerdings die Steifigkeit und Philisterhaftigkeit der Zunft nie ablegte und lange die religiöse Dumpfheit und abergläubische Andachtsübung durchblicken ließ, doch aber beitrug, daß auch in die Herberge und in das Kleinleben des Handwerkers ein poetischer Hauch erfrischend eindrang, und daß im Gegensatz zu den wohldienerischen höfischen Sängern die edle Dichtkunst wieder um ihrer selbst willen gepflegt ward, nicht um fremden Lohn. Zugleich erweiterten die deutschen Übersetzungen italienischer und lateinischer Werke durch Niklaus von Wyle, Albrecht von Eyb u. a. den geistigen Horizont des Volks und brachten die deutsche Prosasprache in Fluß.

Buchdruckerkunst. Die größte That des deutschen Bürgertums war die Erfindung der Buchdruckerkunst, welche in der Ausbildung der Menschheit, in der Entwickelung der Kultur und des geistigen Fortschritts eine neue Ära schuf. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die im vierzehnten Jahrhundert aufgekommene Kunst der Holzschneiderei und des Metallstichs, die zunächst auf Spielkarten und Kalender, auf Heiligenbilder, auf Gebete und Andachtsbücher, auf Schulbücher mit Holztafeln u. dgl. angewendet wurde, den Anstoß und die erste Anregung zu der

Typographie gegeben hat, daß die sogenannten Briefmaler oder Briefdrucker die Vorläufer der Buchdruckerkunst gewesen sind. Diese handwerksmäßige Übung scheint besonders in den Niederlanden verbreitet gewesen zu sein, und ein Bürger aus Harlem, Laurens Janszoon Coster, mag dies Verfahren zu größerer Vollendung geführt haben. Wenn aber die Holländer aus einigen späteren Andeutungen und sagenhaften Erzählungen die Folgerung gezogen haben, daß Coster der eigentliche Erfinder der Buchdruckerei gewesen und durch ein Denkmal in Harlem ihrem Landsmann den Ruhm der Priorität dieser großen Erfindung zu sichern suchten, so wurden sie zu dieser Annahme mehr durch patriotischen Stolz als durch historische Beweisgründe geleitet, und die Behauptung, die von Coster erfundenen Lettern, womit er die Blätter des holländischen „Heilsspiegels" gedruckt, seien durch treulose Gesellen entwendet und nach Mainz gebracht worden, scheint eine aus deutschen Verhältnissen auf das Nachbarland übertragene Fabel zu sein. Selbst angenommen, der Niederländer sei auf eignem selbständigen Wege zu seinen Entdeckungen gelangt, so sind doch seine typographischen Versuche durch die gleichzeitigen Mainzer Erfolge weit überflügelt, bald in Vergessenheit gekommen. Die Ehre des Gedankens, die Buchstaben des Alphabets in größerer Anzahl auf hölzerne Stäbchen einzugraben und zu Wörtern zusammenzusetzen, gebührt nach allgemeiner geschichtlicher Überlieferung dem deutschen Patrizier Johannes Gutenberg, genannt Gensfleisch, geboren zu Mainz zwischen 1395 und 1400, aber in Straßburg längere Zeit wohnhaft. Nach mehreren Versuchen in dieser Stadt, die jedoch zu keinen bedeutenden Resultaten führten, kehrte Gutenberg (1443) nach Mainz zurück. Hier führte er in Verbindung mit dem Goldschmied Johann Fust oder Faust, der das zu den Arbeiten und Werkzeugen nötige Geld hergab, und mit dem gewandten Bücherabschreiber Peter Schöffer die neue Erfindung bald zu solcher Vollendung, daß schon in den fünfziger Jahren eine lateinische Bibel, ein Psalter und mehrere andre Bücher religiösen Inhalts mit großer Vollkommenheit gedruckt werden konnten. Aber dem Erfinder war es nicht vergönnt, den Lohn seiner Anstrengung zu genießen. Faust zerfiel mit ihm, ließ sich durch das Gericht für seine Geldvorschüsse alle Lettern und Gerätschaften zusprechen und führte dann im Verein mit Schöffer, dem er seine Tochter vermählte, das Begonnene in größerem Maßstabe weiter fort. Durch Unterstützung eines Mainzer Ratsherrn wurde Gutenberg indessen von neuem in den Stand gesetzt, eine Presse anzulegen, die neben der andern noch lange fortbestand. Doch haben die bitteren Erfahrungen seinem Herzen einen schweren Stoß gegeben. Später trat er in den Hofdienst des Erzbischofs Adolf von Nassau und starb am 24. Febr. 1467. Schöffer, ein fähiger Kopf, erfand die zu den Buchstaben geeignete Metallmischung und die Druckerschwärze und führte gegossene Lettern ein anstatt der geschnittenen hölzernen, deren sich Gutenberg bedient hatte. Die anfangs geheim gehaltene Kunst wurde bald überall bekannt, als in dem Kriege, den der Erzbischof Dietrich mit

seinem Mitbewerber Adolf von Nassau führte (S. 103), Mainz erobert wurde und sich viele Gesellen in andere Länder flüchteten. In kurzem besaßen alle bedeutenden Städte Deutschlands und Italiens Druckerpressen, und durch deutsche Kunstgenossen wurde die neue Erfindung, das „wunderbare Geheimnis", bald allen zivilisierten Nationen überbracht. Bis zum Jahr 1500 lassen sich die Namen von mehr als tausend Buchdruckern, größtenteils deutschen Ursprungs, nachweisen. In Frankreich und Italien, in Spanien und Portugal ging die typographische Kunst von Deutschen aus. Wurde schon dadurch die Verbreitung der Bücher unter dem für die geistigen Erzeugnisse alter und neuer Zeit so sehr empfänglichen Volke erleichtert, so geschah dies noch mehr seit der Anwendung des Leinen- und Baumwollenpapiers statt des teuern Pergaments. Nun gelangten die Bücher, die bisher nur den Reichen und Vornehmen zugänglich gewesen, in jedermanns Hände, und was der Geist erschuf, war nicht mehr Sondergut der bevorzugten Stände, sondern drang in das öffentliche Leben, in die freie Welt. Die geistliche Zensur, die bald nachher als natürliche Gegenkraft in Köln, Mainz u. a. O. ins Leben trat und endlich von Rom aus allgemein eingeführt wurde, war nicht vermögend, den neuen Geist, der durch die Buchdruckerkunst über die Welt gekommen, zu unterdrücken. Auch das durch Kaiser Maximilian in Deutschland und durch Ludwig XI. in Frankreich begründete Postwesen förderte durch Erleichterung des schriftlichen und persönlichen Verkehrs den Austausch der Ideen und wirkte zur Begründung der neuen Zeit mit.

Übergang zur Volkslitteratur.

Das bewegtere Leben und der größere Völker- und Menschenverkehr, der die letzten Jahrzehnte des fünfzehnten und den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts durchschütterte, wurde auch in der Dichtkunst, insbesondere in der Lyrik, der Mutterschoß einer reicheren und tieferen Gefühlswelt, in welcher alle Stimmungen des Gemüts ihren natürlichen, unmittelbaren Ton und Ausdruck fanden. Der Minnegesang trat ins Volk, die herzvolle Stimme der Natur belebte das Lied mit neuer Wahrheit und eine sinnlichere Glut verdrängte wohlthätig die kalte Höflichkeit des ritterlichen Frauendienstes und seine halberstickte Flamme. Mit der Lyrik ging die Tonkunst Hand in Hand, welche in den niederländischen und deutschen Städten zuerst einen höheren Aufschwung nahm. Es ist ein charakteristischer Zug der verschiedenen Nationalitäten, daß dieser Volksgesang hauptsächlich auf deutschem und englischem Boden emporwuchs, hier mehr in der historischen Balladendichtung, dort mehr im subjektiven Ausdruck des Gemütslebens, während Frankreich, das bisher für alle Gattungen der Ritter- und Liebesdichtung die Muster und Vorbilder geschaffen, zurückblieb und nach einigen glücklichen Versuchen in einer mitunter derben und mutwilligen Volkspoesie durch Villon in die Kunstdichtung einlenkte. Dagegen verblieb der befähigten französischen Nation der Ruhm, aus den „Mysterien" und „Mirakeln" des Mittelalters die moderne dramatische Kunst zur Entwickelung geführt zu haben. Früher als in andern Ländern wußten die französischen Brüderschaften sich von

den Banden der kirchlichen Konvention und der typischen Charakteristik zu befreien und in die traditionellen Formen und Figuren der religiösen Schauspiele weltliche Szenen und Personen einzufügen. Am Ende des Mittelalters finden wir in Paris die Bühnendarstellungen bereits in eine ernste und komische Gattung geschieden und dadurch die Saat zu weiteren Entwickelungen ausgestreut.

II. Ritterwesen und höfische Dichtkunst bei den westlichen Völkern.

1. Adel und Fürstenhöfe.

Es ist kein erfreuliches Bild, welches der Kulturhistoriker des späteren Mittelalters enthüllen muß. In der Auflösung der alten Zustände, in den wilden Zeiten der endlosen Kriege, der furchtbaren Seuchen, des plötzlichen Elendes, in dem raschen Wechsel von Glück und Not, in der ganzen Unsicherheit des Daseins, in der trostlosen Zerfahrenheit aller öffentlichen Zustände, in der Entartung von Kirche, Staat und Recht, entwickelte sich einerseits jene überspannte religiöse Hingebung der Mystik, die wir früher kennen gelernt (VIII, 194 ff.), der fanatische Wahnsinn der Geißler, Pilgerzüge, harte Bußübungen und andre Erscheinungen einer krankhaft gesteigerten Frömmigkeit; daneben aber eine unglaubliche Entartung der Sitten, ein wilder Taumel der Lust, das Streben, die kurze Spanne des unsichern Daseins möglichst genußreich hinzubringen. Der ausgedehnte Handel, der rege Völkerverkehr brachten neue Bedürfnisse, Lebensweisen und Anschauungen in die Welt; der Kaufmann, der aus den Erzeugnissen ferner Länder reichen Gewinn zog, der Söldling, dem in den zahllosen Kriegen ein leicht erworbener Lohn und oft reiche Beute winkte, der Geistliche und Mönch, dem Kirche und Klöster ihre Schätze boten, sie alle stellten neue Anforderungen ans Leben. Und wie verdrehte erst an den Fürstenhöfen die neu erstandene Herrlichkeit den prunksüchtigen Herren die Sinne! Wo wir hinblicken, finden wir einen hochgestiegenen Luxus in Kleidung und Mahlzeiten, in Festlichkeiten und Vergnügungen, und selten wob Kunst und Poesie ihren duftigen Schleier darüber; auch feine Manieren und ritterliche Galanterie sind selten, viel häufiger widern uns Szenen wüster Roheit und nackter Sinnlichkeit an. An den üppigen Höfen von Frankreich, Neapel und Burgund überbot man sich in Pracht der Anzüge, an Kostbarkeit der Speisen und Weine, an Glanz mimischer und allegorischer Darstellungen, an schwelgerischen Tafelgenüssen, an Tänzen und Maskeraden. Dazu kam die rohe Unterhaltung der Turniere, die längst aus einer Waffen- und Sittenschule zu Schaustellungen junkerhafter Prahlerei, hochmütigen Standesbewußtseins und höchstens schulmäßiger Waffenübung und roher Leibeskraft geworden waren. Das Rittertum, das seit der Anwendung der Schießwaffen auf dem Schlachtfelde nichts mehr bedeutete, feierte seine letzten Triumphe im Turnier, und oft entwickelten sich blutige Schauspiele vor den Augen der Zuschauer. Auch die neugestifteten Ritterorden, der englische Hosenbandorden Eduards III., der burgundische Orden des Goldenen Vlieses, der dänische Elefantenorden, der französische Michaelsorden, der schottische St. Andreasorden u. a., vermochten den Rittergeist nicht mehr zu beleben und dienten allein der Eitelkeit und Prunksucht. An Fürstenhöfen und auf Ritterburgen war Verschwendung und rohe Genußsucht zu Hause. In Jagden, rauschenden Festen und wilden Gelagen, wenn nicht in blutigen Fehden

und Kämpfen verfloß das Leben der höheren Stände, ohne edlere Ziele und geistige Interessen. Häufig standen die Hilfsmittel mit dem gesteigerten Luxus in keinem Verhältnis. Fürsten und Adel richteten sich zu Grunde durch die Pracht und den Aufwand bei Festlichkeiten und Turnieren, um so mehr, da der Standesgeist jedes einträgliche Gewerbe und Geschäft verbot und die schlechte Wirtschaft das angeerbte Vermögen zerrüttete. In Samt und Seide, mit Gold, Silber und Perlen überstreut, trat der prunksüchtige Fürst auf, und der Edelmann ahmte ihm nach*). Von der Pracht und Herrlichkeit der großen Feste, der Krönungen und Hochzeiten, der Turniere und Fürstentage zeugen zahlreiche bewundernde Schilderungen. Bei den fürstlichen Beilagern schmausten Tausende von Gästen tage- und wochenlang auf Kosten des Wirtes, und von den Gelagen daselbst, dem wilden Zechen, das nicht selten in Streit und Blutvergießen ausartete, erzählt die Sittengeschichte manch häßlichen Zug. Herrschte in Frankreich und Italien eine bodenlose Leichtfertigkeit und Unsittlichkeit im Verkehr der Geschlechter, so hatten die Deutschen dafür ihr altes Nationallaster, die Trunksucht um so mehr ausgebildet. Jener Herzog Heinrich von Liegnitz, um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, der Hab und Gut und Gesundheit vertrank, ist ein abschreckendes Beispiel, zu welch unwürdigem Treiben ein Fürstenleben verwildern konnte. Gegen die rohe Sitte des „Zutrinkens“, wie sie namentlich in den „alten Trinkländern“ in Norddeutschland herrschte, kämpften Reichsverordnungen und Bündnisse einzelner besser gesinnten Fürsten vergebens an. Wie sehr stach bei Fürstenversammlungen das ungeschlachte und ungeleckte Wesen und die rohe Kraft deutscher Edelleute gegen die feineren und geschmeidigen Formen der Welschen ab! Es ward wohl später Mode, daß man die jungen „deutschen Bären“ ins Ausland, nach Italien und Paris schickte; allein das wenige, was sie von feinerem Schliff mitbrachten, war durch neue Laster zu teuer erkauft. Je mehr der Adel als Stand an politischer und gesellschaftlicher Bedeutung verlor, desto mehr stieg der Dünkel und die Abschließung; die peinliche Ahnenprobe zu Turnier- und Stiftsfähigkeit, das Ordens- und Wappenwesen schlug seine hoffärtige Herrschaft auf. Schon mischte sich mit dem Rittertum vielfach jene überspannte Abenteuersucht, jene lächerliche Galanterie und erlogene Liebesqual, wie sie die spätere Satire so meisterhaft in dem edlen Don Quichotte gezeichnet hat. Ein echter Vorgänger des verliebten Ritters von la Mancha ist der französische Abenteurer Boucicault, der eine Kameradschaft von zwölf Rittern der weißen Dame zum grünen Schilde stiftete, die Schönheit ihrer Dame mit den Waffen zu verfechten. Es wird uns von englischen Rittern erzählt, die ein Auge mit einem grünen Tuch verbunden und ihrer Dame gelobt hatten, es erst nach tapferen Thaten in Frankreich abzunehmen.

2. Kultur und Litteratur in Frankreich.

a. Romantische Poesie und Allegorien.

Dichtung und Leben. Mit dieser Verkehrtheit, Überspannung und Unnatur, welche in den äußerlichen Lebensformen der vornehmen Welt zu Tage traten, hielt die romantische

*) Lächerliche und abgeschmackte Moden sind nicht unserer Zeit allein vorbehalten; in der buntesten Farbenpracht, in langen Schnabelschuhen erschienen die Männer, mit Schleppen und ungeheurem Kopfputz die Frauen der vornehmen Stände. Bei Niederlagen der Ritter wurden ganze Wagen voll Schuhschnäbeln im Triumphe heimgeführt. Auch die Bürger ergötzten sich an grellen Farben und modischem Schnitt der Gewänder und polizeiliche Verordnungen wachten darüber, daß keiner die Schranken seines Standes in der Kleidertracht überschreite.

Ritterdichtung gleichen Schritt; auch in ihr spiegelt sich der phantastische Zeitgeist, das verkünstelte und geschraubte Gesellschaftsleben, das Festhalten an herkömmlichen Formen, zu denen die Anliegen der Gegenwart nicht mehr paßten, das Fortspinnen alter Heldensagen und Abenteuer, für welche die Wirklichkeit keinen Boden mehr darbot, das Gefallen an allegorischen Darstellungen und an den Spielen einer verschrobenen Phantasie. Und es ist bezeichnend, daß die flandrischen Provinzen, wo am burgundischen Hof diese äußerliche Ritterpracht ihren vollendetsten Ausdruck, ihre breiteste Entfaltung fand, auch für die Litteratur des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts den fruchtbarsten Boden gewährten. Dort wurde nicht bloß die zwischen Ritterromanen und Geschichtschreibung sich bewegende Chroniklitteratur ausgebildet, die wir in einem eignen Abschnitt genauer kennen lernen werden; dort fand auch die niederländische Tiersage vom Reineke Fuchs, dort fanden die alten Rittergeschichten aus den mittelalterlichen Sagenkreisen, die uns wohlbekannt sind, stets einen weiten Leserkreis und neue Bearbeitungen; dort wurde die allegorische Dichtung, an welcher die Zeit so großes Gefallen fand, und welche so sehr zu den hohlen Formen eines gekünstelten Ritterwesens stimmte, mit Vorliebe gepflegt.

Die Allegorie war im Geschmack der Zeit; sie paßte vollkommen zu dem künstlichen Bau des Rittertums, zu den stereotypen Formen, in welche die Institutionen des Mittelalters allmählich ausliefen. War denn nicht die ganze Minnepoesie romanischer Zunge mehr ein Spiel der Phantasie und Kunst, als der Natur und Wirklichkeit? Wir wissen ja, wie wenig Realität jenen Liebesklängen der Troubadoure und Trouveres, jenen künstlichen Sonetten Petrarcas zu Grunde lagen. Und ist denn nicht die großartigste Dichtung der romanischen Welt, Dantes göttliche Commedia durch und durch auf Symbol und Allegorie aufgebaut? Das hohe Ansehen, das dieses poetische Werk fort und fort behauptete, war ebensowohl eine Folge dieser herrschenden Zeitrichtung, als die Ursache ihrer Dauer. Allegorie.

Daraus läßt sich auch die hohe Bedeutung und Verbreitung des früher erwähnten Romans von der Rose erklären (VII, 447). Die Allegorie war ein bequemes Gehäuse, in das man alle ideellen Bildungen, alle Erzeugnisse des Verstandes und der Phantasie, selbst die Schöpfungen der Spekulation einfassen konnte. Die verhüllte Form der Einkleidung gestattete sogar dem Mutwillen, der Lüsternheit, der Obscönität Eingang, ohne daß dadurch Sitte, Anstand und der Schein äußerer Moralität verletzt wurde; wie ja auch an den Höfen der Fürsten und Burgherren unter den Formen verfeinerter Galanterie und ritterlicher Kourtoisie das Laster, die Frivolität, die Wollust und Sinnlichkeit sich einschlichen. Wenn in der ersten Gestalt, die der Roman von der Rose durch Wilhelm von Lorris erhalten hatte, die „Kunst zu lieben" sich noch in naiveren Vorstellungen, in züchtigeren Phantasiegebilden bewegt, so tritt in der Fortführung des allegorischen Traumlebens durch Jean de Meung, genannt Clopinel oder der Lahme, einen Zeitgenossen Dantes, der Preis des Ringens, der Minnesold, den der glückliche Eroberer der Rose gewinnt, unter der durchsichtigen Verhüllung in leicht verständlicher Sinnlichkeit auf. Die vornehme Welt, die sich an der romantischen Dichtung mit ihren poetischen Ausführungen, ihren reizenden Schilderungen und Digressionen, ihrem Reichtum an den mannigfaltigsten Situationen für alle Gesichts- Der Roman von der Rose.

kreise und Lebensverhältnisse ergötzte, sah über den verführerischen Charakter weg oder legte den Worten einen ihr zusagenden Sinn bei. Die Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit der allegorischen Einkleidung gab der Auslegung einen weiten Spielraum; und den Verdächtigen und Zweiflern konnte man ja mit dem Motto des Hosenbandordens die herausfordernden Worte zurufen: honny soit qui mal y pense.

Bewunderer und Gegner.

So geschah es denn, daß der Roman von der Rose im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert nicht nur die Lieblingslektüre der guten Gesellschaft in Frankreich und in den Niederlanden bildete, sondern daß er auch wie die göttliche Commedia eine Menge Ausleger und Kommentatoren fand, daß man die eingestreuten theologischen und scholastischen Aussprüche und Betrachtungen als Beweisstücke für seinen religiösen und moralischen Inhalt anführte, daß man die lüsternen und schlüpfrigen Stellen, wie im Hohen Liede Salomos, durch allegorische und metaphorische Auslegung dem natürlichen Sinn entrückte. Doch war auch die Zahl der Gegner und Anfechter nicht gering. Wir wissen, daß der berühmte Theologe Gerson gegen die Verderblichkeit und Lügenhaftigkeit des Buches eiferte. „Wenn ich das einzige Exemplar des Romans von der Rose besäße, schrieb er, und es wäre tausend Livres wert, ich würde es den Flammen übergeben.“ Nicht nur, daß er auf der Kanzel Strafpredigten dagegen richtete, er schrieb auch einen eignen lateinischen Traktat, gleichfalls in der Form eines Traumes, in welchem die Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit, Mäßigkeit, Keuschheit, Vernunft und andre allegorische Begriffswesen zu Gericht sitzen über die personifizierten Helfer und Widersacher der Liebeslust, die Begierde, den Müßiggang, die Gunst, die Heuchelei, die bösen Zungen u. a. und am Ende die theologische Beredsamkeit auf Grund einer von dem Gewissen und der Keuschheit gestellten Klage ein verdammendes Urteil fällt. Auch die Dichterin Christine de Pisan, die wir später unter den Chronisten finden werden, nahm Anstoß an einem Werke, in welchem die Künste der Verführung so verlockend dargelegt und die Schwächen und Untugenden der Frauen so unritterlich und ungalant bloßgestellt waren, und noch in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts glaubte Martin Franc, Sekretär der Päpste Felix V. und Nikolaus V. in einem Gegenroman „Der Champion der Damen“ die Verteidigung der Frauenwelt gegen die in dem Gedicht von der Rose erhobenen Angriffe führen zu müssen. Bei der hohen Bedeutung und Verbreitung des Gedichtes von der Rose war es natürlich, daß die Eigentümlichkeiten desselben auf die ganze nationale Litteratur der Zeit ihren Einfluß übten, und daß nicht bloß die Allegorie, sondern auch die übrigen rhetorischen Künste, die darin zum Ausdruck kamen, die Satire, die Ironie, die Reflexionen, die moralischen Betrachtungen, die Polemik in die gesamte französische Poesie Eingang fanden. Natur und Einfachheit verschwand immer mehr, wie im Leben, so in der Kunst. In dem Grade, als das Rittertum zur rauhen Raufluft entartete, oder in ein hohles Schaugepränge überging, wurde die Poesie ein phantastisches Spiel ohne Gestalt und natürliches Gefühl. Man legte den Hauptwert auf die äußere Form, auf die Einkleidung stereotyper Gedanken, Empfindungen, Anschauungen in die konventionelle Dichtersprache und gekünstelte Versmaße. Dazu kam noch ein unglücklicher Hang zur Breite, zu geschwätziger Redseligkeit und zur selbstgefälligen Entfaltung gelehrter Kenntnisse und Belesenheit durch Einfügung oder Anführung einzelner Stellen und Aussprüche aus alten Schriftstellern. Bei den größeren Dichtungen herrschte durchgängig der allegorisch-lehrhafte Charakter vor. So verfaßte nach dem Vorbilde des Romans von der Rose und der göttlichen Commedia ein Pariser Geistlicher Wilhelm Deguilleville (1290—1368) ein in drei Pilgerschaften eingekleidetes Gedicht über die Lehren und Geheimnisse des Christentums, scholastisch-religiöse Vorstellungen und Unterweisungen mit allegorisch-personifizierten Figuren und Begriffs-

wesen; so ein andrer Kleriker, Jean Dupin „Das tugendhafte Feld des guten Lebens" mit christlich moralischer Tendenz. Allenthalben erkennt man das Bestreben, den Einfluß des Romans von der Rose abzuschwächen. Aber zu neuen Schöpfungen vermochte sich die erfindungsarme Zeit nicht aufzuschwingen. Man suchte durch frostige Nachbildungen den Zauber, den die reiche, vielgestaltige Dichtung auf die Zeitgenossen ausübte, zu lösen und die verführerischen Szenen und Schilderungen durch religiöse Darstellungen und Moralitäten zu verdrängen oder zu schwächen.

Auch der bedeutendste Schriftsteller des vierzehnten Jahrhunderts, Jean Froissart, den wir bald näher kennen lernen werden, huldigte dem Geschmack der Zeit zur Allegorie. Sein „Paradies der Liebe" und andre Gedichte sind ganz im Geiste und in der Form des Romans von der Rose gehalten. Aber in seinen lyrischen Gedichten schlug er einen frischeren Ton an, indem er anknüpfend an die südliche Poesie der Troubadoure, kräftiger in das reale Leben eingriff, die Dichtung aus den phantastischen Gebilden wieder auf den Boden der Wirklichkeit zu verpflanzen und mit heiterer Lebenslust, mit Scherz und Fröhlichkeit zu würzen suchte. Ein Mann von offenem Sinn und vielseitigen Gaben, wenn auch ohne tieferes poetisches Talent, hat er der Lyrik neue Formen geschaffen. Die provençalisch-romantische Schäferpoesie, Pastorelle, an welcher sich König René und die ritterlichen Sänger des fünfzehnten Jahrhunderts ergötzten, und die Rondeaux, die leichten Spiele des Witzes und der Phantasie, sind von ihm zuerst in die nordfranzösische Litteratur eingeführt worden; in seinen Lais und Virelais besang er Liebe, Wein und frohe Lust, für die er so große Empfänglichkeit besaß, und in manchem Gelegenheitsgedicht scherzte er über die Erfahrungen und Begegnisse, die sein buntes Abenteurer- und Wanderleben im Gefolge hatte. Allenthalben erkennt man in der leichten anmutigen Behandlung den Mann von Welt, der das gesellschaftliche Leben und den Umgang der Frauen genossen. Froissart als Dichter.

Für eine tiefere Lyrik voll Gefühl und Gemütserhebung war übrigens das vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert nicht angethan. Wie in dem ganzen Hof- und Gesellschaftsleben, so hielt man sich auch in der Welt des Gemütes und der Empfindung an die Form und Außenseite. Das Gefallen der Vornehmen an glänzenden Gewändern, an Festgepränge, an neumodischen Trachten findet seinen Nachklang in dem Gefallen der Dichter an neuen Formen und Versarten, an künstlichen Maßen und Reimen, an konventionellen Gesetzen über Zahl und Anordnung der Verse und Strophen; und der Wert eines Poeten ward nicht selten nach der Gewandtheit und leichten Manier bemessen, womit er die Schwierigkeiten der metrischen Regeln und der festgesetzten Verskunst überwand. Das Sonett und die Kanzone, auf deren Ausbildung und Vollendung der Italiener so große Mühe und Sorgfalt verwandte, fanden in Frankreich keinen Anklang; dagegen wurden andre lyrische Dichtungsformen, sowohl die schon erwähnten Lieder, Lais und Virelais, die dem Süden entlehnten Pastorelle und Rondeaux, als das aus acht Verszeilen und drei Strophen (couplets) bestehende Triolett, das Quatrain, die Ballade, eine metrische Form für Liebeslieder und poetische Scherze, der Königsgesang u. a. aufs sorgfältigste ausgebildet und durch konventionelle Bestimmungen in strenge Fesseln geschlagen. Besonders liebte man es, durch Refrains und geistreiche Reimspiele seinen Witz, seine Erfindungsgabe, seinen zarten Takt für Harmonie zu entfalten. Ein solcher Zwang Die französische Lyrik.

bei der Einkleidung der Gedanken und Gefühle mußte dem warmen Hauche der Liebe, dem begeisterten Ausdrucke sittlicher Ideen wie dem Stachel der Satire und der Anmut und Keckheit des Scherzes und des Mutwillens, die darin ihre Kundgebung finden sollten, alle Kraft und Ursprünglichkeit rauben und zuletzt auf die gefährlichsten Abwege der Verskünstelei, des Haschens nach Witz und pikanten Wendungen, der tändelnden Reim- und Geistesspielerei führen.

Karl von Orleans. Unter den Lyrikern der Zeit weisen die französischen Litteraten Karl von Orleans den ersten Rang ein, jenem unglücklichen Prinzen königlichen Geblütes, dem wir in früheren Blättern des öftern begegnet sind (VIII. 691, 706, 754). Die fünfundzwanzigjährige Gefangenschaft in England gab dem hochgebildeten, talentvollen Sohne der Valentine von Mailand Gelegenheit und Muße, die Stimmungen seiner Seele in Gedichten und Liedern auszusprechen. Wenngleich auch er von Minne und Rittertum im Geschmacke der Zeit sang, wenngleich auch bei ihm die allegorischen Figuren, die durch den Roman von der Rose fast zu mythischen Begriffswesen ausgebildet waren, einen breiten Raum einnehmen und den Beweis liefern, daß er wie alle seine Zeitgenossen in die Zauberkreise dieser Dichtung gebannt war, wenngleich auch er nicht frei ist von der konventionellen Vers- und Wortkünstelei, die dem ganzen Zeitalter eigentümlich war, so finden sich doch unter seinen Gedichten auch solche, die von tieferer Empfindung, von natürlichem Gefühl, von einem veredelteren Geschmack Zeugnis geben und in feiner Sprache und Ausdrucksweise Anmut, Wahrheit und Einfachheit atmen. Wenn er in weichen Tönen von den schönen, wonnigen Maitagen im sonnenverklärten Frankreich singt, der frohen Tänze der Schönen gedenkt und den holden Frieden herbeiwünscht, der ihm die Freuden und Freunde seiner Jugend zurückgeben soll, so erhält man den Eindruck, daß diese Klänge in Reimen der Erguß natürlicher Gefühle sind. Es geht durch seine Lieder und Gedichte ein Zug von Eleganz und Grazie, der die feinere gesellschaftliche Bildung des Verfassers und die aristokratisch-ritterlichen Sitten verrät. Sein Beispiel feuerte andere hohe Häupter des französischen Adels, die Herzöge von Bourbon, von Burgund, den König René d'Anjou u. a., zur Nacheiferung an, so daß in der trüben Zeit der französisch-englischen Kriege und unter den Drangsalen verwilderter Söldnerbanden vornehme Herren von Liebe und Ritterschaft in allegorischen Bildern sangen, von den idyllischen Freuden des Schäferlebens im Mai tändelten und noch einmal die Klänge der provençalischen Troubadoure zurückriefen.

Alain Chartier. Der Zeitgenosse des erlauchten gefangenen Dichters, Alain Chartier, Geheimschreiber Karls VIII., genoß eines großen Ruhmes als Dichter und Prosaschriftsteller. Hat sich doch die Anekdote erhalten, die Gemahlin des Dauphin Ludwig, die anmutige Margarete von Schottland (VIII, 771), habe dem Dichter, als sie ihn einst eingeschlafen im Zimmer getroffen, die Lippen geküßt, „von denen so viele schöne Worte und tugendhafte Reden geflossen“. Die dichterischen Erzeugnisse, die von Chartier auf die Nachwelt gekommen sind, rechtfertigen das Lob der Zeitgenossen auf keine Weise; seine Liebesgesänge, sein „Buch der vier Damen“ u. a. W. sind in dem gekünstelten allegorischen Geschmack jener Tage gehalten und haben vor den übrigen poetischen Produkten der rede- und liederseligen Zeit kaum einen Vorzug; aber eine Eigenschaft wird mit Recht an ihm gerühmt, er besaß ein lebhaftes Gefühl für Nationalehre und Gemeinwohl; er erkannte und rügte in scharfen Worten die Thorheiten der höheren Stände und lenkte dadurch in eine Richtung ein, die allmählich zum wirklichen Leben, zur Natur und Wahrheit zurückführen mußte. Denn die Erkenntnis eines Übels ist der Anfang der Heilung.

Auch an den Gedichten der Klothilde de Vallon-Chalys, später Madame de Surville, einer mit Magarete befreundeten Hofdame, rühmte man natürliches Gefühl und zarte, elegante Ausdrucksweise; aber die im Jahr 1803 unter ihrem Namen veröffentlichten Gedichte, unter denen die „Heroide an ihren Gatten" durch Grazie und Innigkeit hervorragt, tragen so deutlich den Charakter künstlicher Nachbildung von einer späteren Hand an sich, daß man sie in Frankreich allgemein als eine Fälschung ansieht. Dagegen werden die „Vaux-de-Vire" des Walkmüllers Olivier Basselin, des „Dorf-Anakreon" aus dem Thale der Vire, dessen heitere Lieder sich lange im Munde des Volks der Normandie erhalten haben, für echt und ursprünglich gehalten, obwohl auch sie erst zwei Jahrhunderte nach des Dichters Tode im Druck bekannt geworden sind. Klothilde de Surville. Basselin.

Der erste namhafte Dichter, welcher den konventionellen Weg der Allegorie oder der Nachahmung gekünstelter Liebesgesänge nach italienischen oder altfranzösischen Vorbildern verließ und die nationale Poesie einer neuen Entwickelung entgegenführte, war Franz Villon, ein Pariser Kind, aus der Mitte des Volks hervorgegangen und mit allen Wurzeln und Fasern an dasselbe gebunden. Von armen Eltern geboren, brachte er nur Mutterwitz und natürliche Anlagen als Erbteil ins Leben mit; ohne zeitliches Gut trieb er sich in Gesellschaft von Landstreichern, Vagabunden und leichtsinnigem Volk umher, machte sich mehrerer Diebstähle und andrer Vergehen schuldig, die ihn wiederholt ins Gefängnis brachten, bis er in mutwilligen Streichen sich soweit verging, daß er, nachdem er als witziger Dichter und Satiriker schon allgemein bekannt war, zum Galgen verurteilt wurde. Selbst die Nähe des Todes vermochte seinen Humor nicht zu ersticken. Er scherzte über den Strick, der bald die Schwere seines Körpers erproben werde. Ludwig XI., ein Freund alles originellen, burlesken Wesens und den kleinen Dieben weniger abhold, als den frondierenden Feudalherren, schenkte ihm das Leben und bestrafte ihn mit Verbannung. Er begab sich nach der Bretagne, wo ihn Hunger und Armut in neue Verwickelungen mit den Gerichten brachten. Das Alter machte ihn endlich ruhiger und besonnener, und der satirische Mutwillen wurde durch gutmütigen Humor, durch weiche sentimentale Stimmungen und durch Züge von sanfter Wehmut und träumerischer Melancholie gemildert. Villons Poesie hat einen durchaus originellen Charakter; er selbst, seine Abenteuer und Schicksale sind der Gegenstand seiner Gedichte; Sprache und Bilder schöpfte er unmittelbar aus sich und aus dem Leben, treffender Witz und Spott, Natürlichkeit und Leichtigkeit des Stils, Gewandtheit im Reim und eine überraschende Ausbildung des Verses sind seiner heiteren, scherzenden Poesie eigentümlich. Am bekanntesten ist sein Gedicht „Das große Testament", in welchem verschiedene Personen, je nachdem sie zu ihm in freundlichen oder feindseligen Beziehungen gestanden, mit wohlwollenden oder satirischen Vermächtnissen bedacht werden, dessen Hauptreiz aber in den eingestreuten Balladen, Rondeaux und kleineren Gedichten besteht. Aus der elegischen Stimmung, die darin häufig hervortritt, wenn er sich über die Vergänglichkeit der Jugend und Schönheit und über das kurze, von so vielen Wechselfällen und Verirrungen getrübte Leben ausläßt, geht hervor, daß es aus seinen späteren Jahren herrührt. Ein kürzeres Gedicht ähnlichen Inhalts und Charakters führt den Titel „Das kleine Testament". Villon bildet einen ähnlichen Gegensatz zu den gespreizten Dichtern der mittelalterlichen Ritterwelt, der konventionellen Romantik und höfischen Liebespoesie, wie Ludwig XI. unter den Monarchen seiner Zeit zu der untergehenden Feudalwelt. In beiden spiegelt sich die neue Ära ab, die durch die Renaissance und den königlichen Absolutismus herbeigeführt ward. Villon.

b. Chroniken und Memoiren.

Gang und Charakter der nationalen Historiographie.

In Frankreich ging frühzeitig neben der lateinischen Geschichtschreibung eine leichtere Gattung erzählender Darstellung in der Landessprache einher, in welcher der Verfasser selbst eine unmittelbare persönliche Beziehung und Stellung zu den Begebenheiten und den Mithandelnden einnahm. Man gab diesen erzählenden Darstellungen von mehr subjektiver Haltung und Färbung den Namen Memoiren oder Denkwürdigkeiten, zum Unterschied von den gelehrten Zeitbüchern oder Chroniken, bei welchen die Person des Schreibenden ganz zurücktrat. Wir wissen, daß schon im dreizehnten Jahrhundert Villehardouin und Joinville solche Mitteilungen aus ihren Erlebnissen im Morgenland gegeben haben, welche durch den Reiz der Unmittelbarkeit und Frische einen eigentümlichen Zauber auf den Lehrer oder Hörer ausüben. Diese Litteraturgattung hat sich in Frankreich fort und fort erhalten und immer breitere Bahnen gebrochen; und wo nicht die Handelnden selbst den Griffel führten, haben sich befreundete Hände gefunden, die ihnen diesen Dienst leisteten. Sowohl von dem Abenteurer und ritterlichen Renommisten Boucicault, als von dem Haudegen du Guesclin besitzt die französische Geschichtslitteratur solche Aufzeichnungen ihrer Thaten und Schicksale. Verwandt mit diesen Memoiren und gleich ihnen auf dem Fundamente einer ritterlich-religiösen Gesinnung ruhend, ist eine andere Gattung geschichtlicher Erzählung in der Volkssprache, welche im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert einen breiten Raum einnimmt. Wir meinen damit jene Art „Chroniken", die nach dem Vorbilde von Froissart lange die beliebteste Art der Prosaschriftstellerei gewesen sind und besonders in Nordfrankreich und Flandern gepflegt wurden. Sie unterscheiden sich von den „Memoiren" dadurch, daß die „Chronisten", die sich selbst gern als Historiker bezeichnen und zum Teil im Auftrage fürstlicher Personen schrieben, weniger ihre eignen Erlebnisse darstellten, als die Weltbegebenheiten ihrer Zeit, wie sie dieselben durch Erzählungen Andrer in Erfahrung gebracht, daß sie sich nicht auf die Thaten des eignen Volks und Landes beschränken, sondern auch die gleichzeitigen Vorgänge bei andern Nationen berichten. Sie sind ebensoweit entfernt von den eigentlichen Annalisten oder Chronikschreibern, welche, von der Schöpfung beginnend, eine Art Weltgeschichte verfaßten, die desto ausführlicher wurde, je näher sie der eignen Lebenszeit des Autors rückte, wie von den echten Historikern, welche in der pragmatischen Zusammenfassung der geschichtlichen Ereignisse und in der Charakterzeichnung der handelnden Persönlichkeiten ihre wichtigste Aufgabe sehen. Den Chronisten ist es nur um die lebendige Darstellung des realen Lebens, der Welt der Erscheinung in ihren dramatischen Effekten, der höheren Gesellschaft in ihren persönlichen Verflechtungen und Beziehungen, der Thaten und Unternehmungen in ihren Ausführungen und Wirkungen zu thun. Sind die Chronikschreiber hinsichtlich der Darstellung dieses

schillernden Hof- und Ritterwesens verwandt mit den Romandichtern, von denen die meisten ausgegangen, so unterscheiden sie sich von denselben doch wieder dadurch, daß das Seelenleben, daß der Liebe Lust und Leid, daß die Vorgänge in des Menschen Innern geringe Beachtung finden und nicht zum Ausdruck kommen. Wir werden in den Ausführungen an Froissart und seinen Nachahmern diese eigentümliche Litteraturgattung, welche die Mitte hält zwischen der romantischen Ritterdichtung und der pragmatischen Geschichtserzählung, näher kennen lernen. Unter der geübten Hand des ritterlichen, lebensfrohen Kanonikus von Chimay erlangte diese lebendige Malerei in ihrem kräftigen Realismus einen hohen Reiz, eine gewaltige Anziehungskraft; aber unter seinen minder befähigten Nachahmern, einem Monstrelet, Chastelain u. a. wurde die breite Darstellung ritterlicher Hof- und Kriegsszenen ermüdend und langweilig; der ihnen vorschwebende Zweck, die kommenden Geschlechter durch die Großthaten der Gegenwart zur Nacheiferung anzufeuern, gewährte den Nachgebornen, die unter andern Eindrücken und Erscheinungen herangewachsen waren, kein Interesse mehr. Es war daher ein Zeitbedürfnis, daß die geschichtliche Memoirenlitteratur, von welcher die Chronisten ihre ersten Impulse empfangen hatten, wieder andre Wege einschlug, wieder in die veränderten Zeitrichtungen, auf die neuen Interessen und Ideen einlenkte. Dies geschah durch Philipp de Comines (Commynes), dessen „Denkwürdigkeiten" den Übergang zur echten Geschichte in pragmatischer Entwickelung bilden, in denen die Welt der Erscheinung auf einem tiefern Unterbau aufgeführt ist und die eine Anschauung von einer göttlichen Vorsehung und einer ewigen Weltordnung durchblicken lassen, nach welcher Ursachen und Wirkungen in vernünftiger Wechselbeziehung stehen und Schuld und Strafe ihre Ausgleichung finden.

1. Jean Froissart.

Johann Froissart wurde gegen Ende des Jahres 1337 in Valenciennes, damals einer der bedeutendsten Handelsstädte des nördlichen Frankreich, geboren. Seine Vorfahren, wohlhabende Bürgersleute, dem Handelsstand angehörend, waren von Beaumont nach der größeren Stadt übergesiedelt, wo Jeans Vater das Gewerbe eines Wappenmalers geübt haben soll. Ein Knabe von zartem Körper, aber lebhaftem, empfänglichem Geiste, wurde Froissart von seinen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt, wie wenig auch seine Natur zu diesem Berufe geeignet war. Er selbst gedenkt in vielen seiner Gedichte der Jugendjahre, da er lieber die Ritterromane seiner Zeit las, als Latein lernte, und deshalb oft Schläge bekam, da er eine Vision hatte, wie ihm Venus, von Merkur zugeführt, versprach, daß er eine „schöne, junge und anmutige" Jungfrau lieben und stets ein „frohes, heiteres und minnereiches Herz" bewahren werde. In den ersten Jünglingsjahren faßte er eine heftige Neigung zu einer reichen und vornehmen jungen Dame, die er beim Lesen des Liebesromanes Cleomades traf; aber wie sehr er in „Balladen" und „Virelais" ihre graziöse Gestalt, ihr süßes Lächeln, ihre weißen Hände feierte, er konnte nichts weiter von ihr erlangen, als einen zärtlichen Abschied, einen Metallspiegel zum Andenken und die Versicherung, daß sie stets in Liebe seiner gedenken werde. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese Herzensdame nur ein Idealbild war, wie Dantes Beatrice und Petrarcas Laura.

Froissarts Lebensgang.

Mit einem Empfehlungsschreiben des Grafen von Hennegau an seine Nichte, die Königin von England, versehen, setzte Froissart über den Kanal. Die stürmische Überfahrt hielt ihn nicht ab, in einem lyrischen Gedichte seiner elegischen Liebesstimmung Ausdruck zu geben. Er fand an dem Hofe zu Windsor eine wohlwollende Aufnahme. Philippa von Hennegau, Eduards III. Gemahlin, zeigte sich dem Dichter gewogen, und dieser vergalt die Gunst mit lobpreisenden Versen. Als ihn nach einiger Zeit die Sehnsucht nach der Jugendgeliebten wieder in die Heimat trieb, erlaubte ihm die Königin die Abreise nur unter der Bedingung, daß er an ihren Hof zurückkehre. Das Wiedersehen seiner Dame brachte dem Dichter kein Glück. Er durfte sich der vornehmen Herrin nicht nähern; durch ein Fenster sah er die Liebliche sich mit andern unterhalten; nur einmal gelang es ihm mit Hilfe einer Freundin, die Geliebte zu sprechen; bald verschwand alle Hoffnung; böse Zungen beschuldigten ihn, er habe sich zu viel mit den Töchtern Albions, „den weißen Schwänen der Themse" eingelassen; nach einer heftigen Szene folgte ein Bruch und ewige Trennung; aber in seinem Herzen erstarb die Jugendliebe nie. Auch in dem Roman von der Rose ist der „böse Mund" der schlimmste Feind der Liebe.

Froissart war dreiundzwanzig Jahre alt, als er seine Vaterstadt zum zweitenmal verließ. Er wandte sich zunächst nach Avignon, vielleicht in der Absicht und Hoffnung, eine Pfründe zu erlangen; denn seit der Trennung von der Dame seines Herzens mochte ihm der Gedanke, in den Dienst der Kirche zu treten, weniger widerwärtig sein. Es kam nicht dazu. Nachdem er Frankreich von der Schelde bis zur Rhone durchwandert, in Narbonne und Paris verweilt und teils aus eigner Anschauung, teils aus den Erzählungen der Ritter und Hofleute die englisch-französischen Kriege und ihre Folgen kennen gelernt, kehrte er im Jahr 1361 nach England zu seiner Gönnerin zurück, die stets gegen ihre Landsleute gnädig gesinnt war und den Sänger aus dem Hennegau, der ihr ein Buch mit Kriegsliedern über die Geschichten der Zeit darreichte, in ihre Nähe zog. Sie ernannte ihn zu einem ihrer „Clarks" oder Privatsekretäre und förderte ihn in seinen dichterischen Arbeiten. Denn in der Umgebung Eduards III. waren Troubadoure und Minstrels gern gesehen. Viele der allegorischen Liebeslieder im Geiste der Zeit, die er später im „Maienhof" und im „Jugendwäldchen" sammelte, waren die Frucht des Aufenthaltes an dem heiteren englischen Hofe, wo Festlichkeiten und gesellschaftliche Unterhaltungen einander drängten und Saitenspiel und Gesang das Ergötzen der vornehmen Welt bildeten. Hier hörte Froissart die Ritter und Herren, welche den Schlachten bei Crecy und Poitiers beigewohnt, von den Kriegsthaten in Frankreich und an den schottischen Grenzmarken erzählen und ihre Worte klangen ihm wie die romantischen Sagen der Ritterbücher, welche das Entzücken seiner Jugend gewesen. Was war natürlicher, als daß der phantasiereiche, dichterisch begabte Franzose den Vorsatz faßte, alles, was er sah und hörte, aufzuzeichnen und dem Gedächtnis zu überliefern, „damit die künftigen Geschlechter daraus Beispiele und Vorbilder für tapfere und herrliche Thaten schöpfen und alle edlen und trefflichen Männer sich daran erfreuen und zu ähnlichen Handlungen aufgemuntert fühlen möchten". Die Königin, erfüllt von dem ruhmbegierigen Geiste ihres Ahnherrn Balduin von Flandern, der einst den Thron von Konstantinopel gewonnen, begünstigte das Vorhaben ihres Landsmannes und setzte ihn in den Stand, „auf ihre Kosten" die Länder und Höfe zu bereisen, um geschichtliche Nachforschungen anzustellen und aus eigner Anschauung die Orte und Menschen kennen zu lernen, von denen er berichten sollte. Und diese Aufgabe hat Froissart gelöst, wie einst Herodot im alten Griechenland: sein Leben war von der Zeit an eine Wanderschaft von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, von Hof zu Hof. Mit offenem Sinn faßte er das Leben in seiner wirklichen

Erscheinung, die vornehme Gesellschaft, mit der er verkehrte, in ihrer heiteren Unmittelbarkeit auf. Aus Unterhaltungen und Gesprächen, aus schriftlichen Aufzeichnungen und mündlichen Mitteilungen schöpfte er das historische Material und seine eigne Beobachtungsgabe, seine reiche Erfahrung, seine dichterische Phantasie setzten ihn in den Stand, die einzelnen Züge zu einem lebensvollen Ganzen zu verbinden, aus losen Erzählungen von Thaten und Abenteuern ein geschichtliches Gemälde zu komponieren, in welchem weniger der pragmatische Zusammenhang und die Genesis der historischen Begebenheiten hervortreten, als die äußeren Erscheinungen, die Thaten und Erlebnisse der Mithandelnden, weniger die Erforschung und Zergliederung der psychologischen Prozesse, als die Entfaltung der Kräfte, Triebe und Leidenschaften in der weiten, vielgestaltigen Wirklichkeit. Daß bei einem solchen Verfahren viel Fabelhaftes, Unwahres, Unzuverlässiges sich einschleichen mußte, war ebenso natürlich wie bei Herodot, zumal da bei Froissart mehr die Gabe der Gestaltung und lebendigen Darstellung entwickelt und thätig war, als sichtender und ordnender Verstand und kritisches Urteil. Er besuchte zuerst die Grenzmarken von Schottland, Northumberland und Westmoreland, von ihm „Norgalles" genannt, wo so oft die beiden Nachbarvölker sich im ritterlichen Kampfe begegneten. Wir haben in früheren Blättern diese tapferen Kriegsthaten und Zweikämpfe kennen gelernt, die sich in so vielen Erzählungen fort und fort im Munde des Volks erhalten haben. Sie bilden einen der wichtigsten und interessantesten Bestandteile der „Chroniken", und die lebendige Darstellung des französischen Dichters hat nicht wenig beigetragen, sie dem Gedächtnis der nachgebornen Geschlechter einzuprägen. Überall fühlt man die persönlichen Eindrücke, die eigne Anschauung der Örtlichkeiten heraus. Von den Ufern des sagenreichen Severn kehrte er nach Windsor zurück, nach jenem romantischen Schlosse, „welches ehedem König Artus gegründet und daselbst die Tafelrunde gestiftet hat, von welcher so viele tapfere und edle Männer auszogen und mit Ritterthaten die Welt durchstreiften". Er fand bei seiner Gönnerin die wohlwollendste Aufnahme und in den Hofkreisen war der Dichter und lebhafte Erzähler ein willkommener Gesellschafter. Im Jahr 1364 begleitete er den König Eduard III. nach Flandern und wohnte der festlichen Zusammenkunft desselben mit dem Grafen Ludwig von Male bei. Von einem Herold ließ er sich die näheren Umstände des Kriegs in der Bretagne erzählen (VIII, 31). Bald nachher, im Jahr 1366, finden wir ihn in der Umgebung des Prinzen von Wales in Südfrankreich, allenthalben bemüht, aus dem Munde von Rittern und Kriegsleuten den Gang der geschichtlichen Begebenheiten zu erfahren. Im Jahr 1368 begleitete er gemeinschaftlich mit einem andern berühmten Dichter und Sänger, Gottfr. Chaucer, den Herzog von Clarence zu seinem Vermählungsfest mit der Tochter des reichen Galeazzo Visconti nach Mailand, eine Reise, die eine ununterbrochene Reihe von Festlichkeiten und Gelagen in Paris und in den savoyischen und italienischen Städten im Gefolge hatte. In Mailand trafen sie mit dem berühmtesten Dichter der Zeit, mit Petrarca, zusammen. Reich beschenkt verließ Froissart den üppigen lombardischen Hof, um Rom zu besuchen. In Ferrara und Bologna lernte er den König Peter von Cypern kennen, und ließ sich von ihm und seiner Umgebung vom Morgenlande erzählen. Der Anblick der „großen Roma", wo gerade Urban V. seinen päpstlichen Sitz wieder aufgeschlagen und Johann Paläologos als hilfeflehender Flüchtling umherirrte (VIII, 337), erfüllte den dichterischen Mann mit elegischen Gefühlen über die untergegangene Herrlichkeit, denen er in seinem »Buisson de Jonèce« (jeunesse) Worte lieh. Dort vernahm er auch mit Betrübnis den tragischen Ausgang des cyprischen Königs durch eine Verschwörung im eignen Palaste, vielleicht durch die eignen Brüder. Seine Wehmut wurde noch vermehrt durch die Nachricht von dem Tode seiner edlen Gön-

nerin, der Königin Philippa von England (14. Aug. 1369), die ihm stets so gnädig gewesen. Er kehrte über die Alpen nach seiner Heimat zurück. Im Schlosse Beaumont unterhielt er sich mit Gui de Blois, dem tapferen Ritter aus dem berühmten Hause Chatillon, der in so vielen Kämpfen und Schlachten in Frankreich und im Ordenslande Preußen mitgefochten. Durch diesen erhielt er die Pfründe von Lestines, einem Orte im Hennegau unweit Binche, in einer an geschichtlichen Merkwürdigkeiten reichen Gegend. Nicht weit davon, auf Schloß Beaumont, lebte der erwähnte Kreuzritter Gui de Blois, bei dem sich oft sein Verwandter, Graf Robert von Namur einfand, ein Schwager der verstorbenen Königin Philippa von England. Beide waren kenntnisreiche Männer von großer Erfahrung, aus deren Unterhaltung der Dichter viele Anregung und Belehrung für seine geschichtlichen Arbeiten empfing.

Der geistliche Beruf vermochte in Froissart keine Sinnesänderung zu bewirken. Er liebte nach wie vor Wein, Liebeslieder und Festlichkeiten, und die damalige Welt legte dem Kleriker keine schwere Entsagung auf. Als er in einem Alter von fünfunddreißig Jahren sich an die Abfassung seiner Geschichtsbücher machte, brauchte er nicht mit seiner Vergangenheit zu brechen, vielmehr konnte er im Geiste zum zweitenmal alle die Szenen durchleben, die er bisher geschaut oder gehört hatte, konnte sich zum zweitenmal vergegenwärtigen, was bisher die Freude seines Lebens gewesen. War ihm einst Venus erschienen und hatte ihn zum Gesang der Liebe angefeuert, so hatte er jetzt eine andre Vision: die Göttin der Weltweisheit stieg vom Olymp herab, um ihn zur Aufzeichnung der Großthaten aufzufordern, die er erlebt oder von andern vernommen.

Über der Abfassung seiner Chroniken vergaß Froissart indessen nicht die Poesie, die ihm so hohen Ruhm und so viel Gunst bei den Großen der Erde getragen; und bald fand er Gelegenheit, sich derselben mit neuem Eifer hinzugeben. Herzog Wenzeslaus von Brabant und Luxemburg, ein Freund der Dichtkunst und des Gesanges, berief ihn an seinen glänzenden Hof, und Froissart säumte nicht der Einladung zu folgen. Er half dem Herzog bei seinen dichterischen Arbeiten und vermehrte dieselben mit seinen eignen Produkten. Die Frucht dieser gemeinsamen Thätigkeit war der Roman „Meliador“ oder der Ritter von der goldenen Sonne. Nach dem Tode dieses Fürsten, den er zur Krönungsfeier Karls VI. nach Reims begleitete, begab er sich wieder zu seinem alten Gönner Gui de Blois nach Beaumont (1383), der ihn zu seinem Kaplan ernannte und ihm die Stelle eines Kanonikus in Chimay verschaffte. Der Graf war ein ritterlicher Herr, reich und vornehm, der an Gesellschaften und Festlichkeiten Gefallen fand; Froissart nahm an allem teil und verherrlichte die hochzeitlichen Freuden des Hauses und der Verwandten in Cambrai, in Blois, in Bourges und anderwärts in „Pastorellen“ und „Epithalamien“. Nach einiger Zeit trug er Verlangen, den Hof Gastons von Foix kennen zu lernen. Mit einem Empfehlungsschreiben des Grafen von Blois versehen und vier Jagdhunde mit sich führend, begab er sich über Montpellier und Carcassonne nach Béarn; ein Ritter, Espaing de Lyon, der die englisch-französischen Kriege mitgemacht, gesellte sich zu ihm, unterhielt ihn, während sie an den Ufern der Garonne hinritten, mehrere Tage lang von den Ereignissen, die sich in jener Gegend zugetragen, und zeigte ihm die Orte. — Wir wissen (VIII, 85), wie sehr damals Jagd, Ritterleben und Sängerlust an den Höfen und auf den Burgen des Südens in Flor standen. Der Graf von Foix galt für eine Zierde dieser Ritterschaft; ein leidenschaftlicher Freund der Jägerei, über die er sogar ein Gedicht im allegorischen Zeitgeschmack verfaßte, des ritterlichen Minnegesanges, der alle fahrenden Sänger und Saitenspieler gastfrei bei sich aufnahm und mit freigebiger Hand beschenkte, so daß man ihm den Beinamen „Phöbos“ gab, des schönen Sonnengottes,

der seine goldenen Strahlen auf die Erde niedersendet, ein tapferer Kriegsmann, der alle Kämpfe des englisch-französischen Kriegs mitgefochten und sein Schwert wider die Heiden in Preußen getragen, war Gaston der rechte Mann, bei dem sich Froissart wohl und heimisch fühlen mußte. Er las ihm bis tief in die Nacht Gedichte und Ritterbücher vor und ließ sich von ihm seine Waffenthaten und Abenteuer erzählen. Drei Monate verweilte er auf dem Schloß des reichen Grafen, und in seinen Gedichten wie in seinen Erzählungen erkennt man die freudigen Eindrücke, die er von den glänzenden Festen und geselligen Vergnügungen des gefeierten Ritters mit sich nahm. Eine Verwandte des Grafen, Johanna von Boulogne, vermählte sich mit dem Herzog von Berry; neue Feste und Reisen für Froissart, welcher das Brautpaar begleitete und die Gelegenheit zu einem Hochzeitsgedicht, „Der Ehrentempel" genannt, nicht versäumte. Es wurde früher des verschwenderischen Hoflebens bei Gelegenheit des Krönungsfestes der Königin Isabella Erwähnung gethan (VIII, 684) und der Prunkreise Karls VI. nach Avignon. Auch bei diesen Herrlichkeiten war Froissart zugegen und aus Gedichten, wie aus seiner Geschichtsdarstellung leuchtet die Lust und das Wohlgefallen hervor, welche das heitere festliche Leben in ihm erzeugte. Bei der Aufzeichnung der geschichtlichen Begebenheiten fand er, daß er über die Vorgänge in der Pyrenäischen Halbinsel nicht genau unterrichtet war; er wünschte mit Portugiesen zusammenzukommen und begab sich daher nach Brügge, wo Handelsreisende aus allen Ländern verkehrten, und als er dort vernahm, daß Pachéco, einer der königlichen Räte, in Middelburg weilte, reiste er nach Seeland zu dem erwähnten Herrn aus Lissabon, der ihn wohlwollend aufnahm und ihm über alles Auskunft gab. Nach einigen Wochen kehrte er nach Valenciennes zurück, um mit ganzem Eifer an seinen Geschichtsbüchern zu arbeiten; denn er war nun 53 Jahre alt geworden. Der traurige Ausgang seines alten Gönners Gui de Blois, der in seinem Alter schwachen Geistes ward und all sein Gut verschwendete und verkaufte, ging ihm sehr nahe. Zwei Jahre später starb auch Graf Robert von Namur, der andre Gönner und Freund, an der Pest (1392), die damals vom Rhein bis nach England sich verbreitet hatte. Aber die Heimat vermochte den Chronikschreiber noch immer nicht zu fesseln. Das fahrende Leben war ihm Bedürfnis geworden. Noch in demselben Jahr finden wir ihn im Gefolge des Hofes in Paris und in Abbeville. Im Jahr 1395 unternahm er seine letzte Reise nach England. Er fand lauter neue Personen in den alten Räumen und konnte erst nach mehreren Tagen Zutritt bei König Richard II. erhalten. Thomas Percy, Bruder des Herzogs von Northumberland, und der Herzog von York, die sich des Dichters noch aus ihrer Kindheit erinnerten, stellten ihn endlich dem König vor. Er überreichte ihm eine schön geschriebene Sammlung seiner Gedichte, die er „durch die Gnade Gottes und der Liebe" angefertigt hatte, welche Richard freundlich aufnahm und die Bilder und den schönen Einband bewunderte. Als er hörte, daß das Buch von Liebesgeschichten handelte, freute er sich sehr. Am Hofe machte Froissart die Bekanntschaft eines englischen Ritters, der Französisch sprach. Der fragte ihn, ob er von dem Feldzuge des Königs nach Irland gehört und wie er dort vier Könige zum Gehorsam gebracht? Als der Chronist es verneinte, erzählte ihm der andre ausführlich die Angelegenheiten Irlands. Bei seiner Abreise von Windsor übersandte ihm Richard einen silbernen Becher mit hundert Goldstücken gefüllt.

In Frankreich fand Froissart alles in Bewegung; man rüstete sich zu dem Türkenzug, der mit der Schlacht von Nikopolis endigte. Am burgundischen Hofe zeigte man den größten Eifer für diesen neuen Kreuzzug; der erregbare Mann freute sich über den neuen Rittergeist und bezeugte dem Herzog Philipp seine Verehrung durch Überreichung seiner Dichtung: „Der Liebesschatz". Bald darauf fand das Vermählungsfest des

englischen Königs mit der achtjährigen Tochter des Königs von Frankreich statt. Froissart wohnte den Feierlichkeiten bei und erlebte auch noch das tragische Ende des unglücklichen Sohnes des „schwarzen Prinzen". Und gerade bis zu diesem Ereignis führt die Chronik. Froissart muß also ganz zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts gestorben sein. Von seinen letzten Lebensjahren ist nichts bekannt. Wahrscheinlich hat er sie zu Chimay als Domherr verbracht und ist in der dortigen Kirche begraben worden.

Charakter der Zeitbücher. Bei keinem Schriftsteller ist der eigne Lebensgang so innig mit seinen litterarischen Arbeiten verflochten, als bei dem Kanonikus von Chimay. Seine in vier Bücher mit vielen Kapiteln verteilten Zeitbücher (»chroniques«), welche den wichtigsten Teil der europäischen Geschichte von der Krönung des jungen Eduard III. am Weihnachtstag 1326 bis zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts umfassen, tragen fast den Charakter von Denkwürdigkeiten. Wenn auch die Person des Erzählers nicht immer als mithandelnde auftritt, so erfahren wir doch meistens, auf welche Weise er zu seinen Nachrichten gekommen ist, so hat er doch mit vielen der handelnden Persönlichkeiten, deren Thaten und Leben er uns beschreibt, in Verkehr gestanden, so hat er doch die Feste und Turniere, das gesellschaftliche Leben der vornehmen Welt, die Vergnügungen und Lustbarkeiten an den Höfen und Edelsitzen, die er so anschaulich schildert, und an denen jene Zeit so reich war, aus eigner Anschauung kennen gelernt, so hat er doch die meisten Orte, die den Schauplatz seiner Darstellungen bilden, selbst gesehen. Auf seinen Wanderungen machte er seine Studien, sammelte er sein geschichtliches Material. Mochte er auch einzelnes aus älteren Chroniken geschöpft haben, die Hauptquellen seiner Erzählungen, die sich ja fast nur auf die Vorgänge seiner eignen Lebenszeit beschränken, waren die persönlichen Nachforschungen, die eignen Beobachtungen, die mündlichen Angaben der Mithandelnden, die er aufschrieb oder seinem Gedächtnis einprägte, die detaillirten Mitteilungen, die er mit Phantasie und künstlerischer Gestaltungskraft zu lebensvollen Gemälden verband. Nur bei den Partien, die vor seiner Zeit lagen, hat er sich an die Chronik seines Landsmannes und Standesgenossen Jean le Bel, Kanonikus von Lüttich, gehalten. Erfüllt von dem romantischen Ritter- und Sängerleben, das während der englisch-französischen Thronkämpfe seine letzte Nachblüte feierte, aufgewachsen und heimisch in einer Gegend, wo das Rittertum vorzugsweise ausgebildet war und am herzoglichen Hofe von Burgund am längsten erhalten und gepflegt wurde, wurzelte Froissart, trotz seines geistlichen Berufes, mit seiner ganzen Natur in der höfischen Ritterwelt voll waffenkundiger, lebensfroher Herren, voll schöner, reichgeschmückter Damen, voll heiterer Liebeslust und geselliger Galanterie, voll froher Feste, Tänze und Gelage, die er so naturgetreu und anziehend geschildert hat. Wenn bei den ernsteren Germanen die Geistlichkeit die Poesie der Minne, als unvereinbar mit ihrem Stande, frühzeitig den Laien überließ, so bewegte sich bei den romanischen Völkern der Klerus viel freier und unbefangener in jener romantischen Liebeswelt, welche mehr und mehr den realen Boden unter den Füßen verlor und in Luftgebilde verflüchtigte. Froissart gehörte zu den wandernden Dichtern und Sängern, welche, wie früher dargethan (VII, 434 ff.), an den Höfen und Ritterburgen stets willkommene Gäste waren, weil sie dem gesellschaftlichen Leben einen gehobenen, idealeren Anstrich gaben. Von den Natur- und Minneliedern, von den Gelegenheitsgedichten, Festgesängen und Allegorien, welche dem fahrenden Dichter reichen Lohn eintrugen, sind die meisten gesammelt und gedruckt; andre dagegen, wie „der Meliador", „der Liebesschatz", „der Maienhof" sind verloren oder noch nicht herausgegeben. Diese Kunst und Dichtergabe verschaffte Froissart Zutritt in die Schlösser und Burgen und dadurch Mittel und Gelegenheit, den Stoff für seine Geschichtsbücher zu sammeln und aufzuzeichnen. Das Talent rascher Gestaltung und dichterischer Komposition, das man ihm als Dichter nachrühmte, kam

ihm auch bei dieser Arbeit zu statten. Die Szenen, die er uns vorführt, sind mit einer Lebendigkeit und Natürlichkeit dargestellt, daß der Leser sich mitten in die reiche Welt versetzt fühlt. Seit Herodot hat kaum ein andrer Historiker die Kunst leichter und anmutiger Erzählung in solchem Grade geübt wie Froissart: die epische Darstellung ist in dramatischen Fluß gesetzt; der Faden der Erzählung wird oft durch Gespräche und persönliche Bemerkungen durchbrochen, Beschreibungen und Schilderungen sind durch lebendige Vorführung der Situationen und Szenerie so anschaulich gemacht, daß man alles vor Augen zu sehen glaubt. Das Geschichtswerk des französischen Chronisten entrollt ein wunderbar reiches und lebensfrisches Gemälde von jener bewegten Zeit, die wir im achten Bande dieses Werkes behandelt haben. Die Vorgänge in England und Schottland zur Zeit Eduards III. und Richards II., die Geschicke Frankreichs unter König Johann und unter Karl V. und VI. mit den gleichzeitigen Begebenheiten in der Pyrenäischen Halbinsel und in den niederländischen Provinzen bilden den Kern, an den sich dann gelegentlich einige Nachrichten über Italien und Ungarn, über Deutschland, Preußen und andre Länder anreihen. Diese an Wechselfällen und erschütternden Ereignissen so reiche Zeit wird uns von einem Manne vorgeführt, der für alle Erscheinungen ein richtiges Verständnis, einen offenen Sinn und ein gutes Gedächtnis hat, der sich an den geschichtlichen und ritterlichen Thaten erfreut und durch die Darstellung derselben andre zur Nacheiferung anfeuern will, der mit dem Gleichmut und dem heiteren Gemüte eines unparteiischen Beobachters die glücklichen wie die unglücklichen Vorfälle berichtet. Auf den Grenzmarken der französischen und niederländischen Nation geboren, durch Bande der Liebe und Dankbarkeit an den englischen Hof gefesselt, hat er mit gleichem Interesse, mit gleicher Objektivität und Unparteilichkeit die Thaten und Persönlichkeiten dieser Nationen erfaßt und dargestellt. Wenn man bei ihm eine gewisse Vorliebe für die Engländer herausfühlen wollte, so lag die Ursache davon weniger in einer vorwiegenden Neigung für das britische Volk als in seiner Bewunderung für ihre ruhmvollen Thaten und für die ritterliche Persönlichkeit des Prinzen von Wales. Zeigt sich auf seiten der Franzosen eine Gelegenheit zu ähnlichem Lobe, wie bei du Guesclin, so ist seine Bewunderung und Verherrlichung nicht weniger warm. Gegründeter erscheint der Vorwurf, daß der Geschichtschreiber mehr Sympathie fühlt mit den Freuden und Genüssen der vornehmen Welt, mit den Waffenthaten und Liebesabenteuern der Ritter und Damen, als mit der gedrückten Lage des Volks, und mit den Freiheitsbestrebungen der Stadtbürger. Froissarts Geschichtsbücher sind der Nachklang der mittelalterlichen Ritterromane; bei seinen Erzählungen und Schilderungen wird man überall an die ideale Welt der Sage und Dichtung erinnert, welche im vierzehnten Jahrhundert das geistige Leben der Gesellschaft erfüllte und beherrschte, welche nach seiner Zeit allmählich verschwand und ihrem Verfall entgegen ging. Nicht als ob der Chronikschreiber in seinen Geschichten Wahrheit und Dichtung vermischt vortrüge; die historischen Begebenheiten, die er mitteilt, sind treu und zuverlässig, und er hat keine Mühe gescheut, sich über den wahren Sachverhalt zu unterrichten und das Echte vom Falschen zu scheiden; allein wie früher erwähnt, verweilt er nur bei der äußeren Erscheinung: er schildert das Leben der Wirklichkeit mit künstlerischer Virtuosität und romantischer Färbung; aber nur in den großen geschichtlichen Aktionen, nur in den Situationen der aristokratischen Gesellschaftskreise, mit dem sichtbaren Wohlgefallen eines geschickten Malers an der Farbenpracht seiner Szenerie und an der Zeichnung und Gruppierung seiner Heldengestalten. Schlachten und Waffenthaten, Turniere und galante Abenteuer, Hochzeiten, Hoffeste und Bankette werden mit dramatischer Lebendigkeit und mit dem ganzen Apparat einer sorgfältigen Genremalerei vorgeführt, wir bewegen uns in einer Welt voll Ruhm und Ehre, voll Lust und Herrlichkeit, voll tapferer Männer und lieb-

reizender Frauen; aber das innere Leben der Seele, die Regung des menschlichen Herzens werden nicht in der Tiefe erfaßt; die Geschichte erscheint bei Froissart als eine ununterbrochene Reihe von Handlungen und Begebenheiten, der innere Pragmatismus, die Triebe und Leidenschaften schlummern im Dunkeln. Er erzählt mit derselben Anmut und Unbefangenheit gute und schlimme Thaten, Handlungen aufopfernder Hingebung und übermütigen Frevelsinnes; er ist der echte Sohn seiner Zeit, die über der glänzenden Außenseite die inneren Schäden nicht bemerkte. Die sittenrichterliche Strenge des wahren Historikers, das zornmütige Aufflammen über Unrecht, Frevelsinn und Bedrückung, das Erforschen der politischen Motive, der geheimen Vorgänge und Triebe in der Seele der handelnden Persönlichkeiten treten in Froissarts Zeitbüchern nicht zu Tage. Der Kanonikus von Chimay, der so gern bei den Festgelagen der Ritter, in der feinen Gesellschaft „gentiler" Frauen sich bewegte, bricht nicht in Worte des Unwillens und der Entrüstung aus, wenn er von Thaten wilder Leidenschaft, blutiger Rachgier, finsterer Mordsucht, feindseliger Nachstellungen und Überfälle zu berichten hat. Mag er auch gelegentlich die Tyrannei eines Galeazzo Visconti rügen, mag er auch hier und da die Bedrückung des Volks durch die schweren Steuern und Abgaben mit Ausdrücken des Mitleids und der Mißbilligung erwähnen, mag er auch die Gebrechen der Kirche zur Zeit des Avignoner Papsttums wohl erkannt haben, so gilt ihm doch jede Auflehnung gegen das Regiment der Feudalherren, jedes Ankämpfen gegen die bestehenden Ordnungen als frevelhafte Vermessenheit. Nicht nur, daß Wiclef und seine Anhänger eine harte Beurteilung erfahren, daß die Urheber und Führer der Jacquerie mit Schmähungen belegt werden, auch Artevelde und die niederländischen Bürgerhelden finden keine Gnade vor seinen Augen. Froissart ist ein Verherrlicher und Bewunderer der mittelalterlichen Feudalwelt, die gerade noch ihren letzten Schimmer über die Erde warf. Aber seine Bewunderung ist natürlich und ungekünstelt, darum erzeugt sie Wohlgefallen und Interesse; er selbst ergötzt sich an der reichen Welt, die er uns vorführt, und seine eigne sichtbare Freude an dem bewegten Ritterleben mit seinen Kämpfen, seinen Festen und seiner Galanterie erwärmt auch den Leser und reißt ihn fort. Froissart war bis zur Zeit der Renaissance der Lieblingsschriftsteller der vornehmen Welt in Frankreich, und selbst Fenelon war von dem Reize seiner naiven Sprache und Darstellung entzückt. Daher gibt es auch in allen Ländern zahlreiche Handschriften, zum Teil geschmückt mit Bildern. Besonders merkwürdig ist das in der Breslauer Bibliothek aufbewahrte Exemplar der Chroniken dadurch geworden, daß bei der Übergabe der Stadt im Jahr 1806 in einem besonderen Artikel der Kapitulationsurkunde die Erhaltung des Manuskripts der Chroniken des Froissart ausbedungen war.

2. Froissarts Nachfolger.

Froissarts Geschichtsbücher fanden viele Bewunderer und Nachahmer; aber die Kunst anmutiger Erzählung in epischer Fülle und dramatischer Lebendigkeit hat kein andrer Chronikschreiber erreicht. Für die französische Historiographie war es übrigens ein Glück, daß die zwischen Geschichte und Roman sich bewegende Haltung nicht Muster und Vorbild blieb. Die oberflächliche Auffassung der geschichtlichen Begebenheiten, das Wohlgefallen an dem äußeren Glanz und Schimmer der Erscheinungen, der farbenreiche Realismus, wie sie in Froissarts Chroniken hervortreten, hätten auf verderbliche Abwege führen und der Geschichtschreibung den tieferen Ernst und die ethische Kraft rauben müssen. Es war daher ein Vorteil, daß Dichtung und Geschichte, die in Froissart vereinigt erschienen, auseinander gingen, und jede ihre eignen Wege suchte. Schon bei
Christine de Pisan. **Christine de Pisan**, der Tochter eines italienischen Astrologen am Hofe Karls V.

von Frankreich, welche, wie Froissart, sich zumeist mit poetischen Arbeiten befaßte und nur nebenbei sich der Geschichtschreibung widmete, merkt man, wie der Einfluß der klassischen Werke des römischen Altertums allmählich die Herrschaft gewinnt über die romantische Auffassung und Behandlung der Geschichte, wie die Gediegenheit des Inhalts nach Geltung ringt neben der Gefälligkeit der Form. Christine hatte in Paris eine gelehrte Erziehung erhalten, so daß ihr die meisten lateinischen Schriftsteller des Altertums bekannt waren, wie aus vielen Anführungen derselben hervorgeht. Auch in den Kirchenvätern war sie belesen und es ist behauptet worden, daß sie sogar des Griechischen kundig gewesen sei. Unter ihren zahlreichen Schriften in gebundener und ungebundener Rede ist das Buch „von den Thaten und guten Sitten des weisen Königs Karl V." am bekanntesten. Es ist eine Lobrede auf den König und seine Brüder in breitester Darstellung und angefüllt mit moralischen Betrachtungen und mit vielen Stellen aus den Werken der Alten. Der weitschweifige, gespreizte Stil, überladen mit Beiwörtern und Synonymen, mit Ausdrücken, welche den lateinischen Ursprung verraten, ist weit entfernt von der anmutigen Redseligkeit ihres älteren Zeitgenossen.

Christine de Pisan soll von dem Herzog Philipp von Burgund zu ihrem Werke angeregt und dabei unterstützt worden sein. Wie weit diese Angabe begründet ist, kann nicht nachgewiesen werden; aber sicher ist, daß Flandern und die nördlichen Landschaften Frankreichs im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert der Hauptsitz litterarischer Thätigkeit waren, und daß insonderheit die historische Schriftstellerei in der Landessprache daselbst ihre eifrigsten Jünger zählte. Es scheint, daß der Glanz und die Herrlichkeit des burgundischen Hofes und das ritterliche Wesen der beiden letzten Herzöge besonders anregend wirkte. Was man in der Wirklichkeit so sehr bewunderte, suchte man durch Aufzeichnung auch der Nachwelt zu erhalten. Nicht bloß Froissart gehörte jener Gegend an, auch der bedeutendste Chronikschreiber aus der ersten Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts, Enguerrand de Monstrelet, der in gewissem Sinn als Fortsetzer seines Landsmannes gelten kann, indem er den Faden gerade da anknüpft, wo der andre abgebrochen, stammte aus der Gegend von Cambrai oder aus der Pikardie. Einer angesehenen Familie angehörend, aber vielleicht von illegitimer Geburt, erhielt Monstrelet eine gelehrte Erziehung, nahm unter der Fahne des burgundischen Herzogs Teil an den englisch-französischen Kriegen zur Zeit der Jungfrau von Orleans, wurde später Prévot von Cambrai und starb im Jahr 1453 als Baïlo von Wallaincourt. Matthäus von Coussy, der die Chronik Monstrelets weiter führte, war zu Quesnoy in Hennegau geboren und sowohl Georg Castelain als der große Comines gehörten ihrer Geburt nach dem Lande Flandern an.

Litterarische Thätigkeit in Flandern.

Daß Monstrelet in seiner „Chronik von hohen Waffenthaten und abenteuerlichen Listen Hoher und Geringer" die Zeitbücher Froissarts zum Vorbild genommen, ist außer allem Zweifel: wie jener beschränkt er sich nicht auf die Geschichte Frankreichs, sondern verbindet damit die gleichzeitigen Begebenheiten der andern Länder, Flanderns, Englands, Schottlands und Irlands; selbst die Ereignisse in Italien und Deutschland, in Ungarn und Polen werden erwähnt. Wie Froissart stellt auch er die Kriegsereignisse in den Vordergrund in der Absicht, „die würdigen und hohen Waffenthaten der tapferen Männer aufzuzeichnen zum Ruhm und Preis derselben und zur Belehrung und Anleitung derer, welche auf ehrenvolle Weise das Schwert führen wollen"; aber er empfindet dabei nicht die warme Teilnahme und lebhafte Bewunderung, die Froissarts Darstellung durchwehen; und wie sehr er auch sich bemüht haben mag, aus dem Munde von Edelleuten, Wappenkönigen und Herolden zuverlässige Nachrichten zu erfahren, ihm fehlte der unmittelbare Verkehr mit den handelnden Persönlichkeiten, die durch eigne Anschauung auf Reisen und Wanderungen erworbene

Monstrelet.

Ortskunde, das Wohlgefallen an den Ritterkämpfen und Hoffesten, die frische Lebens- und Sängerlust, welche den Schilderungen seines Landsmannes so hohen Reiz verleihen. Während Froissarts epische Erzählungsweise den Leser ergötzt und anzieht, ermüdet Monstrelet durch Breite und Weitschweifigkeit in Beschreibung auch geringfügiger Dinge. An Unparteilichkeit gibt er dem älteren Zeitgenossen nichts nach, und an Genauigkeit in den Zeitangaben übertrifft er denselben; auch ist er frei von dem Aber- und Wunderglauben Froissarts. Und was ihm als Historiker zu besonderer Ehre gereicht, er hat ein Herz für das gedrückte und mißhandelte Volk. Indes der romantische Kanonikus von Chimay bei den schweren Kriegszeiten nur des Ruhmes und der Waffenehre gedenkt, die dadurch hervorgebracht werden, vergißt Monstrelet nicht auch die Leiden und Drangsale zu erwähnen, die im Gefolge des Kriegs über Völker und Länder hereinbrachen und bedauert, daß so viele Tausende sich für zwei oder drei Ehrgeizige opfern müssen; und wenn jener sich begnügt, die Begebenheiten in ihrer äußeren Erscheinung vorüberzuführen, sucht dieser mehr in die Ursachen und Beweggründe einzudringen. Bei widersprechenden Ansichten ist er bemüht, den wahren Sachverhalt durch Prüfen und Abwägen zu erforschen. Der Vorwurf der Parteilichkeit zu gunsten des burgundischen Hauses ist ungegründet; er ist höchstens für das dritte Buch zutreffend, das aber, wie Buchon nachgewiesen hat, nur zum geringen Teil von Monstrelet selbst herrührt. So wichtig Monstrelets Chronikbücher durch ihren Inhalt und durch die vielen eingestreuten Urkunden und Schriftstücke für die Geschichte der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in der That sind, so wenig kann die breite Darstellung ohne Phantasie und dramatisches Leben den Ruhm künstlerischer oder litterarischer Bedeutung ansprechen.

Coussy. In dieser Beziehung wird er von Froissarts Landsmann, **Matthäus von Coussy**, übertroffen, der bei der Darstellung der Waffenthaten und glänzenden Feste der burgundischen Herren und ihrer Ritter wieder mehr in die Fußstapfen des Kanonikus von Chimay tritt und wie dieser den Zweck verfolgt, an den Großthaten und der Herrlichkeit der Gegenwart die künftigen Geschlechter zur Nacheiferung anzufeuern. Auch sein

Chastelain und Molinet. Zeitgenosse **Georges Chastelain** „der Abenteurer" (geb. zu Gent im Jahr 1404, gest. 1474), ein flandrischer Edelmann und Ritter des goldenen Vließes, dessen Chronik die Jahre von 1419 bis 1474 umfaßt, und sein Freund **Molinet**, aus der Gegend von Boulogne, beide Dichter und Chronisten, sind Bewunderer des burgundischen Hofes unter Philipp, bei dem der erstere das Amt eines Hausmeisters und geheimen Rats bekleidete, und Verherrlicher des ritterlichen Glanzes, der sich dort entfaltet. Daß bei dieser Stellung der Chronikschreiber einige Parteilichkeit in ihre Schriften eindrang, war nicht zu vermeiden; daher hat auch ein anderer Zeitgenosse, **Jacques du**

du Clercq. **Clercq**, Herr von Beauvoir aus Lille, in der Vorrede zu seinen Memoiren, welche die Jahre zwischen 1448 und 1467 behandeln, ausdrücklich versichert, daß er nichts sage, als was er für wahr erkannt habe und weder durch Geld noch durch Gunst sich bestimmen lasse. Dabei hat er weniger den Zweck, die ritterlichen Thaten zu verherrlichen, als den künftigen Geschlechtern durch getreue Mitteilung der Vergangenheit Gelegenheit zu bieten, sich an den Beispielen der Tugend zu erheben und die Laster zu fliehen. Während daher die andern sich fast ausschließlich an die Kriegsereignisse und Hofgeschichten halten, verbreitet sich du Clercq auch über Sitten und Gebräuche, über Gesetze und Einrichtungen, über Künste und Wissenschaften und gibt einen merkwürdigen Bericht über die grausamen Verfolgungen, welche zu seiner Zeit über die Waldenser in Arras verhängt wurden.

3. Philippe de Comines.

Von größerer Bedeutung als die erwähnten Chronikschreiber in Froissarts Geist sind die Denkwürdigkeiten zweier Männer, denen wir schon in der früheren Geschichtsdarstellung begegnet sind — des Olivier de la Marche, der den beiden letzten Herzögen als Kriegsmann und Unterhändler diente (VIII, 836) und des Philippe de Comines, der den burgundischen Dienst mit dem französischen vertauschte und in die politischen Ereignisse seiner Zeit aufs tiefste eingeweiht war (VIII, 805. 868). Olivier de la Marche (geb. circa 1422, † 1. Februar 1501) gehörte zu den vertrauten Kriegs- und Hofleuten Philipps des Guten und Karls des Kühnen. Den letzteren, der ihn zum Hofmarschall ernannte, begleitete er in allen Unternehmungen bis zur Schlacht bei Nanci, wo sein Herr fiel, er selbst in Gefangenschaft geriet. Auch bei Maximilian, dessen Vermählung mit Maria von Burgund de la Marche eifrig betrieben zu haben scheint, behauptete er eine angesehene Stellung. Er war somit in die Lage gesetzt, über den burgundischen Hof, dem er über dreißig Jahr gedient hat, wichtige und zuverlässige Nachrichten zu erhalten und zu überliefern, und in der That sind seine Memoiren, wenn auch ungelenk und inkorrekt in Stil und Sprache, ein wichtiges Denkmal für das Leben am herzoglichen Hof zu Brüssel und Gent. Denn auch ihm erscheint das Ritterwesen mit seinen Festen und Turnieren mit seinen Freuden und Herrlichkeiten als der höchste Ausdruck eines glücklichen menschenwürdigen Daseins und er verweilt daher mit großem Interesse bei den Glanzseiten dieses Lebens, die an dem reichen, luxuriösen Hofe zu so vollkommener Entfaltung kamen, um dann nach einem letzten künstlichen Schimmer andern strengeren Lebensformen den Platz zu räumen. *Olivier de la Marche.*

Mit de la Marche geht diese Geschichtsauffassung, die an den Äußerlichkeiten des Lebens, an den Kriegsthaten und Abenteuern der Ritter, an dem lustigen Gesellschaftsleben der Höfe mit bewundernden Interesse verweilt, zu Ende. Schon in seinem Zeitgenossen Comines treten andre Fragen in den Vordergrund, nehmen die Chroniken und geschichtlichen Denkwürdigkeiten einen andern Zug. *Veränderte Richtung.*

Schon der Umstand, daß Comines, der Sprößling einer reichen, ursprünglich bürgerlichen Familie Flanderns, die im Dienste der burgundischen Herzöge zu Adel und Ehrenämtern emporgestiegen, von Karl dem Kühnen, bei dem er bereits als Jüngling ein Hofamt bekleidet hatte, zu Ludwig XI. überging, kann als Beweis gelten, daß er mehr Sympathie fühlte mit dem staatsklugen Valois, als mit dem ritterlichen Burgunder. Dieser Übertritt war schon den Zeitgenossen so auffallend, daß man eine persönliche Beleidigung von seiten des Herzogs, mittels eines Schlages ins Angesicht, als Ursache angab, eine höchst unwahrscheinliche Erfindung. Nach Ludwigs eignem Geständnis hatte ihm Comines bereits bei der Fatalität in Péronne wichtige Dienste geleistet; und wie hoch er den Besitz des burgundischen Herrn anschlug, geht daraus hervor, daß der sonst so sparsame Monarch ihm nicht nur sofort ein Jahrgehalt von 6000 Livres zuwies, sondern auch, als der Abtrünnige von Karl dem Kühnen geächtet und seiner niederländischen Güter verlustig erklärt ward, ihm zur Entschädigung eine Geldsumme von 41,700 Livres als freiwilliges Geschenk gab und ihm im Laufe der Jahre das Fürstentum Talmont und mehrere Herrschaften verlieh, ihn zum Seneschall von Poitou erhob und ihn fort und fort mit neuen Gaben bedachte, mit konfiszierten Rittergütern belehnte. Ja diese Gunst steigerte sich mit den Jahren dergestalt, daß Ludwig XI. in seiner Zurückgezogenheit zu Plessis-les-Tours ihm sein größtes Vertrauen zuwandte, ihn zu den wichtigsten Unterhandlungen und Staatsgeschäften verwendete, die geheimsten Briefschaften zuerst durch ihn erbrechen ließ, daß er an einem Tische mit ihm aß, in einem Bette mit ihm schlief, in seinen letzten Jahren, als der Beichtvater die *Philipp von Comines. 1445—1509.*

leise gesprochenen Worte des Königs nicht mehr verstand, denselben zum Dolmetscher seiner Beichtbekenntnisse machte. Durch diese königliche Gunst und Gnade gewann Comines unter dem hohen Adel Frankreichs eine hervorragende Stellung, so daß Louis des Brosses, Graf von Penthièvre, ein Verwandter der Bourbons, sich mit der einzigen Tochter desselben vermählte. Nach dem Tode Ludwigs XI. wurde Comines in das Parteitreiben zwischen Anna von Beaujeu und dem Herzog von Orleans hineingerissen. Wir wissen, wie teuer ihm seine Verbindung mit der Opposition zu stehen kam. Es wurden Briefe aufgefangen, in welchen Comines den Aufständischen Nachricht von den Vorgängen am Hof gab. Dafür mußte er acht Monate in einem der eisernen Käfige schmachten, die der von ihm so sehr gerühmte Ludwig XI. zur Peinigung der Menschen erfunden hatte, und dann noch drei Jahre im Gefängnis zubringen. Auch scheint er sein Fürstentum Talmont eingebüßt und nie wieder erlangt zu haben. Wenigstens nennt er sich später nach den Gütern seiner Frau Herr von Argenton. Der italienische Feldzug Karls VIII. war nicht nach seinem Sinn; dennoch nahm er den wichtigen Gesandtschaftsposten in Venedig an, den ihm der König übertrug und wirkte dort aus allen Kräften im Interesse Frankreichs gegenüber der anti-französischen Ligue. Bei der Thronbesteigung Ludwigs XII., mit dem er schon gegen die Reichsverweserin Anna verbunden gewesen war, besserte sich seine Lage, so daß er seine letzten Lebensjahre bis zu seinem am 18. Okt. 1509 erfolgten Tode in hohen Ehren und Ansehen zubrachte. Während dieser Zeit hat er seine „Denkwürdigkeiten", die er bald nach Ludwigs XI. Tode begonnen, zu Ende geführt.

Charakter und Haltung seiner Denkwürdigkeiten.

Diese Denkwürdigkeiten sind die wichtigste Geschichtsquelle über die letzten Jahrzehnte des fünfzehnten Jahrhunderts; und das Urteil über Karl den Kühnen wie über Ludwig XI. ist hauptsächlich aus seiner Darstellung in die Weltgeschichte übergegangen. Daß dabei der erstere gegen den letzteren zu kurz gekommen, läßt sich aus der Stellung des Verfassers zu beiden Fürsten wohl annehmen. Der Burgunder hatte alle Ursache, dem Abtrünnigen zu grollen und dieser konnte sich nicht veranlaßt sehen, den ihm feindlich gesinnten Mann mit besonderer Zuneigung zu behandeln. Dazu kam noch, daß Comines mehr Sympathie mit der Natur und dem Wesen Ludwigs XI. empfand, als mit dem Charakter des burgundischen Herzogs. Ein so überlegender und berechnender Staatsmann, der überall mit Verstand und Umsicht handelte, vor der That alle möglichen Folgen erwog, konnte keinen Gefallen finden an dem leidenschaftlichen, ungestümen Vorgehen Karls; für ihn hatte das Rittertum seinen Reiz verloren, er suchte seinen Ruhm nicht auf dem Schlachtfelde, sondern im Kabinett. Und hat nicht vielleicht sein weitschauender Blick den unvermeidlichen Fall des burgundischen Reichs unter dem unbesonnenen Herrscher vorhergesehen? In Ludwig XI. dagegen erkannte er den Mann der Neuzeit, der seine Herrschaft lieber auf geistige Überlegenheit als auf Waffengewalt stützen wollte. Zu ihm fühlte er sich daher in hohem Grade hingezogen, ihm diente er mit Neigung und Eifer. Man würde übrigens irre gehen, wollte man Comines für einen unzuverlässigen, parteiischen Schriftsteller halten. Er sagt nirgends die Unwahrheit und verschweigt nichts Wesentliches: aber seine Darstellung, ohnedies kühl und ruhig, läßt doch deutlich erkennen, auf welcher Seite er steht. Die Grausamkeit, die Hinterlist, die Verstellung Ludwigs geben ihm wenig Anstoß, während die thörichten und leidenschaftlichen Unternehmungen Karls scharf beurteilt werden; und selbst der tragische Fall seines ehemaligen Herrn auf dem Schneefelde vor Nanzig wird ohne alle Gemütserregung erzählt. Nach Comines war er ja nur die notwendige Folge der unbesonnenen, verkehrten Politik des ritterlichen Kriegsfürsten!

Würde man Comines als Historiker fassen, so müßte diese sichtliche Parteinahme

für die eine der handelnden Persönlichkeiten über seine Zuverlässigkeit und Wahrhaftigkeit Bedenken erregen. Aber mit Recht bemerkt Ranke, daß ein Memoire keine Geschichte sei. „Es ist die Ansicht eines Gebäudes von einem gewissen Standpunkt aus; zu Grundriß und Aufriß und einem Umgehen seines Gegenstandes von allen Seiten ist es nicht verpflichtet. Es kann sich den Standpunkt überdies nicht wählen, sondern derselbe ist ihm vom Leben und Begegnis gegeben." Diese Stellung zu Ludwig XI., dem er zu großer Dankbarkeit verpflichtet war, dessen Staatsklugheit er bewunderte, und zu Karl dem Kühnen, dem er von Natur abgeneigt war, dessen fahrige, unüberlegte Regierungsweise er verachtete, leitete Comines' historisches und politisches Urteil. Obwohl er in den zahlreichen Reflexionen, von denen seine Geschichtserzählung durchflochten ist, sich in hochsinniger Weise über das Wohl der Staaten und Völker ausläßt, obwohl er bei der Schilderung der letzten angsterfüllten Lebenstage des französischen Monarchen in erhabenen Worten die Lehre gibt, wieviel besser es wäre, wenn die Fürsten weniger Übles thäten und mehr Gott liebten, obwohl er bei vielen Gelegenheiten die Vorzüge eines freien städtischen Lebens gegenüber dem monarchischen Despotismus hervorhebt, so nimmt er doch keinen Anstoß an den krummen Wegen Ludwigs, an den verwerflichen Mitteln, deren er sich zur Erreichung seiner Zwecke bedient, an der perfiden Politik, die derselbe überall anwendet; ja er dient ihm als Werkzeug und Unterhändler bei der treulosen Staatskunst, bei den Intrigen, Bestechungen und Verführungen, welche die ganze Regierung dieses Fürsten durchziehen. Wie sein Zeitgenosse, der große Florentiner Machiavelli, hält auch Comines das glückliche Vollbringen und Durchführen klug angelegter Pläne für weise Staatskunst. Mitunter glaubt man wohl ein unheimliches Gefühl, eine gewisse Furcht und Scheu aus den ruhigen Worten herauszulesen; aber der Erfolg, das günstige Resultat imponiert ihm so gewaltig, daß er die moralischen Bedenken unterdrückt. Denn in dem Ausgange sieht er den gerechten Lohn oder die gerechte Strafe der Handlungen und Unternehmungen, die Hand Gottes, die alles Vernünftige und Überlegte zum Ziele führt, alles Thörichte und Unbesonnene zu Falle bringt. Es geht ein überwältigender Pragmatismus, eine Kette von Ursachen und Wirkungen, ein großartiger Kausalzusammenhang durch seine Schrift. Die Denkwürdigkeiten Comines' sollten nur Bausteine sein, die er seinem Freund und Gesinnungsgenossen, dem Erzbischof von Vienne, zu einem beabsichtigten lateinischen Geschichtswerk liefern wollte; aber unter der geschickten Hand und gewandten Feder des Staatsmannes sind sie ein merkwürdiges Denkmal jener ruchlosen, verderbten Zeit geworden, wo aus der gährenden Tiefe des Lasters und der Verbrechen, der Untreue und Gewissenlosigkeit eine neue Periode der Weltgeschichte emporstieg. Dem damaligen Geschlechte war der Maßstab für Recht und Tugend abhanden gekommen. Wer sich auf seinen Vorteil gut verstand, galt für klug, und wer seine Sache durchsetzte, für einen überlegenen Geist. Die Mittel und Wege kamen dabei wenig in Anschlag. So konnte Comines zu dem Ausspruch kommen: „er glaube keinen Fürsten gekannt zu haben, der, alles betrachtet, weniger Fehler gehabt, als Ludwig XI." Denn er war Meister in dieser klugen Staatskunst und hat viel Großes geschaffen, aber ohne alle eigne persönliche Größe. Auch besaß er die von Comines so hoch angeschlagene Regentengabe, geschickte und fähige Leute in seinen Dienst zu ziehen und als taugliche Werkzeuge an den rechten Ort zu stellen. Diese von Gott verlassene Übergangszeit aus dem Mittelalter in die Neuzeit spiegelt sich in Comines Memoiren treu und wahrhaftig ab, und die einzelnen Züge sind mit Meisterhand und mit tiefer Kenntnis der Menschen und Verhältnisse gezeichnet; die Ereignisse werden in dramatischer Entwickelung, von ihrem Ursprunge bis zu ihrem Ausgange, an dem Leser vorübergeführt und aus den Motiven der Handlungen die Erscheinungen hergeleitet. Aber im moralischen Urteil

ist er ein Kind seiner Zeit. Tugend und Weisheit sind ihm gleichbedeutend mit Verstand und Klugheit; sein Sittengericht wird oft von Glück, Macht und Erfolg bestimmt. „Mag die lichtvolle Klarheit, mit der er die verwickeltsten Hergänge darstellt, noch so anziehend wirken, mögen die politischen Reflexionen, die er der Erzählung beimischt, für jeden Historiker und jeden Staatsmann noch so lehrreich sein, mag sogar die sittliche Weltordnung, die er anerkennt, das Gleichgewicht von Schuld und Strafe, welches er andeutet, den Eindruck lebendiger Religiosität machen, so steht es dennoch fest, daß auch er denselben Grundsätzen gehuldigt hat, welche wenige Jahre nach ihm in dem „Fürsten“ Machiavellis ihren vollendetsten Ausdruck gefunden haben.“ Die außerordentliche Menge von Ausgaben und die zahlreichen Übersetzungen in allen Sprachen Europas können als Beweis gelten, welche Bedeutung die Denkwürdigkeiten Comines' zu allen Zeiten erlangt haben; auch ist es bezeichnend für den Charakter des Buches, daß Kaiser Karl V. dasselbe fortwährend bei sich führte und fleißig darin las. Er konnte für seine Politik manchen brauchbaren Wink in dem merkwürdigen Werk finden! Hat doch Comines selbst gestanden, daß er sein Buch für Könige und hohe Personen bestimmte und unverhohlen seine Verachtung ausgesprochen über die „dummen und einfältigen Leute“, welche die krummen Wege tieferer Staatskunst nicht zu begreifen vermöchten.

c. Entartung und Ausgang der Ritterdichtung.

Fortleben der Rittersagen. Verraten die Chroniken Froissarts und seiner Nachfolger den Ursprung ihrer verherrlichenden Geschichtsdarstellungen aus dem Ritterroman, so übten sie auch wieder eine unverkennbare Rückwirkung auf den Entwickelungsgang der romantisch-epischen Helden- und Ritterdichtung. Das Interesse für die Sage und Volksüberlieferung aus den Tagen der Väter wurde dadurch frisch und lebendig erhalten und stets in neuen Bearbeitungen dem Volke vorgeführt. Alles, was die Sage aus den alten Zeiten von ritterlichen Thaten des Königs Artus und seiner Tafelrunde, Karls des Großen und seiner Paladine aufbewahrt hatte, lebte in der Phantasie und in der Erinnerung der Nachgebornen fort, nur daß statt der alten metrischen Form und Sprache mehr und mehr die ungebundene Rede in Anwendung kam, offenbar in der Absicht, „durch diese Umgestaltung die Poesie in die Sphäre der Konversation hinabzurücken und den Unterschied des älteren Sprachidioms mit der Sprache der Gegenwart aufzuheben“. So kam es denn, daß im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert die epische Ritterdichtung zwar noch immer sich erhielt, noch immer die Unterhaltung der vornehmen Gesellschaft bildete, aber kaum einen Fortschritt in der Entwickelung machte. In den alten Sagenkreisen hatte sich die epische Triebkraft erschöpft, die früheren Mären kehrten immer wieder, wenn auch mit einigen Variationen, bald in gebundener, bald in ungebundener Rede und zum Teil in der verkürzten Gestalt, wie sie die ritterlichen Volksbücher noch jahrhundertelang vorführten. In den englisch-französischen Kriegen lebte das Interesse für die alte Heldendichtung von neuem auf; die Rittersagen der Vorzeit schienen in der Gegenwart frische Wurzeln zu schlagen. Der „kleine Artus von der Bretagne“, der entweder zur Zeit Karls VI. oder Karls VIII. verfaßt ward, verflocht in die alte Fabelwelt manche Züge aus der Zeitgeschichte. Auch der vielgelesene Roman von Cleriadus, einem asturischen Fürstensohn, dessen Geliebte Meliadice aus Arthurs Geschlecht stammt, erhielt seinen Hauptreiz durch die Beziehungen auf die Gegenwart. Bei den Ritterbüchern aus dem karolingischen Sagenkreise, die gleichfalls in dieser hundertjährigen Kriegszeit ihre Entstehung nahmen, wie Hüon de Bordeaux, Guerin de Montglave, Milles und Amys u. a. mag französisches Nationalgefühl die Verfasser

geleitet haben. Die Siege der Engländer in den Feldschlachten von Crecy, Poitiers und Azincourt erzeugten den Wunsch, den Zeitgenossen in Erinnerung zu bringen, daß einst die französischen Helden den Preis der Ritterschaft und Tapferkeit vor allen Völkern errungen. Die berühmten Romane aus demselben Cyklus, Doolin von Mainz, Ogier le Danois, Mauguis (Malagis), d'Aigremont der Zauberer u. a. gehören dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts an, als unter der Regierung Karls VIII. der Geist des Rittertums und der Romantik zum letzten Male aufloderte. Aus ihnen gingen dann die kurzen Rittererzählungen hervor, welche sich als Volksbücher in allen Sprachen bis auf unsere Tage erhalten haben.

Neuerwachtes Interesse für das Morgenland.

Wie zur Zeit der Kreuzzüge das Morgenland mit seinen Zauber- und Wundersagen einen breiten Raum in der älteren epischen Dichtung einnahm, so sehen wir am Ausgang des Mittelalters fast in allen Erzeugnissen der romantischen Poesie abermals die orientalische Heidenwelt herein spielen. Es ist uns ja hinreichend bekannt, wie vor und nach dem Falle von Konstantinopel das Abendland mit den Anliegen im Osten sich beschäftigte; wie gerade der burgundische Hof, wo man das Ritterwesen und die Ritterpoesie am lebhaftesten pflegte, stets den größten Eifer für die neuen Kreuzzüge wider die Türken zur Schau trug, wir wissen ferner, von welchen ritterlichen und abenteuerlichen Grillen der französische König Karl VIII. bei seinem Italienerzug erfüllt war. Es war daher ganz natürlich, daß bei dieser nachgebornen Romantik, bei dieser Wiederbelebung einer untergegangenen Welt das Morgenland aufs neue eine bedeutende Stelle erlangte. Je weniger man im Abendland zu einem thatkräftigen Unternehmen sich zu erheben vermochte, um so kühner war man in Worten und Schaugepränge, um so teilnehmender folgte man in der Erzählung und Beschreibung den alten Heidenkämpfen der Artus- und Gralritter, den siegreichen Zügen Karls und seiner Paladine gegen die Sarazenen oder zum Heil. Grabe.

Die Amadisromane.

Dieses Interesse für das Morgenland, für die Schicksale des hinsinkenden byzantinischen Reichs und die Türkenkämpfe teilen auch die **Amadisromane**, ein dritter großer Cyklus von Ritterepopöen, aber in ungebundener Rede, welcher im fünfzehnten Jahrhundert mehr und mehr die älteren Heldensagen in den Hintergrund drängte. „Amadis war der große Hohlspiegel, in dem man die entschwindende Ritterlichkeit zuletzt noch aufgefangen hatte." Gewöhnlich nimmt man an, daß diese Ritterromane in der Pyrenäischen Halbinsel ihre Heimat haben und daß der Portugiese Vasco de Lobeira, dem man den „Amadis von Gallien" zuschreibt, der Erfinder derselben sei; allein ihre Verbreitung war so gleichzeitig und so allgemein bei allen Völkern, daß die Ehre der Priorität streitig geworden ist. Die Amadisromane tragen alle Fehler der Artusgeschichten an sich, eine unendliche Fülle wunderbarer Begebenheiten, Abenteuer und eingebildeter Liebesverhältnisse in lockerem Zusammenhang willkürlich an einander gereiht; aber sie entbehren des Vorzugs, daß sie nicht wie jene alten Erzählungen an die volkstümliche Sage oder an die, wenn auch mythisch entstellte Geschichte anknüpfen, nicht in der historischen Tradition ihren Unterbau und ihre Begrenzung, nicht in religiösen Motiven ihren sittlichen Halt haben, sondern daß sie von aller Überlieferung losgerissen ins Launenhafte, Schrankenlose und Phantastische sich verlieren, sich über Zeit und Ort wegsetzen und alles ins Märchenhafte hinüberspielen. „Amadis mit seinen Nachkommen irrt in einer rein idealen Welt umher, einer Welt voll bunter Hirngespinste der Willkür, wo wegen Abwesenheit eines durchgreifenden Prinzips für **alle** Personen und **alle** Begebenheiten es völlig der Laune der Generationen der Dichter überlassen bleibt, ob, wann und wie Mitte und Ende dieser fahrenden Ritterschaften eintreten werde. Wo keine innere Notwendigkeit ist, da ist auch kein Kreislauf und kein natürlicher Schluß." Dabei leiden diese Produkte einer zügellosen Phantasie an einer allgemeinen

Monotonie der Charaktere und Ereignisse, und trotz der bunten Mannigfaltigkeit in der Einzelausführung und trotz des übernatürlichen Geistes- und Zauberwesens an einer Einförmigkeit der Erfindung und der künstlerischen Architektonik. „Das Lebendige und Positive sind die eingewebten Naturschilderungen, Beschreibungen von Schlössern und Palästen, Unterweisungen in einem adligen Betragen und feinem Benehmen, besonders in der Kunst, Liebesbriefe zu schreiben, endlich moralisierende Ergießungen, wie dies alles im Roman von der Rose schon gegeben war; der Mechanismus der Geschichte ist beständig die begeisterte Liebe des Helden zu einer schönen Prinzessin, die ihn zur Vollführung erstaunungswürdiger Thaten, zur Überwindung der riesenhaftesten Gefahren beseelt. Die Darstellung ist prosaisch, oft einfach, herzlich und anmutig, oft aber auch geistlos, ungeschickt und unausstehlich breit." Im allgemeinen dienten die Artusromane als Vorbild, wenngleich die Zeit, in welche die Thaten des Amadis verlegt werden, als der von Arthur und Karl d. Gr. vorangehend gedacht werden muß. Die Verfasser der Amadisromane, heißt es in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur, zeigen überall die Absicht, Held und Begebenheiten so weit als möglich in den Nebel der ältesten Zeit zurückzuversetzen, offenbar um jeder geschichtlichen Rücksicht, ja jeder Verbindung mit der Sage aus dem Wege zu bleiben. Als Reigenführer der ganzen Gattung kann der erwähnte „Amadis von Gallien" betrachtet werden, der in allen Sprachen bearbeitet wurde, so daß sich Portugiesen, Spanier und Franzosen um die Ehre der Urheberschaft streiten. Wir werden in den Ausführungen den Inhalt nach Dunlop angeben. Daraus kann man sich eine Vorstellung von der ganzen zahlreichen Familie dieser Heldengeschichten machen, dem „Esplandian", dem Sohne des Amadis von Gallien, dem „Lisuarte von Grecia", Esplandians Sohn und dem „Amadis von Griechenland", in welchem Konstantinopel und Trapezunt den Hauptschauplatz der fabelhaften Begebenheiten und Abenteuer bilden; dem „Florisel von Nicäa", Sohne des Amadis von Griechenland, dem „Agesilaos von Kolchos", dem „Sphäramund und Amadis vom Stern", dem „Silves de la Selva", dem „Palmerin de Oliva", dem „Primaleon", dem „Platir" und vielen andern, welche bei Dunlop und Gräße verzeichnet und durch die gründliche Abhandlung in den Wiener Jahrbüchern nach ihrer litterargeschichtlichen Bedeutung beleuchtet sind. Auch die „Historie von dem berühmten Ritter Tirante dem Weißen", einem der wenigen Ritterbücher, welche Cervantes vom Feuertod befreit, gehört in die Klasse der Amadisromane. In diesen phantastischen Erzeugnissen, welche zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts Gilbert Saunier, Sieur du Verdier in dem siebenbändigen „Roman des Romans" vereinigt hat, sowie in einigen späteren Bearbeitungen der fabelhaften Erzählungen aus der alten Welt, vom Trojanerkrieg, vom Herkules, vom Zauberer Virgilius u. a., die in dem neuerwachten Interesse für das Morgenland ihre Anziehungskraft hatten, fanden Wunderglaube und Zauberei, Ritterlichkeit und Kourtoisie des Mittelalters für Frankreich ihren Abschluß. Denn einige Rittergeschichten des fünfzehnten Jahrhunderts, wie Johann von Paris und seinesgleichen, worin die Form der alten Romane zu andern Zwecken benutzt wird, bezeichnen bereits den Übergang zu einer neuen Zeitrichtung, indem sie zwischen dem eigentlichen Ritterroman und den satirisch-lehrhaften Werken die Mitte halten. Die Erzählung „Johann von Paris", wenn auch als Kunstwerk ohne große Bedeutung, ist als Sittengemälde der Zeit und als politische Satire gegen die Engländer von historischem Interesse. Sie ist der Ausdruck des nationalen Selbstgefühls, das für die früheren Niederlagen und Demütigungen sich zu rächen sucht, das Abbild eines eitlen Franzosen, der sich seiner feineren Bildung und ritterlichen Gewandtheit bewußt ist und mit Verachtung auf den rauheren unbehilflichen Nachbar herabsieht. Johann von Paris ist ein französischer Königssohn, der eine spanische Prinzessin heimführen will, mit der er von

Ausgang der Ritterdichtung. — *Johann von Paris.*

Jugend auf verlobt war. Er hört, daß der alte König von England die gleiche Absicht hegt und zu dem Zweck Einkäufe in Paris machen läßt. Er bewirkt, daß die französischen Kaufleute nur geringe und gemeine Stoffe hergeben. Auf der Reise, welche der englische König von Calais aus durch Frankreich macht, schließt sich Prinz Johann, als Kaufmann verkleidet, mit zahlreichem glänzenden Gefolge dem Nebenbuhler an und nun wird mit großer Selbstgefälligkeit in verschiedenen Situationen dargethan, wie der vermeintliche Pariser Kaufmann und seine Vettern aus der Vorstadt St.-Honoré und St.-Denis (die Herzöge von Orleans und Bourbon) den Inselkönig und sein Gefolge an Pracht der Ausrüstung, an geselliger Feinheit, an ritterlichen Manieren übertreffen und verdunkeln. Am Hofe von Burgos tritt der Kontrast zwischen den gewandten Franzosen und den linkischen Engländern noch schärfer hervor: Johann von Paris und seine Begleiter sind im Turnier, auf den Hoffesten und Bällen stets voran und erregen allgemeine Bewunderung; besonders findet die Prinzessin Wohlgefallen an dem französischen Ritter, und als er sich ihr zu erkennen gibt, reicht sie ihm freudig die Hand; der König von England aber muß mit Spott und Scham abziehen.

Der Roman erzählt, Amadis sei ein Kind der Liebe des Perion, Königs von Gaula, und der bretonischen Prinzessin Elisena gewesen. Um die Schande der letzteren zu verheimlichen, läßt ihre Mutter das Kind bald nach der Geburt in einer Wiege ins Meer werfen. Ein Ritter, welcher aus der Bretagne nach Schottland zurückkehrt, rettet und erzieht ihn unter dem Namen der Seejunker (Donzel del Mar). Später wird er zu seiner ferneren Ausbildung von dem König von Schottland an seinen Hof genommen, woselbst sich zwischen ihm, da er ungefähr zwölf Jahr alt ist und Oriana, der Tochter des englischen Königs Lisuarte, die sich wegen der Unruhen in ihrem Vaterlande in Schottland befand, eine gegenseitige Zuneigung entspinnt. Nach erhaltenem Ritterschlag zieht Amadis dem König von Gaula, Perion, zu Hilfe, welcher bereits zur Zeit die Elisena geheiratet und einen zweiten Sohn, Namens Galaor, bekommen hatte. Letzterer war von einem Riesen geraubt worden, welcher ihn nach seinem Kopfe erziehen wollte; indes erhält Perion für diesen Verlust einen Ersatz durch Amadis, den er vermittelst eines ihm, als man ihn aussetzte, an den Finger gesteckten Ringes wiedererkennt, und die Freude der Eltern ist um so größer, als Amadis seine Tapferkeit bereits durch die dem König von Irland, der Gaula angegriffen, beigebrachte Niederlage einen Beweis seiner Tapferkeit gegeben hatte, eine That, die derjenigen ähnlich ist, mit welcher Tristan seine Laufbahn begann. — Es ist nun aber unmöglich, von den Abenteuern des Amadis nach seiner Rückkehr von England irgend einen genauen Bericht zu geben, obgleich der Roman außerdem nur noch von den Thaten seines Bruders Galaor spricht, oder von den Vernichtungskriegen, welche er gegen Riesen führt; oder von dem Beistande, den er dem Lisuarte gegen den Usurpator Barsiman und den Zauberer Arkalaus leistet; oder wie, nachdem er von seiner Geliebten Oriana einen grausamen Brief erhalten, er sich auf lange Zeit unter dem Namen Beltenebros in eine Einsiedelei zurückzieht, welche einen der Hauptpunkte von Don Quichottes phantastischer Nachahmung ausmacht; oder von den Schlachten, in denen er nach seiner Rückkehr in die Welt gegen den irischen König Cildadan kämpft; oder von der Besiegung der hundert Ritter, von denen Lisuarte angegriffen wird; oder endlich von seinen unzählbaren Thaten in Deutschland und der Türkei, als die durch böse Ratgeber erregte Eifersucht und der Verdacht des Lisuarte ihn gezwungen hatten, Oriana und den englischen Hof zu verlassen. — Amadis kehrt jedoch gerade zur rechten Zeit zurück, um seine geliebte Prinzessin aus der Gewalt der Römer zu befreien, deren Gesandten sie ihr Vater übergeben, indem sie mit dem Bruder des Kaisers vermählt werden sollte. Amadis schlägt nämlich ihre Flotte in die Flucht und bringt Oriana nach der festen Insel. Hierauf folgt ein langer Krieg zwischen Lisuarte und Amadis, in welchem ersterer zwei furchtbare Niederlagen erleidet und sich dann noch ganz unerwartet von einem alten Feinde, namens

Amadis von Gallien.

Arivago, angegriffen sieht, den der Zauberer Arkalaus dazu antreibt. Aus dieser schwierigen Lage wird Lisuarte durch den Edelmut des Amadis befreit, welcher die unlängst noch dem Lisuarte feindlichen Waffen jetzt gegen dessen Gegner kehrt, Arivago erschlägt und Arkalaus gefangen nimmt. Aus diesem Grunde und weil er auch entdeckt, daß die Liebenden die ehelichen Freuden bereits im voraus genossen, willigt Lisuarte in die Verbindung seiner Tochter mit Amadis. Die Vermählung wird demgemäß auf der festen Insel gefeiert und Oriana macht den wunderbaren Zaubereien derselbendadurch ein Ende, daß sie das Zaubergemach betritt, indem dies bloß dem schönsten und treuesten Weibe der Welt vergönnt sein sollte. — Diese Vorstellung von einem Zimmer, einem Turme oder einer Insel, die nur einem bestimmten Helden oder einer Schönen zugänglich ist und sich in vielen der folgenden Bücher des Amadis wiederholt, ist offenbar orientalischen Ursprungs und daher auch natürlicherweise in den Romanen der Pyrenäischen Halbinsel häufiger anzutreffen, als in den französischen oder englischen. Während nun so morgenländische Dichtungen, und zwar gegen Ende des Romans, Stoff zu einigen Zauberabenteuern an die Hand gegeben haben, ist der erste und größere Teil desselben mit Kämpfen angefüllt, die zwar gewöhnlich sehr lebendig beschrieben werden, jedoch durch zu häufige Wiederholung Langeweile verursachen und endlich gar kein Interesse mehr erwecken, da wir durch die steten Siege des Helden den Ausgang derselben mit Sicherheit voraussehen können. — Obwohl nun ferner der Roman uns nicht, wie so viele andre, die Abenteuer einer großen Anzahl von Rittern vorführt und ohne alle Methode von dem einen zu dem andern überspringt, so spannt er die Aufmerksamkeit gleichwohl durch die zwiefachen Thaten des Amadis und seines Bruders Galaor. Auch übertrifft der vorliegende Roman die französischen Ritterbücher bei weitem in der Charakterzeichnung; so sind die ersten Jahre und das Knabenalter des Amadis und die jugendliche Zuneigung zwischen diesem und Oriana auf sehr anziehende Weise geschildert, obwohl letztere späterhin nur einen schwachen Verstand und mürrischen Sinn an den Tag legt und von grundloser Eifersucht gequält wird. Dahingegen ist Amadis ein interessanter Charakter und unterscheidet sich genau von seinem Bruder Galaor, denn sind sie beide auch gleich tapfer, so entbehrt doch Amadis den Frohsinn des letzteren, sowie er auch einer einzigen Geliebten seine Treue bewahrt, während Galaor den Gegenstand seiner Zuneigung beständig wechselt, ein Kontrast, welchen die meisten spanischen Romane aus dem Familienkreise des Amadis vorführen.

d. Schauspiele.

Ausscheidung der Dichtungsarten.

Der Roman von der Rose war auch dadurch merkwürdig, daß er alle Kunst- und Litteraturelemente in sich trug: die romantisch-epische Ritterdichtung im Inhalt und Gang der Liebesgeschichte selbst, die Poesie der provençalischen Troubadoure in den lyrischen Ergüssen, die Lehrdichtung in den scholastisch-philosophischen Erörterungen und in der Tendenz, die Keime des Dramas in den allegorischen Personifikationen und in der ganzen Anlage. Die Dichtung vereinigte somit in ihrem Schoße alle Strahlen der Kunst und Phantasie, welche die früheren Zeitalter und Geschlechter einzeln ausgebildet hatten; die Scheidung und Fortentwickelung dieser verbundenen Kräfte und Errungenschaften war die Arbeit der neuen Periode. Wir haben die epischen, lyrischen und didaktischen Zweige dieses romantischen Poesiestammes an einem andern Orte kennen gelernt; wir dürfen von dem Mittelalter nicht scheiden, ohne auch noch der dramatischen Kunst und des Schauspielwesens vor der Renaissance in einigen Worten gedacht zu haben.

Nachdem die profanierten und entarteten Theater der alten Welt durch den Religionseifer der Priester und durch die zerstörenden Schläge der Barbaren vernichtet worden, erwuchs im Laufe des Mittelalters eine neue Art dramatischer Darstellungen aus dem Schoße der Kirche selbst, das geistliche Spiel. Es ist aus der Geschichte bekannt und läßt sich aus dem Wesen der dramatischen Poesie begreifen, daß Religion und Kultus zu jeder Zeit der natürliche Boden für das Schauspiel gewesen, daß bei allen Völkern das Drama aus symbolisch-dramatischen Liturgien hervorgewachsen, vom reinsten Quell des Geisteslebens, vom Gottesdienst, seine erste Nahrung empfangen hat. Beide wirken unmittelbar und in der Gegenwart auf die Seele, und in beiden bilden die allgemeinen Anliegen und Anschauungen der Menschheit die gemeinsame Grundlage, die gemeinsamen Ausgangs- und Zielpunkte. Und trägt denn nicht die Entstehungsgeschichte des Christentums, tragen nicht die kirchlichen Kultusformen, die geheimnisvollen Zeremonien, die Feste und heiligen Gesänge fruchtbare Keime genug zu unmittelbaren dramatischen Vorstellungen in sich! Das Leben und Leiden des Heilandes, der Schmerz der Mutter unter dem Kreuze, die Haltung der Jünger bei der tragischen Katastrophe, der Landpfleger Pontius Pilatus, der die Hände in Unschuld wäscht und dennoch die Frevelthat zuläßt, wie viele Momente eines tragischen Pathos ließen sich aus diesen und andern der ganzen Christenheit bekannten und gegenwärtigen Zügen entnehmen zu einer Zeit, da Tausende und aber Tausende zu jenen Stätten pilgerten, wo das Wort Fleisch geworden war und unter den Menschen gewandelt! Und boten denn nicht die kirchlichen Handlungen, die Feste und Gedächtnistage, die Psalmen und geistlichen Gesänge zu jenen Stoffen die entsprechenden ergreifenden Formen und Zuthaten? Aber es fehlte dem Mittelalter ein schöpferischer Dichtergeist, der diese gewaltigen Vorwürfe zu dramatischen Kunstwerken hätte verwerten können. Denn Dantes göttliche Commedia trug nur den Namen eines Dramas. Wohl benutzte man den religiösen und kirchlichen Apparat auch zu szenischen Aufführungen für das Auge, aber es waren doch nur m i m i s c h e Darstellungen der heiligen Geschichte, die sich aus dem kirchlichen Kultus entfalteten und denen dann im Laufe der Zeit noch einzelne volkstümliche Zusätze und Erweiterungen in Gesprächsform und mit entsprechenden Aktionen sich äußerlich ansetzten.

Dramatische Elemente in der heiligen Geschichte.

Ganz besonders gab die Passions- und Osterzeit zu solchen mimischen Darstellungen Gelegenheit. Die in der heiligen Woche von jüngeren und älteren Geistlichen mit Gesängen vorgetragene Leidensgeschichte Jesu mußte leicht auf den Gedanken führen, Aktion und Dialog beizufügen. Daraus entstanden die Passionsspiele oder Mysterien als integrierende Bestandteile des Gottesdienstes. Mit der Zeit wurden solche dramatische und mimische Darstellungen auch an den übrigen Festzeiten aufgeführt und zu den lateinischen Texten Paraphrasen in der Landessprache hinzugesetzt, eine Mischung von Gesang und Rede, indem jene gesungen, diese in gereimten Versen in recitativischer Weise vorgetragen wurden. So schmückte die Kirche allmählich den ganzen Jahreskreis ihrer Feste von Weihnachten bis Himmelfahrt durch geistliche Schauspiele. In den Passions-

Geistliche Schauspiele.

spielen recitierte einer der Geistlichen gesangartig die erzählenden Worte des Evangelisten, ein andrer die des Heilands, ein dritter alle Reden der übrigen Personen, der Chor aber, was Volk und Priester sprechen. Zur vollen Lebendigkeit des Dialogs vermochte sich die Rede jedoch nicht zu erheben. „Halb gesungen, halb gesprochen, den lateinischen Text in der Landessprache interpretierend, oft unterbrochen durch die Chöre, standen die dürren abgeschlossenen Verse nur wie eine Reihe von Monologen nebeneinander.“ Bald zog man die Kreise weiter, indem man zu dem Leben Christi auch das der Maria hinzufügte und endlich die biblischen Stoffe noch durch Züge aus den Heiligengeschichten vermehrte. Die Bühne war unter dem Singchor aufgeschlagen und so eingerichtet, daß die Begebenheit auch für das Auge durch einfache Maschinerie veranschaulicht werden konnte. Die weiblichen Rollen wurden von jüngeren Geistlichen vorgetragen. Zu dem Zweck waren sie, wie man aus den Abbildungen einiger Klosterhandschriften ersieht, in Frauenkleider gehüllt.

Erweiterung der Mysterien.

Im zwölften Jahrhundert, als im Gefolge der Kreuzzüge das christliche Kunst- und Poesieleben nach allen Richtungen einen Aufschwung nahm, wurden auch die kirchlichen Schauspiele, insbesondere die Passionsspiele so ausgedehnt, daß die Kirchen die Menge der Darsteller und Zuschauer nicht mehr zu fassen vermochten. Man mußte sich daher entschließen, die Mysterienaufführungen, die oft mehrere Tage dauerten und wobei zuweilen Hunderte von Personen mitwirkten, auf freie Plätze in die Nähe der Kirchen oder Klöster zu verlegen und den Geistlichen und Klosterschülern Laien beizufügen. Damit nahm auch der volkstümliche Charakter zu, indem man allerlei Zwischenszenen einschaltete, die den Geist von dem Ernst der Handlung ablenkten und das Drama seiner Aufgabe, ein wirkliches Bild des Lebens mit all seinen bunten Gegensätzen zu bieten, immer näher brachten. „Eine schulmäßige Trennung des Ernsten vom Komischen konnte im Mittelalter nicht Platz greifen, wo das Publikum, wie ein Kind, gern unter Thränen lachte, wo ein naiver und gesunder Humor die ernste und heitere Auffassung des Lebens noch nicht ängstlich voneinander schied.“ Schon frühe wurden den Mysterien auch komische Elemente beigemischt; nicht nur, daß „Lustigmacher“ (Jokulatoren) unter den handelnden Personen auftraten, auch Markt- und Gerichtsszenen, Possen- und Mummenschanz, Volksscherze und lächerliche Auftritte wurden eingeschaltet und gewannen im Laufe der Zeit immer größere Bedeutung. Trotz des wiederholten Verbots von Rom aus beteiligten sich fortwährend Geistliche an solchen Spielen und Lustaufzügen. Das Volk nahm daran keinen Anstoß; der Zwang und die Entsagung, welche die Kirchengebote dem Klerus wie der Laienwelt auferlegten, schien von Zeit zu Zeit eine kleine Rache und Züchtigung durch Spott und Mutwillen zu rechtfertigen.

Schauspiele in Frankreich.

Am weitesten gingen in dieser Richtung die französischen Narren- und Eselsfeste, die, wie es scheint, aus einer ursprünglichen Verspottung heidnischer Gebräuche, vielleicht der Saturnalien, allmählich zu einer christlichen Narrentheidung ausarteten, wobei am Ende des Festaufzuges die Geistlichen an den Altären tafelten, Schelmen- und Zotenlieder sangen und allerlei unpassende Scherze trie-

ben. Und nicht genug, daß zu Gott Vater mit seinen Engelsscharen, zu Christus und Maria mit allen Heiligen in den volkstümlichen Zwischenspielen der rohe, plumpe Spaß auf die Mysterienbühne stieg, in Frankreich wurde auch der Teufel in das Volksschauspiel eingeführt, weniger in seiner schrecklichen Gestalt, als in der komischen Rolle, wie ihn der Volkshumor des Mittelalters ausgebildet. Es gab eine eigne Art von Dramen, Diableries genannt, in denen wenigstens vier Teufel unter allerlei Verkleidungen und grotesken Gestalten auftraten. In diesen Schaustücken, die bald überall Eingang fanden, trat „der Unfug von monströsen Larven, rohen Späßen und obscönen Gebärden" so grell zu Tage, daß der römische Hof den Gebrauch der Kirchen und Meßgewänder und die Beteiligung der Geistlichen bei den Mysterien untersagte. — Aus dieser Darstellung geht hervor, daß die Bühnendichtung auf kirchlichem Boden erwachsen ist. Es scheint demnach eine müßige Untersuchung zu sein, ob in Frankreich das Theaterwesen den Festaufzügen vom Jahr 1313 oder den Feierlichkeiten beim Einzug der Königin Isabeau in Paris, oder den Mysterien, welche die neugegründete Gesellschaft der „Passionsbrüder" im Jahr 1402 aufführte, seinen Ursprung zu verdanken hat. Alle diese Begebenheiten trugen nur bei, in der französischen Nation den Sinn und das natürliche Talent für bildliche Darstellungen, für Konversation und Dialog zu nähren und die aus dem Schoße der Kirche hervorgegangenen geistlichen Schauspiele, „Mirakles" und „Mysterien" genannt, einer rascheren Entwickelung und größeren Mannigfaltigkeit entgegenzuführen.

1. Als die Söhne des Königs Philipp des Schönen 1313 zu Rittern geschlagen wurden, heißt es, wurden bei dem Feste dargestellt: Adam und Eva, die heiligen drei Könige, das Schlachten der unschuldigen Kindlein, Jesus mit seiner Mutter lachend und Äpfel essend, die Apostel mit ihm ihr Paternoster betend, die Enthauptung des Täufers Johannes, Herodes und Kaiphas mit der Bischofsmütze, Pilatus seine Hände waschend, die Auferstehung und das jüngste Gericht, das Paradies mit neunzig Engeln, die schwarze und stinkende Hölle, worin die Verworfenen stürzten und woraus dreihundert Teufel fuhren, auf Seelen Jagd zu machen, die sie nachher folterten. Neben diesen ernsten Gegenständen wurden aber auch heitere und komische behandelt: ein Lustigmacher im Hemde tanzend und singend, ein Bohnenkönig, ein Kinderturnier, ein wilder Mann, ein spinnender Löwe, eine singende Nachtigall, endlich der ganze Lebenslauf Reinhards des Fuchses, der erst als Arzt, dann als Chirurgus, dann als Priester eine Epistel und ein Evangelium singend, hierauf als Bischof und Erzbischof und zuletzt als Papst erschien, indem er beständig Hühner und Küchlein fraß.

2. Unter den großen Festlichkeiten, welche im Jahr 1380 bei dem Einzug Karls VI. in seine Hauptstadt veranstaltet wurden, wird auch eine Schar Pilger erwähnt, welche vor dem König Schauspiele aufgeführt hatten, wie man sie noch nie gesehen; und als einige Jahre nachher bei Gelegenheit der Vermählung des Königs mit Isabella die Feierlichkeiten in der von Musik erfüllten und von wunderbaren Wasserkünsten und Festschmuck aller Art gezierten Stadt sich wiederholten, zogen auch die Pilger wieder durch dramatische Darstellungen aus dem Alten und Neuen Testament die Aufmerksamkeit Karls auf sich. Von der Zeit an wurden diese geistlichen Schauspiele oder Mysterien häufiger veranstaltet; die Unternehmer und Ausführer traten in eine

Genossenschaft zusammen, die, da besonders ihre künstlerische Darstellung in dem Mysterium von der Leidensgeschichte Jesu ihren vollendetsten Ausdruck hatte, sich den Namen „Passionsbrüderschaft" beilegte. Der Stadtpräfekt (Prevot) von Paris nahm Anstoß an den Mysterienspielen „in geschlossenen Orten" und verbot sie, aber die „Brüderschaft des Leidens und der Auferstehung des Herrn" wandte sich an den König und dieser, der ihren Vorstellungen öfter beigewohnt und Gefallen daran gefunden, erteilte im Dezember 1402 der Genossenschaft durch königliche Handfeste die Erlaubnis, Mysterien jeder Art, so oft es ihr gefalle, vor ihm und vor dem Volke in Paris und in der Umgebung aufzuführen, und nahm sie zugleich unter seinen besondern Schutz.

So wurde die Passionsbrüderschaft, gemischt aus Geistlichen und Laien, die erste öffentlich autorisierte Schauspielergesellschaft in Frankreich. Sie führte Stücke auf, welche die ganze Lebensgeschichte des Heilands von der Geburt bis zur Auferstehung behandelten und zwar in solchem Umfange, daß zur Vollendung der ganzen Darstellung mehrere Tage und Hunderte von Personen erforderlich waren. Die Abteilung, die an einem Tag zur Aufführung gelangte, hieß man Tagwerk oder Journée, eine Benennung, welche die Spanier in ihren geistlichen und weltlichen Schauspielen zur Bezeichnung von Akten oder Aufzügen angenommen haben. In den von Jubinal herausgegebenen Mysterien findet man im zweiten Teil eine solche zusammenhängende Reihe von Darstellungen, worin nach einem Prolog, der eine Art Predigt in gereimten Versen bildet, die Geburt Jesu, das Spiel der drei Könige, das Passionsspiel, der eigentliche Kern und Mittelpunkt der Mysterienaufführungen, und die Auferstehung des Herrn in dramatischer Form behandelt werden. Es ist ein großartiges Drama, worin um die Passionsgeschichte die gesamte biblische Geister- und Menschenwelt gruppiert erscheint, wie in Dantes Commedia und in Klopstocks Messiade, und das, trotz der unbeholfenen Sprache und Versifikationen und trotz der Roheit und Gräßlichkeit der Teufel, von energischer Phantasie und nicht unbedeutender Kompositionsgabe Zeugnis gibt. Der ernste und heilige Gegenstand, der diesen Mysterien zur Grundlage diente, hielt die Verfasser nicht ab, auch dem Komischen und Burlesken Ausdruck zu geben. Die Teufel, Judas Ischariot, Herodes und Kaiphas und alle die Personen, die in der biblischen Geschichte als Feinde, Lästerer und Verfolger des Heilandes auftreten, werden in den Mysterien dem Hohne, dem Spotte, der Schmähung preisgegeben und die rohen und gemeinen Reden, die ihnen in den Mund gelegt sind, reizen die Spottsucht, den Mutwillen, die Lachsucht des Volks. Die Geschichten der Heiligen, die man allmählich in den Kreis der Mysterien hereinzog, boten auch zu lüsternen und sinnlichen Szenen Gelegenheit, indem man diese frommen Männer allerlei irdischen Anfechtungen durch üppige Dirnen und andre Versucher aussetzte. In den Märtyrerszenen trat nicht selten die Roheit der Zeit, die Grausamkeit und Brutalität des Mittelalters zu Tage. Als Bühne diente gewöhnlich ein offenes Gerüst in drei Abteilungen, die irdische Welt (meistens Örtlichkeiten von Jerusalem) in der Mitte und in Wechselbeziehungen zu dem Himmel darüber und zur Hölle darunter. Die Kosten der Aufführung wurden gedeckt teils durch Geldzahlungen, gebotene oder freiwillige, die man von den Zuschauern forderte, teils durch Stiftungen oder Vermächtnisse. Da man großen Wert auf reiche und kostbare Kleider legte, so mögen die Ausgaben nicht gering gewesen sein. Denn der Mangel eigentlich dramatischen Lebens stellte die Wirkungen der Mysterien wesentlich auf das Schauen; ihr feierlicher Pomp blieb ihr Hauptanziehungsmittel. An Sorgfalt in der Dekoration war man schon von den frühesten kirchlichen Darstellungen der Weihnachtskrippe, des Heil. Grabes u. s. w. her gewöhnt. Daß in Frankreich eine Dekorationsmalerei die theatralische Wirkung der Mysterien unterstützt habe, davon liefern die

Berichte der Städtechroniken bestimmte Angaben. Der Himmel sei bewölkt und besternt, dann einmal wieder heiter, offen und golden gewesen, die Bäume des Paradieses so grün und blühend, daß sie zu duften geschienen. Auch an Maschinerie, die man secrets nannte, war schon damals kein Mangel.

Einen weiteren Schritt der Entwickelung machte das französische Theaterwesen, als im fünfzehnten Jahrhundert eine andre Gesellschaft, die Schreiber von der Bazoche, neben der Passionsbrüderschaft auftrat. Die Bazoche, ein alter privilegierter Verein von Advokaten und andern Justizbeamten in Paris, dem die Ordnung der öffentlichen Zeremonien und Festlichkeiten zustand, zog nun gleichfalls die volkstümlichen dramatischen Vorstellungen in den Kreis ihrer Rechte und Obliegenheiten; da aber die andre Genossenschaft das ausschließliche Vorrecht, Mysterien aufzuführen, für sich in Anspruch nahm, so erfand die Bazoche eine besondere Gattung, die Moralitäten, welche zum Teil den Stoff aus den Mysterien entlehnten, demselben aber im Geschmack der Zeit eine moralisch-allegorische Deutung und Nutzanwendung gaben. Die Bazoche.

„In diesen Stücken," bemerkt Devrient, „traten nicht nur Tugenden und Laster als allegorische Figuren auf, sondern auch Personifikationen allgemein sittlicher Zustände und Eigenschaften, sogar bloß abstrakter Begriffe, in wunderlichem Gemische mit wirklichen Personen aus der heiligen Geschichte. Sie entwickelten in Gesprächen und symbolischen Darstellungen den Gedankeninhalt der Heil. Schrift und suchten durch eine Art von Streit und Lösung teils scholastische Lehrsätze durchzuführen, teils die biblische Moral in allen Beziehungen zum wirklichen Leben darzulegen. So bezeichnet diese Gattung einen offenbaren Übergang von der religiösen Anschauung zur sittlichen Anwendung."

„Nicht nur Gegenstände wie „die Vermählung der Seele mit Jesu", wobei Liebe, Wahrheit, Erleuchtung, die Seele, die sieben Todsünden, die Gerechtigkeit, Jesus und die Töchter Zions vorkommen, wurden in diesen Stücken abgehandelt, andre zeigen das menschliche Leben im Widerstreit mit guten Vorsätzen und bösen Neigungen. Da erschienen dann: Reichtum, Lüsternheit, Begierde, Übermut, Stolz, Schönheit, Stärke und führen Streitreden gegen die personifizierten Tugenden, bis zuletzt Erkenntnis, Buße und Sakrament hinzutreten, als die alleinigen Helfer der Menschen. Andre Moralitäten aber stellen eine noch angewandtere Sittenlehre dar und züchtigen allegorisch die Modegebrechen der Zeit."

Aus diesen Moralitäten entwickelte sich naturgemäß das französische Lustspiel, indem die volkstümlichen Szenen, welche schon in den Mysterien häufig den Ernst der Handlung unterbrachen, einen breiteren Raum einnahmen. Die possenhaften Zwischenspiele, welche Stoff und Charakter aus dem wirklichen Leben entlehnten, drängten die religiösen Elemente und die heiligen Gesänge immer mehr zurück und führten allerlei Spaßmacher und lustige Personen aus dem Volke, Quacksalber und Krämer, keifende Weiber, händelsüchtige Knechte, die sich prügeln, und dergleichen mehr auf die Schaubühne, welche durch übermütige Laune, derben Witz und komische Situationen die Zuschauer ergötzten. In diesen Spaßmachern, zu denen auch die Teufel sich gesellten, regte sich individuelles Leben, das eine rohe Kunst im Schoße des Volks durch eine naive Nachahmung Entstehung der Komödie.

der Natur gefunden hatte. Unter diesen spaßhaften Stücken erlangte die Farce „vom Meister Patelin dem Advokaten“, welche die Schreiber von der Bazoche unter der Regierung Ludwigs XI. aus einer Pariser Stadtanekdote anfertigten und zur Aufführung brachten, durch die Komik der Intrige, durch die treffliche Charakterzeichnung der handelnden Personen, durch die Korrektheit der Sprache und Versifikation und durch die Leichtigkeit des Dialogs eine große Berühmtheit in ganz Frankreich, ja sogar in ganz Europa. Es wurde übersetzt, nachgeahmt, zeitgemäß umgearbeitet und erhielt sich unter allen Gestalten fortwährend in der Gunst des Volks.

Und diese Gunst war nicht unverdient. „Denn bei aller Roheit des Ganzen und bei aller gemeinen Ungezogenheit einzelner Stellen, ist es in der Komposition und Ausführung so voll komischer Kraft, wie wenig kultiviertere Farcen.“ Das Stück ist aus dem Volksgeist hervorgegangen und ist der getreue Ausdruck des französischen Naturells. Man kennt nicht einmal den Verfasser. Ein schlauer, betrügerischer Advokat, seine Frau, die, während sie den Ehemann wegen seiner Schurkereien ausschilt, ihn doch getreulich unterstützt, ein geprellter Tuchhändler, ein Schäfer, der sich die Unterweisung des Advokaten so sehr zu nutzen macht, daß er diesen selbst betrügt, und ein einfältiger Richter sind die handelnden Personen in dem possenhaften, aus dem wirklichen Leben gegriffenen Stücke.

Die Kinder ohne Sorgen.

Von ähnlicher Natur wie die Aufführungen der Bazoche, nur noch kecker in ihren satirischen Anspielungen auf die Verhältnisse und Persönlichkeiten der Zeit war eine dritte Art von theatralischen Darstellungen, deren Ursprung in die Regierungsjahre Karls VI. fällt. Junge Leute aus angesehener Familie vereinigten sich zu einer Gesellschaft, deren Mitglieder sich „Kinder ohne Sorgen“ (Enfants sans souci) nannten. Ihr Vorsteher hieß „der Fürst der Thoren“. Mit einem königlichen Freibrief versehen führten sie Stücke auf, welche sie „Sottien“, Narrenspiele nannten. Es waren komische Darstellungen, meistens in allegorische Charakterrollen gekleidet und mit satirischen Anspielungen und Tendenzen. Die „Kinder ohne Sorgen“ brachten die „Welt“ und die in ihr sich bewegenden Laster und Thorheiten als personifizierte Charakterformen auf die Bühne, wobei ihr Mutwillen und kecker Witz sich nicht selten an hochgestellte Personen wagte. In dem von Parteien und bürgerlichen Kämpfen zerrissenen Frankreich des fünfzehnten Jahrhunderts fanden sie reichen Stoff zur Verspottung der „alten Welt“, die sich vom „Mißbrauch“ und von Thoren aller Stände leiten und beraten ließ. Der prahlerische Kriegsmann, der gleisnerische Priester, der käufliche Richter, der übermütige Edelmann und dergleichen mehr wurden als Narren angeführt.

3. Entwickelung der englischen Litteratur.

a. Altenglische Sprache und Litteratur.

Der hundertjährige Krieg zwischen Frankreich und England schärfte in beiden Ländern das Nationalgefühl und führte in dem Inselreiche den Verschmelzungsprozeß der verschiedenen Volkselemente zur Vollendung. Denn erst der politische Gegensatz und die feindseligen Beziehungen und Rivalitäten bewirkten, daß sich die Engländer allmählich frei machten von dem mächtigen Einfluß, den die französische Sprache und Dichtung seit der normännischen Eroberung jenseits des Kanals geübt hatte. Und wenngleich dieses nationale Bewußtsein sich noch nicht zu solcher Höhe aufzuschwingen vermochte, daß auch die englische Litteratur sich selbständig und unabhängig hätte ausbilden, sich hinsichtlich des Inhaltes und der poetischen Stoffe von der Herrschaft des Auslandes hätte emanzipieren können, so geschah doch ein großer Schritt, daß im vierzehnten Jahrhundert die englische Sprache sich zum gemeinsamen Nationalidiom entwickelte, in welchem fortan alle Erzeugnisse der Phantasie und des Verstandes ihren naturgemäßen Ausdruck fanden. Alles was der englische Geist in früheren Jahrhunderten hervorgebracht, war in Sprachen niedergelegt, die nur eine landschaftliche Geltung hatten oder einzelnen Gesellschaftsklassen zur Mitteilung dienten; und selbst die altenglischen Aufzeichnungen legislatorischer oder historischer Zeitereignisse, deren in den früheren Blättern dieses Werks Erwähnung geschehen, waren keineswegs die gemeinverständliche nationale Sprachform des britischen Volks. Diese altenglischen Schriftstücke bildeten nur eines der Elemente, die gesondert nebeneinander hergingen, ohne sich noch in einem gemeinschaftlichen Hauptstrom zu vereinigen. Bei Hof, in den Gerichten und öffentlichen Verhandlungen, ja selbst in den Schulen herrschte noch durchgängig die normännisch-französische Sprache; die Geistlichkeit bediente sich des Lateinischen als Schrift- und Kirchensprache: das Volk sang seine Lieder oder erzählte die überlieferten Sagen und Geschichten in Mundarten, die je nach der Abstammung und den früheren Schicksalen der Bewohner sich landschaftlich schieden und ihren keltischen oder angelsächsischen Ursprung treu bewahrten. Erst seitdem um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts Chaucer, wie ein Menschenalter früher Dante in Italien, aus den Volksdialekten eine allgemeine Nationalsprache schuf, trat die englische Litteratur ihren eignen unabhängigen Lebensgang an, daher man ihn auch mit Recht als „Vater der englischen Dichtkunst" bezeichnet hat. Denn selbst seine beiden Zeitgenossen, bei denen Spuren einer nationalen Opposition gegen die traditionelle Sprache und Poesie zu Tage traten, Robert Longland, aus dem Stift Malvern an der Waliser Grenzmark, dem man die unter dem Namen „Gesicht Peters des Pflügers" bekannten allegorischen Satiren zuschrieb, und John Gower, ein vermögender, wissenschaftlich gebildeter Gutsbesitzer von ritterlicher Herkunft aus Kent, welcher

Herausbildung einer Nationalsprache.

in seinen jüngeren Jahren die Liebe in französischen Strophen nach dem Geschmack der Zeit kunstgerecht besungen, im reiferen Alter auf Anregung König Richards II. einen didaktisch-allegorischen Roman in ungewandter Sprache und voll gelehrten Wissens verfaßte, schritten noch mit unsicheren Tritten einher. Die „Vision“, eine durch die Kraft und Laune des Tons wie durch die tüchtige Gesinnung anziehende Dichtung in volkstümlicher Sprache mit natürlichem Humor, ist in langen reimlosen Versen geschrieben, die einen daktylischen Rhythmus haben und durch Alliteration den angelsächsischen Typus darzustellen streben; und von Gowers Werk ist nur der dritte Teil, „Die Beichte des Verliebten“, ein umfangreiches, moralisch-allegorisches Gedicht, in englischer Sprache geschrieben, während die beiden andern Teile, „Die Stimme des Rufenden“ in lateinischen Elegien nach Ovid, und „Spiegel des Nachdenkenden“ in französischen Reimen verfaßt sind. Auch die merkwürdige, mit Legenden und Wundergeschichten ausgeschmückte Reisebeschreibung des Ritters John Mandeville nach dem Orient in altenglischer Prosa gibt Zeugnis von der unvollkommenen Sprachbildung des vierzehnten Jahrhunderts. Das Reisebuch, das Mandeville († 1372) auch in französischer und italienischer Sprache verfaßte, verbreitete sich bald über ganz Europa, wurde auch mehrmals ins Deutsche übersetzt und gehörte zu den beliebtesten Volksbüchern der Zeit.

Das allegorisch-satirische Lehrgedicht »Vision of Piers Plowman« ist ein merkwürdiges Dokument von der im Volke herrschenden Gesinnung. Der von allen Seiten gedrückte Bauernstand, der die ursprüngliche Kraft, Reinheit und Sittlichkeit bewahrt hat, die Ehrfurcht und Unterwürfigkeit gegen König und Grundadel, wie die Hochachtung gegen Religion und Kirche noch im Herzen trägt, fängt an, sich der großen Mißstände im Staat und bei dem geistlichen Stande bewußt zu werden, und gibt in scharfen, kräftigen Ausdrücken seinen Gefühlen Worte. Wenn auch die satirisch-polemischen Züge gegen die trägen, genußsüchtigen und lasterhaften Mönche und Klosterbrüder den wichtigsten Teil bilden, so werden doch auch christliche Tugend und christliches Leben, Nächstenliebe, Toleranz darin aufs wärmste gepriesen und der Glaube an den endlichen Sieg des Guten und der Frömmigkeit über die lasterhafte Welt überzeugend ausgesprochen. Einem Pilger aus dem niedrigsten Stande schwebt im Traume eine lange Reihe von Gesichten vorüber, wie die verschiedenen Tugenden und Laster, doch erscheinen auch personifizierte Realitäten, wie die Kirche, die Stände des Staats, die verschiedenen Klassen der Gesellschaft und des Volks. Ihre bösen Seiten werden scharf getadelt, wobei es nicht an historisch sicheren Anspielungen fehlt. Vergebens verlangt der Schläfer unter dem Haufen einen zu finden, der ihn auf den Pfad der Tugend und des Rechts führe, bis Peter der Pflüger auftritt und in tiefreligiöser Weise den Weg zur Wahrheit verkündet. Er ist allein noch unbefleckt, noch nicht in den Strudel des allgemeinen Verderbens fortgerissen; er, heißt es, erkennt viel tiefer als sonst irgend jemand, weshalb und woran die Menschheit leidet; er ist das Muster, von dem der Träumer gehört und dem er zustrebt, er endlich verschwimmt geradezu in das Bildnis des Erlösers.

Die nationale Opposition.

Zu diesem Aufschwung der heimischen Sprache hat ohne Zweifel das Auftreten Wiclefs und der Lollharden wesentlich beigetragen. Wir wissen, daß dieser

Reformator und seine Jünger hauptsächlich durch die Anwendung der Landessprache bei ihren Predigten und Vorträgen so großen Einfluß bei dem Volke gewannen und daß Wiclef die Bibel aus der Vulgata ins Altenglische übersetzte. Der gelehrte Professor von Oxford war also auch in dieser Beziehung ein Vorläufer Luthers. Ganz in dem Geiste der kirchlichen Opposition der Lollharden ist auch die erwähnte „Vision von Pierce dem Pflüger" gehalten und die scharfen Angriffe und der beißende Spott, welche die dem träumenden Landmann erscheinenden allegorischen Figuren über die Gebrechen der Zeit, vor allem über die Mißbräuche des Klerus und der Bettelorden ausgießen, haben nicht wenig zu der Volksgunst beigetragen, welche sowohl der „Vision", als dem einige Jahrzehnte jüngeren Gedichte „Pierce des Pflügers Glaubensbekenntnis (creed)", „in welchem ohne den Mantel der Allegorie die vier Bettelorden offen angegriffen werden und in beißender Weise der eine dem andern die nackten Sünden aufdeckt", zu teil geworden ist. Es war eine Stimme aus dem Volke gegen die höheren Stände, gegen die rohe Gewalt des Adels, gegen das verweltlichte Leben und die leichte Pflichtenlehre der Geistlichkeit, gegen die Unwissenheit und Streitsucht der Mönche.

Solche Stimmen einer nationalen Opposition waren in England nie ganz verstummt. Denn während am Hofe und auf den Edelsitzen der normännischen Feudalherren die französische Litteratur und Poesie ebenso heimisch war, als jenseit des Kanals, während die epischen Rittergedichte aus der Fabelwelt des Altertums, aus dem karolingischen Sagenkreise und von Arthurs Tafelrunde die vornehme Gesellschaft des Insellandes nicht minder entzückten und ergötzten, als die edlen Herren und Frauen in Frankreich und Brabant, während die Minstrels die unentbehrlichen Genossen und Erheiterer aller geselligen Lust waren, und Froissart, die Fabel- und Liederdichterin Marie de France und so viele andre Verherrlicher der Minne und Ritterschaft in den vornehmen Kreisen beider Länder als Sprach- und Volksgenossen verkehrten, lebten in Irland, in Wales, in Nordschottland noch die alten Bardenlieder in der gälischen und kymrischen Mundart fort, wurden die alten Sagen und Geschichten in gebundener und ungebundener Rede in lebendiger Tradition von Geschlecht zu Geschlecht als teurer Schatz bewahrt, lauschten die Nachkommen der keltischen Urbewohner in den Bergen und Thälern des schottischen Hochlandes und der Hebriden den lyrisch-epischen Klaggesängen, welche wie der wehmütige Nachhall eines erlöschenden Volks unter dem Namen des blinden Sängers Ossian durch die unbekannten Jahrhunderte zogen. Und nicht bloß bei diesen Überresten eines hinschwindenden Stammes erhielten sich Lieder und Sagen aus einer anders gearteten Welt, von einem Menschengeschlechte, dem die Feudalität mit ihrer Ritterschaft und höfischen Galanterie fremd blieb, selbst in der Mitte Englands ließ sich noch ein altnationaler Gegensatz gegen die fremdländischen Eroberer erkennen. Volksdichtung.

In Wartons Geschichte der englischen Dichtung finden sich Reste angelsächsischer

Poesie, welche in satirischen Versen die Mißstände darlegen, die infolge der normännischen Invasion über Land und Volk gekommen; sie rügen besonders die Entartung der Geistlichen und Mönche, und wir wissen ja, wie sehr gerade die Kirche durch die fremden Kleriker, die über den Kanal setzten, zu leiden hatte. Auch die alten Balladen von Robin Hood, dem volkstümlichen Nationalhelden, der als landesflüchtiger Schütze (Yeoman), Wegelagerer und Geächteter (Outlaw) mit friedlosen Gesellen in den Wäldern von Nottingham und York sich in wilder Freiheit umhertrieb, ein Helfer und Schützer der Armen und Bedrückten, ein Feind der habgierigen und gewaltthätigen Bischöfe und Feudalherren und ihrer neuen strengen Jagdgesetze, die der freie Weidmann nicht gelten lassen will, geben Zeugnis von dem langdauernden Gegensatz der angelsächsischen Bogenmänner gegen die ritterlichen Einwanderer, der alten natürlichen Einfachheit und Sitte gegen den üppigen Frauendienst. Ein frischer, kräftiger Humor, der mitunter ins Derbe übergeht, und ein treffender Mutterwitz durchzieht die gesamte englische Volksdichtung, die der Spielmann oder Balladensänger in treuer Überlieferung fortpflanzte. Noch in den bürgerlichen Kämpfen unter König Heinrich III. trat die nationale Spaltung zu Tage. In alten Balladen wird Simon Montfort, Graf von Leicester, als Volksheld gefeiert und seine Widersacher, besonders der römische König Richard mit satirischem Witz verhöhnt.

Robin Hood.

Fortdauernder Einfluß des Fremden.

Erst die gemeinsamen Kämpfe gegen die Franzosen schlossen die Kluft. Von der Zeit an gab es eine nationale englische Sprache und Litteratur, die jedoch ihre Abhängigkeit von dem Fremdländischen noch lange an sich trugen. Wir werden in den Ausführungen sehen, wieviel Chaucer den französischen und italienischen Dichtern seiner Zeit entlehnte, wie eng sich Gower, selbst in seiner englischen Dichtung, an das französische Vorbild anschloß, wie Lydgate, der die Gelehrsamkeit eines Kunstdichters mit dem Naturalismus eines Minstrel verband, noch um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in seinem „Totentanz" und in seinem „Fall der Fürsten" fast nur als Übersetzer französischer Schriften auftrat, sogar in solchen Stücken, wo diese selbst nur Übertragungen fremder Dichtungen waren. Auch die Sprache kann nicht der französischen Worte und Ausdrücke entbehren. Sie ringt noch um ihre Selbständigkeit, um ihre nationale Geltung und sieht sich genötigt bei diesem „Kampf ums Dasein" manches Fremdländische in das Bürgerrecht aufzunehmen. Chaucer und seine Nachahmer, zu denen auch der Rechtsgelehrte Thomas Occleve, ein Dichter von untergeordnetem Wert und Chaucers Freund und bewundernder Schüler, zu rechnen ist, sind reich an Gallizismen, besonders an Wörtern und Phrasen der provençalischen Mundart.

Die schottische Poesie.

An diesem Gange der englischen Sprach- und Litteraturbildung nahm auch das schottische Niederland teil, wo, wie in England, normännische Edle und Ritter mit Schwert und Lanze sich Besitzungen und Herrschaften erkämpften und eine fremdländische Feudalmacht die eingebornen Volkselemente in Hörigkeit und Leibeigenschaft hielt. Auch hier herrschte am Hof und auf den Burgen Rittertum und Romantik nach französischem Vorbild; auch hier verherrlichten Minstrels durch Dichtungen und Gesang das gesellschaftliche Leben der höheren

Stände, die Feste und Freudenmahle; auch hier ergötzte man sich an den Erzählungen von Artus und der Tafelrunde, an den Ritterthaten des Heldenkönigs und Liederfreundes Richard Löwenherz. Aber wie in England lebte auch hier die Volkspoesie fort, welche der eingeborne Spielmann in schwermütigen Balladen voll Schwung und kräftiger Phantasie im Gedächtnis bewahrte und den einfachen, rauhen, armen Land- und Gebirgsbewohnern vortrug. Die nahe Verbindung, in welche die Schotten im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert mit Frankreich traten, begünstigte und stärkte noch die Herrschaft der französischen Litteratur in dem verbündeten Lande. Doch regte sich frühzeitig, infolge der Unabhängigkeitskriege gegen England (VII, 662) ein nationales Selbstgefühl, welches auch in der Poesie nach Geltung rang, und der Volksdichtung, die allmählich aus dem Norden vordrang, den Boden bereitete und den Weg bahnte. Wir haben früher (VIII, 51, 62) der kriegerischen Gesänge gedacht, in welchen die romantischen Kriegsthaten auf den nördlichen Grenzmarken gefeiert wurden. Noch lange erhielt sich im Munde des Volks das kräftige Lied von der „Cheviotsjagd" im Jahr 1288. Jene volkstümlichen Gestalten, Robert Bruce, William Wallace, die Douglas u. a., deren Thaten und Schicksale so wunderbar klangen, wie die der Artusritter, waren ganz geschaffen, den Stoff zu einer nationalen Heldendichtung zu liefern, welche die fremde romantische Sagenwelt allmählich zurückdrängte. So hat schon um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts John Barbour, ein Geistlicher von Aberdeen, den schottischen Freiheitskämpfer „Bruce" zum Mittelpunkt eines Epos in vierfüßigen Jamben mit Reim gewählt, das freilich mehr einer Heldenchronik als einem heroischen Gedicht gleicht und mehr geschichtlichen als poetischen Wert in sich birgt, aber doch von einem warmen Gefühl für Freiheit und Vaterland durchweht ist und ein Menschenalter später fand William Wallace in dem blinden Minstrel Henry („Blind Harry"), einen Herold seiner Thaten und Schicksale nach den Volkstraditionen, Wahrheit mit Dichtung vermischt. Doch konnten diese einheimischen Erzeugnisse und Volkslieder, worin die Gefühle des Herzens mit rührender Naturwahrheit ausgesprochen sind, wie in der elegischen „Klage der Grenzerwitwe" die Übersetzungen und Bearbeitungen französischer Ritterdichtung nicht verdrängen. Die ausländischen Produkte, bald in der Sprache Frankreichs, bald im heimischen Idiom bildeten die Unterhaltung der Vornehmen. Selbst der Dichter-König Jakob I., der seine Jugend in englischer Gefangenschaft verbrachte, dessen ganzes Leben bis zu dem tragischen Untergang durch den gewaltthätigen Adel in Perth ein Stück Romantik war, besang in einem allegorischen Gedichte „Des Königs Buch" die schöne Lady Jane mit dem golden glänzenden Haar und dem anmutigen Wesen in Gang und Haltung, die er vom Turmfenster in Windsor mit andern Damen im Garten lustwandeln sah und nach seiner Befreiung zu seiner Gattin erkor, in Versen, welche die französischen Vorbilder und Chaucers Manier erkennen lassen; und auch der talentvollste Dichter der Schotten in der Übergangs-

zeit vom Mittelalter zur Neuzeit, der wandernde Franziskanermönch **William Dunbar**, der an Welt- und Menschenkenntnis, an Fruchtbarkeit des Geistes und an malerischer Darstellung seinem Vorbilde Chaucer an die Seite gesetzt werden darf, huldigte dem Geschmack der Zeit für Allegorien und Moralitäten. Doch blieb die Kunstpoesie immer eine fremde Blume, die in dem Boden Schottlands nicht recht wurzeln wollte.

Dunbars bedeutendste Produktionen „Die Distel und die Rose", ein Braut- und Triumphgesang zur Verherrlichung Jakobs IV. mit der englischen Margarete, Heinrichs VII. Tochter, und „Der goldene Schild" sind allegorische Liebesgedichte im Stile Chaucers und des Romans von der Rose, die unter der Hülle poetischer Überladung und Bilderschmucks doch Kenntnis des menschlichen Herzens verraten. In der moralisch-allegorischen Dichtung „Der Tanz" schildert er die sieben Todsünden, welche mit ihrem Gefolge in der Hölle auf Befehl des Obersten der Teufel einen Reigen voll wilder Lustbarkeit aufführen, mit einem satirischen Ausfall gegen die Bergschotten, denen er nicht hold war. Wie Chaucer besaß übrigens auch Dunbar einen gesunden Humor und Mutterwitz, der besonders in seinen kleineren volkstümlichen Gedichten, Erzählungen und Liedern hervortritt.

b. Chaucer und die Dichter des fünfzehnten Jahrhunderts.

Chaucer. 1328—1400. **Geoffrey Chaucer**, ein Rechtsgelehrter und Diplomat von angesehener gesellschaftlicher Stellung, stammte aus einer ursprünglich normännischen Familie ritterlichen Standes und trat frühe in die Dienste des Hofes. Wir haben gesehen, daß er auf einer Gesandtschaftsreise nach Oberitalien mit Petrarca und Froissart zusammengetroffen sein soll (1372). Als Anhänger Johanns von Gent, Herzogs von Lancaster, der ihm stets ein Gönner war, und sich in seinen späteren Jahren mit Katharine Swynford, der Schwester von Chaucers Gattin, vermählte, stand er auf seiten Wiclefs, hatte dann aber auch unter den Mißgeschicken zu leiden, die dieser Edelmann von König Richard II. erfuhr. Er mußte aus dem Lande fliehen, wurde bei seiner Rückkunft einige Zeit in den Tower eingeschlossen, aus dem er nur durch reumütige Geständnisse Befreiung erlangte, und führte überhaupt ein bewegtes wechselvolles Leben, bald geehrt und mit dem einträglichen Amte eines Oberaufsehers der Wolle- und Weinzölle betraut, bald verfolgt und von Gläubigern bedrängt. In den späteren Regierungsjahren Richards II. besserten sich seine Verhältnisse. Doch scheint er am öffentlichen Leben keinen Anteil mehr genommen zu haben. Er verbrachte die letzte Zeit seines Daseins in der Zurückgezogenheit, mit den dichterischen Arbeiten beschäftigt, denen er seinen Ruhm und ein Grab in dem „Poeten-Winkel" von Westminsterabtei verdankte. Den politischen Umschwung, der den Herzog von Lancaster, den Sohn seines Gönners, auf den Thron führte, überlebte er nicht lange.

Seine Eigenschaften und Verdienste. Kein Mann war so geeignet, der englischen Nation die litterarischen Erzeugnisse des Auslandes zuzuführen und zu eigen zu machen als Chaucer.

Vertraut mit der lateinischen, französischen und italienischen Sprache, in der vornehmen Welt sich bewegend und in den Geschmack und die gesellschaftliche Bildung des Festlandes eingeweiht, war er ein trefflicher Übermittler und Verpflanzer der litterarischen Güter des Auslandes auf englischen Boden, und sein Geist war gewandt und beweglich genug, das Fremde und Geliehene in sich aufzunehmen, zu verarbeiten und in eine nationale Form zu gießen. In dieser Gabe der Aneignung und Verarbeitung fremder Stoffe, in der Verbesserung des Metrums durch Einführung und Nachbildung der italienischen Versmaße, insbesondere der fünffüßigen Jamben, in der leichten scherzhaften und witzigen Erzählungsweise und in der Empfänglichkeit für die Natur in allen ihren Erscheinungen, in Flur und Wald, wie in der Menschenwelt besteht das Hauptverdienst Chaucers. Er war kein schöpferischer Geist, denn bei den meisten seiner Dichtungen folgte er fremden Vorbildern: sein „Roman von der Rose" ist eine Bearbeitung des erwähnten französischen Werkes, seine „Canterbury-Erzählungen" sind in Anlage und zum Teil auch im Inhalte Nachbildungen von Boccaccios Dekameron; auch „Troilus und Cressida" ist diesem italienischen Dichter entlehnt; andre Geschichtchen und Poesien hat er den französischen Fabliaux, den Provençalen, den Märchen des Altertums und des Orients entnommen, sogar viele Worte und Ausdrücke aus seinen französischen Quellen in die englische Sprache eingeführt: aber die kunstvolle Darstellung, die Verflechtung und Gruppierung des Ganzen, der heitere Witz und Humor und die trefflichen Charakterzeichnungen sind sein volles Eigentum; diese Eigenschaften erheben ihn zum originellen Nationaldichter. Überall erkennt man den gebildeten, welterfahrenen Mann, der sich in allen Gesellschaftskreisen umgesehen, das wirkliche Leben aus eigner Anschauung kennen gelernt, alle Eindrücke, die er im Verkehr mit den Menschen der verschiedenen Stände in sich aufgenommen, mit Klarheit und sicherem Takte zu gestalten und zu reproduzieren versteht. Dabei war er der eigentliche Schöpfer der poetischen Kunstsprache der Engländer, indem er den alten schwerfälligen Stabreim verdrängte, eine auf das Prinzip der Hebungen und Senkungen in gesetzmäßigem Wechsel gegründete Prosodie schuf und einen korrekten Reim und gefälligen Tonfall einführte.

Die Canterbury-Erzählungen.

Diese Eigenschaften traten nirgends deutlicher zu Tage als in seinem berühmtesten Werke, den Canterbury-Geschichten. Den Gedanken, eine Anzahl Personen, „allerlei Volk", die auf einer Wallfahrt nach Canterbury begriffen sind, in der Herberge zum Heroldsrock in Southwark sich versammeln und auf den Vorschlag des Wirts die Weiterreise durch Erzählungen verkürzen zu lassen, entnahm er ohne Zweifel dem Dekameron; aber die Charakteristik der Pilger in dem heiteren humoristischen Prolog und die darin eingeflochtene Schilderung der sozialen Zustände seiner Zeit voll der treffendsten satirischen Züge und Anspielungen sind ihm ganz eigentümlich und geben Zeugnis von seinem großen Talent in der Beurteilung und Darstellung realer Verhältnisse.

In der Beschreibung der Gesellschaft entrollt er ein farbenreiches Bild von dem öffentlichen Leben und Treiben jener Tage unter allen Ständen. Die Erzählungen des verschiedenartigsten Inhalts mit den redseligen Einschaltungen und Digressionen, den ausgesponnenen Betrachtungen, Reflexionen und Nutzlehren bilden einen reichen Schatz von Litteraturkunde, Welterfahrung und Menschenkenntnis, von Witz und Humor. Und wieviel von verborgener Laune und Satire geht der Nachwelt verloren durch die mangelhafte Bekanntschaft mit den Schriften, auf die er anspielt und die er im Auge hat.

Die Gesellschaft. In dem Prolog werden uns vorgeführt: der ehrenfeste tapfere Ritter, ein Spiegel guter Sitte, der für das Kreuz in Preußen und Granada gefochten, der zierliche galante Junker, sein Sohn, ein gewandter Turnierheld, der gern im schmucken Waffenkleid hoch zu Roß vor seiner Dame sich zeigt, der singt, malt und die Flöte spielt; die zimperliche Priorin, die sich so fein und artig bei Tische benimmt, so leicht in Thränen ausbricht, ihre Schoßhunde so zärtlich liebt, in der Kirche vorsingt, auch französisch spricht, freilich nicht wie man es in Paris, sondern in Stratford bei London redet. Sie trägt am Rosenkranz einen Juwel mit der Inschrift »Amor vincit omnia«. Eine Nonne und ein Priester begleiten sie. Überhaupt sind die Leute der Kirche reichlich vertreten. Da war ein Mönch, so stattlich, daß er ein Abt hätte sein können. Er liebte das Weidwerk und hatte manches schmucke Rößlein im Stall; wenn er ritt, klangen die Glöcklein an seinem Pferdegeschirr gleich denen seiner Kapelle. Er hielt nicht viel auf Klosterregeln und Studieren, desto besser verstand sich der wohlbeleibte Herr auf guten Braten. Da war ein Ordensbruder vom Land, dem die Rede gewandt und süß vom Munde floß, daher ihn auch die Frauen gern zum Beichten und zu Trauungen wählten, wodurch für sein Kloster manche reiche Spende abfiel. Denn er hörte die Beichte mit großer Anmut, legte milde Bußen auf und erteilte die Absolution mit lieblicher, lispelnder Stimme. Das Almosensammeln verstand er aus dem Grunde; selbst der Witwe, die nur einen Schuh hatte, wußte er ein Scherflein zu entlocken. Mit geringem Volk gab er sich nicht ab; aber mit den Gutsbesitzern der Umgegend und mit würdigen Matronen stand er auf gutem Fuß. Auch kannte er jede Schenke in der Stadt; nicht in fadenscheiniger Kutte trat er auf, sondern im Mantel von doppelter Wolle. Wo Gewinn heraussah, war niemand so höflich, dienstfertig und tugendsam wie Hubert der Mönch. — Auch ein geldstolzer Kaufmann mit flandrischem Biberhut und reicher Kleidung war zugegen, der von Zins- und Handelswesen gut Bescheid wußte; und als Gegensatz ein armer Oxforder Student in dürftigem Aufzug, mager und dürr wie sein Pferd, der Hab und Gut auf Bücher verwendet und nur beflissen ist, zu lernen und zu lehren. Nach ihnen kam ein Gerichtsherr voll äußerer Würde und Gravität, der alle Gesetze kannte und auszulegen wußte, ein vielgeschäftiger Mann, dem seine Weisheit viel Geld und Gewinn eintrug, dann ein wohlhabender Gutsherr im weißen Bart, dessen gerötetes Antlitz ankündigte, daß er zu Epikurs Schule gehörte und den Becher liebte; Küche und Keller waren bei ihm trefflich bestellt und die Tafel stets für jeden Gast gedeckt; bei seinen Standesgenossen war er in großem Ansehen und oft Sherif und Gauvorsteher gewesen. Auch fünf Handwerker sind in der Gesellschaft, behäbige Zunftleute und Hausväter in gleicher Tracht; sie hoffen Ältermänner zu werden und ihre Weiber möchten gern Madame heißen und im Schleppmantel zur Kirche gehen. Ihnen hat sich ein Koch angeschlossen, ein Meister in seiner Kunst. Dann kommt ein Schiffsmann, der manches Faß Wein von Bordeaux heimlich, wenn die Wächter schliefen, eingeschmuggelt, ein Arzt, der in Droguen und Latwergen

sehr erfahren ist, daneben auch seine Patienten mit Hilfe der Astronomie und Magie kuriert, in den Schriften der alten Weltweisen mehr als in der Bibel zu Haus ist, und das Gold für ein besonders herzstärkendes Mittel hielt; eine Frau von Bath, in Ehegeschichten und Weiberränken gut bewandert, die stets die erste in der Messe war, einen Kopfputz trug, der wohl ein Pfund wog, die fünf Ehemänner an der Kirchthüre gefreit, auch früher schon manche Buhlschaft gehabt, dreimal nach Jerusalem gepilgert, Rom und Köln besucht hatte und aus Erfahrung alle Liebesmittel kannte. Ihr letzter Eheherr, der viel in einem Buch gegen die Weiber las, hatte sie einst, als sie einige Blätter herausriß, so übel mit Schlägen behandelt, daß sie davon noch auf dem einen Ohr taub war. Auch bei der späteren Erzählung entwickelt sie in einem redseligen Selbstbekenntnis die Frivolität ihres Lebens und ihrer Ansichten. Ferner war in der Gesellschaft ein Landprediger, gut und arm, jedoch reich an frommen Worten und Werken, ein treuer Verkündiger des Evangeliums, der nie um des Zehnten willen geflucht, vielmehr den armen Dorfbewohnern von Accidenzien und Gehalt manches abgab, weil seine Bedürfnisse leicht zu stillen waren, der, ein Tröster in Not und Krankheit, auch bei Sturm und Regen seine Pfarrkinder besuchte, zu Fuß, den Stab in der Hand, nicht bloß Lehrer des heil. Wortes, sondern auch Thäter, ein Muster edler Frömmigkeit für die ganze Gegend. Er verpachtete nicht seine Pfründe, um bei einer Brüderschaft in St. Paul zu London ein leichtes Seelmessenamt zu kaufen, sondern hielt aus bei den Seinen, ein wahrer Hirte, kein Mietling, demütig und heilig im eignen Wandel, nachsichtig gegen Schwache, gegen Verstockte und Widerspenstige scharf und ernst vorgehend:

Die Menschen sanft zum Himmel aufzuziehn
Durch gutes Beispiel, das war sein Bemühn
— Er zeigte Christi und der Jünger Pfad,
Und war der Erste selbst, der ihn betrat.

Ohne Zweifel hat Chaucer bei dieser Schilderung eines echten Priesters Wiclef und die „armen Prediger" vor Augen gehabt. Mit dem Landpfarrer ging sein Bruder, ein treuherziger, fleißiger Bauersmann, der Gott liebte über alles und den Nächsten wie sich selbst, der ehrlich den Zehnten bezahlte vom eignen Gut durch seiner Hände Fleiß und im einfachen Kittel einherritt. Einen Gegensatz zu diesen beiden bildeten: der Müller, ein starker, streitlustiger Geselle mit rotem Bart und einem Mund wie ein Ofenschlund, der im Ringkampf jeden niederschlug, vom Korn den dreifachen Zoll nahm, gern bei lustigen Brüdern (Goliarden) weilte und an schmutzigen Reden Ergötzen fand. Den Dudelsack spielend ging er dem Zuge voran; der betrügerische Verwalter, der bei allen Einkäufen seinen Schnitt macht und durch Wuchergeschäfte reich wird; der Gerichtsvogt oder Pedell, dessen Amt war, alle, die sich gegen die kanonischen Gesetze oder Sittengebote vergangen, vor das geistliche Gericht zu laden, ein feuerrotes Cherubimgesicht mit Karfunkeln und Pocken, die weder Quecksilber noch Höllenstein wegzubringen vermochten, in seiner Häßlichkeit der Schrecken aller Kinder. Geil wie ein Sperling war er bei allen Liebeshändeln der Kuppler und Vertraute; er aß Zwiebeln und Knoblauch und trank starken Rotwein. War er berauscht, so sprach er nur Latein, von dem er einige Brocken aus den Dekreten sich angeeignet hatte; aber außer den Gerichtsformeln verstand er nichts. Er war gütig und nachsichtig in seinem Aufseheramt: für ein Maß Wein erlaubte er jedem, eine Buhlerin ins Haus zu nehmen. Insgeheim ließ er sich auch bestechen und gab den Rat, sich über den geistlichen Fluch wegzusetzen; „denn der Beutel sei des Bischofs Hölle". Sein Freund und Gevatter war ein Ablaßkrämer, der soeben von Rom mit Indulgenzen angelangt war. In seinem Felleisen trug er allerhand Reliquien, den Schleier der Maria, ein Stück

Segel von Peters Schiff und in einem Glas Knochen von Schweinen. Oft gewann er für Ablaß und Reliquien an einem Tage von armen Leuten mehr, als diese in zwei Monaten arbeiteten. Denn „mit Schmeicheln, Possen, Schelmenstücken verstand er Volk und Priester zu berücken".

Es waren im ganzen neunundzwanzig Personen, die nach dem Vorschlage des lustigen Wirts auf der Pilgerfahrt nach Canterbury und zurück Geschichtchen erzählen sollten. Wer das beste gebe, „wer sich hervorthue vor der ganzen Zahl durch guten Witz und treffende Moral", sollte von den andern beim Abendschmaus nach der Heimkehr freigehalten werden. Der Wirt selbst wurde als Schiedsrichter aufgestellt und er hat dieses Amt aufs trefflichste verwaltet. Ein praktischer Mann voll Mutterwitz und gutem Urteil hält er das Ganze im rechten Gang: er muntert zum Erzählen auf, belebt durch seine Unterbrechungen und Bemerkungen das Interesse, besänftigt die Streitenden und spinnt gleichsam den Faden fort. Doch kam der Plan nicht zur vollen Ausführung. Die Pilger sind noch nicht in der Bischofsstadt angelangt, als die Erzählung abbricht; von der Rückreise ist keine Rede weiter. Chaucers Canterbury-Tales blieben unvollendet. Die erhaltene Sammlung beläuft sich auf vierundzwanzig.

Natur und Charakter der Erzählungen.

Nach dem Geiste der Romantik ist in den Canterbury-Geschichten auf Zeit und Volk keine Rücksicht genommen. So treten gleich in der ersten Erzählung, worin der Ritter die Geschichte von Palamon und Arcitas, eine freie Umarbeitung von Boccaccios „Theseide", gibt, die griechischen Helden aus dem Sagenkreise des Theseus und der Sieben vor Theben ganz in der Gestalt und mit den Gebräuchen und Anschauungsweisen mittelalterlicher Ritterschaft auf, und im Tempel der Venus prangen neben den antiken Götterwesen alle die allegorischen Figuren der romantischen Liebesdichtungen des vierzehnten Jahrhunderts. Nach dieser langen, mit vielen ernsten Bemerkungen durchzogenen und anständig gehaltenen Erzählung des Ritters folgen, eingeleitet durch einen Prolog, der den Übergang von einer Erzählung zur andern bildet und eine gewisse Einheit herstellt, zwei Geschichtchen, die des Müllers und des Verwalters, worin der Humor ins Burleske und Obscöne übergeht; denn wie bei Boccaccio fehlt es auch bei Chaucer nicht an derben Ausschreitungen, an zotenartigen Späßen, an Schlüpfrigkeiten und Nuditäten, an indezenten Ausdrücken und Schilderungen; und gerade in den komischen Partien, im Humoristischen, Mutwilligen und Schalkhaften, im volkstümlichen Schwank liegt die Stärke des englischen Dichters. Am weitesten nach dieser Seite des ungezügelten Mutwillens, des ausgelassenen Libertinismus, des Unschicklichen und Cynischen gehen, außer den erwähnten, die Erzählungen des Ordensbruders und des Gerichtsboten. Wie in den französischen Fabliaux bietet besonders die Ehe einen reichhaltigen Stoff für pikante Geschichten. So in der Erzählung des Kaufmanns von dem alten, weibersüchtigen Ritter Januar, welcher die jugendfrische Dame Mai heiratet, dann aber, als er blind geworden, von ihr in seinem eignen Garten betrogen wird. Er selbst beut der treulosen Frau den Rücken, über den sie zu ihrem Buhlen auf den Birnbaum steigt, eine in Wielands „Oberon" eingefügte Liebesepisode. So ferner in der Erzählung des Schiffers, wie ein Kaufmann von St.-Denis von seinem Weibe und einem lüsternen jungen Mönch, seinem Hausfreund, betrogen wird.

Am ausführlichsten aber ergeht sich die Dame von Bath in dem langen Prolog, den sie ihrer Liebesgeschichte aus dem Sagenkreise von König Artus vorausschickt, über das Ehestandsleben in vielen unzüchtigen und frivolen Bemerkungen und unverhüllten Selbstbekenntnissen. Von den übrigen Erzählungen mögen noch erwähnt werden: die des Junkers vom Sultan Cambuscan in Sarai (Kiptschak), worin morgenländische Züge mit Reminiszenzen aus der abendländischen Ritter- und Sagenwelt vermischt sind und die mit einem Tiermärchen vom tragischen Liebesgeschick eines weiblichen

Falken schließt; die von dem Gutsherrn vorgetragene altbritische Sage von der schönen und treuen Dorigena, eine romantische Ritter- und Zaubergeschichte. Der Doktor unterhält die Gesellschaft mit der Geschichte von der schönen und tugendsamen Virginia, die ihr Vater ersticht, um sie vor Schande zu retten; der Oxforder Student gibt in geschmackvollen Strophen die liebliche Geschichte von der getreuen, gehorsamen und geduldigen Griseldis, sich dabei auf Petrarca berufend; der Mönch erzählt tragische Geschichten von Personen, „die erhöht zu großem Glück, nachmals herabgestürzt in Mißgeschick", beginnend mit Luzifer und Adam und schließend mit Peter Lusignan, Barnabo Visconti und Ugolino von Pisa. Der Nonnenpriester unterhält die Gesellschaft mit dem aus dem „Roman de Renart" oder aus Marie de France entlehnten Tiermärchen vom Hahne Chaunteclerc und vom Fuchs Reineke, der Verwalter mit einer andern Fabel von der Krähe, welche die Untreue der Frau verrät. Interessant ist das Auftreten von Chaucer selbst. Auf die scheltende Bemerkung des Wirts, daß er immer auf den Boden starre, als wolle er einen Hasen jagen, erklärt er sich bereit, die einzige Geschichte, die er wisse, der Gesellschaft mitzuteilen. Nun beginnt er das „Reimgedicht vom Ritter Topas" in kurzzeiligen Strophen, eine Parodie auf die phantastische, in konventionellen Formen und handwerksmäßiger Reimerei sich bewegende Ritterpoesie seiner Zeit. Als er eine Zeitlang im Bänkelsängerton und mit den üblichen Schlagwörtern von Riesen und Ungeheuern, Rittern und Feen geleiert, unterbricht ihn der Wirt mitten in der Erzählung und bittet ihn um Gotteswillen mit dem Zeug einzuhalten, die Ohren thäten ihm wehe; er solle lieber etwas in Prosa erzählen. Der Dichter willfahrt ihm. Aber auch „die höchst moralische und tugendsame Historie von Meliböus und der frommen Prudentia", die er dann vorträgt, ist gleichfalls nicht frei von Ironie und Spott. Die langweilige Geschichte dient ihm nur als Rahmen, um durch einen Balast von gelehrten Citaten, von Weisheitssprüchen und Gemeinplätzen die triviale Lehre zu begründen, daß man den Feinden verzeihen solle. In beiden Erzählungen ist der Schalk kaum zu verkennen.

Die meisten Geschichten haben nur den Zweck durch anmutige, mitunter ins Breite gesponnene, aber stets anziehende und spannende Erzählung, Unterhaltung und Zeitvertreib zu gewähren; bei manchen tritt jedoch auch eine didaktische Tendenz hervor, wie bei der des Ablaßkrämers, welcher zum Beweis seines gewöhnlichen Predigttextes, „daß Begehrlichkeit die Wurzel alles Übels sei", die Geschichte von drei ruchlosen und liederlichen Gesellen im Walde vorträgt, denen ein gefundener Schatz ein schlimmes Ende durch eignen Frevelsinn gebracht. Den Schluß der ganzen Sammlung bildet die Rede des Landpredigers, ein langer, mit allen scholastischen Beweisführungen, Spitzfindigkeiten und Distinktionen jener Zeit ausgestatteter religiöser Traktat über Sünde und Buße, über Tugenden und Laster und die kirchlichen Gnadenmittel, welche zur Erweckung jener und zur Bekämpfung dieser dienlich sind. Mit dem Amen dieses Aufsatzes schließt die Sammlung der Canterbury-Geschichten. Das Nachwort, worin der Dichter nach Art des Boccaccio reumütig alles widerruft, was seine Schriften Sündhaftes und Unmoralisches enthalten mögen, rührt, wie Tyrwhitt nachgewiesen, nicht von Chaucer her.

Schon aus der religiös-didaktischen Erzählung oder Abhandlung am Schluß geht hervor, daß Chaucer in Behandlung der Prosasprache weit weniger gewandt war, als in der poetischen Darstellung. Alles, was er in ungebundener Rede verfaßt hat, wie die Übersetzung des bekannten Buches von Boetius, „Tröstung der Philosophie", und die Nachbildung desselben in seinem „Testament der Liebe", einer Art Moralphilosophie im Gewande einer allegorischen Vision, ist entweder steif und trocken oder versteigt sich in dichterisch und rhetorisch ausgeschmückte Wendungen und Ausdrücke; ein Beweis, Die übrigen Schriften Chaucers.

daß zu seiner Zeit die englische Prosa noch nicht ausgebildet war, noch nicht aus der Unbehilflichkeit und Schwerfälligkeit sich empor gearbeitet hatte. In der Kunst leichter poetischer Darstellung dagegen ragte Chaucer über alle Dichter seiner Zeit hervor. Selbst in den allegorisch-didaktischen Erzählungen, wie „Der Ruhmestempel", „Die Blume und das Blatt", nach französischen Mustern u. a., tritt die Virtuosität des Dichters in der Detailmalerei, in der Entwerfung und Ausführung anschaulicher, lebensvoller Bilder, in landschaftlicher Szenerie überraschend hervor. Darum blieb auch Chaucer zwei Jahrhunderte lang der Liebling der englischen Leserwelt, der Führer und das Vorbild der englischen Dichtkunst, der Schöpfer der englischen Versformen.

Gower geb. c. 1324, gest. 1408. Sehr verschieden von Chaucer war seine Zeitgenosse und vieljähriger Freund John Gower, von ihm selbst in Troilus und Cressida als der „moralische" oder sittenrichterliche Gower bezeichnet. Er war ein angesehener Mann aus ritterbürtigem Geschlechte von ernstem und großem Wissen, dem aber die Poesie nur als Mittel diente, seine Belesenheit, seine Kenntnisse und seine philosophischen und religiösen Maximen der Welt darzulegen. Ein konservativer Mann voll Ehrfurcht für Königtum und Kirche und ein Gegner der wiclefitischen Neuerungen mit ihren Volksbewegungen, ist er doch nicht blind gegen die Fehler und Gebrechen der Zeit und erwartet von dem Lancasterschen Herrscherhaus Heil und Schutz für das Reich. Sein französisch geschriebenes Lehrgedicht „Spiegel des Nachdenkenden", welches von Tugend und Laster, von der ehelichen Treue und von dem rechten Pfad zur Seligkeit handelt, sowie sein lateinisches Buch „Die Stimme des Rufenden in der Wüste", ein schwerfälliges Gedicht in lateinischen Distichen, worin in allegorischer Art die Not der Zeit während der bürgerlichen Unruhen unter König Richard II. geschildert ist, haben nur eine litterar-historische Bedeutung. Sein Hauptwerk, „Die Beichte des Verliebten", ist eine didaktisch-allegorische Dichtung über die Liebe, nach dem Vorbilde des Romans von der Rose, ohne dessen Leichtfertigkeit und Schlüpfrigkeit, aber auch ohne dessen Reize. Nach seiner eignen Angabe hatte ihn König Richard II. bei einer Fahrt auf der Themse aufgefordert, ein neues unterhaltendes Buch zu verfassen. Dieser Aufforderung kam er durch seine Liebesbeichte nach, ein schwerfälliges Lehrgedicht von 30,000 Versen in Form einer Unterredung zwischen einem Verliebten und einem Beichthörer, der unter dem Namen Genius als Priester der Venus eingeführt wird. Das Ganze ist eine mit gelehrten Anführungen aus dem Altertum ausgeschmückte Abhandlung in ungelenken Versen über das Wesen der Liebe und die guten und schlimmen Eigenschaften des Geistes und Gemüts, die sie befördern oder verhindern. Dem Geschmack der Zeit gemäß nimmt die Allegorie darin einen großen Raum ein. Nach vollendeter Beichte entläßt Venus den Liebhaber mit dem Rat, in seinen alten Tagen dergleichen Thorheiten aufzugeben und das Herz von den eitlen Dingen der Welt hinweg den höheren und ewigen zuzukehren. Merkwürdig ist die ungemeine Belesenheit, mit welcher der Dichter aus allen nur irgend gangbaren Büchern geistlichen und weltlichen Inhalts zu schöpfen weiß, von der Bibel bis zu den verschiedenen eben in seinen Plan einschlagenden Gedichten des Ovid, von den mittelalterlichen Gesten von Troja und Alexander bis zum Pantheon und dem Königsspiegel des Gottfried von Viterbo, von Boetius bis zu den Romanzen von Sir Lanzelot und König Artus. Außerdem finden in langen Episoden und in erschöpfender Reimerei die Geheimlehre des Almagest und die aristotelische Scholastik ihren Platz angewiesen. Damit harmoniert dann vollkommen das mittelalterliche Versmaß, die acht- oder neunsilbige gereimte Zeile und die archaistische Sprache. Im leichten Versbau, in zierlichen Beschreibungen, in plastisch-epischer Darstellung hat der französische Teil der Trilogie entschieden Vorzüge vor dem englischen. Dort hatte der Dichter bessere Muster vor sich. Noch zur Stunde sieht man in der schönen Stiftskirche in Southwark nahe

an der Londoner Brücke, die Gower mit frommen Vermächtnissen bedacht, sein Grabbild mit dem Haupte auf drei Büchern ruhend.

Auch John Lydgate, Mönch von Bury St. Edmunds in Suffolk, dessen Schutzheiligen er in einem dem sechsten Heinrich gewidmeten Gedicht verherrlicht hat, war ein Mann von Bildung und vielseitigen Kenntnissen, die er durch Reisen in Frankreich und Italien zu vermehren gesucht. Aber seine größeren Gedichte, worin sich der wachsende Einfluß des allegorischen und didaktischen Elementes in epischer Form kund gibt, „Der Fall der Fürsten“, „Die Geschichte von Theben“, „Das Trojabuch“ sind nur Nachbildungen fremder Muster. In dem Fall der Fürsten, einer Übertragung des gleichnamigen Werkes von Boccaccio nach einer französischen Bearbeitung, führt Fortuna eine Menge unglücklicher Fürsten und Helden dem Dichter vor, deren Geschichte dann „zum warnenden Exempel“ erzählt wird. In der Geschichte von Theben, die sich an Chaucer anlehnt, sind wie in „Knights Tale“ mittelalterliche Zustände und Weltanschauung auf antike Stoffe und Namen übertragen; ebenso auch in dem Trojabuch, worin die Kriegs- und Bewaffnungsart der Kreuzzüge und die gotische Bauart schon in die Zeit des Priamus und Hektor verlegt werden. Origineller war Lydgate in den Gelegenheitsgedichten, deren der fruchtbare und versgewandte Dichter eine große Menge verfaßt hat. „Wollte die Innung der Goldschmiede eine Maskerade geben, oder hatten die Sheriffs und Aldermen Londons im Sinne, ein Maifest abzuhalten, galts ein neues Mirakelstück für das Fronleichnamsfest, oder ein Gedicht für die Krönung des Königs zu fertigen: immer wandte man sich an Lydgate, und er schaffte Rat. Überall war er zu Hause: seine Hymnen, seine Balladen sind von einem Stil, St. Augustin oder Guy Warwick, komische und ernste Gedichte, geschichtliche, allegorische, alle waren ihm gleich geläufig. Von den ernstesten und mühsamsten Arbeiten war für ihn nur ein Schritt zu Gedichten der leichtesten und volkstümlichsten Art.“ Bei den Gedichten zur Verherrlichung festlicher Aufzüge spielen Allegorien eine wichtige Rolle. Auf dem Krönungszug wird König Heinrich VI. von der Dame Weisheit umgeben, von den sieben Wissenschaften empfangen. Jede dieser Wissenschaften hat wieder ihren Hauptvertreter bei sich: die Logik den Aristoteles, die Rhetorik den Cicero, den „Spiegel der Beredsamkeit“, die Arithmetik den Pythagoras, die Geometrie den Euklid u. s. w. Auch die humoristisch-satirische Ballade „Hans Pfennigslos“, als Sittenschilderung des englischen Lebens der Hauptstadt in jenen Tagen höchst wichtig und interessant, wird dem Dichter Lydgate, aber wohl mit Unrecht, zugeschrieben. Lydgate.

In Lydgates Landsmann und Nachahmer Stephan Hawes, den König Heinrich VII., ein Freund und Gönner französischer Litteratur und Ritterdichtung, gern um sich sah, hatte die allegorische Liebespoesie des Mittelalters ihren letzten fruchtbaren Repräsentanten. Sein „Tempel von Glas“, eine Nachbildung von Chaucers „Haus des Ruhms“, sein „Zeitvertreib des Vergnügens oder die Geschichte von Grandamour und der schönen Jungfrau, enthaltend die Kenntnis der sieben Wissenschaften und den Lauf des menschlichen Lebens in dieser Welt“ waren einst viel gelesene und bewunderte Werke in allegorischer Form, die Zeugnis geben, daß der Dichter Phantasie und Erfindungsgabe besaß, in der Handhabung der poetischen Form und Versifikation mit Chaucer glücklich wetteiferte und in den französischen Dichtern gut bewandert war. In dem „Zeitvertreib des Vergnügens“ sollten die Eigenschaften und Vorzüge geschildert werden, welche die wahre Galanterie ausmachen und den Lohn der Minne verdienen. Hawes.

Aber während Hawes und andre Dichter seiner Zeit noch die verklungenen Saiten der Ritterpoesie und der gespreizten Allegorie anschlugen, hatte schon durch William Caxton, der selbst mehrere Schriften und Übersetzungen

angefertigt, die Buchdruckerkunst in England Boden gewonnen und in Litteratur, Kunst und Geschmack eine neue Ära Wurzel gefaßt. Die Rosenkriege hatten in die Reihen des altnormännischen Adels, welcher bisher die französische Hof- und Ritterdichtung gepflegt und gefördert, große Lücken geschlagen; einheimische Geschlechter waren in die Höhe gekommen, die Klassen der Popularen hatten einen breiteren Boden gewonnen: fortan war für die romantische Poesie keine Empfänglichkeit mehr in England. Mittlerweile hatte sich die einheimische Sprache zum nationalen Idiom entwickelt; sie war jetzt selbständig und kräftig genug geworden, um einer eignen englischen Litteratur als Stütze und Gehäuse zu dienen.

4. Die niederländische Dichtung.

1. Die Ritterpoesie in ihrem späteren Verlauf. Es wurde schon früher angedeutet (VII, 448 f.), daß die mittelalterliche Ritterpoesie der niederländischen Provinzen aus Übersetzungen oder Bearbeitungen fremder, besonders französischer Heldengedichte bestand. An den Höfen und auf den Burgen in Flandern, Brabant und Holland ergötzte man sich am Hören oder Lesen jener Abenteuer und Rittersagen. welche fahrende Sänger vortrugen. Alle jene Stoffe aus dem Altertum, alle Erzählungen aus der karolingischen Sagenwelt, alle die bunten Rittergedichte aus dem Cyklus der Tafelrunde begegnen uns auch in der niederländischen Litteratur. Epopöen, welche zu Lothringen und Flandern in näherer Beziehung standen und daher mit besonderer Vorliebe behandelt wurden, wie die lothringische Sage vom Lohengrin (VII, 446), wie der „Roman von Walewein“, wie „Willem von Oranje“, wie „Ferguut“, ein Ritterroman aus dem Fabelkreis der Tafelrunde, u. a. waren nur Übersetzungen aus der französischen Romantik. Am meisten verbreitet waren die karolingischen Vasallensagen. Karl der Große war doch vorzugsweise ein niederländischer Fürst. In den Niederlanden stand die Wiege seines Geschlechts, hier wurde er geboren, hier oder doch in der Nähe hielt er sich am liebsten auf, und manche Sage seines Cyklus ist auch sicher hier entstanden. Die Karlssagen wurzelten tiefer im Volk, als die übrigen phantastischen Gebilde der Romantik; das tapferste Rittergeschlecht Hollands, die Herren von Arkel, knüpfte seine eigne Geschichte an das Haus Haimons von Dardanien. Als die meisten Erzeugnisse der konventionellen Ritterpoesie und Galanterie bereits vergessen waren, wie das anziehende Epos „Parthenopeus und Melior“ oder die liebliche Sage von „Flore und Blancheflor (VII, 492), lebten die karolingischen Dichtungen noch fort und gingen am Ende als kurz gefaßte Volksbücher in die Welt. Die Erzählungen von den vier Haimonskindern mit ihrem Pferde Bayard, von dem Zauberer Malagis, von Hüon von Bordeaux, von der Roncesvallesschlacht, von Ogier le Danois (d. h. aus den Ardennen) u. a. m. erhielten sich im Munde des Volks und fanden im vierzehnten Jahrhundert noch neue Bearbeiter oder Übersetzer. Aber von der alten Ritterlichkeit und Galanterie war in den späteren Ritterbüchern keine Spur mehr zu entdecken. Hier ist alles Eisen und Stahl, die Rüstung und das Herz, das darunter schlägt. Das verfeinerte höfische Rittertum weicht darin wieder der Derbheit und Grausamkeit eines heroischen Naturzustandes. Man erkennt, daß die Bürgerschaft bereits die Oberhand erlangt hat, daß Handel und städtisches Leben mehr Interesse erregten, als das verfallene und heruntergekommene Ritter- und Hofleben. Die Helden werden wieder plump und roh, der Galanterie und kränklichen Empfindsamkeit, welche der ritterlichen Dichtung eigen ist, wieder ganz entfremdet. Man spricht jetzt

nicht mehr von Liebe und beinahe jedes sanftere Gefühl ist aus der Brust des Helden entflohen. Sie hat nur Raum für Blutdurst und Rache. Von der Ehrfurcht für die heiligen Einrichtungen der Ritterschaft ist nichts mehr zu finden; das demokratische Element fängt im Gegenteil an, sich geltend zu machen, ohne Scheu vor dem Nimbus, der einst das königliche Haupt umgab, oder vor allem, was der Ritter für heilig hielt. Überall kehrte man zum Volksmäßigen zurück. Es geht ein Zug von plebejischer Ironie, von bürgerlicher Spottsucht durch diese epischen Produkte des späteren Mittelalters. „Der Knappenstand liefert jetzt Lieblingshelden in die Romane, die nicht selten sehr über die Herren hinwegstrahlen. Der Vortrag wird vollkommen volksmäßig; die Redensarten, die Sprichwörter des Volks finden Eingang; der Witz schlägt schon ganz in den niedrigsten Ton um; der Geschmack am Gräßlichen (wie die Beschreibung des Todes der Rosa im Malagis durch wilde Tiere) verrät die erweiterte und veränderte Gesellschaft, für welche diese Gedichte wieder berechnet waren und im Malagis erscheint Oriande als Spielmann und führt eine förmliche Bänkelsängerszene auf." Alles Wunderbare und Übernatürliche wird entfernt, die Heldenwelt rückt in die platte Alltäglichkeit herab, und nicht selten glaubt man sich aus der Menschenwelt in die Tierwelt versetzt, wie sie in Reineke Fuchs vorgeführt wird. Als bereits durch Maerlant die didaktische Poesie sich Eingang verschafft hatte und nun bemüht war, „die falschen französischen Poeten" durch Werke geschichtlichen und moralischen Inhalts zu verdrängen, versuchte Hein von Aken durch die Übersetzung des Romans von der Rose in verkürzter Gestalt und durch eine eigne Komposition „Die Kinder von Limburg" und ein andrer Dichter, wahrscheinlich Loy Latewaert, durch den Ritterroman „Segelin von Jerusalem" eine Reaktion gegen die bürgerliche und lehrhafte Dichtung hervorzurufen; allein die Zeiten der Romantik waren in den Niederlanden vorüber und die genannten Werke, in denen man allenthalben auf Entlehnungen, Nachahmungen und Reminiszenzen aus der alten romantischen Sagenwelt stößt, waren nicht geeignet, den Verfall der Ritterpoesie aufzuhalten. Eines der bedeutendsten Gedichte, welche die Niederlande zu Ausgang des Mittelalters hervorbrachten, „Der Minneloop" des holländischen Geheimschreibers und Diplomaten Dirk Potter, bekämpft den Roman von der Rose auf dem eignen Felde mit Waffen, die er dem Ovid und Boccaccio entlehnte. Wenn auch der Zweck beider Werke beinahe derselbe ist, bemerkt Jonckbloet, so besteht doch in der Behandlung ein himmelweiter Unterschied. Dirk Potter warnt überall vor den Gefahren, zu welchen Hein von Aken anspornt. Während ein frivoler Ton und eine frivole Tendenz das französische Gedicht kennzeichnen, regiert die Sittlichkeit immer die Feder des holländischen Schriftstellers; und selbst dann, wenn er ein Bild von unerlaubter Minne aufrollt, ergötzt er sich nicht an unsittlichen Schilderungen, sondern bleibt immer ehrbar und anständig. Doch mache man sich von seiner Moral keine zu hohe Idee: sie war das Kind seiner Zeit. Reine Minne ist bei ihm alles, was noch nicht ganz und gar gemein und niedrig ist. Er ist sehr nachsichtig, zumal für die Männer; er verlangt nur, daß Skandal vermieden werde. Für die Frauen dagegen sind seine Forderungen strenger. Übrigens, fährt derselbe Litterarhistoriker fort, liegt über das Ganze eine moderne Färbung ausgebreitet; ungeachtet seiner aristokratischen Stellung und Geburt steht der Verfasser ganz unter dem Einflusse bürgerlicher Begriffe. Der mittelalterliche Geist hat aufgehört zu wirken; die mittelalterliche Litteratur hat ausgeblüht. Der Stil des „Minneloop" ist leicht und ungezwungen. Dirk Potter plaudert im vertraulichen Tone mit seinen Lesern und Zuhörern; aber er ist dabei unterhaltend und fesselnd, zumal durch seinen Bilderreichtum. Sein größter Fehler ist, daß er seinen Gegenstand zuweilen zu sehr erschöpft.

In den Niederlanden wurde am ersten und am schärfsten der Kampf zwischen

2. Bürgerliche Dichtung mit lehrhafter und polemischer Tendenz. de Clerk.

Adel und Bürgertum geführt. Diese geschichtliche Erscheinung spiegelt sich auch in der Litteratur ab. Schon in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts verfaßte Jan von Bloendale, gewöhnlich de Clerk genannt, Schreiber am Schöppenstuhl zu Antwerpen, ein Lehrgedicht „Jans Teestije" (Jans Meinung oder Überzeugung), worin in Form eines Zwiegesprächs zwischen zwei „Gesellen" allerlei Ansichten über öffentliche Zustände vorgetragen werden und eine Abhandlung zur Verherrlichung des Handels und Ackerbaues. Er folgt darin ganz dem Vorbilde Maerlants, den er häufig anführt, geht aber in der demokratischen Richtung weit über denselben hinaus. Adel und Geistlichkeit unterliegen einer starken Züchtigung; es wird hier nicht nur verurteilt, was früher so hoch in Ehren gehalten worden, sondern es wird ausdrücklich erklärt, daß es nur zwei Stände gebe, in welchen Sittlichkeit und Tugend, ja der gesellschaftliche Zustand selbst aufrecht erhalten werden könne: nämlich die Bürger und die Bauern. Es wird wiederholt darauf hingewiesen, wie die Herren und Prälaten das Volk unterdrücken und aussaugen; auch die Väter der Stadt werden nicht verschont. Dabei wird schon mit sichtbarem Trotze die Abhängigkeit der Fürsten von den Gemeinden hervorgehoben. „Ehre, so heißt es, ist von der Fürsten Hof verbannt; nur Verrat und Habsucht wohnen daselbst; ein Jude, der Geld leiht, ist willkommener als ein Ritter, der am Heil. Grabe gekämpft hat. Deshalb ist Schande ihr Teil. Man sehe nur, wie Gott alle Herren, Könige und Grafen heimsucht; er könnte sie mit Namen nennen; Macht, Ehre und Habe sind verloren." Scharf werden auch die Fehler und Laster der Geistlichen gerügt und durch das ganze Buch geht ein reformatorischer Zug und eine merkwürdige Skepsis gegen die Kirchenlehre von den Heiligen. Das bedeutendste Werk de Clerks ist der „Laienspiegel", worin nach dem Urteil des neuesten Herausgebers die didaktische Schule ihre höchste Blüte erreichte. Von dem Gedanken ausgehend, der Unwissenheit der Laien dadurch entgegenzuarbeiten, daß er ihnen alles, was auf ihre geistigen Interessen Bezug hat, wie in einem Spiegel vorführt, ergeht er sich über die Entstehung des Menschengeschlechts und dessen Erziehung durch Gott, über die Entwickelung der christlichen Kirche und der weltlichen Macht, über Dogmen und Gesetze, um endlich auf die herrliche Zukunft des siegenden Gottesreichs hinzuweisen. Der Kern des Werks ist das dritte Buch, in welchem die praktische Sittenlehre auseinander gesetzt wird. Es behandelt alle Pflichten, die der Mensch gegen Gott, seinen Nächsten und sich selbst zu erfüllen hat; dieselben sind durch sprechende Beispiele und Erzählungen erläutert und durch Winke und Ratschläge warm empfohlen. Neben dem trefflichen Inhalte beruht der Wert des Laienspiegels hauptsächlich in der Darstellung, in der Lebendigkeit seines Tones, in dem feurigen Eifer, der die Feder des Dichters beseelt, in der Plastik, die das Ganze durch eine Anzahl praktischer Beispiele und passender Vergleiche erhält. Der „Laienspiegel" hat große Ähnlichkeit mit der Teestije, doch ist er ausführlicher, systematischer und von einem ruhigeren Geist durchdrungen. Auch in den politischen Ansichten ist er gemäßigter; obschon er die Gleichheit aller Menschen infolge der Abstammung von Adam festhält und behauptet, daß nur Tugend Adel verleihe und der Fürst seine Macht dem Volke zu verdanken habe, lehrt er doch zugleich, daß die Obrigkeit von Gott eingesetzt sei, um das Volk zu regieren. Der Widerspruch mag aus seiner Erfahrung hervorgegangen sein, daß die Bürgerschaft nicht ganz den an sie gestellten Erwartungen entsprach und daß auch die Demokratie ihre gefährliche Seite hatte. Noch ruhiger und gehaltener erweist sich de Clerk in einem dritten Werk, dem „Doktrinale", das mit dem dritten Buch des Laienspiegels große Ähnlichkeit hat und worin besonders das Streben nach Weisheit als die Quelle des irdischen Glücks gerühmt wird. Wie manche Widersprüche und Ungleichheiten sich in de Clerks Schriften auffinden lassen, eins steht darin fest:

„die Überzeugung, daß die Bürgerschaft den Kern der gesellschaftlichen Einrichtungen ausmache, welche bald die Weltgeschichte beherrschen wird, unter der Bedingung, daß sie sich stets neu verjünge und ihre Kraft durch das Studium und die Ausübung praktischer Wissenschaft und praktischer Moral nähre". Maerlant und de Clerk blieben fortan die Häupter und Vorbilder der bürgerlichen Lehrdichtung in den Niederlanden. Jonckbloet führt eine große Anzahl von Schriften auf, in welchen diese und ähnliche Ansichten behandelt wurden, bald in direkter Weise, bald unter Allegorien verhüllt. So der „Meliböus", ein allegorisches Lehrgedicht in Gesprächsform, das mit de Clerks Doktrinale so verwandt ist, daß es von manchen diesem selbst zugeschrieben ward; so der „Nieuwe Doctrinaal oder Spiegel der Sonden" von Jan de Weert, einem Arzt von Ypern († 1362), in welchem die gesellschaftlichen Grundsätze des vierzehnten Jahrhunderts klar und lebendig ausgesprochen sind, mit scharfen Ausfällen gegen die Geistlichkeit, den Ablaßkram und den herrschenden Aberglauben. In einem andern Gedicht, das er als „Disputation" bezeichnet, entwickelte derselbe de Weert die Hauptzüge der christlichen Sittenlehre nach dem scholastischen System in populärer Weise, jedoch ohne künstlerische Gewandtheit. Die didaktische Poesie war der Ausdruck der bürgerlichen Gesinnung in den niederländischen Städten vor der Renaissance; und wie wenig sie auch den Anforderungen des Kunstsinnes genügen mag, so verdient sie doch die volle Aufmerksamkeit wegen ihrer echt nationalen Richtung und wegen ihrer tiefen Bedeutung für die Zukunft.

Zu der Lehrdichtung und der Ritterpoesie, die gleich der bürgerlichen und Adelsgesellschaft nebeneinander hergingen, bald sich bekämpfend, bald nach einer Versöhnung ringend, trat im Laufe der Zeit die leichtere Gattung der „Sproken", die den französischen Fabliaux nachgebildet in der Form kurzer Erzählungen einen mannigfaltigen Inhalt bietet. Bald ist es die Erzählung eines ritterlichen Liebesabenteuers, oder eine Schilderung der Volkssitten; zuweilen bildet ein Heiligen- oder Marienmirakel den Inhalt, zuweilen eine sittliche Wahrheit, unter dem Gewande der Allegorie vorgetragen. Ton und Darstellung sind sehr verschieden, je nachdem sie für die „gebildeten" Stände oder für das Volk bestimmt sind. Neben „erbaulichen Betrachtungen" über allerlei Fragen des sittlichen und gesellschaftlichen Lebens zur Belehrung und Hebung finden sich mutwillige Auslassungen eines „nackten Realismus" voll derben Humors, voll volkstümlicher Scherze, voll Spott und Ironie. Die Poesie der „Sproken" ist das echte Abbild des niederländischen Städtelebens, worin im fünfzehnten Jahrhundert neben der höheren mehr aristokratischen und gravitätischen Bürgerschaft sich die bewegliche, leichtsinnige demokratische Menge lustig und spottsüchtig umhertrieb. Sie bilden ein Seitenstück zu dem heimischen „Reinaert", der auch in dieser Zeit noch immer das Lieblingsbuch des Volks war. Wie in den Fabliaux, denen sie nachgebildet waren, bieten die Verhältnisse des Ehe- und Familienlebens, die Stellung der unter dem Zwange des Cölibats leidenden Priester und Mönche zu der Laienwelt und zu den häuslichen Kreisen eine reiche Quelle für lustige Schwänke und Erzählungen voll neckenden Mutwillens und spöttischer Ausgelassenheit; und wenn sie auch hier und da durch Derbheit und Frivolität Anstoß geben mochten, so waren doch die „mit Lebendigkeit skizzirten Genrestückchen" weniger geschaffen, den Sinnen zu schmeicheln oder Leidenschaft zu erwecken als ein herzliches Gelächter hervorzurufen. Der calvinische Ernst im Reformationsjahrhundert war dieser volkstümlichen Dichtung mit ihrer Derbheit, ihren Nuditäten, ihren rohen Scherzen abgeneigt, daher auch nur weniges auf die Nachwelt gekommen ist. Diese Gedichte wurden meistens verfaßt und vorgetragen von den „Sprechern", welche in Verbindung mit „Pfeifern", „Fiedlern", „Gauklern" und andern „Gesellen" in den Städten umherzogen und die Feste der Bürger und Handwerker belebten, eine geringere Klasse

3. Volksdichtung.

von Minstrels und Jongleuren. Zu den bekanntesten „Sprokensprechern“, die aus den Stadt- oder Gesellschaftskassen für ihre Dienste abgelohnt wurden, gehörten „Augustijnken van Dordt“ und „Willem van Hillegaarsberg“. Die Gedichte, die sich von ihnen erhalten haben, geben übrigens keinen hohen Begriff von ihrer Begabung. Es sind Allegorien, Sittengedichte, historische und politische Gelegenheitspoesien mit vorwiegend didaktischer Tendenz. Es scheint, daß die volkstümlicheren satirischen und humoristischen Stücke sich nicht erhalten haben. Von Hillegaarsberg soll auch die niederländische Überarbeitung und Erweiterung des alten Reineke Fuchs herrühren, aus welcher, wie wir früher gesehen (VII, 451), die niederdeutsche sowie die meisten andern Übersetzungen und Bearbeitungen hervorgegangen sind. Der Dichter hat das ursprüngliche Werk durch Einschaltungen und Episoden aus dem französischen „Renart“ oder aus mündlichen Volkssagen erweitert und im Geiste der Zeit umgeschaffen.

Reinaert. Jonckbloet, der den Beweis zu führen sucht, daß niemand anders als Wilhelm von Hillegaarsberg im letzten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts der Bearbeiter des Reinaert gewesen ist, spricht über das Verhältnis des jüngeren zum älteren Gedicht folgendes Urteil aus: Obgleich der Anhang nicht eine solche geschlossene Einheit ausmacht, als das ältere Gedicht; obgleich sich nicht undeutlich herausstellt, daß verschiedene von einander unabhängige Aventüren hier zu einer Mosaik vereinigt sind, so muß man doch erkennen, daß dies nicht ohne Talent geschehen, und daß die Darstellungsweise fesselnder ist, als man es von dem langweiligen und wenig plastischen Moralisten erwarten sollte. Sein größtes Verdienst besteht darin, daß er durchgängig den Charakter der Tiere, den sein Vorgänger so meisterlich dargestellt hatte, treu bewahrt. Übrigens besteht zwischen beiden Teilen ein großer Unterschied, nicht nur in den Sprachformen, sondern auch im ganzen Geiste. Deutlich sehen wir, daß der Dichter in einer andern Zeit lebt, in welcher der frische, epische Ton den didaktischen Formen, den Beweisführungen, ja selbst der gelehrten Großsprecherei hat Platz machen müssen. Wiederholt werden äsopische Fabeln in die Erzählung eingeflochten; man findet viele Hinweise auf Romane und gelehrte Werke; kein Tier, und ebensowenig der Dichter selbst am Schlusse seines Werkes läßt die Gelegenheit vorbeigehen, philosophische Betrachtungen über die bürgerliche Gesellschaft und über alles Bestehende anzustellen. Ungeachtet dieser Beweisführungen und der didaktischen Tendenz herrscht doch eine große Lebendigkeit in der Darstellung; vor allem zeichnet sich die Schilderung des Kampfes aus. — Schon sehr bald wurden beide Teile als ein Ganzes betrachtet und gingen so erst in eine niederdeutsche gereimte Übersetzung und später in holländische Prosa über. Letztere wurde schon 1479 zu Gouda gedruckt. — Der Eindruck, den das Gedicht machte, war so groß, daß es nach der niederdeutschen Bearbeitung in beinahe alle Sprachen unsres Weltteils übersetzt wurde und dadurch bis heute populär blieb. Es ist ein besonderes Verdienst des Bearbeiters, daß seine Zuthaten dieser bleibenden Popularität nicht im Wege gestanden haben.

Volkslied. Daß ein so munteres, bewegliches Volk wie die Niederländer auch frühzeitig die Lyrik ausgebildet, der Minnepoesie des Adels und der Fürstenhöfe volkstümliche Lieder entgegengesetzt habe, ist mit Sicherheit anzunehmen. Sagt doch schon Guicciardini von den Südniederländern, daß sie die natürlichste Anlage zu Musik und Gesang hätten und darin die Lehrmeister Europas wären. Wir werden bei der deutschen Litteratur den Charakter und Entwickelungsgang des Volksliedes kennen lernen: einen ähnlichen Gang nahm auch die Volkslyrik in den Niederlanden, und es mag mit den Gesangsweisen, von denen offenbar manche ihren Weg von den Niederlanden an den Rhein und in andre Gegenden Deutschlands genommen haben, auch manches alte Lied zu uns eingewandert sein. Auch im Charakter und Inhalt entsprachen die Volkslieder der beiden

Nationen einander: „einige erinnern an die alte Volksüberlieferung, andre an historische Ereignisse, wie z. B. an den Mord Floris V.; dies Lied ist in seiner ältesten Form sicher nicht jünger, als aus den ersten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts. Die meisten besingen die Liebe, wobei besonders Rosen und Wein gefeiert werden, und auch die Nachtigall spielt ihre Rolle. In vielen dieser Schilderungen kommt ein Lindenbaum vor, der die Liebenden beschützt, oder unter welchem das Mädchen ihren Bräutigam findet und die Jungfrau den Ritter erwartet. Merkwürdig ist es, daß in manchen Gedichten der erschlagene Geliebte unter der grünen Linde liegt. Wahrscheinlich ist dies noch ein Nachhall von dem alten Richterspruche unter dem Lindenbaume. Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß auch Trink- und Tanzlieder vorkommen. In einzelnen dieser Lieder spricht sich schon der überwiegende Geschmack für Allegorie aus, und nicht selten erweitert sich das Lied zu einer Sproke. Die eigentlichen Lieder zeichnen sich zwar nicht immer durch reine Form oder streng regelmäßigen Rhythmus aus, wohl aber durch eine große Frische der Auffassung und Lebendigkeit der Darstellung. Bei dem religiösen Sinne, der das niederländische Volk kennzeichnete, ist es nicht zu verwundern, daß neben dem weltlichen Gesange auch der geistliche blühte. Er wurde oft, gerade wie später die Psalmen, nach der Melodie weltlicher Lieder gesungen, und nicht selten waren die geistlichen Lieder durch eine geringe Umarbeitung aus diesen hervorgegangen. Das beweist schon, daß sie populär sein mußten und daß auch diese geistlichen Gesänge auf den Namen Volkslieder Anspruch haben. Diese geistlichen Lieder lassen sich in verschiedene Kategorien einteilen. Zu der ersten rechnete man die Weihnachtslieder, von denen viele das Zeichen höchsten Altertums tragen, einzelne reichen sicher bis ins vierzehnte Jahrhundert zurück. Sie bestehen gewöhnlich aus Szenen der Kindheit Jesu, die eben so naiv als lebendig geschildert sind. Hier sieht man, wie der Ochse und der Esel bei der Krippe des Heilands ihr Futter verlassen, um das Kindlein zu erwärmen; dort wird uns das Jesuskind selbst vorgeführt, wie es lieblich mit den Händen im Bade plätschert, so, daß das Wasser aus dem Becken springt." — Eine andre Klasse bilden die Marienlieder, und die, welche Heilige besingen, an denen die Vorzeit besonders reich war. Unter den Liedern an die heilige Jungfrau finden wir eine Übersetzung des schönen Kirchenliedes »Dies est laetitiae« und mehr als eine des herrlichen »Stabat mater«, wenn dieselben auch nicht unter die eigentlichen Volkslieder gerechnet werden können. Endlich die geistlichen Gesänge, die man „Lieder der minnenden Seele" genannt hat. Diese, zumal im fünfzehnten Jahrhundert sehr zahlreich, bewegen sich gewöhnlich um den Gedanken, daß Christus der Bräutigam ist, nach dem die fromme Seele verlangt. Nicht selten steht man im Zweifel, ob man nicht ein weltliches Lied vor sich habe, mit solch glühenden Farben ist zuweilen die mystische Liebe geschildert; und dies darf uns nicht verwundern, wenn man weiß, daß Christus oft nur an die Stelle des Geliebten im weltlichen Volksliede trat.

Geistliche Lieder.

III. Die poetische Nationallitteratur in Deutschland.

1. Verfall der epischen Ritterpoesie.

Berührung mit der niederländischen Dichtung.

Die niederländischen Dichtungen sind nicht nur von Wichtigkeit für die Kenntnis der Litteratur jenes Landes, das im geschichtlichen Leben des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts eine so hervorragende Rolle spielte, sie übten auch auf die deutsche Epik einigen Einfluß, indem die meisten dieser Rittergeschichten aus dem Niederländischen ins Deutsche übersetzt wurden, obwohl sie selbst nur Übertragungen aus dem Französischen waren. So ein großes Sammelgedicht aus Karls des Großen Sagengeschichte; so der Malagis und die Haimonskinder, so die Geschichte von Ogier dem Dänen u. a. Auch der Roman „Die Kinder von Limburg", worin die Abenteuer der Kinder eines Herzogs von Limburg geschildert werden, einer Tochter, Margarete, welche geraubt und an den Hof von Athen entführt wird, und ihres Bruders, der auszieht zu allen Heiden, um die Schwester aufzusuchen, wurde durch Johann von Soest (Grumelkut), den Singmeister des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, ums Jahr 1470 ins Deutsche übersetzt. Der Roman „Die Kinder von Limburg" gehört zu den bessern Erzeugnissen aus der Nachblüte der Ritterdichtung; aber die Ähnlichkeit mit den Arthurerzählungen und andern älteren Sagen lassen deutlich erkennen, daß die feudale Gesellschaft viel zu abgelebt war, um noch ein Kunstwerk hervorzubringen, welches ihr Geist beseelte. „Man fühlt, daß man es mit bloßer Gedächtnisarbeit zu thun hat." Doch ist in der züchtigen und anständigen Weise, wie hier die Liebe behandelt ist, eine Rückwirkung der bürgerlichen Sitten und Anschauungen gegenüber den Buhlereien der älteren Romane nicht zu verkennen.

a. Das Heldenbuch.

Die politische Zerfahrenheit des Deutschen Reichs im vierzehnten Jahrhundert führte die epische Ritterdichtung rasch ihrem Verfall entgegen. Die Fürsten und Feudalherren wurden karg gegen die Sänger, die Welt wandte sich im allgemeinen von der Dichtkunst ab. Dieser Verfall der höfischen Poesie traf nicht nur die fremden Sagenkreise, deren Schicksale wir früher angegeben, auch die heimischen Sagen des deutschen Nationalepos hatten unter der Ungunst der Zeit zu leiden. Die fremden Stoffe verfielen, „indem sie ins Verfeinertste überbildet, ins Riesenmäßigste erweitert und in Prosa aufgelöst wurden, die deutsche Heidensage dagegen, indem sie nach einer mäßigen Ausbildung in Roheit zurückfiel, aber die poetische Form behauptete". Während also die fremden Sagenstoffe an zu großer Fülle und Erweiterung leiden und mittelmäßige Dichter sich abmühen, die wachsende Masse zu bewältigen und in eins zu verbinden, sehen wir umgekehrt die Sagen von Dietrich und Siegfried immer mehr abnehmen, bis sie zuletzt wieder zu einzelnen Liedern zusammenschwinden, die durch Bänkelsänger noch im Gedächtnis des Volks erhalten werden. Das deutsche Nationalepos, das ursprünglich aus einzelnen rhapsodischen Gesängen bestand, macht also einen vollkommenen Kreislauf durch und kommt zuletzt wieder auf das fragmentarische Hildebrandlied zurück,

von dem es ausgegangen. Die einzelnen diesen Sagenkreisen angehörenden Erzählungen, die aus älterer Zeit stammend in den neuen Bearbeitungen immer mehr in den Volkston übergehen und kürzer und roher werden, je näher sie der Zeit rücken, wo die Poesie wieder in die Hände des Volks gelangt, sind im fünfzehnten Jahrhundert in etlichen Sammelwerken vereinigt worden, die den Namen „Buch der Helden" führen. Das reichhaltigste darunter ist das „Heldenbuch", welches Kaspar von der Roen in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts (1472) aus älteren echten Sagendichtungen in verkürzte Gestalt gebracht hat, roh und geistlos aber treu an der Überlieferung haltend. Die bekanntesten Sagengeschichten des „Heldenbuches", die vorzugsweise von den Ahnen Dietrichs und von der Jugendgeschichte dieses Helden handeln, sind Ortnit, Hug- und Wolfdietrich; sodann der Rosengarten, dessen Schauplatz eine Rheininsel bei Worms ist; Dietrichs Flucht und die Rabenschlacht, die Sage vom Zwergkönig Luarin, Ecken Ausfahrt, der hörnene Siegfried u. a. Der poetische Wert dieser Dichtungen, in denen Riesen und Zwerge, Drachen, Feen, Elfen und andre Wundergeschöpfe der nordischen Mythologie eine hervorragende Rolle spielen, ist teilweise sehr gering, die ewigen Wiederholungen ermüden, zumal da die unkünstlerische Form und der eintönige Versbau (die Nibelungenstrophe oder der „Berner Ton") keinen Ersatz für die Dürftigkeit des Inhalts bieten. Eine Anzahl deutscher Heldensagen wurde in Prosa übertragen und in der nordischen „Viltinasage" gesammelt. Einige wurden später auch in Volksbücher umgewandelt. Die dichterische Kraft war erschöpft; alles, was die ältere Zeit geschaffen, wurde in rohen, verkürzten Nachbildungen den Spätergebornen als Lesestoff dargeboten. „Es war die Periode gekommen, wo die romantische Kunst, nachdem sie die Wunder der fernen Weltteile, des Tierreichs, der geheimen Naturkräfte, der Zaubergewalt des menschlichen Geistes erschöpft hatte, sich nun in das Reich der Geister und der Hölle noch wagt, um von dorther alsdann in der Zeit der Reformation im schroffsten Gegensatze in Haus und Heimat und in den gewöhnlichen Kreis unserer Umgebungen zurückzukehren. Verzauberungen, Teufelsbannungen, Teufelsverschreibungen und Erscheinungen, Elfen- und Feengeschichten, die gleichsam wieder auf die uralten britischen Lieblingsfiguren zurückführen, Zwergsagen u. dgl. sind daher nun ein Lieblingsgegenstand der Novelle und Legende."

Ortnit. Hug- und Wolfdietrich. Ortnit, der Lombardenkönig am Gardasee, läßt um die schöne Tochter des heidnischen Königs Nachaol von Muntenbur freien. Der Vater gönnt sie jedoch keinem Manne und pflanzt die Köpfe der Werber auf der Mauer seiner Burg auf. Da zog Ortnit wider ihn aus. Mit Hilfe des Zwergkönigs Alberich, den er im Walde überwindet und der ihm dann einen unverwundbar machenden goldenen Harnisch und das Zauberschwert Rose gibt, gewinnt er das schöne Heidenkind, das nach der Taufe den Namen Sydrat empfängt, und nach einer glänzenden Hochzeit, wobei Alberich unsichtbar die Herzen der Frauen durch die süßen Töne seiner Harfe entzückt, glücklich an der Seite Ortnits am Gardasee lebt. Aber ihr Vater, voll unversöhnlichen Grolles, schickte den wilden Jäger Velle mit zwei jungen Drachen ins Gebirge von Trient, die, als sie herangewachsen waren, alles Land verwüsteten und alles verschlangen, was in ihren Weg kam. Schon waren viele Ritter, die zum Kampf wider sie ausgezogen, das Opfer ihres Muts geworden. Da entwand sich auch Ortnit den Armen der schönen Frau, um die Ungetüme zu bekämpfen. Gegen Alberichs Rat überließ er sich ermüdet dem Schlaf und wurde von dem Lindwurm in die Steinhöhle getragen und dort von den Jungen desselben aufgesogen. Groß war die Trauer im ganzen Lande. Drei Jahre jammerte die Königin; dann sollte sie einem andern Manne die Hand reichen; sie aber wollte nur den wählen, der den Drachen getötet; deshalb wurde sie des Reichs verwiesen und in einen Turm eingeschlossen. — Von da an geht das Gedicht in die Sage

Ortnit. Hug- und Wolfdietrich.

von Wolfdietrich über, den Urahnen Dietrichs von Bern: Als Hugdietrich, König von Konstantinopel, zu den Jahren gekommen war, da er sich vermählen sollte, hörte er von der schönen Hildburg, Tochter des Königs Waligund von Salnek (Salonichi), die, in einem hohen Turm eingeschlossen, niemals einen Mann heiraten sollte. Da verkleidet sich Hugdietrich als Mädchen, gewinnt Zutritt bei Hildburg und entläßt sie, als er auf Berchtungs Ruf in sein Reich zurückkehrte, gesegneten Leibes. Nach einiger Zeit gebar Hildburg einen Sohn, den sie, um ihn vor ihrem Vater Waligund zu verbergen, an einem Seile vom Turm herabläßt. Da kam eine Wölfin und trug das Kind zu ihren Jungen, mit denen sie es säugte. Auf einer Jagd entdeckt und dem König Waligund gebracht, wurde der Knabe Wolfdietrich getauft und im Schlosse erzogen. Der König gewann ihn sehr lieb und als er von seiner Tochter Hildburg, die ihren Sohn an einem roten Kreuz zwischen den Schultern erkannte, den Zusammenhang erfuhr, versöhnte er sich mit derselben, ließ den Hugdietrich zurückrufen und feierlich mit Hildburg vermählen. Sie zog mit ihm nach Konstantinopel, wo sie noch zwei Söhne gebar. — Wolfdietrich war noch ein Kind, als sein Vater starb. Herzog Berchtung von Meran nahm ihn in sein eignes Land, wo er ihn ritterlich erziehen ließ. Während seiner Abwesenheit bemächtigten sich seine zwei Brüder Bogen und Wasmuth des Reichs. Als Berchtung dies erfuhr, bot er alle seine Mannen auf und zog mit seinen sechzehn Söhnen und mit Wolfdietrich nach Konstantinopel. Bald kam es zum Kampf, in welchem Berchtungs Mannen sämtlich erschlagen wurden. Nur er selbst entkam mit zehn seiner Söhne und Wolfdietrich in einen Wald. Dem Königsohne machte die Verbannung solchen Kummer, daß er sich in sein Schwert stürzen wollte. Da erschien ihm die rauhe Else, ein wildes Zauberweib, die wie ein Bär auf allen vieren ging, und heischte seine Liebe. Er wies sie schaudernd zurück; da entführte sie durch Zauberei sein Schwert und sein Roß; nach langem Umherirren gelangte er an einen Baum, wo er dasselbe wilde Weib traf; da ihre Bitten auch jetzt nichts fruchteten, versenkte sie ihn in Schlaf und schnitt ihm zwei Haarlocken ab. Dadurch verlor er den Verstand und irrte wie ein Wahnsinniger ein halbes Jahr im Walde umher, Berchtung aber und seine Söhne gingen, als sie den Wolfdietrich nicht fanden, nach Konstantinopel und dienten den Brüdern. Nun nahm sich ein Engel des Wolfdietrich an, indem er der Else seine Heilung gebot. Sie begab sich mit ihm in ihr Land, dort sprang sie in den Jugendbrunnen, aus dem sie, nunmehr getauft, als wunderschöne Frau Sigwine wieder emporstieg. Nun ließ sich Wolfdietrich leicht bereden, sich mit ihr zu vermählen. Darauf folgt eine Reihe wunderbarer Abenteuer: er kämpft mit Ortnit und versöhnt sich dann mit demselben; als er auf einer Jagd ein seltsames Tier verfolgt, verliert er sein Weib Sigwine, welche ein Riese Drasian übers Meer entführt. Da hüllte er sich in eine rauhe Kutte und zog, von Ortnit begleitet, aus, die Geraubte zu suchen. Nach langen Irrfahrten ließ er sich vor einer Burg im Schatten einer Linde nieder. Es war dieselbe Burg, in welcher der Riese die trauernde Sigwine eingeschlossen hatte. Die Trauernde erkennt den Gatten und beredet Drasian, ihn in das Gemach zu führen. Hier entspann sich ein Kampf, in welchem Wolfdietrich den Riesen erschlägt, die Burg in Brand setzt, wobei Drasians Gehilfen, die feindlichen Zwerge, in den Flammen umkommen, und dann nach allerlei andern wunderbaren Schicksalen mit Sigwine in die Heimat zurückkehrt. Dort starb sie nach einem halben Jahr. Gerade damals war sein früherer Geselle Ortnit im Kampf mit dem Drachen erlegen. Er zog aus, denselben zu rächen. Aus der späteren Bearbeitung durch Kaspar von der Roen erfahren wir nun, daß Wolfdietrich die Lindwürmer erlegte und nach vielen Kämpfen mit Heiden, Zauberern und Riesen Ortnits Witwe befreite und zum Weib nahm. Darauf zog er gen Konstantinopel, befreite die gefangenen Söhne des getreuen Berchtung, der mittlerweile gestorben war, nahm seine feindlichen Brüder gefangen und lebte dann mit Sydrat vereinigt mehrere Jahre glücklich in seinem Reich am Garda. Als sein Weib starb, übergab Wolfdietrich die Herrschaft seinem Sohne und wurde Mönch in einem Kloster. Dort bestand er noch viele glückliche Kämpfe gegen die Heiden, bis er endlich als Greis starb,

worauf Engel seine Seele heimführten. — Einzelne Züge dieser Wunder- und Zaubersagen finden sich mit andern Abenteuern vermischt in der Erzählung „Wolfdietrich und Saben" wieder. Wie Golo in der Genoveva begehrt Saben der Königin, die seiner Hut anvertraut ist. Als sie sich weigerte, ihm zu Willen zu sein, beschuldigte er sie bei dem Gatten der Untreue. Dieser gibt Befehl, ihr neugebornes Kind Wolfdietrich zu töten. Puntung, der Königin Bruder, soll den Befehl vollstrecken; aber als das Kind im Walde lächelnd die Hände zu ihm erhob, fühlte er Mitleid und schonte des jungen Lebens. Unter dem Schutze eines Wilderers und seiner Frau wuchs Wolfdietrich im Walde heran und gelangte zu wunderbarer Stärke. Saben aber bemächtigte sich der Herrschaft und als Wolfdietrich, von Puntung unterstützt, sein Reich zurückerobern wollte, wurde er besiegt und zur Flucht genötigt. Er suchte Hilfe in Ortnits Land, tötete die Drachen und erlebte dann eine Reihe der wunderlichsten Abenteuer. Endlich überwindet er den Saben, der dann getötet und verbrannt wird. Auch in dieser Erzählung endet Wolfdietrich als Mönch im Kloster, wo er noch viele Anfechtungen glücklich besteht und endlich standhaft und selig stirbt. — In den beiden Heldengedichten „Sigenot" und „Ecken Ausfahrt", welche, wie auch das fragmentarische Gedicht von dem Zwerge „Goldemar", von einigen Literarhistorikern einem und demselben Verfasser, Albrecht von Kemenaten, zugeschrieben werden, bilden die Kämpfe und Abenteuer Dietrichs von Bern und seines Waffengenossen Hildebrand wider die Riesen Sigenot und Ecke den Inhalt. „Beide Gedichte gehören zu den roheren Erzeugnissen der Volkspoesie, die schon in das Bänkelsängerische auszuarten beginnt, aber selbst in ihrer rohen Form durch die Wahrheit und Kraft der Darstellung und echt poetische Momente gefällt." An innerem Wert steht übrigens das Eckenlied weit über dem Riesen Sigenot. Insbesondere ist der Kampf Dietrichs mit Ecken vortrefflich geschildert. „In Gripiar (Colonia Agrippina) saßen einmal drei Helden, Fasolt, Ecke und Eggenot, und sprachen von Dietrich von Bern und priesen dessen Tapferkeit. Ärgerlich über das dem Dietrich gespendete Lob, beschließt Ecke, mit dem Schwerte die nähere Bekanntschaft dieses Helden zu machen. In diesem Vorsatze wird er von drei Königinnen, die „zu Jochgrimme Kronen trugen", bestärkt, indem namentlich eine derselben den Wunsch äußert, sie möchte den Helden von Bern mit eignen Augen sehen, und zwar besiegt von Eckes Händen. Von ihr mit den herrlichsten Waffen, unter andern mit Ortnits Panzer, den Wolfdietrich erstritt, ausgerüstet, zieht Ecke gegen Dietrich aus und trifft nach verschiedenen Zwischenabenteuern mit ihm zusammen. Anfangs weigert sich Dietrich, mit ihm zu kämpfen. Da reizt ihn Ecke durch höhnische Worte und ruft ihm endlich zu: sein Gott möge ihm helfen! Erst durch diese, wohl spöttische Hinweisung auf die Hilfe des Christengottes wird Dietrich so aufgebracht, daß er mit dem heidnischen Ecke den Kampf beginnt. Anfangs ist Ecke im Vorteil. Da ruft Dietrich seinen Gott an und von Stund an wird er mächtig über den Riesen. Er schlägt ihn mit dem Schwerte zu Boden." Vom Schwerte kommts zum Faustkampf. Ecke unterliegt, und da er sich nicht überwunden geben will, so durchbohrt ihn Dietrich und schlägt ihm das Haupt ab, das er an seinen Sattel bindet. Darauf folgen weitere Kämpfe mit Eckes Bruder Fasolt, mit Eggenot, mit der Riesenmutter Birkilt u. s. w. Endlich gelangt er in die Burg der drei Königinnen, wirft ihnen unter Vorwürfen Eckes Haupt vor die Füße, so daß sie mit Blut und Gehirn bedeckt wurden und kehrt dann wieder nach Bern zurück. — In dem Gedichte „Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen" hat der Dichter einzelne Sagen aus Dietrichs Kämpfen gegen König Ermenrich von Rom nach älteren Erzählungen benutzt, sie aber, besonders zu Anfang, nach Art der höfischen Dichter der Blütezeit durch eigne Zusätze erweitert und ausgeschmückt. — Demselben Sagenkreise aus Dietrichs Jugendgeschichte ist auch der „Streit vor Raben" oder die Rabennaschlacht beizuzählen, worin zwei Dichter von verschiedenem Werte zu erkennen sind, ein begabterer, welcher den älteren Volksgesang mit künstlerischem Sinne bearbeitete, und ein weniger geübter, der den überlieferten Stoff in bänkelsängerischer Weise behandelt. Der Inhalt ist in kurzem folgender: Etzel schickt ein Heer zu Dietrichs Hilfe,

Sigenot und Ecken Ausfahrt.

Dietrichs Ahnen. Rabenna-schlacht. Rosengarten.

als dieser zum Kampf wider Ermenrich vor Raben auszieht. Etzels beide Söhne und Dietrichs junger Bruder Diether sind auch bei dem Heer, obwohl die Königin Helche einen warnenden Traum gehabt hatte. Sie sollen jedoch in Verona zurückbleiben. Als es zur Schlacht geht, entfliehen sie aber mit List ihrem Hüter, dem starken Ilsan, greifen auf einsamer Heide den Verräter Witegen, der von Dietrich zu Ermenrich abgefallen war, an, werden aber alle drei von demselben erschlagen. Nach der Schlacht von Ravenna, welche elf Tage dauert und woran alle bekannten Helden teilnehmen, erfährt Dietrich von Ilsan den Tod der Knaben; er beklagt sie und will Rache nehmen; aber der Mörder flieht und wird von einem Meerweib, seiner Ahnfrau Waghild, in den Grund der See gerettet. Als Helche durch Rüdiger den Tod der Kinder erfährt, bricht sie in die schmerzlichste Klage aus, verflucht Dietrich und ihre Milde gegen ihn und zürnt sehr. Erst als Rüdiger ihr den großen Schmerz und Kummer des Berners meldet und seine Unschuld beteuert, läßt sie sich erweichen. Dietrich wird an Etzels Hof von den hunnischen Rittern freudig begrüßt. Nur der König zürnt noch immer. Als aber Dietrich sein Haupt zu Etzels Füßen beugt und ihn bittet, sein Leid an ihm zu rächen, hebt er ihn auf und versöhnt sich mit ihm. — Auch die Erzählung „Luarin" (Laurin) oder „Der kleine Rosengarten" gehört in den Sagenkreis Dietrichs von Bern, vielleicht aus älteren Volkssagen „in eine andre Familie übertragen". Der Zwergkönig Luarin von Tirol raubt einst, durch seine Tarnkappe unsichtbar, Similda, die Tochter des Herzogs Biterolf von Steiermark, als sie mit ihrem Bruder Dietlieb lustwandelte. Auf die Bitte des letzteren zog Dietrich von Bern mit Hildebrand, Wittich und andern Helden aus, das geraubte Mädchen zu retten. Wittich findet zuerst Luarins Rosengarten, der nur mit einem seidenen Faden umzogen ist und zertritt darin die Blumen. Luarin überwindet ihn mit Zauberkunst und will ihm Hand und Fuß abhauen. Hildebrand aber raubt mit List dem Zwergkönig seine Waffen und nun überwindet ihn Dietrich und will ihn töten. Dietlieb verhindert ihn daran, wegen seiner Schwester. „Man stiftet nun Frieden und Luarin ladet die Helden in sein unterirdisches Schloß ein. Als aber Similde hier ihrem Bruder erklärt, sie wolle nimmermehr des Zwerges Weib werden und dieser ihr zur Flucht helfen will, schläfert Luarin seine Gäste durch einen Zaubertrank ein, läßt sie fesseln und hängt sie in einer finstern Höhle an einer eisernen Stange auf. Aber Dietrich schmilzt die Ketten durch seinen Feueratem und Dietlieb, der seine Schwester heimlich befreit hat, bringt den Helden ihre Waffen. Darauf kämpfen sie mit den Zwergen und erschlagen sie, den Luarin aber nehmen sie mit, damit er ihnen als Gaukler durch seine Possen Spaß mache." Dieses Elfenwesen, bemerkt Gervinus, der Übermut der Zwerge, ihre neckische Sinnesart, ihre Stärke, ihre Zauber- und Wundergärten in den Bergen, all dies scheint in Deutschland lange geruht zu haben und erst in diesen Zeiten zu mehrerer Verbreitung gekommen zu sein, wo man mit der Emporbildung der unteren Volksklassen gleichsam eine neue deutsche Geschichte beginnen kann und wo sich dann alles, was in der germanischen Urzeit die Mythe von übermenschlichen Wesen wußte, in schwächerer Form wiederholt. An einzelnen Stellen ist die Sprache blühend und nett, es ist häufiger von höfischen Sängern und höfischer Würdigkeit die Rede. Dem Ausgange des vierzehnten Jahrhunderts scheint auch die beliebte in Drucken, in Umdichtungen, in Romanzen, im Volksmunde lebende Elfensage anzugehören, in welcher der Ritter Dieringer von Staufenberg Liebschaften mit unsichtbaren Schönheiten in zierlicher gefälliger Bearbeitung besingt. — Dem vereinten gotischen und burgundisch-fränkischen Sagenstoff gehört an: Der Rosengarten. Kriemhild hält in einem schönen Rosengarten zu Worms ihren Hof und entbietet Etzel und Dietrich mit ihren Mannen nach Worms zu kommen, um zu ihrer Vermählungsfeier die burgundischen Helden (ihren Vater Gibich, ihre Brüder und ihren Verlobten Siegfried) im Zweikampf zu bestehen. Auf Hildebrands Betreiben entschließt sich Dietrich, dem Rufe zu folgen. Auch Hildebrands Bruder, der starke, derbe Mönch Ilsan, eine komische Figur, der auch im Kloster die Kampflust und die rohen Kriegsmanieren nicht ablegte, zieht mit und kämpft mit Volker. Die Burgunder unter-

liegen, nur mit Siegfried weigert sich Dietrich den Kampf zu beginnen, wegen dreier Dinge: Erstens weil er das Schwert Balmung habe, dann den Panzer der Zwerge und endlich weil er hörnen sei. — Dietrichs Dienstmann Hildebrand sucht ihn umsonst durch Zureden und endlich durch Vorwürfe und Spott zum Kampfe zu bewegen, erst als er ihn schlägt und einen ehrlosen Mann nennt, wirft Dietrich ihn zu Boden, und Hildebrand hat seinen Zweck erreicht, Dietrichs Zorn aufzuregen; grimmig schreitet der Berner jetzt zum Kampf mit Siegfried. Als Hildebrand sieht, daß Dietrich vor Siegfried zurückweicht, läßt er ihm die Kunde von seinem eignen Tod zurufen und da erst entbrennt Dietrichs Zorn so heftig, daß er Siegfried überwindet und ihm erst das Leben schenkt, als Hildebrand lebendig vor ihn tritt. Der Rosengarten gehört zu den besten Erzeugnissen der volkstümlichen Epik des vierzehnten Jahrhunderts. Die Darstellung ist frisch und lebendig, die Charaktere sind kräftig und wahr gezeichnet, und wenn auch die Form mangelhaft ist, so wird der schöne Gehalt durch sie doch nicht zurückgedrängt. In der komischen, derben Persönlichkeit des Mönchs Ilsan kann man schon den zunehmenden Einfluß des bürgerlichen Elements wahrnehmen.

b. Lehrhafte Dichtungen.

Als im vierzehnten Jahrhundert dem entarteten, nur auf Raub und Wegelagern bedachten Rittertum das Städtewesen mit seinem frischen frohen Leben, seiner bürgerlichen Freiheit und seinem häuslichen Wohlstand siegreich gegenüber trat, erlag auch bald die ritterliche Dichtung der bürgerlichen. An die Stelle der Klage über den Verfall des Ritterwesens und Minnedienstes tritt allmählich die heitere Lust des Volks, und der entarteten Ritterpoesie lagert sich das Lehrgedicht, die Fabel und der Schwank gegenüber, und verdrängt jene mit der Zeit. Wenn in dem erwähnten didaktischen Werk des Österreichers Stricker (VII, 495) noch Beziehungen zur Minne und zum Rittertum enthalten sind, so ist dagegen im Renner des Hugo von Trimberg (c. 1300) und im Edelstein des Ulrich Boner, eines Berner Predigermönchs (c. 1335) Belehrung und Besserung des Volks einziger Zweck. Hugo von Trimberg, Schulrektor zu Bamberg, ein schriftgelehrter Mann von großer Belesenheit und gesunder Lebenserfahrung, eifert, gleich den Mystikern seiner Zeit (VIII, 204 f.), gegen die Verderbnis der Welt, aber nicht mehr, wie der Stricker und Freidank, in wehmütiger Klage über das gesunkene Rittertum, sondern im Geiste der alten Franziskanerprediger David und Berthold von Regensburg (VII, 498) als strenger Sittenrichter, der alle Stände und Verhältnisse ins Auge faßt. Er selbst bezeichnet sein Gedicht als eine Predigt in ungeistlichem Gewande. Der Grund alles Verderbens liegt ihm in Hoffart, Habgier und Unmäßigkeit (Fraß), die er daher mit Ernst bei allen Ständen rügt. Besonders ist die bei allen Klassen herrschende Erwerbsucht, woraus Unzufriedenheit, Neid und andere Übel entstehen, der Hauptgegenstand seiner Angriffe. Praktische Belehrung der Laien durch Beispiele, Gleichnisse, Fabeln, Geschichten, Bilder und direkte Vermahnung ist der Zweck dieses moralischen Sammelwerkes, das er Renner nennt, „weil es soll rennen durch die Lande", und das er selbst einem Pferde vergleicht, das mit seinem Reiter durchgegangen und nun nach eigener Wahl dahinrenne. Sein Sinn ist aufs Religiöse gerichtet. Wie die Mystiker weist er auf die Bibel als die Quelle und den Mittelpunkt aller Weisheit hin, eifert nicht nur gegen die Ritterromane als Lügenwerk, sondern findet auch in den Büchern der alten Heiden mancherlei Gift. Alle Kunst dünkt ihm nichtig, die nicht mit der Heil. Schrift im Einklang steht. Anlage und Ausführung sind kunstlos, die Verse ohne die alten Hebungen und Senkungen nähern sich schon den Regellosigkeiten der späteren Volkspoesie; aber wegen seines gesunden verständigen Inhalts war das Buch, trotz seiner Breite und Geschwätzigkeit, in den bürgerlichen Kreisen sehr verbreitet. — Neben dem Renner war das gelesenste Buch der

Edelstein des Predigermönchs Ulrich Boner (Bonerius), eine Sammlung von Fabeln, Sprüchen und Erzählungen, die in einfacher, klarer Sprache einen Schatz von gesunden Lebensregeln, von Welt- und Menschenkenntnis enthalten. Der „Edelstein" war das erste deutsche Buch, das im Druck erschien (1461). Der ehrliche Fabeldichter, der seinen Stoff größtenteils dem Altertum entlehnt, ist wie Hugo von Trimberg ein Feind der eiteln Gelehrsamkeit und züchtigt, wie er, die weltlichen Triebe, die von dem inneren „geistlichen" Leben ablenken, den Übermut und die Gewalttat der Großen, die Erwerbsucht und den nur aufs Irdische gerichteten Sinn des Volks; doch sind die Lehren seiner Fabeln mehr allgemein gehalten. „Selten trifft man hier jene halbwahren, schwankenden, untreffenden Nutzanwendungen, welche die unangenehme Wirkung machen, wie ein Epigramm mit schiefer Spitze; fast niemals eine andre als eine moralische Beziehung und nur zuweilen die besondere Anwendung auf Zustände der näheren Umgebung." Bei Boner stehen Sprichwort und Fabel in inniger Verbindung und Wechselbeziehung. Diese didaktische Poesie, besonders unter der Form der Beispiele, dauert durch das ganze vierzehnte und fünfzehnte Jahrhundert fort. Man benutzte allerlei im Volke vorhandene Stoffe, um moralische Lehren und Nutzanwendungen daran zu knüpfen. So bediente sich Konrad von Ammenhusen im Thurgau (1337) des Schachspiels, um in seinem nach einem lateinischen Werke bearbeiteten Schachzabelbuch sprichwörtliche Redensarten, Anekdoten, Geschichten und andre Dinge zu Nutz und Lehr unterzubringen. Auch das erwähnte mittellateinische Spruchgedicht „Cato", das schon sehr früh durch Übersetzungen und Bearbeitungen unter dem deutschen Volke verbreitet war, wurde erweitert und zu Nutzlehren über innere Sitte und äußeren Stand gebraucht. Besonders aber liebte man es, die Erzählungen, Anekdoten und Novellen der alten Welt und des Orients für die Sittenlehre zu benutzen, und bearbeitete daher die in dem ältesten Märchen- und Legendenbuch „Gesta Romanorum" enthaltenen Geschichten mehrfach in Prosa und Versen. Häufig ist damit auch das aus dem Morgenlande stammende Volksbuch „Die sieben weisen Meister" verbunden. Die Gesta Romanorum, ursprünglich von Mönchen aus verschiedenen alten Schriftstellern lateinisch abgefaßt und angeblich meistens der Geschichte der römischen Kaiser entnommen, erlangten im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert eine große Verbreitung. Die Lieblingsgegenstände aller Novellen, kitzliche Rechtsfälle, gute Verantwortungen und sophistische Ausreden, Belistungen, Schalkstreiche, würzige Ehegeschichten u. dgl. nehmen auch hier eine breite Stelle ein; die Legende liefert nicht geringe Bestandteile, die alte Geschichte und Mythologie ihre gefälligeren Stoffe in zum Teil seltsamer Entstellung. Die Einkleidung der sieben weisen Meister, eines in allen Ländern und Sprachen verbreiteten Volksbuches, das während des fünfzehnten Jahrhunderts durch Hans von Bühel (der Büheler) in Versen („Diokletians Leben oder von den sieben weisen Meistern"), dann mehrfach in ungebundener Rede bearbeitet ward, ist bekannt genug: Ein Kaiser hat einen Sohn, den er von sieben Meistern in aller Weisheit unterrichten läßt. Als der Jüngling wieder an den Hof gerufen wird, zeigen die Gestirne Lebensgefahr für ihn, wenn er ein Wort rede. Er erscheint also und redet nicht. Seine Stiefmutter, erst in Liebe zu ihm entbrannt, dann verschmäht und wütend, dringt auf seine Hinrichtung, bewegt den Kaiser jedesmal mit einer bezugvollen Geschichte, daß er den Tod seines Sohnes befiehlt, einer der Meister aber erwirkt jedesmal mit einer Gegenerzählung einen Tag Frist. So vergehen sieben Tage, nach denen die Gefahr verschwunden ist und nun entdeckt der Prinz die Schmach seiner Stiefmutter. In den verschiedenen alten und neuen, einheimischen und fremden Bearbeitungen wechseln sowohl die Erzählungen, als auch die Namen der Meister, des Kaisers und des Prinzen. Von demselben Hans von Bühel rührt auch das Gedicht

„Von eines Königs Tochter von Frankreich" her, eine wahrscheinlich einem französischen Vorbild nachgedichtete rührende Geschichte einer bedrängten und verfolgten Königstochter. Diese Lehrdichtung wurde anfangs hauptsächlich von Geistlichen gepflegt. Sie empfahl sich in Deutschland noch durch die Art und Weise, „wie hier der äußeren Welt der Rücken gekehrt, wie des Menschen Größe in Abgeschiedenheit gesucht wird und in der Genügsamkeit an dem, was Gott und Obrigkeit ausgegeben und zugeordnet hat, in aller Entfernung von der Trübseligkeit des Irdischen und in Bereitung eines unfurchtsamen ruhigen Gemüts". Mit der Zeit ging sie in die Hände der Meistersänger über, unter denen vor allen Hans Sachs sie mit Glück und Erfolg ausbildete. Dadurch führte dieser die alte Welt dem Volke näher, zu einer Zeit, wo durch die Bemühungen der Gelehrten die humanistischen Studien einen Aufschwung nahmen und die Kultur des Altertums auf einem andern Wege zugänglich machten.

c. Ausgang der höfischen Dichtung.

Während in der bürgerlichen Dichtung sich ein gehobenes, zuversichtliches Gefühl ausspricht und der Leser den Eindruck erhält, daß eine neue Zeit mit neuen Interessen und Anliegen im Werden sei, schlägt die spätere Ritterdichtung einen Ton des Mißmuts, der Verstimmung, der gebrochenen Hoffnung an. In den fünfzehn Gedichten des österreichischen Ritters Seifried Helbling, denen er den Namen des kleinen Lucidarius („Lichtgeber") beilegt, in Nachahmung einer älteren lehrhaften Dichtung unter diesem Titel, Unterredungen zwischen Meister und Jünger enthaltend, legt der Verfasser seine bitteren Klagen über die Zustände der österreichischen Lande am Ende des dreizehnten Jahrhunderts seinem Knecht in den Mund, der mit seiner dreisten aber weisen Rede zu des Landes Ehre über des Landes Schmach den ängstlichen Herrn in Verlegenheit und Erstaunen setzt. Der Sprechende ergeht sich in freimütiger Rede über die Gebrechen der Zeit, über die Gesunkenheit der Ritterschaft, über die mit Luxus und Üppigkeit verbundene Roheit des Hofes, über das Eindringen fremder Sitten und Trachten, über die Verdorbenheit der Gerichte, und preist dagegen die alte goldene Ritterzeit, wo die Welt voll Freude, die Herren freigebig, die Frauen in Ehren, Tracht und Gebaren der Ritter zierlich und edel war. Der Knecht sieht den Hoffesten zu, mit seinen Gedanken auf Parzival und Gamuret, während die Hofleute um ihn her von Kühen, von Korn- und Weinwucher reden. Denselben Klagen, mitunter mit Spott und Satire vermischt, begegnet man bei einem andern ritterlichen Dichter aus Österreich, Heinrich der Teichner genannt, einem rechtschaffenen Manne in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, der, wie sein Freund Suchenwirt von ihm rühmt, „mit Keuschheit seinen Leib bis an sein Ende bewahrt und sein Gut mit Kirchen und Spitälern und mit der Armen Schar in Milde verteilt". Aus seinen zahlreichen Spruchgedichten, in denen er mit sittlichem Ernst die Mängel und Gebrechen seiner Zeit in allen Lebensverhältnissen rügt, erkennt man, daß bei ihm schon alle Hoffnung auf das Hofwesen und die Ritterzucht geschwunden ist. Er spottet der schwärmenden Minnedichter, welche von Liebe singen und dabei nichts zu essen haben. Heinrichs Zeitgenosse und Landsmann Peter der Suchenwirt, ein österreichischer Wappendichter, der als Dichter und Herold bei Turnieren und als Wappenkenner und Wappendeuter mit dem Adel verkehrte, ist gleichfalls ein Tadler des gesunkenen höfischen Lebens, doch gibt er nicht alle Hoffnung auf, daß sich dasselbe wieder heben könne, und dazu sollten seine Spruchgedichte beitragen. Als fahrender Sänger, der sich bald in Wien aufhielt, bald in den Landen umherritt und die Höfe der Fürsten und die Burgen der Edlen besuchte und seine Reden und Gedichte vortrug, war er mit dem Leben und

Treiben der Vornehmen wohl vertraut, daher auch seine Schilderungen von besonderem Wert sind. Aus seinen „Reden“ tönen bittere Klagen hervor, daß die echte Minne mit ihrer Treue, daß Rittersinn und Edelmut aus der Welt geschwunden, daß an die Stelle der alten Kraft und Biederkeit Raubsucht, Wucher, Spielsucht und weichliches „Verliegen“ getreten sei; zugleich erzählte er aber auch in „Ehrenreden“ die rühmlichen Thaten verschiedener österreichischer Herren und andrer Edlen im Geiste der alten Heldengedichte, um einen neuen Rittergeist zu wecken. Aber sein reformatorisches Bestreben war erfolglos. Umsonst suchten im fünfzehnten Jahrhundert einzelne Fürsten, wie Mathilde von Österreich, Albrecht von Bayern, Friedrich der Siegreiche von der Pfalz, die schwindende Ritterpoesie zu halten und vor gänzlichem Untergang zu bewahren — die Richtung der Zeit und die Macht des Bürgerstandes waren stärker als ihre Bemühungen. Michael Behaim, ein Weber von Weinsberg, dessen Vorfahren aus Böhmen nach Schwaben übergesiedelt waren, ist ein sprechendes Beispiel, wie tief die Dichter mit dem Verfall der Kunst selbst sanken. Als charakterloser Wohldiener und Schmeichler der Großen zog er von einem Fürstenhof an den andern, ohne Lohn oder einen dauernden Lebensunterhalt zu erlangen. Nachdem er bei Albrecht von Brandenburg, bei Christian von Oldenburg-Dänemark, bei Herzog Albrecht von Bayern länger oder kürzer verweilt, ohne Ehre oder Dank zu finden, wurde er selbst vom österreichischen Hofe, wo er sich am längsten aufhielt und die Türkenkriege, die Belagerung von Wien, die Vorgänge in Ungarn unter König Ladislaus in Reime brachte, weggewiesen und fand zuletzt Aufnahme bei Friedrich dem Siegreichen in Heidelberg, dessen Kriegsthaten er zu besingen unternahm. Hunger, Not, Elend und Verachtung ist das gemeinsame Los aller fahrenden Sänger dieser Zeit; ist es daher zu verwundern, daß die epische Ritterpoesie gänzlich erlag und sich jedes Talent der mannigfaltigen bürgerlichen Dichtung zuwandte? — Als der Rittergeist vor seinem Erlöschen in Kaiser Maximilian und andern gleichzeitigen Fürsten noch einmal aufleuchtete, fand auch das ritterliche Heldengedicht noch eine letzte Bearbeitung. Maximilian, der mit einer ganz bürgerlichen Natur und einem prosaischen Sinn Gefallen an großartigen Unternehmungen und ritterlichen Thaten verband, wünschte seine Geschichte, Schicksale und Abenteuer in den Glanz eines alten Heldenbuchs gerückt zu sehen und entwarf daher den Plan zu den zwei allegorischen Ritterromanen, dem Theuerdank und Weißkunig, wovon der erstere in Versen, der andre in Prosa abgefaßt ist. So vornehm und dürftig die Allegorie ist, welche diese Dichtung dem Verständnis der Menge entziehen sollte, so durfte das Buch unter dem damaligen Geschlechte doch auf manchen geduldigen Leser rechnen. Man arbeitete es später um, es fanden sich Leute, die sich damit beschäftigten, das Buch in Auszüge zu bringen, oder es in lateinische Verse und fremde Sprachen zu übersetzen.

Der Theuerdank, den nach des Kaisers Angabe der Nürnberger Propst Melchior Pfinzing ausarbeitete, hat hauptsächlich die Brautwerbung Maximilians um Maria von Burgund und die Thaten und Schicksale, durch die er zu ihrem Besitze kam, zum Gegenstand. Nach dem Geschmack der Zeit sind die Personen allegorisiert, z. B. Maximilian als Theuerdank („weil er von Jugend auf seine gedankhen nach tewerlichen, d. i. abenteuerlichen, Sachen geridt“); Maria als Ehrenreich; Karl von Burgund als „König Romreich“; „Fürwittig“ die Jugend u. s. w. Die Grundlage ist geschichtlich, doch ist viel Didaktisches eingeflochten. Es ist ein mattes, langweiliges Gedicht, und mehr ausgezeichnet durch seine typographische Ausstattung als durch seinen Inhalt. Es wurde im Jahre 1517 als Prachtwerk gedruckt. — Von noch geringerem Wert ist der in Prosa geschriebene Roman Weißkunig, den der kaiserliche Geheimschreiber Max Treizsauerwein nach Maximilians Entwurf und Angabe ausführte und worin des Kaisers Thaten und Geschichte bis zum venetianischen Krieg in verhüllter Form und mit allegorischen

Namen erzählt sind (z. B. „Weißkunig" Maximilian und sein Vater Kaiser Friedrich; der „blaue König" der König von Frankreich; „die braune Gesellschaft" die Niederländer u. s. w.).

2. Übergang zur bürgerlichen Dichtung und Volkslitteratur.

a. Städtisches Leben.

Seit den Zeiten des Interregnums war die Macht und Blüte der deutschen Städte fortwährend im Steigen. In unsrer Periode, dem scheidenden Mittelalter, waren die bedeutenderen, dem Reich unmittelbar unterworfenen Städte zugleich mit dem Zerfall der Reichsgewalt und der Ausbildung der fürstlichen Territorialhoheit, faktisch unabhängige republikanische Gemeinwesen geworden. Ihre Streitmacht konnte sich mit manchen Fürsten messen, und der Stolz der reichen Handelsherren und großen Patriziergeschlechter dünkte sich nicht schlechter als fürstliche oder adlige Art. Als berühmtes Beispiel bürgerlicher Größe stehen die Fugger in Augsburg da. Dies Geschlecht, von einem armen Weber abstammend, erhob sich zu einem solchen Reichtum und Einfluß und zog so viele Handelshäuser in sein Interesse, daß Fuggerei zur Bezeichnung von Handelsvereinen diente und Unmut über dergleichen rege wurde. Außen ein festes Bollwerk bürgerlicher Freiheit gegen fürstliche Herrschsucht und ritterliche Gewaltthat, boten die Städte im Innern das Schauspiel langwieriger heftiger Kämpfe um das städtische Regiment. „Kaum eine Stadt auf deutschem Boden, in welcher nicht Bürgerkrieg die Straßen blutig färbte und die Ratsstühle umwarf." Den Altbürgern oder Geschlechtern (Patriziern) trat das demokratische Element der Zünfte oder Handwerksinnungen entgegen. Die streitbaren Zunftgenossen, die ihre Waffen gegen äußere Feinde so meisterhaft zu brauchen wußten, drängten auch die „Stadtjunker" mehr und mehr aus dem Alleinbesitz der Ämter und setzten in gar vielen Städten eine Zunftregierung an die Stelle der patrizischen. Welche Bedeutung die Städte durch die großen Bündnisse, wie die Hansa oder der Rheinische Städtebund, erlangten, haben wir früher kennen gelernt; hier ist der Ort, auf das innere Leben und Treiben einen Blick zu werfen. Machtstellung der Reichsstädte.

Lange Zeit waren die Wohnhäuser in den Städten aus dem einfachsten Material, aus Holz, Stroh, Lehm, gebaut, und es ragten nur die öffentlichen Gebäude, die prachtvollen Domkirchen, die Rathäuser, die Kaufmannshallen, Zoll- und Münzhäuser u. a. als mächtige Steinbauten empor. Erst im vierzehnten, noch mehr im fünfzehnten Jahrhundert wurden auch steinerne Privathäuser errichtet. Mit dem zunehmenden Handel und Reichtum änderte sich auch das Aussehen der deutschen Städte; mehr und mehr fanden Einrichtungen, ohne die sich ein genügsames Geschlecht lange beholfen, wie Schornsteine, Straßenpflasterung, Glasfenster, Röhrbrunnen u. a., allgemeinen Eingang. Von einer planmäßigen Anlage der Städte ist jedoch nirgends die Rede; das allmähliche Entstehen und Wachsen, die Notwendigkeit, zum Schutz gegen feindliche Angriffe auf möglichst engem Raume, in dem knappen Kreis einer Ringmauer zusammenzuwohnen, ließ jene wirklichen Gassen, jenes Gewirre hervorragender Häuser entstehen, das uns noch jetzt in den alten Städten am Rhein und anderwärts entgegentritt. Die tiefen Gräben, die Wälle und Mauern mit Warten und Türmen, die festen Thore mit Zugbrücken mahnen an eine eiserne Zeit, da der friedliche Bürger und Handelsmann beständig gegen feindlichen Überfall auf der Hut sein mußte. Im Innern aber ließ die fortschreitende Blüte von Handel und Gewerbe jene stolzen Patrizierpaläste reicher Kaufherren entstehen, die mit ihrem starken Mauerwerk, der zierlichen Architektur der Erker und Fenster, mit dem Getäfel und Schnitzwerk und der reichen, soliden Einrichtung der Zimmer noch heute ein Bild der guten alten Zeit bürgerlicher Größe und städtischen Deutsches Städteleben. Häuser und Straßen.

Wohlstandes gewähren. Konnte doch Äneas Sylvius, der in Begeisterung gerät über die Herrlichkeit deutscher Städte, sagen: die Könige von Schottland würden sich glücklich preisen, so zu wohnen, wie mittelmäßige Bürger in Nürnberg. — Mit der bequemeren und schöneren Art des Bauens ging die Fürsorge für Reinlichkeit und Gesundheit Hand in Hand. Wenngleich die großartigen Institute moderner Humanität bei weitem nicht erreicht wurden, so finden wir doch Hospitäler, Armen- und Findelhäuser und andre Anstalten der Wohlthätigkeit in den mittelalterlichen Städten. Mancher Fürst oder reiche Patrizier, der in früheren Zeiten ein Kloster ausgestattet hätte, verwendete das Geld jetzt heilsamer zu praktischer Menschenliebe. Freilich that der Aberglauben der Zeit, religiöse Nebenzwecke (die „Seelhäuser"), engherzige Ausschließung der Fremden den Werken reiner Nächstenliebe oft Eintrag. Die entsetzlichen Krankheiten, die der Verkehr mit dem Orient auf die abendländische Erde gebracht, wie der Aussatz („Miselsucht"), die Pocken, die Pest in ihren mannigfachen furchtbaren Erscheinungen, mahnten um der eignen Sicherheit willen gebieterisch an Fürsorge für die Kranken. Der praktische Sinn der damaligen Zeit zweifelte mehr und mehr an Erfolg von Gebeten und Prozessionen und baute statt dessen Siechenhäuser und Badestuben, errichtete Apotheken und stellte öffentlich Ärzte an. Allmählich wurde die Heilkunde den Geistlichen und Juden, welche letztere die Kenntnisse der Araber in dieser Kunst dem Abendlande übermittelt hatten, entzogen und dem wissenschaftlichen Studium übergeben. Und wie für Gesundheit so sorgten die städtischen Obrigkeiten für öffentlichen Anstand, für Ruhe, Bequemlichkeit und Sicherheit. Zahllos sind die Verordnungen der Magistrate für das Verhalten nicht bloß im öffentlichen, selbst im privaten Leben. Der Verkauf von Lebensmitteln und Waren, Preise und Arbeitslöhne, Maße und Gewichte, die nächtliche Ruhe und der Straßenverkehr waren durch peinlich genaue Vorschriften geregelt, aber auch die Trachten und Moden, das Behandeln der Dienstboten u. a., bis hinab zu Verordnungen, wieviel Gäste zu einer Hochzeit geladen und wie viele Schüsseln gereicht werden durften. Das obrigkeitliche Regeln und Überwachen aller Äußerungen des Lebens und der Thätigkeit kennzeichnet den Geist des Mittelalters. Allein gute Sitten lassen sich nicht durch Verordnungen erzeugen. Der Gewerbfleiß und Handel brachte Reichtum und in seinem Gefolge Wohlleben und Üppigkeit. Trotz polizeilicher Vorschriften gegen den Aufwand in Kleidern und Mahlzeiten ging es bei Tänzen und Schmäusen, bei Hochzeiten und Fastnachtslustbarkeiten wild und toll genug her. Das kraftstrotzende Geschlecht hielt sich nicht immer in den Schranken der Sitte und Zucht; manch häßlicher Zug von Roheit und Wüstheit ist uns überliefert. Der stille Frieden der Straßen, wie die Ehrbarkeit der Sitten ward nur zu häufig von Ausbrüchen wilder ungezügelter Kraft zerstört. Äneas Sylvius, der wohl Gelegenheit hatte, das deutsche Leben kennen zu lernen, sagt von Wien: Tag und Nacht wird in den Straßen, wie in einer Schlacht gekämpft, indem bald die Handwerker gegen die Studenten, bald die Hofleute gegen die Bürger, bald die Bürger gegeneinander die Waffen erheben. Selten endigt ein kirchliches Fest ohne blutige Schlägerei, und Mord und Totschlag sind häufig. Schier alle Bürger halten Weinhäuser und Schenken, in welche sie Zechgesellen und leichte Fräulein hineinrufen. Das Volk ist ganz dem Leibe geneigt und ergeben und verpraßt am Sonntag, was es die Woche über verdient hat. Dem altgermanischen Laster des Trunks wurde in den Trinkstuben der Zünfte nicht minder gefröhnt, als in den Ritterburgen und Fürstenhöfen. Auch das Spiel mit Würfeln und Karten fehlte nicht; wird uns doch aus Frankfurt von einer förmlichen Spielhölle berichtet, die der Rat verpachtete oder selbst verwaltete. Dazu kam die Unsittlichkeit und Schamlosigkeit in dem Verkehr der Geschlechter als ein trübes Nachtstück. In allen, selbst kleineren Städten wird uns von öffentlichen Frauenhäusern berichtet, die von dem Rat

Gesundheitspflege.

Polizeiliche Aufsicht.

Lärmen und Raufen.

Trinken und Spielen.

Unsittlichkeit.

verpachtet oder als landesherrliches Regal Gegenstand der Belehnung waren. In förmliche Zünfte geteilt, oft mit eignen Privilegien ausgestattet, aber auch wieder durch Abzeichen, besondere Kleidung und den Makel der Unehrlichkeit beschimpft, standen die Dirnen unter dem Schutze der Obrigkeit, die streng darüber wachte, daß nicht unbefugte Frauen deren Handwerk beeinträchtigten. Und wie strömte solches Volk erst bei großen Festen und Versammlungen zusammen! Vom Konstanzer Konzil berichtet Dacher, der die Fremdenlisten zu führen hatte, wie sie von einem Frauenhaus zum andern geritten, „und fanden also gemeiner Frauen bei siebenhundert; da wollte ich ihr nicht mehr suchen". Unter den Kosten, die der Besuch Siegmunds der Stadt Ulm verursachte, rührte ein nicht unbeträchtlicher Posten von der Anwesenheit des Kaisers und seines Gefolges im öffentlichen Frauenhause her. Was uns von unzüchtigen Tänzen und schamlosen Trachten erzählt wird oder was Poggio im Jahr 1417 von dem Leben am Gesundbrunnen zu Baden im Aargau berichtet („wo die Bäder so heilsam für die Fruchtbarkeit der Frauen waren") übertrifft bei weitem das ausgelassenste Treiben sittenloser Lust in unsern Tagen, zumal an Offenheit und Unbefangenheit. Die furchtbare Lustseuche (die „französische Krankheit"), die in den Freudenhäusern genährt und verbreitet wurde und seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zahllose Opfer forderte, sowie das Eifern der Reformatoren setzte der öffentlichen Unzucht einigermaßen Schranken. Zu gleicher Zeit mit der Lustseuche kam noch eine andre Pest über das Menschengeschlecht: der Branntwein, der, anfangs als Arznei gebraucht, seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts ein häufiges und entnervendes Getränk wurde. Doch das waren nur die Ausbrüche einer überkräftigen Roheit; das städtische Leben zeigt uns auch erfreulichere Bilder, harmlosere und edlere Vergnügungen und ehrbarere Festfreude. Die Schützenfeste, wo die städtischen Schützengilden mit der Armbrust oder später mit der Feuerwaffe um Preise schossen, Maifeste, Tänze und Jahrmärkte gaben Gelgenheit zu Scherz und Heiterkeit. Wenn die reichen Patrizier Geschlechtertänze veranstalteten, wozu die Stadtpfeifer mit Schalmeien und Trommeln, Querpfeifen und Dudelsäcken lustig aufspielten, oder Turniere und Ringelrennen, Maskeraden und Schlittenfahrten, so verschmähten selbst Könige und Fürsten die Teilnahme nicht. Der galante Siegmund und Kaiser Maximilian haben gar manches Mal mit den schönen Bürgerstöchtern von Augsburg und Nürnberg sich im Reigen gedreht. Die prunkvollen Feste der reichen Fugger in Augsburg und andrer Fürsten des Handels waren weltberühmt. Und welch buntes lustiges Treiben mit Gauklern und Marktschreiern, mit Bärenführern und Seiltänzern, mit Glückstöpfen und Sehenswürdigkeiten aller Art entfaltete sich an den Messen und Jahrmärkten; wie strömten Gäste herbei und fahrendes Volk aller Art, „die rechtlosen Kinder der Landstraße". Oder wie sperrte das schaulustige Volk die Augen auf, wenn bei Reichstagen oder Krönungsfesten der glänzende Zug der Fürsten mit dem reisigen Gefolge durch die engen Gassen der alten Städte ritt. War nach harter Tagesarbeit der Feierabend gekommen, da besprach man in den Ratskellern oder Trinkstuben die Ereignisse des Tages, die Vorgänge in der Stadt und das Kriegstreiben draußen, bis die städtische Trinkglocke zur Nachtruhe mahnte. An gemütlich heitern und ernsten tüchtigen Zügen ist das Bürgerleben der deutschen Städte reich. Vor allem war es die emsige Arbeitslust, die rührige Thätigkeit, die den deutschen Bürger und Handwerker auszeichnete. Die deutschen Handwerksleute waren um ihrer Geschicklichkeit im Bergbau, ihrer Verfertigung von Waffen und andern Metallwaren, von Mobiliar, Tuch- und Leinwandstoffen, um ihrer Scharlachfärberei und Drahtzieherei willen in aller Welt berühmt. Nicht nur war die deutsche Handfertigkeit, die sich namentlich in der Goldschmiedsarbeit in die Region der Kunst erhob, überall anerkannt, sondern auch die deutsche Erfindungsgabe, die sich in der Einführung oder wesentlichen Verbesserung der

Lichtseiten.

Feste.

Arbeitsamkeit.

Erfindungen.

Feuergewehre, der Taschenuhren, der Mühlwerke, des Kompasses, der Glas- und Ölmalerei, der Kupferstecherei, des Prägstocks, der Diamantenschleiferei, der Orgel und vieler mechanischen Instrumente so tüchtig bewährt hat. Besonders aber gereicht die Erfindung der Buchdruckerkunst dem Geiste deutscher Bürger zur ewigen Ehre. Wir werden noch erfahren, welche Pflege die Kunst, namentlich die Baukunst, und die Litteratur in den deutschen Städten gefunden. Schon wurde auch das Schulwesen gepflegt und der geistlichen Bevormundung entzogen; fahrende Mönche und Studenten, auf eine bestimmte Zeit gedungen, versahen zuerst das Amt städtischer Schulmeister; Lesen und Schreiben, selbst Latein war bald keine Seltenheit mehr unter den gebildeteren Bürgern. Davon zeugen auch die städtischen Chroniken, wie des Meisters Gottfried Hagen Reimchronik der Stadt Köln (dreizehntes Jahrhundert), die Chronik von der heiligen Stadt Köln, die Chronik von Limburg an der Lahn (1336—1402), wichtig für Sitten- und Trachtengeschichte und durch die vielen citierten alten Reime und Lieder für Sprach- und Litteraturgeschichte; als Verfasser oder Fortsetzer wird Johannes Gensbein genannt, wie die elsässische und straßburgische Chronik des Jakob Twinger von Königshofen († 1420) und die etwas ältere des Fritsche Closener († 1384), wie die Nürnberger Chroniken des Ulman Stromer (vierzehntes Jahrhundert), und Siegmund Meisterlein, des Ehrhard Wahraus, die Augsburger des Burkard Zink († c. 1474), die Breslauer des Peter Eschenloer († 1471), Zorns Wormser Chronik, die Magdeburger Schöppenchronik und andre städtische Geschichtswerke, wie sie zu Konstanz, zu Speier und allerwärts in den deutschen Reichsstädten verfaßt wurden.

Geistesleben.

Städtechroniken.

b. Historische Lieder. Prosaromane. Volksbücher.

In diesen Städten mit ihrem tiefbewegten bunten Leben und Treiben war kein Platz mehr für die herabgekommene Ritterpoesie. Wenn auch einzelne ritterliche Sänger die alte verstimmte Leier im Dienste der Frau Minne und Aventiure noch einige Zeit forttönen ließen und in trübseliger Klage sich ergingen, daß sich die Zeiten so sehr zum Schlimmen gekehrt, die elegische Trauer über die entschwundene Herrlichkeit legte sich allmählich, als sie ohne Wirkung blieb. Nur selten ist der Sänger in der Lage, daß er singen kann wie der Vogel, und daß das Lied, das aus der Kehle dringt, den reichsten Lohn in sich selbst trägt; in alter und neuer Zeit mußte der Dichter und Künstler häufig nach Brot gehen und nach Gunst und Lohn streben. So erging es auch dem ritterlichen Saitenspiel und Gesang.

Historisches Lied.

Die Versuche des österreichischen Spruchdichters Peter Suchenwirt, die Ritterpoesie wieder zu Ehren zu bringen, waren ebenso fruchtlos wie die Bemühungen des Wappen- und Turnierdichters Mich. Behaim, der trotz seiner Verehrung für den Adel von diesem vor die Thüre gestoßen wurde. Darum gibt schon, wie erwähnt, Suchenwirts Zeitgenosse und Landsmann Heinrich der Teichner alle Hoffnung auf Wiederbelebung des entarteten Hof- und Ritterlebens auf und spottet sogar des Minnegesangs und des Frauendienstes, der äußeren Eleganz bei geschwundener Kraft, innerer Roheit und niedriger Erwerbsucht, und der Turniere, die durch Scheingefechte den untergegangenen Heldenmut ersetzen sollten. Und als nun gar die Kriege der Schweizer und Dithmarschen wider Fürsten und Adel, die Hussitenschlachten und die Kämpfe der deutschen Städte gegen den Ritterstand die siegreiche Kraft der Bürger und Bauern bewährten, da stimmten endlich alle Dichter und Sänger in den muntern Ton des Volks ein und suchten ihre Gedichte in Form und Inhalt den Bedürfnissen und Wünschen desselben anzupassen. Mit Leidenschaft griff man die kurzen historischen Anekdoten aus der alten Welt, die Novelle und die Fabel auf, das verkörperte Sprichwort voll gedrungener

Weisheit. „Das Volk hatte ja die Hände nicht müßig; es konnte der Litteratur nicht in so schöner Muße obliegen wie der Adel; was es lesen sollte, mußte kurz zusammengefaßt, lehrvoll für den Verstand, erbauend für Herz und Gemüt, faßlich für den praktischen Sinn, lebensvoll für die Einbildungskraft sein; und was es singen sollte, konnte kein Epos mehr von tausend Strophen sein, sondern ein kurzes Lied aus der Gegenwart voll lebendiger Erinnerung." Darum bildete sich wieder, wie in den ältesten Zeiten das historische Volkslied aus; zunächst an den Grenzen, in der Schweiz und bei den Dithmarschen in Holstein, wo großartige Kämpfe um Freiheit und heilige Volksrechte gefochten wurden und wo wahre Begeisterung zur Schlacht wie zum Liede beseelte. So verherrlichte eine Reihe von Liedern (von Suter aus Zürich u. a.) die Kämpfe bei Näfels und Sempach in schlichter volkstümlicher Sprache und voll Gefühl für Freiheit und Vaterland. So atmen die Volksgesänge auf die Schlacht bei Hemmingstedt die Vaterlandsliebe, den Freiheitssinn, das Gottvertrauen und das Selbstgefühl, welches die Bauern gegen die adligen Unterdrücker in den Kampf führte. Diese Kriegs- und Siegeslieder fanden am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts noch einen kunstreichen und gewandten Dichter in Veit Weber aus Freiburg im Breisgau; aber wie die Burgunderkriege, die er besingt, nicht mehr aus so reinen Beweggründen geführt wurden, wie die Freiheitskämpfe gegen Österreich, so stehen auch seine Lieder an innerer Begeisterung hinter den früheren zurück, und der rohe Übermut und Trotz auf den alten Ruhm der in den Kämpfen selbst so widerwärtig hervortrat, mischte sich auch unwohlthätig in die Dichtung ein, bis die ganze kriegerische Poesie zu bloßen ruhmredigen Beschreibungen historischer Begebenheiten herabsank. In Deutschland waren die geschichtlichen Ereignisse weniger großartig und daher auch das historische Lied weniger nachhaltig. Doch ersieht man aus dem Wappendichter Hans Rosenblüt, genannt der Schnepperer (Schwätzer), daß auch hier bei den Kämpfen der Reichsstädter gegen die Ritter die Dichter mehr Sympathie für jene als für diese fühlen; denn wie sehr auch dieser höfische Dichter, der wie Suchenwirt als wappenkundiger Herold und Turnierordner an den Höfen und Burgen herumzog, in einer Ehrenrede auf Ludwig den Reichen von Landshut Adel und Ritterschaft feierte, so nimmt er doch sichtlich Partei für den Bürgerstand; die Verherrlichung Nürnbergs, seiner Vaterstadt, sticht gegen den scharfen Tadel, den er über Adel und Priesterstand ergießt, mächtig ab und auch die derbe Manier seiner Poesien, besonders seiner Schwänke und Fastnachtsscherze, seine „Weingrüße" und „Weinsegen" bezeichnen ihn als Volksdichter. Ein wahrheitsliebender, volkssinniger Mann ergeht sich Rosenblüt in scharfer Rüge gegen die elende Haltung der deutschen Ritterheere in den Hussitenkriegen; und das Gedicht „vom Schweißtropfen des Arbeiters", worin er die Arbeit als den göttlichsten Orden der Erde preist, kann als einschneidende Satire gegen den hohlen Formalismus und die Ordensspielerei des entarteten Rittertums gelten.

Als die begabteren Dichter sich der neuen Richtung zuwendeten und die Ritterpoesie verließen, suchte man an einigen süddeutschen Höfen, wo der Geschmack für Rittertum und adlige Art und Kunst am längsten aushielt, durch prosaische Bearbeitungen britischer, französischer und selbst antiker Romane und Erzählungen auch den Sinn für mittelalterliche Romantik zu erhalten. So wurden die meisten Stoffe der ritterlichen Epopöen, wie die karolingischen Vasallensagen, die bretonischen Romane von Lanzelot, Wigalois und Tristan, die provençalischen Erzählungen Fierabras, Flor und Blancheflor u. a. m., die Sagen von Alexander, dem Trojanerkrieg, die Erzählungen aus der Kaiserchronik u. dgl., in Prosa übersetzt und mit allerlei Zuthaten erweitert, wodurch sie zu großer Breite anwuchsen. Auch die der griechischen Ödipussage verwandte Geschichte des Apollonius von Tyros, im vierzehnten Jahrhundert durch Heinrich Prosaromane und Volksbücher.

von Neuenstadt poetisch behandelt, wurde jetzt durch Steinhöwel in ungebundener Rede bearbeitet und 1471 gedruckt. Johann Hartlieb, der die wunderbarlichen Reisen des heiligen Brandanus übersetzte, verfaßte auch eine prosaische Geschichte Alexanders mit allem Fabel- und Wunderwesen der mittelalterlichen Romantik, die als „Fürstenspiegel" gelten sollte. Das einzig Eigentümliche und geschichtlich Bedeutsame in diesen Prosaromanen (zu denen auch noch die ansprechenderen Erzählungen von Pontus und Sidonia und von Lother und Maller zu rechnen sind) liegt nach Gervinus' Bemerkung darin, daß sie teilweise in einer Verbindung und in einem Verhältnisse zu der Zeit ihrer Erscheinung stehen. „So eng und schroff sich die nachdenkliche Liebe der Minnesänger im Kreise des Standes gehalten hatte, so sehr ist es die Eigenschaft der heftigen leidenschaftlichen Neigung, über Rangverhältnisse hinwegzuspringen. Wir sehen daher, daß jetzt die Romanhelden sich über die Stände wegsetzen. Liebschaften zwischen Unebenbürtigen (wenn sie es auch nur scheinbar sind) werden jetzt ein Lieblingsgegenstand." Von der Art ist auch die weitverbreitete Geschichte der Griseldis, jener treuen aus dem Bauernstand emporgehobenen, von ihrem Manne so hartgeprüften und so geduldig und gehorsam bewährten Gattin. Diese gedehnten Prosaromane wurden später in Volksbücher verkürzt, in welcher Gestalt sie noch heutzutage viel gelesen werden. Die bekanntesten darunter sind, außer den erwähnten vier Haimonskindern, die Erzählung von Fortunatus mit seinem Glücksäckel und Wünschhütlein, und von den sieben weisen Meistern. Ferner Kaiser Octavianus, die heilige Genoveva, die schöne Magelone, Melusine u. a. — Aus den deutschen Sagenkreisen gingen nur die Sagen vom hörnenen Siegfried und Herzog Ernst in Volksbücher über. Das Buch der Liebe (herausgegeben 1578) enthält eine Sammlung solcher Volkserzählungen.

Die prosaischen Ritterromane erhielten sich kaum bis ins sechzehnte Jahrhundert, wenn schon die Amadisromane noch im siebzehnten Jahrhundert gedruckt und sogar von Opitz bewundert wurden. Die auf Ebenbürtigkeit und Standeshoheit haltende ritterliche Minne mußte im Leben und in der Dichtung einer über Stand und Verhältnisse sich wegsetzenden Liebe des Herzens weichen. Die Mischung und der größere Verkehr der Stände untereinander führten Liebschaften zwischen Unebenbürtigen herbei, die bald auch in den Roman übergingen und die Ritterabenteuer und die verschrobene Minne verdrängten. Die Erzählungen der italienischen Dichter, eines Boccaccio, Poggio u. a., in denen die natürlichen Regungen des Herzens und die Empfindsamkeit der Liebe wahr und anziehend geschildert sind, wirkten auf die deutsche Poesie ein. Als Vermittler diente der hochgebildete Äneas Sylvius, der in einer den italienischen Novellisten nachgebildeten lateinischen Erzählung Curialus und Lucretia die „wundersame Liebschaft" des deutschen Kanzlers Schlick mit einer edlen Bürgerin aus Siena anziehend und lebendig darstellte und zugleich durch Witz, Spott und Satire die höheren Stände in Deutschland aus ihrem Stumpfsinn und ihrer Trägheit aufrüttelte und zur Teilnahme an der Litteratur und dem geistigen Leben aufmunterte. Die gelungene Schilderung des Herzens- und Gemütslebens der Liebenden voll glühender Sinnlichkeit in dieser und andern ähnlichen Erzählungen (Guiscard und Sigismunde u. a.) interessierte weit mehr als die geschraubten Ritterromane ohne Begeisterung und Wahrheit und bewirkte, daß die italienische Art bald vorherrschend wurde, und daß Niklas von Wyle, Ratschreiber in Nürnberg und Eßlingen und zuletzt Kanzler des Grafen Ulrich von Württemberg, die Erzählungen des Äneas Sylvius, des Poggio u. a. ins Deutsche übersetzte und in zahlreichen Schriften die praktische Lebensweisheit des Altertums der verkehrten Romantik entgegenstellte. Neben ihm wirkten Albrecht von Eyb (aus Würzburg, † 1475) und Heinrich Steinhöwel von

Ulm für Verpflanzung dieses Geschmacks und für die Ausbildung der deutschen Prosa, die bei Niklas von Wyle noch sehr mit Latinismen überfüllt ist. Die italienische Litteratur führte dann zu den Werken des klassischen Altertums, die somit zu einer und derselben Zeit von verschiedenen Seiten der Nation zugeführt wurden.

c. Der Meistergesang.

Als die Dichtkunst von den höheren Ständen vernachlässigt und von den Fürstenhöfen verstoßen wurde, flüchtete sie sich in die Städte zu den Bürgern und Handwerkern. Doch geschah dies nicht ohne einiges Sträuben, daher die Übergangsperiode, die man am besten aus dem von der Augsburger Nonne Klara Hätzlerin (c. 1470) aus den bekanntesten Dichtern ihrer Zeit gesammelten Liederbuche beurteilen kann, teils solche Poeten aufweist, die wie Hugo von Montfort aus Vorarlberg († 1423) und der Tiroler Abenteurer und Heidenjäger Oswald von Wolkenstein († 1423) den Ton der Ritterdichtung noch festhalten, zum Teil mit einem frischen Duft aus der Natur und Wirklichkeit, teils solche, die wie Muskatblüt (c. 1437) in seinen Marien- und Minneliedern, wie in seinen zeitgeschichtlichen, sittenrichterlichen Lehr- und Rügeliedern schon ganz die bürgerliche Weise der Meistersänger annehmen, nur mit stärkeren Ausfällen auf die entartete Zeit und die Gebrechen und Laster unter allen Ständen. — Als Kunst ist der Meistergesang von untergeordnetem Wert. Die bürgerlichen Sänger, die gleich den Handwerkerzünften in Genossenschaften und Schulen geteilt waren, besaßen nicht die Befähigung, eine neue Poesie zu begründen. Sie mußten aus den vorhandenen Stoffen wählen, und da ihnen die ritterliche Dichtung fern lag, das Gassenlied des Pöbels und die Buhllieder der Bänkelsänger aber den ehrsamen Bürgern zu gemein und frivol waren, so blieben ihnen nur die religiösen Stoffe und die Spruchgedichte. Diese bilden daher vorzugsweise den Inhalt ihrer Lieder, bei denen, da sie zum Absingen bestimmt waren, die Erfindung eines neuen Tons als die Hauptsache galt. Jede Meistersängerschule hatte eigne Vorsteher (Merker), die nach gewissen Gesetzen und Regeln (Tabulaturen) die Gesänge prüften, ihren Wert bestimmten und die Preise zuerkannten. Da es hierbei besonders aufs Formelle, auf Reim, Versart und Melodie ankam, so konnte es nicht fehlen, daß diese Dichtung zuletzt in bloße Reimerei, Reimhäufung und Versspielerei ausartete. Zum Inhalt wählte man anfangs aus den zahllosen Legenden, Marien- und Heiligengeschichten, Wundersagen, Sprüchen u. dgl. das Beliebige aus, oder lehnte sich an die Spekulationen der Mystiker, an die gelehrten Deutungen und Auslegungen der Scholastiker, an die dunkeln Rätsel, Streitfragen und Sinnbildnereien der Zeit an; als aber die Bibel mehr unter dem Volke verbreitet ward, bildeten die evangelischen Lehren und Erzählungen den Mittelpunkt ihrer Gedichte. Bei ihren Hauptsingen saßen die Merker oder Sangesrichter in dem verhängten Gemerke am Tisch vor einem Pulte, und der älteste hatte Luthers Bibel vor sich, schlug

die von dem Sänger behandelte Stelle auf und gab fleißig acht, ob das Lied sowohl mit dem Inhalte der Schrift, als auch mit Luthers reiner Sprache übereinstimme. Erst in der Folge wählte man auch weltliche Stoffe aus der Geschichte, aus dem Gestenbuch, aus den alten Sagen und Romanzen oder man reimte Fabeln, Sprüche, Schwänke. — Wie gering man auch immer von der Meistersängerkunst, die besonders in den Reichsstädten Nürnberg, Frankfurt, Straßburg, Ulm, Mainz u. a. O. blühte, und von ihren lächerlichen Regeln und Benennungen (z. B. der blaue und der rote Ton, die Schneckenweis, die Gelbveielenweis, die verschlossene Helmweis, die fröhliche Studentenweis u. s. w.) denken mag, so muß man doch das Streben dieser ehrsamen Bürger, denen derartige Beschäftigungen gewöhnlich fern liegen, in hohem Grade achten. Es verrät eine kräftige Natur und einen tüchtigen Sinn, daß Handwerker, die sonst so sehr vom Zunftneide und von kleinlichem Haß beherrscht werden, sich in die Genossenschaft der Sänger aufnehmen ließen und diese dadurch zu einem gemeinsamen Bande der Bürgerschaft machten. Ist es nicht höchst ehrenwert, daß Gewerbsleute ihre Feierstunden und Feiertage, die gewöhnlich in der Schenke zum Verderben der Häuslichkeit vergeudet werden, einem höheren Streben zuwendeten, daß sie nach des Tages Last und Hitze neue Lieder dichteten, neuen Tönen nachsannen, oder die alten einübten, den jüngeren Genossen Unterweisung gaben und alle ihre Erzeugnisse als gemeinsames Gut in große Bücher einschrieben? Wahrlich, diese Sängergesellschaften, deren Zweck jeden Eigennutz, jede Niedrigkeit der Gesinnung ausschloß, die nur durch Freundschaft und gemeinsames Bestreben zusammengehalten wurden, sind ein schöner Beweis von der Tüchtigkeit, dem Gemeingeiste und der kräftigen Anlage des Bürgerstandes der Reichsstädte. Mit edler Hingebung widmeten die Meister der Sängerschulen ihre, wenngleich geringen Kräfte der Ausbildung einer Kunst, die bei aller Steifheit doch für Veredelung der Sprache und für Erhaltung der Sitte und Bildung unter dem Gewerbstande von den segensreichsten Folgen war; mit rührender Aufopferung bildeten sie ohne allen Entgelt Lehrlinge und Schüler mühsam zu gleicher Kunstfertigkeit und Kunstliebe heran und retteten die Poesie aus der Erniedrigung und Verachtung, in die sie bei den Höfen und dem Adel gesunken war. Sie bewiesen, daß der Sängerstand die Unterstützung Mächtiger entbehren und selbständig bestehen könne. Der Kranz, der dem Meistersänger als Preis zuerkannt ward, war der Stolz der ganzen Familie und Verwandtschaft.

d. Das Volkslied.

Wie zur Zeit der Völkerwanderung, als von Deutschland aus der große Kampf gegen das römische Reich unternommen ward, die Dichtung unter dem ganzen Volke verbreitet war und hauptsächlich aus Liedern bestand, die sich von Mund zu Mund fortpflanzten, so auch im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, als der große geistige Kampf gegen die römische Kirchenmacht von Deutschland

ausgeführt ward. Der Wohlstand in den Städten, wo Handel und Gewerbe blühten, erfüllte den Bürger mit Lust und heiterem Sinn, der Hauptquelle des Gesanges, zu dem die deutsche Natur sich so leicht aufgelegt fühlt. Daher bildete sich neben dem auf Kunstregeln beruhenden Meistergesang das freiere Volkslied aus, das sich bald unter den verschiedenen Ständen und Berufsarten verschieden gestaltete und in bunter Mannigfaltigkeit auf unsere Zeit gekommen ist. Wie der Meistergesang entwickelte sich auch der Volksgesang aus dem Minnelied. Man sang zuerst von der lieben Sommerzeit, vom Mai, vom Vogel und Wald, von Blumen und Anger; bald aber verließ man das allgemeine Thema und griff kecker in das Leben und die Wirklichkeit. Das Volkslied wurde eine Männerpoesie, wie der Minnegesang eine Frauenpoesie war. Doch blieb die Liebe und die Empfindung des Herzens der Hauptinhalt; nur gab man das Nebelhafte, Geschraubte und Feierliche des Minnegesanges auf und wendete sich der Natur und einer wahren Innigkeit und Empfindsamkeit zu. Häufig wurden altüberlieferte Sagen in heimischen Weisen und im echten Volkston umgedichtet. Die deutsche Wanderlust gab dem Liede Nahrung. Der Reiter, der über die Heide weg der Fremde zujagt, der Jäger, der unter Hörnerschall Feld und Wald durchstreift, der Landsknecht, der seinen gefahrvollen Beruf in heiterem Leichtsinn vergißt und die Beschwerden des Kriegslebens bei lustiger Gesellschaft in Wein ertränkt, der Handwerksbursche, der ein unstätes Wanderleben führt, der Student, der bald weilt, bald wegzieht, der Bettler, der als Bänkelsänger von Thür zu Thür geht — alle haben ihre Lieder, von eben so mannigfaltigem Inhalte, wie die Schicksale der Singenden selbst. Wir stehen unter einem Geschlecht von Natursöhnen, von Wanderern, Jägern und Kriegsleuten, die nichts mit dem Buche, nichts mit dem Gedanken zu thun haben, die, was sie besangen, nicht gehört und gelesen, sondern gesehen hatten, die mit unverdorbenen scharfen Sinnen die Geheimnisse der Natur und der Menschen sicher durchdringen oder erraten. Daher sind die Wander- und Scheidelieder, in denen sich die Wehmut und Tiefe der Empfindung so lebendig ausspricht, und wobei Text und Melodie meistens in wunderbarer Harmonie stehen, so zahlreich und ergreifend; und trotz der rohen Form und der hier und da herrschenden Derbheit liegt in diesen natürlichen Dichtungen mehr Poesie, als in dem kunstvollen Minnelied. Darum haben die Volkslieder mit ihrem „kecken Wurf" auch die begabtesten Männer neuerer Zeit, Herder und Goethe, so angezogen, daß jener die erste Sammlung davon veranstaltete, dieser sie bei manchen seiner Lieder zum Vorbild nahm. Bei der Zerrissenheit Deutschlands, bei dem Mangel großer Nationalkämpfe und Nationalhelden konnten die Volkslieder nicht wie bei den Engländern und Spaniern historische Stoffe zur Grundlage haben. Die Sagen des alten Nationalepos lebten nur in Volksbüchern fort; die fremdartigen Gedichte von der Tafelrunde wurden vergessen. Die innerliche Geschichte Deutschlands im Reformationszeitalter machte, daß auch der lyrische Volksgesang hauptsächlich auf das Innere

gerichtet war und die wehmütigen oder freudvollen Stimmungen des Menschen und die poesiereichen Stamm- und Volkssagen mit ihrem ergreifenden Trübsinn und ihrem düstern Liebesgram zum Inhalte nahm. Je verschiedener diese sich aber äußern, desto mannigfaltiger gestalteten sich auch die Volkslieder, die daher ebenso abwechselnd sind, wie das Minnelied eintönig war, und in denen ebenso die ungebundene, frische Natur herrscht, wie in dem Minnegesang eine geschraubte Konvenienz. Trink- und Tanzlieder, Soldaten- und Jägerlieder, Wanderlieder der Handwerker, Kinderlieder und Kindersprüche, Gelegenheitsgedichte, — alles trägt den eigentümlichen Charakter seiner Bestimmung, eine überraschende Natürlichkeit und Wahrheit an sich, so daß man z. B. bei vielen Jagdliedern den Ton des Waldhorns zu hören glaubt. Wie bei aller Volkspoesie findet man darin häufig Refrains, Wiederholungen von Versen und Strophen, Alliterationen, ein ewiges Entlehnen von Wendungen, Bildern, Versen und ganzen Strophen, und überall ist die Musik mit dem Inhalte des Liedes in fühlbarer Übereinstimmung.

IV. Architektur und bildende Kunst bis zur Renaissance.

Rückblick. Wir haben gesehen, wie im eigentlichen Mittelalter die Kunst immer aufs innigste mit der Religion verbunden erscheint, und wie sich alle Zweige derselben in den erhabenen Domkirchen verewigten, welche gleichsam als höchster sinnbildlicher Ausdruck der Ideale des mittelalterlichen Christentums in die Neuzeit herüber schauen. Sowohl die Architektur, worin sich bei ihrer fortschreitenden Entwickelung von den altchristlichen Basiliken zum romanischen und von diesem zum gotischen Baustil immer mehr die Richtung nach oben, der dem Himmel zustrebende Charakter der mittelalterlichen Frömmigkeit ausprägte, als auch die bildenden Künste, welche als Schmuck und Belebung der Architektur dienend und ergänzend zur Seite traten und durch Statuen und Gemälde, durch Reliefs und eine reiche und mannigfache Symbolik und Ornamentik die Andacht zu erwecken und zu stärken suchten, deuteten auf die eigentümlich christlichen Formen, in welche sich das Suchen und Ringen der Welt und Seele nach dem Göttlichen gekleidet hatte. Ebenfalls ist schon darauf hingewiesen worden, daß sowohl Bildnerei, als Malerei dabei in einem entschiedenen Abhängigkeitsverhältnisse stehen zur Architektur. Diese allein gibt den leitenden Gedanken an. Die bildenden Künste erscheinen nur auf ihrem Hintergrunde und in ihrem Rahmen. Und zwar gilt dies nicht minder als von der romanischen, auch von der gotischen Periode der Architektur. Die Rücksicht auf das Große und Ganze, welches der Baumeister gedacht hat, bedingt und rechtfertigt die Einzelheiten, die aus den Händen des Bildhauers oder Malers hervorgehen, und was die letzteren leisten, erscheint nur

als die beseelte Blüte, die sich mit organischer Notwendigkeit aus dem fruchtbaren Mutterboden des architektonischen Grundgedankens entfaltet. Es ist darum endlich auch darauf schon hingewiesen worden, wie genau die Veränderung, die sich auf dem Gebiete der Malerei an die Namen Cimabue und Giotto knüpft, den Veränderungen, welche der Baustil unter den Händen teilweise derselben Meister erlitt, entspricht. Es war die erste Reaktion gegen die Totenstarre des Byzantinismus, der wir im Auftreten dieser Männer begegnet sind. Zugleich erweitert sich aber auch der Kreis der Darstellung. Giotto und seine nächsten Schüler bleiben bei dem hergebrachten legendarischen Stoffe nicht stehen; sie malen Bilder aus dem Leben des heiligen Franz, sie versuchen sich in symbolischen und allegorischen Kompositionen, sie porträtieren gelegentlich auch (Giottos Dante in Florenz und Bonifacius VIII. in Rom). Die Figuren verlieren durchweg ihre stattliche Würde und Unbeweglichkeit; sie sind gleichsam von ihrem Postamente herabgenommen und können frei wandeln. Ihre Darstellung erfordert dafür aber einen viel geschärfteren Blick für das wirkliche Leben, eine viel volkstümlichere Behandlung als alles, was bisher in Italien da war. Das muß man bedenken, um zu begreifen, daß Giottos Name im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert so gefeiert sein konnte wie kaum je der eines späteren Malers, ja wie er geradezu als Kollektivname für diejenige Malerei (die sog. giotteske) gelten konnte, welche sofort in Italien die herrschende wurde und erst gegen Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts von einer andern verdrängt wurde, die den Wechselbezug zu den gotischen Bauformen verließ und darauf ausging, das Einzelne als ein Abgeschlossenes, als ein für sich Berechtigtes darzustellen.

Ehe wir indessen zur Darstellung dieser neuen Kunstepoche übergehen, wird noch eine Übersicht am Platze sein über die Entwickelung, welche die gotische Malerei, insonderheit die giotteske, in dem Jahrhundert nach dem 1337 erfolgten Tode ihres Begründers durchmachte. Dabei werden wir ausführlicher auf Italien einzugehen haben, weil nur die italienische Malerei sich auch jetzt den unerläßlichen Spielraum der Wandflächen und Gewölbe zu bewahren verstanden hat, während diese letzteren überall anderswo durch die konsequente Entwickelung der Gotik in Fenstern und Gewölbrippen aufgelöst, und damit an die Stelle der Wandmalerei die Glasmalerei gesetzt wurde, innerhalb deren es der Natur der Sache nach niemals zu einem freieren Aufschwung des Genius kommen konnte. Aber auch in dieser engen Begrenzung und trotz der sehr beschränkten Mittel wurde vielfach auf diesem Gebiete eine harmonische Glut von Lichtfarben hervorgezaubert, durch welche die Gesamtwirkung der gotischen Monumente auf die angemessenste Weise ergänzt und unterstützt wurde. Dazu kam ein reiches und vielfach wechselndes System von Ornamenten, welches die einzelnen Fenster zusammenfaßte und mit dem Ganzen der Architektur verband. Ebenso läuft das Bedeutendste, was die außeritalienische Bildnerei der gotischen Zeit leistete, außer Grabmonumenten (z. B. Landgraf Konrad in der Elisabethkirche zu

Gotische Kunst.

Marburg, aber auch die Monumente in den Domen zu Mainz und Köln, in der Gruft zu St.-Denis und sonst) auf jenen unmittelbar aus den Altären, Portalen, Hallen, Bogengliedern, Türmen des gotischen Domes hervorwachsenden, organisch mit ihm zusammenhängenden Figurenreichtum hinaus, in bezug auf welchen die germanische Kunst hinter der gleichzeitigen italienischen kaum zurückbleibt. Wo überhaupt immer die gotische Architektur Platz greift, da eröffnet sich für die Plastik ein Spielraum, wie keine vorhergegangene Periode ihn gestattete. Von allen Thürpfosten und Türmchen herab redet dieselbe jetzt noch zu uns „wie eine in Stein gehauene divina commedia". Sogar die zahlreichen Bildwerke in Holz, welche besonders in Deutschland seit dem vierzehnten Jahrhundert in Aufnahme kommen, dienen, weil fast immer bemalt, nur wieder zur Durchführung desselben Prinzips, welches auch das durch die gemalten Glasfenster einströmende buntfarbig gebrochene Licht an die Stelle der einfachen Dämmerung gesetzt hatte, die einst in den romanischen Domen herrschte. Aber nicht bloß an solchen Schnitzwerken in Holz, auch an den Steinbildern im Innern der Kirche liebte man farbige Zuthaten, und kam solchergestalt die sog. Polychromie zur Anwendung. So sieht man ferner auch die oft mit doppelten Flügelpaaren geschlossenen Altarschreine ganz erfüllt von prächtig vergoldeten, himmelblau und rot prangenden Figürchen und von perspektivisch vertieften Reliefs, welche sich bunt vom reichgemusterten Goldgrunde abheben.

Deutsche Malerei.

Dies alles bietet freilich kaum einen Ersatz für die in Deutschland und Frankreich durch die Gotik fast ganz zurückgedrängte Malerei. Doch ist sie deshalb nicht ganz verschwunden, und wenn Belgien und Frankreich in der aus dem romanischen Geschmack allmählich in den gotischen überwachsenden Miniaturmalerei und auch in der Glasmalerei voranstehen, so übertrifft dafür Deutschland die Nachbarländer in der seit Mitte des vierzehnten Jahrhunderts aufblühenden Altarmalerei. Der Hauptteil des Altars war nicht selten ein Gemälde, welches durch zwei gleichfalls bemalte Flügel verschlossen war. Wiewohl dieser ganzen Klasse von Tafelmalerei ein gewisser gemeinsamer Charakter von Weichheit, ja oft fast Verschwommenheit der Formgebung eignet, kann man doch nach ihren Hauptsitzen in Prag (seit Kaiser Karl IV.), Nürnberg und Köln verschiedene Schulen unterscheiden. Neben der etwas slawisch angehauchten Schwerfälligkeit und Gedunsenheit, welche die Gestalten der böhmischen Schule kenntlich macht, verrät sich in der schwäbischen, bayrischen und vor allem in der fränkischen Schule schon ein eigentümlicher Schönheitssinn und feineres Verständnis der Formen (der Imhoffsche Altar in der Nürnberger Lorenzkirche, um 1350). Weitaus das Bedeutendste jedoch wurde in der „heiligen Stadt" am Rhein, dem deutschen Rom, geleistet. Ohne alle Verbindung mit der italienischen oder byzantinischen Kunst erblüht in Köln eine vollkommen selbständige Malerschule, mit deren lauterem Gefühl, zarter Stimmung des Seelenlebens und liebreizendem Idealismus sich am ehesten des gleichzeitigen Fra Angelico Ge-

mälde in Italien vergleichen lassen. Der Ruf dieser Schule knüpft sich namentlich an den Meister Wilhelm, der im Jahr 1380 blühte, und seinen größeren Schüler, den Meister Stephan, von welchem um 1445 das sog. Kölner Dombild und schon vorher die im Kölner Museum befindliche Mutter Gottes mit dem Kinde gemalt ist — Bilder, die von jugendlicher Unschuld und Seligkeit strahlen. Allerdings gelingt dem Meister der Ausdruck weicher gemütsvoller Anmut und inniger Demut meist besser, als der männlicher Kraft und Leidenschaft, aber seine Bilder sind doch bereits voll unzweideutiger Beziehungen auf die Wirklichkeit, eine unmittelbare Ansprache an die eigne Erfahrung des Beschauers.

Steht Meister Stephan seinem italienischen Seitenstück ebenbürtig gegenüber, so ist nicht zu leugnen, daß die deutschen Künstler, die ihm vorangehen, in bezug auf Ausführung und Durchführung des Einzelnen weit zurücktreten hinter der italienischen Malerei des vierzehnten Jahrhunderts, welche erst als Ganzes aufgefaßt in ihrer geschichtlichen Bedeutung recht erkannt wird. Freilich lagen hier auch schon insofern die Vorbedingungen günstiger, als bei der willkürlichen Art, womit die italienischen Baumeister den gotischen Stil verarbeiteten, die Maler mehr nur durch Rücksichten auf dekorative Harmonie, als auf architektonischen Organismus gebunden waren. Nur in Italien ist es gelungen, der großräumigen, monumentalen Malerei auch während der gotischen Periode ihr altes Recht unangetastet zu erhalten. Die Gotik hat nämlich das Schicksal gehabt, als schon fertige Kunst von deutschen Meistern, wie Jakob von Assisi, importiert zu werden. Wie sie aber nur langsam und zögernd Aufnahme fand, so hat ihr auch der immer noch von der Antike beherrschte Geschmack der Italiener seinen eignen Stempel aufgedrückt. Während die nordische Gotik die Überwindung der getragenen Last erstrebt und infolgedessen durchaus nach oben ringt, herrschen in Italien die horizontalen Linien vor, und vieles von dem, was ursprünglich aus konstruktiven Gründen geschaffen war, fand daselbst nur Verständnis, sofern es als Ornament betrachtet werden konnte. Vor allem aber zieht sich die Vorliebe für schöne weite Flächen als Grundgedanke durch alle Epochen der italienischen Baukunst. So blieb der Wandmalerei, der in Deutschland der Boden unter den Füßen weggezogen war, auf Wandflächen und Gewölbefeldern ungleich mehr Spielraum, und selbst auf der Fassade des Domes von Orvieto, der ohne Zweifel als schimmerndstes Denkmal italienischer Gotik gelten darf, freilich aber auch allen und jeden Organismus in Dekoration auflöst, finden kolossale Mosaikbilder Platz. Nicht minder berühmt sind an dieser in ihrer Art einzigen Fassade die Skulpturarbeiten, die auf Niccolo Pisanos Sohn Giovanni († nach 1321) und andre seiner Schüler zurückweisen. Indem wir die übrigen Pisaner Bildner dieser Periode übergehen, bemerken wir nur noch, daß derselbe Giotto, den wir als Bahnbrecher der gotischen Malerei kennen gelernt haben, auch in dem zum Florentiner Dom gehörigen, graziösen Glockenturm

Italienische Gotik.

sich als Baumeister und in den diesen schmückenden Skulpturen als Bildhauer unsterblich gemacht hat.

Orcagna. 1329—nach 1368. Dieselbe Virtuosität nach denselben drei Seiten bewährte Andrea de Cione, genannt Orcagna, welcher in Florenz als Baumeister die Loggia dei Lanzi, als Bildhauer den Tabernakel in Or San Michele, als Maler die großen Bilder in der Strozzikapelle der Kirche Maria Novella geschaffen hat. Wenn hier das Paradies in bezug auf Technik das Höchste darstellt, was die giotteske Malerei geleistet hat, so der von einem unbekannten Maler derselben Zeit und Schule herrührende Triumph des Todes im Campo Santo zu Pisa, ein großartiges Weltgedicht der Malerei, den erkennbarsten Fortschritt der gotischen Kunst über Giotto hinaus. Zwar fehlt auch in diesen Bildern noch alle eigentliche Gruppierung. Die Seligen stehen neben- und hintereinander in Reihe und Glied, wie Soldaten. Ähnliches gilt von den Bildern des Sienesen Lorenzetti im Campo Santo zu Pisa. Hier fehlt es auch nicht an jenen neckischen und ironischen Beigaben, durch welche namentlich die nordische Gotik sich bekannt gemacht hat.

Wenn man in Florenz mit Bewußtsein sich dem Leben zuwandte und nach Gedankenreichtum und Charakteristik strebte, so hielt man auf dem andern Mittelpunkte der toskanischen Malerei in Siena mehr fest an den überlieferten Gebilden, suchte sie aber dafür mit seelenvoller Wärme zu durchdringen; vor

Simone Memmi. 1270—1344. allen ist Simone di Martino, genannt Memmi, ein solcher Verherrlicher der sehnsüchtigen Hingebung und des verklärten Seelenlebens. Ehe aber diese ganze Richtung vom Schauplatz abtrat, sollte sich in dem letzten Maler, der ihr

Angelico da Fiesole. 1387—1455. entschieden angehört, in Fra Angelico da Fiesole, noch einmal die ganze Innigkeit und Begeisterung, die oft in dem wunderlichen Gebäude des mittelalterlichen Kirchenglaubens verborgen sein konnte, offenbaren. Wie er in Florenz mehr die sienesische Richtung fortsetzt, so steht er in bezug auf Verbindung des Heiligen und des Individuellen auf einer Linie mit dem deutschen Maler des Dombildes. In der Kapelle St. Nikolaus zu Rom, im Dom zu Orvieto, in der Universität zu Perugia, vor allem aber in der Akademie und im Kloster San Marco zu Florenz begegnen wir jener rosig verklärten Engelsschönheit, durch die Fra Angelico unsterblich geworden ist, indem er sie gleichsam als treuer Gärtner aus dem Himmel, wo sie entsproßt scheint, sorgsam und liebevoll in den Boden dieser Erde verpflanzte. Böse und Verdammte konnte er sowenig malen, als die Kölner Meister; aber der Himmelsfriede der Seligen, die Sabbatfeier derer, die kurzes Leid mit unausgesprochenem Entzücken vertauscht haben, die Ruhe im Schoße Gottes — diese Ideale der vergeistigteren Religiosität des Mittelalters, hat der Mönch von San Marco noch einmal zum reinsten Feuer verklärt, ehe die Götterdämmerung des mittelalterlichen Himmels einbrechen und eine neue Welt von ästhetischen Begriffen und Formen erstehen sollte.

Gemeinsames der bisherigen Kunst. Seit Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts ist in dieser Beziehung der Schritt des Schicksals namentlich zu Florenz deutlich vernehmbar. Bis tief in

das zwölfte Jahrhundert hinein hatte eine gewisse Gemeinsamkeit der Kultur unter den Völkern Europas geherrscht; später sonderten sich der Norden und der Süden voneinander ab, und nationale Grenzen werden auch auf dem Gebiete der Kunst wahrgenommen. Wir sahen, wie diesseits der Alpen die Verbindung mit der Antike verloren geht und eine Sonderrichtung der romanischen Architektur sich zu einer wie selbständig aus dem nordischen Boden hervorgewachsenen Kunstform umbildet, zur Gotik. In ihr trat uns gleichsam ein ganzes Volk von religiösem Eifer und zünftigem Stolze getrieben in künstlerischer Thätigkeit entgegen. Der Hauch des persönlichen Genius dagegen geht dieser Massenarbeit ab; sie beruht auf einer Inspiration des nordischen Volksgeistes, die Namen der Schöpfer der einzelnen Dome sind gleichgültig und meist vergessen. Auch von dieser Seite der Betrachtung liegt demnach das Einverständnis der gotischen Baukunst mit dem Gesamtcharakter der mittelalterlichen Kirche auf der Hand. Ging doch auch diese nur darauf aus, das Individuum mit seinen Ansprüchen und Rechten zurückzudrängen, es niemals so mächtig werden zu lassen, daß es sich selbständig dem Gesamtgeiste gegenüberzustellen und ihn zu prüfen und zu meistern wagen konnte. Daher ist der einzelne Künstler in der ganzen, bisher beschriebenen Epoche doch im Grunde nichts, als Träger eines nicht von ihm, sondern von der Kirche erzeugten Inhalts; er faßt somit die von der Religion dargebotenen Stoffe immer treu im Sinne des Dogmas und der allgemeinen Überlieferung auf. Die Gestalten der Kunst waren nur Symbole für einen feststehenden Inhalt, welchen die Kirche bot. Das Herkommen bestimmte Stoff, Auffassung und Behandlung.

Aber auf die Dauer war ein solches Verharren des individuellen Selbstgefühls im Zustande der Gebundenheit und Abhängigkeit vom allgemeinen Geiste unhaltbar. Neue Regungen. Allzu kräftig wirkte je länger je mehr jenes köstliche Erbteil des Freiheitstriebes, der Selbstbestimmung und des individuellen Kraftgefühles, welches im Gegensatze zu der dumpfen Unterwürfigkeit des Morgenlandes der abendländischen Menschheit mit auf den Weg gegeben ward. Immer mehr und immer furchtbarere Bollwerke wirft der kräftig erwachende und rastlos arbeitende Geist des Individuums auf gegen das mittelalterliche Haus Gottes, und die Gotik erliegt allmählich einer Gegenströmung, deren letztes Resultat die sogenannte Renaissance ist. Italien gebührt der Ruhm, das Mutterland dieser neuen Welt von Ideen zu sein und der modernen Menschheit ihre ersten Söhne erzogen zu haben. Hier sehen wir zugleich beim ersten Eindringen der Gotik ihr strenges Gefüge sich lockern und in einem willkürlichen Spiel mit dekorativen Formen enden. Im fünfzehnten Jahrhundert kommen nur noch ganz ausnahmsweise Bauten dieses Stils vor, während derselbe diesseits der Alpen noch längere Zeit herrschend blieb. Denn hier erstanden noch im Laufe des fünfzehnten Jahrhunderts hauptsächlich die berühmten niederländischen Rathäuser und im Süden Dome, wie in Frankfurt und in Ulm. Aber eine sichtbare Ab-

schwächung tritt nichtsdestoweniger auch an solchen Bauwerken schon hervor, die sich in mannigfacher Trübung der Anschauung, in oft weitgehender Vernachlässigung der Formen und ihrer Bedeutung offenbart, während man in Reichtum und Überfülle, in überraschenden Folgerungen oder Abweichungen und selbst in Nachahmung von Naturprodukten einen ungenügenden Ersatz sucht.

Die sogenannte Frührenaissance. Was nun aber in Italien an die Stelle der überwundenen nordischen Kunst trat, ist schwer zu bestimmen. Der Name Renaissance weist zunächst auf das Wiederaufleben des immer bis zu einem gewissen Grade festgehaltenen, dem italienischen Volke tief im Blut liegenden, antiken Ideals. Und doch ist es schwer anzugeben, was etwa die aufeinander lagernden Quadermassen des Pittipalastes in Florenz, welchen Brunelleschi, der als eigentlicher Begründer der architektonischen Renaissance gilt, erbaute, oder die gewaltigen, für das ungeschulte Auge kaum gegliederten Flächen dieses und andrer Palastbauten, wie der Palazzo Riccardi von Michelozzo oder der Palazzo Strozzi von Benedetto da Majano (seit 1489), mit dem antiken vielgliedrigen Säulenbau gemein haben, oder wie sie aus demselben hervorgegangen sein sollen. Der nächste Ursprung dieser Palastbauten, in denen man die älteste Renaissance begrüßt, liegt vielmehr in dem mittelalterlichen Burgenbau, aus welchem er sich ganz ähnlich hervorbildete, wie sich aus dem kriegerisch trotzigen, ritterlichen Dasein der alten Burgherren allmählich das höfisch prunkvolle, fein gebildete, künstlerisch verschönerte Leben der Fürsten in der Renaissanceperiode entwickelte. Auch Bologna und Ferrara sind mit solchen Bauten gefüllt und aus der Lombardei drang der neue Stil sogar nach Venedig, wo er aber den heiteren phantastischen Elementen der älteren Paläste sich anbequemte und durch frei gruppirte, malerische Loggien, welche die Aussicht nach dem Wasser offen erhalten, modifiziert wurde (Palazzo Vendramin Calergi, seit 1481, durch Pietro Lombardo). Wenn aber auch die Profanbauten in sehr bezeichnender Weise unter den Schöpfungen des neuen Stils voranstehen, so ist deshalb der Kirchenbau nicht ausgeschlossen zu denken. Vielmehr vollendete erst Brunelleschi das Riesenwerk Arnolfos, indem er dem Florentiner Dom die viel bewunderte, kolossale Kuppel, das Vorbild der Peterskuppel in Rom, aufsetzte. Auch der vielseitig gebildete Leo Battista Alberti, eine der glänzendsten Erscheinungen in dem reichen florentinischen Leben des fünfzehnten Jahrhunderts, hat Paläste (Rucellai) und Kirchen (Maria Novella) gebaut, und in der Lombardei gehört die Fassade der Certosa bei Pavia (1473) zu den glänzendsten Leistungen dieser Epoche.

Brunelleschi. 1375–1444.

Alberti. 1404–1472.

Charakter der Renaissance. War einst der gotische Stil ganz aufgegangen in dem Sieg über die horizontalen Linien und in der Ausbildung eines Rhythmus der Bewegung, welcher den Blick rastlos emporzieht bis zum Schlußsteine der Gewölbe, so wird dafür in den Bauwerken der Frührenaissance eine harmonische Schönheit der Verhältnisse, sozusagen ein Rhythmus der Massen angestrebt, wie er weniger aus dem Studium der antiken Bautrümmer, als aus dem jener Epoche immer heller

aufgehenden Sinn für Maß und Schönheit überhaupt hervorgegangen ist. Diese Bewegung auf rein künstlerischem Gebiete war schon im Gange, als sich im Kreise der allgemeinen Bildung Italiens der gewaltige Umschwung vollzog, dessen Folgen sich allerdings auch im Auge, wie in der Hand der Künstler nachweisen lassen. Die Humanisten traten auf, die sich, von unbezwinglicher Sehnsucht nach dem Idealen getrieben, in das Studium des klassischen Altertums versenken und Gedanken aussprechen, welche begeisternd, ja berauschend auf die ganze Zeitgenossenschaft einwirken. Sie lassen sich vielleicht alle zusammenfassen in dem Worte Picos: „Dein eigner freier Bildner sollst du sein." Es ist das Bewußtsein um den hohen Wert und um die unendliche Fülle der Persönlichkeit, was diese Männer mit jenem urkräftigen Behagen erfüllte, welches sie jeden falschen Regelzwang, alle bloß überkommene Mode wie im Leben so auch in der Kunst abwerfen ließ. Auf letzterem Gebiete machte sich die neue Richtung vornehmlich durch jene wachsende Vielseitigkeit der Interessen und der Bildung bemerkbar, welche das innerste Wesen des Humanismus selbst bildet. Auch im Kreise der Kunst ist das fünfzehnte Jahrhundert die Epoche der Erfindungen und Entdeckungen. In Italien sind es wenigstens praktische Hilfsmittel und technische Erleichterungen, die gewonnen werden. „Eifrig wirft sich der eine auf das Studium der Anatomie; der genauesten Messung unterwirft der andre den menschlichen Körper; ohne Ruhe und Rast späht der dritte nach den Geheimnissen der Perspektive; mit wahrem Enthusiasmus werden die mathematischen und physikalischen Disziplinen bearbeitet, unermüdet Versuche mit Farbenmischungen angestellt. Die Sicherheit des Künstlers wächst, die Meisterschaft über das Material wird nahezu erreicht." Bezüglich der im fünfzehnten Jahrhundert aufkommenden mechanischen Vervielfältigungsmittel, namentlich der Kupferstechkunst, streiten sich Italien und Deutschland um die Ehre der Erfindung. Die Holzschneidekunst dagegen ist in Deutschland zu Hause und vor allem ist es die wichtigste aller Entdeckungen, die Ölmalerei, die uns zunächst zu einem vergleichenden Seitenblick auf die Entwickelung der nordischen Kunst während des fünfzehnten Jahrhunderts einladet — um so mehr als auch schon während dieses Jahrhunderts nachweisbare Einwirkungen von Flandern nach Florenz und Venedig gedrungen sind und den Blütestand der italienischen Malerei mit bedingt haben.

Auch im Norden regt sich schon seit Anfang des genannten Zeitraumes jener realistische Sinn, welcher jetzt die Kunst des Mittelalters allenthalben zu überwinden droht, nur daß das Studium der Natur dort noch keine Ergänzung von seiten der humanistischen Geistesbildung empfängt, daher auch die Früchte dieser nordischen Kunstentwickelung an Reife und Schönheit hinter der italienischen entschieden zurückstehen. Dazu kommt in der Plastik noch das Fehlen des unentbehrlichen Marmormaterials und der unmittelbaren Anschauung der Antike. Aber auch auf diesem Gebiete wird jetzt in Deutschland und allerwärts das leer Nordische Kunst.

gewordene Schema der konventionellen Gotik verlassen und dafür die Richtung auf naturgetreue, individuelle Darstellung selbst bis ins Einseitige verfolgt. Man sucht einzugehen auf alle Besonderheiten von Gestalt, Haltung und Gesichtszügen, und dies geht nicht selten so weit, daß die Formgebung geradezu in Konflikt mit dem idealen Gehalte gerät. An die Stelle flüssiger und weicher Formen treten jetzt magere, hart markierte, mit eckigen Bewegungen und scharf gebrochenem, oft zerknittertem Faltenwerk. In größerer Fülle als bisher werden Farben zum Überwurf der Skulpturen verwendet, und wird durch Nüancierung der Farbentöne der Schein der Natürlichkeit aufs höchste gesteigert. So bekunden vor allem die leuchtend bemalten, in Vergoldungen aller Art strahlenden Holzschnitzaltäre den bereits realistisch gewordenen Zug, den dramatischer belebten Stil der Zeit. Jedes einzelne Feld erscheint wieder als eine besondere Schaubühne mit eignem Hintergrund und Personal. Auch Chorstühle wurden in hoher Vollendung, z. B. von den beiden Syrlin (Vater und Sohn) im Dom zu Köln geschnitzt. Noch jetzt werden insonderheit die kunstvollen Schnitzwerke des seit 1495 in Nürnberg, welches sich immer mehr zum Mittelpunkte der deutschen Kunstthätigkeit erhob, lebenden Veit Stoß allgemein bewundert (der Rosenkranz in der Lorenzkirche). Ebendaselbst blühte zu gleicher Zeit die Steinskulptur, vertreten durch den ehemaligen Steinmetzen Adam Krafft, bei welchem man für ersichtlichen Mangel an Geschmack und Maß wenigstens durch Ehrlichkeit und Unbefangenheit der Darstellung, durch Wärme und Kraft des Gefühls entschädigt wird (Nürnberger Stadtwage und Sakramentshäuslein in der Lorenzkirche). Mit ihm gleichzeitig wirken an andern Orten ebenfalls treffliche Meister wie Tilman Riemenschneider, welcher seit 1499 das Grab Kaiser Heinrichs II. im Dom zu Bamberg, und Nikolas Lerch, der seit 1467 das Grabmal Kaiser Friedrichs III. im Stephansdom zu Wien schuf.

Veit Stoß. 1447—1542.

Adam Krafft. 1437—1507.

Altniederländische Malerschule.

Wie wir dies aber sofort in Italien bemerken werden, so war auch im Norden die lange ungebührlich zurückgedrängt gewesene Malerei die Lieblingskunst dieser Epoche, und die Vollendung, in welcher sie, den Schranken der Miniaturmalerei eben entwachsen, uns gleich zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in den deutschen Niederlanden, in Brabant und Flandern entgegentritt, ist geradezu überraschend. Großartiger als der gleichzeitige Masaccio stehen die Gebrüder van Eyk da, ohne jeden nachweisbaren entsprechenden Vorgang, aber auch — und auf dieser Seite liegt der Vorteil der italienischen Entwickelung — ohne jede sie überbietende Nachfolge. Was sie dagegen mit der toscanischen Malerreihe des fünfzehnten Jahrhunderts gemein haben, das ist der wie mit einem Schlage erschlossene Sinn für das wirkliche Leben, der Reichtum und die Feinheit individueller Züge, wogegen die Gestalten des vierzehnten Jahrhunderts immer noch als unter dem Bann der Regungslosigkeit und Starrheit verharrend erscheinen. Dabei ist die Zeichnung schon so korrekt, die Gestalt schon so abgerundet und vor allem der Farbenauftrag, durch welchen

die Übergänge von Licht und Schatten vermittelt sind, so kunstvoll, daß sich die geschichtliche Betrachtung wie vor ein Rätsel gestellt sieht. Gelöst wird dasselbe wenigstens teilweise durch die Erwägung, daß die zuvor zwar schon hier und da bekannte, nirgends aber zu irgend einer nennenswerten Anwendung gekommene Ölmalerei hier zum erstenmal uns begegnet, um sofort einen unbestrittenen Sieg zu erringen. Aber nicht das neue Hilfsmittel, sondern der neue Geist that auch hier die Hauptsache. Ohne sich in ihrer Heiligkeit beeinträchtigen zu lassen, werden die biblischen Gestalten von ihrem herkömmlichen Goldgrunde erlöst und in das lachende Leben hineingeführt. Während im Vordergrunde eine heilige Geschichte vorgeht, bewegt sich ringsum der natürliche Verlauf des Lebens, öffnen sich Blicke in Feld und Wald, Berg und Thal, oder auch in die stillen Gemächer des niederländischen Hauses. Die Heiligen aber, die sich in dieser, jedem Beschauer geläufigen, Welt bewegen, tragen nicht minder zeitgenössischen Schnitt und Charakter. Eine gewisse Vorliebe für knochige, magere Glieder und stark markierte Züge erklärt sich aus der engen Verbindung, welche Malerei und Skulptur schon zuvor am Altarschrein geschlossen hatten.

Ein solcher Altarschrein enthält das berühmteste und bedeutendste Werk der Hubert van Eyk.
ganzen Schule, die von Hubert, welcher gewöhnlich zu Brügge lebte, um 1420 1366–1426.
begonnene, und nach dessen Tode von dem jüngeren Bruder, dem noch realistischer gesinnten Johannes 1432 beendigte, „Anbetung des Lammes" in Gent Johann van Eyk.
(teilweise in Berlin). Schon bei letzterem, dem eine große Anzahl von Bildern 1396–1441.
zugeschrieben wird, leidet indessen die Schönheit zuweilen durch die Nachahmung auch von reinen Zufälligkeiten, z. B. der Haut, während die Virtuosität des Kolorits noch zunimmt. Unter den übrigen Anhängern der Schule ragt neben einigen Ungenannten besonders Rogier van der Weyden (oder van Brügge) Rogier van der Weyden.
hervor, dem schon die Zeitgenossen die ungeteilteste Bewunderung entgegenbrachten. 1400–1464.
Er hat den Kreis streng kirchlicher Darstellungen schon mehr als seine Vorgänger überschritten und dabei vielfach ganz neue Saiten im Ausdrucke der Empfindung angeschlagen. So z. B. auf dem Reisealtar Karls V., wo drei Bilder Marias Thränen darstellen, zuerst vergossen aus Freude über das neugeborene Kind, dann vor Schmerz über den toten Sohn, endlich in Seligkeit vor dem Auferstandenen. Später hat sich Rogier viel in Italien aufgehalten, ohne daß dadurch seine Gestalten eine gewisse Härte und Magerkeit verloren hätten. Wahrscheinlich als sein Schüler schließt sich an ihn Hans Memling (fälsch- Hans Memling. † 1495.
lich Hemling genannt) an, in welchem der Gegensatz zwischen realistischer Treue und feierlicher Strenge, wie er bei Rogier hervortritt, sich zu mildern beginnt. Er weiß seinen Gestalten mehr Fülle der Form und Anmut der Bewegung zu geben und gebietet über eine vor ihm noch unbekannte Schönheit, ja selbst Kühnheit der Stellungen und Bewegung (das „Danziger Bild" — ein jüngstes Gericht von 1467, der Johannesaltar zu Brügge von 1479 und eben-

daselbst der Reliquienkasten mit den Miniaturbildern aus dem Leben der heil. Ursula). Die gemütliche Seite der Natur und des Lebens, welcher schon die ersten Begründer der niederländischen Schule nachgegangen waren, ist erst von ihm mit folgerechter Sorgfalt erfaßt und reproduziert worden. Nur eine genauere Kenntnis des menschlichen Körpers und seiner Bewegungen fehlte auch noch jetzt. Überhaupt bezeichnet Memling wie den Höhepunkt dessen, was die Schule zu erreichen vermochte, so auch zugleich die Schranke, an welcher sie später scheitern mußte. Da die Phantasie auch der begabtesten Meister sich stets auf den engen Raum der Altarschreine beschränkt sah, konnte man sich niemals zu einem vollen Verständnis der menschlichen Gestalt in ihrer freien Bewegung aufschwingen, sondern sah sich mehr und mehr auf miniaturhafte Ausführung hingedrängt. Es half nichts, daß die niederländischen Handelsstädte, daß namentlich die Märkte von Brügge und Gent kaum ein minder bewegtes Leben darboten, als zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts Florenz oder Venedig: die spießbürgerliche Geschmacklosigkeit, der phantastische Hang zum Überladenen, die verzwickte Modetracht, der Mangel an natürlichem Anstand und Schönheitssinn und vor allem die Unfähigkeit der Fürsten und Magistrate, den Wert der Kunst zu begreifen — das alles waren Nachteile der Umgebung, die in Italien wegfielen, ja durch entgegenstehende Lichtseiten ersetzt wurden. Während wir daher in Italien eine stetig aufsteigende Linie beobachten können, versank die nordische Malerei vielfach in handwerksmäßige Verknöcherung, wußte aber auch in dieser Gestalt für den Mangel an wirklicher Schönheit durch den sittlichen Eindruck grundehrlicher Treuherzigkeit und Gediegenheit zu entschädigen. Ebendeshalb trägt auch die nordische Kunst im Gegensatze zu dem aristokratischen Gepräge der italienischen einen durchaus populären Charakter und wendet sich in Holzschnitt und Kupferstich unmittelbar der Anschauung des Volks zu.

Das Letztgesagte gilt nicht bloß von der eigentlichen niederländischen Schule, sondern auch von den Nachwirkungen, welche dieselbe sofort ausgeübt hat auf die Maler in Köln, am Niederrhein und in Westfalen, ferner auf die in Schwaben (Friedrich Herlen, † 1491 in Nördlingen) und am Oberrhein (Martin
Martin Schongauer. 1420—1488. Schongauer oder Schön in Kolmar, in dessen Kupferstichen das Alltagsleben zuerst selbständig auftritt, und Bartholomäus Zeitblom um 1480), auf die in Bayern (Berthold Furtmayr um 1470), Franken (Michael
Michael Wohlgemut. 1434—1519. Wohlgemut, den Lehrer Albrecht Dürers, der eine erschreckende Produktivität in handwerklicher Verfertigung von Altarschreinen bewiesen), endlich auch in Sachsen und Österreich. Doch fallen die bedeutendsten Produkte dieser Einflüsse zeitlich mit der Reformation zusammen und können daher erst später besprochen werden.

Italienische Malerei. Als die Ölmalerei von den florentinischen Meistern, zunächst von Antonello von Messina, Domenico von Venedig und Andrea del Castagno

von Florenz aufgenommen ward, war auch hier die unmittelbare und naive
Auffassung aller Erscheinungen der Wirklichkeit der leitende Gedanke der Künst-
lerwelt geworden. Insonderheit aber ist es die menschliche Gestalt, die ausge-
bildet wird, wirkliche Porträtfiguren mit dem ganzen Apparat ihrer alltäglichen
Erscheinung werden immer häufiger, und selbst die Interessen der Andacht treten
hinter der Freude an der Reproduktion der Wirklichkeit zurück. Als Begründer
der neuen Richtung gilt Masaccio mit seinen großartigen, von historischem Masaccio. 1401–1428.
Leben gesättigten Gestalten voll Ernst und ruhiger Würde, als vorzüglichste Ver-
treter der kühne Karmelitermönch Fra Filippo Lippi, der heilige Gegen- Filippo Lippi. 1412–1469.
stände zuweilen mit entschieden unheiligem Sinn, aber mit Talent und Rührig-
keit malte, sein Sohn Filippino Lippi, der mehr Würde und Kraft herzu- Filippino Lippi.
brachte, ferner Benozzo Gozzoli, der an der Nordwand des Campo Santo 1460–1505. Benozzo
in Pisa ein für die ganze Richtung klassisches Werk voll sinnreicher Einfälle und Gozzoli. 1424–1497.
liebenswürdiger Aufgeschlossenheit für die festlichen Lichtseiten der Welt schuf in
Form eines großen Bilderbuches zum alten Testament, und Domenico Ghir- Domenico Ghirlandajo.
landajo, dem die Geschichten aus dem Leben des Täufers Johannes und der 1451–1495.
Maria, die er in Maria Novella zu Florenz darstellt, nur Vorwand und Ver-
anlassung sind zur Kopierung jenes reichen Lebens, wie es sich in den Tagen des
prächtigen Lorenzo zu Florenz gestaltet hatte. Unter den Hirten Bethlehems
erkannten die Zeitgenossen sogar manche Porträts aus der platonischen Akademie;
aber auch die anmutigen und feinen Frauengestalten, die schlanken und eleganten
Jünglinge, die bedeutenden, charaktervollen Männer — sie alle sind Pracht-
gestalten aus der damaligen, von einem Hauche der Idealität berührten Wirk-
lichkeit. Lorenzo di Credi dagegen befindet sich wenigstens in seinen späteren
Arbeiten schon in Abhängigkeit von seinem begabteren Mitschüler Lionardo da
Vinci.

Mit dem großen Dreigestirn Lionardo, Raffael und Michelangelo haben
wir indessen die Grenzen unserer Darstellung erreicht. Doch gehen diesen, dem
sechzehnten Jahrhundert angehörigen Cinquecentisten als würdige Vorbereiter
drei große Quattrocentisten voran, die schon nicht mehr Florenz allein angehören.
Es sind dies als Vertreter Toscanas Luca Signorelli von Cortona, in Luca Signorelli.
dessen gigantischen Gestalten auf dem Auferstehungsbild im Dom zu Orvieto 1440–1521.
die unmittelbaren Vorbilder zu Michelangelos Weltgericht vor uns stehen, als
Vertreter Oberitaliens der Meister Andrea Mantegna von Padua, welcher Andrea Mantegna.
in der Sicherheit architektonischer Perspektive und in der lebendigen Konfiguration 1431–1506.
das Größte vor Raffael geleistet haben mag, und endlich der berühmte Begrün-
der der venetianischen Malerschule Giovanni Bellini, dessen Kolorit in Giambellin. 1426–1516.
seiner milden Klarheit und leuchtenden Kraft dauerndes Eigentum der Schule
geworden ist, während dieselbe über die einfache Würde und in sich geschlossene,
feierliche Schönheit seiner Gestalten vielfach hinausgeschritten ist.

Endlich aber ist noch als einer ganz eigentümlichen Erscheinung der umbrischen Schule Erwähnung zu thun, welche sich in bezug auf Inhalt und Tendenz der oben erwähnten sienesischen anreiht. Was die heilige Katharina von Siena für diese, das wurde der heilige Franz von Assisi für die umbrischen Maler: Anregung und Trieb zur Entfaltung einer rein in den Dienst religiöser Begeisterung sich stellenden Kunstthätigkeit. So kam es in der Abgeschiedenheit der Waldthäler Umbriens zu jenem nach Darstellung schmuckloser Liebenswürdigkeit, zarter Demut und Holdseligkeit und süßen Entzückens ringenden Wirken des Niccolo Alunno (1466) und des unendlich viel malenden Pietro Vanucci aus Citta Pieve, welcher seinen Sitz in Perugia aufschlug (daher Perugino), und seiner Schüler Bernardino di Betto, genannt Pinturicchio, und Giovanni lo Spagna. Selbständig neben der peruginischen Richtung steht, in Bologna wirkend, Francesco Raibolini, genannt Francia, der mehr ruhige Gemütszustände liebt anstatt des peruginischen Enthusiasmus. Das Gemeinsame aller dieser Meister liegt gleichwohl in dem Bestreben, religiös schwärmerische Gefühle in zarte, anmutvolle Form zu kleiden.

(Peter Perugino. 1446–1524.) (Pinturicchio. 1454–1513.) (Francesco Francia. 1450–1517.)

(Skulptur.) Während aber so das Vorherrschen der religiösen Stoffe in der Malerei den Blick in das Innere richtete, beurkundete die gleichzeitige Skulptur ein gesteigertes Interesse an körperlicher Existenz und äußerer Handlung. Die Malerei zwar mit ihrem reichen Seelenleben führte die Hegemonie in der Renaissancezeit; aber der Einfluß der Antike, der diese Zeit charakterisiert, äußert sich vorzugsweise in der Bildnerei und ihrer vorherrschenden Richtung auf reale Formbildung. An der Spitze der neuen Richtung steht Jacopo della Quercia (auch della Fonte genannt, starb 1424); der Hauptmeister der Schule ist aber zweifelsohne Lorenzo Ghiberti, dessen Bronzethüren zu S. Giovanni in Florenz von Michelangelo die Pforten des Paradieses genannt wurden. Hier vor allem treten die reiche, mannigfache Komposition der modernen Malerei und die planen Formen des antiken Reliefstils in glücklicher Verbindung auf. Sein Schüler Luca della Robbia erreicht ihn kaum noch, während sein berühmter Landsmann Donato di Betto Bardi, genannt Donatello, in seinem Streben nach vollkommenstem Ausdruck irdischer Körperlichkeit und lebensvoller Kraft und Wirklichkeit, in welchem er bis zur herbsten Leidenschaft fortschreitet, schon ganz der modernen Zeit anzugehören scheint (Judith in der Loggia dei Lanzi zu Florenz und die erste bedeutende Reiterstatue der neueren Zeit, die des Gattamelata zu Padua). Auch als Münzstecher (Medailleur) war er ausgezeichnet. Unter seinen Schülern ist besonders Andrea Verocchio zu nennen, der die Richtung Donatellos durch gediegene Naturstudien weiter ausbildete, Benedetto da Majano aber und Mino da Fiesole verliehen dem so begründeten Naturalismus wieder eine weichere Anmut. Der Kunst von Florenz überhaupt aber steht schon jetzt ebenbürtig zur Seite die Bildnerei von Venedig,

(Lorenzo Ghiberti. 1378–1455.) (Donatello. 1383–1466.) (Andrea Verocchio. 1432–1488.)

die von Pietro Lombardo und seinen Söhnen Tullio und Antonio beherrscht wird. Hier wie dort bestand übrigens die Hauptaufgabe der Skulptur in der Ausschmückung der Grabmäler und Altäre, deren Aufbau triumphbogenartig an die Wand sich anlehnt und in Reliefs und freien Statuen mancherlei plastischen Schmuck verlangt (die Dogengräber in Venedig).

So hört zwar die Renaissancekunst nicht auf, die herkömmlichen biblischen und legendarischen Stoffe in erster Linie zu bearbeiten, was aber früher nur den Zweck der Kirche fördern sollte, das trat jetzt unmittelbar in den Dienst des Formsinnes und der Sehnsucht nach Schönheit. Jetzt wollte der Künstler nicht mehr wie früher einem kirchlichen Bedürfnisse abhelfen, jetzt betrachtet er es vielmehr als sein schönes Vorrecht, aus eignem Trieb Werke zu schaffen, die eine Welt selbständig empfundener Schönheit umfassen. Mächtig flammte die Begeisterung für das Naturschöne auf, und in dem feinsten Verständnis für den Genuß des Lebens, wie die Humanisten es erstrebten, spielte die Überzeugung, daß vor allem die künstlerische Bildung befähige, Wonne und Genüge aus dem Dasein zu schöpfen, nicht die geringste Rolle. Idealisierung der Wirklichkeit zur vollendeten Schönheit war die bewußt ins Auge gefaßte Aufgabe der Kunst, die damit auf eine der obersten Staffeln in dem Organismus des gesellschaftlichen Lebens und Strebens getreten war. Jetzt reichte wieder, wie es vormals in den Blütezeiten Griechenlands der Fall war, der Mann des Geistes und der Wissenschaft dem Künstler die Hand, und nicht selten vereinigten sich beide in jenen kraftvollen, völlig ausgebildeten Menschen, wie erst dieses fünfzehnte Jahrhundert sie wieder in größerer Menge erstehen sah. Insofern lebte allerdings das klassische Altertum wieder auf in der italienischen Kunst dieser Periode, und so spricht man mit Recht von Renaissance, zu deren Wesen übrigens weniger bewußte Nachahmung der Antike, als vielmehr unbefangenes Hinausgreifen in die reiche Erscheinungswelt, mit deren Formenfülle das Auge des Künstlers sich gesättigt hat, und jenes sinnige Einweben der individuellen Stimmung und Empfindungsweise gehören, welches der eigentlich kirchlichen Kunstperiode fremd war. Erst wo die Wirklichkeit sie ratlos ließ, griffen diese Künstler auch zur Antike als zu dem klassischen Vorbilde des eignen Strebens zurück, um dort die richtigen Proportionen und schönen Linien zu finden. Immer aber ist der persönliche Hauch, der die Renaissancekunst als solche bezeichnet, das Bewußtsein um die Kraft einer reichen, harmonisch und vielseitig gebildeten Persönlichkeit, was sich in ihr verkörpert. Mit dieser an die Stelle der Gemeinsamkeit des Gefühls tretenden Vereinzelung hängt aber freilich auch die Aufhebung des Abhängigkeitsverhältnisses, in welchem bisher Skulptur und Malerei von der Baukunst standen, überhaupt die Auflösung der bestandenen Wechselwirkung der verschiedenen Kunstgattungen und die immer mehr ins einzelne gehende Arbeitsteilung innerhalb einer bestimmten Kunst-

Die Kunst der Renaissance.

gattung zusammen. Mochte dadurch auch jede einzelne Gattung zu größerer Vollendung gelangen, so ging doch die Vereinigung aller zu einem großen Ganzen und die durch solche Einheit und Gemeinsamkeit erzeugte großartige Wirkung darüber verloren. Ehe jedoch dieser Auflösungsprozeß beginnt, sollte noch der vereinigte Glanz der Architektur und der bildenden Künste jene großen Künstlergestalten umschweben, die auf der Schwelle des sechzehnten Jahrhunderts stehen.

Das Zeitalter der Entdeckungen.

Das Zeitalter der Entdeckungen.

Litteratur. Über den Zeitraum, den die folgende Darstellung behandelt, ist die historische Litteratur reich an Quellen und Hilfsschriften. So konnten in der Geschichte Portugals und Spaniens im Zeitalter der Entdeckungen und der Entdeckungsfahrten selbst außer den größeren Geschichtswerken, deren schon in Bd. VII, 520 Erwähnung geschah, mehrere namhafte Werke älterer und neuerer Zeit benutzt werden: 1. Über Portugal: Neben der großen Chronik von Ruy de Pina die zwei Quellenschriften von Dam. de Goes und Hieron. Osorius über die Regierungszeit Manuels des Großen und die Dekaden des Jo. de Barros, wovon Dietr. Wilh. Soltau eine deutsche Bearbeitung veranstaltet hat, unter dem Titel: Geschichte der Entdeckungen und Eroberungen der Portugiesen im Orient, vom Jahr 1415—1539. Braunschweig 1821, 5 Bde. 8°; Geschichte von Portugal von Heinr. Schäfer (Heeren-Ukertsche Geschichte der europäischen Staaten). Hamburg 1836 ff., u. a. W.; vgl. auch de Veer, Prinz Heinrich der Seefahrer und seine Zeit. Danzig 1864. — 2. Über die Regierungszeit Ferdinands und Isabellas: Hernando del Pulgar, Cronica de los Reyes catolicos Don Fernando y Donna Isabel, eine Zeitgeschichte, welche auch dem lateinischen Werke des Antonio de Lebrija (Nebrissensis) zum Grunde liegt. — Von großem Werte für die gesamte Regierungszeit der beiden Herrscher und insbesondere für die Entdeckungen in der Neuen Welt sind die Schriften des in spanische Dienste getretenen Italieners Peter Martyr aus Arona am Lago Maggiore, sowohl das Opus epistolarum Petri Martyris Anglerii, als das Werk: De rebus Oceanicis et orbe novo decades tres. Col. 1574. Unter den neuen Bearbeitungen macht die History of the Reign of Ferdinand and Isabella the Catholic of Spain by W. H. Prescott. 2 voll. (auch in deutscher Übersetzung, Leipzig 1842) alle früheren entbehrlich. Insbesondere die kirchlichen Verhältnisse Spaniens unter ihnen behandelte W. Maurenbrecher, in „Die Kirchenreformation in Spanien", und „Spanien unter den katholischen Königen" in seinen „Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit". Leipzig 1874. — Über den Maurenkrieg: Außer dem schon öfter erwähnten Buch von Conde: Alb. de Circourt, Histoire de Mores Mudjares et des morisques, ou des Arabes d'Espagne sous la domination des Chrétiens. Paris 1846. 2 voll.; Washington Irving, Chronicle of the conquest of Granada. London 1829. 2 voll. (auch in deutscher Übersetzung, Frankfurt a. M.); Rochau, Die Morisken in Spanien (Leipzig 1853). — Über die Inquisition: J. A. Llorente, Histoire critique de l'inquisition d'Espagne. Paris 1815—1817. 4 Bde. (auch deutsch von K. Höck); Hefele, Der Kardinal Jimenes ꝛc. Tübingen 1844. — Besonders reich ist die Litteratur über Kolumbus und die Entdeckungen in der Neuen Welt: Nach dem gründlichen Sammelwerk von M. F. de Navarrete, das von Chalumeau de Verneuil und de la Roquette ins Französische übersetzt und mit einer eingehenden Einleitung versehen in Paris 1823 in 3 Bänden unter folgendem Titel erschienen ist: M. F. de Navarrete relations des quatre voyages entrepris par Chr. Colomb

pour la découverte du nouveau monde, suivies de diverses lettres et pièces inédites etc., wurden in neuerer Zeit in allen Ländern verschiedene Arbeiten über dieselbe Periode unternommen, bald von umfassenderem Inhalt, wie: Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen von Oskar Peschel (Stuttgart u. Augsburg 1858). — Damit in vielfachem Zusammenhang: desselben Verfassers „Geschichte d. Erdkunde" (München 1865; 2. Aufl. bearbeitet von Sophus Rugi 1877), bald spezieller auf einzelne Partien beschränkt, wie Washington Irving, History of the life and voyages of Christopher Columbus. London 1828—1830. 4 voll. (auch in deutscher Übersetzung, Frankfurt a. M.), und Voyages and discoveries of the companions of Columbus, oder wie Roselly de Lorgues, Christophe Colomb, Histoire de sa vie et de ses voyages. Paris 1856. 2 voll., und Will. H. Prescott, History of the conquest of Mexico. 3 voll. (auch in deutscher Übersetzung); — History of the conquest of Peru. 3 voll. u. a. W. Treffliche Andeutungen und Notizen in Alex. v. Humboldts Kosmos und besonders in der ursprünglich französisch geschriebenen Schrift: Kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt rc., übersetzt von J. L. Ideler. Berlin 1836, 3 Bde.

I. Die Zeitrichtung und die Entdeckungsfahrten der Portugiesen.

„Das fünfzehnte Jahrhundert, sagt Humboldt im Kosmos, gehört zu den seltenen Zeitepochen, in denen alle Geistesbestrebungen einen bestimmten und gemeinsamen Charakter andeuten, die unabänderliche Bewegung nach einem vorgesteckten Ziele offenbaren. Die Einheit dieses Strebens, der Erfolg, welcher es gekrönt, die handelnde Thatkraft ganzer Völkermassen gaben dem Zeitalter des Kolumbus, des Sebastian Cabot und Gama Größe und dauernden Glanz. In der Mitte von zwei verschiedenen Bildungsstufen der Menschheit ist das fünfzehnte Jahrhundert gleichsam eine Übergangsepoche, welche beiden, dem Mittelalter und der neueren Zeit, angehört. Es ist die Epoche der größten Entdeckungen im Raume, solcher, die fast alle Breitengrade und alle Höhen der Erdoberfläche umfassen. Wenn dieselbe für die Bewohner Europas die Werke der Schöpfung verdoppelt hat, so bot sie zugleich der Intelligenz neue und mächtige Anregungsmittel zur Vervollkommnung der Naturwissenschaften in ihren physischen und mathematischen Teilen dar." Während des Mittelalters wurden die Waren der ostasiatischen Länder Indiens und Chinas, welche das Abendland nicht entbehren konnte, unter Vermittelung der Araber und andrer mohammedanischer Völker, durch die Venetianer und Genuesen den europäischen Völkern zugeführt. Wir wissen, welche Handelsthätigkeit die Republiken Venedig und Genua in den pontischen Gewässern und Küstenländern entwickelten, und wie sehr sie beflissen waren, durch Handelsverträge mit den Völkern des Ostens die Karawanenverbindung mit Indien und China im Gang zu halten. „Unter dem siegreichen Banner des heil. Georg erhob sich das glanzvolle Kaffa auf der Krim; bis nach Mingrelien hinein erstreckten Genuesen ihre Niederlassungen; im

Kaukasus bauten ihre Bergleute auf Silber und genuesische Schiffer befuhren das Kaspische Meer, um die Seide des Ghilan zu holen. Verträge mit den Tatarenchanen vom Kiptschak schützten die Faktoreien der Venetianer und Genuesen in La Tana an der Mündung des Tanais oder Don. Vom Don aus gingen bis nach Peking die Karawanen fränkischer Kaufleute." Mit Unterstützung des Großchans der Mongolen unternahmen drei Venetianer Nicolo und Maffeo Polo und des ersteren Sohn Marco die wichtigen Reisen nach den ostasiatischen Ländern, die durch die berühmte Beschreibung des letzteren für die geographische Wissenschaft so bedeutend geworden sind und den Namen Marco Polos zum Fahnenträger der Entdeckungen gemacht haben. Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts in französischer, italienischer und lateinischer Sprache verfaßt, wurde das wichtige Reisewerk durch Übersetzungen bald zum Gemeingut des gesamten Abendlandes. Die reizenden Schilderungen der östlichen Küsten Asiens, der Insel Zipangu (Japan) und des reichen Fruchtlandes Kathai (China) schwebten den Entdeckern vor der Seele und entflammten ihre Einbildungskraft. Nicht minder lebhaft war der Handelsverkehr mit Indien durch das südliche Asien, über Bassora und Tebriz mittels des Persischen Meerbusens und durch das Rote Meer nach der Weltstadt Alexandrien, wo alle Völker ihre Güter tauschten, das Altertum und das Mittelalter ihren größten Markt hatten. Hier wurden die kostbaren Naturprodukte des Morgenlandes zum Kauf ausgeboten: Gewürze, Räucherwerk, Droguen, Luxusholz, Wohlgerüche, Edelsteine und Perlen, wofür Silber und Gold in Menge nach dem Orient flossen. Diesem Verkehr mit dem Morgenlande verdankte die europäische Schiffahrt wahrscheinlich die Kenntnis der magnetischen Kräfte und ihrer Anwendung auf die Nautik. Denn es ist nachgewiesen, daß die wunderbare Eigenschaft der Magnetnadel, nach Norden zu zeigen, schon im zwölften Jahrhundert bekannt war, daß sich die Chinesen derselben auf Land- und Seereisen bedienten; und in einem altfranzösischen Gedicht, der „Bibel" des Guyot von Provins, wird dem apostolischen Vater zugerufen, er möge dem Polarstern gleichen, nach welchem die Magnetnadel sich hinneige. Auch der geistreiche exzentrische Raimund Lullus (VII, 90) spricht in einer nautischen Schrift von „Meßinstrumenten, Seekarten und Magnetnadel", deren sich die Seeleute bedienten. Aber vor dem vierzehnten Jahrhundert ist dieselbe im Abendlande bei der Schiffahrt wohl kaum in Anwendung gekommen, weil die Einrichtung noch sehr unvollkommen war. „Eine mit Magnet getränkte Stahlnadel wurde durch einen Strohhalm oder durch einen Kork geschoben, in ein Gefäß mit Wasser gelegt, oder man bediente sich hohler eiserner Fischchen oder sogenannter Frösche, woher der italienische Name Calamita stammt." Erst nachdem man die Nadel in einer Kapsel zum Schweben brachte und eine Orientierungstafel damit verband, erhielt das Instrument den Namen Bussole oder Kompaß und wurde von größerer Wichtigkeit. Wer zuerst die auf einem Stift frei spielende Magnetnadel in eine Büchse (buxola,

Bussole) einschloß und die darunter befindliche Tafel nach den Himmelsgegenden in acht Striche teilte, ist nicht mit Sicherheit nachzuweisen. Wenn der Italiener Flavio Gioia aus Positano unweit des schönen und durch seine weitverbreiteten Seegesetze so berühmten Amalfi am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gewöhnlich als der Erfinder des Kompasses angegeben wird, so wird man dieses Verdienst dahin zu beschränken haben, daß er jene Veränderung anbrachte. Die frei spielende Magnetnadel in der Bussole mit der mehr und mehr vervollkommneten Orientierungstafel oder Windrose war für den Steuermann ein geschicktes Werkzeug, sich auf fremden Meeren zurechtzufinden.

Der blühende Handelsverkehr mit dem Morgenlande wurde durch die Festsetzung der osmanischen Türken in der levantischen und pontischen Küsten- und Inselwelt vernichtet. Wir haben gesehen, wie die blühenden Kolonien der Venetianer und Genuesen im Schwarzen und Ägeischen Meer allmählich unter den Schlägen der östlichen Barbaren zusammensanken, ohne daß, wie einst bei den Arabern und selbst bei den Mongolen, auf den Trümmern neues Leben emporgeblüht wäre. Die emsigen Kaufleute, die einst in Kaffa, in Sinope und Trapezunt, auf Mytilene, Negroponte und Morea ein blühendes Handelsleben begründet und jahrhundertelang fortgeführt hatten, wurden auf den Sklavenmärkten der Levante feilgeboten. Vom Don bis zu den Nilmündungen verödeten die einst so blühenden Handelsstädte; die Karawanenstraßen wurden verlassen, die Stapelplätze von Alexandrien und in den syrischen Küstenstädten blieben leer und wüste; das Schwarze Meer verfiel in dunkle Nacht und kehrte wieder wie vor den Zeiten der Griechen zur „Ungastlichkeit“ zurück. Der lebendige Odem der mediterranischen Welt erstarb unter dem eisernen Griff der osmanischen Türken.

Je mehr aber diese alten Kulturstätten, welche so lange die Brücke zwischen dem Osten und Westen gebildet hatten, dahin sanken und erloschen, desto stärker erwachte die Begierde, eine neue Verbindungsstraße nach dem gepriesenen Indien mit seinen edlen Gütern und Produkten zu entdecken. Und so sehen wir denn im fünfzehnten Jahrhundert die europäische Menschheit von dem mächtigen Zug erfaßt, die Grenzlinien des bekannten Erdraumes zu erweitern. Die kühnen, unternehmenden, geistig begabten Bürger der italienischen Seerepubliken Venedig, Genua, Pisa hatten sich nicht begnügt, ihre maritime Macht und Überlegenheit auf alle Weise zu ihrem Vorteil auszubeuten, sie waren auch unaufhörlich bemüht, ihre nautischen Kenntnisse und Erfahrungen zu mehren, durch geistige Errungenschaften die Kunst des Seefahrens zu vervollkommnen, den Mut und Unternehmungssinn durch Intelligenz zu stärken. Auf Grund der astronomischen und geographischen Forschungen der Araber hatte man in Italien Land- und Seekarten angelegt, die man an der Hand neuer Reisebeschreibungen und Entdeckungsberichte fort und fort verbesserte und mit neuen Namen vermehrte. Schon zur Zeit Dantes war die von Aristoteles behauptete Kugelgestalt der Erde

bei allen Gebildeten als erwiesen angenommen, wenn auch der ptolemäisch-hipparchische Weltbau durch das ganze Mittelalter als unerschütterliche Wahrheit galt. Mit Hilfe der verbesserten Magnetnadel hatte man schon in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts „Kompaßkarten" verfertigt, auf welchen man zum erstenmal unsern Weltteil, sowie seine asiatischen und afrikanischen Vorlande „wie von einem Spiegel wiedergegeben" sieht. Marino Sanuto, der ältere, ein edler Venetianer und gründlicher Kenner des Morgenlandes, hatte um das Jahr 1320 eine solche Kompaßkarte angefertigt, um sie seinen „Geheimnissen der Kreuzesgläubigen" beizugeben, „die er als Denkschriften an die gekrönten Häupter der Christenheit verschickte, um sie zu einer Handelssperre gegen Ägypten und zu einer Blockade der afrikanischen und syrischen Küsten zu bewegen, damit der indische Handel aus dem Roten Meer in den Persischen Golf über Tebriz und Trapezunt abgeleitet und dadurch dem Mameluckenreich in Ägypten seine besten Säfte entzogen würden". Auf dieser Seekarte Sanutos war bereits die trianguläre Gestalt Afrikas abgebildet. Nächst den Italienern hatten sich besonders die Katalonier große Verdienste um das Seewesen erworben. Das „katalonische Weltgemälde" vom Jahr 1375 von einem Steuermann aus Majorca trägt deutliche Spuren, daß der unbekannte Verfasser über China, Indien und Persien die Reiseberichte Marco Polos und der christlichen Missionäre studiert, die neu entdeckten Inselgruppen im Atlantischen Ozean gekannt und einiges Wissen in der nautischen Astronomie besessen haben muß. Im Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts wurde man durch die Tafeln des Ptolemäos wieder mit den Ortsbestimmungen nach Längen und Breiten bekannt. „Was in jedem einzelnen Zeitpunkte des Völkerlebens einen wichtigen Fortschritt der Intelligenz bezeichnet," bemerkt Humboldt im Kosmos, „hat seine tiefen Wurzeln in der Reihe vorhergehender Jahrhunderte. Es liegt nicht in der Bestimmung des menschlichen Geschlechts, eine Verfinsterung zu erleiden, die gleichmäßig das ganze Geschlecht ergriffe. Ein erhaltendes Prinzip nährt den ewigen Lebensprozeß der fortschreitenden Vernunft. Die Epoche des Kolumbus erlangte nur deshalb so schnell die Erfüllung ihrer Bestimmungen, weil befruchtende Keime von einer Reihe hochbegabter Männer ausgestreut worden waren, die wie ein Lichtstreifen durch das ganze Mittelalter, durch finstere Jahrhunderte hindurch geht."

Lange scheute man sich, die Herkulessäulen zu durchsegeln, jene in den Mythen des Altertums gefeierten Felsenthore, die gleichsam als Grenzsteine der vorwärts strebenden Menschheit gesetzt zu sein schienen. Läßt doch Dante den Ulysses in der Unterwelt dafür büßen, daß er diese durch Glauben und Tradition geheiligte Schwelle in frevelhaftem Wissensdrang überschritten. Erst im vierzehnten Jahrhundert trat ein regelmäßiger Handels- und Schiffahrtsverkehr zwischen den Mittelmeerstaaten ein, und daß seitdem die genuesischen Galeeren im Atlantischen Meer und in seinen Nebengewässern häufig genug in das

Handels- und Kriegsleben eingriffen, wurde früher dargethan. Es scheint, daß die Kanarischen Inseln mit ihren Höhlen bewohnenden, in Ziegenfelle gekleideten Bewohnern (Guanchen) schon den Italienern bekannt waren, ehe sie, wie erwähnt (VIII, 75), von den Kastilianern aufs neue entdeckt und in Besitz genommen wurden, und daß selbst die „Holzinsel" Madeira, deren Kolonisierung durch die Portugiesen wir bald näher kennen lernen werden, den Genuesen kein Geheimnis gewesen. Erst als Portugal, das vermöge seiner Lage besonders geeignet war, das geheimnisvolle Westmeer der Welt zu erschließen, unter König Johann I. in eine neue Ära der Entwickelung trat, wurden die westlichen Fahrten mit mehr Umsicht und Planmäßigkeit unternommen. Wir kennen schon den unternehmenden Königssohn Heinrich „den Seefahrer", der seine ganze Thätigkeit und die Einkünfte des reichen Christusordens zu großartigen Unternehmungen und Entdeckungsreisen verwendete, welche sein Vaterland verherrlichen und seinen Namen in der ganzen Christenheit berühmt machen sollten (VIII, 113). Erfüllt von edler Ruhm- und Wißbegierde widmete er sich eifrig dem Studium der Kosmographie und Astronomie und erwarb sich alle nautischen Kenntnisse, welche die damalige Zeit zu bieten vermochte. Er berief von der Insel Majorca den Meister Jacome in seine Nähe, „einen in der Schiffahrtskunst sehr gelehrten Mann, der Karten und Instrumente verfertigte, um die Portugiesen in seiner Wissenschaft zu unterrichten". Sein Bruder Dom Pedro, der sich längere Zeit in Venedig aufgehalten hatte, brachte das Reisewerk Marco Polos über Ost- und Südasien und eine Landkarte mit, wodurch der forschungsbegierige Infant neue Anregungen und Kenntnisse schöpfte. Er selbst entwarf eine Seekarte. Alte Sagen von einem christlichen Reich in Abessinien und von dem Erzpriester Johannes, dem mythischen Religionsweisen, dessen Name im Mittelalter der abendländischen Christenheit entgegen leuchtete, wie einst der Glanzstern den drei Königen aus dem Morgenlande, mögen seine Phantasie erfüllt und ihm ein glänzendes Ziel vorgespiegelt haben. In jener Zeit der Romantik hat die Sagenwelt auf die lebhafte Einbildungskraft der noch jugendlichen Völker mächtig eingewirkt und zu manchen Großthaten angespornt. Hatten sich doch die dichterischen Erzählungen von den wunderbaren Reisen und Seefahrten, welche der heil. Brandanus unter der Führung eines Engels nach fabelhaften Ländern und Inseln unternommen haben sollte (VII, 440), der abendländischen Welt so tief eingeprägt, daß der Glaube an die in jener abenteuerlichen „Mönchsodyssee" mit so lebhaften Farben geschilderten Inseln der Seligen bis ins sechzehnte Jahrhundert fortbestand und die Triebfeder zu manchem abenteuerlichen Wagnis war. Dieser jugendlichen Begierde nach dem Wunderbaren ist auch die große Verbreitung des Reisebuchs zuzuschreiben, das der englische Ritter Mandeville nach dem mit Fabeln und morgenländischen Sagen angefüllten Berichte des Franziskanermönchs Odorico von Pardenone verfaßt hat (S. 340). Je trüber sich die Wirklichkeit am Ausgange des Mittelalters gestaltete, desto mehr erwachte

die Sehnsucht nach unbekannten Regionen, wo man ein Dasein mit neuen Lebensformen begründen möchte; und in dieser Sehnsucht verstieg sich der leichtgläubige Mensch gern in eine Welt voll Wundergebilde und Träume. Alle Sagen und Mythen aus grauer Vorzeit, wie die von Plato im Timäos überlieferte Erzählung von der großen Insel Atlantis im Westen von Afrika, welcher geologische Kräfte einen jähen Untergang bereitet, alle märchenhaften Erzählungen des Mittelalters von unbekannten Wunderländern und geheimnisvollen Inseln (Antiglia), alle fabelhaften Reiseberichte von Schiffern und Missionären wirkten auf die Phantasie der damaligen Menschheit und erzeugten eine Abenteuerlust und einen Wanderungstrieb, wie in den Zeiten der Kreuzzüge. Den verlornen Osten dem christlichen Abendlande wiederzugewinnen, war im zwölften wie im fünfzehnten Jahrhundert das heiß ersehnte Ziel aller Bestrebungen und Fahrten, aber die sittlichen Beweggründe und Triebfedern hatten eine bedeutende Wandlung erfahren. Damals standen ideelle und religiöse Momente im Vordergrunde; jetzt wollte man Gold und irdische Güter erringen, die alt gewordene Welt durch neue Entdeckungen verjüngen und erfrischen und die gestörte sittliche Weltordnung durch erträumte Wunderländer voll Glückseligkeit wieder heilen und ins Gleichgewicht setzen.

Den romanischen Völkern gebührt der Ruhm, das geistige und gesellschaftliche Leben des Mittelalters in Bewegung gesetzt und mit neuen Ideen und Vorstellungen bereichert zu haben. Dieser Ruhm muß ihnen auch bei den großen Entdeckungen und Errungenschaften zugeteilt werden, welche die Umgestaltung der mittelalterlichen Welt herbeiführten und den Übergang in eine neue Zeit, zu neuen Anschauungen und Lebensgestaltungen anbahnten. Es waren in erster Linie geistreiche unternehmende Italiener, welche wie in Kunst und Litteratur, so in der Handelswelt, in der Seefahrt, in der Geschichte der Entdeckungen allen vorangingen, wenn sie auch, durch innere Kämpfe geknickt und zerrissen, die praktische Ausführung und die materiellen Früchte andern Völkern romanischer Abkunft, den Bewohnern der Pyrenäischen Halbinsel, überlassen mußten. Wir werden in den folgenden Blättern an der Hand der portugiesischen und spanischen Geschichte die großartigen Seeunternehmungen und Entdeckungsfahrten darstellen, welche das kleine Volk im Südwesten Europas, von dessen Leben und Schicksalen der Universalhistoriker bisher nicht viel zu berichten hatte, zu der Südspitze Afrikas und nach Ostindien führten und die dem vereinigten kastilisch-aragonischen Königreich eine neue große Welt in den Schoß warfen. Wenn eine Zeit reif ist für neue Schöpfungen, so drängen alle Kräfte nach einer Richtung und beschleunigen die Geburtsstunde. Die Vereinigung und das Zusammenwirken dieser Kräfte ist der Geist der Zeit, der zu seiner Erfüllung drängt. Die Entdeckungsfahrten der Portugiesen, die schließlich zu so großen Resultaten führten, gingen von unscheinbaren Unternehmungen aus; die begeisterten Bestrebungen des hochherzigen Infanten wurden nur von wenigen geteilt, weder am Hofe

noch in den Kreisen der waffenfrohen Ritterschaft fand Dom Henrique große Unterstützung und bei dem Volke stieß er auf Vorurteile und Tadel. Erst als die Entdeckungen dem Handel einen reichen Markt öffneten und materielle Güter und Vorteile brachten, bildeten sich in Algarbien Privatgesellschaften, um auf eigne Kosten die Unternehmungen des Infanten mit Schiffen und Mannschaft, mit Waffen und Vorräten zu unterstützen. Und Heinrich der Seefahrer lebte lange genug, seine Entdeckungsfahrten, die er aus dem Hafen vor Lagos ausgehen ließ, ohne sich selbst daran zu beteiligen, von dem glücklichsten Erfolg begleitet zu sehen. Der Auffindung der Inseln Porto Santo und Madeira, wo die Anpflanzung des Weins und Zuckerrohrs vortrefflich gedieh, nachdem man die undurchdringlichen Waldungen in Brand gesteckt, folgten Forschungsreisen längs der Westküste von Afrika, welche allmählich über Kap Bojador hinaus zur Entdeckung des „weißen" und des „grünen" Vorgebirgs und der Kapverdischen Inselgruppe führten. Bald wagte man sich über den Gambia und den Rio Grande bis in die Nähe des Äquators, während andre Fahrzeuge westwärts segelnd die Azoren entdeckten. Die alten Sagen von den Schätzen und Wundern der Südwelt reizten die Phantasie und spornten zu kühnen Unternehmungen. Als der hochherzige Infant aus dem Leben schied, war bereits die Küste von Sierra Leone durch Pedro de Cintra erreicht worden. Eine Bulle des Papstes erteilte den Portugiesen das ausschließliche Eigentumsrecht über diese und alle ferneren Entdeckungen bis nach Indien. Die neuen Länder wurden für das Mutterland eine Quelle des Reichtums, ein ergiebiges Feld für den Handel. Nicht nur, daß man kostbare Waren, Goldstaub, Elfenbein, Gummi, den Wohlgeruch der Zibetkatze, Gewürz u. a. daselbst gewann, auch die dunkelfarbigen Einwohner der Küstenländer südwärts von Sierra Leone waren ein Gegenstand begehrlicher Gewinnsucht. Wie sehr auch der Infant selbst von reinen Motiven beseelt sein mochte, von der edlen Wißbegierde, die Erdkunde zu erweitern und von dem Wunsche dem Teile der Menschheit, der noch in den Schatten des Todes wandelte, das Licht des Evangeliums, den Segen der Erlösung zu bringen, die Seeleute und Abenteurer, die ihm als Werkzeuge dienten, dachten zunächst an Gewinn und Beute. Wie beschämend es auch für die Freunde des Fortschritts und der Humanität sein mag, es kann nicht geleugnet werden, daß Golddurst und Menschenraub die mächtigsten Triebe bei den Entdeckungsfahrten des fünfzehnten Jahrhunderts gewesen sind. Jenem Zeitalter war der sittliche Boden unter den Füßen zusammengebrochen; wie bei dem elften Ludwig und seinem Bewunderer Comines es als die höchste Staatsweisheit angesehen ward, den andern zu überlisten und durch Verrat und treulose Künste zu Fall zu bringen, so machten sich auch die europäischen Seefahrer kein Gewissen daraus, gegen die ungläubigen Bewohner der neuentdeckten Landstriche alle Mittel des Betrugs, der Hinterlist, der Gewalt anzuwenden. Als die wilde Küstenbevölkerung sich gegen den Menschenraub zu schützen begann, richtete

man Hunde zum Fang ab oder wandte auf Streifzügen bei Gefangenen die Folter an, damit sie den Jägern den Versteck der Ihrigen verraten sollten. Und so verwirrt waren die Begriffe von christlicher Menschenliebe und so verblendet die Anschauungen über Sitte und Recht, daß selbst Dom Henrique kein Bedenken trug, den Fünften von der eingebrachten Menschenbeute sich anzueignen und daß ein zeitgenössischer Schriftsteller in einem glücklichen Raubzug eine göttliche Gnadenerweisung erblickt. „Endlich gefiel es Gott, dem Belohner guter Thaten, für die mannigfachen in seinem Dienste erlittenen Drangsale ihnen einen siegreichen Tag, Ruhm für ihre Mühen und Erfolg für ihre Kosten zu gewähren, denn an Männern, Frauen und Kindern wurden zusammen 165 Stück gefangen." So ehrenvoll hielt man den Kampf mit den nackten Negern, daß Gonzalez deshalb von Nuno Tristão an einer seitdem als „Ritterhafen" bekannten Stelle zum Ritter geschlagen wurde. Kehrte eine Karavelle mit gefangenen Sklaven in den Hafen von Lagos zurück, so wurde die glückliche Mannschaft mit Jubel begrüßt und der Name des Anführers war auf allen Lippen. Freilich fehlte es auch nicht an Unfällen: noch trägt eine Bucht den Namen „Angra de Gonzalo de Cintra" von dem unglücklichen Ritter dieses Namens, der dort mit seinen Gefährten unter den Sandwürfen und Speeren der Eingebornen den Tod fand; aber solche Trauerbotschaften schreckten nur wenige ab; was bedeutete ein einzelner Unfall gegenüber so vielen Glücksfahrten!

Nach dem Tode des Infanten wurden die Entdeckungsfahrten weniger eifrig betrieben, denn König Alfons V. trug einen andern Sinn. Als aber sein Sohn Johann II., ein aufgeklärter, gebildeter, von den Zeitideen getragener Fürst, den Thron in Lissabon bestieg, wurden die Unternehmungen mit desto mehr Schwung und Planmäßigkeit betrieben, und da nun der König selbst die Sache in Angriff nahm und sie der engherzigen Privatspekulation entzog, so erhielt das ganze Werk einen großartigeren Strich. Bald wurde die Linie überschritten und der Nebel verjährter Vorurteile zerstreut. Die Palmen, womit die Gestade geschmückt waren, die Kraft und Fülle eines fremdartigen Pflanzenwuchses, eine kraushaarige Negerbevölkerung von schwärzerer Hautfarbe als die bisher bekannte zerstörten vollständig die alte, durch das ganze Mittelalter hindurch geglaubte Irrlehre, daß der tropische Erdgürtel unbewohnt sei und die verzehrende Glut scheitelrechter Sonnenstrahlen dort keine Pflanzendecke dulde. Der große Wüstengürtel von der Sahara über Arabien und das iranische Tiefland nach Mittelasien mochte noch den ersten Entdeckern als sicherer Beweis für die Richtigkeit der Doktrin gegolten haben. Dieser Wahn zerrann nunmehr vor dem Lichte der Wahrheit. Und bald sollte auch der alte Volksglaube dahinschwinden, daß über den Wendekreis hinaus das Meer an Tiefe verliere und an Salzgehalt so zunehme, daß die träge Masse von Fahrzeugen nicht mehr zerteilt werden könne. Denn nachdem man die Insel St. Thomas entdeckt und der Schiffsführer Azambuja in dem Fort San Jorge de la Mina an der günstig gelegenen Küste von

Guinea mitten unter einer kraushaarigen Negerbevölkerung einen sichern Anhaltspunkt und Stapelplatz geschaffen, gingen die Fahrten nach dem Südmeer rasch vorwärts. Diego Caõ, den der deutsche Kosmograph Martin Behaim von Nürnberg begleitete, pflanzte an der Mündung des großen Flusses Zaire, in der Folge Congo genannt, die erste steinerne Pfeilersäule mit dem portugiesischen Reichswappen und einem Kreuze auf, welche König Johann II. „gleichsam als Siegel und Urkunde für die Besitzergreifung" an den neuentdeckten Ländern zu errichten befohlen, und segelte bis zu einem Vorsprunge unter dem 22.° südlicher Breite. Seine Aussagen bei der Rückkehr gaben dem Entdeckungsmut einen neuen Sporn. Der König, der von jeher der Mathematik und den damit verwandten Wissenschaften die größte Aufmerksamkeit zuwandte, ließ mathematische Instrumente zur Ortsbestimmung anfertigen, stellte eine Kommission von sachkundigen Männern auf, welche mit Benutzung des alten Sternwinkelmessers (Astrolabium) die Breitengrade in der südlichen Hemisphäre berechneten und widmete sich eifrig den kosmographischen und astronomischen Studien. Die Fortschritte der Nautik und die Anwendung astronomischer Methoden zur Korrektion der Schiffsrechnung begünstigten jene Bestrebungen, welche dem Zeitalter einen eigentümlichen Charakter gaben, das Erdbild vervollständigten, den Weltzusammenhang dem Menschen offenbarten. Im August 1486 schickte König Johann ein kleines Geschwader unter der Führung des erfahrenen Bartholomäus Dias aus. Als dieses über die Helenabucht hinaus südwärts trieb, wurde es von heftigen Stürmen erfaßt und die kalten Wogen drängten gewaltig heran. Man steuerte ostwärts; als man aber in dieser Richtung kein Land fand, ahnte das freudig erregte Schiffsvolk, daß man das Küstenland umfahren habe, welches den Erdteil Afrika gegen Süden abschließt. Man legte an einer kleinen Insel an, wo Dias den portugiesischen Wappenpfeiler aufpflanzte. Gern hätte der hochherzige Mann die Entdeckungsreise noch weiter fortgesetzt, aber Gott hat ihm die vornehmste Frucht nicht gewährt. Die Führer, an deren Zustimmung er gewiesen war, bestanden nach einer dreitägigen Fahrt, auf welcher sie den Buschmannfluß erreichten, auf der Rückkehr. Kummervoll fügte sich Dias den Wünschen der Mannschaft. Als sie wieder zu der kleinen Insel gelangten, der sie den Namen Cruz beigelegt, klammerte er sich an den Wappenpfeiler, den er dort gesetzt, und nahm von ihm einen herzbrechenden Abschied, „wie man einen Sohn aus den Armen läßt, der in lebenslängliche Verbannung geht". Erst auf der Rückfahrt entdeckten sie das hohe „stürmische Vorgebirg", welche anfängliche Benennung der vertrauensvolle König mit dem Namen „Kap der guten Hoffnung" vertauschte.

Dem trefflichen Bartholomäus Dias war es nicht vergönnt, sein großes Werk durch eine neue Fahrt zur Vollendung zu bringen. Die portugiesische Krone blieb der richtigen, aber ungroßmütigen Politik getreu, nie den verdienstvollen Entdecker mit der Ausführung der nächsten großen Fahrt zu belohnen

„Weil so viele entdeckten, wurde man keinem die Last des ganzen Dankes schuldig.“ Als unter König Manuel Vasco de Gama, ein Fidalgo des königlichen Hauses, die große Fahrt antrat, auf welcher er den Seeweg nach Indien entdeckte, durfte Dias denselben nur bis zum Fort San Jorge de la Mina begleiten. Später nahm er als einfacher Schiffskapitän auf dem Geschwader unter Cabral an der Entdeckung Brasiliens mit teil und fand auf der Überfahrt nach dem Kap der guten Hoffnung bei dem furchtbaren Sturme am 23. Mai 1500 in den atlantischen Wellen sein Grab. Aber auch dem König Johann hat das Schicksal den schönsten Preis des großen Entdeckungskampfes nur gezeigt, nicht zu erringen gestattet. Um die Zeit nämlich, als Diego Caõ seine Entdeckungsreise antrat, erschien vor dem König ein Mann, der schon seit einigen Jahren in Lissabon ansässig war, an mehreren Guineafahrten bis in die Nähe des Äquators teilgenommen und in der Kosmographie und im Verfertigen von Land- und Seekarten sehr erfahren war, entwickelte ihm seine Ansicht, daß man auf einer westlichen Fahrt schneller und sicherer zu den östlichen Küsten Asiens gelangen würde, als auf der bisher versuchten südlichen Richtung, und bot ihm seine Dienste an. Dieser Mann war Christoforo Colombo. König Johann schenkte dem Plan einige Beachtung, aber teils die eigne Vorliebe für die südlichen Fahrten, die bereits zu so großen Erfolgen geführt, teils die Bedenklichkeiten seiner schiffskundigen Räte nahmen ihn bald gegen die „Auffindung des Morgenlandes in westlicher Richtung“ ein. Doch machte man den unedlen Versuch, die Mitteilungen heimlich zu benutzen. Auf Anraten des Bischofs von Ceuta wurde eine Karavelle nach der bezeichneten Richtung abgesandt; als diese aber nach einigen Tagen unverrichteter Dinge zurückkehrte, betrachtete man den Vorschlag als Schimäre und wies ihn zurück. Voll Unwillen über den engherzigen Geist und das unredliche Verfahren verließ Kolumbus das Land, wo er so lange geweilt und durch seine Heirat mit Doña Felipa Muñiz Perestrello, Tochter des Statthalters von Porto Santo, seinen eignen Hausstand begründet hatte. Mit seinem Knaben Diego, dessen Geburt der Mutter den Tod gebracht zu haben scheint, flüchtete er heimlich aus dem Reich, wo man seine Dienste verschmähte und wandte sich nach Kastilien, um bei dem spanischen oder französischen Hofe Unterstützung zu suchen. König Johann erlebte noch die Entdeckung von Amerika, welche alles, was die Portugiesen bisher geleistet, weit in Schatten stellte, und vernahm mit gemischten Gefühlen aus dem Munde des heimgekehrten Seehelden die lebendige Schilderung der Neuen Welt, die derselbe für Kastilien entdeckt und in Besitz genommen. Die göttliche Vorsehung hatte der portugiesischen Krone diesen Ehrenpreis versagt.

1. Die Nachfolger Johanns I. und Heinrich der Seefahrer.

Entdeckung von Porto Santo und Madeira. In Algarbien, unweit des Vorgebirges St. Vincent, stand die „Villa des Infanten", von wo aus der rauhe unternehmende Mann alljährlich zwei oder drei Schiffe auf Entdeckungsreisen aussandte. „Mit der Unermüdlichkeit eines Liebhabers zog er den Schleier von den Küsten eines unbehilflichen Festlandes, welches nun Jahrtausende der Sehnsucht des Westens nach dem Morgenlande sich widersetzte." Schüchtern und bedächtig segelten die Seeleute an der Westküste von Afrika hin, fuhren über Cabo de Não hinaus, von dem ein altes Sprichwort sagte, „wer Cabo de Não umfährt, weiß nicht, ob er jemals wiederkehrt", und legten im Südosten der Kanarischen Inseln bei dem „vorspringenden Vorgebirge" Cabo de Bojador an. Die starke Brandung an dem weit hinausragenden Felsenriff schreckte die Mannschaft von weiterem Vordringen ab, so daß Bojador lange der äußerste Punkt ihrer Fahrten blieb. Zwei unternehmende Seehelden, João Gonsalves Zarco und Tristão Vaz Texeira, wollten weiter vordringen,
1418. aber von einem heftigen Sturm westwärts getrieben langten sie nach vielen Gefahren bei einem kleinen Eilande an, dem italienische Seefahrer früher den Namen Porto Santo gegeben hatten. Die Insel, fruchtbar, von gesunder Luft und mit reichem Quellwasser versehen, lud zu Ansiedelungen ein. Aber die Kaninchen, welche die neuen Pflanzer mitbrachten, vermehrten sich in solchem Übermaß, daß sie den Saaten schädlich wurden und den Anbau erschwerten. João Gonsalves und Tristão Vaz blieben jedoch auf der Insel zurück und machten sie zum Ausgangspunkt für weitere Entdeckungen. Schon lange hatte ein „dunkler Flecken" im fernen Horizont ihre Aufmerksamkeit erregt. Sie segelten mit einigen Fahrzeugen, die sie auf dem holzreichen Eilande gebaut,
8. Juli 1419. an einem hellen Morgen darauf los und entdeckten eine weit größere Insel. Es war die schon auf italienischen Seekarten verzeichnete „Waldinsel", welche jetzt von den neuen Entdeckern wegen des dichten Gehölzes den Namen Madeira empfing und seitdem behalten hat. Man führte neue Ansiedler dahin, welche ihr Werk damit begannen, daß sie die unermeßlichen Waldungen in Brand steckten und den gewonnenen Boden mit Zuckerrohr, das sie aus Sizilien herüberholten, und mit Reben bepflanzten. Die Fruchtbarkeit übertraf alle Erwartungen; nicht bloß die erwähnten Produkte gediehen aufs trefflichste, auch das Getreide trug anfangs sechzigfältig und aus den Waldungen, die dem mehrjährigen Brande entgingen, gewann man bald die schönsten Holzarten. An
1410. der südlichen Küste gründete Gonsalves die Hauptstadt Funchal.

Thätigkeit des Infanten. Diese Erfolge füllten den Infanten mit neuem Mute. Unbeirrt durch die Scheu des Volks vor dem unbekannten Weltmeer des Westens und durch das Murren der Eingebornen, daß er die Heimat entvölkere oder öde liegen lasse, um ferne Inseln anzubauen, fuhr er in seinem Entdeckungseifer fort. Er erkannte die Notwendigkeit, vorerst kundige Seefahrer zu bilden und mit den nötigen Kenntnissen und Fertigkeiten ausrüsten zu lassen. Zu dem Zweck berief er den seekundigen Katalonier Meister Jacome aus Majorca ins Land. Doch vergingen zwölf Jahre, ehe man wieder von neuen Entdeckungen hört. Erst in den letzten Lebensjahren des Königs Johann gelang es
1432. dem Hofjunker des Infanten, Gilianes, das Kap Bojador zu umschiffen und im Süden desselben zu landen. Er pflanzte an der unbewohnten Stätte ein Kreuz auf und sammelte in einem mit Erde gefüllten Fäßchen mehrere Pflanzen (Santa Mariarosen), um sie in die Heimat zu führen. Freudig empfing Heinrich den kühnen Schiffer, der das so lange ersehnte und so mühsam gesuchte Ziel erreicht hatte; in den mitgebrachten Pflanzen erblickte der Königssohn „eine Frucht und ein Zeichen aus dem Lande der Verheißung".

Bald nachher schied König Johann „der Unechte" aus dem Leben. Die Portu-

giesen betrauerten aufrichtig den Mann, der seine Krone der Volkswahl verdankte und während seiner langen Regierung unablässig an der Blüte und Wohlfahrt des Reichs gearbeitet hatte. Nicht nur, daß er dem Lande die bedrohte Selbständigkeit errungen und durch die Eroberung von Ceuta eine neue Ära in der Entwickelungsgeschichte des Staats begründet, er hatte auch mit Kastilien einen dauernden Frieden geschlossen, durch eine Übereinkunft mit den Prälaten, welche die Rechte des Staats und der Kirche festsetzte, die vieljährigen Zerwürfnisse der geistlichen und königlichen Gewalt beigelegt und durch gute Gesetze wie durch unparteiische Rechtspflege das öffentliche Leben in allen Richtungen gehoben und gesichert. Das portugiesische Volk ehrte in ihm den „König guten Andenkens", der in der prachtvollen Klosterkirche von Batalha, die er als Denkmal des Sieges von Aljubarrota hatte aufführen lassen, seine letzte Ruhestätte fand. Zwei Jahre vorher war auch sein großer Feldherr, der Connetable Nuno Alvares Pereira, dem er seine Siege hauptsächlich zu verdanken hatte, im Karmeliterkloster zu Lissabon, wo er acht Jahre lang in mönchischer Entsagung verbracht, aus dem Leben geschieden und in der von ihm gegründeten prachtvollen Karmeliterkirche beigesetzt worden, ein echter Ritter von Treue und Sittenreinheit, ebenso großmütig und uneigennützig als tapfer, pflichtgetreu und gottesfürchtig.

Tod König Johanns I. und des Connetable Pereira. 14. Aug. 1433.

Zu den hohen Verdiensten Johanns um sein Königreich gehörte auch die Gunst, die er stets den Unternehmungen seines „seefahrenden" Sohnes Heinrich zugewendet, von der Ahnung erfüllt, daß sie sein Volk auf eine höhere Stufe des Glücks und der Ehre erheben würden. In diesem Punkte war sein Erstgeborner Eduard (Duarte) sein würdiger Nachfolger. Gleich nach seiner Thronbesteigung überließ er dem Bruder auf Lebenszeit die Inselgruppe Madeira, Porto Santo und Deserta mit allen Einkünften und mit eigner Gerichtsbarkeit zu lebenslänglichem Besitz und beschenkte den Christorden „mit allem Geistlichen" auf denselben.

König Duarte. 1433—1438.

Aber dem neuen König fehlte das Glück des Vaters. Auch Eduard wollte, dem Vorgange Johanns folgend, seinen Namen durch Krieg und Eroberungen verherrlichen. Nachdem er sich von Papst Eugen IV. auf der Kirchenversammlung zu Ferrara eine Kreuzbulle gegen die Ungläubigen erwirkt, traf er Zurüstungen zu einem Feldzug nach Afrika, um die feste Maurenstadt Tanger zu erobern und mit Ceuta zu einer christlichen Herrschaft zu vereinigen. Der jüngste seiner Brüder, der Infant Fernando, in Geschichte und Dichtkunst als der „standhafte Prinz" gefeiert, reich an ritterlichen Tugenden und von glühendem Glaubenseifer erfüllt, sollte in Verbindung mit seinem Bruder Heinrich das Unternehmen ausführen. Aber die Streitkräfte waren unzulänglich. Die Cortes, dem Vorhaben abgeneigt, hatten sich in ihren Geldbewilligungen nicht angestrengt und viele Edle, die Gefahren fürchtend, hatten sich vom Kriegsdienst fern gehalten. So kam es, daß der Angriff auf Tanger zurückgeschlagen ward und die portugiesische Kriegsschar, trotz ihrer wunderbaren Tapferkeit, der feindlichen Übermacht erlag. Von den Feinden umringt und von der See abgeschnitten, mußte die heldenmütige Mannschaft nach unsäglichen Leiden und Entbehrungen einen Vertrag eingehen, kraft dessen Ceuta, die glorreiche Eroberung des Königs Johann, geräumt und den früheren Besitzern zurückgegeben werden sollte. Während der Infant Henrique mit dem Rest der mutigen Schar die Schiffe erreichte, mühsam den Nachstellungen der treulosen Mohammedaner sich entziehend, mußte sein Bruder, der standhafte Ferdinand, mit zwölf Gefährten als Geisel in dem feindlichen Lande zurückbleiben. Als König Duarte den Cortes den Vertrag vorlegte, widersetzten sich diese der Ausführung. Ceuta dürfe unter keiner Bedingung geräumt werden; man solle versuchen, die Befreiung des Infanten durch Geld oder fremde Vermittelung zu bewirken. Über diesen Treubruch gerieten die Mauren in die höchste Wut und rächten sich an den Gefangenen. Der

Unfälle des Infanten Fernando in Afrika. 1436. 1437.

Prinz wurde mit seinem Gefolge nach Fes gebracht, wo sie dem Hohn des Volks ausgesetzt und zu den niedrigsten Sklavendiensten und den größten Entbehrungen verurteilt wurden. Sechs Jahre ertrug der unglückliche Fürst mit der Geduld und Langmut eines Heiligen alle Leiden und Beschimpfungen, welche Roheit und Fanatismus wider ihn ersannen, bis der Tod ihn erlöste. Von seinen Gefährten erlangten in der
1443. Folge einige ihre Freiheit wieder, unter ihnen sein Geheimschreiber Joam Alvares, welcher in seiner Chronik die Leidensgeschichte seines unglücklichen Gebieters der Nachwelt überliefert hat.

Eduards Ausgang und Charakter. Als der getreue Diener mit dem Herzen seines geliebten Herrn in der Heimat ankam, war König Eduard längst ins Grab gestiegen. Das Schicksal des Bruders war ihm so nahe gegangen, daß seitdem der Gram an seinem Herzen nagte. Gern hätte er Ceuta fahren lassen, um den edlen Dulder zu retten; und als er frühe aus
9. Sept. 1438. dem Leben ging, befahl sein letzter Wille, daß sein Nachfolger alle Mittel zu dessen Befreiung anwenden sollte. Es sollte aber nicht gelingen. Eduard war ein hochsinniger, wohlmeinender Fürst, an Bildung und Kenntnissen über seine Zeitgenossen emporragend und von den edelsten Vorsätzen und Bestrebungen erfüllt; aber das Glück war ihm abhold. Seine kurze Regierung war eine Reihe von Unfällen und Schicksalsschlägen aller Art. Dennoch ehrte das Volk das Andenken des hochsinnigen, gerechten und wahrheitsliebenden Königs. Von seiner wissenschaftlichen Bildung geben mehrere von ihm verfaßte Schriften ein günstiges Zeugnis. Das bedeutendste darunter, „der treue Ratgeber", ist eine Sammlung von Lebensregeln und Regierungsmaximen, von Ansichten und Grundsätzen über Politik und Moral, ein würdiges Denkmal seines Verstandes und seines Herzens.

Alfons V. 1438—1481. a. Die Regentschaft. 1438—1448. Der „treue Ratgeber" war für die Königin Leonore bestimmt, welche nach Eduards Anordnung die vormundschaftliche Regierung bis zur Volljährigkeit des neuen Königs Alfons V. führen sollte. Aber die herrschsüchtige Kastilianerin, die auf das sanfte Gemüt ihres Gemahls von jeher eine große Macht geübt hatte, war in Portugal wenig beliebt. Man war unzufrieden, daß das Ruder des Staats in die Hand einer ausländischen Frau gelegt war, während so hochbegabte Männer, wie die Infanten Henrique und Pedro, die dem portugiesischen Thron so nahe standen, von der Regentschaft ausgeschlossen sein sollten. Ein Streit um die höchste Macht konnte daher nicht ausbleiben. Wenn anfangs Leonore in eine Teilung der Regierungsgeschäfte mit Dom Pedro willigte und eine künftige Vermählung des jungen Königs mit dessen Tochter verabredete, so ließ sie sich bald durch einige selbstsüchtige intrigante Große bereden, von dieser Übereinkunft zurückzutreten und die Regentschaft für sich allein zu begehren. An der Spitze dieser Ratgeber stand Graf **Barcellos**, ein natürlicher Sohn des Königs Johann, welcher nichts sehnlicher wünschte, als daß seine Enkelin einst die Gemahlin Alfons' werden möchte. Nun ging das geschichtliche Leben Portugals in einem aufregenden kleinlichen Parteigetreibe auf, durch welches die öffentliche Wohlfahrt dem Eigennutz und der Selbstsucht einzelner zum Opfer fiel. Die Königin brachte einen großen Teil des Adels (Fidalgos) auf ihre Seite, während die Bürgerschaft von Lissabon und die übrigen Städte und Flecken des Königreichs zu Dom Pedro hielten. Ihn verlangte die Volksstimme zum Reichsverweser „für das Gesamte". Die Versuche Leonorens, durch List und Ränke die drei Söhne des Königs Johann, Henrique, Pedro und João zu trennen, und einen oder den andern dem verhaßten Infanten als Rivalen entgegenzustellen, scheiterte an der einträchtigen Liebe der Brüder. Endlich wurden die ehrgeizigen Absichten der Königin durch die vereinigten Reichsstände gebrochen, welche dem Infanten Pedro die volle Regierungsgewalt bis zur
10. Dez. 1439. Volljährigkeit des Königs übertrugen. Aber der unzufriedene Graf von Barcellos

suchte dem Regenten in der Ausführung seines Herrscheramtes alle möglichen Schwierigkeiten zu bereiten. Konnte er auch den Beschluß der Cortes und die Überlieferung des jungen Monarchen in die Hände des Oheims nicht verhindern, so hörte er nicht auf, mit Hilfe der Königin und unterstützt von Kastilien, das Reich zu beunruhigen und am Sturze des Regenten zu arbeiten. Leonore floh nach Kastilien, um mit fremdem Kriegs- 1441. volk ihre vormundschaftlichen Ansprüche durchzusetzen. Aber ehe sie ihr Vorhaben ausführen konnte, starb sie in Toledo in Not und Dürftigkeit, verlassen vom kastilischen Febr. 1445. Hofe und von den portugiesischen Cortes ihrer Güter und Einkünfte beraubt. Ihr Tod wurde einer Vergiftung zugeschrieben, die Alvara de Luna aus persönlicher Rache gegen ihre Brüder durch eine Frau von Illescas habe vollführen lassen.

b. Das königliche Regiment. 1448—1481.

Als Alfons die Jahre der Mündigkeit erreicht hatte, vermählte er sich mit Isabella, der Tochter des Regenten, und führte dann die Regierung im eignen Namen, unterstützt von dem Rate des Oheims. Aber bald gelang es dem Grafen von Bar- Mai 1447. cellos, seit 1443 Herzog von **Braganza**, und seinem Sohne, dem Grafen von Durem, durch seine Mutter Enkel des großen Pereira, den jungen König gegen den Schwiegervater einzunehmen und Mißtrauen gegen dessen ehrsüchtige Pläne in ihm zu wecken. Ein schlauer portugiesischer Fidalgo, der in päpstlichen Diensten gestanden und in Rom die Künste der Verstellung und Intrige gelernt hatte, diente ihnen als Werkzeug und ränkevoller Zwischenträger. Der Regent wurde vom Hofe entfernt, die von ihm eingesetzten Beamten und Richter aus ihren Stellen geworfen, die schwersten Anklagen auf sein Haupt gewälzt. Er sollte den Tod der Königin-Mutter herbeigeführt haben. Durch Verdächtigung und Ohrenbläserei gelang es den Gegnern des Infanten, das Mißtrauen und die Feindschaft so zu steigern, daß es endlich zwischen dem Oheim und seinem königlichen Neffen zu einer offenen Schilderhebung kam, wobei Dom Pedro in einem Gefecht am Flüßchen Alfarrobeira durch einen Hinterhalt getötet wurde. 20. Mai 1449. Sein Freund und treuer Anhänger, der tapfere Graf von Abranches, teilte sein Los. Nach dem heldenmütigsten Kampf fand er im dichten Handgemenge seinen Tod durch die feindliche Übermacht. Erst nach Jahren gelang es der Königin, dem gefallenen Vater eine ehrenvolle Bestattung in der Kathedrale von Batalha zu verschaffen. Als sie von dieser Leichenfeier nach Evora zurückkehrte, erkrankte sie plötzlich und starb. Es 2. Dez. 1455. fehlte nicht an Verdachtsgründen, daß dieselbe Partei, die den Vater verfolgt hatte, auch den Tod der Tochter beschleunigt hätte, um den König ihrem Einfluß zu entziehen.

Ausgang und Charakter Dom Pedros.

Der tragische Ausgang des Infanten erregte in ganz Europa Teilnahme; denn wie alle Söhne Johanns war auch Dom Pedro ausgezeichnet durch treffliche Eigenschaften des Geistes und Herzens. Er hatte auf großen Reisen die meisten europäischen Höfe besucht, unter Kaiser Siegmund rühmlich gegen die Türken gefochten und war unaufhörlich beflissen gewesen, sich durch Erfahrung, Beobachtung und Studien zu unterrichten und seine Anlagen auszubilden. An dem Entdeckungseifer seines Bruders hatte er stets das regste Interesse genommen und demselben, wie früher erwähnt, aus Venedig die Reisebeschreibung Marco Polos und eine wertvolle Landkarte mitgebracht. Das schönste Denkmal aber setzte Dom Pedro seiner Verwaltung durch die Gesetzessammlung, die unter dem Namen „Ordonnanzen des Königs Alfons V." lange in hohem Ansehen blieb, bis sie unter König Manuels Regierung durch ein vollständigeres Rechtsbuch verdrängt wurde. Was der Vater nach dem ausgesprochenen Wunsche der Cortes begonnen, was unter dem Bruder Eduard fortgesetzt worden, durch rechtskundige Männer aus dem alten Gewohnheitsrechte, aus den Verordnungen der Könige, aus Cortesbeschlüssen und Gerichtsentscheidungen mit Beiziehung des justinianischen und des kanonischen Rechts ein gemeingültiges Gesetzbuch anfertigen zu lassen, wurde unter der Regentschaft Pedros vollendet und nach einer nochmaligen Prüfung und

Revision im Jahr 1446 veröffentlicht; ein würdiges Denkmal des Aufschwungs, den die Jurisprudenz unter dem Rechtsgelehrten João das Regras gewonnen hatte (VIII, 111).

Die Ordonnanzen des Königs Alfons. „Die Quellen, aus welchen die alfonsinische Gesetzsammlung geschöpft ist," sagt Schäfer, „sind teils einheimische und vaterländische (fontes internas), teils fremde (fontes externas), die in Portugal aufgenommen und in Ermangelung inländischer, zum Teil auf Kosten dieser, subsidiarisch angewendet wurden. Zu jenen gehören die allgemeinen Gesetze, Capitulos der Cortes, die Foraes und das Gewohnheitsrecht; zu diesen das justinianische Recht mit den Glossen, die Siete Partidas und das kanonische Recht; die sogenannten „Vergleiche" der Könige Diniz, Pedro und João I. mit der Geistlichkeit schließen sich, obgleich in gewisser Hinsicht zu den ersten gehörig, doch ihrem Wesen nach mehr den letzteren an." — „Je weniger die aus so verschiedenartigen Quellen geschöpften Gesetze der alfonsinischen Sammlung immer zusammenstimmten und zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzen waren, je weniger zweideutige Bestimmungen, selbst scheinbare oder wirkliche Widersprüche vermieden werden konnten und die aus verschiedenen Rechtssystemen entlehnten Gesetze überall ausreichten, um so nötiger erschien es, daß die Gesetzgeber selbst Normen aufstellten, nach welchen in zweifelhaften oder nicht vorgesehenen Fällen die verschiedenen Gesetzbücher der Stufenfolge ihrer Geltung nach angewendet werden sollten. Alfons' Ordonnanzen enthalten darüber folgende Richtschnur: Liegen in einem Reichsgesetz oder im Herkommen des königlichen Hofes oder im alten Gewohnheitsrecht des Landes Bestimmungen über einen Fall vor, so soll danach verfahren werden, wenngleich die „kaiserlichen" (d. i. römischen) Gesetze über einen solchen Fall andre Bestimmungen enthalten; denn wo ein Reichsgesetz entscheidet, müssen alle andern Gesetze zurückstehen. Ist aber jenes nicht, so entscheidet das römische und kanonische Recht. — Trifft es sich, daß die kaiserlichen Gesetze den kanonischen widersprechen, dann sollen in geistlichen wie in weltlichen Dingen die letzteren angewendet werden, wenn der Fall der Art ist, daß die Anwendung der kaiserlichen Gesetze eine Versündigung gegen die Kirche wäre. Ist dies aber in einer weltlichen Sache nicht der Fall, so sind die kaiserlichen Gesetze zu befolgen, selbst wenn die kanonischen in diesem Punkte eine widerstreitende Bestimmung enthalten. — Ist der Fall weder durch ein Reichsgesetz, noch durch Herkommen und Gebrauch, noch durch die kaiserlichen Gesetze und die päpstlichen Dekretalen bestimmt, dann sollen die den kaiserlichen Gesetzen einverleibten Glossen des Accursius befolgt werden. Und ist durch diese nichts bestimmt, so entscheidet die Meinung des Bartolo, wenngleich die andern Doktoren das Gegenteil behaupten. Ist aber ein Fall in keinerlei Weise vorgesehen, so muß er dem König zur Entscheidung vorgelegt werden. Durch diese ist dann nicht nur der vorliegende Fall erledigt, sondern sofort für jeden gleichen Fall ein Gesetz gegeben."

Der heilige Krieg in Afrika. Unter den inneren Kämpfen und Parteifehden waren die äußeren Angelegenheiten und die Entdeckungsfahrten zurückgetreten. Als aber der häusliche Streit geschlichtet, als Dom Pedro und seine Tochter in der Erde ruhten und auch die Leiche der Königin-Mutter Leonore aus Kastilien herbeigeführt und neben ihrem Gemahl Duarte beigesetzt war, da faßte König Alfons den Entschluß, durch große äußere Unternehmungen den inneren Zwist zu heilen und in die Bahnen seines Vaters und Großvaters einzulenken. Er mochte einsehen, daß seinem Oheim Unrecht geschehen und suchte es an dessen Sohne gleiches Namens einigermaßen gut zu machen. Er rief den geächteten Infanten, der in Kastilien im Elend lebte, zurück, setzte ihn wieder in seine Würden und Güter ein und machte ihn zum Teilnehmer seiner Kriegsunternehmungen. Anfangs trug er sich mit dem Plane eines Kreuzzuges gegen die Osmanen, zu welchem der Papst nach dem Falle von Konstantinopel alle Fürsten der Christenheit entboten hatte: als er aber einsah, wie wenig der Ruf des heil. Vaters das Abendland aus seiner Schlaffheit und

Zersplitterung zu wecken vermochte, beschloß er auf eigne Hand die Ungläubigen zu bekämpfen, aber nicht im Osten, sondern auf der Küste Nordafrikas, dem Schauplatz vieler Siege und Unfälle. Hier konnte er die beiden mächtigen Triebe seiner Natur, Religionseifer und Eroberungslust, zugleich befriedigen. Denn in dem portugiesischen Volk und Adel lebte der religiöse und ritterliche Geist der Kreuzzüge noch fort, als er in andern Ländern unter dem Hauche neuer politischer Anschauungen längst abgestorben war. Am letzten September des Jahres 1458 zog Alfons, nachdem er die Messe 1458.
gehört und zum heil. Kampfe gegen die Ungläubigen gleichsam die Weihe empfangen hatte, mit seinem Bruder Fernando, mit Pedro, dem Sohne des Infanten Pedro, vielen Großen und Fidalgos in feierlicher Prozession nach dem Hafen von Setuval, umschiffte mit neunzig Segeln das Vorgebirg St. Vincent und landete bei Sagres, wo der Infant Henrique den König erwartete. Als Alfons seine Flotte auf 220 Segel 3. Okt.
gebracht, fuhr er aus dem Hafen Lagos nach der afrikanischen Küste. Gern hätte er einen Rachezug gegen das stolze Tanger unternommen, aber die früheren Mißgeschicke schreckten ihn ab. Dagegen brachte er die feste Stadt Alcacer nach kurzer Belagerung zur Ergebung. Die mohammedanischen Einwohner durften mit ihrer Habe abziehen, worauf Alfons die Moschee in eine christliche Kirche verwandelte, sich Senhor d'Alcacer nannte, ein Titel, der auf seine Nachfolger auf dem Throne von Portugal überging, und Duarte de Menezes, einen tapferen und trefflichen Ritter, zum Befehlshaber einsetzte. Daß er den rechten Mann für die wichtige Stelle gewählt, bewiesen Duarte und sein heldenmütiger Sohn Henrique de Menezes durch die glückliche Verteidigung 1459.
der Stadt gegen die wiederholten Angriffe und Belagerungen des Sultans von Fes. Zum Dank ernannte ihn Alfons zum Grafen von Viana. Um so unglücklicher waren die Unternehmungen des Königs selbst und seines ehrsüchtigen Bruders Fernando. Zwei Stürme gegen Tanger wurden mit großem Verluste der christlichen Streiter 1463. 1464.
zurückgeschlagen; und als Alfons gegen den Rat des verständigen Mannes von Ceuta aus einen Kriegszug gegen einen maurischen Volksstamm im Gebirge unternahm, fand der tapfere Graf im ritterlichen Kampfe seinen Tod auf dem Waffenfelde. Nur mit Mühe wurde der König unter dem Schutze des Grafen von Villa Real nach Ceuta gerettet.

Charakter des Kriegs.

Es waren unfruchtbare Lorbeeren, welche die portugiesische Ritterschaft auf der Nordwestküste von Afrika in den Kämpfen und Belagerungskriegen mit den Mauren erfocht; die Waffenthat selbst hatte Reiz; man freute sich des Ruhmes, welcher der persönlichen Tapferkeit gespendet ward, an den zweifelhaften Erfolgen und der geringfügigen Ausbeute nahm man keinen Anstoß. Einen Vorteil hatten indessen diese Unternehmungen dennoch: die häufigen Überfahrten nach der Küste von Afrika wurden für den Portugiesen eine Schule der Schiffahrt und Seekunde. „Indem er fleißig nach Afrika übersetzte, lernte er in der Folge nach dem fernen Indien steuern."

Weitere Entdeckungsfahrten an der Westküste Afrikas.

Wenn auch während der inneren Kämpfe die Entdeckungsfahrten weniger eifrig betrieben wurden, wenn auch die portugiesische Jugend lieber auf dem nordafrikanischen Tummelplatz ritterlichen Waffenruhm sammelte, als sich den Gefahren und Entbehrungen gewagter Seefahrten oder mühseliger Wanderzüge auf unbekannten Küstenwüsten unter wilden Menschen und Tieren unterzog, so hatten sie doch nicht ganz geruht. In den Jahren 1434 und 1435 waren von Gilianes und Alfons Gonsalves einige Landungen südwärts des Kap Bojador unternommen worden, wobei sie auf einige dunkelfarbige Menschen stießen, die mit kurzen Lanzen nach ihnen warfen, und Fußstapfen von Kamelen bemerkten, die auf Karawanenzüge hinzudeuten schienen. Auch fanden sie auf einem Eilande vor einem Flusse eine Menge Robben, deren Felle eine wertvolle Beute gaben. Einige Jahre nachher gelang es den beiden unternehmen- 1441.

den Seefahrern Gonsalvez und Nuno Tristão, welche mit einer kleinen Schiffsmannschaft sich über den „Goldfluß“ Rio du Ouro hinauswagten, auf einem Streifzug in das Küstenland einige dunkelfarbige Beduinen gefangen zu nehmen und auf der südlichen Weiterfahrt ein neues Vorgebirge zu entdecken, dem Tristão wegen seiner weißen Farbe den Namen „Cabo branco“ beilegte. Der Anblick der gefangenen Neger erregte großes Erstaunen in Portugal, und die Erzählungen der Heimgekehrten, im Volksmunde fabelhaft ausgeschmückt, entzündeten in den Portugiesen des Südens einen leidenschaftlichen Entdeckungseifer. Der Name des Infanten Henrique war in aller Mund; alles drängte zu der westlichen Seefahrt, wo Ruhm und Schätze zu erwerben waren. Es bildeten sich Handelsgesellschaften, die sich erboten, auf eigne Kosten Schiffe auszurüsten und sich von dem Infanten gegen Zusicherung eines Anteils an dem Gewinn Freibriefe erteilen ließen; und schon im Jahr 1443 segelten sechs Karavellen
1443. unter Lançarote und Gilianes über das „Weiße Vorgebirge“ hinaus. Sie entdeckten eine Anzahl flacher Inseln, die jetzt unter dem Namen der „Bank von Arguim“ bekannt sind, und führten von der barbarischen Negerbevölkerung, welche in den fischreichen Gewässern und auf den vogelreichen Eilanden einen mühelosen Lebensunterhalt fand, wieder eine Anzahl Gefangene nach Portugal. Und nicht bloß schwarze Menschen brachten die Seeleute mit, für welche auf den Sklavenmärkten ansehnliche Preise bezahlt

Das Grüne Vorgebirge.

wurden, sondern auch Goldstaub und andre wertvolle Waren. Zwei Jahre später
1455. segelte Vincente Dias, ein Edelknabe des Infanten, begleitet von dem seekundigen Venetianer Luigi de Cadamosto an den Arguiminseln und an der Mündung des Senegal vorüber und gelangte zu einem südlichen großen Vorgebirge, dem er von dem grünen Aussehen den Namen „Cabo verde“ beilegte. Auf der Fahrt nahmen sie den Portugiesen João Fernandez auf, welcher im Auftrag des Infanten längere Zeit unter den Beduinen zugebracht, sich mit ihrer Sprache, ihren Sitten, ihrer Schrift vertraut gemacht und Erkundigungen über das große Negerreich des Sudan eingezogen hatte. Diese Unternehmung, über welche Cadamosto einen Reisebericht an Dom Henrique verfaßte, bezeichnete eine neue Ära in der Geschichte der Entdeckungen. Nicht nur, daß
1455. von hier aus einige Jahre später die Kapverdische Inselgruppe, Boavista, Sal, Santiago und Mayo entdeckt und noch vorher das gesamte Küstenland von der Mündung des Gambia bis zum „Roten Vorgebirge“ (Cabo roxo) und zum Rio Grande befahren ward, sie zerstörte auch den irrigen Glauben, daß die heiße Zone unbewohnbar sei.

Sierra Leone.

Als Nuno Tristão dem Infanten die Nachricht brachte, daß er ein Land gefunden habe, wo die Gestade nicht kahl und sandig seien, sondern mit kräftigen Kräutern und Palmenhainen bedeckt, wurde der hochsinnige Fürst freudig erregt. Was er schon früher von Ceuta aus von Karawanenreisenden in Erfahrung gebracht, fand er jetzt bestätigt. Das ganze Volk wurde von einer wunderbaren Begeisterung zu Entdeckungsfahrten ergriffen, wenngleich mit dem weiteren Vordringen auch die Gefahren wuchsen. Der
1446. hochherzige Nuno Tristão selbst wurde, als er mit einer Karavelle den Rio Grande hinauf segelte, von einer Anzahl Negerkähnen umringt und fand mit den meisten seiner Gefährten durch die vergifteten Pfeile der Angreifer seinen Tod. Nur der Rechnungsführer und vier Schiffsjungen entgingen der Gefahr; und solche Fortschritte hatte bereits die Seekunde der Portugiesen gemacht, daß diese unerfahrenen jungen Leute nach einer Fahrt von zwei Monaten, während welcher sie nichts als Himmel und Wasser sahen, den Rückweg in die Heimat fanden. Damals galten selbst in den Augen des Venetianers Cadamosto die portugiesischen Karavellen für die besten Segler der Welt. Tristãos tragisches Schicksal schreckte den mutigen Alvaro Fernandez nicht ab, weiter nach Süden vorzudringen. Auch er wurde von einem vergifteten Pfeil verwundet;

aber die schnelle Anwendung eines Gegenmittels rettete ihn vom Untergang. Er schiffte bis zur Mündung eines Flusses, den die Portugiesen später Tabite nannten. Aber nur selten glückte es ihnen, die Eingebornen zu einem friedlichen Verkehr zu bewegen. Nachdem Fernandez über hundert Meilen südlich vom Grünen Vorgebirge gedrungen, somit nahe an die Küste von Sierra Leone gelangt war, kehrte er nach Portugal zurück, wo er von Heinrich und seinem Bruder Pedro, dem Regenten, mit großen Ehren empfangen ward. Die Küste von Sierra Leone selbst wurde kurz nachher von Pedro de Cintra entdeckt.

Diese Entdeckungen erregten die Aufmerksamkeit von ganz Europa. Der Infant und sein Neffe, König Alfons V., waren daher bemüht, sich eine Rechtsbasis zu schaffen, um fremde Konkurrenz abzuhalten. Sie erwirkten vom Papst Nikolaus V. zwei Bullen, welche den Portugiesen alle an der Westküste von Afrika entdeckten oder noch zu entdeckenden Länder und Inseln zu eigen gaben und allen andern Königen und Staaten der Christenheit verboten, ohne deren besondere Erlaubnis in diesen Gegenden zu schiffen oder den Eingebornen zu ihrer Verteidigung Waffen zuzuführen. Nach den Anschauungen des Mittelalters, daß dem Statthalter Christi alle Länder der Heiden untergeben sein sollten, damit er sie zum wahren Glauben bekehre, war dieser Rechtstitel nicht ohne Bedeutung. Wenigstens schützte er die Portugiesen längere Zeit gegen den Neid und die Begehrlichkeit der Kastilianer, die bereits ebenfalls ihre Blicke nach dem Goldlande Guinea zu richten begannen. Daher unterließen die Portugiesen auch nicht, sich von Zeit zu Zeit neue Bestätigungen der Bullen von Rom auszuwirken.

Päpstliche Bullen. 1452. 1454.

Weitere Erfolge an der Westküste Afrikas erlebte Dom Henrique nicht mehr. Unter der Regierung seines Neffen Alfons V. waren die Portugiesen wieder mit kriegerischen Unternehmungen in Nordafrika beschäftigt, denen sich auch der Infant nicht entziehen konnte. Dagegen führten die Seereisen, die er seit mehreren Jahren im Westen von Portugal hatte unternehmen lassen, zur Auffindung der Azoren oder Habichtinseln. Der Entdeckung der Formigasklippen und der Insel Santa Maria, „die so völlig unberührt geblieben waren, daß die Vögel noch arglos sich mit Händen greifen ließen“, folgte die Auffindung von San Miguel, Terceira, Fayal und endlich von Pico. Schon im Jahr 1447 gewährte der König den Bewohnern von San Miguel Zollfreiheit für alle Gegenstände, die sie in Portugal einführen würden und um dieselbe Zeit, da der hochsinnige Fürst in einem Alter von siebenundsechzig Jahren zu Sagres aus dem Leben schied und in dem Erbbegräbnis des Vaters beigesetzt ward, empfing die am weitesten abgelegene Gruppe Corvo und Flores ihre ersten Ansiedler. Neben Portugiesen ließen sich auch Auswanderer aus andern Ländern, besonders aus Flandern und Holland nieder. Überhaupt hatte das kleine Königreich Portugal durch seine Entdeckungen die Blicke der gesamten Christenheit auf sich gezogen. Diesen Ruhm verdankte es hauptsächlich dem Infanten Heinrich dem Seefahrer mit dem Wahlspruch Talent de bien faire. Er hatte es verstanden, das portugiesische Volk in seine edle Leidenschaft hineinzureißen und es für Seeunternehmungen zu ermutigen und zu begeistern. Hatte er in früheren Jahren von Vorurteil und Engherzigkeit viel zu leiden gehabt, so war bei seinem Tod sein Name mit Glanz und Ehre bedeckt, und jeder Portugiese gedachte seiner mit stolzem Nationalgefühl. Durch seine Anregung waren Venetianer und Genuesen in portugiesische Dienste gezogen worden und hatten durch ihre Kenntnisse und Erfahrungen die nautischen Unternehmungen gefördert. Schon sah man portugiesische Karavellen den Gambia hinauffahren und in Cantor, einem von den Karawanen des Sudan vielbesuchten Meßplatze, bei den Eingebornen Erkundigungen über das Innere des unbekannten Erdteils einziehen. So trat die europäische Welt von der atlantischen Küste aus in Beziehungen zu den großen Staaten Innerafrikas, deren Verbindungen bis nach

Die Azoren. 1447. † 13. Nov. 1460. Resultate der Thätigkeit Heinrichs des Seefahrers.

Tunis und Kairo sich erstreckten. Die Kette war geschlossen, die vom Nil bis an den Ozean reichte, wenn auch die mittleren Glieder noch lange unsichtbar und unbekannt bleiben sollten. Zugleich wurden Faktoreien auf Arguim angelegt, auf Madeira die Zuckerplantagen kultiviert und mit den Negerfürsten Senegambiens Handelsverbindungen angeknüpft. „Man tauschte Sklaven gegen Pferde, und außer Goldstaub und Moschus lieferte der afrikanische Handel noch Elfenbein und den Malaguetta oder Paradiesingwer, ein jetzt verachtetes Gewürz, das aber damals die Dienste des Pfeffers vertreten mußte."

Die Linie durchschnitten. Mit dem Tode Heinrichs des Seefahrers gerieten die Entdeckungsreisen auf längere Zeit ins Stocken. König Alfons, mehr auf Erweiterung seines Gebiets in Nordafrika bedacht, überließ die Fortführung des Werks den Privatunternehmungen einzelner Portugiesen und Italiener, die mehr durch Handelsinteressen und Gewinnsucht als durch Forschungstrieb und Wißbegierde geleitet wurden. Doch soll der König, als er im
1469. Jahr 1469 dem reichen Ferdinão Gomez in Lissabon um 500 Dukaten den Handel mit Senegambien auf fünf Jahre in Pacht gab, die Bedingung hinzugefügt haben, daß derselbe von Sierra Leone aus jedes Jahr eine Küstenstrecke von hundert Meilen entdecken müsse. So wurde im Laufe der nächsten Jahre die goldreiche Aschantiküste mit dem wichtigen Stapelplatz La Mina und die Inseln Fernão do Po (Formosa), Annobom, do Principe und St. Thomas unter dem Äquator entdeckt und in der süd-
1471. lichen Halbkugel das Uferland bis zum Vorgebirge Santa Catharina erforscht. Gomes erhielt den Titel da Mina und wurde zum königlichen Rat ernannt.

Alfons' Feldzüge in Nordafrika. Mittlerweile setzte Alfons, begleitet von dem Thronfolger João und der Blüte des portugiesischen Adels, auf einer stattlichen Flotte nach Nordafrika und erstürmte nach einer beschwerlichen Überfahrt und unter blutigen Kämpfen die feste und reiche Stadt
Arzilla. 1470. Arzilla. Laut pries man in der ganzen Christenheit die kühnen Ritterthaten der Portugiesen bei der Erstürmung der Moschee und der hochgelegenen Burg; und der junge Königssohn erwarb sich durch seine mutige Haltung den Ritterschlag. So kam die Stadt Arzilla, nachdem sie 220 Jahre den Mauren unterworfen war, in die Gewalt der Portugiesen. Man fand außer 50 gefangenen Christen eine sehr reiche Beute, die der König, ohne etwas für sich zu behalten, unter die Sieger verteilte. Arzilla war eine der besten Besitzungen der Mauren in Afrika, mit ansehnlichen Gebäuden geschmückt, durch ihren Handel und selbst durch den Anbau der Wissenschaften blühend und stark durch Waffen- und Kriegsanstalten. Ihre Bewohner hatten den Christen in Ceuta und Alcacer nicht selten bedeutenden Schaden zugefügt. Unter dem portugiesischen Zepter wuchs ihre Bevölkerung nicht allein durch die Besatzung und beständige Grenzwache, sondern auch durch die vielen Kaufleute, die sich hier niederließen, um mit dem übrigen Afrika Handel zu treiben. Da auch das Gebiet von Arzilla sehr fruchtbar war, so gedieh die Stadt zu großem Wohlstand. Henrique de Menezes, Sohn des Duarte, des Helden von Alcacer, wurde Befehlshaber der Stadt.

Tanger. Dem Falle von Arzilla folgte die Einnahme von Tanger auf dem Fuße. Als die Einwohner vernahmen, daß die Portugiesen gegen die Mauern heranzögen, verließen sie aus Furcht vor einem gleichen Schicksale massenweise die Stadt, so daß der Marquis von Montemor, Sohn des Herzogs von Braganza, ohne Widerstand Besitz ergreifen, und vier Tage nach der Einnahme von Arzilla der König selbst seinen feier-
28. Aug. lichen Einzug in Tanger halten konnte. Unbeschreiblich war die Freude der Portugiesen über die Einnahme der altberühmten Stadt, die so oft den christlichen Waffen widerstanden, jetzt ein wichtiges Bollwerk gegen die maurische Macht wurde. Umgeben von wohlbewässerten Thälern, von Weinbergen und Obstgärten stieg Tanger unter den Händen christlicher Ansiedler bald zu hoher Blüte empor.

Unter König João II. ruhte der Krieg in Nordafrika. Aber die Regierung seines Nachfolgers Manuel wurde durch einen Sieg eingeweiht, den der tapfere Befehlshaber von Arzilla, João de Menezes, über die aufständischen Araber davon trug und die Herrschaft der Portugiesen aufs neue befestigte. Neun Jahre später unternahm derselbe Menezes einen kühnen Angriff auf die feste Stadt Larache, deren Hafen den maurischen Seeräubern als Bergungs- und Schutzort diente, entführte oder verbrannte mehrere feindliche Schiffe und machte den portugiesischen Namen geachtet und gefürchtet. Zum bessern Schutze seiner Besitzungen ließ Manuel ein festes Kastell anlegen, das zugleich als Stützpunkt für weitere Eroberungen dienen konnte. Und wirklich gelang es dem Befehlshaber desselben, Azambuja, von dort aus die alte Küstenstadt Safi (Azafi), wo bürgerliche Unruhen und Parteiung ausgebrochen waren, den Mauren zu entreißen und dem portugiesischen Gebiete im nordwestlichen Afrika beizufügen. Dagegen endigte ein Zug des João Menezes wider Azamor mit einer Niederlage und verlustvollem Rückzug. Doch wurde ein heftiger Angriff des Sultans von Fes wider die Stadt Arzilla mit großer Tapferkeit abgeschlagen und Stadt und Burg gerettet. So dauerten die Kämpfe zwischen Portugiesen und Mauren während der ganzen Regierungszeit Manuels fort; in kleinen Kriegen und Fehden vergeudete man die Kräfte, die auf einem andern Schauplatz erfolgreicher und großartiger hätten verwertet werden können. Es war noch das Nachspiel der alten Maurenkriege, die jetzt in Nordafrika, wie einst am Duero und Tajo, ausgefochten wurden, ein Kampf, in dem Rinterehre und der Ruhm der Tapferkeit und überlegene Kriegslist der lockendste Preis war. Auch Azamor, eine reiche und üppige Handelsstadt in der Landschaft Duccala, kam endlich durch den Herzog von Braganza in die Hände der Portugiesen, welche die prachtvolle Moschee zu einer christlichen Kirche einweihten, und im folgenden Jahr eroberte Nuno Fernandes d'Ataide die alte, in einer reichen fruchtbaren Ebene gelegene Stadt Tednest und machte große Beute an Viehherden, während Menezes ein gegen Azamor ausgeschicktes Heer des Sultans von Fes mit großer Kühnheit und glücklichem Erfolg zurückschlug. Es war die letzte Großthat des alten Helden. Noch in demselben Jahr sank er ins Grab, einer der Trefflichsten unter den Genossen jener großen Zeit, edel und hochsinnig als Mensch, tapfer und unternehmend als Feldherr, ein echter Ritter von altem Geist. Ein im folgenden Jahr unternommener Angriff auf Marokko wurde zurückgeschlagen und bei einem Überfall, den die Sultane von Fes und Mequinez auf die mit dem Bau eines Fort an der Mündung des Flusses Marmora in den Atlantischen Ozean beschäftigten Portugiesen unternahmen, erlitten diese größere Verluste an Mannschaft, Schiffen und Kriegsbedarf, als bei den gewagtesten Unternehmungen in Indien. Mit Mühe und Anstrengung konnte Arzilla behauptet werden. Kurz nachher fand der kluge und tapfere Nuno Fernandes d'Ataide, der unermüdliche Verfolger der Mauren, auf einem Streifzuge durch eine feindliche Lanze den Tod. Damit endigten die Eroberungskriege der Portugiesen in Mauretanien unter König Manuel. Man beschränkte sich auf Verteidigung des Gewonnenen, auf Abwehr der Feinde, auf Streifzüge und Einfälle gegen das innere Land. Bei allen Unternehmungen leistete den Portugiesen ein von seinen Stammesgenossen abgefallener Maurenhäuptling Inabentafuf große Dienste; seiner unermüdlichen Thatkraft und List verdankten sie die meisten Erfolge. Als er aber im Todesjahr des Königs Manuel auf einem Feldzug gegen Marokko das Opfer einer Verschwörung wurde, die einige erbitterte Mauren wider ihn angelegt, nahmen die Angelegenheiten der Portugiesen im nordwestlichen Afrika bald eine ungünstigere Wendung.

Fortgang des Eroberungskriegs in Nordafrika. 1495. — 1504. — 1508. — 1513. — 1514. — 15. Mai 1514. — 1515. — Aug. 1516. — Febr. 1521.

Bald nach der Eroberung von Tanger wurden König Alfons' Gedanken von Afrika abgezogen, als ihm die Hoffnung aufging, die Krone von Kastilien mit der portugiesischen vereinigen zu können. So unheilvoll sich auch bisher alle Unionsbestrebungen beiden Reichen erwiesen hatten, so tauchte der Plan immer wieder von neuem auf. Bei den nahen verwandtschaftlichen Beziehungen der benachbarten Königs-

Der kastilische Erbfolgekrieg.

häuser traten bei jedem unsicheren Thronwechsel dynastische Ansprüche und Interessen hervor, und bei den unbotmäßigen, streitlustigen Edelleuten fehlte es nie an Parteigängern. Wir werden an einem andern Orte die verwirrte Lage des Königreichs Kastilien unter dem schwachen, charakterlosen Henrique IV. und die Händel über die Thronfolge kennen lernen. Der ritterliche, ländergierige Alfons ergriff die Partei der Königstochter Juana, wegen ihrer zweifelhaften Legitimität nach ihrem angeblichen Vater „Beltraneja" genannt, und gedachte sich mit ihr zu vermählen, um auf diese Weise die Krone von Kastilien und Leon mit der portugiesischen zu vereinigen. Viele kastilische Granden, an ihrer Spitze der Marquis von Villena und sein Verwandter, der herrschsüchtige Erzbischof von Toledo, billigten den Plan und boten dem Portugiesen zum Kampfe wider die von den Cortes anerkannte Königin Isabella und ihren Gemahl Ferdinand von Aragonien ihren Arm und ihr Vermögen an. Auch der Thronfolger Johann war für das Vorhaben, und die Blüte der portugiesischen Ritterschaft brannte vor Verlangen, sich ähnliche Lorbeeren zu erfechten, wie ihre Väter auf dem Felde von Aljubarrota. Dagegen rieten die geistlichen und weltlichen Großen in Portugal, voran der Erzbischof von Lissabon und der Herzog von Braganza von einem Beginnen ab, „wobei der Krieg sicher, der Sieg so zweifelhaft sei". Diese Vorstellungen machten jedoch auf Alfons' kriegslustiges, eroberungssüchtiges Herz keinen
1475. Eindruck. Im Vertrauen auf französische Hilfe, welche der treulose Ludwig XI. beiden Parteien zugesagt, eröffnete der portugiesische König den Feldzug, um sich die kastilische Krone zu erfechten, seinen Erstgebornen während seiner Abwesenheit als Regenten zurücklassend. Von seinen Parteigenossen feierlich empfangen, vermählte er sich in aller Form mit der kaum dreizehnjährigen Juana und empfing dann die Huldigung der Großen als König von Kastilien und Leon. Die Vollziehung der Ehe wurde jedoch verschoben, bis die erforderliche Dispensation wegen naher Verwandtschaft von Rom eingetroffen sein würde. Ferdinand und Isabella wußten aber die päpstliche Erlaubnis zu hintertreiben.

Fortgang des Kriegs.

So begann denn der Erbfolgekrieg um die Krone von Kastilien und Leon.
1475. 1476. Siegte das Recht Juanas, so ward das Königreich mit Portugal vereinigt, siegte der Anspruch Isabellas, so kam die bereits angebahnte Verbindung mit Aragonien zum Vollzug. Es war für Kastiliens Zukunft eine folgenschwere Entscheidung; der Ausgang konnte nicht vorausgesagt werden, da beide Thronbewerber im Lande selbst zahl-
1475. reiche und mächtige Anhänger zählten. Diesen hatte Alfons auch die ersten Erfolge zu danken, als er mit einem ansehnlichen Heer über die Grenze setzte: er brachte Toro und Zamora in seine Gewalt. Eine Herausforderung zum Zweikampf von seiten Ferdinands scheiterte an den verlangten und verweigerten Bedingungen und lief wie gewöhnlich in eine Ritterprahlerei aus. Das kastilische Heer, von Mangel gedrückt, mußte von Toro ohne Schlacht abziehen. Ferdinand schlug sein Lager in Medina del Campo auf, und schien nicht abgeneigt, sich mit dem Gegner zu verständigen, der mit der Abtretung von Galicien, der Überlassung der bereits gewonnenen Duerofestungen und mit einer Geldentschädigung für die Kriegskosten sich abfinden lassen wollte; allein die mutigere Isabella, welche durch die Hingebung des Klerus einen Teil der Kirchenschätze zu ihrer Verfügung erhielt, verwarf ein solches Abkommen und zerriß die Unterhandlungen. Auch der gespaltene kastilische Adel hintertrieb das Kompromiß, durch das keine der beiden Parteien in ihren Hoffnungen und Ansprüchen befriedigt worden wäre. So hatte denn der Bürgerkrieg seinen Fortgang. Allein Alfons entfaltete ebensowenig Kriegskunst als Fernando: als er, statt der bedrängten Stadt Burgos zu Hilfe zu eilen, von Penafiel wieder nach Zamora zurückkehrte, wußte die kluge Isabella diesen Rückzug als feige Flucht hinzustellen und Zweifel in seinen kriegerischen Mut

und seine ritterliche Ehre zu erwecken. Sie erreichte ihren Zweck. Mehr und mehr schwand das Ansehen und der Anhang des Portugiesen dahin; Städte und Edelleute wandten sich auf die Seite Isabellas. Die Bürger von Ocaña trieben die Anhänger des Marquis von Villena aus der Stadt und öffneten die Thore seinem Gegner Rodrigo Manrique, Großmeister von Santiago. Bald ergriff der unzufriedene Marquis selbst die Sache Isabellas; und als Francisco de Valdes, welcher die Duerobrücke bei Zamora zu hüten hatte, sich gegen die Portugiesen erklärte, wagte Alfons nicht länger in der Stadt zu bleiben. Die Burg seinen entschiedensten Parteigängern, Alfons de Valenza und Juan de Porras, überlassend, begab er sich nach Toro. In Burgos aber geriet die Burgbesatzung in solches Gedränge, daß der portugiesisch gesinnte Befehlshaber Juan de Zuñiga gegen freien Abzug die Festung übergab. Ludwig XI. begnügte sich mit einem geringfügigen Streifzug nach Biscaya und bedrängte Fuentarabia, schloß aber, als spanische Hilfstruppen heranrückten, mit Ferdinand und Isabella einen Waffenstillstand. Damit war auch von dieser Seite dem portugiesischen König jede Aussicht auf Hilfe abgeschnitten. Mehr und mehr richtete nunmehr der kastilische Adel seine Blicke auf Isabella und suchte eine Aussöhnung. Die kluge Königin erleichterte ihnen die Umkehr. So traten der Herzog von Arevalo und der Großmeister von Alcantara auf ihre Seite.

Ein neuer Hoffnungsstern leuchtete den Portugiesen, als Prinz João, der sich als Regent einen guten Namen gemacht, mit neuer Mannschaft dem Vater zu Hilfe zog. Durch ein Anleihen bei den Vermögenden und durch Einziehung ungeweihter Silbergeräte aus den Kirchen hatte er die Kosten für die Ausrüstung bestritten. Beide vereinigt rückten vor Zamora, fanden aber die Stadt in so gutem Verteidigungsstand, daß sie bald den Rückzug gen Toro wieder antraten. Fernando folgte den Abziehenden auf dem Fuße nach, und bald ereignete sich an dem Höhenzug zwischen beiden Städten eine blutige Schlacht, worin nach einem mehrstündigen hartnäckigen Kampfe der Sieg sich schließlich den Kastilianern zuneigte. Mit wunderbarer Tapferkeit verteidigte der Ritter Duarte de Almeida die königliche Standarte, bis er beider Hände beraubt und von Wunden erschöpft neben derselben zusammenstürzte und als Gefangener fortgeschleppt ward. Aber ein andrer Ritter, Ganzalo Pirez, der in der Folge den Beinamen „von der Fahne“ (Bandeira) erhielt, entriß dem Feinde das eroberte Banner wieder. Fernando, den seine Gemahlin bei verschiedenen Gelegenheiten wegen seines unritterlichen Wesens getadelt, hatte an dem Siege wenig Anteil. Als bei einer ungünstigen Wendung die Gefahr nahe an seine Person herantrat, sprengte er mit einigen Begleitern vom Schlachtfeld nach Zamora zurück, die Fortführung des Kampfes dem Kardinal Mendoza und dem Herzog von Alba übertragend. Alfons dagegen kämpfte mit dem größten Mute in den dichtesten Reihen und zog sich erst, als alles verloren war, nach Castronuño zurück. Sein heldenmütiger Sohn João zog die Flüchtigen und Zersprengten an sich und nahm auf einer Anhöhe eine so feste Stellung, daß die Kastilianer ihn nicht anzugreifen wagten. Wie ein Sieger kehrte er darauf nach Toro zurück, während die Feinde ihrem König nach Zamora folgten. Nun übergab der Befehlshaber Alfons de Valenza die Burg unter günstigen Bedingungen und machte seinen Frieden mit Ferdinand. Sein Beispiel ahmten bald andre Parteihäupter nach, wie der Großmeister von Calatrava und der Graf von Ureña. Endlich verließ auch der Erzbischof von Toledo, der am treuesten zu Alfons gehalten, die portugiesische Sache. Dennoch behauptete sich der ritterliche König noch einige Zeit in Toro, während João nach Portugal zurückkehrte, um die Grenzen gegen die von Norden und Osten vordringenden Kastilianer und Galicier zu verteidigen, eine Aufgabe, der er sich

Die Schlacht bei Toro. 1476.

März 1476.

mit ebensoviel Tapferkeit als Umsicht unterzog. Selbst Isabella zollte dem klugen und wachsamen Königsohne ihre Anerkennung.

König Alfons in Frankreich. Das zweideutige Spiel, das Ludwig XI. im vorigen Jahr getrieben, hielt den leichtgläubigen Alfons nicht ab, aufs neue mit dem schlauen, selbstsüchtigen Fürsten in Unterhandlung zu treten. Nachdem er Toro und die übrigen kastilischen Orte sicheren Händen übergeben, reiste er mit seiner angetrauten Gemahlin nach Portugal und bestieg im Hafen von Belem ein Geschwader, das ihn nach Marseille führte. Ludwig hatte ihm eine persönliche Zusammenkunft in Tours zugesagt, und dorthin begab sich

Aug. 1476. nun der portugiesische Monarch über Perpignan, Montpellier, Nimes und Lyon. Der französische König empfing ihn auf die feierlichste Weise und mit der ausgesuchtesten Höflichkeit. Doch wollte er ihn nur täuschen und zu seinen eignen Zwecken benutzen. Mit der größten Bereitwilligkeit versprach er ihm alle Hilfe und Unterstützung an Geld und Mannschaft, nur müsse er zuvor den Herzog Karl von Burgund, der gerade gegen Nancy aufgebrochen war, zu einem friedlichen Verhalten bewegen, damit er ohne eigne Gefahr dem Bundesgenossen den erbetenen Beistand leisten könne. Demgemäß reiste Alfons nach Lothringen, um den Herzog zu dem Versprechen zu bewegen, Frankreich während eines spanischen Feldzugs nicht feindlich anzugreifen. Dort erhielt er freilich eine andre Belehrung über Ludwigs Charakter und Politik, die seine Hoffnungen niederschlug. Bald darauf fand Karl auf dem Schneefelde vor Nancy seinen Tod, und nun war bei dem vielbeschäftigten König für Alfons an keine Hilfe mehr zu denken, obgleich er noch den ganzen Winter über in Frankreich verweilte und sich mit glatten Worten und gleisnerischen Verheißungen hinhalten ließ. Und durch ein ähnliches Intrigennetz sah er sich in Rom umgarnt. Papst Sixtus IV. wollte die Ehedispensation nur dann erteilen, wenn der König von Frankreich es über sich nehme, dem portugiesischen Prätendenten und seiner Gemahlin den kastilischen Thron zu ver-

Mai 1477. schaffen. Alfons ließ nun den König zu einer neuen Zusammenkunft in Arras bitten. Sie wurde freilich zugesagt; aber vergeblich harrte der Portugiese mehrere Tage auf Ludwigs Eintreffen. Erbittert über die zweideutige Haltung desselben und besorgt, er könnte am Ende noch verhaftet und seinen spanischen Feinden ausgeliefert werden, verließ er Arras und begab sich nach Honfleur in der Normandie. Von hier aus schrieb er an seinen Sohn, „alle irdische Eitelkeit sei in seinem Herzen erstorben, er habe beschlossen, sich eine unvergängliche Krone durch eine Wallfahrt in das Heilige Land zu erwerben und sich in einem abgelegenen Kloster dem Dienste Gottes zu weihen; João möge daher sofort die Regierung antreten, als ob er seines Vaters Tod erfahren hätte“.

Nov. 1477. In ähnlichem Sinn schrieb er an die Cortes. Kaum waren diese Schreiben abgegangen, so wurde Alfons von seiner Umgebung und durch ein Trostschreiben Ludwigs von seinem Vorhaben abgebracht. Er kehrte auf einer französischen Galeere nach Portugal zurück, und wurde von dem großmütigen Sohne, obwohl sich derselbe wenige Tage vorher hatte krönen lassen, wie vom Volke aufs neue als König und Herrscher

Ausgang des kastilischen Kriegs. Friede von Alcantara. 1478. 1479. anerkannt. Aber wenn er schon vorher wenig Ansehen genossen, so hatte er durch seine lange Abwesenheit in Kastilien und Frankreich sich noch mehr der Nation entfremdet, so daß der Thronerbe mehr galt als der Vater. In Kastilien aber kamen die wenigen festen Orte, welche die Portugiesen im Gebiet des Duero innehatten, allmählich in die Hände Isabellas und ihres aragonischen Gemahls. Nachdem die Burg von Toro, welche Maria Sarmiento, eine Frau von seltenem Mut und Hochsinn, lange heldenmütig verteidigte, sich zur Übergabe genötigt sah, wurden die übrigen Orte teils durch Gewalt, teils durch Verträge zur Unterwerfung gebracht. Als der tapfere Ritter Pedro de Avendaño die letzten Burgen Covillas und Castronuño vertragsweise räumte, hatte der König keine Aussichten mehr auf irgend namhafte Erfolge, und es war für beide

Länder ein schweres Ungemach, daß Alfons und João es ihrer Waffenehre schuldig zu sein glaubten, auf der Grenze einen verheerenden Rachekrieg fortzuführen. Endlich kam man überein, die unglückliche Königstochter Juana zu opfern und auf Grund der früheren Verhältnisse den Frieden von Alcantara zu schließen, durch welchen Isabellas Anrecht auf Kastilien festgesetzt und anerkannt ward. Alfons und João gaben alle Ansprüche auf unter der Bedingung, daß ihre Anhänger durch eine feierlich ausgesprochene Amnestie jeder Benachteiligung enthoben und in alle ihre Güter, Ehren und Würden hergestellt werden sollten. Auch wurden die Ansprüche der Portugiesen auf das ausschließliche Handels- und Schiffahrtsrecht in Guinea und Mina do Ouro anerkannt. Juana, deren Vermählung mit dem portugiesischen König nie die Sanktion der Kirche erlangt hatte und daher nie vollzogen worden war, wurde einige Zeit in dem Orte Moura in Gewahrsam (Terçaria) gehalten und beschloß dann ihre Lebenstage in der einsamen Klosterzelle von Santa Clara in Santarem. Sie, die man einst als Königin geehrt und geschmückt hatte, wählte jetzt als siebzehnjährige Jungfrau den schwarzen Nonnenschleier und beugte sich unter die strengen Gebote einer armen Klosterschwester, ihrer Oberin. Doch blieb sie ihr ganzes lebenlang ein Gegenstand der Furcht für Kastilien, ein Mittel der Drohung in den Händen der Portugiesen; daher das eifrige Bestreben Isabellas, mit dem Nachbarlande und seinem Herrscherhaus stets in gutem Vernehmen zu bleiben. — Alfons hatte das Friedenswerk seinem Sohne übertragen. Er machte sich Vorwürfe, daß er das Los eines weiblichen Wesens an sich gekettet, ohne ihm nun den versprochenen männlichen, ritterlichen und königlichen Schutz und Beistand zu gewähren. Der Infant war weniger zartfühlend und von dem ehrgeizigen Gedanken erfüllt, was jetzt mißlungen sei, könne in der nächsten Generation zustandekommen durch Vermählung seines Sohnes mit der Erbtochter Kastiliens. Die Vermählung kam auch wirklich zu stande, aber nicht die Vereinigung der beiden Kronen. Denn am Tage der Hochzeit stürzte der Prinz vom Pferde und schloß sein junges Leben in der Hütte eines Fischers auf ärmlichem Strohlager. Juana konnte noch aus ihrem Klosterfenster in Santarem das glänzende Fest und den tragischen Ausgang schauen. Und auch Isabella sah ihren einzigen Sohn und eine ihrer Töchter in einem und demselben Jahr (1498) ins Grab sinken, wodurch die Thronfolge in Kastilien neuen Unsicherheiten ausgesetzt war.

24. Sept. 1479. *Nov. 1480.*

Das quälende Bewußtsein, die „Excellente Señora", wie man Juana in den Tagen ihres Glanzes nannte, geopfert zu haben, umzog Alfons' Seele mit einem düsteren Trübsinn. Von Kummer und Schwermut erfüllt zog er sich mehr und mehr in die Einsamkeit zurück, die Regierung dem königlichen Sohn überlassend. Er hatte bei Torres Vedras an einem stillen Orte in der Nähe des Meeres ein Kloster bauen lassen, wo er sein Leben zu beschließen wünschte. Aber ehe er sich dahin begeben, wurde er von einer tödlichen Krankheit dahingerafft. Alfons V. starb in Cintra in demselben Hause, worin er geboren war, ein ritterlicher Mann von sittenreinem Wandel, schöner wissenschaftlicher Bildung und Wohlredenheit und liebenswürdig im Umgang. Von lebhafter und erregbarer Natur ließ er sich leicht zu hochfliegenden Entwürfen fortreißen, deren Ausführung häufig über seine Kräfte ging. Seine Freigebigkeit artete mitunter in Verschwendung aus und sein herablassendes Benehmen entbehrte oft der Würde, die seiner erhabenen Stellung geziemte. Bei Adel und Ritterschaft war er beliebt, weil er sie mit Gnadenerweisungen und Geschenken reichlich bedachte; das Volk verwünschte oft seinen Hang für Kriegsthaten und Eroberungen, der dem Lande so große Opfer auflegte.

Alfons' Ausgang und Charakter. 1481. *28. Aug. 1481.*

2. König Johann II. und Bartholomäus Dias.

Johann II. 1481—1495. Macht des Adels.

Wir haben den Sieg des monarchischen Prinzips über den Feudalismus als das charakteristische Merkzeichen der Geschichte Europas in den letzten Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts in den früheren Blättern dieses Werkes aufgestellt und die Durchführung desselben in den einzelnen Ländern nachgewiesen. Auch die Pyrenäische Halbinsel hat sich an diesem Entwickelungsprozeß beteiligt, sowohl Spanien unter dem Königspaar Ferdinand und Isabella, als Portugal unter Johann II. Wir wissen, daß das Königreich im Westen der Halbinsel hauptsächlich durch Eroberung der einzelnen Landschaften und Stadtgemeinden entstanden ist und daß sich daraus ein Staat von wesentlich aristokratischer Natur entwickelt hat, welcher durch Königtum und Cortes nur in lockerer Verbindung gehalten war. Jene großen Feudalherren, welche für ihre Waffendienste mit Gütern, Rechten und Privilegien beschenkt worden waren, die „Ricos-hombres", standen als reiche Grundeigentümer und Geschlechtshäupter auf einer Höhe der Macht, die es den Königen ratsam machte, sich ihren guten Willen durch Entgegenkommen, durch Nachsicht, durch Zugeständnisse aller Art zu erwerben. Nicht nur, daß die hohen Adelsklassen außer dem Waffendienst sich zu keinerlei persönlichen oder dinglichen Leistungen verpflichtet hielten; die Kronvasallen, die großen Donatarios, betrachteten sich als dynastische Erbherren auf ihren Gütern, erhoben Abgaben von den unterworfenen Ortschaften, stellten Beamte und Richter an und übten die Jurisdiktion in vollem Umfange. Gesetze und beschränkende Bestimmungen früherer Könige wurden wenig beachtet, zumal unter Alfons V., dessen Freigebigkeit und Gnade gegen Adel und Ritterschaft alles Maß überstiegen hatte.

Das Haus Braganza.

Besonders hatte sich der Herzog von Braganza der hohen Gunst des verstorbenen Königs zu erfreuen. Schon der Gründer des Hauses, Alfons, ein natürlicher Sohn Johanns I. und Gemahl der Erbtochter des gefeierten Connetable Nuno Alvares Pereira, ragte so sehr durch Reichtum und Ehrenrechte hervor, daß er als das Haupt des Adels galt. Diese Macht wuchs noch unter dem Sohne Fernando I. und dem Enkel Fernando II. Kein adliges Geschlecht in der ganzen Halbinsel konnte sich so großer Besitzungen rühmen. Fünfzig Städte, Flecken, feste Schlösser und Burgen mit ihren Gebieten und Gemarkungen und zahllose Meiereien, Waldungen und Triften waren dem Herzog von Braganza erb- und eigen, und man behauptete, er könne 3000 Reiter und 10,000 Mann Fußvolk ins Feld führen. Durch verwandtschaftliche Bande waren die mächtigsten Adelsfamilien mit demselben verbunden. Fernando II., der seit dem Tode seines Vaters (1478) an der Spitze des Hauses stand, war ein stolzer Edelmann von imponierendem Wesen und hervorragenden Eigenschaften, der Alfons' ganzes Vertrauen besessen, ohne dessen Rat und Zustimmung der König nichts Bedeutendes ausgeführt hatte. Durch seine Verheiratung mit einer Tochter des Infanten Fernando war er ein Schwager des Thronerben Johann (João).

Königtum und Aristokratie im Streit.

Aber beide standen von jeher nicht im besten Einvernehmen. João blickte mit Neid auf einen Edelmann, dessen Macht und Güter das Maß eines Unterthanen zu übersteigen schienen und dessen Freimut bei verschiedenen Gelegenheiten verletzend an ihn herangetreten war. Hatte Alfons durch seine Freigebigkeit das Krongut verringert, die Staatseinnahmen erschöpft, das königliche Ansehen erniedrigt, so hielt es Johann für seine erste Herrscherpflicht, die Macht und Autorität der Krone zu erhöhen, die grundherrlichen Rechte und Freiheiten einer Reform zu unterwerfen, das entfremdete Staatsgut zurückzugewinnen, den Adel in engere Schranken zu bannen. Nichts war daher natürlicher, als daß er mit dem Herzog Ferdinand II. von Braganza, der

als das Haupt der „Donatarios", des hohen Lehnsadels angesehen ward, und mit dessen Brüdern, besonders dem hochfahrenden Marquis von Montemor, bald heftig zusammentreffen mußte. Schon auf dem ersten Reichstag zu Evora, wo dem neuen König der Huldigungseid geleistet werden sollte, trat es klar zu Tage, daß mit Joãos Thronbesteigung ein neues Regierungssystem in Anwendung kommen würde. Die Klage der städtischen Abgeordneten über die elende Rechtspflege auf den von der Krone getrennten Besitzungen gab dem König Veranlassung, eine Prüfung aller von früheren Königen bewilligten Schenkungen und Privilegien anzuordnen, damit die gesetzlich vorgesehene königliche „Konfirmation" erteilt werden möge. Nach einem von König João I. erlassenen Lehngesetz, bekannt unter dem Namen Lei mental, sollten Kronlehen nur an den erstgebornen ehelichen Sohn des Donatario erblich übergehen, ein andrer Erbgang nur mit königlicher Dispensation zulässig sein. Dieses Gesetz hatten aber die Könige aus Scheu vor dem hohen Adel nie in Anwendung zu bringen gewagt, so daß die Lehnsgüter vollkommen als Familieneigentum angesehen und vererbt wurden. Dadurch wurde nicht nur das Krongut fortwährend vermindert, sondern auch die königlichen Hoheitsrechte beschränkt, und da der König Alfons in seiner grenzenlosen Freigebigkeit Edle und Ritter nicht nur mit Landbesitz, sondern auch mit Gnadengehalten, Leibrenten, Ehrensold, Heiratsbeiträgen überreichlich bedachte, so stand eine solche Verarmung des Krongutes und des Kronschatzes in Aussicht, daß die königlichen Einkünfte zur Bestreitung der öffentlichen Bedürfnisse für Staat und Hof nicht mehr als zulänglich gelten konnten. Bei der Aufstellung rechtskundiger Männer, Corregedores, welche alle Urkunden über Schenkungen, Privilegien, Gnadenerweisungen, Befreiungen untersuchen sollten, hatte João II. die Absicht, allen Mißbräuchen und Übergriffen zu steuern, durch Gewährung oder Versagung seiner Konfirmation die königlichen Hoheitsrechte in Erinnerung zu bringen und die Rechtspflege zu verbessern. Darum wurde den Untersuchungsmännern eingeschärft, diejenigen Donatarios besonders ins Auge zu fassen, welche von ihrer Jurisdiktion üblen Gebrauch machten. Um der Maßregel einen allgemeinen Charakter zu geben, sollten auch Prälaten, Städte und Ortschaften derselben unterworfen sein und ihre Schenkungen und Rechte bestätigen lassen.

Nov. 1481. Revision des Lehnrechts.

Der Herzog und seine Brüder wollten sich diesen Eingriffen in ihre bisher genossenen Rechte nicht unterwerfen. Sie unterhielten geheime Verbindungen mit dem kastilischen Hof, für den Fall, daß der König mit Gewalt gegen sie vorgehen werde. João, durch verräterische Mitteilung der Schriftstücke von den Umtrieben unterrichtet, beschloß den feindlichen Absichten zuvorzukommen und durch einen Schlag gegen die Häupter des Adels allen Widerstand niederzuschlagen. Der Verkehr des Herzogs mit dem spanischen Königspaare, das João von Jugend auf haßte und dem er stets mißtraute, konnte ihm als Rechtfertigung dienen. Um keinen Verdacht zu erregen, ging er klug und vorsichtig zu Werke. Er begegnete dem Herzog mit Freundlichkeit und Vertrauen und lud ihn zu einer Zusammenkunft in Evora ein, wo sie durch persönliche Besprechung alle Mißhelligkeiten ausgleichen wollten. Als Fernando sich einstellte und nach längerer Unterhaltung wieder heimreiten wollte, wurde er zurückgehalten und unter der Anschuldigung des Hochverrats in Haft gebracht. Zugleich gab der König Befehl, schnell alle Städte und Burgen desselben zu besetzen, um jeden Aufstand seiner Vasallen und Anhänger zu verhindern. Die rasche Entschlossenheit hatte den erwarteten Erfolg. Ohne Widerstand nahmen die königlichen Bevollmächtigten alle Flecken und festen Orte des Herzogs in Besitz; die Brüder ergriffen schnell die Flucht, der Graf von Faro starb bald darauf in Andalusien, der Marquis von Montemor und Alvaro begab sich nach Kastilien, wohin ihm auch bald die Herzogin mit ihren Kindern folgte; ihr und der Königin Bruder, Herzog von Viseu, wurde nach scharfen Ermahnungen begnadigt.

Fall des Herzogs von Braganza. 1483.

Mai 1483.

Darauf bestellte der König einen Gerichtshof aus den angesehensten Rechtsgelehrten und ließ den ersten Edelmann des Reichs auf Ungehorsam und hochverräterische Umtriebe gegen den König und auf Rechtswidrigkeiten gegen seine Vasallen anklagen. Er selbst wohnte den Gerichtsverhandlungen bei. Nach einem Prozeß von zweiundzwanzig Tagen wurde der Gefangene zum Tode verurteilt und alle seine Güter, die vom Vater ererbten wie die von der Krone empfangenen, dem königlichen Fiskus zugesprochen. Man zögerte 20. Juni 1483. nicht lange mit der Vollstreckung. Am 20. Juni wurde der Herzog von Braganza, das Haupt des portugiesischen Adels und des Königs Schwager, auf dem öffentlichen Platze zu Evora enthauptet. Er starb in christlicher Ergebung unter den Händen eines schwarzgekleideten verhüllten Scharfrichters. An seinem Bruder, dem Marquis von Montemor, konnte die Todesstrafe nur im Bilde vollzogen werden. Aber er überlebte den erschütternden Fall seines Hauses nicht lange.

Blutgerichte. Mit der Hinrichtung Fernandos von Braganza war das blutige Drama noch nicht zu Ende. Mehrere Großen des Reichs, an ihrer Spitze der Bischof von Evora, Garzia de Menezes, bildeten eine Verschwörung. Es waren meistens Anhänger des Herzogs, dessen Schicksal auch sie treffen konnte, da sie sich ähnlicher Vergehen bewußt waren. Sie wollten den König ermorden und dem Herzog von Viseu die Regentschaft übertragen. Der junge Fürst, dem sein königlicher Schwager stets große Zuneigung erwiesen und noch kurz vorher seine Verbindungen mit dem Hause Braganza verziehen hatte, ließ sich für den verbrecherischen Plan gewinnen. Alle Anstalten waren getroffen, während der Anwesenheit des Hofes in Santarem das Vorhaben auszuführen. Aber die Verschwörung wurde dem König verraten, und dieser zögerte nicht, ein blutiges Strafgericht über die Schuldigen zu verhängen und in die Reihen der unbotmäßigen Feudalherren neuen Schrecken zu verbreiten. Er entbot den Herzog, der keine Ahnung hatte, daß das Komplott verraten sein könnte, in den königlichen 22. Aug. 1484. Palast zu Setuval und stieß ihm hier vor den Augen einiger Edelleute den Dolch in das Herz. Am folgenden Tag wurde der Leichnam auf einer schwarzbehängten Bahre den Blicken des Volks ausgestellt. Die Güter und Schlösser verlieh der König dem jungen Bruder des Ermordeten, Manuel (geb. den 31. Mai 1469), den er sehr liebte und den er für den Fall, daß er selbst ohne männliche Nachkommenschaft aus der Welt gehen sollte, zum Thronerben bestimmt hatte. Doch sollte er sich nicht Herzog von Viseu, sondern „Herzog von Beja" nennen. Darauf wurden die übrigen Teilnehmer der Verschwörung in Haft genommen und dem Untergang geweiht. Der Bischof von Evora endete seine Tage in einem finstern Turme, wie behauptet ward, an Gift; ein gleiches Schicksal hatte ein andrer Edelmann, Guterrez Coutinho; des Bischofs Bruder, Fernão de Menezes, und zwei andre Mitschuldige, Pedro d'Ataide und Pedro d'Albuquerque, wurden in Setuval öffentlich enthauptet. Der Graf von Penamocor, Alvaro d'Ataide und Fernão da Silveira entkamen durch glückliche Flucht nach Kastilien. Der Spannung mit Kastilien. letztere, auf Joãos Verlangen aus dem Nachbarreiche verwiesen, fand in der Folge seinen Tod in Avignon durch die Hand eines vom König gedungenen Kataloniers. In Portugal hegte man den Verdacht, der kastilische Hof habe von dem Komplott Mitwissenschaft gehabt; es war daher natürlich, daß die Spannung und Mißstimmung, die schon lange zwischen beiden Nachbarn bestand, nun noch stärker wurde. Mehrmals drohte sie in offenen Krieg auszubrechen, namentlich als seit den Entdeckungsfahrten Colons auf kastilischen Schiffen sich nun noch Streit über das Besitzungsrecht der neuen Länder und Eifersucht und Handelsneid zu dem alten Groll gesellten. Erst ein Jahr 7. Juni 1494. vor dem Tode des Königs wurde durch den Friedensvertrag von Tordesillas eine friedliche Ausgleichung getroffen. Nach langen Verhandlungen kam man überein, daß in bezug auf die streitigen Länder und Inseln die Erdkugel durch zwei Meridiane in zwei

gleiche Hälften geteilt werden sollte. Alle Entdeckungen vom 21.° westlich der Inseln des Grünen Vorgebirges bis zum 180.° der Länge sollten Spanien angehören, alle Länder aber von diesem bis zum 21.° sollten Eigentum der Portugiesen sein.

König João II. war ein mächtiger und gefürchteter Herrscher; aber wie bei Ludwig XI. knüpften sich auch an seinen Namen düstere Bilder und Erinnerungen. Mochte man die blutigen Maßregeln gegen die hohen Adelskreise mit der Staatsräson jener Zeit entschuldigen; aber er befleckte auch sein Andenken durch Grausamkeit gegen die Juden, indem er die aus Spanien vertriebenen Familien gegen hohes Kopfgeld über die Grenze ließ, unter der Bedingung, daß sie innerhalb acht Monaten nach andern Ländern überschiffen sollten, dann aber nicht verhinderte, daß alle, welche dieser Bedingung nicht nachkommen konnten, mit der größten Härte behandelt wurden. Nicht nur, daß die Zurückgebliebenen der Sklaverei verfielen, auch die Eingeschifften waren der Plünderung und Mißhandlung ausgesetzt und wurden massenweise an die Mauren in Afrika verkauft. Und derselbe König, welcher den einheimischen Adel so unbarmherzig niederwarf, um seine Herrschergewalt zu erhöhen, gestattete der römischen Kurie eine Mehrung ihrer Machtbefugnisse über Portugal. Während früher nach einem alten Brauch keine Bullen, Breves oder apostolische Schreiben ohne Einsicht und Genehmigung der Reichskanzlei veröffentlicht oder vollzogen werden durften, wurde jetzt die heilsame Beschränkung der päpstlichen Macht durch das königliche Placet beseitigt. Dafür erhielt João Kreuzbullen zu einer afrikanischen Expedition, die er im Sinne hatte, und weitgehende Indulgenzen für alle, die daran teilnehmen würden.

Politik des Königs. Judenverfolgung. 1492.

Dem König João II. war vieles gelungen: er hatte die Krone bereichert; er hatte die Macht der Feudalherren gebrochen; er hatte den Adel in den Dienst des Herrschers gezwungen; er hatte Kastilien zu einer ehrerbietigen, rücksichtsvollen Haltung gebracht; er hatte die Entdeckungsfahrten bis zur Südküste von Afrika ausgedehnt und seiner Nation eine glänzende Zukunft erschlossen. Sein jugendlicher Sohn Alfons, einer der schönsten Jünglinge seiner Zeit, sollte in dieses Erbe eintreten; dessen Vermählung mit der spanischen Infantin Isabella sollte dem portugiesischen Hofe neuen Glanz, dem Königreich die Bürgschaft eines dauernden Friedens geben. Noch nie war in der Pyrenäischen Halbinsel solche Pracht entfaltet worden, als bei dem Hochzeitfeste des Brautpaares in Evora. Aus allen Handelsstädten Flanderns, Frankreichs und Italiens hatte man kostbare Stoffe, Seidenzeuge, Geschmeide, kunstvolle Arbeiten von Gold und Silber, reiche Tapeten, Pelzwerk ankaufen lassen und alle Webstühle und Werkstätten in Bewegung gesetzt. Die ganze vornehme Welt fand sich zu der Vermählung ein, an die sich die glänzendsten Festlichkeiten anreihten. Mehrere Wochen dauerten die Umzüge, Maskeraden und Bälle, die Gauklerkünste und Stiergefechte, die Seeschlachten, Lanzenspiele und Ritterkämpfe in reizendem Wechsel; im Turnier trug der König selbst den Preis davon. Nach Ostern begab sich der Hof mit dem neuvermählten Paare nach Santarem, wo neue Feste veranstaltet wurden. Aber hier trat ein Ereignis ein, das alle stolzen Hoffnungen und Entwürfe vernichtete und dem König Johann den schwersten Herzensstoß gab. Als Alfons am Ufer des Tejo hinritt, stürzte er mit seinem Pferde und war augenblicklich tot. Unter unendlichem Jammer und Wehklagen wurde die Leiche des jungen unglücklichen Fürsten in dem Erbbegräbnis zu Batalha beigesetzt. Seine junge Gemahlin kehrte nach Kastilien zurück. Sie wollte in ein Kloster treten, ließ sich dann aber bewegen, dem nachfolgenden König Manuel die Hand zu reichen. Sie starb jedoch schon im ersten Wochenbett (1498).

Vermählung und Tod des Thronerben. Nov. 1490. 21. Juli 1491.

Seit dem Tode des Sohnes verlor König Johann jede Heiterkeit der Seele. Wochenlang schloß er sich in eine abgelegene Burg ein, um in tiefen Gram versunken über die Hinfälligkeit alles Lebensglücks zu trauern. Auch mit seiner Gemahlin lebte

Tod und Charakter Johanns II.

er in Unfrieden, da er einem natürlichen Sohn, Dom Jorge, den ihm eine Hofdame geboren, den Thron zuwenden wollte, die Königin aber an dem Erbrecht ihres Bruders, des Herzogs von Beja, festhielt. Immer mehr schwand die Gesundheit des Königs dahin. Es hieß, er hätte einst durch einen vergifteten Trunk den Todeskeim eingesogen. Er wollte noch spät im Jahr die Bäder von Monchique in Algarbien besuchen, starb
25. Okt. 1495. aber auf der Reise dahin in Alvor. João II. war ein bedeutender Fürst, der auf der Höhe seiner Zeit stand. Schon seine äußere Erscheinung und Haltung kündigte den König an. Wenn auch nur von mittlerer Größe, war er ausgezeichnet durch Kraft und ritterliche Gewandtheit; stolz auf seine königliche Würde liebte er es, die Majestät durch äußeren Glanz, in Kleidung, Hoffesten und reicher Umgebung zu erhöhen. In allem, was seine Würde und seinen Rang betraf, sagt der Chronist Pina, verlangte er jederzeit eine große Ehrerbietung; er schien zu vergessen, daß er Mensch war, und unterließ nie zu erinnern, daß er König und Herr sei. Sein Sinn stand auf Verherrlichung und Vergrößerung seines Reichs und auf Erhöhung der königlichen Gewalt und Einkünfte. Eifersüchtig besorgt für die Erhaltung der Krongüter, kargte er mit diesen, vergab nur sehr wenige und von diesen wenigen nur die Einkünfte, nicht die Gerichtsbarkeit und Gutsherrlichkeit. Und diese vergabten Einkünfte schienen eher verwilligte Anleihen als Schenkungen, denn sie erstreckten sich nie über die Lebenszeit des Beschenkten hinaus. Ein strenger Richter gegen alle Ungehorsame und Überhebende, war er nicht minder bedacht, allen gerecht zu werden; das Gesetz galt ihm für heilig und seine Wahrhaftigkeit war so allgemein bekannt, daß eine Zusage aus seinem Munde höher geachtet wurde, als jede Urkunde. Auch an dem Aufschwung des geistigen Lebens und des gelehrten Wissens seiner Zeit nahm er Anteil und suchte die Früchte seinem Reiche zu gewinnen. Aus seinem Briefwechsel mit Angelo Poliziano ersieht man, mit welchem Eifer er für die Verbreitung der klassischen Studien wirkte. Auch in diesem Stücke war Manuel sein würdiger Nachfolger. Ayres Barbosa, ein Schüler Polizianos, u. a. Humanisten entfalteten unter dem königlichen Patronate an der Universität Salamanca eine einflußreiche Wirksamkeit als Lehrer der lateinischen und griechischen Sprache und Rhetorik. Von klarem Verstand und richtigem Urteil wußte João II. stets bei allen Unternehmungen und Geschäften die geeigneten Männer zu finden und an die rechte Stelle zu setzen. Dies bewies er besonders bei den Entdeckungsfahrten an der afrikanischen Westküste, welche den Glanzpunkt seiner Regierung ausmachten. Was der Infant Heinrich der Seefahrer begonnen, wurde von João II. mit glänzendem Erfolg fortgesetzt und unter Manuel zu wunderbaren Resultaten geführt.

Entdeckungsfahrten. Guinea. João II. hatte gleich bei seinem Regierungsantritt die Fortführung des Entdeckungswerks an der Westküste Afrikas mit Eifer und Umsicht in Angriff genommen. Um den Handel mit dem reichen Guinea, das Gold, Elfenbein und Sklaven in Menge lieferte, sicherzustellen, beschloß er ein Fort anzulegen. Mit großer Teilnahme sahen
Dez. 1481. im Dezember des Jahres 1481 die Einwohner von Lissabon eine wohlgerüstete Flottille von zehn Karavellen unter der Anführung des Diogo d'Azambuja aus dem Hafen aussegeln, begleitet von zwei Lastschiffen, welche hundert Handwerker, fünfhundert Bewaffnete und Baumaterial und Lebensmittel trugen. Unter den Führern der einzelnen Schiffe befanden sich Pedro de Cintra, der Entdecker von Sierra Leone, und Bartholomäus Dias, damals noch ein unbekannter Mann. Sie landeten an einem elenden Negerdorf, Aldna de duas Partes genannt, und feierten unter einem Baum, auf welchem das portugiesische Banner flatterte, die erste Messe. Denn die Verbreitung des Christentums wurde stets als Hauptzweck vorangestellt, um den gewinnsüchtigen Interessen einen ehrbaren Schein zu geben, die Eroberung, den Menschenraub und den listigen und betrügerischen Tauschhandel mit einem religiösen Schleier zu verhüllen.

Caramansa, der „wollhaarige Dynast der Küste", den sie zur Annahme des Christentums und zur Überlassung eines Landstriches zum Bau einer Feste aufforderten, zeigte sich zurückhaltend und bedenklich und meinte, der Handel mit Goldstaub sollte wie bisher mit „zerlumpten" Schiffern betrieben werden; aber als man ihm zu verstehen gab, daß er nicht zu wählen, sondern nur zu empfangen habe, fügte er sich der Gewalt. Doch warnte er vor unfriedlicher Aufführung, „weil er sonst die Küste mit seinem Volk verlassen werde, das überall eine Behausung finde, wo Zweige und Blätter zum Obdach sich zusammenbinden ließen". Bald waren die Ringmauern des Forts vollendet; 1482.
der König nannte es nach dem von ihm besonders verehrten Heiligen „San Jorge da Mina"; Azambuja blieb als Befehlshaber mit sechzig Mann zurück und leitete die Niederlassung, die bald so zahlreich ward, daß sie zu einer Stadt anwuchs, die den Handels- und Entdeckungsfahrten als Stütz- und Zufluchtsort dienen konnte. Die beiden Lastschiffe wurden versenkt, weil sie die Strömung auf dem Rückweg nicht bezwingen könnten. „Dom João hatte mit phönikischer Verschlagenheit diesen Befehl erlassen, um allen andern Völkern den Besuch der Goldküste zu verleiden, gleichsam als wären nur die Karavellen portugiesischer Bauart für die Fahrt geeignet." Nach der glücklichen Vollendung dieses Unternehmens fügte der König seinen Titeln den Zusatz „Senhor de Guiné" bei. Auch befahl er, daß die Schiffsführer in Zukunft an den neuentdeckten Küsten statt hölzerner Kreuze Steinpfeiler mit dem königlichen Reichswappen, einer portugiesischen und lateinischen Inschrift und einem steinernen Kreuze auf der Spitze errichten sollten.

Dieser Weisung leistete zuerst Diogo Caõ Folge. Nachdem er sich in San Jorge Congo.
mit den nötigen Bedürfnissen versorgt, segelte er südwärts. Bald gelangte er an einen großen Fluß, den die Einwohner Zaire nannten. Der Entdecker legte ihm den Namen „Pfeilerfluß" (Rio do Padrão) bei, der aber in der Folge in „Congo" verwandelt ward. Bei dieser Fahrt war der portugiesische Schiffshauptmann von einem deutschen Kosmographen begleitet, Martin Behaim aus einem edlen Nürnberger Patriziergeschlecht.

Martin Behaim, geboren um 1459, hatte sich frühzeitig der Astronomie und Astrologie Martin Behaim.
gewidmet und dabei geographische und kosmographische Studien getrieben, vielleicht unter der Anleitung des Johannes Müller aus Königsberg in Franken (Regiomontanus), der sich in den siebziger Jahren in Nürnberg aufgehalten und dort die Verfertigung mathematischer Instrumente auf eine hohe Stufe gehoben hatte. Etwa um 1480 hatte Behaim in Handelsgeschäften Flandern besucht und war dann mit dem Strome niederländischer Auswanderer nach den Azoren geraten, wo er später (1486) die Tochter des Lehnträgers der Insel Fayal, Jobst Hurter, heiratete. Nach einem vorübergehenden Besuch in seiner Vaterstadt Nürnberg (1491), bei welcher Gelegenheit er seinen „Erdapfel" oder Globus zeichnete, ließ er sich dauernd in Lissabon nieder, wo er am 29. Juli 1506 in großer Armut starb, also fast gleichzeitig mit Kolumbus, mit dem er in Portugal bekannt geworden war.

Diogo Caõ schickte eine Gesandtschaft an den Negerkönig, der, wie er hörte, Benin. 1484.
mehrere Tagereisen weiter nach dem Innern wohnte. Als sich ihre Rückkehr verzögerte, segelte er ohne sie ab, vier Eingeborne zum Unterpfand mitnehmend. Im nächsten Jahr kam er wieder, tauschte die Neger gegen die zurückgelassenen Portugiesen aus und knüpfte mit dem König von Congo, für den er Geschenke von König João mitgebracht, Verbindungen an, die günstig aufgenommen wurden und einen Gesandtschaftsverkehr mit Portugal zur Folge hatten. Sowohl der König von Congo als der von Benin sprachen den Wunsch aus, daß das Christentum in ihrem Lande verkündigt werden möchte, und João säumte nicht, Missionäre abzuschicken. Doch zeigte es sich

bald, daß das Verlangen nicht aufrichtig war. Die Priester hatten weniger Erfolg als
die Kaufleute. João Alfons d'Aveiro erforschte das Innere des noch unbekannten
Golfs von Benin und entdeckte dort den äthiopischen Pfeffer, der indessen weniger ge-
schätzt wurde als das echte Gewürz der malabarischen und sumatranischen Rebe. Nach-
1486. dem Diogo Caõ bis zum 22. ⁰ südlicher Breite vorgedrungen war und an einem Vor-
sprunge die dritte Wappensäule aufgepflanzt hatte, kehrte er nach Portugal zurück, von
dem König mit Freuden und Auszeichnungen empfangen.

Kap der Guten Hoffnung. Von dem Beherrscher von Benin hatte d'Aveiro vernommen, daß zweihundert-
undfünfzig Legoas weiter in östlicher Richtung ein mächtiges Reich bestehe, dessen Ober-
haupt ein Ansehen genieße wie in Europa der Papst. König João fühlte sich durch
diese Kunde zu neuem Entdeckungseifer angeregt. Er gründete eine Gesellschaft von
Gelehrten, unter dem Vorsitz des Bischofs Diogo Ortiz, welcher Martin Behaim und
die beiden königlichen Leibärzte, Rodrigo und der Jude Joseph, vielleicht auch der
jüdische Astronom Rabbi Abraham Zacut angehörten, um neue, auch für südliche
Breitengrade geltende Tafeln der Sonnenhöhe zu berechnen, und versah die Seefahrer
mit Instrumenten und Karten. Die neue Entdeckungsfahrt übertrug er demselben
Bartholomäus Dias, der schon die Reise unter Azambuja mitgemacht hatte.
1486. Der zweite Schiffsführer war João Infante. Mit zwei Fahrzeugen und einem Vor-
ratsschiff stach Dias im August 1486 in See. Südwärts der Congomündung setzten
sie an verschiedenen Orten Neger und Negerinnen ans Land, welche in Lissabon die
portugiesische Sprache erlernt hatten, damit sie bei den Eingebornen Erkundigungen
einziehen möchten; auf der Heimfahrt wollte man sie dann wieder abholen. Bei Serra
Parda nördlich von der Walfischbucht pflanzten sie den ersten Wappenpfeiler auf. „Am
Kap Voltas vorüber," heißt es bei Peschel, „gingen sie an der Küste gegen Süden bis
zum Sankt Helenagolf, den sie die Bucht der Kreuzungen nannten, weil widrige Winde
sie zum Lavieren zwangen. Man suchte von dort die hohe See und ein Sturm warf
die Schiffe mit eingezogenen Segeln drei Tage lang vor sich her. Da bemerkte das
Schiffsvolk, daß die Wellen viel kälter und für die kleinen Fahrzeuge zu gewaltig
wurden. Da man noch immer glaubte, die verschwundene Küste von Afrika zur Lin-
ken behalten zu haben, hielt man eine Zeitlang gegen Osten und als sich in dieser
Richtung das verlorne Land nicht zeigen wollte, ging den Seefahrern das Herz auf,
denn sie merkten, daß sie über die Südspitze des Festlandes gelangt sein mußten. Man
änderte jetzt die Richtung nach Norden und erreichte bald eine Bucht, belebt von zahl-
reichen weidenden Herden, weshalb sie die Kuhhirtenbucht (jetzt Algoabai) genannt
wurde. Man ahnte bereits auf dem Geschwader das große Geheimnis, daß man das
südliche Kap von Afrika umschifft habe, denn die Küste schlug hier zur großen Freude
der Befelshaber eine neue, nämlich eine östliche Richtung ein. Sie erreichten nun eine
kleine Insel, der sie den Namen Cruz gaben und wo sie den dritten Wappenpfeiler
aufrichteten." So war denn die große Entdeckung gelungen. Gern hätte der kühne
Dias die Fahrt noch fortgesetzt; aber Führer und Mannschaft bestanden auf der Rück-
kehr. Nur zu einer dreitägigen Weiterfahrt vermochte er die Widerstrebenden zu be-
wegen; da sie aber in dieser Frist nicht über die stumpfe Spitze Afrikas hinauskamen,
so kehrten sie an dem Buschmannfluß, den sie nach dem zweiten Führer „Rio do In-
fante" nannten, wieder um. Bald gelangten sie an das große Vorgebirg, das sie auf
der Hinfahrt nicht bemerkt hatten. Wegen der heftigen Stürme, die es umtobten,
legte ihm Dias den Namen „Cabo tormentoso" bei. Aber König João, erfüllt von
der Hoffnung, von dort aus nach dem ersehnten Indien zu gelangen, veränderte das
„stürmische" Vorgebirg in ein „Kap der Guten Hoffnung". Nachdem Dias alles Wich-
tige aufgezeichnet und einen Wappenpfeiler auf dem neuentdeckten Lande aufgepflanzt

hatte, trat er, das verschlagene Vorratsschiff mühsam an sich ziehend, die Rückfahrt an. Nach einer Reise von sechzehn Monaten und siebzehn Tagen, während deren er eine Küstenstrecke von 375 Meilen zurückgelegt hatte, langte er wieder in der Heimat an. Dez. 1487.

Weiter wurden die Entdeckungsfahrten unter João II. nicht ausgedehnt. Dagegen war er bemüht, durch Missionäre in Congo und Senegambien das Christentum verkündigen zu lassen, ein Unternehmen, das zwar der Kirche geringe Früchte eintrug, für die Erforschung des Landes und die Ausdehnung des Handels dagegen von Erfolg begleitet war. Auch durch eine Gesandtschaft nach Osten, welche von Jerusalem aus über die Beschaffenheit der fernen Ostländer Erkundigungen einziehen sollte, suchte der unermüdliche Fürst die Kunde des Erdkreises und den Ruhm Portugals zu mehren. Zwei sprachkundige Männer, Affonso de Paiva und Pero de Cavilhão sollten dem christlichen König von Habesch, in dem man den mythischen Erzpriester Johannes erblickte, ein Schreiben Joãos überbringen und zugleich das Land auskundschaften. In Aden trennten sich die beiden Gesandten, nachdem sie übereingekommen, in Kairo wieder zusammenzutreffen. Paiva ging nach Äthiopien, Cavilhão besuchte die indischen Städte Kananor, Kalikut und Goa und fuhr dann mit maurischen Kaufleuten längs der Ostküste Afrikas bis nach Sofala, wo man ihm von der großen „Mondinsel" Madagaskar erzählte. Nach Kairo zurückgekehrt, fand er seinen Gefährten nicht mehr am Leben, wohl aber zwei Juden mit einem neuen Schreiben des Königs, worin ihm befohlen war, nach Habesch vorzudringen. Er übersandte durch einen der Juden dem König einen Bericht über seine bisherigen Entdeckungen und begab sich dann über das Rote Meer an den Hof des abessinischen Königs, wo er zwar ehrenvoll aufgenommen und gut behandelt ward, aber das Land nicht wieder verlassen durfte. Erst im Jahr 1520, als portugiesische Schiffe in das Rote Meer eingedrungen waren und sich mit Habesch in Verkehr gesetzt hatten, wurde er von den Seinigen wieder aufgefunden.

(Randbemerkungen: Resultate. — 1487.)

II. Die spanische Monarchie und die Entdeckung von Amerika.

1. Kastilien.

Auch in dem Königreich Kastilien trat im fünfzehnten Jahrhundert die Richtung der Zeit nach monarchischer Machtfülle hervor. König Johann II., mit dem wir die Geschichte in dem früheren Bande (VIII, 102) verlassen haben, blieb auch nach erlangter Mündigkeit stets unselbständig und von fremder Leitung abhängig. Unter den Männern, denen er sein Vertrauen und seine Gunst zuwandte, stand Alvaro de Luna, Großmeister von St. Jakob und Connetable von Kastilien, in erster Linie. Der uneheliche Sprößling eines adligen Hauses in Aragonien, schwang sich der merkwürdige Mann durch seine Gewandtheit und Begabung zu solcher Höhe auf, daß er über dreißig Jahre das kastilische Staatswesen leitete, den König und seinen geheimen Rat unbedingt beherrschte und sich solche Reichtümer verschaffte und mit solcher Pracht und Herrlichkeit auftrat, daß der königliche Hof dagegen öde erschien. Ein vollkommener Kavalier, in allen ritterlichen Künsten gewandt, liebenswürdig in seinen Manieren, ein Gönner und Förderer der Bildung und Litteratur und von großer Arbeitskraft, wußte sich der Graf von Luna dem König unentbehrlich zu machen, Dichter und Gelehrte für sich einzunehmen und selbst den stolzen kastilischen Adel, wie sehr er auch mit Neid auf den Emporkömmling blicken mochte, in Furcht und Ehrerbietung zu

(Randbemerkungen: König Johann II. 1406–1454. — Graf de Luna.)

halten. König Johann, ein genußsüchtiger bequemer Herr, der sich lieber den Freuden des Hoflebens und den gesellschaftlichen und künstlerischen Vergnügungen als den Staatsgeschäften hingab, ließ den thätigen Mann, der so sehr allen seinen Wünschen entgegenkam, frei schalten und walten, und sah gelassen zu, wie derselbe seine Stellung zur Befriedigung seiner Habgier, zur Anhäufung unermeßlicher Reichtümer, zum ungerechten Nepotismus gegen Verwandte und Anhänger mißbrauchte. So auffallend war die Stellung des allmächtigen Günstlings, daß man sie der Einwirkung von Zaubermitteln zuschrieb. Diese Mittel waren die Überlegenheit eines starken Geistes über einen schwachen; und solche Zauberkräfte werden zu allen Zeiten in Geltung bleiben.

Mehrung der Königsgewalt durch de Luna. Es war begreiflich, daß die kastilischen Großen, deren Macht und turbulenten Geist wir früher kennen gelernt, sich nicht gutwillig und widerstandslos ein solches Regiment gefallen ließen. Wir hören von heftigen Parteikämpfen und bewaffneten Aufständen, wie sie in der älteren Geschichte des Landes häufig vorkamen. Der König mußte seinen eignen Sohn in den Reihen einer dem Minister feindlich gesinnten Adelskonföderation erblicken! Der Günstling wurde sogar eine Zeitlang genötigt, sich von dem Hofe zu entfernen. Aber siegreich schlug der König das gesetzlose Treiben nieder, und Luna, mit verdoppelter Auszeichnung an den Hof zurückgekehrt, benutzte den Sieg zur Steigerung der königlichen Machtbefugnisse. Der Adel wurde durch Gunstbezeigungen gewonnen oder durch Drohungen und Strafen abgeschreckt; aber auch die Vertreter der Gemeinden erfuhren mancherlei Beschränkungen und Zurückweisungen. Wir wissen, daß die kastilischen Städte zu großem Einfluß auf das öffentliche Leben gelangt waren, daß sie, stark durch die „Hermandad", den zu gegenseitigem Schutze aufgerichteten Städtebund, in den Cortes die entscheidende Stimme führten (VII. 547 ff.). Diese Macht der gesetzgebenden Körperschaft zu schwächen und die monarchische Gewalt freier zu stellen, war das Hauptziel der politischen Bestrebungen des Grafen. Und dieses Streben wurde erleichtert durch die kurzsichtige Sparsamkeit der städtischen Verwaltungen. Wie in England, begegnen wir auch in Kastilien der politischen Unreife, daß manche Stadtgemeinden die Vertretung im Reichstage mehr als eine Last, denn als ein wertvolles Recht ansahen, weil dadurch dem städtischen Haushalte beträchtliche Ausgaben erwuchsen. Es fand daher keinen großen Widerspruch, daß die Regierung die Stimme bei den Cortes nur auf die größeren Stadtgemeinden beschränkte, welche zugleich die kleineren vertreten sollten, daß die Wahlen oft von königlichen oder städtischen Beamten vorgenommen wurden, daß man die Beiziehung von Cortesmitgliedern zu den Sitzungen des geheimen Rates mehr und mehr unterließ. „So frühe schon war die schöne Dämmerung der Freiheit umwölkt, die in Kastilien unter weit glücklicherer Vorbedeutung aufging, als vielleicht in irgend einem andern Lande von Europa."

Beförderung der Wissenschaften. Die schönste Seite der Regierung Johanns II. und seines Ministers war die Beförderung der Künste und Wissenschaften, auf welche beider Sinn und Interesse in gleicher Stärke gerichtet war. Wir werden an einem andern Orte das neue geistige Leben beleuchten, das damals in allen Ländern zu Tage trat und mit der Ausbildung des monarchischen Absolutismus und der glänzenderen königlichen Hofhaltungen Hand in Hand ging; selbst der kastilische Adel, sonst nur auf Jagd und Waffenführung gerichtet, fing an, dem Geiste der Zeit zu huldigen und sich mit Wissenschaften und der „fröhlichen Kunst" zu beschäftigen. Ja einige der hervorragendsten Dichter der Renaissance, wie die Markgrafen von Villena und Santillana und der Ritter Johann von Mena, gehörten den Adelskreisen an.

de Lunas Fall. Wurde Alvaro de Luna in den Tagen seiner Macht und Herrlichkeit oft angefeindet und beneidet, so erregte die unwürdige und unverdiente Weise seines Falles

Mitleid und Teilnahme. Er hatte den König beredet, die Infantin Isabella von Portugal als zweite Gemahlin heimzuführen, in der Hoffnung, an ihr eine ergebene Gönnerin zu finden. Aber „durch eine jener Schickungen der Vorsehung, die oft die Pläne der Weisesten wie der Schwächsten zerstören", diente die Säule, welche der Minister so geschickt zu seiner Stütze aufgerichtet hatte, nur dazu, ihn zu erdrücken. Die stolze Königin nahm Anstoß an der Übermacht des Günstlings und der untergeordneten Stellung ihres Gemahls; und ihren Intrigen gelang es, den König dahin zu bringen, daß er den langjährigen Freund und Ratgeber nicht nur in Ungnade seiner Dienste enthob, sondern ihn auch durch ein ungerechtes, parteiisches Gerichtsverfahren zum Tode 1453.
verurteilen ließ. Alvaro de Luna fiel als Opfer des königlichen Absolutismus, den er selbst so eifrig gefördert. Es geht eine gewaltige Nemesis durch die Blätter der Geschichte. Mit der größten Seelenruhe legte er das Haupt auf den Block, wo es durch das Henkerbeil vom Rumpfe getrennt ward. Das Volk blickte mit Trauer auf den erschütternden Vorgang, und manche aufrichtige Thräne wurde ihm nachgeweint. Die Kastilianer hatten auch Ursache zur Trauer: denn die neuen Günstlinge, die sich nun an den Hof drängten, waren eben so eigennützig und herrschsüchtig, aber weniger befähigt. — Johann II. überlebte den tragischen Fall des Connetable nicht lange. Schon 21. Juli 1454.
im nächsten Jahr ging er aus der Welt, ein Fürst ohne große Tugenden und Eigenschaften und ohne männliche Kraft zu selbständigem Handeln.

Die Thronbesteigung seines Sohnes Heinrich IV. wurde von dem Volk mit Jubel König Heinrich IV.
begrüßt; man glaubte Eigenschaften in ihm zu entdecken, welche eine glückliche und 1454—1469.
ruhmvolle Regierung erwarten ließen. Diese Hoffnungen wurden vollständig getäuscht. Mochte man auch die unüberlegte Freigebigkeit gegen den Adel entschuldigen und als einen großmütigen Zug preisen, mochte man es leicht nehmen, daß er aus den vornehmen Klassen eine glänzende Leibwache von 3600 Lanzenträgern bildete und besoldete, mochte man es billigen, daß er im Geiste der alten Romantik die Kreuzfahrten gegen die Mauren erneuerte, ritterliche Abenteurer aus andern Ländern herbeirief und jahraus jahrein Streifzüge in das Land der Ungläubigen veranstaltete, welche keine andern Folgen hatten, als daß die Dörfer und Fluren auf der Grenze verwüstet wurden, ohne daß irgend eine namhafte Waffenthat ausgeführt worden wäre, so wurde doch das ganze Volk bald gewahr, daß man keine Zeiten des Glücks zu erwarten habe. Der Beiname „des Freigebigen", womit man den König Heinrich IV. anfangs begrüßte, wich im Munde des Volks bald dem des „Ohnmächtigen".

Und nicht bloß in den Heidenkämpfen ahmte Heinrich IV. die alten kastilischen Das Hofleben.
Könige nach, sein Hof war auch, wie in alten Tagen, der Schauplatz eines wollüstigen Lebens, voll leichtfertiger, zweideutiger Galanterie, eines üppigen Ritter- und Minnedienstes ohne ideale Ziele. Nachdem er von der unglücklichen Blanka von Aragonien „wegen beiderseitigen Unvermögens" geschieden worden, führte er die schöne Portugiesin Johanna, Alfons' V. Schwester, als zweite Gemahlin heim, eine lebenslustige, 1455.
prachtliebende Dame von leichten Sitten. Böse Zungen flüsterten bald einander zu, daß die neue Königin ihre Gunst einem schönen jungen Ritter Beltran de la Cueva zuwende und sich in seinen Armen entschädige für die zahllosen Liebschaften ihres Gatten mit ihren Hofdamen, und als nach einigen Jahren eine Infantin geboren ward, die 1462.
den Namen ihrer Mutter Johanna empfing, wurden Stimmen laut, welche die Vaterschaft des durch seine Ausschweifungen entnervten Königs bezweifelten und der Prinzessin den Beinamen „Beltraneja" beilegten. Wir wissen, daß Heinrich sie als seine legitime Tochter und Thronfolgerin erklärte und anerkennen ließ, und welche bittere Früchte und schlimme Tage daraus dem kastilischen Land und Volk erwuchsen.

Man war in Kastilien an so manches Anstößige im Herrscherhaus gewöhnt, daß Mißstände u. Parteiung.

die sittliche Entrüstung über das Hofleben und die zweifelhafte Echtheit der Thronfolgerin Juana schwerlich zu Aufruhr und Bürgerkrieg geführt haben würde, hätte Heinrichs IV. Regierung nicht auch zu so vielen andern Klagen Anlaß gegeben. Alle Mißstände der vorigen Regierung dauerten fort oder wurden vermehrt, ohne daß, wie dort, die Staatsklugheit eines de Luna oder die Kunstliebe und der wissenschaftliche Sinn eines Königs Johann für die Gebrechen eine Entschädigung geboten hätten. Der Aufwand und die Verschwendung des Hofes führten zu drückenden Gelderhebungen, zu unerträglichen Münzfälschungen, zu Eingriffen in das Grundeigentum der Sädte; und während der König mit seiner Ritterschaft wider die Mauren ins Feld zog, sah er ruhig zu, wie kastilische Edelleute ihre Burgen zu Räuberhöhlen machten, die Reisenden überfielen und ausplünderten und christliche Gefangene als Sklaven nach Granada verkauften. Vor allem aber fühlten sich die Häupter des Adels verletzt, daß der „joviale und musikalische" König sich mit einer Schar von Günstlingen umgab, die er aus dem Staube emporgehoben hatte und den alten Geschlechtern vorzog. Es bildete sich eine Partei von Malkontenten, an deren Spitze der kluge und unternehmende Pacheco, Marquis von Villena, ein gewandter, ränkesüchtiger Edelmann von großem Reichtum und Anhang, und sein Oheim, der ehrgeizige, herrschsüchtige und leidenschaftliche Erzbischof von Toledo, standen. Bei einer Zusammenkunft Heinrichs mit Ludwig XI. an dem Grenzfluß Bidassoa, wobei die Kastilier einen ebenso auffallenden Glanz entfalteten, als der französische König und sein Gefolge sich durch einfachen, ja ärmlichen Aufzug bemerklich machten, erregten sie den Verdacht des Königs, als ob sie, von dem Monarchen Frankreichs bestochen, das Interesse des schlauen Nachbars mehr förderten als sein eignes. Sie wurden daher aus dem königlichen Rat entfernt, eine Kränkung, die sie nie verziehen. Sie bildeten eine jener mächtigen Adelsunionen, denen wir früher in der Geschichte der Halbinsel mehrfach begegnet sind, erließen eine „Verwarnung" an Heinrich zur Abstellung der Mißbräuche, und lauerten auf einen günstigen Zeitpunkt der Rache.

Der Gegenkönig Alfons. Dieser kam nur zu bald. Wir haben bereits in der Geschichte Portugals des Erbfolgestreites gedacht, als König Henrique seine Tochter Johanna „Beltraneja" zur Thronfolgerin erklären ließ (S. 414). Die verbündeten Edelleute ergriffen die Gelegenheit, um dem elfjährigen Bruder des Königs, dem Infanten Alfons, die Krone zuzuwenden und den verhaßten Günstling Beltran de la Cueva, der bald darauf zum Herzog von Albuquerque erhoben ward, zu stürzen. Die schwankende, unschlüssige
1465. Haltung Heinrichs steigerte ihre Kühnheit. Am 5. Juni 1465 zogen die Verschwornen vor die Stadt Avila. „Dort saß auf einem Schafott eine Puppe mit Krone und Schwert, welche den Monarchen vorstellte. Don Alonso Carillo, Erzbischof von Toledo, riß ihm zuerst die Krone vom Haupt; Don Alvaro, aus dem Hause der Zuñiga, Graf von Placentia, nahm ihm den Degen; Don Rodrigo Pigmentel, Graf von Benavente, das Zepter, und Diego Lopez de Estuñiga stieß ihn vom Thron, worauf die Vollstrecker dieses sonderbaren Gerichts dem elfjährigen Bruder Heinrichs, Don Alonso, als Souverän mit dem Handkuß huldigten." Dieses eigenmächtige Vorgehen einer übermütigen Adelskoalition erregte bei einem großen Teil der Nation Ärgernis und verschaffte dem König, sowenig Achtung auch seine klägliche Haltung einflößte, einige Sympathien. Das Reich war in zwei Heerlager gespalten: Burgos, Toledo, Cordova, Sevilla und ein großer Teil der südlichen Landschaften standen auf seiten der Konföderirten, während der Norden, wo der Marquis von Santillana, das Haupt der mächtigen Familie Mendoza, und der „gute Graf von Haro" großen Einfluß hatten, die Partei des Königs ergriff. Ein Bürger- und Bruderkrieg stand in Aussicht; schon rückten bewaffnete Heere ins Feld: allein Heinrich trug Scheu, das gezückte Schwert zu

gebrauchen; er setzte sein Vertrauen auf die Unterhandlungen und Truggewebe, mit denen ihn Villena umstrickte, und die darauf hinzielten, die unsichere Lage ins Unbestimmte zu verlängern, damit der Markgraf, als Führer und Lenker des unmündigen „Königs" Alfons, wenigstens in dem halben Reich das gebietende Wort führe.

Schon damals waren die Blicke aller kastilischen Patrioten auf Heinrichs jüngste Isabella.
Schwester Isabella gerichtet. In dem Städtchen Alvaro unter der Obhut ihrer Mutter in stiller Zurückgezogenheit herangewachsen, hatte sie jetzt das sechzehnte Jahr erreicht und sich sowohl durch die Anmut ihres Geistes und Körpers, als durch ihre Tugend und Sittenreinheit inmitten eines wollüstigen Hofes die Achtung und Liebe des Volks erworben. Schon hatten sich mehrere Freier gemeldet; ihre Hand schien der Preis politischer Berechnungen werden zu müssen. Unter den Bewerbern war auch der Bruder des Marquis, Don Pedro Giron, Großmeister des Ordens von Calatrava, ein unruhiger Parteiführer von wilden Leidenschaften und beflecktem Leben. Der König war schwach genug, den Plan zu begünstigen; mit der Hand der Schwester wollte er sich die Freundschaft der Verbündeten erkaufen; schon hatte man in Rom erfolgreiche Schritte zur Lösung des Cölibatgelübdes für den Großmeister gethan. Aber das Vorhaben scheiterte an der standhaften Weigerung der jungen Fürstin und an dem plötzlichen Tode des übermütigen, hochfahrenden Freiers. Dieser Todesfall trat so unerwartet 1466.
und in einem so kritischen Augenblick ein, daß viele an eine Vergiftung glaubten.

Nun standen die Dinge wieder wie zuvor, nur daß die Parteiwut mit jedem Bürgerkrieg und Alfons'
Tage wuchs und sich endlich zum Bürgerkrieg steigerte. Heinrich und Alfons gaben Ausgang.
nur den Namen her; die eigentlichen Führer waren der Herzog von Albuquerque und der Erzbischof von Toledo. In der Ebene von Olmedo sah man den geistlichen Herrn 1467.
im reichen Scharlachmantel mit weißem Kreuze über der Rüstung auf dem Schlachtfelde herumreiten, an seiner Seite den vierzehnjährigen Prinz Alfons in eisernem Harnisch. Die Schlacht brachte keine Entscheidung; die Parteiung schnitt immer tiefer in das öffentliche und gesellschaftliche Leben ein, eine wilde Anarchie lagerte sich über das unglückliche Land. Dieser traurige Zustand wurde nur wenig geändert, als der junge Fürst Alfons, den die Häupter der Adelskoalition an ihre Spitze gestellt, im fünfzehnten Lebensjahr in dem Dorfe Cardeñosa bei Avila plötzlich starb, sei es an 5. Juli 1468.
der Pest oder in Folge eines Giftes. Nunmehr richteten die Konföderierten ihre Blicke auf Isabella; die Prinzessin hatte den üppigen Königshof, wo „die Vergnügungssucht Vertrag von Toros.
selbst den Schleier der Heuchelei verschmähte", verlassen und sich mit ihrem jüngeren Bruder Alfons vereinigt. Jetzt wollten die Verbündeten sie bereden, die Stelle des Verstorbenen einzunehmen und sich als Königin von Kastilien ausrufen zu lassen. Sie verschmähte jedoch ein so unloyales Auftreten, so lange ihr Bruder Heinrich am Leben sei. Dagegen kam durch ihre Vermittlung zu Toros de Guisando ein Vertrag zwischen 5. Sept. 1468.
dem König und den Aufständischen zu stande, kraft dessen Isabella als Erbin der Kronen von Kastilien und Leon anerkannt und von den Cortes als rechtmäßige Thronfolgerin bestätigt ward. Zugleich wurde darin festgesetzt, daß sie nicht zu einer ihren Wünschen widerstrebenden Ehe gezwungen werden, dafür aber auch nicht ohne Einwilligung ihres Bruders sich vermählen sollte.

Der schwache König schloß diese Übereinkunft nur, um die Gegner zu entwaffnen Die beiden Infantinnen.
und bei einer günstigeren Wendung der öffentlichen Meinung eine andre Anordnung zu treffen. Denn er liebte die „Beltraneja" wie seine Tochter und hoffte ihr schließlich doch noch die Thronfolge zuzuwenden. Damals sah man in Kastilien viele vornehme Freier um die beiden Infantinnen sich bewerben, von denen eine jedenfalls eine Krone als Mitgift in die Ehe zu bringen bestimmt schien. Die meisten Aussichten und somit auch die meisten Bewerber hatte Isabella; von England, von Frankreich, von Ara-

gonien kamen dringende Anträge; doch auch Juana ging nicht leer aus. Wir wissen, welche Pläne am portugiesischen Hofe gesponnen wurden. Die spanische Geschichte hätte einen andern Gang genommen, wenn König Alfons V. die Hand Isabellas, sein energievoller Sohn Johann die der Infantin Juana erlangt hätte: dann wäre Kastilien und Portugal zu einem Reiche vereinigt worden.

Isabellas Verlobung mit Ferdinand von Aragonien.

Aber im Buche des Schicksals war es anders geschrieben. Isabella hatte ihre Wahl bereits getroffen: alles was sie über die Persönlichkeit des aragonischen Thronerben Ferdinand vernahm, sprach so sehr zu seinen gunsten, daß sie auf dessen Werbung einging. Wie freute sich der alte König Johann II., als sein Gesandter mit dem Jawort der fürstlichen Braut nach Saragossa zurückkehrte! Schon am 7. Januar 1469 unterzeichnete Ferdinand, König von Sizilien und erklärter Thronfolger von Aragonien, den Ehekontrakt, worin er versprach, die Gesetze und Gebräuche Kastiliens zu beobachten, seinen Wohnsitz in diesem Königreich zu nehmen, und bei allen Anstellungen und Regierungshandlungen sich an die Zustimmung seiner Gemahlin zu halten, so daß alle öffentlichen Verordnungen von beiden zugleich unterzeichnet werden sollten. Der Ehebund war somit nur ein persönlicher Akt, der keinen ähnlichen Bund der beiden Staaten auf völlige Gemeinschaft im Schoße barg; vielmehr trug man dem kastilischen Nationalstolze volle Rechnung, indem der künftige Herrschersitz nach Madrid verlegt werden sollte und Isabella im ausschließlichen Besitze aller wichtigen Hoheitsrechte verblieb.

Die Vermählung in Valladolid. 1469.

Dieser eigenmächtige Schritt der Infantin war keineswegs im Sinne ihres königlichen Bruders. Er beschuldigte sie des Vertragsbruches und hielt nun auch seinerseits sich nicht an die Zusage gebunden. Bereits hatte er auch den Marquis von Villena auf seine Seite gebracht und die Adelskoalition des Südens gesprengt: Isabella sollte verhaftet und unter Aufsicht gestellt werden; sie wurde jedoch durch den Admiral Henriquez und den Erzbischof von Toledo, die sich zu ihren Rittern und Beschützern erklärt, nach Valladolid gebracht und der Obhut einer freundlich gesinnten Bürgerschaft übergeben. Dort fand sich auch nach einiger Zeit der Bräutigam ein. Als Diener verkleidet hatte er sich mit einigen Begleitern von Saragossa aus durch Kastilien geschlichen. Die Verlobten und ihre Freunde zögerten nicht lange mit der Hochzeit, in der richtigen Berechnung, daß eine vollbrachte Thatsache leichter verziehen, als eine beabsichtigte zugelassen wird. Die Bedenklichkeiten der kirchlich gesinnten Isabella über die Blutsverwandtschaft wurden einstweilen durch eine untergeschobene Dispensationsbulle zerstreut, bis eine echte erzielt werden konnte. Am 19. Oktober 1469 fand die Trauung und ein einfaches Hochzeitsfest statt; denn beider Mittel waren zu jener Zeit so beschränkt, daß sie kaum die Kosten für ihre kleine Hofhaltung in Dueñas aufzubringen vermochten.

Ferdinand und Isabella.

Zu der Zeit, heißt es bei Prescott, war Ferdinand achtzehn Jahre alt. Seine Gesichtsfarbe war schön, obgleich etwas von der Sonne gebräunt; sein Auge beweglich und liebevoll; seine Stirn breit und fast kahl; seine muskelstarke, wohlgewachsene Gestalt durch Kriegsstrapazen und ritterliche Übungen, die er liebte, gekräftigt. Er war einer der besten Reiter seines Hofes und zeichnete sich in Spielen aller Art aus, die im Freien getrieben wurden. Seine Stimme war etwas scharf, doch besaß er eine geläufige Beredsamkeit, und wenn er etwas durchsetzen wollte, war sein Benehmen gefällig, ja einschmeichelnd. Er erhielt seine Gesundheit durch die äußerste Mäßigkeit im Essen und Trinken und durch eine solche Gewöhnung an Thätigkeit, daß man von ihm sagte, er scheine Erholung in der Beschäftigung zu finden.

Isabella war ein Jahr älter als ihr Geliebter; ihre Gestalt war etwas über mittlere Größe; ihre Gesichtsfarbe klar; ihr Haar, hellkastanienbraun, schimmerte ins Rötliche, und ihr mildes blaues Auge strahlte Verstand und Gefühl. Sie war ausgezeichnet schön; „das schönste Frauenzimmer", sagt einer von ihrem Hofstaate, „das ich jemals gesehen, und anmutsvoll in

ihrem Wesen". Ihr noch jetzt im königlichen Schlosse vorhandenes Bildnis zeigt eine auffallende Regelmäßigkeit der Züge, die eine natürliche Heiterkeit des Gemüts und jenes schöne Ebenmaß sittlicher und geistiger Eigenschaften ausdrücken, wodurch sie sich so sehr auszeichnete. Bei einem würdevollen Benehmen war sie bis zur Zurückhaltung bescheiden. Sie redete die kastilische Sprache mit einer ungewöhnlichen Zierlichkeit und hatte schon früh eine Liebe zu den Wissenschaften gefaßt, worin sie Ferdinand überlegen war, dessen Erziehung in dieser Rücksicht vernachlässigt gewesen zu sein scheint. — In unmittelbarer Nähe seiner großen Gemahlin, heißt es bei einem andern neuern Schriftsteller, wird Ferdinand mannigfach verdunkelt. Isabella handelte überall nach großen Impulsen, sie blieb sich immer treu, selbst wo sie durch Härte fehlte. Ferdinand berechnete. Kannte er die Gefahren besser, so fehlte ihm dafür die Begeisterung, welche die Gefahr besteht. Er genoß Erlaubtes und Unerlaubtes und war daher unempfindlich für die sittliche Reinheit seiner Umgebung. Seine Zeit gebar die moderne Diplomatie und er selbst galt als der erste Meister in den Künsten der Kabinette. Machiavelli widmet Ferdinand im Buche vom Fürsten einen Abschnitt unter der Überschrift: Wie ein Monarch regieren soll, wenn er Ansehen erlangen will. Die Kanzler, pflegte Ferdinand zu sagen, sind die Brillen der Könige, aber wehe dem, welcher mit unbewaffnetem Auge nicht sehen kann. Seine Sparsamkeit war ungewöhnlich in dem ohnehin frugalen Zeitalter. „Bleibt bei Tisch, Almirante," pflegte er seinem Oheim zu sagen, „es gibt heute eine Olla!" Isabella hatte wenig Arbeit, wenn sie sich rühmte, alle Kleider ihres Gemahls selbst verfertigt zu haben, denn Ferdinand rief einmal aus: „Welch ein dauerhaftes Wams! zum drittenmale habe ich neue Ärmel einsetzen lassen!" Diese unscheinbare Tugend hatte einen großen politischen Wert, da Heinrich IV. durch gedankenlose Schenkungen drei Viertel seiner Einkünfte durchgebracht hatte.

2. Aragonien.

Aragonien ging durch die Umsicht und vaterländische Thätigkeit einiger Staatsmänner und Volksvertreter ohne Schaden an seiner Verfassung und Freiheit aus einer gefährlichen Krisis hervor (VIII, 88). Fernando, aus dem kastilischen Herrscherhaus, wurde, nachdem er dem Herkommen gemäß vor dem Justicia knieend und unbedeckten Hauptes den Eid auf die Verfassung geleistet, als König des vereinigten Reichs anerkannt und empfing die Huldigung der Cortes. Aber schon nach vier Jahren schied der gerechte und wohlwollende Monarch, welcher die Gesetze gewissenhaft beobachtete und selbst die übermäßigen Freiheiten und Rechte der reichen Handelsstadt Barcelona in einem ihm lästigen Fall ehrte und anerkannte, aus dem Leben. Sein Sohn Alfons V. verbrachte die meiste Zeit seiner Regierung mit den Angelegenheiten Neapels, wie wir später erfahren werden. Das neu erworbene Königreich im schönen Apenninenlande, wo ein biegsameres Volk sich in Gehorsam und Unterwürfigkeit vor dem Herrscherwillen beugte und ein reiches üppiges Leben, gehoben durch gesellschaftliche Bildung und geschmückt von Künsten und Wissenschaften, den Sinnen schmeichelte, sagte den Neigungen Alfons' mehr zu, als das aragonische Erbland mit seinen strengen Gesetzesformen und seiner ernsten Bevölkerung; daher zog er den Aufenthalt in Neapel vor, während das väterliche Reich unter eine Regentschaft gestellt ward. An der Spitze derselben stand des Königs Bruder, Johann (II.), ein staatskluger Fürst, welcher in Beziehung auf öffentliche Moral und Politik die treulosen Grundsätze seiner Zeit teilte. Da er schon als Statthalter und Regent die Neigung zu Willkür und Tyrannei durchblicken ließ, die er später, als Nachfolger seines Bruders auf dem Thron, offen an den Tag legte, so trugen die Stände bei Zeiten Sorge, daß ihre Verfassung gegen Eingriffe sichergestellt wurde. Wir kennen die wichtige und bedeutsame Stellung des arago-

Ferdinand. 1412—1416.

Alfons V. 1416—1458, und Johann II. als Statthalter.

Ausbau der Verfassung.

nischen Oberrichters oder Justicia (VIII, 72, 78ff.), des Hüters und Schirmherrn
1442. der Gesetze. Um dessen Amt gegen jede Vergewaltigung oder Willkür sicherzustellen, wurde festgesetzt, daß der Justicia auf Lebenszeit in seiner Stelle verbleiben und von dem König nur mit Zustimmung der Stände aus hinreichenden Gründen entfernt werden könne. Es war keine Gefahr, daß ein solches zwischen Thron und Volk gestelltes Rechtsinstitut gegen die Landesgesetze mißbraucht werden könnte, da, wie wir gesehen, der Justicia einer regelmäßigen scharfen Prüfung seiner Amtsführung durch einen ständischen Ausschuß unterworfen war. Auch ein Schiffahrtsgesetz, welches den fremden Schiffen verbot, in allen der aragonischen Krone unterworfenen Besitzungen Ladung
1454. einzunehmen, wurde unter der Regierung Alfons' V. erlassen, eine wichtige Verordnung, welche dem Seehandel der katalonischen Hauptstadt Barcelona, auf deren Anregung diese Bestimmung getroffen ward, einen neuen Aufschwung gab. So ging, wie im ständischen Verfassungswesen, auch in der Handelspolitik, Aragonien dem britischen Inselreiche voraus.

Thronstreit in Navarra. Die Regierung Johanns, sowohl als Regent, wie später als König, dreht sich großenteils um die Erwerbung des Königreichs Navarra und den dadurch entzündeten Familienstreit. Es wurde früher dargethan (VIII, 73), daß das Gebirgsland auf beiden Seiten der Pyrenäen durch die Vermählung des Infanten Johann mit Blanka, der Witwe des Königs Martin und Erbtochter Karls III. von Navarra, an das ara-
1442. gonische Fürstenhaus gekommen war. Bei ihrem Tode bestimmte Blanka, daß ihr väterliches Erbland ihrem Sohne Karlos, Prinz von Viana, als selbständige Herrschaft zufallen sollte. Mehr als eine Sache der Höflichkeit, denn als eine rechtliche Beschränkung, war daran die Bedingung geknüpft, daß er den guten Willen und die Genehmigung des Vaters vor dem Antritt der Landesherrschaft einholen sollte. Johann scheint anfangs dem Sohne in der Besitznahme keine Schwierigkeiten gemacht zu haben, so daß Don Karlos, da der Vater den Rang und Titel eines Königs von Navarra fortführte, als Statthalter und Befehlshaber mehrere Jahre lang in dem Erblande seiner Mutter das Regiment führte. Als aber der aragonische Fürst eine zweite Ehe einging mit Johanna Henriquez, Tochter des kastilischen Admirals aus königlichem Geblüte, entstanden Rivalitäten, die bald einen feindseligen Charakter annahmen. Die neue Gebieterin, eine herrschsüchtige, ehrgeizige und unternehmende junge Frau, sollte nach der Anordnung ihres Gemahls gemeinschaftlich mit dem Prinzen von Viana die Regierung in Navarra führen. Die geteilte Herrschaft genügte jedoch ihrer stolzen Seele nicht; als Königin von Navarra wollte sie allein das gebietende Wort führen und begegnete dem Stiefsohn mit Übermut. Die Zwietracht ging bald in offenen Streit über, als die zwei feindlichen Parteien der Beaumonts und Agramonts diese Gelegenheit benutzten, um ihren alten Groll in blutiger Fehde auszufechten, und die Kastilier, aus Erbitterung über die Einmischung des Aragoniers in ihre inneren Angelegenheiten, das Feuer schürten. Auf Anstiften der Beaumonts sprach Don Karlos die Landesherrschaft an und zog an der Spitze seiner Anhänger wider die Königin und die Agramonts ins Feld. Johann von Aragonien, von dem überlegenen Geist seiner Gemahlin beherrscht,
1452. nahm Partei wider den Sohn. Bei Aybar kam es zum Treffen, in welchem der Prinz von Viana geschlagen und zum Gefangenen gemacht ward. Einige Monate zuvor
10. März 1452. war die Königin in der kleinen Stadt Sos in Aragonien eines Söhnchens genesen, das in der Folge als Ferdinand der Katholische eine so große geschichtliche Bedeutung erlangen sollte.

Schicksale des Prinzen von Viana. Nach einiger Zeit wurde Karl von Viana der Haft entlassen; aber mittlerweile hatte in Navarra die Gegenpartei so sehr das Übergewicht erhalten, daß er sich nicht in der Herrschaft zu behaupten vermochte. Er begab sich nach Neapel, an

den Hof seines königlichen Oheims Alfons V., um dessen Vermittelung anzurufen. Das ritterliche offene Wesen des Prinzen gewann ihm viele Freunde, und er mochte sich schmeicheln, durch hohen Schutz bald wieder in sein mütterliches Erbland eingesetzt zu werden: aber der Tod seines Oheims vereitelte seine Hoffnung. Nach der letztwilligen Verfügung des Verstorbenen sollte sein Bruder Johann die Besitzungen in Spanien, Sardinien und Sizilien, sein unechter Sohn Ferdinand dagegen das Königreich Neapel erben. Vergebens suchten die Neapolitaner, die dem finstern, zweideutigen Charakter des neuen Fürsten Ferdinand mißtrauten, den ritterlichen Prinzen von Viana zu bereden, als Prätendent für Neapel aufzutreten, ihm die Unterstützung des Volks in Aussicht stellend; der hochherzige Fürst wies die Versuchung von sich; selbst in Sizilien, wohin er sich wendete, traten ähnliche Verlockungen an ihn heran; denn das Andenken an seine Mutter Blanka, welche einst als Gemahlin des Königs Martin (VIII, 86) in der Insel sich viele Liebe erworben hatte, verschaffte ihm auch dort eine gute Aufnahme und viele Freunde. Doch auch hier widerstand er allen verführerischen Insinuationen; er begnügte sich mit der freigebigen Unterstützung, welche ihm die Dankbarkeit der Insulaner darbot, und lebte längere Zeit in der Stille eines Benediktinerklosters bei Messina, mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt. Er gab den Gedanken einer Versöhnung mit dem Vater und einer Einsetzung in seine Rechte nicht auf. War er doch als der Erstgeborne der rechtmäßige Erbe der aragonischen Krone und die Cortes der drei Landschaften waren ihm zugethan. In dieser Erwartung folgte er auch einer Einladung des Vaters zu einer persönlichen Zusammenkunft in Igualá. Er bemühte sich, durch unterwürfiges und reuevolles Betragen gegen das Königspaar den alten Groll zu ersticken und das väterliche Herz zu gewinnen; aber die Königin, die ihrem eignen Sohne Ferdinand die Thronfolge zuwenden wollte, wußte das Mißtrauen gegen ihren Stiefsohn stets wach zu halten und durch feindselige Einflüsterungen jede Handlung desselben zu verdächtigen. Indem man ihn mit verstellter Freundlichkeit täuschte, umgab man ihn mit einem Gewebe von Intrigen. Vor allem war man eifrig beflissen, jede Art von Huldigung oder Anerkennung seiner Rechte von seiten der Cortes fern zu halten. Dennoch ließ sich der Prinz zu keinem ungesetzlichen Schritt verleiten; nur bewarb er sich um die Hand der Infantin Isabella von Kastilien, in der Absicht, sich dadurch eine nachhaltige Unterstützung seines Thronrechts zu verschaffen. Aber gerade diese Verbindung war der aragonischen Königin ein Dorn im Auge; ihre Politik hatte die Prinzessin bereits für ihren eignen Sohn ausersehen, sie sollte das Band einer Union der beiden Königreiche werden. Dieser Plan wurde durch das Vorhaben des Prinzen von Viana in gefährlicher Weise durchkreuzt; man mußte also einen energischen Entschluß fassen. Don Karlos wurde von dem Vater eingeladen, ihn zu einer Cortesfeier nach Lerida zu begleiten. Der Prinz folgte der Einladung, in der Hoffnung, von den Reichsständen als Thronfolger anerkannt zu werden. Aber gleich nach seiner Ankunft wurde er in Haft genommen und nach der unzugänglichen Bergfeste Morella auf der Grenze von Valenzia gebracht; als die Cortes Miene machten, sich mit Vorstellungen einzumischen, wurde die Versammlung geschlossen. Auf die Anfrage des ständigen Ausschusses nach der Ursache einer so auffallenden Maßregel, antwortete Johann mit einer dunkeln Andeutung einer Verschwörung, deren Untersuchung und Bestrafung er sich selbst vorbehalten müsse.

Mai 1458. *Johann II. 1458–.* *1460.*

Auf die Kunde von diesen Vorgängen griffen die erregbaren Katalonier zum Schwert. Bewaffnete Volkshaufen zogen gegen Lerida und drangen, während der König mit wenigen Begleitern unter dem Schutze der Nacht nach Fraga floh, in seinen Palast. Bald langten die Stürmenden vor den Thoren von Fraga an; aber das Königspaar hatte sich bereits nach dem festen Saragossa geflüchtet. Die Flamme des

Ausgang des Prinzen.

Aufruhrs griff rasch um sich: in Navarra erklärten sich die Beaumonts für den Prinzen, von Kastilien heimlich unterstützt und angespornt; in Aragonien, in Valenzia, auf Sizilien waren die Gemüter in drohender Aufregung. Diesen energischen Kundgebungen des Volkswillens vermochte König Johann II. nicht zu widerstehen. Er setzte den Sohn in Freiheit, erkannte ihn als rechtmäßigen Thronfolger an und übertrug ihm die Würde eines Generalstatthalters von Katalonien. In diesem Augenblick erkrankte der Prinz und kurz nachher ging die Trauerkunde durch das Reich, daß er im einundvierzigsten Lebensjahr gestorben sei. Der Verdacht lag nahe, daß er einem Gifte erlegen, das man ihm in der Gefangenschaft beigebracht. So wurde der edle und ritterliche Fürst, dessen einzige Schuld seine gerechten Ansprüche auf den aragonischen Thron waren, in der Blüte der männlichen Jahre das Opfer treuloser Staatskunst. Erfüllt von Liebe und Hingebung für höhere Geistesbildung, wäre er auf dem Thron ein würdiger Rivale der florentinischen Zeitgenossen geworden. Von seinen eingehenden Studien gab eine Übersetzung der Ethik des Aristoteles und eine Geschichte von Navarra Zeugnis.

23. Sept. 1461.

Die Vorgänge in Navarra.

Das Trauerspiel ging mit Karlos' Tod nicht zu Ende, vielmehr sollte ein zweites daraus hervorgehen. Bei seinem Ableben hatte er seine ältere Schwester Blanka, die früher mit Heinrich IV. von Kastilien vermählt, dann aber wegen Unfruchtbarkeit von ihm verstoßen worden war, zur Erbin in Navarra eingesetzt. Allein Blanka war stets auf seiten des Bruders gestanden und hatte längere Zeit dessen Verbannung geteilt; darum sollte sie jetzt auch von einem ähnlichen Schicksal betroffen werden. In Verbindung mit dem treulosen König Ludwig XI. von Frankreich umgab das aragonische Königspaar die unglückliche Fürstin mit einem Netz von Kabalen und Hinterlist, in dem sie ihren Untergang finden mußte. Denn man war entschlossen, ihrer jüngeren Schwester Eleonore, Gräfin von Foix, das Erbland Navarra zuzuwenden, damit es nach deren Tod auf ihren Sohn Gaston von Foix, den Gemahl einer Schwester Ludwigs, übergehe. Zu dem Behuf wurde Blanka, infolge eines zwischen Aragonien und Frankreich abgeschlossenen Vertrags, gewaltsam aus ihrem bisherigen Wohnsitze zu Olit über die Berge geführt, um unter die Aufsicht ihrer Schwester gestellt zu werden. Umsonst wandte sie sich in einem rührenden Brief an ihren früheren Gemahl, König Heinrich von Kastilien, und verschrieb ihm als Preis ihrer Erlösung ihr mütterliches Erbland Navarra; für sie gab es keine Rettung mehr aus den Händen eines grausamen Vaters und einer lieblosen Schwester. Sie wurde nach der festen Burg Ortes in Bearn gebracht, wo sie nach zweijähriger leidensvoller Gefangenschaft einem Gifte erlag, das ihr von treuloser Verbrecherhand gereicht ward. So wurde Navarra mit Foix und Bearn verbunden und damit der Grund zur späteren Teilung des alten Königreichs zwischen Frankreich und Spanien gelegt.

12. April 1461.

1462.

Eleonore überlebte ihren Sohn, Gaston de Foix, Prinz von Viana, der bei einem Ritterspiel in Lissabon im Jahr 1469 durch einen Lanzenstich seinen Tod fand, noch zehn Jahre. Als sie aus dem Leben ging, erbte ihr Enkel, Franz Phöbos, den Thron von Navarra, ein schöner fürstlicher Jüngling mit goldglänzendem Haupthaar, über den seine Mutter Magdalena, Ludwigs XI. Schwester, die Vormundschaft führte. Aber schon nach vier Jahren starb Franz Phöbos eines plötzlichen Todes, wie man glaubte, an Gift, und nun trat seine Schwester Katharina, damals dreizehn Jahre alt, in das Erbe ein. Im Jahr 1484 vermählte sich dieselbe mit Jean d'Albret, einem französischen Edelmann, dessen ausgedehnte Besitzungen im südwestlichen Frankreich dadurch mit dem Königreich Navarra vereinigt wurden. Magdalena, die Mutter der Königin, hatte diese dem spanischen Herrscherpaar sehr unliebsame Vermählung betrieben.

Der König von Aragonien schloß sich hauptsächlich darum so eng an Frankreich an, weil er dessen Hilfe gegen sein eignes Volk bedufte. Weit entfernt, daß mit dem Tode des Prinzen von Viana die aufrührerischen Bewegungen sich sofort gelegt hätten, stieg unter den erregbaren Kataloniern die Erbitterung gegen das Königspaar noch höher. Die Volksphantasie malte das tragische Schicksal des unglücklichen Königssohnes mit lebhaften Farben aus. „Man sah Karlos' Geist nachts durch die Straßen von Barcelona schleichen, hörte ihn in kläglichen Tönen sein frühzeitiges Ende beweinen und zur Rache über seine unnatürlichen Mörder aufrufen." Man verehrte ihn zuletzt wie einen Heiligen. Als die Königin Johanna ihren zehnjährigen Sohn Ferdinand nach Barcelona führte, damit er die Huldigung der katalonischen Stände erlange, sah sie sich bald vom Aufruhr bedroht, so daß sie in Gerona Zuflucht suchte. Die katalonische Miliz verfolgte sie, bemächtigte sich der Stadt und belagerte die feste Burg, wo Johanna mit dem Prinzen von einer kleinen Besatzung tapfer verteidigt ward. Da schloß der aragonische König einen Vertrag mit Ludwig XI., infolgedessen dieser Monarch siebenhundert Lanzen nebst Bogenschützen und Feldgeschütz der bedrängten Königin zu Hilfe schickte. Dafür versprach ihm Johann eine Kriegsentschädigung von 200,000 Goldkronen und gab ihm die Grafschaften Roussillon und Cerdagne in Pfandschaft. Dieser Macht vermochten die Katalonier nicht zu widerstehen. Sie zogen nach Barcelona zurück, um in der erregbaren Hauptstadt den Widerstand gegen den König und seinen Sohn Ferdinand nachdrücklicher zu organisieren. Sie suchten in einer Denkschrift darzuthun, daß die Freiheiten ihres Gemeinwesens verletzt worden und daß sie somit, da das Staatswohl das höchste Gesetz sein müsse, berechtigt seien, die Huldigung zu verweigern. Sie riefen die junge Mannschaft unter die Waffen und wandten sich an Kastilien und dann an Portugal, um deren Beistand zur Losreißung von Aragonien zu erlangen. Wirklich zog auch Dom Pedro, Connetable von Portugal, mit einer kleinen Kriegsmacht in das Land, um die Herrschaft von Katalonien zu erwerben, auf die er als Abkömmling von dem Hause Barcelona alte Erbrechte geltend machen konnte. Aber das Unternehmen hatte keinen Fortgang; König Johann bemächtigte sich nach und nach, teils durch das Schwert, teils durch Gold, der wichtigsten Städte des Landes, wie Lerida, Cervera, Amposta, Tortosa. Dennoch vermochte er nicht, den kühnen Widerstandsgeist Barcelonas zu brechen; selbst als der portugiesische Infant unerwartet aus der Welt ging, wollte die Stadt nichts von Versöhnung hören; zwei angesehene Bürger wurden wegen aragonischer Sympathien auf dem Markt enthauptet.

Aufstand in Katalonien. — *Mai 1462.* — *1463.* — *1464.* — *29. Juni 1466.*

Nun wandten sich die Katalonier an den uns wohlbekannten „König" René von Anjou, daß er zu den übrigen Reichen, von denen er den Königstitel führte, ohne eine Scholle Erde darin zu besitzen, auch noch das barcelonische füge. René sandte seinen Sohn Johann, jenen ritterlichen abenteuernden Herzog von Kalabrien und Lothringen, mit einigen tausend Söldnern über die Pyrenäen. Ludwig XI., in der Verwirrung der Nachbarstaaten stets den eignen Vorteil erblickend, begünstigte heimlich das Unternehmen des Landsmannes, ohne darum das Bündnis mit Aragonien zu zerreißen. Der tapfere Bandenführer bemächtigte sich in kurzem der nördlichen Landschaft Ampurdan, kämpfte unter den Mauern von Gerona wider die Königin, welche in dieser drohenden Zeit einen heroischen Mut bewies und seit der Erblindung ihres Gemahls, infolge der winterlichen Kriegsbeschwerden vor Amposta, die Verteidigung des Landes gemeinschaftlich mit dem Sohne leitete, und gewann durch sein ritterliches Wesen bei der Bürgerschaft von Barcelona so bedeutende Sympathien, daß sein öffentliches Erscheinen stets einem Triumphzug glich. Am höchsten stieg die Bedrängnis des aragonischen Königs Johann, als seine Gemahlin, welche die eigentliche Seele der Regierung und der Kriegführung gewesen, einer langjährigen schmerzlichen Krankheit erlag, zu

Der Herzog von Kalabrien in Barcelona. — *Winter 1468.*

einer Zeit, da die Staatskasse gänzlich erschöpft, die wichtigste Landschaft des Reichs in Aufruhr und teilweise im Besitz eines kühnen Bandenführers war und mit Navarra und Kastilien aufs neue kriegerische Verwickelungen drohten. Aber auch hier bewährte sich das Sprichwort, „daß die finsterste Stunde der Morgendämmerung voraufgehe“. In demselben Jahr, als der hochbejahrte König durch einen geschickten jüdischen Arzt sein Augenlicht wieder erhielt, wurde der Herzog Johann von Kalabrien und Lothrin-
16. Dez. 1469. gen aus der Welt gerufen, ein Ereignis, das die Barcelonier mit dem tiefsten Schmerz erfüllte, den sie durch eine großartige Leichenfeier kund gaben. Er wurde in der Gruft der alten barcelonischen Herrscher beigesetzt. Daß auch hier, wenngleich ohne Grund, der Verdacht einer Vergiftung auftauchte, war natürlich. Zwei Monate vorher hatte der Thronfolger Ferdinand seine Vermählung mit Isabella von Kastilien vollzogen.

Unterwerfung Kataloniens. Der Tod des Herzogs vermochte den trotzigen Sinn der Katalonier nicht zu brechen; standhaft wiesen sie jede Aufforderung zur Unterwerfung von sich. Erst nach zweijährigem Kampfe, als der größte Teil des Landes in die Hände des energischen königlichen Greises gefallen, die städtische Miliz durch schwere Verluste auf eine geringe Zahl herabgebracht war und Barcelona zu Wasser und zu Lande belagert ward, da beugte sich der harte katalonische Geist zum Frieden. König Johann erleichterte ihnen den bitteren Schritt der Unterwerfung und Huldigung. Er beschwor ihre Vorrechte und Gerichtsverfassung, gewährte allgemeine Amnestie und gestattete den fremden Söldnern und jedem, der sich ihnen anschließen wollte, freien Abzug. Nach dem Friedens-
22. Dez. 1472. schluß hielt König Johann auf weißem Schlachtroß seinen feierlichen Einzug in Barcelona. Damit war die Thronfolge Ferdinands des Katholischen, des Gemahls der Infantin Isabella von Kastilien, in dem gesamten Reiche Aragonien eine vollendete Thatsache. Sie war mit großer Mühe, vielleicht mit Verbrechen erzielt worden. Einige Monate nachher machten die an Frankreich verpfändeten Landschaften Roussillon und
1473. Cerdagne große Anstrengungen, wieder mit Aragonien vereinigt zu werden. König Johann leistete ihnen Hilfe und verteidigte, unterstützt von seinem Sohne, die Stadt Perpignan mit großem Heldenmut gegen die Franzosen. Aber Ludwig XI. ließ seine Beute nicht fahren. Zwei Jahre lang wurde die Stadt und das ganze Land mit
1475. solcher Übermacht bekriegt, daß sie zuletzt gebrochen sich dem fremden Joche beugten. Die von Elend und Hunger abgezehrten Bewohner Perpignans wurden durch die Tücke und Grausamkeit des französischen Machthabers zum Abzug gezwungen (VIII, 820).

3. Das vereinigte Reich unter Ferdinand und Isabella.

a. Befestigung der monarchischen Gewalt.

Kastilien in Heinrichs IV. letzten Lebensjahren. Mit dem Vermählungsfest Isabellas und Ferdinands in Valladolid waren die Wirren in Kastilien keineswegs beseitigt. König Heinrich IV. gab der Gesandtschaft, welche ihm die Verehelichung der Infantin anzeigte und um seine Genehmigung bat, die kalte Antwort, „er müsse die Sache mit seinen Räten
1470. überlegen“. Eine königliche Bekanntmachung, daß Isabella durch ihre Verheiratung gegen des Königs Willen aller Vorteile der Übereinkunft von Toros de Guisando verlustig gegangen sei, war die Ankündigung seiner Absicht, nunmehr die Thronansprüche der Infantin Juana, deren eheliche Herkunft von dem König und der Königin feierlich beschworen ward, zur Geltung zu bringen. Mehrere

angesehene Familien, die Pachecos, Mendozas, Zuñigas, Velascos, Pimentels, traten auf ihre Seite. Eine beabsichtigte Vermählung der ins neunte Lebensjahr getretenen Prinzessin mit dem Herzog von Guienne, Ludwigs XI. Bruder, sollte die Unterstützung Frankreichs sichern. So wurde denn die Saat zu neuen Parteikämpfen gestreut. Der gesamte Adel ging in zwei Heerlager auseinander; der kleine Krieg wütete in allen Landschaften, am schrecklichsten in Andalusien, wo die zwei mächtigen Geschlechter der Guzman und Ponce de Leon widereinander ins Feld zogen; das Gesetz war ohne Achtung, der König ohne Ansehen; die Macht lag in den Händen der adligen Häupter, die, wie einst die italienischen und französischen Bandenführer, mit bewaffneten Scharen einander gegenüberstanden. So war die Lage der Dinge in Kastilien, als der schwache König Heinrich IV., der letzte männliche Sprosse des Hauses Trastamara, aus dem Leben schied. Ob er ein Testament zu gunsten seiner Tochter hinterlassen oder nicht, 11. Dez. 1474. wird von den einen behauptet, von andern bestritten. Einige Monate nachher folgte ihm seine portugiesische Gemahlin in die Gruft nach.

Wie es sich aber auch in betreff der letztwilligen Bestimmung des Königs Isabella von den Cortes als Königin anerkannt. verhalten haben mag, daß er seiner Tochter Johanna die Thronfolge zugedacht, konnte ebensowenig bezweifelt, als die illegitime Geburt derselben bewiesen werden. Die Rechtsansprüche Isabellas beruhten somit nur auf der Entscheidung der Cortes, welche ihre frühere Erklärung zu gunsten Juanas längst widerrufen und seitdem, trotz aller Versuchungen von seiten des Königs, das Thronrecht Isabellas festgehalten hatten. Daß aber, bei so schwacher Rechtsbasis, die Erbfolge bestritten werden und schließlich das Schwert und der Gang äußerer Umstände die Entscheidung herbeiführen würde, war vorauszusehen. Es konnte als gute Vorbedeutung für Isabella gelten, daß die feste Stadt Segovia, wo die Infantin sich gerade aufhielt und der königliche Schatz niedergelegt war, auf Veranstalten des Befehlshabers Andreas de Cabrera sie sofort als Königin ausrief und ihr feierlich huldigte. Dem Beispiele von Segovia folgten bald viele Städte und Edle und stellten sich durch Bevollmächtigte oder in Person zur Huldigung ein. Auf einer Ständeversammlung in derselben Stadt wurde die Febr. 1475. Rechtsstellung des Herrscherpaares in Übereinstimmung mit dem früheren Ehevertrag dahin festgesetzt, daß Isabella die rechtmäßige Erbin der Krone von Kastilien und Leon sei, daß ihr allein die Landeshoheit zustehe, mithin alle Gewalt, welche Ferdinand in dem kastilischen Reiche ausübe, nur als von der Königin ausgehend betrachtet werden könne; daß die Übertragung von Ämtern und geistlichen Stellen und die Ausübung der Gerichtsbarkeit in beider Namen zu geschehen habe, die Schatzkammer dagegen und der Oberbefehl in den festen Plätzen nur ihrer Verfügung anheimgestellt sein sollte. Die Münzen sollten das vereinigte Bildnis und das Reichssiegel die vereinigten Wappen beider Königreiche tragen. Ferdinand war zwar mit dieser beschränkten Machtstellung unzufrieden, doch wußte die kluge Isabella seine Empfindlichkeit zu beschwichtigen.

Erbfolgekrieg mit Portugal.

Es war nötig, daß die beiden Herrscher ihre Kräfte nicht durch Zwietracht und Eifersucht schwächten; denn bereits drohte ein neuer Bürgerkrieg. Wir wissen, daß König Alfons V. von Portugal die Thronansprüche seiner Nichte Juana „Beltraneja" geltend machen wollte und sich mit der kaum dreizehnjährigen Infantin verlobte. Er setzte sein Vertrauen auf die mächtige Partei, welche unter der Fahne des Marquis von Villena, Sohnes des kürzlich verstorbenen Großmeisters von St. Jakob, für das Recht Juanas sich erklärte und den Bund mit Portugal begünstigte. Der Marquis war der begütertste Edelmann in Kastilien und „die beste Lanze im Königreich". Auch sein Verwandter, der Erzbischof von Toledo, bisher der eifrigste Anhänger Isabellas, wechselte die Farbe aus Neid auf den wachsenden Einfluß des Kardinals Mendoza. Mit ihnen vereinigten sich ferner der tapfere Ritter Rodrigo Ponce de Leon, später berühmt als Marquis von Cadiz, der reiche Herzog von Arevola, der Großmeister von Calatrava u. a. m. Hätte sich Alfons bei seinem Einbruch in Kastilien südwärts gewandt, so wäre die Drohung des Erzbischofs, „er habe Isabella vom Spinnrocken erhoben, werde sie aber jetzt wieder zu demselben zurückschicken", vielleicht zur Wahrheit geworden, aber durch sein langes Verweilen am Duero gab er der Königin, welche in diesem kritischen Augenblick eine ungemeine Thätigkeit und politische Umsicht entfaltete, und ihrem Gemahl Zeit, sich zur Gegenwehr zu rüsten und aragonisches Kriegsvolk herbeizuziehen. Zugleich gewährte ihr die Geistlichkeit eine namhafte Geldunterstützung aus den Kirchenschätzen, unter Vorbehaltung künftiger Entschädigung. Bald trat eine günstigere Wendung ein. Wir haben an einer andern Stelle der Schlacht am Duero gedacht, worin die beiden Könige und die Häupter ihrer Partei ihre Kräfte miteinander maßen. In dem dichtesten Handgemenge sah man die beiden feindlichen Prälaten, den Erzbischof von Toledo und den Kardinal Mendoza, welche den Rosenkranz mit dem Harnisch vertauscht hatten, die Kriegshaufen zum blutigen Kampf anfeuern. Als Isabella in Tordesillas den glücklichen Ausgang der Schlacht erfuhr, begab sie sich barfuß in die Domkirche, um in Demut dem Herrn der Heerscharen ihren Dank darzubringen. Sie hatte alle Ursache zum Dank. Denn wenige Monate nach dem Siege bei Toro war das Königtum Isabellas und Ferdinands fast in ganz Kastilien anerkannt; die Häupter der Gegenpartei erklärten einer nach dem andern ihre Unterwerfung und alle bedeutenden Städte folgten dem Beispiele der Großen. Der Erzbischof von Toledo verlebte die Jahre seiner Ungnade in seiner Stadt Alcala de Henarez mit Alchimie beschäftigt, und als er nach vier Jahren aus der Welt ging, folgte ihm Don Pedro Gonzalez de Mendoza, Kardinal von Spanien, auf dem Metropolitansitz. Bald schloß auch Ludwig XI. Frieden. Nur in den Grenzlandschaften Estremadura und Leon dauerte der Kampf noch eine Zeitlang fort, und hier zeigte sich Isabella selbst als Kriegsheldin; sie leitete die Belagerungen, sie traf Anordnungen zum Angriff wie zur Abwehr, sie erteilte Befehle, sie setzte sich allen Gefahren aus, ohne auf

die Sicherheit ihrer Person zu achten. Endlich machte, wie wir früher gesehen, der Friede von Alcantara dem kastilischen Erbfolgekrieg ein Ende. Juana wählte Sept. 1479. den Schleier und die portugiesischen Herrscher gaben ihre Ansprüche auf. Von der Zeit an wurde die Regierung des Königspaares Ferdinand und Isabella von keiner Seite mehr bestritten; und da kurz zuvor König Johann II. von Aragonien aus dem Leben geschieden war, nachdem er in voller Geistes- und Körperkraft ein Alter von dreiundachtzig Jahren erreicht, so wurden die Kronen beider Reiche unauflöslich vereinigt, ein Ereignis, dessen folgenschwere Bedeutung für die Zukunft damals noch niemand ahnen konnte. Doch war die Erbfolge in Kastilien noch nicht gesetzlich festgestellt, eine Unsicherheit, welche viele Übelstände und selbst Verbrechen in ihrem Schoße barg.

Wenn die Aufrichtung der absoluten Fürstengewalt am Ausgange des Mittelalters auch manche Keime freiheitlicher Ordnungen und Rechte erstickt und in vielen Ländern wie ein zweischneidiges Schwert schlimme und gute Elemente vernichtet hat, so war doch das politische System, das dem ganzen Zeitalter seinen Charakter und sein eigentümliches Gepräge gab, in Spanien und vor allem in Kastilien ein notwendiges Heilmittel gegen unerträgliche Zustände. Das schwache Regiment Heinrichs IV., das zügellose Hofleben, das gesetzlose Parteitreiben, der verwildernde und zersetzende Bürgerkrieg, die Anmaßung und freche Gewaltthätigkeit der Großen hatten solche Zerrüttungen im öffentlichen und gesellschaftlichen Leben herbeigeführt, daß kaum ein verwirrteres Reich denkbar war, als Kastilien in den ersten Regierungsjahren Isabellas. „Nirgends Gerechtigkeit, nirgends Friede. Jeder Baron that auf seiner Burg, was ihm wohlgefiel und plünderte meilenweit umher das Land aus.“ Der König konnte dem Übel nicht steuern, denn seine schönsten Domänen befanden sich in den Händen der großen Burgherren; er selbst war unmächtig und arm. Auch konnte er sich nicht durch Vergebung bedeutender Stellen eine Partei machen, denn die Vergebung der hohen geistlichen Stellen stand nicht bei ihm, und einige der wichtigsten weltlichen Stellen hatten große Familien erblich an sich gerissen, oder es waren Wahlstellen, bei deren Besetzung der König wenig Einfluß erhalten konnte. Mit diesen markigen Zügen bezeichnet Spittler die Lage der Dinge bei dem Regierungsantritt des katholischen Königspaares; und wie ganz anders sah es aus, als Isabella nach dreißigjähriger Wirksamkeit aus dem Leben ging! Aus den Elementen der Zwietracht war ein Gebilde gesellschaftlicher Ordnung geschaffen, in welcher die monarchische Gewalt in Ehre und Ansehen, das Gesetz geachtet, die Geistlichkeit vom Hofe abhängig, Adel und Städte fügsam und unterwürfig waren. Aber freilich war die politische Schöpfung der beiden Monarchen und ihrer geschickten Werkzeuge zugleich das Grab der alten Freiheit und volksherrlichen Verfassung.

Kastilische Zustände und das neue Regiment.

Eine gesicherte Rechtspflege zu schaffen und die Autorität der Gesetze herzustellen, war das erste Anliegen der neuen Regierung. Dazu bediente sie sich

Die Hermandad und die neue Justiz.

der „heiligen Hermandad", jener uralten Verbrüderung einzelner Städte zu gegenseitigem Schutze wider jegliche Gewaltthat, indem sie das im Laufe der Zeit herabgekommene Institut neu belebte und über das ganze Land ausdehnte, es in den Dienst der Krone zog und ihm zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit eine zweckmäßige Organisation gab. Gemeindeverbände, Junten, sowohl die Städte als die Dorfschaften in sich schließend, hatten die Kosten aufzubringen zu einer berittenen Polizeimannschaft oder Gendarmerie, welche alle Verbrecher und Übelthäter aufzusuchen und vor die Stadt- und Landgerichte zu führen hatte. Jährlich traten Abgeordnete der Städte zu einer allgemeinen Junta zusammen, um über diese Gerichts- und Polizeieinrichtung Beschlüsse zu fassen und Anordnungen zu treffen, die dann auch für die landschaftlichen Junten Gültigkeit hatten. Die in diesen Versammlungen festgestellten Bestimmungen bildeten die Grundlage für das Strafgesetzbuch, das von der Hauptjunta zu Tordelaguna im Jahr 1485 angenommen und von der Regierung eingeführt ward, ein Strafrecht, das besonders gegen Diebe mit Blut geschrieben war.

Die Strafen für Diebstahl, heißt es bei Prescott, findet man in diesem Gesetzbuch mit merkwürdiger Genauigkeit aufgezählt. Die unbedeutendste Entwendung wurde mit Schlägen, mit dem Verlust eines Gliedes oder selbst des Lebens bestraft, und das Gesetz mit schonungsloser Strenge gehandhabt, die nur durch den äußersten Drang desfallsiger Umstände gerechtfertigt werden konnte. Bei Todesstrafen wurde der Verbrecher mit Pfeilen erschossen. Die hierauf bezügliche Verfügung bestimmt, daß der Missethäter das Sakrament, gleich einem katholischen Christen, nehme und hierauf so schnell als möglich hingerichtet werde, damit seine Seele um so sicherer in den Himmel komme.

Der hohe Adel widersetzte sich der neuen Gerichtsordnung, von der er eine Verminderung seiner Autorität und gutsherrlichen Rechte fürchtete, auf seinen Territorien und Lehnsgütern und es gehörte die ganze Klugheit und Entschlossenheit der Königin dazu, diesen Widerstand allmählich niederzuschlagen. Erst als es ihr gelang, den Connetable de Haro und andre einflußreiche Edelleute auf ihre Seite zu bringen, kam die wichtige Einrichtung zu stande und erhielt die Bestätigung der Cortes; und nun konnte die Krone über eine stehende Polizeimannschaft von 2000 schwergerüsteten Reiterlanzen nebst zahlreichem Fußvolk gebieten, die, von den Junten aufgestellt und unterhalten, dem Bereich des lehnsherrlichen Militärverbandes entzogen waren. Die Hermandad bewährte sich bald so trefflich, daß Ferdinand dieselbe in der Folge auch in Aragonien einführte, freilich nicht ohne heftige Opposition von seiten des freiheitliebenden Adels. Des Königs Bruder, Don Alfons von Aragon, Herzog von Villa hermosa, führte den Oberbefehl.

Recht und Gericht hergestellt.

Nun galt es, das Ansehen der Gesetze und die oberrichterliche Befugnis der Krone gegen die hadernden und gewaltthätigen Großen geltend zu machen. Und auch hierbei bewährte Isabella ebensoviel Klugheit und Umsicht als Kraft

und gerechten Sinn. Nachdem sie in Segovia den strengen Stadthauptmann 1476.
Cabrera, Marquis von Moya, der ihr so wichtige Dienste geleistet, gegen die aufgestiftete Bürgerschaft gerechtfertigt und geschützt, nahm sie einen längeren Aufenthalt in Sevilla, inmitten der leidenschaftlich aufgeregten Landschaft Anda- 1477.
lusien, wo der Herzog von Medina Sidonia und der Marquis von Cadiz, die Häupter der feindlichen Geschlechter Guzman und Ponce de Leon, und ihre Verwandten und Anhänger alle Krongüter, alle königlichen Städte und Schlösser an sich gerissen hatten und wie unabhängige Machthaber handelten und einander befehdeten. Auch hier zeigte die Königin wider ihren staatsklugen Herrschergeist. Nachdem sie in Sevilla selbst durch strenges und gerechtes Gericht eine Menge Klagen erledigt und unter den Schuldigen solche Furcht erzeugt hatte, daß die meisten die geraubten Güter den rechtmäßigen Besitzern zurückgaben und Tausende sich durch die Flucht weiterer Bestrafung entzogen, forderte sie auch die mächtigen Burgherren vor ihr Gericht. Groll und Eifersucht hinderte ein gemeinschaftliches Vorgehen und so erreichte sie auch hier den doppelten Zweck, daß ihr der Marquis von Cadiz und die übrigen Anhänger der portugiesischen Partei die Huldigung leisteten, und daß alle Granden die Kammergüter und Festungen herausgaben, die sie der Krone oder den Städten Sevilla und Cordova geraubt hatten, und Befolgung der Gesetze gelobten. Um den Familienfehden, welche hauptsächlich durch den Aufenthalt in derselben Stadt und die damit leicht eintretenden persönlichen Reibungen und Begegnungen entsprangen, für die Zukunft vorzubeugen, nötigte sie die Häupter, sich auf ihre Güter im Lande zurückzuziehen. Alle Verbrecher aber, wie reich und vornehm sie auch sein mochten, verfielen dem Gesetze. So sparsam und haushälterisch Isabella war, so verschmähte sie doch 40,000 Dukaten, mehr als ihre anfänglichen Kroneinkünfte, die ein galicischer Edelmann, als Sühne für einen Mord, anbieten ließ. „Mit Recht nannte man ihre Regierung das goldene Zeitalter der Justiz, wo die Monarchen, von Stadt zu Stadt schreitend, öffentlich noch an der Gerichtstafel die Streitsachen schlichteten.“ Ein mächtiger Schrecken fuhr durch die Glieder des sonst so übermütigen, zu Gewaltthat und Empörung geneigten Adels. In Galicien wurden fünfzig Raubburgen der Erde gleich gemacht und 1500 Missethäter irrten landesflüchtig umher, stets gewärtig, dem Arme der Gerechtigkeit zu verfallen. Die Errichtung neuer Herrenschlösser wurde verboten, die Ummauerung der Städte begünstigt.

In der Herrschaft des Gesetzes und in dem Vertrauen des Volks auf unparteiische Rechtspflege erkannte das Königspaar die sicherste Grundlage der eignen Macht. Darum wurde auch dem Gerichtswesen aller Instanzen die größte Sorgfalt zugewendet. Man sah die Königin selbst jeden Freitag im Alcazar zu Madrid den Vorsitz im Gericht führen; die beiden höchsten Justizhöfe für peinliche und bürgerliche Sachen erfuhren zweckmäßige Umgestaltungen; in das Konseil oder den geheimen Rat wurden rechtskundige Männer gezogen. Die Wirkungen ließen sich bald überall erkennen: die Landstraßen wurden von Räubern gesäubert, die festen Burgen und Raubschlösser niedergerissen, und das ganze Volk, zur Ruhe und Ordnung zurückgekehrt,

suchte keine andre Hilfe als solche, die der Arm des Gesetzes ihm gewährte. Den Schlußstein dieser juridischen Thätigkeit bildete dann das neue Gesetzbuch, Ordenanças reales genannt, welches der Rechtsgelehrte Alfons Diaz de Montalvo auf Grund der altkastilischen Rechtsbücher, Fueros und königlichen Verordnungen mit Hilfe des römischen Rechts aufstellte und das, nachdem es von einer Cortesversammlung in Toledo gutgeheißen und bestätigt worden, im Jahr 1485 als eines der ältesten spanischen Druckwerke öffentlich bekannt gemacht wurde.

Die Macht des Adels gebrochen. Die Hermandad und die Reform des Gerichtswesens versetzten der Macht des Adels starke Schläge; aber das monarchische Ansehen verlangte, daß auch das entfremdete Krongut zurückgefordert, die königlichen Einkünfte geordnet, die einträglichen Ämter jedermann zugänglich gemacht würden. Und auch dazu bot 1480. dieselbe Cortesversammlung von Toledo willig die Hand. Durch die Schwäche und kurzsichtige Verschwendung Heinrichs IV. waren die Kroneinkünfte so tief gesunken, daß die jährliche Einnahme des Königs nicht über 30,000 Dukaten betrug, eine Summe, die weit unter den Bezügen mehrerer der reichen Edelleute stand. Da wurde denn der Beschluß gefaßt, alle verfassungswidrigen Schenkungen dieses Königs für nichtig zu erklären, alle Gnadengehalte und Jahrgelder, sofern sie nicht für besondere Dienstleistungen gewährt worden, einzuziehen und alles widerrechtlich oder gewaltsam angeeignete Domänenland der Krone zurückzugeben. Zugleich wurde den Granden untersagt, sich gewisse, der herrschenden Dynastie allein zustehenden Rechte und Prärogative, wie Münzprägung, Wappenschilder und andre königliche Abzeichen, anzueignen und ihnen geboten, ihre Streithändel nicht durch Fehde oder Zweikampf, sondern durch Rechtsspruch zu entscheiden. Bei Besetzung der hohen Staatsämter aber sollte weniger auf Rang, als auf persönliche Verdienste und auf Kenntnisse Rücksicht genommen werden. Es war ein mächtiger Schlag in die gesamte Adelsgemeinde, der natürlich nicht ohne gewaltige Kämpfe durchgeführt werden konnte; aber das offenbare Unrecht und die zahllosen Mißbräuche und Ungesetzlichkeiten schwächten oder brachen ihre Widerstandskraft. Durch solche mit Konsequenz durchgeführte Maßregeln verschaffte Isabella der Krone eine würdige Stellung und bannte den anmaßenden und eigensüchtigen Adel in die Schranken des Gesetzes. Doch war sie bedacht, denselben für die Minderung der politischen Macht durch Rang und gesellschaftliche Auszeichnung zu entschädigen. „Die Königin zog die Granden in ihre durch Etikette feierliche Nähe und nie zuvor, sagt ihr amtlicher Geschichtschreiber Pulgar, besetzte ein Monarch mit so vornehmen Personen den Hofdienst.“

Die geistlichen Ritterorden unter die Krone gestellt. 1476. Einen bedeutenden Machtzuwachs gegenüber dem Adel erlangte die Krone bald auch noch durch die Erwerbung der Großmeisterwürde der drei reichen und mächtigen Ritterorden von St. Jago (Jakob), Calatrava und Alcantara. Bei Gelegenheit einer Neuwahl bewirkte Isabella, daß die Würde eines Großmeisters von St. Jago ihrem Gemahl übertragen wurde. Dies war der einleitende Schritt zu einer gänzlichen Umgestaltung. Im Laufe der Zeit wurden mit Zustimmung des Papstes die drei Kriegerorden unter die Aufsicht und Verwaltung des Königspaares gestellt und endlich, nach-

dem durch zweckmäßige Reformen die Mißbräuche und Gebrechen in der Organisation derselben beseitigt und die Ämter und Ehrenstellen mit würdigen Männern besetzt waren, die Großmeisterschaften der drei Verbrüderungen mit ihren Abzweigungen durch eine päpstliche Bulle auf immer mit der Krone von Kastilien vereinigt. Von der Zeit an waren sie nur Ehrenanstalten mit Abzeichen für adlige Hof- und Staatsdiener, deren Verdienste, Treue und Loyalität man belohnen wollte.

Aber auch das Pontifikat, so willig dasselbe den Wünschen des Königspaares in Beziehung auf die Ritterorden entgegengekommen war, erlitt eine Schmälerung seiner angemaßten Machtbefugnisse über die spanische Kirche. Unter den politischen Wirren der letzten Jahrhunderte war es der Kurie gelungen, die alten Freiheiten des Klerus unter der Hand zu beseitigen und nicht nur der römischen Kirchenordnung und dem kanonischen Recht Eingang zu verschaffen, sondern auch die Besetzung der Bistümer und einträglichen Kirchenstellen sich anzueignen. Wir wissen, wie laut man sich damals über die Eingriffe des römischen Stuhls in die kirchlichen Rechte und Freiheiten aller Orten beklagte, wie vielen Anstoß die Päpste durch den Pfründenhandel, durch die willkürliche Besetzung der Bistümer mit fremden Prälaten, mit Günstlingen und Nepoten, durch das Heranziehen der richterlichen Entscheidungen vor das römische Forum in allen Ländern gaben. Es war daher ein gewagter Schritt, als Papst Sixtus IV. gegen den ausgesprochenen Wunsch der Königin das erledigte Bistum von Cuença seinem Neffen, einem Genuesen, übertrug und dadurch einen Widerstand hervorrief, der bald weitere Verhältnisse anzunehmen drohte. Die sonst so kirchlich gesinnte Isabella ließ in Rom verkündigen, daß sie die Absicht habe, mit den übrigen Fürsten Europas die Einberufung einer allgemeinen Kirchenversammlung zur Abstellung der herrschenden Mißbräuche zu bewirken, eine Drohung, die im Vatikan großen Schrecken hervorrief. Der Papst beeilte sich, durch einen eignen Botschafter den Sturm zu beschwören. Unter Vermittelung des vielvermögenden Kardinals Mendoza kam dann eine Übereinkunft zu stande, worin die römische Kurie versprach, die Kirchenstellen in Kastilien nur eingebornen würdigen Prälaten zu übertragen, die ihm von den Herrschern des Landes vorgeschlagen würden. Auch die Jurisdiktion der spanischen Geistlichkeit wurde in die gesetzlichen Schranken gewiesen und alle Eingriffe in die bürgerliche Rechtspflege streng untersagt. Berufungen von den königlichen Gerichtshöfen an die päpstliche Kurie bestrafte Isabella mit Amtsentsetzung oder Verbannung.

Haltung gegenüber der Kurie.

So wurde nach allen Seiten die monarchische Herrschergewalt gewahrt und gestärkt; Recht und Gesetz erlangten wider Achtung und Ansehen; die Krone, im Besitze der reichen Hilfsquellen, die sie aus den räuberischen und habgierigen Händen zurückgewonnen, besaß die Mittel, zu lohnen und zu strafen; das Vertrauen kehrte ein und weckte Unternehmungsgeist und Arbeitslust im Volke; der Handel lebte auf, seitdem die Furcht vor Raub und Überfall verschwunden und

Charakter der Regierung Ferdinands u. Isabellas.

durch Vernichtung der Falschmünzerei und der eigenmächtigen Geldprägungen eine solide Münzwährung unter königlicher Garantie geschaffen war. Zur Sicherung und Beförderung des internationalen Verkehrs unterhielt das katholische Königspaar ständige Botschafter an allen Höfen Europas, eine Sitte, die bald allgemein nachgeahmt wurde. Am kastilischen Hofe, der nun anfing, seinen Sitz von Burgos oder Valladolid allmählich nach Madrid, in die Mitte der Halbinsel, zu verlegen, herrschte Sitte und Anstand und ein reiches, mitunter glänzendes Hauswesen ohne Verschwendung; Künste und Wissenschaften fanden Aufmunterung. In den ersten zwei Jahrzehnten des neuen Regiments war Kastilien wie umgewandelt durch die energische und praktische Politik der staatsklugen, standhaften Königin, deren Hauptbestreben darauf gerichtet war, die getrennten Bestandteile des Staats zu vereinigen, ein jedes in seine verfassungsmäßigen Grenzen zu verweisen und, indem sie die Adelsherrschaft auf ihren richtigen Stand herabsetzte und die Gemeinen hob, das Ganze unter der gesetzmäßigen Oberherrschaft der Krone festzustellen. Das kastilische Königspaar verfolgte die Politik der Zeit, ohne jedoch die tückischen und treulosen Mittel so mancher andern Fürsten in Anwendung zu bringen.

b. Inquisition und Judenverfolgung.

Wirkung der Religionskämpfe auf den Nationalcharakter.

Die Lichtseiten der ersten Zeit wurden im weiteren Verlaufe der Regierung Isabellas durch viele dunkle Flecken entstellt. Die heiligen Kriege der Christen gegen die Mohammedaner, die wir in den früheren Bänden dieses Werkes dargestellt, haben auf die Ausbildung der Volkssitten und des Volkscharakters, sowie auf das geschichtliche Leben der Einwohner den größten Einfluß geübt. Sie erzeugten und erhielten den ritterlichen Sinn, die Waffenlust und das stolze Selbstgefühl, die in dem spanischen Adel so charakteristisch hervortreten; sie machten das Volk streitbar und wehrhaft, und weckten in ihm das Bewußtsein der Kraft und den Freiheitssinn, der besonders in dem geschichtlichen Leben Aragoniens sich darstellt, sie lieferten Stoff zu Kriegs- und Heldenliedern und begeisterten zu den lyrischen Romanzen, welche im Munde und in der Phantasie des Volks fortlebten und den spanischen Religionskämpfen denselben poetischen Anstrich gaben, wie den Kreuzzügen nach Palästina; sie entzündeten im Herzen des Volks die Flamme der Vaterlandsliebe und weckten das Bewußtsein gemeinsamer nationaler Interessen; aber sie pflanzten auch in die Nation den leidenschaftlichen Fanatismus und Religionshaß, auf dem dann die schlaue, herrschsüchtige Geistlichkeit ihr finsteres, von Aberglauben, Unduldsamkeit und Verfolgungssucht umgebenes Reich aufrichtete. Alle diese Charakterzüge traten unter dem glänzenden Regiment des katholischen Königspaares ans Licht; aber wie die ersteren unter den geschickten Händen der für Rittertum, Poesie und Volkswohl empfänglichen Königin edle Keime ansetzten, so wurde der zu Glau-

benswut angefachte engherzige Religionseifer die Quelle grausamer Bedrückung und Verfolgung der nichtchristlichen Bevölkerung der Halbinsel.

Wir haben die Entstehung und Wirksamkeit der Inquisition an einem andern Orte dargestellt (VII, 72 ff.). Der spanische Ketzerbekehrer und Ordensstifter Domingo hatte einen wichtigen Anteil an der Einrichtung, und auf spanischer Erde und im spanischen Volksgeiste fand sie die festesten Stützen. Kastiliens Herrscher suchten einen Ruhm darin, als eifrige Vorfechter der Rechtgläubigkeit gepriesen zu werden: von der Zeit des heil. Fernando (VI, 542 f.), der eigenhändig Reisigbündel zu dem brennenden Scheiterhaufen trug, bis auf Johann II., Isabellas Vater, welcher auf das ketzerische Bergvolk von Biscaya Jagd machte, wie auf das Wild des Waldes, suchten gar manche Könige sich durch blutige Strenge gegen Ungläubige und Irrgläubige die Seligkeit des Himmels und Ehre auf Erden zu gewinnen. Fanatismus in Spanien heimisch.

Noch immer war der spanische Boden reich an orientalischen Pflanzungen; selbst in den Städten und Landschaften, wo das Kreuz bereits siegreich erhöht worden war, folgten noch gar viele den Gesetzen Moses und Mohammeds. Wir wissen, wie sehr die Juden, um sich für die christliche Hartherzigkeit zu rächen, der maurischen Herrschaft Vorschub geleistet; dafür haben die Araber ihre semitischen Geschlechtsverwandten milde und gerecht behandelt; und es wurde an einem andern Orte dargethan (VI, 505 ff.), wie sehr die Juden durch ihre Schriften und durch ihre Lehrthätigkeit die Wissenschaften des Mittelalters gefördert und bereichert haben. Sie wetteiferten mit den Arabern in den mathematischen, naturwissenschaftlichen, astronomischen Studien, und es wurde öfters erwähnt, wie sehr sie als Ärzte selbst von christlichen Fürsten und Edelleuten gesucht waren, wie geschickt sie sich in allen Geld- und Handelsangelegenheiten zeigten, wie sehr aber auch ihre Reichtümer, ihr Luxus, ihr Wohlleben den Neid, ihre Wucherkünste und Erpressungen den Haß und die Verfolgungssucht der Andersgläubigen erregten. Je mehr die christliche Bevölkerung nach Süden vordrang, desto mehr verschlimmerte sich die Lage der Juden; vom Gesetz und von der Obrigkeit wenig geschützt, vom Volk angefeindet, von der Geistlichkeit geschmäht und verlästert, von den Schuldnern gefürchtet, sahen sie sich öfters den blutigsten Verfolgungen ausgesetzt; selbst die Annahme des Christentums, zu der sie sich in den Tagen der Not, der Bedrängnis, der Todesgefahr bereit erklärten, schützte sie nicht immer gegen Angriffe und Mißhandlung; die Geistlichkeit beargwohnte die Aufrichtigkeit der Glaubensänderung. Dennoch gab es eine große Menge solcher „Bekehrten“ oder „neuen Christen“ in allen Städten. Sie waren im Besitz städtischer Ämter und viele adlige Häuser hatten ihre gesunkenen Vermögensverhältnisse durch Ehebündnisse mit Gliedern dieser Neubekehrten, vom Volk nach einem Fluche Marranos genannt, zu heben gesucht. „Kaum gab es eine vornehme Familie im Lande, deren Blut nicht zu irgend einer Zeit durch die Mischung mit dem »mala sangre« des Hauses Juda verunreinigt worden Stellung der Juden.

wäre." Dem scharfen Späherblick der Dominikaner entging es nicht, daß die Juden trotz ihrer äußerlichen Bekehrung noch immer an ihren Gebräuchen und Satzungen festhielten, und sie versäumten keine Gelegenheit, das Volk gegen sie aufzustacheln und die Regierung mit Gesuchen zur Unterdrückung der „jüdischen Greuel" anzugehen. Sie verlangten die Erneuerung der heiligen Inquisition, die seit der Ausrottung der waldensischen Ketzerei erschlafft und außer Übung gekommen war. Ferdinand wurde leicht für den Vorschlag gewonnen; er gedachte der Vorteile, welche durch die Gütereinziehungen der Schatzkammer und durch die von der Krone abhängigen geistlichen Ausspäher dem monarchischen Absolutismus erwachsen würden; die gerechtere und umsichtigere Isabella dagegen widerstand lange dem Drängen ihrer Geistlichkeit; erst als der Dominikaner Thomas de Torquemada, Prior des Klosters vom Heil. Kreuz in Segovia, selbst Abkömmling einer jüdischen Familie, der einst ihr Beichtvater gewesen war, ihr Gewissen bedrängte und ihr die Ausrottung der Ketzerei „zur Ehre Gottes und zur Verherrlichung des katholischen Glaubens" als heilige Pflicht vorstellte, ging sie auf den Plan ein. Nachdem sie durch eine päpstliche Bulle vom 1. Nov. 1478 ermächtigt worden, „zwei oder drei Inquisitoren zur Entdeckung und Unterdrückung der Ketzerei in ihren Landen anzustellen", schritt sie allmählich zur Einführung des Glaubensgerichts, das so viel Unheil über die Welt bringen und ihrem Charakter einen ewigen Schandfleck anheften sollte. Zwei Dominikanermönche und zwei geistliche Beisitzer sollten in Sevilla ihr Richteramt beginnen, und die städtischen Behörden wurden angewiesen, den Ketzerrichtern jeden möglichen Beistand zu leisten. Zu Anfang des nächsten Jahres begann das Gericht seine schreckliche Thätigkeit und noch vor dem Schluß desselben konnten sich die Inquisitoren rühmen, in Sevilla zweihundertundneunundachtzig „Missethäter", deren Schuld aus allerlei Gebräuchen und verdächtigen Handlungen nachgewiesen war, dem Feuer- oder dem Henkertode geweiht und mehrere Leichen aus den Grüften zum Scheiterhaufen geschleppt zu haben. Schrecken erfaßte alle Schuldbewußten. Tausende suchten sich durch die Flucht zu retten; sie fanden anfangs Aufnahme auf den Gütern des Marquis von Cadiz, als aber die Inquisition alle Beschützer und Hehler von Angeklagten mit Bann und Güterverlust bedrohte, zog er seine Hand von ihnen. Ähnliche Verfolgungen fanden in andern Teilen Andalusiens statt und wüteten mit einer gleichzeitigen Pest um die Wette. Die Zahl der Opfer, womit die neue Inquisition ihre Thätigkeit kund gab, belief sich in kurzem auf zweitausend, welche lebendig den Flammen überliefert wurden, darunter viele angesehene Leute, deren Vermögen dem Fiskus anheimfiel. Noch größer war die Zahl der Flüchtigen und Verborgenen, die man im Bilde verbrannte, und siebzehntausend sogenannte „Versöhnte" wurden mit geringeren Strafen, mit Geldbußen, Verlust der bürgerlichen Ehre, Einziehung der Habe, jahrelanger Haft entlassen, schwebten aber in steter Gefahr vor neuen Anklagen. Alle Länder füllten sich mit Flüchtigen.

Erneuerung der Inquisition.

Sept. 1480.

1481.

Der Schmerzensschrei der Verfolgten schien einen Augenblick das Gewissen des Papstes und der Königin zu rühren. Aber solche Regungen der Menschlichkeit gingen bald vorüber oder wurden mit sophistischen Gründen und heuchlerischen Vorspiegelungen erstickt. Im Jahr 1483 wurde Isabella durch päpstliche Sendschreiben erfreut, welche sie ermunterten, in ihrem löblichen Eifer für die Reinigung der Kirche fortzufahren, und zugleich durch Ernennung des erwähnten Dominikaners Thomas de Torquemada zum Großinquisitor von Kastilien und Aragonien mit unumschränkter Vollmacht dem heiligen Gericht eine festere einheitliche Verfassung gaben. Der Großinquisitor war das Oberhaupt aller Inquisitionshöfe in Spanien, deren Zahl sich allmählich auf dreizehn vermehrte, und führte den Vorsitz in dem Aufsichtsrate, der in solchen Fällen entscheiden sollte, wo die Interessen der Krone und der weltlichen Gerichtsbarkeit in Frage standen. Torquemadas würdiger Genosse war der Domherr Pedro Arbues de Epila, der Vorsitzende des Ketzergerichts in Saragossa. Alle Vorstellungen der aragonischen Cortes blieben erfolglos.

Torquemada Großinquisitor. 1483.

So wurde denn in Spanien das fluchwürdigste und grausamste Institut geschaffen, das die Menschheit zum Schrecken und zur Peinigung erfunden hat; die spanische Inquisition trat zu einer Zeit ins Leben, da die Welt bereits begonnen hatte, sich an der Hand der altklassischen Litteratur und Wissenschaft aus den Banden mittelalterlicher Finsternis zu erheben, da die edleren Geister der spanischen Nation bereits in das neue gehobene Geistesleben eingetreten waren! Es wäre eine düstere und undankbare Aufgabe, das Verfahren und die Wirkungen eines Gerichtshofes zu schildern, in welchem geistliche Glaubenswut und politische Tyrannei sich vereinigten, um durch Schrecken und Todesqual jede Freiheit und Selbstbestimmung zu unterdrücken und den Menschengeist in das strengste Joch der Autorität zu bannen. Während der achtzehnjährigen Verwaltung des fanatischen Torquemada wurden über zehntausend Menschen den Flammen übergeben, eine fast gleiche Zahl als „Versöhnte" mit entehrenden Strafen belegt, welche sie selbst zu einem Leben voll Schmach und Furcht, ihre Nachkommen zu einem Dasein voll Elend und Armut, voll Verachtung und Schande verdammte, gegen siebentausend, die während der Zeit geflohen oder gestorben, im Bildnis verbrannt. Umsonst erhoben sich unter den gebildeteren Klassen der spanischen Nation Stimmen des Unwillens und des Widerspruchs gegen das unmenschliche und verderbliche Institut; geschützt vom Thron und vom päpstlichen Stuhl und stark durch den Fanatismus und Judenhaß des unteren Volks, setzten Torquemada und seine Genossen ihr Werk ungehindert fort, gegen Nachstellungen und Angriffe sich durch Wächter und Vorsichtsmittel behutsam schirmend.

Wirkungen.

War die spanische Inquisition zunächst nur gegen die Judenchristen gerichtet, so dehnte sie ihre Wirksamkeit bald aus: nicht nur, daß die Unterwerfung des maurischen Reichs in Granada, wovon bald die Rede sein wird,

Ihre Schreckensgerichte.

ihr einen großen Schauplatz neuer Thätigkeit eröffnete, die Schreckmittel dienten auch dazu, alle Kastilier und Aragonier in Furcht und Unterwürfigkeit zu halten, jede freiheitliche Bewegung zu unterdrücken, Adel und Volk in die Fesseln der Tyrannei zu schlagen; und als nun noch die deutsche Reformation ihren Zug durch die Welt machte, da war das bereits organisierte spanische Glaubenstribunal ein furchtbares Werkzeug im Dienste der Hierarchie und des Despotismus. Denn da der Krone das Recht zustand, den Großinquisitor und alle Ketzerrichter zu ernennen, so war die Inquisition ebensowohl ein politisches als ein kirchliches Institut, eine Anstalt, in welcher Thron und Altar zum gefährlichsten Bunde gegen die Freiheit des Geistes vereinigt, die Verurteilten nicht bloß den schwersten weltlichen Strafen, sondern auch dem ewigen Verderben preisgegeben waren. Die Weltgeschichte hat viele Schreckenszeiten in ihren Blättern verzeichnet, wo die Leidenschaft der Menschen zu blutigen Verfolgungen sich hinreißen ließ und die Mittel der Wohlfahrt in Werkzeuge der Wut und des Terrorismus verwandelte; aber keine Erfindung glich an systematischer Grausamkeit, an Verhöhnung aller Menschenrechte, an Mißbrauch aller Gerichtsformen, an teuflischer Bosheit der neuen Inquisition, die unter dem katholischen Ferdinand und der sonst gerechten und vernünftigen, aber von religiösen Vorurteilen beherrschten und in einen engen Glaubenskreis gebannten Königin Isabella in Spanien eingeführt und fortgebildet ward. Sie bewies, daß Glaubenswut mit Macht gewappnet das schwerste Unheil ist, das ein Volk treffen kann. Der leiseste Verdacht, das falsche Zeugnis eines Feindes, eine geheime Denunziation konnte in die grauenvollen Inquisitionskerker und zu gerichtlichen Verhören führen, wo man durch die furchtbarsten Folterqualen in unterirdischen Gewölben Geständnisse der Schuld zu erpressen und durch ein Gewebe von Verdrehungen, Arglist und Fallstricken den Standhaften zu umgarnen suchte. Und nicht genug, daß man den Angeklagten so lange peinigte und bedrängte, bis ein Strafurteil gefällt werden konnte, auch seine Todesstunde war mit den Schrecknissen des jüngsten Gerichts umgeben und sein ganzes Geschlecht, Kinder und Kindeskinder, von den Nachwirkungen betroffen, indem das Vermögen eingezogen und der Name mit Ehrlosigkeit gebrandmarkt ward. Seit den römischen Triumphzügen und Fechterspielen hat die Geschichte kein ergreifenderes, tragischeres Schauspiel gesehen, als die spanische „Glaubenshandlung“ (Autodafee), durch welche die verurteilten Schlachtopfer unter Pomp und Gepränge im hellwollenen, mit Teufelsgestalten und Feuerflammen bemalten Bußgewande dem Holzstoß übergeben wurden, während die stolzesten Granden des Landes in schwarzer Tracht als Diener des heiligen Gerichts, die Geistlichkeit in ihren prachtvollsten Anzügen und eine zahllose Menge Volks aus allen Orten und Enden den Scheiterhaufen umstanden. Oft wohnten die Könige selbst, zur Erhöhung der Feierlichkeit, dem schrecklichen Schauspiel bei. Und der Mann, welcher die Menschengeschichte mit einem solchen Schandmal befleckt, Thomas de Torquemada, starb

in hohem Alter ruhig auf seinem Lager, von der fanatischen Volksmasse wie ein Heiliger verehrt. Aber seine Angst vor Nachstellungen, seitdem sein Genosse Arbues de Epila, der grausame Ketzerrichter von Saragossa, den Streichen einiger Verschwornen in der eignen Kirche erlegen war (1485), kann als Zeugnis gelten, daß er von Gewissensbissen und Menschenfurcht gepeinigt war. Hunderte von Schlachtopfern bluteten den Manen des finstern Fanatikers Arbues; dafür wurde er von dem aufgereizten Volk als Märtyrer verehrt und in der Folge zum Heiligen erhoben.

Torquemada erlebte noch einen weiteren Triumph. Die Inquisition war Judenverfolgung. zunächst nur gegen die vom Judentum oder Islam übergetretenen „neuen Christen" gerichtet, die zum Teil in angesehenen bürgerlichen Lebensstellungen sich bewegten. Nun gab es aber noch zahllose Bekenner des mosaischen Gesetzes, welche getrennt von den Christen in abgeschlossenen Religionsgemeinden unter dem Schutze königlicher Freibriefe in alter Weise dahinlebten. Sie hatten sich vorzugsweise in den größeren Städten niedergelassen, wo sie durch Handel, Industrie und Geldspekulationen zu Wohlstand und Reichtum gelangt waren, aber auch, wie allerwärts, sich durch Wucher und Betrugskünste verhaßt gemacht und durch Luxus und großen Aufwand in Wohnung, Kleidung und häuslichen Einrichtungen Neid und Mißgunst erregt hatten. Während der Maurenkriege, in welchen der Religionseifer der christlichen Bevölkerung im höchsten Grade entflammt und gereizt war, wurde der Ruf, daß man alle Hebräer vom heiligen Boden Spaniens vertreiben solle, immer allgemeiner. Die Juden erschraken und versuchten durch das oft mit Erfolg angewandte Mittel der Bestechung den Sturm zu beschwören. Sie boten den Herrschern ein Geschenk von 30,000 Dukaten zur Fortführung des Kriegs gegen Granada an. Als die jüdischen Abgesandten dem König im Schlosse das Anerbieten vortrugen, trat der Ketzerrichter Torquemada plötzlich in den Saal, und ein Kruzifix unter seinem Mantel hervorziehend und in die Höhe hebend rief er aus: „Judas Ischariot hat seinen Meister für 30 Silberlinge verkauft. Eure Majestäten wollen ihn von neuem gegen 30,000 verkaufen; hier ist er, nehmt ihn und verhandelt ihn." Bei diesen Worten warf der rasende Priester das Kruzifix auf den Tisch und verließ das Zimmer. Diese Szene machte auf Ferdinand und besonders auf die strenggläubige Isabella, welche gegen den Beichtvater ihrer Jugend stets große Verehrung hegte, einen gewaltigen Eindruck. Das Anerbieten wurde zurückgewiesen und die schon längst beschlossene Austreibung der Juden aus den beiden König- 30. März 1492. reichen angeordnet. In Granada, wo die Könige kurz zuvor ihren Siegeseinzug gehalten, wurde der unbarmherzige Befehl unterzeichnet. In diesem war geboten, daß alle ungetauften Juden, von welchem Geschlecht, Alter oder Stande sie sein möchten, bis Ende Juli das Königreich zu verlassen hätten. Mit Todesstrafe und Güterverlust war die Übertretung des Gebotes bedroht; auch durften

sie kein Gold und Silber ausführen. Und diese schreckliche Maßregel wurde in der unbarmherzigsten Weise vollzogen.

Als die Zeit der Abreise gekommen war, erzählt Prescott, sah man alle Hauptlandstraßen mit Auswanderern bedeckt, alt und jung, Kranke und Hilflose, Männer, Weiber und Kinder in buntem Gemisch, einige auf Pferden und Maultieren, doch den bei weitem größeren Teil die beschwerliche Pilgerschaft zu Fuße unternehmen. Der Anblick so vielen Jammers rührte selbst das Mitleid der Spanier, obgleich keiner ihnen zu Hilfe kommen mochte; denn der Großinquisitor Torquemada gab der Verordnung dadurch noch mehr Kraft, daß er jeden mit schweren kirchlichen Strafen bedrohte, der sich unterstehen würde, sie zu übertreten.

Die Geschichte des christlichen Mittelalters hat viele Verfolgungen und Grausamkeiten gegen die Juden aller Länder aufzuweisen, aber so umfangreich und folgenschwer war wohl keine andre. Nach der geringsten Berechnung wurden damals 160,000 Menschen aus dem spanischen Königreich vertrieben, zum großen Nachteil des Handels, des Gewerbfleißes, des nationalen Wohlstandes, der Versündigung gegen Humanität und Gesittung nicht zu gedenken. Die Vertriebenen wandten ihre Schritte nach allen Ländern: die meisten setzten nach Afrika über, wo jedoch viele von räuberischen Horden in der Wüste überfallen und ihrer Schätze, die sie heimlich zu verbergen gewußt, beraubt wurden. Wie es denjenigen erging, welche ihren Weg durch Portugal nahmen, ist früher berichtet worden (S. 421). Nach allen Ländern Europas zogen Scharen jüdischer Auswanderer aus der Pyrenäischen Halbinsel; denn auch in Lissabon wurde unter König Emanuel die Ausweisung befohlen, und noch heutzutage begegnet man in Italien und Sizilien, in Holland und England, in der Türkei, in Kleinasien, in Griechenland und anderwärts vielen jüdischen Familien, deren Vorfahren einst der Unbarmherzigkeit der katholischen Könige und der Verfolgungssucht der Inquisition zum Opfer gefallen waren.

Torquemada hatte einen würdigen Nachfolger in dem herrschsüchtigen und heimtückischen Dominikaner Diego Deza, gleich ihm selbst Abkömmling einer jüdischen Familie. Dieser erlebte den Triumph, das Glaubenstribunal auch über Sizilien und Granada ausgedehnt und die Verfolgung der Judenchristen in Portugal nachgeahmt zu sehen.

c. Eroberung von Granada.

Die letzten Zeiten der Maurenherrschaft in Spanien.

Nachdem Isabella die Königsmacht in Kastilien befestigt und in Gemeinschaft mit ihrem Gemahl die Inquisition zur Begründung und Stärkung der Glaubenseinheit eingeführt, richtete sie ihre Blicke nach dem südlichen Teile der Halbinsel, wo sich noch ein Rest alter mosleminischer Herrlichkeit durch alle Jahrhunderte erhalten hatte. Wir haben in früheren Blättern öfters des Königreichs Granada gedacht (VII, 532f., VIII, 71, 101), das bald als zinspflichtiger Lehnsstaat in Freundschaft und Bündnis mit den Königen von Kastilien stand,

bald nach alter Weise in kleinen Grenzkriegen und Überfällen den religiösen und nationalen Gegensatz kund gab. In Condés Geschichte der Maurenherrschaft in Spanien wird uns das traurige und widerwärtige Bild eines dahinsinkenden Staates aufgerollt, der den letzten Überrest des einst so blühenden Araberreichs am Guadalquivir und an der Meeresküste in kleinen Thron- und Parteikämpfen, in Hofkabalen und Greuelszenen, in Üppigkeit und Wollust verzettelte. Es wäre eine fruchtlose Mühe, das geschichtliche Dasein eines verwelkten und abgelebten Zweiges jener großen orientalischen Kulturwelt in seinen letzten Zügen vorzuführen: es würde nur eine Wiederholung derselben Erscheinungen sein, welche den mohammedanischen Reichen am Euphrat und Nil, in Anatolien und Nordafrika den Untergang brachten. Die arabische Staats- und Kulturentwickelung, die so rasch zu hoher Blüte sich entfaltet, so tief auf die Gestaltung des Mittelalters eingewirkt, so manche Zweige an dem Baum des geistigen und gesellschaftlichen Völkerlebens angesetzt hatte, fand in den neuen politischen Staatenbildungen keine Stätte mehr. Wie im Osten die osmanische Großmacht alle islamitischen Reiche in sich aufnahm, so mußte auch im Abendland die letzte maurische Herrschaft an den im Bilden begriffenen modernen christlichen Großstaat übergehen. Das ritterliche Fehdeleben der Feudalherren hatte in der ganzen Pyrenäischen Halbinsel den Todesstreich erlitten; wie sollte die maurische Herrschaft, die jenen kleinen Kriegsunternehmungen und Waffenthaten fortwährend Nahrung gab und eine ganz andre Gestaltung des öffentlichen Lebens voraussetzte, weiteren Bestand haben können? Noch in den ersten Regierungsjahren des vierten Heinrich dauerten die Grenzkriege, Überfälle und ritterlichen Herausforderungen in alter Weise fort; aber unter Isabella nahm der Kampf, wenn auch in ähnlicher Weise begonnen, bald einen andern Charakter an.

Von außen betrachtet war das Königreich Granada noch ein stolzer Bau, in dem sich die alte Pracht und Herrlichkeit abspiegelte. Die hohen Berge der Sierra Nevada, die das Land gen Norden und Osten beschützten, und deren schneebedeckte Gipfel in der schwülen Sommerhitze der Stadt eine angenehme Kühle brachten, führten reiche Metalladern in ihrem Schoße; die quellenreichen Thäler trugen in den oberen Teilen schöne Weideplätze, in den geschützten Abhängen edle Früchte und Weinreben; die Hochebene la Vega, vom Xenil durchströmt, war mit reichen Getreidefeldern und Obstgärten bedeckt; an der Küste befanden sich bequeme Häfen, wo die Schiffe aller Völker von allen Himmelsstrichen ein- und ausfuhren, um ihre Waren zu tauschen; in der Mitte erhob sich wie eine Krone die schöne Doppelhügelstadt Granada, geschützt durch Mauern und zahllose Türme, geschmückt mit prächtigen Palästen und Moscheen und umgeben von Lustgärten mit kühlenden Fontänen und schattigen Laubgängen. Auf dem einen Hügel stand das vielgepriesene Schloß Alhambra, dessen leichte und zierliche Bauart, dessen anmutige Säulenhallen und Säulengänge, dessen luftige Säle, einst geziert mit glänzendem Metall, „das wie Sterne durch das dunkle

Das Königreich Granada

Laub der Pomeranzenhaine funkelte", noch jetzt die Bewunderung der Reisenden erregen. Reizende Bäder und anmutige Lustorte dienten der Üppigkeit und weichlichen Lust, der die Natur des Orientalen so sehr zuneigt. Das lange Zusammenleben hatte die Christen und Moslems einander genähert; nicht nur der Kaufmann von Barcelona und Valenzia verkehrte mit der reichen Stadt; viele kastilische Edle besuchten den anmutigen Herrschersitz, wo sie mit freigebiger Gastfreundschaft aufgenommen wurden, und gar manches zarte Liebesverhältnis knüpfte sich zwischen beiden Völkern, trotz des tiefgehenden Gegensatzes der Abstammung und Religion. Auch die Kriegsmacht von Granada war nicht gering. Wo die eigne Bevölkerung nicht genügte, traten die kriegerischen Stämme Afrikas ein. In bewegten Zeiten konnte der Maurenfürst 100,000 Gewappnete ins Feld stellen, unter denen besonders die gewandten Bogenschützen und die leichte arabische Reiterei den christlichen Gegnern oft scharf zusetzten.

Verhältnis zu Kastilien.

Der Emir Aben Ismael, der um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts in Granada regierte, war bemüht, mit dem kastilischen Hof in gutem Einvernehmen zu stehen; und wenn auch unter Heinrich IV. hier und da einige Grenzfehden vorfielen, einige Raubzüge unternommen, einige Festen erobert wurden, so führten diese Vorgänge doch nicht zu einem dauernden Krieg: der freundschaftliche Verkehr christlicher Ritter mit dem Hof von Granada war nie lebhafter, als in den verwirrten Zeiten der letzten Regierungsjahre jenes kastilischen Königs. Dieses Verhältnis änderte sich, als Ismaels Sohn Muley Abul Hassan, aus der Dynastie der Beni Nasr, ein Mann von kriegerischer Gemütsart, im Jahr 1466 den väterlichen Herrscherthron bestieg. Wäre nicht Isabella im Anfang zu sehr mit den inneren Anliegen des eignen Reichs beschäftigt gewesen, so würde das herausfordernde Auftreten des Emirs schon in den ersten Jahren zu einem Krieg geführt haben. Der Maure nahm diese Zurückhaltung für
1476. Schwäche oder Feigheit: als die katholischen Könige bei Erneuerung eines Waffenstillstandes auf Bezahlung des Tributs drangen, den die früheren Herrscher nach Kastilien entrichtet hatten, antwortete der übermütige Mohammedaner: „die Münzstätten Granadas prägten nicht mehr Gold, sondern Stahl". Einige Zeit
1481. später überfiel er während einer stürmischen Winternacht die kleine Bergfestung Zahara an der Grenze Andalusiens, ließ die Besatzung niederhauen, die Einwohner des Ortes, Männer, Weiber und Kinder, als Sklaven nach Granada führen.

Der Fall von Alhama.

Aber die Strafe ließ nicht lange auf sich warten. Als die Kunde von dem Geschehenen in Granada erscholl, rief ein alter Faki aus: „Wehe mir, die Trümmer Zaharas werden auf unsre eignen Häupter fallen; die Tage des mosleminischen Reichs in Spanien sind gezählt!" Dieser Ausspruch sollte zur Wahrheit werden. Im maurischen Gebirg lag auf einem Berggipfel die Festung Alhama, die, weil sie wegen ihrer Lage für uneinnehmbar galt, nur schwach besetzt war. Die Stadt war reich und mit schönen Häusern geschmückt; die herrlichen Bäder

führten ihr fortwährend vornehme Gäste zu. Diesen Ort ersah sich der uns bereits bekannte Don Rodrigo Ponce de Leon, Marquis von Cadiz, zum Angriff aus, der kühne Sohn und Erbe des Grafen Arcos, der schon als Jüngling Beweise von großer persönlicher Tapferkeit gegeben hatte. Auf nächtlichen Märschen überstieg er mit 3000 Mann Fußvolk und 2500 Reitern das wilde Febr. 1482.
Gebirg von Alzerifa, bemächtigte sich durch Überraschung der festen Burg und richtete dann seine Angriffe auf die Stadt. Die Einwohner wehrten sich mit dem Mute der Verzweiflung; stritten sie doch für die höchsten Güter, für Leben, Habe und Freiheit! selbst Frauen und Kinder nahmen teil am Kampfe. Dennoch siegte das kriegerische Ungestüm der Kastilier, gesteigert durch die Begier nach Beute. Als die große Moschee, das Bollwerk des Widerstandes, durch Feuer und Eisen bezwungen war, fiel die Stadt den Stürmenden als Siegespreis zu. Die Schätze der ausgeplünderten Häuser und Warenlager konnten die größte Habgier befriedigen; die Einwohner wurden teils erschlagen, teils auf den Sklavenmarkt geführt. Eine elegische Romanze mit dem Kehrreim „O Weh um dich Alhama!" die sich lange im Volksmund erhielt, gab Zeugnis von dem tiefen schmerzlichen Eindruck, den das tragische Schicksal der anmutigen, wohlhabenden und nun so unglücklichen Stadt unter den Moslems hervorbrachte*). Es wird erzählt, die Wirkung des Trauerliedes sei so groß gewesen, daß man bei Todesstrafe verboten habe, es innerhalb der Mauern von Granada zu singen!

Abul Hassan schwur den Kastiliern Rache. Er rückte mit großer Kriegsmacht zu Roß und zu Fuß gegen Alhama und schloß es von allen Seiten ein. Alhama verbleibt den Christen.
Der Anblick der Leichen, die noch unbeerdigt am Fuße des Berges lagen, erfüllte das Kriegsvolk mit dem höchsten Grimm. Da die Araber aus Mangel an Geschütz keinen Sturm unternehmen konnten, so schritten sie zur Blockade. Bald schwanden die Lebensmittel in der belagerten Stadt dahin, und da es dem Feinde gelang, den Zugang zum Trinkwasser zu besetzen, so gerieten die Christen in die größte Not. Jeder Tropfen Wasser mußte mit Christenblut errungen werden. Plötzlich erschien Rettung. Der Herzog von Medina Sidonia, das Haupt der Guzman, unterdrückte den alten Groll, welcher bisher die mächtigsten Familien Andalusiens getrennt hatte, und zog mit allen seinen Mannen und den

---

*) Die Mohren von Granada all'
Betrauern tief Alhamas Fall.
Es klagt der Mann, es weint das Kind,
Der Frauen heiße Thräne rinnt.
O Weh' um dich Alhama!

Und von den Fenstern, wie aufs Grab,
Fällt dunkles Trauertuch herab.
Der König wie ein Weib auch weint,
So groß ihm sein Verlust erscheint.
O Weh' um dich, Alhama!

Fähnlein seiner zahlreichen Vasallen dem bedrängten Rivalen zu Hilfe. Bei dem Herannahen einer so beträchtlichen Streitmacht wagten die Mauren die Belagerung nicht länger aufrecht zu halten, aus Furcht zwischen zwei Feuer zu geraten. Sie brachen schnell auf und kehrten nach Granada zurück. Die beiden Anführer umarmten sich angesichts ihrer jubelnden Kriegsmannen und vergaßen aller früheren Feindschaft. Es war die erste aufrichtige Versöhnung; die alten persönlichen und partikularistischen Regungen und Anschauungen wichen einer höheren vaterländischen Idee. Bald nachher erschien der König selbst in Alhama, ließ die Moscheen zu christlichen Kirchen weihen und fügte die Stadt dem spanischen Reiche bei. Bis in die Nähe von Granada streiften kastilische Reiter, die Fruchtfelder und Baumgärten der Hochebene la Vega in wilder Verwüstung zertretend.

Charakter des Kriegs. Dies war der Anfang des romantischen Kriegs gegen Granada, welcher das Zeitalter der ritterlichen Kämpfe des Mittelalters in der Pyrenäischen Halbinsel zum Abschluß führte und eine neue geschichtliche Ära begründete. In ihm traten die großen Faktoren des mittelalterlichen Gesellschaftslebens, Rittertum, Religion, Loyalität und Galanterie zum letztenmal zum Ringkampf auf, daher auch zu allen Zeiten die romantische Kunst und Poesie aus ihnen ihre anziehendsten Stoffe geschöpft hat. Der Kampf trug noch ganz den Charakter der alten heiligen Kriege, wo das trübe Einerlei gräßlicher Landverwüstung, grausamer Ermordungen und Verstümmelungen, wilder Szenen eines rohen Fanatismus durch Züge von Edelmut und Ritterlichkeit, durch Wetteifer in Großmut und Anerkennung gegenseitiger Tapferkeit unterbrochen und das menschliche Gefühl versöhnt wird. Noch standen die Heere der beiden Nationen einander ebenbürtig gegenüber; denn was das christliche Reich an Größe voraus hatte, ersetzte der Mohrenkönig durch bessere Bewaffnung, durch die feste Lage seiner von der Natur und Kunst geschützten Städte, durch seine Seemacht und durch die Verbindung mit den stammverwandten Religionsgenossen in Afrika, woher er leicht Hilfsmannschaft und Zufuhr erlangen konnte.

Der Kampf um Loja. Juli 1482. Der Anfang des Kriegs war für die Christen wenig ermutigend. Als König Ferdinand, ein Fürst von geringer kriegerischer Begabung, in das romantische Gebirgsland einrückte, wo der Jenil durch ein üppiges, mit Weinbergen und Olivengärten prangendes Thal strömt, und die feste und wohlverteidigte Stadt Loja belagerte, die wie „eine Blume unter Dornen“ aus den rauhen Hügeln der Umgegend hervorschaute, da erlitt das christliche Heer durch die auserlesene Besatzungsmannschaft unter dem erfahrenen Befehlshaber Ali Atar eine Niederlage und mußte sich in ungeordneter Flucht mehrere Meilen bis zum „Felsen der Liebenden“ zwischen Antequera und Archidona zurückziehen. Mancher tapfere Krieger fand dabei seinen Untergang; unter ihnen wurde keiner mehr betrauert, als Rodrigo Tellez Giron, Großmeister von Calatrava, einer der besten Ritter Kastiliens, der im vierundzwanzigsten Lebensjahr von einem maurischen

Pfeil durchbohrt ward. Nicht minder unglücklich verlief ein zweiter Feldzug, den im folgenden Jahr Don Alfons de Cardenas, Großmeister von St. Jago, in Verbindung mit dem Marquis von Cadiz, den Grafen von Aquilar, Cifuentes u. a. gegen die Stadt Malaga unternahm. Als das stolze Heer, die Blüte des andalusischen Adels, von Antequera aus die rauhe Sierra überstieg, den Weg durch Raub und Verwüstung bezeichnend, wurden sie von des Emirs Bruder Abdallah, mit dem Beinamen El Zagal, „der Tapfere", der aus den Rauch- und Feuersäulen das Herannahen der Feinde erkannt hatte, an ungünstiger Stelle so nachdrücklich angegriffen, daß sie einen höchst beschwerlichen und verlustvollen Rückzug über die Höhen und Schluchten des vom Feinde besetzten Gebirges von Axarquia antreten mußten. Von dem herrlichen Heer, das mit den stolzesten Siegeshoffnungen ausgezogen war, kam nur ein kleiner Teil nach den furchtbarsten Leiden und Anstrengungen nach Antequera zurück; über achthundert lagen erschlagen in den Bergen und Gießbächen, darunter zwei Brüder des Marquis von Cadiz und achtunddreißig Ritter aus der Kriegsbrüderschaft von St. Jakob; wohl die doppelte Anzahl geriet mit dem Grafen von Cifuentes und einem dritten Bruder des Marquis in maurische Gefangenschaft; die Fahnen samt Beute und Gepäck gingen verloren; kaum eine einzige vornehme Familie des Südens war ohne Trauer. Noch lange erzählten sich die Bewohner der Sierra von den blutigen Vorgängen am „Schlachtenberg". *Niederlage in der Axarquia. März 1483.*

Diese Unfälle sollten jedoch bald ausgeglichen werden. Als die kastilische Ritterschaft in den Gebirgsschluchten von Axarquia erschlagen oder zersprengt wurde, war das maurische Königreich bereits gespalten und von inneren Parteiungen zerrissen. Abul Hassan hatte sich so sterblich in eine schöne griechische Sklavin verliebt, daß die Sultanin Zoraya für die Nachfolge ihres Sohnes Abu Abdallah, von den kastilischen Schriftstellern Boabdil genannt, zu fürchten begann. Sie entfloh heimlich aus der Alhambra, wo sie in strenger Haft gehalten war, und erregte in der Hauptstadt einen Aufruhr zu gunsten des Thronerben. Bald war die Stadt in zwei Heerlager geschieden; Abu Abdallah und seine Anhänger trugen den Sieg davon; der alte Fürst sah sich zur Flucht nach Malaga genötigt, wo er als Herrscher anerkannt ward. Der glorreiche Sieg seines Bruders mehrte sein Ansehen; selbst die Hauptstadt richtete wieder ihre Blicke auf ihn. Daher faßte Boabdil den Entschluß, durch einen kühnen Angriffskrieg die Waffenthat seines Oheims zu verdunkeln und die Früchte seines Sieges einzuthun. Der alte Feldherr Ali Atar, der Verteidiger von Loja, dessen Tochter der junge Fürst in seinen Harem genommen, begünstigte und unterstützte das Vorhaben. Im April sah man ein wohlgerüstetes Heer von Reitern und Fußvolk durch die Thore von Granada ausrücken, um die Stadt Lucena zu erobern. Schon waren sie beutebeladen bis unter die Mauern von Aguilar gekommen, als sie von einem kastilischen Heer unter dem Grafen von Cabra und seinem tapfern Neffen Don Diego Fernandez, Hauptmann der königlichen Edelknaben, *Parteiung in Granada.* *Schlacht vor Lucena. 21. April 1483.*

plötzlich überfallen und aufs Haupt geschlagen wurden. Der greise Held Ali Atar, „die beste Lanze in der ganzen Maurenschaft“, der in hundert Schlachten gefochten hatte, fiel auf dem Waffenplatz; die Mannschaft floh eilig davon, um die Hauptstadt zu erreichen, den tapfer kämpfenden Emir mit sich fortreißend; aber durch den hochangeschwollenen Jenil am Rückzug gehindert fanden die meisten ihren Tod teils in den Fluten, teils durch das Schwert der nacheilenden Kastilier. Abdallah selbst wurde in dem dichten Schilf, wo er sich zu verbergen gesucht, entdeckt und als Gefangener nach dem gräflichen Schloß von Baena geführt. Neun mosleminische Feldzeichen wurden erbeutet; die gesamte Reiterei war teils erschlagen, teils gefangen; ganz Granada war in Trauer und voll trüber Ahnungen. Vom Palast bis zur Hütte ertönte die Stimme des Schmerzes; in der Straße und am Hofe hörte man Klagelieder.

Friedensvertrag von Lucena.

Im königlichen Rat zu Cordova, wohin Ferdinand auf die Kunde von dem Siege vor Lucena geeilt war, und wohin auch Abdallah gebracht ward, beriet man sich über das Schicksal des gefangenen Königs. Die Sultanin Zoraya fürchtete, daß bei längerer Abwesenheit des jungen Fürsten die Sympathien des wankelmütigen Volks sich wieder dem vertriebenen Emir zuwenden würden, und machte daher große Anerbietungen für die Freilassung ihres Sohnes. Ihre Bemühungen wurden unterstützt durch den Marquis von Cadiz, welcher hervorhob, daß ein zwieträchtiger Feind für Spanien weniger Gefahr habe, als ein unter einem einzigen Oberhaupt geeinigter. Man willigte daher in die Freilassung, aber unter solchen Bedingungen, daß die Ehre und Unabhängigkeit des mosleminischen Reichs tief erschüttert ward. Nicht nur, daß sich der Herrscher von Granada verpflichtete, vierhundert christliche Gefangene ohne Lösegeld freizulassen und einen jährlichen Tribut von 12,000 Goldstücken an die kastilische Krone zu entrichten, er mußte auch versprechen, dem christlichen Heer im Kampfe wider den alten Sultan Abul Hassan in Malaga jederzeit freien Durchzug durch sein Gebiet zu gestatten und es mit allen Bedürfnissen zu versehen, vor Ferdinand, so oft er es verlange, persönlich zu erscheinen und seinen eignen Sohn sowie die Kinder der vornehmsten Familien als Geiseln der Vertragstreue zu stellen. Mit solchen Opfern erkaufte Boabdil die Fortdauer seiner Landeshoheit, und kehrte, nach einer persönlichen Zusammenkunft mit dem katholischen König, nach Granada zurück.

Isabella rüstet zum heil. Krieg.

Die Königin Isabella benutzte den Eindruck des Sieges und die darauf folgende zweijährige Waffenruhe zu großartigen Kriegsrüstungen. Denn sie hatte ihren Sinn darauf gesetzt, ihre Herrschaft bis an die Meeresküste auszudehnen und das Kreuz in dem letzten Bollwerk der Ungläubigen aufzurichten. Große Geschütze mit gewaltigen Kugeln von Stein oder Eisen wurden in bedeutender Menge von allen Seiten nach Cordova, dem Zentrum und Ausgangspunkte des maurischen Kriegs geschafft, damit man die zahlreichen Kastelle, welche auf steilen Berggipfeln erbaut wie ein Kranz das Land umgaben und schützten,

durch die Macht der Geschosse und Feuerkugeln bewältigen könne. Denn wie gewandt auch die Moslems im Gebrauch der Hakenbüchsen und der Armbrust waren, die schweren Feuerwaffen und Feldgeschütze, deren man sich damals in den christlichen Ländern allgemein bediente, waren ihnen wenig bekannt, und gegen ihre oft in Pflanzengift getauchten Pfeile gewährte die eiserne Rüstung der kastilischen Ritter eine Schutzwehr. Isabella war die eigentliche Seele dieses letzten „heiligen Kriegs"; sie ermunterte ihren, zuweilen lässigen Gemahl zur Thätigkeit und Ausdauer; sie versöhnte die zwieträchtigen Feudalherren und weckte in ihnen das Gefühl der Ehre und den edlen Wetteifer, einander an ritterlichen Großthaten zum Ruhme des Vaterlandes zu übertreffen; sie belohnte kriegerische Verdienste mit persönlichen Auszeichnungen, mit Würden und Rangerhöhungen; und als der Krieg wieder anhub, als man in der alten zerstörenden Kriegsweise von neuem die Thalungen und Gelände mit den Weinstöcken und Olivengärten, mit den Orangen-, Mandel- und Maulbeerbäumen, mit den reichen Fruchtpflanzungen des Südens verwüstete, zertrat, verbrannte, da sah man sie stets mitten im Kriegslager, bald in Panzerkleidung auf ritterlichem Schlachtroß sich umhertummelnd und zum Kampfe anfeuernd, bald für Verpflegung der Verwundeten und Kranken sorgend, bald Geschenke verteilend. Die „Krankenhäuser der Königin" waren die ersten Versuche, die Leiden des Kriegs durch Werke christlicher Liebe und Barmherzigkeit zu mildern. Und damit der Widerstand nicht aufs äußerste getrieben, vielmehr die Bedrängten zur Unterwerfung aufgemuntert werden möchten, wurde allen, welche sich freiwillig ergeben oder nach andern Orten Andalusiens auswandern würden, Leben, Eigentum und religiöse Freiheit zugesichert.

Kriegsbegeisterung in der Christenheit.

Der maurische Krieg war das letzte Auflodern der alten Kreuzzugsbegeisterung; daher auch die Blicke der ganzen abendländischen Christenheit nach der südlichen Halbinsel gerichtet waren, wo die reichen Zeltlager der kastilischen Ritterschaft jahrelang im Felde aufgeschlagen standen. Von allen Seiten strömten freiwillige Krieger herbei, um in den Reihen der Spanier für die Ehre Gottes und den rechten Glauben zu streiten. Aus England zog der junge und reiche Graf Rivers, ein Verwandter des Königshauses, mit einem Gefolge von dreihundert eignen Bewaffneten herbei, welche mit ihren langen Bogen und Streitäxten sich vor allen hervorthaten. Hochgestellte Geistliche, wie der Kardinal Mendoza, schnallten den Panzer über Chorhemd und Kapuze und führten ihre Reiterscharen ins Feld oder spendeten den Segen der Kirche zu dem heiligen Werk; der Papst erließ Kreuzzugsbullen. Auch Reisläufer aus der Schweiz, das gefürchtetste Fußvolk jener Tage, zogen über die Pyrenäen, mehr angelockt durch den spanischen Sold und die Aussicht auf Beute als durch christlichen Eifer. Ihr Beispiel mag zu der Bildung jener unüberwindlichen spanischen Fußmannschaft beigetragen haben, welche sich in der Folge durch Tapferkeit und Mannszucht so glänzend bewährte.

Zerrüttung in Granada. Diesem kriegerischen Aufschwung der Christen gegenüber bot das mosleminische Reich ein klägliches Bild innerer Zerrüttung. Seit dem schimpflichen Friedensvertrag von Lucena hatte der junge Fürst von Granada alles Ansehen verloren. Trotz der Intrigen seiner Mutter erhielt die Gegenpartei die Oberhand und rief, da der alte Sultan Abul Hassan blind und unfähig geworden war und bald darauf starb, den energischen Abdallah el Zagal als König aus. Er feierte seinen Einzug in die Hauptstadt mit den blutigen Köpfen einiger erschlagenen Christen, die er an seinen Sattel befestigt hatte. Doch konnte er nur die eine Seite von Granada in seine Gewalt bringen, in der andern hielt sich sein Neffe mit seinem Anhang, so daß nun Tag und Nacht in der Stadt selbst die blutigsten Parteikämpfe stattfanden. Unter diesen Umständen erneuerte April 1487. Ferdinand den Krieg gegen das maurische Reich. Er drang an der Spitze eines wohlgerüsteten Heerhaufens von Rittern und Fußvolk über die Sierra und besetzte Velez Malaga. Da ließ der alte Abdallah von dem inneren Streite ab und rückte gegen den Feind vor, um ihn aus der für die beiden Städte so drohenden Position zu drängen. Sein Angriff wurde jedoch abgeschlagen und er sah sich genötigt, da nun die Hauptstadt Granada wieder ganz in die Hände seines Neffen Boabdil geriet, im Osten des Königreichs, wo die Städte Guadix, Almeria und Baza noch zu ihm hielten, Zuflucht zu suchen. Velez und die umliegenden Ortschaften ergaben sich bald dem königlichen Heerführer gegen die Zusicherung von Leben, Eigentum und Glaubensfreiheit, und nun rückte das christliche Heer gegen Malaga vor und begann die denkwürdige Belagerung dieser reichen, wohlbefestigten Handelsstadt voll prachtvoller Häuser und Villen mit duftenden Gärten und Springbrunnen und allem Luxus des Morgenlandes.

Der Belagerungskrieg von Malaga. Die Aufforderung zur Übergabe wurde von dem mutigen Befehlshaber Hamet Zeli, der mit einem Kriegshaufen afrikanischer Söldlinge die Stadt mit der hochgelegenen Citadelle und einigen Vorwerken besetzt hielt, mit Verachtung zurückgewiesen, bald gelang es jedoch den Spaniern, nachdem sie unter den heldenmütigen Anführern Garcilaso de la Vega und Ponce de Leon, Marquis von Cadiz, die zwei den Zugang schützenden Bergkastelle mit großer Tapferkeit erstürmt, in die unmittelbare Nähe der Stadt selbst vorzudringen und sie von der Land- und Seeseite mit enger Blockade zu bedrängen, so daß alle Zufuhr und Hilfe von Afrika her abgeschnitten war. Nun begann ein Belagerungskrieg, gleich merkwürdig durch die Anstrengungen der Christen wie durch die todesmutige Verteidigung der Moslems. Die Königin selbst kam in das Zeltlager, um durch ihre Gegenwart den Mut der Ihrigen zu entflammen und zugleich edle Sitte und Mannszucht aufrecht zu halten; von allen Seiten strömten ritterliche Kämpfer herbei, so daß der Belagerer über 60,000 waren; Priester und Mönche entzündeten den Religionseifer der Krieger; zum erstenmal kamen auch unterirdische Minen durch den kastilischen Feldzeugmeister Francisco Ramirez in Anwendung. Aber mit Heldenmut und Wachsamkeit begegneten die Malaganer

allen Anschlägen des Feindes und ertrugen zugleich alle Leiden und Drangsale des Hungers und der ansteckenden Krankheiten, die sich in der eingeschlossenen Stadt bald einstellten. Dieser standhafte Mut war um so bewunderungswürdiger, da keine Hilfe von außen zu erwarten war, indem Boabdil aus Haß gegen den Oheim mit Geschenken und Dienstbeflissenheit um die Gunst Ferdinands und Isabellas buhlte. Endlich waren die Kräfte erschöpft. Nachdem der Kampf mit Feuer und Schwert auf und unter der Erde, längs der Wälle und zugleich zur See über drei Monate gewütet hatte und mittels einer unterirdischen Pulvermine ein Teil der Festungswerke gesprengt worden, knüpfte die ausgehungerte Stadt Unterhandlungen zur Übergabe an. Alle Versuche, durch Bitten und Drohungen von dem Sieger bestimmte Zusagen der Sicherheit zu erlangen, waren vergebens; Malaga mußte sich auf Gnade und Ungnade ergeben. Und die Einwohner mußten den Becher der Ungnade in vollem Maße leeren. Nachdem Ferdinand und Isabella an der Spitze ihrer Truppen ihren feierlichen Einzug gehalten, die Moscheen in christliche Kirchen verwandelt, die gefangenen Spanier in Freiheit gesetzt und den tapferen Befehlshaber in Fesseln gelegt, wurde den im unteren Stadtteil versammelten Bürgern der schreckliche Ausspruch verkündigt, daß alle Moslems der Stadt zu Sklaven gemacht und ihr ganzes Vermögen eingezogen werden sollte. Und dieses furchtbare Strafurteil wurde ohne Gnade vollzogen. Ein Drittel wurde nach Afrika geschickt, um gegen die gleiche Zahl gefangener Christen ausgetauscht zu werden, die übrigen wurden verkauft oder verschenkt und mußten den Häusern, wo sie bisher im Wohlstand gelebt, der alten geliebten Seeheimat mit den Gräbern ihrer Angehörigen und Vorfahren den Rücken kehren und das Land, wo „der Stern des Islam" fast acht Jahrhunderte lang in vollem Glanze gestrahlt, arm und elend verlassen. Isabella wählte die schönsten Jungfrauen und Jünglinge aus, um sie an fremde Höfe zu verschenken oder spanische Höflinge und Edelleute zu belohnen. In die verödete Stadt zogen christliche Einwanderer; aber der alte Glanz war dahin und kehrte nie mehr zurück.

Übergabe und Schicksal von Malaga.

18. Aug. 1487.

Der Fall von Malaga war der erste entscheidende Schritt zum Untergang des ganzen maurischen Reichs. Nur den erwähnten kriegerischen Bewegungen in der Bretagne, in welche auch das spanische Königshaus verflochten ward (VIII, 871), war es zuzuschreiben, daß nicht schon sofort der Angriff auf das Territorium El Zagals im Osten erfolgte. Aber schon im folgenden Jahr eröffnete Ferdinand den Feldzug gegen Baza, wo ein entschlossener Befehlshaber, Cidi Yahja, ein Verwandter des Herrscherhauses, die Verteidigung leitete. Die Stadt war durch Lage und Kunst sehr befestigt und mit allem Nötigen reichlich versehen. Wäre nicht El Zagal durch die feindselige Haltung seines Neffen Boabdil in Guadix festgebannt gewesen, so daß er der belagerten Stadt keine Hilfe leisten konnte, so wären die Christen in schlimme Lage gekommen. Denn die Schwierigkeit, der durch Schluchten, Berge und Wälder geschützten Stadt

El Zagal zur Unterwerfung gebracht.

1489.

nahe zu kommen, war noch größer als in Malaga. Neun Monate lang dauerte der Belagerungskrieg; die ganze Kriegsmacht Spaniens sammelte sich allmählich, so daß um die Bergstadt bald eine neue Stadt von Zelten, Baracken und Bretterbuden sich erhob, und eine ununterbrochene Schanzlinie jeden Zugang und Ausfall verhinderte. Auch Isabella stellte sich wieder in dem Zeltlager ein, um den Mut der Ritterschaft anzufeuern und gute Zucht und Sitte zu erhalten. Durch Anleihen, Pfandschaften, freiwillige Beiträge wurden die Kosten aufgebracht; selbst die Kronjuwelen wurden bei Kaufleuten in Barcelona und Valenzia verpfändet. Lange widerstand der maurische Befehlshaber; als aber die Vorräte zu schwinden begannen und keine Hilfe von außen kam, gedachte er, durch eine rechtzeitige Kapitulation das schwere Geschick Malagas von seiner Stadt abzuwenden. Er schloß eine Übereinkunft, kraft deren es den Eingebornen frei stehen sollte, entweder mit ihrem beweglichen Vermögen auszuwandern, wohin sie wollten, oder in den Vorstädten als Unterthanen der kastilischen Krone im Genusse ihres Eigentums und ihrer Religion nach ihren Gesetzen und Gebräuchen zu leben, nur den Abgaben unterworfen, die sie an ihre mosleminischen Herrscher
4. Dez. 1489. entrichtet hatten. Nach Abschluß dieses Vertrags hielt das spanische Königspaar seinen feierlichen Einzug in Baza und ließ die Kreuzesfahne als Siegeszeichen aufpflanzen. Nun begab sich Yahja zu seinem Verwandten El Zagal nach Guadix und bewog ihn, unter denselben Bedingungen auch die übrigen Städte und Landschaften seines Gebietes freiwillig den Spaniern zu unterwerfen. So kam das romantische Gebirgsland mit seinen wilden Felsenhöhen, seinen Schluchten und Engpässen, das mit leichter Mühe jahrelang hätte verteidigt werden können, ohne Schwertstreich in die Gewalt der Christen. El Zagal selbst ritt an der Seite Ferdinands in Almeria ein, der reichen, festen Handels- und Gewerbstadt, die so lange durch ihre Seemacht und ihre Freibeuterei der Schrecken des Mittelmeers gewesen. Der Maurenfürst blieb im Besitze seines fürstlichen Ranges und großer Einkünfte. Aber er konnte es nicht ertragen, in dem Lande, wo er ehedem in Ehren geherrscht, nun als Lehnsfürst, mit der Verachtung seiner Glaubensgenossen beladen, in Ruhe und Gemächlichkeit fortzuleben. Er schiffte mit seinen Schätzen nach Afrika über, wo er, von einem rohen Volkshaufen seiner Habe beraubt, den Rest seiner Tage in Elend und Dürftigkeit verbracht haben soll, ein tapferer und tüchtiger Mann, dem nur die zerrüttete Lage des hinsinkenden Reichs den erschütternden Fall bereitet hatte. In Guadix, wo die Opposition gegen die christliche Herrschaft am schärfsten hervortrat, wurde fast die ganze Bevölkerung zur freiwilligen Auswanderung gebracht, so daß die Stadt in kurzem ganz einen christlichen Charakter erhielt.

So endete das achte Jahr des Kriegs von Granada, bemerkt Prescott, ein für die christlichen Waffen glorreicheres und in seinen Erfolgen wichtigeres als irgend ein vorhergehendes. Während dieser Zeit hatte länger als sieben Monate ein Heer von 80,000 Mann bei rauher Witterung im Feld gestanden, eine Anstrengung, die in

jenen Zeiten nicht ihresgleichen fand, wo sowohl der Belauf der Aushebungen als die Dauer des Dienstes sich nach dem beschränkten Maßstabe richteten, der den Lehnskriegen angemessen war. Zu solchen Anstrengungen und Erfolgen war die spanische Kriegsmannschaft ganz besonders durch die Persönlichkeit Isabellas angeregt worden, die an Mut, Ausdauer, Fürsorge und unermüdlicher Thätigkeit allen voranleuchtete, allen ein aufmunterndes Beispiel gab.

Nunmehr war der Fall von Granada nur noch eine Frage der Zeit und Isabella war fest entschlossen, den entscheidenden Augenblick möglichst bald herbeizuführen. Die Erhöhung des Kreuzes auf den Türmen der stolzen Alhambra erfüllte ihre ganze Seele. Der schwache König Abdallah oder Boabdil erleichterte und beschleunigte den letzten Akt des welthistorischen Dramas. Seit dem schimpflichen Vertrag von Lucena der Gegenstand des Hasses und der Verachtung aller strengen Moslems, sank er noch tiefer in den Augen des Volks, als er Baza und Almeria nicht nur ohne Hilfe ließ, sondern durch sein feindseliges Auftreten wider seinen Oheim El Zagal die Unterwerfung des Landes beschleunigte. Tausende von Auswanderern aus Guadix und andern Orten nahmen ihren Aufenthalt in der alten Hauptstadt und steigerten die Antipathien gegen die christlichen Herrscher und ihren tributpflichtigen Unterkönig in Granada. Abdallah kannte diese Gesinnung, und gern hätte er, als das siegreiche Königspaar ihn zur Unterwerfung auffordern ließ, das Beispiel seines Oheims sogleich nachgeahmt, aber bei der herrschenden Volksstimmung durfte er eine solche schmachvolle Handlung nicht wagen. Die Einwohner forderten laut den Kampf und drohten mit Abfall und Empörung. So begann denn im Frühjahr 1490 der Krieg aufs neue. Wie in früheren Fällen gingen die ersten Monate mit wilder Verheerung der Dörfer und Fluren in den Grenzlandschaften und in einzelnen geringfügigen Gefechten hin, bis in der Ebene la Vega ein großartiges Zeltlager errichtet ward, von dem aus der Belagerungskrieg mit mehr Kunst und Überlegung geführt werden konnte. Viele ritterliche Kämpfe und Ausfälle, von beiden Seiten mit Mut und Tapferkeit durchgeführt, wurden von arabischen und kastilischen Dichtern in Romanzen und Elegien gefeiert. Als einst ein Brand die leichte Zeltstadt ergriff, wobei sogar das Leben der Königin Isabella und der Infantinnen in Gefahr kam, wurde beschlossen, auf dem Lagerplatz statt der flatternden Zelte feste Gebäude aus Stein und Mörtel zu errichten und die Zugänge durch Straßen in Kreuzesform zu erleichtern. Der Plan kam zur Ausführung und gab der Stadt Santa Fé ihre Entstehung, der einzigen Stadt in Spanien, wie ein kastilischer Schriftsteller rühmt, „die niemals von moslemischer Ketzerei verunreinigt worden ist". Von der Zeit an entsank den Einwohnern von Granada der Mut und das Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang. Daher gewann am Hofe und in den oberen Klassen der Gedanke einer freiwilligen Unterwerfung immer mehr Boden. Wenn man das Schicksal von Malaga mit dem von Baza und Almeria verglich, so mußte man zu der Einsicht kommen,

Der Kampf um Granada.

1490.

Entstehung von Santa Fé. 1491.

Kapitulation.

nicht die letzte Katastrophe abzuwarten. Daher wurden Unterhandlungen eingeleitet, die jedoch aus Furcht vor dem Volk sehr geheim gehalten werden mußten. Von beiden Seiten wurden Bevollmächtigte ernannt, darunter der Wesir Abul Kazim Abdalmalik und der gewandte Gonsalvo de Cordova, welche zur Nachtzeit bald da bald dort zusammenkamen und die Kapitulation feststellten.

Danach sollten die Einwohner von Granada im Besitze ihres Eigentums und ihrer Religion belassen werden, eigne Beamte und Richter unter einem kastilischen Stadthauptmann behalten, im Genusse ihrer alten Sitten und Gebräuche, ihrer Gesetze und Rechtsgewohnheiten, ihrer Sprache und Tracht bleiben und denselben Abgaben und Steuern unterworfen sein, welche sie an die arabischen Herrscher entrichteten. Auch sollte die Auswanderung jedem frei stehen und zu dem Behuf Schiffe zur Überfahrt bereit gehalten werden. Abdallah sollte einen bestimmten Landstrich in den Alpujarras unter kastilischer Oberhoheit als Herrschaft besitzen.

Granada eine christliche Stadt.

Gegen solche Bedingungen sollte zu Anfang des neuen Jahres die Stadt mit Geschütz und Festungswerken übergeben werden. Wohl entstand eine heftige Volksaufregung, als das Vorhaben bekannt ward, aber der Widerstand wurde bald unterdrückt, und am 2. Jan. 1492 konnte das Königspaar an der Spitze des Heeres, von einem glänzenden Gefolge umgeben, seinen festlichen Einzug in Granada feiern. Abdallah überreichte dem Sieger die Schlüssel der Alhambra, wo man bald das große silberne Kreuz von den Türmen in den Strahlen der Sonne erglänzen sah. Hierauf begab sich der unglückliche und unwürdige Maurenfürst nach seiner neuen Herrschaft. An einer Felsenhöhe, die noch jetzt im Volksmunde „der letzte Seufzer des Mohren" heißt, hielt er an, um noch einen letzten Blick auf den Schauplatz seiner entschwundenen Größe zu werfen; dann zog er seiner neuen Herrschaft zu. Aber der Gram nagte an seinem Herzen; daher trat er bald das ihm zugewiesene Territorium in den Alpujarras gegen eine namhafte Geldsumme an das Königspaar ab und siedelte mit seiner Familie nach Fes über, wo er in der Folge im Dienste des afrikanischen Fürsten seinen Tod in der Feldschlacht fand. In Rom und in der ganzen Christenheit feierte man die Einnahme von Granada als einen großen Sieg des Glaubens, der einigen Ersatz für die verlorne Konstantinsstadt gewährte. Die spanischen Orthodoxen erblickten in dem Triumph des Kreuzes den Lohn des Himmels für die Errichtung der Inquisition!

(2. Jan. 1492.)

Rodrigo Ponce de Leon, der Marquis von Cadix, überlebte das Ende des maurischen Kriegs, dessen eigentlicher ritterlicher Held er von Anfang an gewesen, nicht lange. Noch in demselben Jahre starb er im neunundvierzigsten Lebensjahr in seinem Palast zu Sevilla, der letzte seines Stammes. Zehn maurische Fahnen, die er in dem langen Krieg erobert, wehten über seiner Gruft.

(28. Aug. 1492.)

Bedeutung und Wirkung des Maurenkriegs.

Mit der Übergabe der Hauptstadt Granada erreichte die arabische Herrschaft in der pyrenäischen Halbinsel nach einer Dauer von achthalbhundert Jahren ihr Ende. Hatte der Kampf zwischen den beiden Nationen dem mittelalterlichen Spanien seinen innersten Charakter aufgeprägt, so beginnt mit dem

Erlöschen desselben sein welthistorischer Beruf in der neueren Zeit. Der letzte heilige Krieg hat wesentlich beigetragen, die Nation zu einigen, die landschaftlichen Sonderungen durch ein höheres allgemeines Nationalgefühl zu verwischen, Königtum und Volk zu gemeinsamen Interessen und Zielen zu verbinden, eine katholische Monarchie zu schaffen, der die gesamte Volkskraft zu Gebote stand. Und wenn die ununterbrochenen Kämpfe früherer Jahrhunderte die persönliche Tapferkeit und den ritterlichen Mut einzelner Führer und Nationalhelden in ein strahlendes Licht gestellt, einzelne Namen mit dem Glanze des Ruhmes und der Romantik verherrlicht haben, so war der Ausgang der Maurenkriege eine treffliche Schule der kriegerischen Bildung und Disziplin. In diesen harten Kämpfen gegen die Schwierigkeiten der Natur und die Tapferkeit und List eines von Glaubenseifer und Stammesgefühl getragenen Feindes bildete sich jenes unüberwindliche Kriegsvolk, das unter der Führung geübter und ausgezeichneter Feldherren zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts den kriegerischen Ruf des Landes über die ganze Christenheit verbreitete. Aber neben diesen Wirkungen trug der Maurenkrieg auch wesentlich zur Schärfung der Intoleranz und Glaubenswut bei, die wir schon früher als nationale Charaktereigentümlichkeit des Spaniers bezeichnet haben. Mit der Herstellung der Reichseinheit hub auch das Streben an, die Glaubenseinheit in der Halbinsel zu begründen und zu erhalten, begann der innere Krieg gegen religiöse Überzeugung und Gewissen; begannen die Bedrückungen und Verfolgungen des Klerus und der Inquisition, welche den spanischen Namen bei der Nachwelt geschändet haben. Die Verträge mit den Mauren waren ohne Dauer; der Fanatismus war stärker als die Treue geschworner Eide. Die anfangs gegebene Zusage vollkommener Religionsfreiheit, wie sie einst die arabischen Eroberer den Christen gewährt, wurde bald widerrufen und den Mohammedanern die Wahl der Auswanderung oder der Bekehrung zum Christentum gelassen. Der Erzbischof Jimenez, der mit frommem Vandalismus alle arabischen Bücher verbrennen ließ, trieb die Mauren durch Kerkerleiden und Geißelschläge zur Taufe. Da verließen viele den heimatlichen Boden, um entweder in Afrika als Korsaren und Beduinen, oder in der Sierra Nevada als Räuberscharen einen ewigen Krieg gegen ihre Dränger zu führen; andre traten mit innerem Widerstreben der Lehre des Evangeliums bei, wurden aber durch die Härte der Inquisition und den Druck der Regierung zu wiederholten Empörungen gebracht, deren unglücklicher Ausgang ihre Lage stets verschlimmerte. Der Kampf gegen die Mauren war zugleich ein Rassen- und Religionskampf. Jeder Sieg war eine Stufe zur Seligkeit; jedes irdische Vergehen fand seine Sühne im Blute der ungläubigen Feinde. Was den Drang der Rasse befriedigte, war eine christliche Pflicht; die Heimat vom fremden Joche befreien, hieß das Reich Gottes aufbauen; Reinheit des Blutes adelte ganze Völkerschaften wie später ein einziger nicht christlicher Tropfen in der Familie der Inqui-

sition als voller Beweis der Ketzerei galt. Priester und Prälaten zogen mit in den Kampf.

4. Die Entdeckung der Neuen Welt.

a. Christoph Kolumbus und seine erste Entdeckungsfahrt.

Kolumbus in Spanien. An dem Kriege gegen Granada hat vielleicht auch Christoforo Colombo, oder wie er seit seiner Übersiedelung nach Spanien sich nannte, Christoval Colon, Anteil genommen. Wir wissen, daß er vor mehreren Jahren seinen bisherigen Wohnsitz in Portugal aufgegeben, um am kastilischen Hofe sein Glück zu versuchen. Ein andalusischer Edelmann, Luis de la Cerda, Herzog von Medinaceli, faßte Interesse für den Fremdling, der mit so großen Verheißungen vor ihn trat, und empfahl ihn der Königin Isabella. Diese nahm ihn sofort für die kastilische Krone in Dienst und Sold und legte seinen Entdeckungsplan der Universität Salamanca zur Prüfung vor. Allein auch hier fand Kolumbus anfangs wenig Entgegenkommen. Die mit dieser Aufgabe betrauten Männer, größtenteils Geistliche, unter denen Fernando de Talavera, Isabellas Beichtvater, die einflußreichste Stimme führte, kamen nach langer Überlegung und Beratung zu der Ansicht, der Plan beruhe auf schwachen Grundlagen und sei unausführbar. Doch nicht alle waren dieser Meinung: der Großkardinal Mendoza, ein Mann von weiterem Gesichtskreise als seine meisten Standesgenossen, und der erwähnte Dominikaner Diego de Deza, später Erzbischof von Sevilla und Großinquisitor, nahmen den begeisterten Seemann unter ihren mächtigen Schutz, und ihrer Fürsprache war es zu danken, daß Kolumbus noch ferner in kastilischem Sold und Dienst verblieb. Im Jahr 1487 finden wir ihn in Cordova, wo ihn ein zärtliches Verhältnis mit Donna Beatriz Enriquez d'Avana festhielt. Sie wurde die Mutter seines Sohnes Fernando. Da aber der Krieg gegen Granada das ganze Interesse der Königin in Anspruch nahm, und die Aussichten auf nachdrückliche Unterstützung sich mehr und mehr verdunkelten, so beschloß Kolumbus Kastilien zu verlassen und sich an den französischen Hof zu wenden. In dem Hafenort Palos kehrte er mit seinem Sohn Diego in dem Franziskanerkloster La Rabida ein. Der Bruder Juan Perez de Marchena, der den Titel eines Beichtvaters der Königin führte, ließ sich mit dem Fremdling in ein Gespräch ein; Kolumbus teilte ihm und einem in der Erdkunde und Astronomie erfahrenen Arzte Garcia Hernandez, den jener herbeigerufen, seine Pläne und Ansichten mit. Die Sicherheit und feste Überzeugung des stattlichen hochgewachsenen Seemannes mit den hellleuchtenden Augen und dem männlichen Angesicht, machte auf die beiden Männer einen imponierenden Eindruck. Der Bruder Juan beredete ihn, die Abreise zu verzögern und begab sich sofort in das Lager von Santa Fé, um der Königin selbst das wichtige Anliegen vorzutragen. Seine beredte Darlegung, unterstützt von der Fürsprache einiger einflußreichen Personen am Hof, machte

auf Isabella Eindruck. Colon erhielt eine Geldunterstützung und die Aufforderung nach Santa Fé zu kommen. Er traf noch rechtzeitig ein, um die Übergabe Granadas mit anzusehen. Die gehobene Stimmung der Königin über dieses glückliche Ereignis kam den Vorschlägen Colons zu statten. Isabella lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit den Worten des begeisterten Mannes, als er ihr seinen Plan, „das Morgenland in westlicher Richtung aufzusuchen“ vortrug und auf den hohen Ruhm hinwies, der durch die Mehrung des Reichs und durch die Ausbreitung des Christentums über die herrlichsten Länder der Heidenwelt ihrer Regierung erwachsen würde. Noch einmal übten Rittertum und Romantik vor ihrem Verschwinden ihre Macht auf die Phantasie und die durch die Maurenkriege erregte Glaubensstärke: Isabella erklärte sich bereit, das Unternehmen zu unterstützen und falls die erschöpfte Staatskasse nicht die Kosten zu decken vermöchte, ihre Juwelen zu verpfänden. Aber selbst jetzt noch erhoben sich Schwierigkeiten; man fand seine Forderungen zu hoch. Er verlangte nämlich für sich und seine Erben die Würde und den Rang eines Admirals und den Adelstand mit dem Prädikat „Don“, ferner Titel und Macht eines Vizekönigs in den von ihm zu entdeckenden Ländern und Inseln nebst dem Zehnten der Kroneinkünfte in denselben und gewisse Vorrechte bei Anstellungen und Handelsmonopolen. Vergebens suchte man eine Ermäßigung dieser Forderungen zu erzielen; Kolumbus war unbeugsam und als man die Unterhandlungen abbrach, wandte er dem spanischen Hof abermals den Rücken und wollte sich nach Frankreich oder England begeben. Da gelang es einigen, dem Unternehmen günstig gesinnten einflußreichen Räten, unter denen besonders der Schatzmeister Luis de St. Angel sich durch warme Fürsprache hervorthat, die Königin zur Einwilligung zu bringen. Der Vertrag wurde mit den von Kolumbus festgesetzten Bedingungen abgeschlossen, und da die Staatskasse durch den maurischen Krieg erschöpft war, erbot sich Don Luis, aus eignen Mitteln den Aufwand für drei Schiffe vorzuschießen. Nun eilte Kolumbus nach der andalusischen Küste, um die zur Fahrt erforderlichen Vorbereitungen zu treffen. Der kleine Hafenort Palos, der wegen eines Vergehens verurteilt worden war, ein Jahr lang zwei Schnellsegler für den öffentlichen Dienst zu unterhalten, wurde angewiesen, diese dem Admiral zur Verfügung zu stellen; ein drittes Schiff lieferte er selbst mit Hilfe seiner Freunde. Durch die thätige Unterstützung der Familie Pinzon, welche in der Schifferzunft zu Palos im höchsten Ansehen stand, gelang es dem Genuesen, die Vorurteile der Andalusier zu überwinden und etwa hundert rüstige Seeleute zur Teilnahme an der Fahrt zu gewinnen. In drei Monaten waren die Zurüstungen so weit vollendet, daß das kleine Geschwader, bestehend aus den beiden Karavellen Pinta und Niña, welche Martin Alfons Pinzon und sein Bruder Vincente Yañez befehligten, und dem größeren Admiralschiff Santa Maria unter Colons eigner Leitung, am 3. August 1492 aus dem Hafen von Palos absegeln konnte.

Vertrag von Santa Fé.

17. April 1492.

Kolumbus in Palos.

Colons früheres Leben. Zehn italienische Städte und Ortschaften haben sich um die Ehre gestritten, der Geburtsort des großen Weltentdeckers zu sein. Aber mit mehr Sicherheit als bei Homer konnte urkundlich nachgewiesen werden, daß Christoph Kolumbus in der Seestadt Genua das Licht des Lebens erblickt habe. Weniger sicher sind Zeit und Herkunft. Die Berichte über sein Geburtsjahr variieren um zwanzig Jahre. Der französische Biograph Rosselly de Lorgues sucht zu beweisen, daß er um 1435 geboren sein müsse. Doch scheint die Angabe, welche 1456 als das Jahr seiner Geburt und einen wohlhabenden Tuchwirker als seinen Vater bezeichnet, der Wahrheit näher zu kommen. Schon mit vierzehn Jahren, nachdem er in Pavia einige Zeit den mathematischen Wissenschaften obgelegen, begab er sich auf die See und von der Zeit an hat er das nautische Leben zu seinem Beruf gewählt. Er hat als jugendlicher Seefahrer die Levante und Tunis besucht; er ist an England vorüber bis nach Island gesegelt, ohne jedoch von den alten Entdeckungsfahrten der Normannen, welche von Grönland aus das „Winland" im hohen Norden Amerikas gefunden und mit den Eskimos verkehrt hatten, mehr als unbestimmte sagenhafte Kunde zu erhalten; „sonst würde er gewiß nicht auf seiner ersten Entdeckungsreise von den Kanarischen Inseln aus in südwestlicher Richtung gesteuert haben". Und selbst wenn ihm jene Entdeckungen im ganzen Umfange bekannt geworden wären, auf seine Vorstellungen und Pläne hätten dieselben keine Wirkung ausüben können. „Denn nicht nach dem guten, aber öden Weinland, sondern nach den regsamen Kulturländern Ostasiens, nach den bewimpelten indischen Meeren, nach südlichen Breiten trug ihn sein sehnsüchtiges Schauen." In den siebziger und achtziger Jahren hielt er sich, wie oben erwähnt, in Portugal auf und beteiligte sich an mehreren Entdeckungsfahrten. Damals schickte der berühmte florentinische Astronom Paolo Toscanelli († 1482) eine mit Längen- und Breitenkreisen versehene Seekarte nach Lissabon nebst lateinischen Briefen an Colon, worin er die atlantische Überfahrt nach Ostasien für leicht ausführbar erklärte. Bei seinem Abgang aus Lissabon trennte sich Kolumbus von seinem Bruder Bartolomeo, welcher noch länger in Portugal blieb. Als Christoph auch in Kastilien lange kein Gehör fand, begab sich der andre zu Schiff nach England, wo er, nach seiner Befreiung aus den Händen der Seeräuber, die ihn unterwegs gefangen genommen, mit Kartenzeichnen seinen Unterhalt erwarb und zugleich bei dem geldscheuen König Heinrich VII. für den Entdeckungsplan des Bruders zu wirken bemüht war, während dieser, wie wir gesehen, sich zu demselben Zweck nach Paris begeben wollte, als noch rechtzeitig der Vertrag von Santa Fé zum Abschluß kam. Daß Kolumbus seine Dienste auch seiner Vaterstadt Genua angetragen habe, ist von der neueren Geschichtsforschung widerlegt worden. Wie hätte sich die von inneren Parteikämpfen zerrissene, von den Türkenkriegen bedrängte Republik damals in so weit aussehende Unternehmungen einlassen sollen?

Beweggründe für die westliche Fahrt. Als der mutige Seemann der Alten Welt Lebewohl sagte, um die unergründliche Einöde des Atlantischen Ozeans zu durchsegeln, folgte er dem geistigen Trieb, den die Gottheit in seiner Seele angefacht und der durch Nachdenken, Forschen und Prüfen zur festen Überzeugung, zur zweifellosen Wahrheit in ihm geworden war. Nicht die alten halbmythischen Nordlandsfahrten gaben den Impuls zu dem kühnen Wagnis; es war der eigne geniale Gedanke, es war der phantasiereiche Geist, es war eine prophetische Stimme, was ihn vorwärts trieb. Die dunkeln Sagen aus grauer Vorzeit, die märchenhaften Berichte des Mittelalters von unbekannten Wunderländern konnten nur die in seiner Seele lebende Idee stärker entflammen und alles Nachdenken und Forschen hatte nur dazu

gedient, den ursprünglichen Glauben, daß jenseits des westlichen Meeres das reiche indische Land liegen müsse, zur Gewißheit zu steigern. Auch hatte der warme Meeresstrom, der sich aus dem Golf von Mexiko nach den Küsten unseres Weltteils ergießt, manche Anzeichen zu Tage gefördert, die auf das Vorhandensein eines unbekannten Landes im fernen Westen deuteten. „Ein portugiesischer Pilot, Martin Vincente, fischte auf der Höhe der Azoren ein künstlich aber ohne eiserne Werkzeuge geschnitztes Holz aus dem Meer. Ein ähnliches Stück überseeischer Industrie sah Colon bei seinem Schwager Pedro Correa, dem Statthalter auf Porto Santo. König Johann II. zeigte dem Genuesen unter atlantischem Treibholz Rohre von solcher Stärke, daß sich von Knoten zu Knoten drei Azumbres oder sieben Liter in die Höhlung füllen ließen, und Colon lebhaft dadurch an eine Stelle des Ptolemäos über indischen Pflanzenwuchs erinnert wurde. Dem lauschenden Seemann erzählten Bewohner von Fayal und Graciosa, daß Fichtenstämme einer fremden Art von Westen her nach den Inseln gespült worden seien. Nach den Azoren waren auch Kähne mit Leichen eines fremdartigen Menschenschlags getrieben worden."

Nur der durch solche Beobachtungen gestärkte Glaube an die Wahrhaftigkeit und Sicherheit seiner Idee hatte den begeisterten Seemann alle Hindernisse und Schwierigkeiten, alle Vorurteile und Widersprüche standhaft überwinden lassen. Und als er endlich durch die hochherzige Gesinnung der Königin Isabella in die Lage gesetzt ward, den Plan seines Lebens zur Ausführung zu bringen, erhoben sich neue Stürme von Bedenklichkeiten, von menschlichen Schwächen und Leidenschaften, die das Gelingen des Unternehmens zu gefährden drohten.

Nach der Abfahrt von Palos hielt sich Kolumbus fortwährend in westlicher Richtung und immer im Breitenkreise der Kanarien. War der Weg über diese Inselgruppe länger, als wenn er weiter nordwärts oder weiter südwärts den Ozean durchschnitten hätte, so hatte er dafür den Vorteil eines beständig günstigen Windes; und damit das Schiffsvolk nicht unruhig werde, hielt es der Admiral im Irrtum über die Entfernung, indem er in der offen ausgestellten Berechnung den zurückgelegten Weg geringer angab, als er in Wirklichkeit war, den wahren Lauf aber in einem geheimen Schiffstagebuch für sich und die Herrscher in der Heimat bemerkte. Nachdem das Geschwader die Kanarischen Inseln verlassen, wo man vier Wochen verweilte, um die schadhaft gewordene Pinta auszubessern, segelte die Schiffsmannschaft bei günstigem Wetter und milder Luft weiter gen Westen, so daß sie vierunddreißig Tage lang nichts als Himmel und Wasser erblickte. Die linden erquickenden Lüfte kamen dem Entdecker vor wie die labenden Aprilmorgen in Andalusien, nur daß die Nachtigallen fehlten. Je mehr der Raum wuchs, der die Segler von der Heimat trennte, desto größer wurde ihre Aufregung und Unruhe. Die Abweichung der Magnetnadel in nordwestlicher Richtung erfüllte sie mit Furcht und Schrecken: es schien als ob sie in eine Welt einträten, wo die Grundgesetze der Natur

Die Fahrt.

sich veränderten und unbekannte Einflüsse regierten. Kolumbus suchte sie zu beruhigen, indem er die Ursache der Deklination auf die Umdrehung des Polarsterns zurückführte. Selbst die günstigen Winde, welche von Osten wehend die Schiffe in der zweiten Hälfte des September sanft über die ruhige, hier und da mit grünen Seepflanzen bedeckte Wasserfläche dahingleiten ließen, erregten Sorge: das Schiffsvolk glaubte, es wehten in jenen Gegenden nie Winde zur Rückkehr in die Heimat; aber auch diese Befürchtungen legten sich mehr und mehr, als schärfere Meeresströmungen aus Südwesten sich fühlbar machten. Das „Kräutermeer", von unzähligen Seetierchen belebt, galt ihnen als Zeichen eines nahen Landes; ein Vögelschwarm, der die Schiffe umflatterte, bestärkte diesen Glauben. In ihrer aufgeregten Phantasie hielten sie schon am 25. September ein Gewölk im Norden, das bei Sonnenuntergang die Gestalt einer Insel annahm, für Land und begrüßten die fröhliche Botschaft mit einem Lobgesang, bis das Nebelbild am folgenden Morgen sich als eine Sinnestäuschung erwies. Es ist eine bekannte in Sage und Dichtung verbreitete Erzählung, daß die Schiffsmannschaft eine Verschwörung gemacht, um den Admiral zur Rückkehr zu zwingen, ja daß sein Leben bedroht worden; neuere Forscher haben nachgewiesen, daß diese Meuterei und das erzwungene Versprechen des Entdeckers, daß man umkehren wolle, wenn sich nicht binnen drei Tagen Land zeige, nur eine der Entstellungen sei, welche großartige Weltbegebenheiten vom zweiten Geschlecht zu erdulden haben. Die natürlichen Befürchtungen und gespannten Erwartungen der aufgeregten Seeleute wurden zu drohenden Auftritten und meuterischen Szenen gesteigert, die dann durch die Tradition sich fortpflanzten. Daß sich die zwischen Furcht und Hoffnung wechselnden Gefühle der Matrosen auf verschiedene Weise äußerten, und daß hier und da auch Anzeichen von Widersetzlichkeit gegen die Weiterfahrt in der Meereseinöde laut geworden sein mögen, ist sehr natürlich; aber das feste Auftreten des Admirals, der bald durch Verheißungen den Ehrgeiz oder die Habsucht reizte, bald durch Drohungen und durch die Berufung auf die Befehle der spanischen Herrscher die Trotzigen und Widerspenstigen in die Schranken wies, war hinreichend die Murrenden zum Schweigen zu bringen. Da jedem, welcher zuerst Land erblicken würde, eine Leibrente von dreißig Goldstücken zugesagt war, so wurden mehrmals voreilig Landsignale gegeben, die sich dann nicht bewährten; um nun die dadurch sich fortwährend erzeugende Aufregung und Niedergeschlagenheit zu verhüten, ließ Colon verkündigen, daß fortan jeder, der durch falschen Landruf ungegründete Erwartungen errege, seinen Anspruch auf den Finderpreis verliere.

San Salvador. In den ersten Tagen des Oktober mehrten sich die Anzeichen, daß Land in der Nähe sein müsse. Züge von kleinen bunten Vögeln schwärmten um die Schiffe her und flogen dann weiter nach Südwest; Thunfische spielten in dem ruhigen Meer; frische grüne Gewächse vom Lande gelöst trieben auf dem Wasser umher; ein Rohr, ein kleines Brett, ein künstlich geschnitzter Stab wurden auf-

gefischt. Das Geschwader richtete den Lauf ein wenig gen Süden; die Luft war so lieblich und balsamisch wie Frühlingswehen in Sevilla. Am 11. Oktober glaubte der spähende Feldherr in der klaren Herbstnacht ein sich bewegendes Licht in der Ferne zu bemerken. Er empfahl daher nach dem gewöhnlichen Abendgesang Salve Regina der Mannschaft besondere Wachsamkeit, indem er dem ersten Rufer zu dem Gnadengeschenk der Monarchen noch ein seidenes Wams versprach. Um 2 Uhr in der Frühe, Freitag den 12. Oktober, entdeckte ein Matrose der Pinta, Juan Rodriguez Vermeijo aus Molinos bei Sevilla, im Mondenglanz den schimmernden Saum eines vorspringenden Gestades. Unter dem freudigen Rufe: Land! Land! stürzte er auf das nächste Geschütz, um das Signal zu geben. Aber die Belohnung wurde nachmals dem Admiral zuerkannt, weil er früher das Licht gesehen hatte. Sobald der Tag graute, legten die Schiffe an und Kolumbus bestieg, in scharlachrote Admiralsuniform gekleidet und das königliche Banner von Kastilien schwingend, das neuentdeckte Land. Es war die Watlingsinsel, welche die Einwohner Guanahani nannten, der aber Colon zu Ehren des Erlösers den Namen San Salvador beilegte. Sie fanden ein schönes, grünes, baumreiches Eiland und nackte Wilde, von kupferbrauner Farbe, schlichten Haaren und mit bunten Farben bemalt, die sich schüchtern und ehrfurchtsvoll den Fremdlingen nahten, in dem Glauben sie seien Kinder der göttlichen Sonne, vom Himmel herabgestiegen, die voll Staunen und ohne allen Argwohn der Besitznahme ihres Landes im Namen des spanischen Herrscherpaares zusahen und ihre besten Güter gegen Glasperlen, Schellen, Flitter und Spielwerk vertauschten. Damit war das große Werk vollbracht; eine neue unbekannte Welt war der Menschheit erschlossen.

b. Die Rückfahrt und die Zustände der neuentdeckten Inselwelt.

Als Kolumbus die Watlingsinsel betrat und an den folgenden Tagen noch einige andre kleine Eilande aus der Gruppe der Lukayischen oder Bahama-Inseln entdeckte, und mit neuen Namen belegte (Santa Maria de la Concepcion; Fernandina, j. Exuma; Isabella u. a. m.), lebte er des Glaubens, daß er sich vor dem ostasiatischen Küstenlande befände und daß die aus dem Reisewerke Marco Polos berühmten und auf der Seekarte Paolo Toscanellis verzeichneten Landschaften Zipangu und Kathai in der Nähe sein müßten. Diese aufzusuchen war daher sein eifrigstes Bestreben. Einige gefangene Wilde, die sie auf die Schiffe brachten, um sie in ihrer Sprache zu unterrichten, dienten als Führer. Schon am 26. Oktober gelangten sie auf südwestlicher Fahrt nach der großen Insel Cuba, und einige Wochen später erreichten sie das reizende, mit Wäldern, Bergen und fruchtbaren Ebenen durchzogene Hayti, welches der Admiral Colon wegen der Ähnlichkeit mit andalusischen Landschaften Española (Hispaniola) nannte. Die Eindrücke, welche die Spanier auf ihren Entdeckungsfahrten und Landungen empfingen, mußten sie noch mehr in dem süßen Wahne

Hispaniola.

6. Dez. 1492.

bestärken, daß sie das gepriesene glückliche Indien gefunden hätten. Sie waren entzückt über die üppige Vegetation und das reizende Klima dieser Tropenländer, über das herrliche Grün der mächtigen Bäume und Waldungen, die von Schwärmen glänzend gefiederter, hellsingender Vögel belebt waren, über den balsamischen Duft der Gewürzhaine und Blumenfelder, der ihnen schon bei der Annäherung auf der See entgegenwehte, über die Pracht des nächtlichen sternbesäeten Himmels in seiner leuchtenden Klarheit.

Als die Herbstregen dem Ende zuneigten und die tropische Natur in ihrer Jugendfrische prangte, stieg das Entzücken der Spanier, wie aus dem Schiffstagebuch Colons hervorgeht. Der große Entdecker, der mit einem tiefen Naturgefühl begabt war, der das Erdenleben und den neuen Himmel, die sich seinen Blicken offenbarten, mit einer Schönheit und Einfachheit des Ausdrucks beschrieb, die nur diejenigen ganz zu schätzen vermögen, welche mit der alten Kraft der Sprache jener Zeit vertraut sind, wird nicht müde, die Reize der neuentdeckten Inselwelt zu schildern. „Die physiognomische Gestaltung der Pflanzen," heißt es in Humboldts Kosmos, „das undurchdringliche Dickicht der Wälder, in denen man kaum unterscheiden kann, welche Blüten und Blätter jedem Stamme zugehören, die wilde Üppigkeit des krautbedeckten Bodens der feuchten Ufer, die rosenfarbigen Flamingos, welche fischend schon am frühen Morgen die Mündung der Flüsse beleben, beschäftigten den alten Seemann, als er längs der Küsten von Cuba, zwischen den kleinen Lukayischen Inseln und den Jardinillos hinfuhr. Jedes neuentdeckte Land scheint ihm noch schöner als das früher beschriebene; er beklagt, nicht Worte zu finden, um die süßen Eindrücke wiederzugeben, die er empfangen." „Berauscht von seinen Erfolgen," sagt Peschel, „glaubt er Mastixbäume in den Wäldern, Perlenbänke in der See, Gold im Metallglanze der sandigen Flußbetten zu erkennen, und alle unfaßlichen Träume von einem glückseligen Indien mit hellen Augen zu erblicken."

Die Spanier auf Hispaniola.

Aber die Schätze an Gold, Edelstein und Perlen, nach welchen die europäischen Schiffsleute mit gieriger Seele spähten, fanden sich nicht in der gehofften Fülle. Die kleinen Schmucksachen von Gold, welche die Einwohner an ihrem nackten Körper trugen und gern gegen Tand und Flitter eintauschten, waren nur geeignet, das Verlangen zu reizen, nicht zu stillen. Unaufhörlich forschten sie bei den Eingebornen, die sich den Schiffen auf kleinen Kanoes nahten und, gewonnen durch die freundliche Behandlung des Befehlshabers, die Scheu und Furcht mehr und mehr ablegten, nach dem edlen Metalle, das einen so mächtigen Zauber auf die Gemüter der Europäer ausübte und auf den Gang der Entdeckungen so nachdrücklich eingewirkt hat; und die halbverstandenen Andeutungen, die auf ein weiter südwärts gelegenes Goldland hinzuweisen schienen, spornten zu neuen Fahrten. Doch ging die erste Entdeckungsreise Colons nicht über die Antillen hinaus. Die reizende Insel Hispaniola, wo die Einwohner so zutraulich und gastfrei den Fremdlingen entgegenkamen und der mächtigste Häuptling, der Kazike Guacanagari, dem Admiral mit kindlicher Ehrfurcht und inniger Freundschaft nahte, war das Ziel und Ende der folgenreichen Unternehmung des Jahres 1492. Zwei Umstände bewogen den großen See-

mann die Rückkehr nach Europa anzutreten: Martin Alfons Pinzon, der Befehlshaber der schnellsegelnden Karavelle, ein heftiger Mann, den das untergeordnete Verhältnis zu Kolumbus schon lange ärgerte und drückte und der von Habgier getrieben die ersehnte Goldregion auf eigne Hand entdecken wollte, hatte sich heimlich von den andern entfernt und war nicht wieder zurückgekehrt. 20. Nov.
Darüber geriet der Admiral in Sorge, weil er fürchtete, Pinzon möchte allein in die Heimat steuern und die Ehre und den Lohn des ersten Entdeckers sich aneignen. Seine Besorgnis wuchs noch, als vier Wochen nachher das Hauptschiff Santa Maria durch die Unvorsichtigkeit eines jugendlichen Piloten auf 24. Dez.
eine Sandbank geriet und Schiffbruch litt. Und wie sehr auch der Kazike und die ganze Bevölkerung von Hispaniola den fremden Männern nicht nur die innigste Teilnahme bewiesen, sondern sich auch beeiferten, denselben alle mögliche Hilfe und Unterstützung zu gewähren und die Verluste durch Eintauschung von Gold gegen geringe in ihren Augen aber höchst wertvolle Dinge und durch Geschenke aller Art auszugleichen, so hielt es Kolumbus doch für geraten, auf die Rückfahrt zu denken; denn wie leicht konnte das einzige noch erhaltene Schiff von einem Unfall betroffen werden. Doch sollte ein Teil der Mannschaft zurückbleiben und den Verkehr mit den Insulanern behufs des Goldhandels unterhalten. Aus den Trümmern des gestrandeten Schiffs wurde unter thätigem Beistand der Eingebornen eine Feste mit Turm und Graben errichtet und mit Lebensmitteln und einigem Geschütz ausgerüstet und dann unter der Schiffsmannschaft, die sich wetteifernd zum Bleiben erbot, vierzig geeignete Männer, teils Matrosen teils Handwerker auserlesen, welche unter drei Anführern, Diego de Arana aus Cordova, Pedro Gutierrez aus Segovia und Rodrigo de Escovedo, in dem befestigten Orte zurückbleiben sollten. Von der Weihnachtszeit, an welcher der Schiffbruch erfolgt war, erhielt die Feste den Namen La Navidad.

Colon und Martin Alfons Pinzon.

Vor seiner Abfahrt auf der Niña erlebte jedoch Kolumbus noch die Freude, daß die Pinta wieder zu ihm stieß. Pinzon war an einer andern Stelle der Insel Hispaniola gelandet, hatte dort von den Eingebornen Goldstücke, zwei Finger stark, gegen Nadelköpfe und geringfügige Sachen eingetauscht, war dann weiter in das Innere vorgedrungen und hatte von einer goldreichen Insel Yamaye (Jamaika) gehört, von welcher man in zehn Tagen mit einem Fahrzeuge ein Festland erreichen könnte, wo Kleider tragende Völker wohnten. Kolumbus unterdrückte die bittere Stimmung über den zweideutigen Gefährten und nahm dessen Rechtfertigungsgründe scheinbar gläubig hin, denn Pinzon war mächtig durch seine Freundschaft und Verwandtschaft; aber der Argwohn wich nicht aus seiner Seele. Vereint unternahmen sie noch eine Küstenfahrt, auf welcher sie mit dem rauhen kriegerischen Völkerstamm der Ciguayos an dem Golf von Samana zum erstenmal in feindselige Berührung kamen, dann traten sie die Rückreise an. 16. Jan. 1493.

Die Rückfahrt. Auf der Rückreise war Kolumbus weniger vom Glück begünstigt als auf der Hinfahrt. Gegen die Mitte Februar erhob sich ein heftiger Sturm, dem die beiden schadhaften Schiffe kaum zu widerstehen vermochten. Die Pinta wurde nordwärts getrieben, so daß die Mannschaft der Niña sie gänzlich aus dem Gesichte verlor und alle Signale wirkungslos blieben. Kolumbus wurde von großer Angst erfaßt: wenn die Pinta unterging, so beruhte die Kunde von der wunderbaren Entdeckung auf seinem eignen gebrechlichen Fahrzeuge, und wie leicht konnte auch dieses ein Raub des aufgeregten Elementes werden und das ganze Geheimnis in der Tiefe des Ozeans versinken! In der Unruhe seines Gemütes griff er nach der Stütze religiösen Aberglaubens. Er gelobte für den Fall der Rettung Pilgerfahrten nach drei berühmten Wallfahrtsstätten und ließ das Los entscheiden, wer sie unternehmen sollte. Zwei fielen ihm selbst zu, für die dritte übernahm er die Reisekosten, und als sich der Aufruhr der Natur noch immer nicht legen wollte, ersann er ein Mittel, wie möglicherweise die große Botschaft auch im Falle seines Unterganges an die katholischen Majestäten gelangen möchte. Er schrieb auf Pergament einen kurzen Bericht über seine Reise und Entdeckung, schloß das versiegelte und mit einer Wachshülle geschützte Schreiben in eine Tonne ein und warf sie in die See, auf der Überschrift dem Finder, der sie unversehrt den spanischen Herrschern überliefern würde, eine Belohnung von tausend Dukaten verheißend. Nach einigen Tagen als sich der Wind gelegt und die See ruhiger geworden war, erblickte der Matrose auf dem Hauptmast Land. Die Freude der Schiffsmannschaft war nicht geringer als bei dem ersten Anblick der neuen Welt. Aber die Vermutungen, wo man sich befinde, gingen sehr weit auseinander: denn nur Kolumbus selbst hatte seine Berechnungen und Beobachtungen richtig durchgeführt, die der Übrigen waren gänzlich in Verwirrung geraten, nicht ohne Zuthun des Admirals, der dadurch das Geheimnis der Rückfahrt für sich bewahren wollte. So zeigte sich denn auch seine Ansicht, daß das erschaute Land eine der Azorischen Inseln sei, als die richtige. Aber noch drei Tage wurde die Karavelle auf der hohen See umhergetrieben, ehe die Anfahrt an dem südlichsten Eilande der Gruppe, Santa Maria
17. Febr. möglich ward. Die portugiesischen Bewohner dieser Insel bereiteten den fremden Seefahrern eine minder freundschaftliche Aufnahme als die Wilden auf den Antillen. Der Befehlshaber Castanjeda, ein hinterlistiger heimtückischer Mann, suchte Colon samt Schiff und Mannschaft in seine Gewalt zu bringen, sei es daß er in ihm einen Rivalen in den Gewässern von Guinea vermutete oder daß er von einigen der gelandeten Seeleute Kunde von neuen Entdeckungen erhalten hatte, die er für seine eignen Landsleute auszunutzen gedachte. Als Kolumbus die Hälfte seiner Leute ausschickte, um durch eine Prozession nach einer nahen Kapelle das im Sturm abgelegte Gelübde zu lösen, wurden sie überfallen und als Gefangene zurückgehalten. Erst als die Anschläge auf den Führer selbst und die übrige Mannschaft an ihrer Wachsamkeit scheiterte, zog der Befehlshaber gelindere

Saiten auf. Nachdem er sich versichert, daß der Kapitän in Diensten der spanischen Monarchen stehe, gab er die Gefangenen los und ließ alle ruhig absegeln. Froh steuerte Kolumbus der Heimat zu. Aber die Gefahr war noch nicht vorüber. Vor der Küste von Portugal wurde das Schiff von einem neuen heftigen Sturm erfaßt. Die Mannschaft war in der größten Angst; der Admiral klagte, daß er an der Schwelle seines Hauses so grausam zurückgestoßen werde; eine neue Wallfahrt wurde gelobt, und abermals traf das Los den Führer. Es schien als ob die Gottheit ihn vor allzugroßem Stolz hätte bewahren wollen, bemerkt ein Zeitgenosse. Die Einwohner von Cascaes, welche die Not des Schiffes vom Ufer aus beobachteten, flehten in der Kirche um dessen Errettung. Endlich am 4. März erreichte das bedrängte Fahrzeug das Vorgebirg Cintra und lief in die Mündung des Tajo ein. Die Schiffsleute von Rastello (Belem), wo Kolumbus Anker warf, erklärten die Rettung für ein Wunder; noch nie habe man einen so stürmischen Winter erlebt; fünfundzwanzig große Kauffahrteischiffe seien auf der Fahrt von Flandern verunglückt.

Die Vorsehung waltete sichtbar auf dem großen Werk und seinem Urheber und wendete die drohenden Gefahren, die über Colons Haupte schwebten, gnädig ab. Denn auch in Portugal war sein Leben nicht gesichert. König Johann II. und die Häupter des Volks fühlten bittern Neid über die wunderbare Entdeckung, die ihre eignen Errungenschaften so tief in Schatten stellte und sie um die Früchte ihrer bisherigen Anstrengungen zu bringen drohte, und nur dem Ehrgefühl des Monarchen, der den Admiral in seinem Lustschloß Valparaiso empfing und sich von ihm über seine Erlebnisse Bericht erstatten ließ, war es zu danken, daß Kolumbus nicht der nationalen Eifersucht der Portugiesen zum Opfer fiel. Unter den Räten, die einst seinen Plan als ein Hirngespinst verspottet hatten, und unter einigen Hofleuten trug man sich mit dem Gedanken, den Fremdling, dem sie Stolz und Überhebung zuschrieben, zum Streit zu reizen und bei der Gelegenheit niederzustoßen. König Johann II. verabscheute jedoch eine solche ehrlose That. Er behandelte den Entdecker mit Ehrerbietung und Auszeichnung und sorgte für sichere Rückfahrt. Am 15. März fuhr Colon wohlbehalten wieder im Hafen von Palos ein, von der aufgeregten Bevölkerung mit enthusiastischen Freudenbezeigungen begrüßt. Wie ein Triumphierender kehrte er in denselben Ort zurück, den er vor achtehalb Monaten verlassen hatte. An demselben Abend langte auch Martin Alfons Pinzon mit der Pinta in seinem Geburtsort Palos an. Er war an der Küste von Galicien gelandet, von wo aus er dem in Barcelona weilenden Königspaar seine Entdeckung angezeigt und um einen besonderen Empfang gebeten hatte. Aber er erhielt den Bescheid, im Gefolge des Admirals zu erscheinen. Dieses Zeichen königlicher Ungnade und die kalte Aufnahme, die er bei seinen Landsleuten in Palos fand, kränkten ihn so sehr, daß er nach wenigen Wochen an gebrochenem Herzen starb, ehe er das Angesicht der Herrscher gesehen. Er hatte sich durch sein zweideutiges Benehmen um die

Colon in Portugal.

Pinzons Ausgang.

Früchte seiner Arbeit gebracht und bewirkt, daß seine wahren Verdienste um die Entdeckung mehr als gerecht unterschätzt und in Dunkelheit begraben wurden. Erst in seinen Nachkommen wurden die Thaten des immerhin bedeutsamen und von hohem Unternehmungsgeist beseelten Mannes geehrt.

Colons Empfang in Spanien. In Sevilla empfing Kolumbus das Einladungsschreiben der Monarchen, die sich damals gerade in Barcelona aufhielten. Ferdinand war noch nicht völlig von der lebensgefährlichen Wunde genesen, die ihm einige Monate zuvor ein irrsinniger Katalonier von geringem Stande beigebracht. Als der Admiral mit einigen Wilden, die er von den Inseln mitgebracht, und mit allerlei Produkten der fremden Erde unter dem Zuströmen des neugierigen und erstaunten Volks seinen Einzug in die große Seestadt hielt, wurde er mit Ehren und Auszeichnungen empfangen, wie sie nur den hochgestelltesten Personen zu teil wurden. Er durfte sich auf offenem Markte neben dem König niedersetzen und mehrmals sah man ihn an der Seite Ferdinands durch die Straßen reiten. Alles beeiferte sich, dem großen Entdecker Anerkennung und Bewunderung zu zollen; die ersten Staatsmänner und die Häupter des Adels ehrten ihn durch Einladungen und Bewirtungen. Im Hause des Kardinals Mendoza soll sich die bekannte Anekdote vom Ei des Kolumbus zugetragen haben. Dies waren die stolzesten Augenblicke im Leben des Admirals; sie mußten manche frühere und spätere Kränkung und Geringschätzung ausgleichen.

Zeitstimmen. Die Persönlichkeit Colons, seine würdevolle Haltung und seine einfache und doch beredte Darstellung, über welche die Glut natürlicher Begeisterung ausgegossen war, machten großen Eindruck auf alle, die ihn sahen und hörten. Welche Zukunft öffnete sich dem spanischen Volke! Während das religiöse Gemüt der Königin mit Vorliebe bei der Aussicht weilte, daß durch die Bekehrung der unwissenden Insulaner das Reich Gottes verbreitet würde, gedachten andre der Vorteile, welche Handel und Verkehr mit den reichen Goldländern dem spanischen Volke verhießen, oder freuten sich des neuen Wirkungskreises zur Entfaltung menschlicher Kraft und Strebsamkeit, zur Aufhellung des Geistes und Mehrung wissenschaftlicher Erkenntnis. Aus den Berichten und Erzählungen Colons, die durch die mitgebrachten Erzeugnisse und fremdartigen Menschen Leben und Anschaulichkeit erhielten, bildeten sich die Vorstellungen der Zeitgenossen von einer neuen Wunderwelt mit paradiesischen Zuständen. Mitten in einem Lande, wo die Inquisition ihre Scheiterhaufen lodern ließ, wo man Juden und Morisken unbarmherzig drückte und verfolgte, wo die kirchliche Werkheiligkeit noch eine solche Macht übte, daß selbst Kolumbus Wallfahrten unternahm und von einem Kreuzzug zur Befreiung Jerusalems träumte, ließen sich bewundernde Stimmen zum Lobe eines gesellschaftlichen Zustandes vernehmen, der zu der herrschenden Welt den größten Gegensatz bildete. Ohne Bedeckung ihrer Blößen, ohne Maß und Gewicht, ohne den Fluch des Geldes, ohne Gesetz und ränkesüchtige Richter, ohne Bücher, befriedigt von den Gaben der Natur,

die sie gemeinsam und ohne allen Streit um das Mein und Dein genießen, und sorglos um das Künftige, leben jene Menschen im goldenen Zeitalter, so schrieb der Italiener Peter Martyr, ein vielerfahrener, einsichtsvoller Mann am kastilischen Hofe und persönlicher Freund von Kolumbus. Es war eine strebsame gährende Zeit, reich an fruchtbaren Ideen und Phantasiegebilden inmitten einer zerfahrenen Welt voll Widersprüche! Nähere Beobachtung hat in der Folge diese bewundernden Vorstellungen von einem paradiesischem Zustand herabgestimmt und auf das rechte Maß gestellt; aber der Vergleich dieser Naturkinder mit der christlich-europäischen Kulturwelt, konnte in jenen Tagen des Humanismus die Seele eines Philosophen in ähnlicher Weise aufregen und irre machen, wie im achtzehnten Jahrhundert andre Entdeckungen das Gemüt Rousseaus bewegten.

Soweit das gesellschaftliche Leben der Insulaner auf den Antillen von Kolumbus und seinen Gefährten erforscht und erkannt ward, hielt sich dasselbe ganz auf der Stufe einfacher Naturvölker, welche kaum den niedrigsten Grad menschlicher und geistiger Entwickelung überstiegen hatten. Die Fruchtbarkeit des Landes und die Milde und Regelmäßigkeit des Klimas ohne Winter machte ihnen den Kampf um das Dasein leicht und enthob sie jeder schweren Arbeit und Anstrengung. Zur Wohnung genügten ihnen mit Stroh oder Palmenblättern bedeckte leichte Zelte und Laubhütten, die am Sitze der Kaziken in größerer Menge dorfartig zusammengebaut waren, und zum Schlafen Hängematten von Netzen, die sie geschickt zu flechten wußten. Der Kleidung entbehrten sie gänzlich; nur Frauen, die in ehelicher Gemeinschaft mit Männern lebten, verhüllten meistens die Blößen mit Schürzen aus wildwachsender Baumwolle, die bei den Vornehmen von der Schulter bis zu den Füßen reichten. Zur Nahrung dienten ihnen Erd- und Baumfrüchte, besonders das Knollengewächs Batate in seinen verschiedenen Varietäten, Mais und eine Yamswurzel, Ajes, ferner Fische, Vögel und einige kleine Thiere, darunter eine Art Eidechse, Utia genannt; andern Fleisches enthielten sie sich. In den gesellschaftlichen Lebensordnungen gewahrte man einen bedeutenden Abstand zwischen dem Kaziken mit seiner Umgebung und dem gemeinen Volke. Nicht nur daß der Häuptling, welcher unbeschränkte Gewalt über Gut und Leben aller seiner Volksgenossen hatte und auch ihr Vertreter gegenüber den göttlich verehrten Wesen war, in Aufzug, Wohnung und Lebensweise seinen höhern Rang verriet, daß er und seine Großen mehrere Frauen hielten, während die geringen Leute in Monogamie lebten; bei dem Verkehr mit den Europäern benahmen sich die Kaziken mit einem gewissen fürstlichen Anstand und mit einer Sicherheit, die von dem Bewußtsein ihrer Macht und Stellung und von der Ehre und dem Vorrang der Dynastie Zeugnis gab. Denn die Würde erbte in dem Geschlechte fort, doch ging sie in Ermangelung eines Sohnes oder Bruders auf die Kinder der Schwester des letzten Herrschers über. Auf

Die Zustände auf den neuentdeckten Inseln.

Kaziken.

diese Weise glaubte man am sichersten die Echtheit des Blutes zu wahren. Die Gebiete der Volkshäupter waren an Umfang sehr verschieden: auf Hispaniola gab es fünf größere Reiche, deren Herrscher wieder kleinere Territorialherren als dienstpflichtige Vasallen unter sich hatten. Die Ähnlichkeit der Sprachen, die nur mundartig verschieden lauteten, deutete auf eine gemeinschaftliche Urbevölkerung, die aber an einzelnen Orten bereits durch einen stärkeren kriegerischen Stamm, die Kariben, verdrängt oder unterdrückt war. Die Furcht der Eingebornen vor diesen Kariben oder Kaniba, welche sie als Menschenfresser schilderten, gab Anlaß, daß man den in „Kannibalen" verdrehten Namen den gesamten anthropophagen Völkerschaften Amerikas beilegte. Jene Ciguayos auf der Halbinsel Samana, die zuerst den Spaniern feindselig mit den Waffen entgegentraten, gehörten dem Karibenstamm an, dessen Haupt- und Stammsitz die Inseln Puerto Rico und Guadeloupe gewesen zu sein scheinen. Die Kariben waren nicht bloß gefürchtete Krieger, deren vergiftete Pfeile selbst den Europäern Schaden zuzufügen vermochten, sie standen auch höher in gesellschaftlichen, staatlichen und häuslichen Einrichtungen und waren vortreffliche Segler. Ihre Sprache war verschieden von der der übrigen Insulaner; die unterjochten Stämme behandelten sie als Sklaven. — Die religiösen Vorstellungen der Antillenbewohner waren sehr wenig entwickelt. Sie hatten eine zahllose Menge ungestalter Götzenbilder, Cemes genannt, aus Stein, Thon, Gold oder auch Baumwolle, welche in roher Weise das Naturleben in seiner wohlthätigen oder furchtbaren Erscheinung personifizierten, in den Dörfern und Häusern und insbesondere vor heiligen Grotten und Höhlen zur Verehrung aufgestellt und der Hut von Priestern jedoch unter der Oberaufsicht des Kaziken anvertraut waren. Wallfahrten, Orakel und Zauberkünste gehörten zu den religiösen Geheimnissen, die nur dem Stammhaupte und der Priesterschaft verständlich waren. Daß sie auch an eine Fortdauer sinnlicher Zustände nach dem Tode glaubten, darf man aus der Art der Beerdigung schließen, indem sie den Abgeschiedenen Speise und einen Krug Wasser ins Grab mitgaben. Nach dem Volksglauben hielten sich die heimgegangenen Seelen in Schluchten, Höhlen und Waldgründen auf und im Echo glaubten sie ihre Stimmen zu vernehmen. Verstorbenen Fürsten pflegten wohl die vornehmsten Frauen freiwillig in die Gruft zu folgen. — Auch mit der Unschuld der nackten Wilden sah es nicht so rein aus, als die humanistischen Schwärmer in Europa träumten. Sie waren verschlagen und listig und verstanden aus Pflanzensaft ein tödliches Gift zu bereiten, das ihren Waffen eine gefährliche Wirkung gab. Auch das gesellschaftliche Zusammenleben hatte manche düstere Seite. „Die eheliche Treue wurde wohl von den plebejischen Frauen streng bewahrt, wenn sie auch den Verführungen der Spanier selten widerstanden; die vornehmen Weiber dagegen lebten völlig zuchtlos, da Liberalität gegen Männer als etwas adliges angesehen wurde." Die Abtreibung der Leibesfrucht zur längeren Erhaltung körperlicher

Kariben.

Religiöse Vorstellungen.

Sittlichkeit.

Reize war ein weitverbreitetes Laster. Daß das Eigentumsrecht sehr geachtet und jeder Eingriff in fremdes Gut aufs strengste geahndet ward, hing wohl mit dem staatsrechtlichen Begriffe zusammen, wonach der Kazike als alleiniger Eigentümer galt, der jedem das Seine zumaß, mithin jede Übertretung als eine hochverräterische Handlung angesehen ward. — Das Dasein dieser Naturkinder war arm an Genüssen und an verschönernden Künsten. Wie geschickt sie auch ihre armseligen Werkzeuge, ihre steinernen Äxte und Messer aus Muschelschalen handhabten; die Unbekanntschaft mit dem Eisen war ein unübersteigliches Hindernis zu künstlerischer Thätigkeit emporzusteigen. Rohe Skulpturen, Götzenbilder und Holzarbeiten waren neben den leichten Kanoes und einigem Hausrat die einzigen Erzeugnisse ihrer Hände. Dagegen besaßen sie Lieder, die sie bei festlichen Anlässen, bei Hochzeiten oder Beerdigungen sangen und dabei zugleich nach dem Takte des Versmaßes tanzten. Wenn sie in den Krieg zogen, ertönten Schlacht- und Siegeslieder. An Spiel und Zeitvertreib fehlte es ihnen nicht. Auf Hispaniola sahen auch die Spanier zum erstenmal die Eingebornen mit Glimmstengeln umhergehen und Rauch aus dem Munde stoßen. Die aus getrockneten, zusammengerollten Kräutern gebildeten Stengel nannten sie Tabacco, ein Name, der dann auf die Pflanze selbst übertragen ward. Lebensgenüsse.

So war das Land und das Volk beschaffen, von dem damals die erstaunte Welt Kunde erhielt. Kolumbus selbst lebte des festen Glaubens, er habe den äußersten Rand des östlichen Asiens berührt, und die reichen Länder Zipangu und Kithay mit ihren lockenden Schätzen müßten in der Nähe sein, und seine Ansicht teilte fast die ganze damalige Welt. Nur wenige schüchterne Zweifel erhoben sich gegen die allgemein verbreitete Meinung. Die Irrtümer der Zeit.

c. Kolons zweite Entdeckungsreise und die Vorgänge auf Hispaniola.

Im Mai verließ Kolumbus die katalonische Hauptstadt, wo ihm die Gnade des Hofes, die Schmeicheleien der Großen, die Gunst des Volks in überschwänglichem Maße zu teil geworden, und begab sich nach Sevilla, um zu einer neuen Fahrt Vorbereitungen zu treffen. Die Königin und ihr Gemahl zeigten den größten Eifer, nicht nur den Entdecker auf alle Weise auszuzeichnen und mit ihrem vollsten Vertrauen zu lohnen, sie suchten auch durch zweckmäßige Einrichtungen das wichtige Ereignis für Spanien zu verwerten. Kolumbus wurde in der Würde eines Generalkapitäns und Vizekönigs bestätigt und mit den größten Vollmachten ausgerüstet: die Verleihung der Ämter, die Anordnung der Verwaltung, die Leitung der Rechtspflege in den neuentdeckten Ländern war ganz in seine Hand gelegt. In Sevilla wurde eine eigne Behörde für die indischen Angelegenheiten errichtet, eine Art Ministerium der Kolonien und des Handels, und Juan de Fonseca, später Bischof von Badajoz, an die Spitze gestellt, ein thätiger, ehrgeiziger und gewandter Geschäftsmann, der aber mehr die Interessen und Vorteile Spaniens als die der neuen Länder und ihrer Entdecker im Auge Anstalten und Vorkehrungen.

hatte und zu Parteilichkeit, Willkür und Eigenmächtigkeit hinneigte. Unter seiner vieljährigen Leitung wurde das „Indische Haus“ oder „Casa de Contratacion“ in Sevilla der Mittelpunkt der Zoll- und Handelspolitik für die überseeischen Besitzungen, die höchste Behörde und der oberste Gerichtshof für alle Entdeckungsfahrten und Ansiedelungen. Um Fonseca in dem ausgedehnten Geschäftskreis zu unterstützen, wurde ihm Francisco Pinelo als Schatzmeister und Juan de Soria als Zahlmeister beigegeben. Zugleich wurde für zweckmäßige Ausrüstung der Schiffe, mit welchen Kolumbus die zweite Fahrt anstellen sollte, Sorge getragen. Nicht nur Matrosen und Kriegsleute, die jetzt gern in Dienst traten, sondern auch Handwerker, Ackerbauverständige und Bergleute wurden zur Teilnahme aufgemuntert, und die Fahrzeuge nicht nur mit reichlichem Kriegsbedarf und Mundvorrat versehen, sondern auch mit Sämereien und Pflanzen aller Art, mit Pferden, Geflügel und Haustieren und mit einer Menge von Fabrikwaren, Schellen, Spiegeln und Kleinigkeiten von geringem Wert zum Handel mit den Eingebornen beladen. Auch vergaß das fromme Gemüt der Königin nicht, für das Seelenheil der unwissenden Insulaner Bedacht zu nehmen. Die Wilden, welche Kolumbus mitgebracht, wurden getauft und in der Christenlehre unterrichtet, damit sie als Glaubensboten bei ihren Landsleuten gebraucht werden und die zwölf Priester, die zu demselben Dienste der Bekehrung und Belehrung bestimmt waren, in ihrer Werkthätigkeit unterstützen möchten. In der Zahl der letzteren befand sich Bernarde Boyl, ein im Rufe der Heiligkeit stehender, dabei aber mit allen Künsten feiner Politik vertrauter Benediktiner, als apostolischer Vikar. Nach dem ausdrücklichen Gebote der Königin sollte mit Milde und ohne Zwangsmittel verfahren werden, ein Gebot, das wenig Beachtung fand. Und damit man nicht mit den eifersüchtigen Portugiesen in Streit gerate, erwirkte der kastilische Hof bei dem päpstlichen Stuhl, den damals gerade der Spanier Alexander VI. inne hatte, ein Bulle, wodurch der spanischen Krone ein ähnliches Besitzungsrecht in dem westlichen Weltmeer zugesichert ward, wie früher den Portugiesen im südlichen.

Die päpstliche Demarkationsbulle. 4. Mai 1493.

In dieser Bulle war vom Nordpol bis zum Südpol hundert Seemeilen westlich von den Azoren und den Kapverdischen Inseln auf der Landkarte eine Grenzlinie gezogen und bestimmt, daß alle Inseln und Länder, welche westlich von dieser Linie entdeckt würden, der spanischen Krone eigen sein, alles Land in entgegengesetzter Richtung den Portugiesen angehören sollte. „So spaltete die Bulle vom 4. Mai 1493 den Erdball wie einen Apfel, und reichte die eine Hälfte Kastilien, die andre Portugal.“

Auf diese Basis gründeten die Spanier ihr Eroberungs- und Eigentumsrecht in der Neuen Welt und die Gesetzgebung für die Pflanzstaaten, vermöge deren die neuen Länder keinen freien Verkehr mit andern Völkern unterhalten, sondern nur spanischen Unterthanen offen stehen sollten. Daß beide, indem sie ihre auseinander führenden Bahnen der Entdeckung verfolgten, dermaleinst wieder in Kollision geraten und die Frage der Territorialherrschaft bei den Antipoden erneuern könnten, scheint dem Papst

nicht in den Sinn gekommen zu sein. Die Einsprache des Königs Johann II. gegen diese Bestimmung wurde in der Folge durch diplomatische Unterhandlungen beseitigt und durch die Übereinkunft von Tordesillas vom 7. Juni 1494 eine Ausgleichung getroffen, nach welcher ein Mittagskreis, nicht wie die Bulle Alexanders VI. es festsetzt, hundert, sondern 370 Leguas westlich von den Inseln des Grünen Vorgebirgs als Scheidelinie für die Entdeckungen der beiden Flaggen gezogen wurde. Alles Land westlich von dieser Linie sollte der Krone von Kastilien, alles Land östlich aber Portugal zufallen. Dadurch konnte Portugal in der Folge Brasilien als Eigentum ansprechen. Die stolze Verheißung der Kirche, daß die Heiden ihr Erbteil und die äußersten Enden der Erde ihr Eigentum sein würden, schien nunmehr durch die großartigen Entdeckungen und den gläubigen Sinn der Entdecker ihrer Erfüllung entgegenzugehen.

Hatte man anfangs die Zahl der Mannschaft für die zweite Fahrt auf 1200 festgestellt, so mußte man sie bald auf 1500 erhöhen, so groß war der Andrang der Reiselustigen. Selbst Hidalgos von hohem Rang, Kavaliere vom Hof und andalusische Ritter, in Waffen geübt, kamen herbei, die einen angelockt durch die Aussicht auf die Schätze und Reichtümer des von der Phantasie und Dichtung mit übernatürlichem Glanz und Zauber ausgeschmückten Morgenlandes, wo sie Ströme mit Goldsand, Berge mit kostbaren Steinen und edlen Metallen, Wälder mit Weihrauch und Spezereien, Meeresküsten mit Perlen bedeckt erwarteten, andre fortgerissen durch Lust an Abenteuern und durch den Reiz der Neuheit, durch die Romantik der Zeit. Unter ihnen waren mehrere hervorragende Streiter und Führer jener „Weltmeer-Ritterschaft", jenes ehernen Geschlechtes, „das unter dem Namen der Eroberer die Geschichte der neuen Welt mit unbegreiflichen Thaten und Verbrechen erfüllt hat." So Alfons de Ojeda, Lehnsritter der Herzöge von Medina Celi, ein männlich schöner Ritter von seltener Körperkraft, Kühnheit und Gewandtheit, so Juan Ponce de Leon, der spätere Entdecker Floridas, so Diego Velasquez, Statthalter von Cuba, u. a. *Reiselust.*

Nachdem Kolumbus in Sevilla von seinen beiden jungen Söhnen Diego und Fernando sich verabschiedet, lichtete die aus drei großen Schiffen und vierzehn schnellsegelnden Karavellen bestehende Flotte im Hafen von Cadiz die Anker. Auf den Kanarien wurde die Ausrüstung noch vervollständigt und Zuckerrohr und Hunde zum Menschenfang den übrigen Pflanzen und Thieren beigefügt. Nachdem das Geschwader die Insel Ferro hinter sich hatte, hielt Kolumbus eine südwestliche Richtung ein, und schon am 3. November, einem Sonntag, legte er an einer Insel an, die von dem Tag der Landung den Namen Dominica erhielt. Sie war mit prächtigen Bäumen bedeckt, auf denen große Schwärme von Papageien und andern tropischen Vögeln sich wiegten. Man war an der Gruppe der Kleinen Antillen angelangt. An den nächsten Tagen entdeckten die Seefahrer noch zwei andre Inseln, wovon sie die eine nach dem Admiralschiff Marie galante die andre nach dem spanischen Kloster Guadeloupe nannten. Aus der Form der Hütten und Zelte, aus den Hängematten und Kleidungsstücken von Baumwolle, aus mancherlei Gerätschaften, aus Pfeilen mit spitzen Knochen erkannten sie, daß *Ankunft auf den Karibischen Inseln. 25. Sept. 1493.*

die Bewohner entwickelter waren, als die von Hispaniola, und aus den Gebeinen und Schädeln von Menschen, die sie an manchen Stellen vorfanden, schlossen sie, daß sie zu den gefürchteten Kariben gehörten, nach denen dann auch die Eilande benannt wurden. Die Frauen, die an den Kämpfen der Männer teilnahmen, pflegten ihre Arme und Beine mit Bändern von Baumwolle zu unterbinden, so daß die fleischigen Teile stark hervortraten. Dies war in ihren Augen ein aristokratischer Vorzug, durch den sie sich von den gefangenen und zu Sklaven gemachten Weibern andrer Stämme unterschieden. Oft machten die Männer unter Führung ihrer Kaziken auf langen Kanoes Raubzüge nach andern Inseln, um Gefangene für ihre gräßlichen Mahlzeiten einzuliefern. Dem Umstand, daß gerade damals ein solcher Raubzug unternommen worden war, hatten einige der neuen Ankömmlinge, die ohne Erlaubnis des Admirals ans Land gingen und sich in den dichten Waldungen verirrten, ihre Rettung zu danken. An den verschiedenen Eilanden, an denen sie in den folgenden Tagen vorbeisegelten und denen Kolumbus die Namen Monserrate, San Martin, Santa Cruz gab, und an der großen Insel Borinquen (Puerto Rico) konnten sie die wilde und feindselige Gemütsart der „Kannibalen" erkennen.

Ankunft auf Hispaniola.

Ohne Aufenthalt ging nunmehr die Fahrt vorwärts gegen Hispaniola; denn der Admiral wünschte sobald als möglich den Hafen Navidad und die in der Feste zurückgelassene spanische Besatzung zu erreichen. Schon bei Samana wurde er durch den Anblick von vier Leichen, darunter die eines bärtigen Mannes, mit düsteren Ahnungen erfüllt. Diese steigerten sich noch, als an der bekannten Stätte, wo er zahllose Kanoes und jubelnde Menschen zu finden vermeinte, bei seiner Annäherung alles still und wie ausgestorben war. Die Ankunft eines Gesandten von dem Kaziken Guacanagari erfüllte ihn wieder mit einiger Hoffnung; sein Vertrauen in die Freundschaft und Ergebenheit dieses Fürsten und seines Volks erwachte von neuem. Allein aus den geheimnisvollen Antworten der Indianer konnte er schließen, daß in seiner Abwesenheit schlimme Ereignisse eingetreten sein müßten. Und welcher Anblick bot sich den Landenden
28. Nov. am nächsten Morgen dar! Die Feste war eine Brandstätte; die Schutzwehren niedergerissen; hier und da zerbrochene Kisten, zerstreute Vorräte, zerfetzte Überreste europäischer Kleidungen, eingescharrte Leichen, über denen schon Gras gewachsen; einzelne Eingeborne schüchtern hinter Bäumen hervorblickend. Von den Schätzen, welche die Zurückgebliebenen Colons Weisung gemäß vergraben oder in den Brunnen des Fort verbergen sollten, fand sich beim Nachsuchen keine Spur. Nur mit Mühe gelang es dem Admiral bei den Indianern wieder das alte Vertrauen herzustellen und nun erfuhr er aus ihren Mitteilungen, welches Schicksal die Kolonie betroffen. Anstatt, wie er bei der Abfahrt geboten, mit den Einwohnern in gutem Einvernehmen zu bleiben, hatten die größtenteils der unteren Volksklasse angehörenden Spanier ihren Begierden und Leidenschaften den Zügel schießen lassen; nicht nur daß sie die Eingebornen ihrer Schmuck-

sachen und ihres Eigentums beraubten, ihre Weiber und Töchter verführten und sich Mißhandlungen gegen sie erlaubten, sie waren auch untereinander in Streit geraten; Pedro Gutierrez und Escobedo verweigerten dem Befehlshaber Diego de Arana den Gehorsam und zogen mit einer Anzahl ihrer Parteigenossen auf eigne Hand in das innere Land, in der Hoffnung Schätze zu erbeuten. Mit Erstaunen blickten die Eingebornen auf das wilde Treiben der Fremdlinge, die sie als Söhne des Himmels verehrt hatten, und ihre Ehrfurcht verwandelte sich in Haß und Verachtung. Als Gutierrez und Escobedo mit ihrer Bande in das Gebiet des Kaziken Caonabo des „Herrn vom goldenen Hause" kamen, eines mächtigen und streitbaren Häuptlings aus dem karibischen Volksstamme, wurden sie überfallen und niedergemacht. Darauf rückte Caonabo in Verbindung mit einem andern Stammfürsten gegen die Feste Navidad, wo Arana mit seinem Anhange sich einer sträflichen Sorglosigkeit überlassen hatte, steckten bei einem nächtlichen Überfall die Hütten und Zelte in Brand und ermordeten die Fliehenden. Diego de Arana suchte sich mit fünf Gefährten auf einem Boot zu retten, aber alle fanden ihren Untergang in den Wellen. Guacanagari, hieß es, hatte zur Verteidigung seiner Gäste die Waffen ergriffen, war aber besiegt und von Caonabo im Gefecht verwundet worden. Kolumbus machte dem alten Bundesgenossen in seiner Hauptstadt, die gleichfalls Spuren von Zerstörung zeigte, an der Spitze eines stattlichen wohlberittenen Gefolges einen Besuch. Er fand Guacanagari in einer Hängematte liegend mit einem verbundenen Fuß, schwer über seine Schmerzen klagend. Als aber der Wundarzt den Verband löste, konnte keine Wunde entdeckt werden. Man riet dem Admiral, den zweideutigen Häuptling gefangen zu setzen; allein Colon wollte von dem bisherigen freundlichen Verfahren nicht abgehen. Zur Warnung ließ er ihn jedoch bei einem Besuch auf der Flotte seine Macht sehen. Dem Kaziken imponierten besonders die Schlachtrosse, und die gefangenen Kariben, der Schrecken der Inseln und Meere. Als er aber sofort seine Residenz tiefer in die Berge verlegte, stieg der Argwohn der Spanier.

Dieser Anfang war nicht ermutigend; statt des erwarteten Triumphes feindliche Überfälle, Mord und Verrat! Die Auspizien waren zu schlimm, als daß die verödete, blutgetränkte Stätte zum Stützpunkt für die neue Niederlassung hätte gewählt werden sollen. Zudem war die Gegend ohne Bausteine. Die Flotte verließ daher den Hafen von Navidad und landete einige Meilen ostwärts von Monte Christi. Hier fanden sie an der Mündung eines Flusses eine fruchtbare Ebene, die im Rücken von einer Felswand und landeinwärts durch einen undurchdringlichen Urwald geschützt war und zur Anlegung einer Pflanzstadt und Feste ganz geeignet schien. Unter den Händen fleißiger Werkmeister und Arbeiter entstanden rasch Häuser und Straßen, und in kurzem erblickten die Indianer eine europäische Stadt, mit Kirche, Warenlager, öffentlichen Gebäuden, welche zu Ehren der Königin den Namen Isabella erhielt. Aber wie

Die neue Pflanzstadt Isabella.

wenig entsprach ein Dasein voll Mühe, Arbeit und Entbehrung auf einer, wenn auch schönen und fruchtbaren, doch unangebauten Insel voll feindseliger Wilden den hochgespannten Erwartungen, womit sich die Mehrzahl in träumerischer Phantasie getragen! Eine große Niedergeschlagenheit erfaßte die Gemüter, Krankheiten stellten sich ein und wurden durch die ungewohnte Lebensweise, das fremdartige Klima, die Leiden der Seele vermehrt. Selbst der Admiral wurde vom Fieber ergriffen und mehrere Wochen ans Krankenlager gefesselt. Die Zeit nahte heran, wo er einen Teil der Flotte zurückschicken mußte. Wenn die Schiffsleute mit leeren Händen und Trauerbotschaften heimkehrten, welche Wirkung würde dies in der Heimat hervorbringen! Zum Glück brachte der kühne unternehmende Ojeda, der mit einigen mutigen Gefährten in das „Goldland" Cibao, das Gebiet des gefürchteten Caonabo, vordrang, von seiner Expedition so günstige Nachrichten über die Schönheit und den Reichtum des Landes, wo sich Goldsand und Goldadern in Menge befänden, und über die friedliche und gutmütige Sinnesart der Eingebornen mit, daß der Admiral die zwölf Schiffe, die er unter Antonio de Torres zurücksandte, nicht nur mit Stücken rohen Goldes, mit allerlei Früchten und Pflanzen aus dem Lande Cibao, und mit gefangenen Wilden des karibischen Stammes beladen, sondern auch eine gewinnreiche Zukunft in Aussicht stellen konnte! Dennoch mußte er als Bittender auftreten. Die mitgebrachten Vorräte waren großenteils verbraucht und mußten durch Nachsendungen ersetzt oder ergänzt werden. Die dadurch vermehrten Kosten fanden in den überschickten Goldproben und Produkten keinen Ersatz, und das wenig ehrenhafte Mittel, das Kolumbus in Vorschlag brachte, die karibische Bevölkerung nach Europa zu schicken und als Sklaven zu verkaufen, wurde von der Königin zurückgewiesen. Wir wissen, daß der Menschenhandel auch bei den Entdeckungsfahrten der Portugiesen ein wichtiges Moment bildete; der hochsinnige Genuese war wie in vielen andern Dingen, so auch hier ein Kind seiner Zeit: wenn er zur Beschönigung seines Vorschlags außer dem materiellen Gewinn geltend machte, daß auf diese Weise die friedlichen Insulaner von ihren kriegerischen und grausamen Nachbarn befreit und eine große Anzahl ungläubiger Seelen dem ewigen Verderben entrissen und mit siegreicher Gewalt dem Himmel zugeführt würden, so mag man darin den Versuch erkennen, die Stimme seines Gewissens und seines bessern Selbst zum Schweigen zu bringen.

Schlimme Lage. — *Febr. 1494.*

Ein Komplott.

Bald nach der Abfahrt der Schiffe stieg die Unzufriedenheit der getäuschten Pflanzer auf solche Höhe, daß sich eine Verschwörung gegen Colon bildete. Die Arbeiten bei dem Bau der Stadt, die Entbehrungen, die Gefahren in dem Fieber erzeugenden Klima waren den an ein müßiges, genußreiches Leben gewöhnten Hidalgos auf die Länge unerträglich. Es kam zu Tage, daß der Zahlmeister Bernal de Pisa mit einer Anzahl Mißvergnügter den Plan gefaßt hatte, mit den noch vorhandenen Schiffen heimlich nach Europa zu entfliehen. Eine Denkschrift voll bitterer Anklagen, Verdrehungen und Verdächtigungen gegen

den Admiral wurde entdeckt, durch welche die Verschwornen ihre Sache am spanischen Hof zu rechtfertigen gedachten. Das Komplott wurde jedoch verraten; Colon bestrafte die Teilnehmer und ließ den Rädelsführer in Haft bringen, um ihn mit den Beweisen seiner Schuld nach Spanien zu schicken. Dadurch zog er sich Haß und Feindschaft zu. Das nationale Vorurteil kehrte sich gegen den Fremdling. Nach seiner Genesung unternahm Kolumbus im März eine Entdeckungsreise nach dem gepriesenen Lande Cibao. An der Spitze einer wohlbewaffneten Mannschaft, darunter viele zu Pferd, bestieg er das steile Gebirg, welches das Innere der Insel von der Küste trennt. Die Aufsicht über die Schiffe und die Stadt übertrug er seinem Bruder Diego, einem tüchtigen, bescheidenen Manne von ruhiger Gemütsart. Auf einer neuen Straße, welche mit großer Mühe über die waldbedeckte Höhe angelegt ward und die seitdem nach den Arbeitern „Paß der Hidalgos" hieß, gelangte die Mannschaft auf den Gipfel, von dem sie mit Entzücken eine weitgestreckte Ebene erblickte, die mit dem ganzen Schmelz und Farbenschmuck einer tropischen Vegetation in reicher Mannigfaltigkeit bekleidet war, von schimmernden Flüssen durchströmt und zwischen herrlichen Palmenwäldern von Dörfern und Weilern bedeckt. Kolumbus nannte das paradiesische Stück Erde die „Königsebene" (Vega Real). Die Einwohner flüchteten bei dem Anblick der berittenen Männer scheu in ihre Häuser, die sie durch ein vor die Schwelle gelegtes Schilfrohr gegen fremden Zugang schirmten; als sich aber die Spanier freundlich zeigten und die leichte Schranke ehrten, wurden sie zutraulicher und trugen ihnen Lebensmittel zu. Nachdem sie die Vega durchschritten, gelangten sie in ein Gebirgsland, wo sie Goldkörner entdeckten, welche die Einwohner aus den Bächen und Strömen gesammelt hatten und den Fremdlingen bereitwillig darboten. Kolumbus schloß daraus, daß sie in der Nähe reicher Goldminen sein müßten, eine Ansicht, welche durch die Aussagen einiger noch weiter nach dem Innern entsandten Kundschafter bekräftigt wurde. Nachdem er in der Nähe eines klaren Flusses, Yanique, ein befestigtes Blockhaus, St. Thomas, angelegt und zu dessen Schutz den Ritter Pedro Margarite mit sechsundfünfzig Mann aufgestellt, trat er den Rückweg nach Isabella an, durch die Resultate seines Unternehmens befriedigt und aufgerichtet.

Das Goldland Cibao.

Aber in Isabella selbst wuchsen die Schwierigkeiten mit jedem Tag. Die mitgebrachten Vorräte schwanden dahin und an die Nahrung der Eingebornen konnten sich die Europäer schwer gewöhnen; die Krankheiten mehrten sich sowohl infolge des heißfeuchten Klimas als des zügellosen Verkehrs mit den eingebornen Frauen; die Hidalgos weigerten sich, an den öffentlichen Arbeiten teilzunehmen und zürnten heftig dem anmaßenden Fremdling, der sie durch strenge Mannszucht zum Gehorsam zwang; Pater Boyl, der es ungnädig empfand, daß er gleich den geringen Leuten auf kleine Rationen gesetzt ward, nährte den Unmut der Edelleute. Zu den Krankheiten des Körpers traten die Leiden der Seele. Wie gar manche sanken ins Grab den Tag verfluchend, an dem sie das Vater-

Stimmung in der Kolonie. Sicherheitsmaßregeln.

land verlassen! Den spätern Geschlechtern war das verlassene und öde Isabella ein Ort des Grauens, wo die gestorbenen Hidalgos als Gespenster umgingen. Diese Verstimmung und Niedergeschlagenheit glaubte der Admiral am sichersten durch neue Unternehmungen bannen zu können. Von St. Thomas waren Nachrichten von drohenden Bewegungen unter den Indianern des Caonabo eingetroffen. Colon beschloß daher neue Mannschaft dahin zu schicken. Der kühne Ojeda sollte die Führung übernehmen, dann aber in dem Blockhause als Vogt zurückbleiben, indes Margarite mit dem größeren Teil der Bewaffneten die Landschaft Cibao und andre Gegenden der Insel auskundschaften sollte. Vorsicht, Gerechtigkeit und freundliches Benehmen wurde dringend empfohlen. Besonders hielt man es für notwendig, den Eingebornen Achtung vor dem Eigentum der Spanier einzuflößen. Darum ließ Ojeda einen Kaziken, dessen Untergebene mit den ihnen zum Tragen anvertrauten Habseligkeiten davongelaufen waren, ergreifen und nebst seinem Sohn und Neffen, nachdem man ihnen die Ohren abgeschnitten, nach Isabella bringen. Dort verurteilte Colon beide zum Tode, vielleicht jedoch mehr, um sie zu schrecken, als daß er das Urteil zu vollstrecken gedachte. Denn als sie um Gnade flehten, und ein andrer Kazike Fürbitte einlegte und sich verbürgte, daß kein Diebstahl ferner vorfallen würde, gab er sie frei. So groß war die Furcht vor den Fremdlingen, daß die Bewohner eines großen Dorfes, welche fünf Spanier gefangen genommen hatten, vor einem einzigen ansprengenden Reiter erschreckt davonliefen und die Gefangenen fahren ließen.

d. Weitere Entdeckungen. Täuschungen und Klagen.

Colon auf Jamaika. 1494.

Während Ojeda und seine Gefährten die Insel Hispaniola ausforschten, setzte Colon seine Entdeckungsfahrten zur See fort, immer in der Hoffnung, das Festland Ostasiens aufzufinden. Zu dem Zweck durchsegelte er den Kanal, welcher Hayti von Cuba trennt und landete anfangs Mai in der Bucht, die jetzt Guatanamo heißt. Die Einwohner entflohen scheu in die Wälder und Berge, bis es dem indianischen Dolmetscher, den Colon von Guanahani nach Spanien mitgeführt und dort in der spanischen Sprache und im Christentum hatte unterrichten lassen, durch freundliche Zusicherungen gelang, ihr Vertrauen zu erwecken. Von ihnen erfuhr er, daß im Süden eine große Insel läge, wo Gold im Überfluß sei. Kolumbus zögerte nicht, nach dem angedeuteten Orte loszusteuern und
3. Mai 1494. am dritten Tag erreichte er Jamaika und fuhr trotz der feindseligen Kundgebungen der Eingebornen, die mit ihren siebzig bis neunzig Fuß langen Kanoes die fremden Schiffe umschwärmten, in die schöne Bucht ein, die er Santa Gloria nannte, die aber jetzt den Namen Santa Anna führt. Zahllose Schwärme bemalter und mit Palmblättern umgürteter Indianer bedeckten die Küste und suchten die Landung zu hindern, so daß Kolumbus genötigt war, Gewalt zu gebrauchen. Armbrustschützen und Hunde brachten die wilde Menge zur Flucht;

und am folgenden Morgen erschienen Abgesandte der Kaziken mit Friedens- und Freundschaftsanträgen und mit einem Überfluß von Lebensmitteln, wie sie das Land hervorbrachte. Die Spanier beschenkten sie mit einigen Kleinigkeiten, welche solche Freude erregten, daß sie ihre wertvollsten Güter zum Tausch brachten. Es war ein paradiesisches Land voll der herrlichsten Bäume und Pflanzen; aber die gehofften Goldschätze fanden sich ebensowenig dort, wie auf den andern Eilanden. Kolumbus kehrte daher in einigen Tagen wieder nach Cuba zurück, begleitet von einem jungen Indianer, welcher sich ihnen freiwillig anschloß, um die wunderbare Welt kennen zu lernen, aus welcher die großen Männer stammten. Am 18. Mai langte Kolumbus am Vorgebirg Santa Cruz wieder in Cuba an, das er jetzt längs der Südküste befuhr, um zu erforschen, ob es das ostasiatische Festland sei. Die Fahrt war durch tropische Gewitter, durch Sandbänke und Klippen erschwert. Bald gelangte er an eine ausgedehnte Gruppe kleiner Inseln, wo ein armes, zutrauliches Völkchen sich von Fischen und Schildkröten nährte. Die meisten der Eilande waren mit herrlichem Grün und gewürzigen Sträuchern bedeckt, welche weithin die Lüfte mit Wohlgerüchen füllten und zahllose Vögel mit glänzendem Gefieder wanderten am Strande. Der Admiral nannte das Labyrinth der Inseln, welche die Fläche des Ozeans wie mit einem bunten Farbenspiel emaillierten, die „Gärten der Königin". Als er zum Wasserschöpfen an der Küste anlegte und die Einwohner über die Beschaffenheit des Landes ausforschte, konnten sie ihm nur den Namen ihrer Landschaft, Ornofay sagen, meinten aber, die ganze Insel sei so groß, daß sie noch nie jemand umgangen habe; vierzig Monden würden kaum genügen, an das Ende zu gelangen. Weit gen Westen läge das Land Magon oder Mangon, welches von geschwänzten Menschen bewohnt wäre, die zur Verhüllung ihrer Mißgestalt Kleider trügen. Der Klang des Namens wie die wunderliche Nachricht erinnerte Kolumbus an den Reisebericht Mandevilles von der Provinz Manji in China und bestärkte ihn in seiner vorgefaßten Meinung, daß er die Ostküste Asiens vor sich liegen habe. Erfüllt mit frohen Erwartungen segelte er an der Küste von Trinidad bis Batabano hin, entzückt von den Wohlgerüchen, die am Abend vom Lande herübergetragen wurden, und von dem Gesang der Eingebornen, welche die weißen Männer wie Söhne des Himmels verehrten. Jetzt ist jene Gegend der Insel öde und verlassen und das harmlose Fischervolk ist verschwunden! Nur hier und da erinnern einzelne ausgegrabene Überreste von Werkzeugen oder Gefäßen an eine vorübergegangene Bevölkerung. Bald gelangten die Fahrzeuge in ein neues Gewirre von Riffen und Sandbänken; die Mannschaft erschrak, besonders als das Meer auf einmal weiß wie Milch wurde, als ob Mehl in das Wasser gerührt worden wäre, eine Erscheinung, die von den in manchen Gegenden des Meeres schwebenden unendlichen Erdteilchen herrührt. Und so erregt war die Phantasie, daß beim Anlegen zum Wasserschöpfen ein jagender Bogenschütze den Gefährten mitteilte, er habe Menschen in langen, weißen Ge-

Die Fahrt an der Küste von Cuba.

wändern gleich Geistlichen gesehen, eine Aussage, welche Colon aufs neue in dem Glauben bestärkte, er befinde sich an den Grenzen der zivilisierten Welt. Da man aber bei näherer Nachforschung keine Spur von Männern in weißen Kleidern entdeckte, so hielt man die Sache für eine Täuschung. Wahrscheinlich hatte der Bogenschütze hinter dem Waldesdickicht eine Anzahl hochgewachsener Kraniche gesehen. Kolumbus aber hielt an dem Gedanken fest, das Reich des geheimnisvollen Priesterkönigs sei in der Nähe; er träumte schon von einer Rückkehr durch die indischen Gewässer und das Rote Meer. Die Gefährten teilten seinen Glauben, aber nicht seinen Mut und seine Begeisterung. Sie drangen auf die Rückfahrt, da die Schiffe schadhaft geworden und die Vorräte nicht mehr ausreichten. Der Admiral gab nach; er ließ am 12. Juni durch einen Notar amtlich bestätigen, daß nach aller Meinung das Land, dessen Küste sie in einer Ausdehnung von 335 Seemeilen verfolgt und dessen Ende nach der Angabe der Eingebornen nicht abzusehen sei, das asiatische Festland sein müsse. Alle Anwesenden, zusammen 49 Personen, beschworen die Urkunde, die mit Strafandrohungen schloß für jeden, der diese Aussage in der Folge leugnen oder widerrufen würde. Darauf trat Kolumbus die Rückfahrt an. Nachdem er noch die Insel „Evangelista", jetzt Pinos genannt, entdeckt hatte, segelte er wieder mit großer Mühe und Beschwerden durch die Inselgruppen der „Jardinelles" an der Küste entlang, hier und da landend und hölzerne Kreuze aufpflanzend. Wäre Kolumbus zwei oder drei Tage weiter gesegelt, bemerkt Washington Irving, so wäre er an die äußerste Spitze der Insel gelangt, und seine späteren Entdeckungen hätten eine ganz andre Richtung erhalten. So lebte er aber bis an seine letzte Stunde des Glaubens, Cuba sei das äußerste Ende des Festlandes von Asien.

Die Rückkehr. An einem Sonntag im Juni legten die Spanier an der Mündung eines Flusses an und feierten in freier Natur eine Messe, welcher der Kazike und die neugierige Menge voll Erstaunen und Ehrfurcht beiwohnten. Ein achtzigjähriger Indianer, im fürstlichen Rat sehr angesehen, richtete bei der Gelegenheit eine merkwürdige Rede an den Admiral, die sein lukayischer Dolmetscher in spanischer Sprache wiedergab, und drückte den Wunsch aus die Heimat der weißen Männer besuchen zu dürfen. Nur mit Mühe brachte man ihn von dem Vorhaben ab. Dasselbe Verlangen äußerte auch ein Kazike in Jamaika, welche Insel Kolumbus abermals umschiffte, diesmal von den Einwohnern freundlich aufgenommen. Der Häuptling war mit seiner ganzen Familie im reichsten Schmuck auf das Schiff gekommen, um dem Admiral in das Wunderland zu folgen, von dessen Herrlichkeit sie der Dolmetscher unterrichtet hatte. Kolumbus verhieß ihm den Schutz der spanischen Souveräne und vertröstete ihn auf die Zukunft. Ungern trat die vornehme Gesellschaft den Rückweg an. Im August befuhr der Admiral die Südküste von Hispaniola, oft bedrängt von Sturm und Regen, ging in der Bucht von Saona vor Anker, um sich von den Anstrengungen der fünfmonatlichen Reise ein wenig zu erholen, und kehrte dann

über die Insel Mona nach Isabella zurück, krank und erschöpft von den Unruhen, den Nachtwachen, den Sorgen und Entbehrungen. Schwindel und Ohnmachten hatten ihn befallen, so daß die Freunde zweifelten, ob sie ihn lebendig heimbringen würden. Ende September lief das Geschwader wieder in den bekannten Hafenort ein, wo mittlerweile Colons Bruder Bartolomeo angelangt war, drei kastilische Karavellen mit Lebensmitteln und andern Bedürfnissen herbeiführend.

Bartolomeo Colon.

Bartolomeo war auf die Kunde von den Erfolgen seines Bruders von England über Frankreich nach Spanien gereist und am Hofe Isabellas huldreich und wohlwollend aufgenommen worden. Er war ein kenntnisreicher, erfahrener Seemann von festem, strengem Charakter, scharf und energisch, aber mitunter barsch. „Ebenso kräftig und durchdringend von Verstand wie der Admiral, aber weniger Enthusiast und Träumer und von minderer Herzensgüte, übertraf er den Bruder in feiner und geschickter Behandlung der Geschäfte, war aufmerksamer auf seine Interessen und hatte mehr von jener weltlichen Klugheit, welche in den gewöhnlichen Dingen des Lebens so viel wert ist." Der Admiral, froh in seinem kranken Zustande eine starke und zuverlässige Stütze zu erlangen, ernannte ihn zum „Adelantado" oder Stellvertreter des Gouverneurs, ein Schritt, den der auf seine Herrschergewalt eifersüchtige König Ferdinand als eigenmächtigen Eingriff in seine Würde ungnädig aufnahm.

Margarite und Boyl entfliehen.

Kolumbus hatte keine Ahnung, welches Ungewitter sich über seinem Haupte zu bilden begann. Jener Pedro Margarite, dem er den Auftrag gegeben hatte, einen militärischen Zug durch die Insel zu machen, hatte die ihm von dem Admiral erteilten Instruktionen in sträflicher Weise vernachlässigt. Anstatt die Einwohner freundlich und entgegenkommend zu behandeln, zugleich aber durch Entwickelung kriegerischer Macht sie in Ehrfurcht zu halten und seine Leute nicht zu trennen, verblieb er in der reichen fruchtbaren „Königsebene", bedrückte die Einwohner durch Einquartierung, durch brutale Forderungen, durch zügelloses Betragen gegen die Weiber. Umsonst mahnte ihn Diego Colon an die Verhaltungsbefehle seines Bruders; der anmaßende Kastilier, der einer vornehmen Familie angehörte und des Königs Gunst genoß, mißachtete die „fremden Glücksritter", welche spanischen Hidalgos gebieten wollten. Er bildete mit dem Pater Boyl und mit mehreren unzufriedenen Kavalieren ein Komplott, heimlich nach Spanien zurückzukehren. Die Ankunft Bartolomeos begünstigte ihr Vorhaben. Die beiden Parteihäupter Margarite und Boyl bestiegen mit einer Schar Malkontenter die gelandeten Schiffe und steuerten der Heimat zu, wo sie ihren treulosen Verrat durch Verleumdungen gegen den Admiral und seine Brüder zu rechtfertigen suchten.

Aufstand der Insulaner.

Dieser Schritt hatte die schlimmsten Folgen. Ohne Mannszucht und Führung überließen sich jetzt die Kriegsleute ihren wilden Trieben, durchschwärmten einzeln oder in Banden das Land und verübten, von Habsucht und Sinnlichkeit fortgerissen, alle Arten von Frevelthaten und Mißhandlungen. Und wie

groß auch die Furcht der Eingebornen vor den Waffen und Streitrossen der Europäer und die Vorstellungen von ihrer überirdischen Natur waren, sie wagten endlich doch, sich an einzelnen zu vergreifen und ermutigt durch die Erfolge zu größeren Plänen fortzuschreiten. Guatiguana, der tributpflichtige Klientelfürst des Guarionex, Kaziken der Königsvega, ließ in seiner Stadt am Yaguafluß zehn Spanier töten und ein Haus, worin vierzig Kranke lagen, in Brand stecken. Die größte Gefahr aber drohte den Europäern von dem schlauen und unternehmenden Kaziken Caonabo, dem Todfeinde der weißen Männer. Nach Colons Weisung sollte Margarite ihm unter andern Geschenken ein Hemd reichen und ihn dann gefangen nehmen. Dies war unterblieben; und nun machte der trotzige Karibe einen Anschlag auf das Fort St. Thomas, welches Alfons de Ojeda mit fünfzig Mann besetzt hielt. Aber an der Kühnheit, Wachsamkeit und Ausdauer des heldenmütigen Ritters, welcher in den maurischen Feldzügen sich zum Krieger herangebildet hatte, scheiterten die Unternehmungen des Häuptlings. Nachdem er die Feste dreißig Tage lang eingeschlossen gehalten, alle Zufuhr abschneidend, mußte er unverrichteter Dinge abziehen, da sich seine Mannschaft allmählich zerstreute. Nun suchte Caonabo die fünf mächtigsten Stammhäupter der Insel in einen Bund zur Vertreibung der Fremdlinge zu vereinigen und dem Hauptort Isabella dasselbe Schicksal zu bereiten wie einst der Feste Navidad. Drei derselben hatte er schon auf seine Seite gebracht; aber Guacanagari von Marien verweigerte nicht nur seinen Beitritt, sondern verriet bei einem Besuch dem kranken Admiral den Anschlag, das alte Gastrecht höher ehrend als die nationale Gemeinschaft. Kolumbus erkannte die Gefahr eines solchen Bundes für die Herrschaft der Spanier. Es mußte ihm daher alles daran gelegen sein, den Urheber desselben in seine Gewalt zu bringen. Aber wie sollte er des schlauen Indianers hinter den Felsen und Wäldern seines Gebietes habhaft werden? Auch zu diesem Unternehmen bot Ojeda die Hand. Er hatte ja ein geweihtes Marienbild, unter dessen Schutz sich der ebenso abergläubische als verwegene und ritterliche Mann vor jeder Gefahr sicher glaubte. Mit zehn wohlbewaffneten und berittenen Gefährten wagte er sich in die Höhle des Löwen, und indem er durch täuschende Freundschaftsversicherungen und Versprechungen sich dessen Vertrauen erwarb, wußte er den leichtgläubigen Kaziken durch eine kecke List zu bewegen, daß er sich hinter ihn auf das Pferd setzte. Darauf wurde er vor den Augen des Volks, welches scheu vor dem wildaufbäumenden Tiere zurückwich, mit Stricken an Ojeda festgebunden und alle sprengten mit ihrer Beute durch die Wälder davon. Nach einem Ritte von mehr als fünfzig Stunden durch Wald und Wildnis langten sie halbtot vor Hunger und Ermüdung in Isabella an. Kolumbus ließ den gefürchteten Häuptling in Ketten legen und bewachen. Aber auch in der Gefangenschaft bewahrte der Karibe seine stolze, trotzige Haltung. Wenn beim Eintritt des Admirals alle Anwesenden sich erhoben, blieb er allein sitzen und schien ihn nicht zu bemerken; nur wenn der

Caonabo als Gefangener weggeführt.

kleine Ojeda erschien, erhob er sich ehrfurchtsvoll, denn nur dieser habe es gewagt, ihn aus seinem Reiche wegzuführen.

Niederlage der Aufständischen. 1495.

Die Wegführung des Kaziken von Maguana setzte die Indianer in Wut. Caonabos Bruder Manicaotex, der an die Stelle des Gefangenen trat, schwur den Spaniern Rache. Anacaona, die geliebteste Frau des weggeführten Kaziken, berühmt bei den Wilden wegen ihrer Reize, beredete ihren Bruder Behechio, den Kaziken der größten und volkreichsten Landschaft Xaragua, mit dem kriegerischen Karibenhäuptling einen Bund zu schließen. Gern hätten sie auch den Guacanagari auf ihre Seite gebracht; der blieb aber dem Admiral treu und verriet ihm auch diesmal die Anschläge der andern. Der Haß und die Verwünschungen aller Insulaner, die er dadurch auf sich lud, fesselten ihn noch enger an die Weißen; nur sie vermochten ihn zu schützen. Bei der unkriegerischen Natur seines Stammes war er den Spaniern nur eine schwache Hilfe; aber die Parteiung und Zwietracht, die durch den Abfall unter den Indianern erzeugt wurde, war für die Eroberung von großer Wichtigkeit. Als Kolumbus von dem Plane der Kaziken unterrichtet ward, beschloß er ihnen zuvorzukommen. Er hatte sich von seiner Krankheit erholt; von Spanien waren vier Schiffe mit neuer Zufuhr und mit einem gnädigen und ermunternden Schreiben der beiden Souveräne angelangt; er fühlte sich ermutigt und gehoben und sehnte sich nach einer Gelegenheit, sich des hohen Vertrauens würdig zu zeigen. Er schickte seinen Bruder Diego mit einer Ladung der entdeckten Landesprodukte in die Heimat zurück und fügte fünfhundert indianische Gefangene bei, durch deren Verkauf auf dem Sklavenmarkt in Sevilla ein Teil der Kosten gedeckt werden möchte, welche die Monarchen bisher für die Expedition aufgewendet hätten. So sehr wurde auch dieser hochsinnige Mann von dem Zeitgeiste beherrscht. Huldigte doch selbst die Kirche dem schrecklichen Grundsatze, daß alle Ungläubigen, die ihr Ohr den Wahrheiten des Christentums verschlossen hielten, zur Knechtschaft verdammt seien, ein Grundsatz, dem die Portugiesen in Guinea, die Spanier in Granada praktische Geltung verschafften! Doch verhinderte Isabella den Verkauf. — Als das Frühjahr herannahte, überstieg Kolumbus mit zweihundert Schwerbewaffneten zu Fuß und zwanzig Reitern auf dem alten „Weg der Hildalgos" das Gebirg und rückte in den Königsgau vor, wo ein zahlloses Heer von Indianern aufgestellt war. Die Kaziken wurden von dem Annahen und der Zahl der Spanier durch ihre Kundschafter unterrichtet, welche so viele Maiskörner in der Hand trugen als sie Feinde getroffen hatten, und verachteten das geringe Häuflein. Aber sie sollten bald inne werden, wie sehr ihnen die Gegner überlegen waren. Nicht genug, daß die nackten nur mit Keulen und hölzernen Speeren und Pfeilen versehenen Wilden wenig auszurichten vermochten gegen starke Kriegsmänner in Eisen gekleidet, mit Waffen von Stahl und mit furchtbaren Feuergeschossen, die Europäer waren auch von großen Fanghunden begleitet, welche auf ein bestimmtes Losungswort die Indianer wütend anfielen, sie zu Boden rissen und zerfleischten;

und wie erbebte erst das Herz der schwachen Naturmenschen beim Herannahen der gewaltigen Rosse mit ihrer unüberwindlichen Kraft! So kam es, daß die Insulaner trotz der unermeßlichen Überzahl ihrer Streiter in der ersten offenen Feldschlacht an dem Orte, wo später die Stadt Santiago erbaut ward, vollständig aufs Haupt geschlagen wurden. Als Kolumbus auf den Rat seines Bruders von verschiedenen Seiten plötzlich mit großem Lärm von Trommeln, Trompeten und gleichzeitigem Abfeuern von Schießgewehr zum Angriff schritt und Alfons de Ojeda mit seiner Reiterei in das Mitteltreffen einsprengte, wurden die Indianer von panischem Schrecken erfaßt und entflohen mit entsetzlichem Geheul nach allen Richtungen.

Zinspflicht und Druck der Insulaner.

Damit war das Schicksal der Insel, ja der gesamten neuen Welt entschieden. Die Besiegten flehten um Gnade und versprachen Unterwerfung. Kolumbus benutzte die Stimmung, um dem Inselvolk eine harte Zinspflicht aufzulegen. Jeder mannbare Indianer mußte alle drei Monate eine Schelle voll Goldstaub (etwa 20 Gulden) oder wo kein Gold zu finden war, eine Arroba Baumwolle (25 Pfund) liefern. Bei Ablieferung des Tributs empfing er eine Kupfermünze, die er um den Hals tragen sollte; wer ohne dieses Zeichen betroffen ward, verfiel der Strafe. Noch viel höher war der Tribut der Kaziken. Manicaotex, Caonabos Bruder versprach alle drei Monate eine Kürbisschale voll Gold im Gewicht von drei Mark (1200 Gulden) zu entrichten. Guarionex, Beherrscher des „Königsgaues", erbot sich, statt des verlangten Goldes, das in seinem Gebiet in geringerer Menge vorhanden war, eine große Strecke Landes mit Getreide zum Tribut anzubauen; Kolumbus bestand aber auf Gold, das, wie er wußte, in Spanien allein als ein genügender Preis angesehen ward, doch ermäßigte er den Tribut auf die Hälfte. Selbst Guacanagari wurde der Zinspflicht unterworfen. Und um die richtige Einzahlung der Steuer zu überwachen und zu erzwingen, legte der Admiral neue Festen mit Besatzungsmannschaften an; unter diesen waren die beiden Forts in der Königsvega, Magdalena und Conception, am bedeutendsten. Denn nur durch Gewalt konnten die schwachen und arbeitsscheuen Wilden zu dem anstrengenden und mühevollen Leben angehalten werden, zu welchem sie sich unter dem Joche der Knechtschaft und Besteuerung verdammt sahen. „Von da an war das heitere Dasein auf der Insel dahin; das traumartige vegetierende Leben, der Schlummer in der brennenden Mittagshitze an der Quelle, am Strom, oder unter den weithin schattenden Palmenbäumen, der Gesang, der Tanz, das Spiel an den heiteren Abenden, wo sie durch die rauhe indianische Trommel zu den einfachen Lustbarkeiten aufgeboten wurden, das alles verschwand nun auf immer." Voll Sehnsucht und Wehmut blickten die Insulaner auf die Tage der Unabhängigkeit zurück und wünschten lieber zu sterben als das ewige Einerlei von Mühsal und Arbeit zu ertragen. Lange hegten sie die Hoffnung, die weißen Männer würden wieder in ihre himmlische Heimat, nach dem „Turey", zurückkehren; als diese sich aber

immer fester ansiedelten, wollten sie dieselben aushungern, indem sie keine Feldfrüchte mehr bauten, die heranwachsenden Ernten zerstörten und sich in die Berge und Wälder zurückzogen. Dadurch vermehrten sie aber nur ihr eignes Elend. Während die Spanier von ihren mitgebrachten Vorräten zehrten und zugleich anfingen, die verlassenen Felder mit ihrem eignen Getreide anzupflanzen, erlagen die flüchtigen Eingebornen in den Höhlen und Gebirgsschluchten massenweise dem Hunger, der Erschöpfung, den Seuchen. Schüchtern kamen sie allmählich wieder zum Vorschein und fügten sich mit stummer Resignation in das unabänderliche Schicksal. Nun unterblieben die alten Nationaltänze, und in melancholischen Klageliedern gedachten sie der glückseligen Zeiten, da der weiße Mann mit dem großen Meerschiff noch nicht in das Land gekommen war. Und als ob die Natur selbst mit den fremden Unterjochern im Bunde sei, erhob sich ein Orkan, wie er seit Menschengedenken nicht in der Insel gewütet, und richtete die größten Verwüstungen an. — Guacanagari entzog sich dem Haß des Volks und der Erpressung der Spanier durch die Flucht ins Gebirge, wo er in Elend verkam.

e. Stimmung in Spanien. Entdeckung der Terra Firma.

Während Kolumbus auf diese Weise das Interesse seiner Souveräne zu fördern bemüht war, wurde im Mutterlande selbst sein Ansehen untergraben. Margarite und Boyl stellten nach ihrer Ankunft in Spanien den Zustand der Kolonie in den dunkelsten Farben dar, beschuldigten den Admiral vieler Fehlgriffe und Ungerechtigkeiten und verkündeten laut, der zu erwartende Gewinn stehe mit dem Aufwand nicht im Verhältnis, die Ansiedelung auf Hispaniola sei für das Mutterland eine schwere Bürde. Am Hofe legte man ihren Aussagen keine Bedeutung bei; das Vertrauen in den Admiral blieb unerschüttert. Aber die Entwichenen hatten einflußreiche Freunde, welche allmählich Mißtrauen und Zweifel zu erwecken wußten. Es wurde beschlossen, einen Bevollmächtigten nach der Insel zu senden, welcher die Lage der Dinge prüfen und darüber Bericht abstatten sollte. Sie ernannten dazu den Juan Aguado, den Kolumbus früher selbst als einen brauchbaren Mann empfohlen hatte. Seine Wahl konnte somit nicht als ein Zeichen des Mißtrauens und der Unzufriedenheit gedeutet werden. Dagegen wurden zugleich einige Verordnungen erlassen, in denen eine Beschränkung der Machtbefugnisse des Admirals nicht zu verkennen war: die Zahl der Ansiedler auf Hispaniola sollte nicht über 500 Köpfe betragen, weil Sold und Kosten der Verpflegung zu beträchtlich seien; an den Rationen des Mundvorrats sollten keine Abzüge mehr stattfinden. Zugleich wurde, im Gegensatz zu der früheren Bestimmung, allen spanischen Unterthanen die Auswanderung nach der Neuen Welt ohne besondere königliche Erlaubnis gestattet mit der Bedingung, daß sie ohne Sold, nur mit Lebensmitteln auf ein Jahr sich begnügten und von dem künftigen Ertrag ihrer Goldwäschereien zwei Drittel, von allen andern Produkten den Zehnten an die Krone ablieferten. Auch sollten weitere Entdeckungs-

Aguado als Bevollmächtigter abgeschickt.

Neue Verordnungen.

fahrten durch Privatunternehmungen unter Aufsicht von zwei königlichen Beamten und Entrichtung des Zehnten von dem Gewinn an die Staatskasse gestattet sein.

Aguados Auftreten in Isabella. 1495. Juan Aguado landete im Oktober in Isabella; ein königliches Beglaubigungsschreiben verkündigte „allen im indischen Dienste", daß er beauftragt sei, mit ihnen zu verkehren. So unbestimmt und allgemein auch seine Vollmacht lautete, so nahm doch der eitle, aufgeblasene Mann sofort einen gebieterischen Ton an, zumal da der Admiral gerade abwesend war und Bartolomeo sich von vornherein nicht mit ihm vertragen konnte. Als ob er der oberste Richter der Insel wäre, trat Aguado mit den Kaziken in unmittelbare Verbindung und sammelte Klagen und Beschwerden gegen Kolumbus. Bald hieß es allenthalben, es sei ein neuer Admiral erschienen, welcher den alten beseitigen und die Verwaltung der Kolonie übernehmen sollte. Zwar wurde bei der Rückkehr Colons die Sachlage durch Veröffentlichung des königlichen Schreibens in das rechte Licht gestellt; da aber Aguado fortfuhr, sich in die Angelegenheiten der Insel zu mischen und bei den Eingebornen Nachforschungen anzustellen, beschloß der Admiral gleichzeitig mit dem zweideutigen Sendling sich einzuschiffen, um am spanischen Hof alle Zweifel und Mißverständnisse auszugleichen. Da der früher erwähnte Sturm alle Schiffe im Hafen, mit Ausnahme der Niña, so übel zugerichtet hatte, daß der Schaden erst wieder gut gemacht und eine andre Karavelle erbaut werden mußte, so verzögerte sich die Abreise bis ins nächste Frühjahr. Dies hatte für Kolumbus die gute Folge, daß er die Botschaft von neuen ergiebigeren Goldlagern nach der Heimat bringen konnte. Eine Goldregion entdeckt. Ein junger Aragonier, Miguel Diaz, hatte einen Kameraden tödlich verwundet und war aus Furcht vor Strafe mit einigen Genossen in die Berge entflohen. Nach langem Herumirren kamen sie an dem Flusse Ozama, da wo jetzt die Stadt San Domingo liegt, in ein Dorf, dessen Bewohner sie freundlich aufnahmen. Die Fürstin des Landes verliebte sich in den jungen Spanier und beredete ihn, bei ihr zu bleiben. Bald entdeckte Diaz ein Flußthal am Hayna reicher an Gold als irgend eine andre Gegend der Insel. Er setzte seine Landsleute in Isabella von dem Fund in Kenntnis. Man untersuchte den Boden und fand ihn von Golderde in großer Menge durchdrungen. Es wurden Anstalten zur Ausbeutung der Schätze getroffen und ein festes Blockhaus zum Schutze erbaut. Bald entdeckte man Höhlengänge, die wie verlassene Schachte aussahen; der Admiral sah darin eine neue Bestätigung seiner Ansichten; die aufgefundene Landschaft galt ihm für das rätselhafte Land Ophir, aus welchem Salomo das Gold für den Tempel in Jerusalem geschöpft habe.

Kolumbus u. Aguado nach Spanien. 1496. Mit solchen Phantasien erfüllt, ging Kolumbus am 10. März unter Segel, seinen Bruder als Adelantado zurücklassend. Auf der andern Karavelle folgte Aguado. Zweihundertundfünfundzwanzig Spanier, die vor drei Jahren mit hochfliegenden Erwartungen von Cadiz ausgefahren waren, schlossen sich an und kehrten jetzt gleich Schiffbrüchigen nach der Heimat zurück. Auch dreißig Indianer

waren an Bord, unter ihnen Caonabo nebst einem Bruder und einem Neffen, in der Gefangenschaft noch immer den trotzigen Geist und die stolze Haltung bewahrend. An der Insel Guadeloupe, wo Kolumbus vor Anker ging, um Holz und Vorräte einzunehmen, wurden die Spanier wie das erste Mal von den wilden Kariben mit Pfeilen und Wurfgeschossen empfangen. Doch jagten sie mit ihren Feuergewehren dieselben bald in die Wälder. Ein Kazikenweib von kräftiger Gestalt und großer Schnelligkeit und Gewandtheit wurde als Gefangene eingebracht und teilte das Schicksal Caonabos. Die Fahrt war ungünstig; die Karavellen hatten gegen die volle Strömung der Passatwinde zu kämpfen; die Lebensmittel fingen an zu mangeln; das Schiffsvolk wurde unruhig; die Piloten vermochten sich nicht zu orientieren. Nur der Admiral behielt die gewohnte Fassung; wie er vorausgesagt, erreichten die Schiffe das Kap Vinzenz und liefen nach einer langwierigen Reise von drei Monaten in der Bai von Cadiz ein. 11. Juni 1496.
Auf der Überfahrt starb Caonabo, einst der mächtige Gebieter von Cibao, der „stolze Herr des goldenen Hauses“, am gebrochenen Herzen über die unglückliche Wendung seines Schicksals.

Der Empfang, den Colon bei der Heimkehr von der zweiten Reise in Spanien fand, bildete zu dem früheren einen bedeutenden Kontrast. *Colons Empfang.* Die Begeisterung des Volks war durch die vorausgegangenen Berichte gedämpft worden; und als man nun bei der Landung in Cadiz statt eines fröhlichen Schiffsvolks einen Zug von Menschen erblickte, „deren gelbe Gesichter ein Spott waren auf das Gold, welches der Gegenstand ihres Suchens gewesen“, und die nichts von der Neuen Welt zu erzählen wußten, als Geschichten von Krankheit und Entbehrung, von bitteren Erfahrungen und getäuschten Hoffnungen, da verschwand die gehobene Stimmung von ehedem. Kolumbus selbst schritt, vielleicht infolge eines Gelübdes, in der ärmlichen Kleidung eines Franziskanermönchs einher. Erst bei dem Empfang eines gnädigen Schreibens von den Souveränen, das ihn an den Hof nach Burgos beschied, legte sich seine gedrückte Stimmung allmählich. Als er mit den reichen Gaben, die er mitgebracht, und mit den gefangenen Wilden, unter denen die mit schweren goldenen Halsketten geschmückten Häuptlinge allgemeine Aufmerksamkeit erregten, vor den Herrschern erschien, war der Empfang so freundlich und vertrauensvoll wie in früheren Tagen; die Berichte seiner Gegner schienen geringen Eindruck hervorgebracht zu haben. Man überhäufte ihn mit Gunstbezeigungen: er erhielt das Recht, seine Güter zu einem Familienmajorat zu erheben und samt Titel und Adel auf seine Nachkommen zu vererben; die Einsetzung des Bartolomeo in die Würde eines Adelantado, die einst das Mißfallen Ferdinands erregt hatte, wurde durch königliches Patent bestätigt; die allgemeine Bewilligung zu Entdeckungsfahrten in der Neuen Welt, worin Kolumbus einen Eingriff in seine Rechte erblickte, wurde zurückgenommen, da es nicht in der Absicht der Souveräne liege, die Bewilligungen, Privilegien

und Gnaden, die sie dem Christoval Colon für seine großen Verdienste gewährt, irgendwie zu verkürzen.

Seine Pläne durchkreuzt.

Auch die Bitte um Ausrüstung einer größeren Expedition zu weiteren Entdeckungen wurde gnädig aufgenommen, und ihre Gewährung in nahe Aussicht gestellt. Aber die Zeitlage war für die Anliegen des Admirals ungünstig. Der italienische Krieg, den wir in einem andern Zusammenhange kennen lernen werden, und die verschwenderische Pracht, mit welcher gerade damals die Vermählungsfeste in der königlichen Familie gefeiert wurden, hatten den Staatsschatz erschöpft. Die Bedenklichkeiten und Zweifel, ob die Erträgnisse der Kolonien in der Neuen Welt auch wirklich mit den großen Kosten, die der Krone dadurch erwuchsen, im Verhältnis ständen, fielen unter diesen Umständen bei Hofe, insbesondere bei Ferdinand, immer mehr ins Gewicht. Die Ausrüstung wurde verschoben; man erhoffte aus der Goldregion am Hayna, dem vermeintlichen Lande Ophir, neue Reichtümer, wodurch die Kosten gedeckt werden möchten; Fonseca, der die Oberleitung der indischen Angelegenheiten besaß und dem Admiral abhold war, und sein Schatzmeister Ximeno de Breviesca suchten die Pläne und Vorschläge des Admirals auf alle Weise zu durchkreuzen. Der letztere reizte durch seine Schikanen und Schmähungen den Admiral dergestalt, daß er sich einst zu persönlichen Insulten gegen den hämischen Widersacher hinreißen ließ, ein Akt, welcher bei der auf die Ehre ihrer Kronbeamten sehr wachsamen Königin höchst ungnädig aufgenommen ward. So ging ein Jahr, so gingen Monate eines zweiten Jahres vorüber, ehe Kolumbus wieder in See stechen konnte. Man erteilte ihm die Erlaubnis, die nötige Mannschaft an Kriegs- und Schiffsleuten, an Bergknappen, Handwerkern, Ackerbauern in königlichen Sold zu nehmen, darunter auch vierzig Hidalgos. Aber der Zauber war verschwunden, der bei der früheren Expedition Hunderte aus allen Ständen in seinen Dienst getrieben hatte; es fanden sich so wenige, welche die Reise freiwillig mitmachen wollten, daß man zu dem bedenklichen Mittel griff, eine Anzahl Menschen, welche wegen Verbrechen durch Richterspruch zur Verbannung, oder zu Zwangsarbeiten auf Galeeren oder in Bergwerken verurteilt worden waren, nach der Neuen Welt zu deportieren. So konnte in den Gemütern Isabellas und Colons, die beide von den edelsten Absichten für das Wohl der Insulaner beseelt waren, ein Gedanke Wurzel schlagen, der die Bevölkerung der werdenden Kolonie im Keime vergiften mußte.

Die dritte Entdeckungsfahrt. 1498.

Endlich war die Ausrüstung und Bemannung von sechs Schiffen soweit gediehen, daß Kolumbus am 30. Mai von dem Hafen San Lucar zur dritten Entdeckungsreise ausfahren konnte. Am 19. Juni erreichte er Gomera, eine der Kanarischen Inseln, wo er französischen Piraten ein spanisches Schiff abjagte. Auf der Höhe von Ferro teilte er sein Geschwader: drei Fahrzeuge, wovon das eine von Alfons Sanchez de Carvajal, das andre von Pedro Arana, dem Bruder der Donna Beatrix, der Mutter seines Sohnes Fernando, das dritte von

Juan Antonio Colombo von Genua, einem seiner Verwandten, befehligt war, gingen direkt mit Lebensmitteln und Kriegsvorrat nach Hispaniola; mit den drei andern steuerte der Admiral selbst nach den Kapverdischen Inseln und richtete dann nach kurzem Aufenthalt auf Santiago am 5. Juli seinen Lauf südwestlich. Er hatte von einem kundigen Juwelenhändler, Jayme Ferrer, vernommen, daß die kostbarsten Gegenstände des Handels, Gold, Edelsteine, Spezereien, Gewürze, hauptsächlich in den Äquatorialgegenden gefunden würden, wo die Menschen schwarz oder von dunkler Farbe seien. Deshalb wendete er sich diesmal weiter südlich als auf den beiden ersten Fahrten. In der Nähe der Linie, wo die Passatwinde von Süden und Norden einander begegnen und ihre Wirkungen gegenseitig aufheben, wurde die Schiffsmannschaft von der unerträglichen Hitze und der schweren erstickenden Luft fast erdrückt, der Admiral selbst litt an Gicht und Fieber; die alte Fabel, daß in der Nähe des Äquators eine Feuerregion sei, in welcher der Mensch nicht zu leben vermöge, schien sich zu bewahrheiten. Kolumbus änderte daher den Lauf gen Nordwesten; schon ging das Wasser auf die Neige, eine große Unruhe und Besorgnis erfaßte die Mannschaft. Da ertönte von dem Mastkorb der Ruf: Land! Drei in ihrem Fuße sich vereinigende Berggipfel boten sich den Blicken dar; daher nannte Kolumbus das neuentdeckte Land La Trinidad. Als die Schiffe an der Südwestküste anlegten, wo herrliche Palmenwälder und klare Quellen die Ermatteten erquickten, kam die Spitze der Terra Firma zum Vorschein, dort wo die Nordostküste Südamerikas von vielen 1. Aug.
Armen des Orinoko durchschnitten ist. Kolumbus ahnte noch nicht, daß es das von ihm so eifrig erforschte und so heiß ersehnte Festland sei. Er nannte den Ort die „heilige Insel". Die Einwohner, die von einem Kanoe aus erstaunt auf die Fremdlinge blickten, waren wohlgebildet, mit langen Haaren und schönerer Gesichtsbildung als die bisher bekannt gewordenen Indianer. Um den Kopf trugen sie Bänder und Netze von Baumwolle, um die Lenden farbige Schürzen von demselben Stoff; der übrige Körper war nackt. Da sie sich scheu in der Ferne hielten, so ließ der Admiral, um sie durch den Zauber der Musik anzulocken, die Trommel zum Tanze ertönen. Die Eingebornen sahen darin ein Zeichen von Feindseligkeit und schossen ihre Pfeile ab, wurden aber durch Armbrustschützen schnell in die Flucht gejagt. Mit der Zeit stellte sich jedoch ein friedlicher Verkehr her. Sie brachten Mais, Früchte und andre Eßwaren und freuten sich sehr über die Gaben der fremden Männer.

Die Durchfahrt zwischen der Insel und dem Festlande war schwierig wegen der heftigen Strömung der aufgesammelten Wasser des Orinoko; die emporsteigenden Wellen kamen dem Admiral wie ein Drachenschlund vor, und noch jetzt führt die Mündung des Golfs von Paria den Namen, den der Entdecker ihr beilegte. Um so mehr war er entzückt über das schöne Land voll lieblich duftender Pflanzen und herrlich befiederter Singvögel. Die freundlichen, gastfreien Bewohner trugen Perlenschnüre, welche die Habgier der Europäer in hohem

Das neuentdeckte Land.

Grade reizten. Und wirklich entdeckte auch Kolumbus bei weiterer Fahrt aus den tosenden Mündungen des Trichtergolfs um die Küste von Paria die beiden Eilande Margarita und Cubagua, noch heute berühmt wegen ihrer Perlenfischereien, und tauschte von den Eingebornen gegen Schellen und Porzellanscherben eine beträchtliche Menge dieser wertvollen Schmuckwaren ein. Die ganze Gegend kam dem mit der mystischen Phantasie des Mittelalters erfüllten Entdecker so wunderbar vor, daß er glaubte, dort sei das biblische Paradies zu suchen, welches die Schrifterklärer nach dem äußersten Osten verlegten. Mit Verwunderung hatte er die große Ausdehnung von süßem Wasser im Golf von Paria beobachtet; er meinte, der mächtige Strom, der dem Meere dieses Wasser zuführe, sei aus der Quelle ausgegangen, welche nach der Genesis unter dem Baume des Lebens im Garten Edens entspringe; im Hintergrund des weiten Kontinents, dessen Rand er berührte, vermutete er ein hohes Gebirgsland, welches die köstlichsten Regionen der Erde einschließe.

Ankunft auf Hispaniola.

Doch stand Kolumbus für jetzt von weiteren Entdeckungen ab, um nach Hispaniola zurückzukehren. Von Gicht und Augenleiden schwer heimgesucht und für den Unterhalt der Mannschaft in Sorge, steuerte er nordwestlich und erreichte von dem Golfstrom mehrmals aus der Richtung gedrängt, am 19. August die Insel Beata, 35 Seemeilen westwärts von dem Flusse Ozama, auf dessen linkem Ufer sein Bruder Bartolomeo mittlerweile eine neue Pflanzstadt gegründet hatte, die berufen war, in der Folge der ganzen Insel den Namen zu geben.

Die Vorgänge auf der Insel während Colons Abwesenheit.

Kolumbus schickte sogleich bei seiner Ankunft durch einige Eingeborne ein Schreiben nach Isabella, und bald hatte er die Freude, seinen thatkräftigen Bruder Bartolomeo zu umarmen. In der Hand eines der Wilden, die er als Boten benutzt, hatte der Admiral eine spanische Armbrust erblickt, und daraus schlimme Ahnungen geschöpft. Aus den Erzählungen des Bruders, den er bei seiner Abreise als Adelantado zurückgelassen, erkannte er nun, daß ihn seine Ahnungen nicht betrogen hatten. Bartolomeo hatte dem Auftrage des Admirals zufolge in der von Diaz entdeckten Goldregion am Ozama ein Blockhaus errichtet, die erste Grundlage der Handelsstadt San Domingo, und die nötige Mannschaft zur Ausforschung und Bearbeitung der Minen bestellt. Darauf hatte er sich behufs weiterer Entdeckungen nach Xaragua, dem volkreichsten und fruchtbarsten Landstriche im Westen der Insel begeben, da wo jetzt die Stadt Port au Prince liegt, war von dem Kaziken Behechio und seiner Schwester, der uns schon bekannten Anacaona, der schönen Witwe Caonabos, gastfreundlich aufgenommen worden und hatte Fürst und Volk zur Anerkennung der Hoheit des spanischen Herrscherpaares und zur Entrichtung eines Tributs in Baumwolle und Feldfrüchten gebracht, da jener Teil der Insel kein Gold hatte. Anacaona, ebenso sehr durch Einsicht und Bildung, wie durch Schönheit hervorragend, hatte aus dem Schicksal ihres Gatten Caonabo die Lehre gezogen, daß der

Widerstand gegen die unbezwinglichen Fremdlinge Verderben bringe, und war bemüht, ein freundschaftliches Verhältnis herzustellen. Aber während der Adelantado die Provinz Xaragua in der besonnenen Weise seines Bruders an die spanische Herrschaft zu gewöhnen suchte, brachen in der Vega drohende Bewegungen aus. Die Besatzungsmannschaften der befestigten Standorte hatten sich durch Druck und Vergehungen gegen die Frauen den Haß der Eingebornen zugezogen. Selbst der Kazike Guarionex, ein friedfertiger Mann von sanftem Charakter, war durch Verführung einer seiner Frauen tief verletzt worden. Auch die Bekehrungsversuche zweier zelotischen Mönche erregten Unzufriedenheit. Es bildete sich eine weitverzweigte Verschwörung gegen die Fremdlinge. Eine in dem Gebiete des Guarionex errichtete Kapelle mit Kruzifix und Heiligenbildern wurde zerstört. Die strenge Bestrafung der Schuldigen, die nach den spanischen Gesetzen den Feuertod erleiden mußten, vermehrte die Erbitterung. Auf einer geheimen Zusammenkunft wurde ein allgemeiner Angriff auf die befestigte Station in der Vega beschlossen. Durch die klugen und energischen Maßregeln des Statthalters wurde jedoch der Anschlag vereitelt und die Bewegung rechtzeitig unterdrückt.

Roldans Abfall.

Aber während der Abwesenheit des Adelantado bildete sich in Isabella selbst ein Komplott gegen die fremden Befehlshaber, das die ganze Kolonie in die größte Verwirrung stürzte. Francisco Roldan, ein Mann von niedriger Herkunft, den Kolumbus seiner Fähigkeiten wegen mehrfach ausgezeichnet und endlich zum Oberrichter ernannt hatte, ertrug es ungern, daß er den beiden Brüdern des Admirals untergeordnet sein sollte. Die lange Verzögerung der Rückkehr erzeugte in ihm den Gedanken, daß Colon am spanischen Hofe in Ungnade gefallen sei, und seine niedrige undankbare Seele faßte den Entschluß, das Regiment der Italiener zu untergraben und sich selbst das Oberkommando in der Kolonie anzueignen. So ging denn abermals aus den Männern, denen der Admiral sein besonderes Vertrauen zugewendet, die er selbst aus dem Staube erhoben und den Souveränen empfohlen hatte, ein Feind und Ränkeschmied hervor. Der Admiral besaß wenig Menschenkenntnis und seine eigne hochherzige Natur machte ihn unfähig, niedrig denkende Seelen zu erkennen und zu würdigen. Roldan fand bald Parteigenossen: die Kolonie hatte gar manchen Abenteurer und Glücksritter aufgenommen, denen jede Beschränkung ihrer Eigenwilligkeit, ihrer Leidenschaften und ihres bösen Trachtens unerträglich war; diesen war das stramme energische Regiment des Adelantado in der Seele verhaßt; wollte er doch den Spanier, der sich gegen die Favoritin des Kaziken Guarionex vergangen hatte, mit dem Tode bestrafen! Schon war Roldan, der unter den Matrosen und Handwerkern viele Anhänger zählte und dem Verurteilten befreundet war, mit seinen Genossen übereingekommen, an dem Tage der beschlossenen Hinrichtung einen Mordanschlag auf Bartolomeo selbst ausführen, als die Begnadigung des Ruchlosen die Ausführung des Planes vereitelte. Aber Roldan gab darum

sein böses Trachten nicht auf. Die Abreise des Adelantado nach Xaragua, um den Tribut abzuholen, war seinem Vorhaben günstig, da sein Stellvertreter, der friedfertige, sanfte Diego Colon, nicht die Energie und Entschlossenheit besaß, den trotzigen Geist der Malkontenten niederzuhalten. Sie beschuldigten die fremden Anführer der Bedrückung und Tyrannei gegen die Spanier, verlangten auf einer an den Strand gezogenen Karavelle nach der Heimat entlassen zu werden, um an den Stufen des Thrones ihre Beschwerden vorzubringen, und zogen, als der zurückgekehrte Bartolomeo sich diesem Verlangen hartnäckig widersetzte, in hellen Haufen nach der Vega, um die Fahne der Empörung gegen die fremden Tyrannen aufzupflanzen. Den Kaziken versprach Roldan Befreiung vom Tribut, wenn sie sich von dem Adelantado lossagten, seiner Bande den ungestörten Genuß der Reichtümer der Insel und indianische Frauen, so viel sie wünschten. Er hoffte durch die lockenden Verheißungen die Besatzungsmannschaften des Fort Conception und der andern Blockhäuser zum Übertritt zu bewegen; aber Miguel Ballester, ein gerader, tapferer Veteran, wies seine glatten Worte wie seine bewaffneten Angriffe zurück. Dennoch wurde die Lage Bartolomeos mit jedem Tage bedenklicher: Roldan erbrach in Isabella die Magazine und versah seine Genossen mit den dort aufbewahrten Kriegsvorräten, Waffen, Kleidungsstücken und Lebensmitteln; er brachte den karibischen Kaziken Manicaotex, den Bruder des verstorbenen Caonabo, auf seine Seite und bereicherte die Bande mit den Erzeugnissen des Landes; er faßte den Plan, nach Xaragua zu ziehen, und diese reiche Landschaft mit den üppigen Frauen und dem lustigen Volksleben dem tyrannischen Gewalthaber zu entreißen. Die Partei Roldans wuchs mit jedem Tag an Zahl und Macht, zumal als die drei Karavellen, welche Kolumbus von Ferro aus direkt abgeschickt hatte, durch die Golfströmung nach der Küste von Xaragua getrieben wurden und der größte Teil der ruchlosen Mannschaft samt dem Hauptmann Carvajal sich der aufrührerischen Bande anschloß. Der Adelantado barg sich hinter der Feste Conception vor den Nachstellungen seiner Feinde; einige Meilen davon lag das Dorf Bonao, welches die Rädelsführer Roldan, Adrian de Moxica und Pedro Riquelme zum Hauptquartier und Sammelplatz ersehen hatten; die Kolonie schwebte am Rande
Febr. 1498. des Unterganges. Selbst die Ankunft zweier spanischen Karavellen unter Hernandez Coronal mit neuen Vorräten und mit der Kunde, daß der Admiral noch immer die volle Gnade der Herrscher besitze und nächstens wieder erscheinen werde, vermochte den trotzigen Oberrichter nicht zum Gehorsam gegen Bartolomeo zu bringen, so versöhnliche Anträge dieser ihm auch machte.

Neuer Aufstand in der Vega. Ja es geschah wohl auf sein Zuthun, daß in der Vega aufs neue der Plan auftauchte, in einem allgemeinen Aufstand die Feste Conception zu überfallen und die unerträgliche Herrschaft der tyrannischen Gäste zu vernichten. Schon war die erste Vollmondnacht zur Ausführung bestimmt; aber durch den voreiligen Angriff eines der zinsbaren Kaziken wurde der Anschlag abermals ver-

eitelt. Guarionex flüchtete sich mit seiner Familie und einer Schar Getreuer in die Wälder und suchte Schutz bei dem Gebirgshäuptling des kräftigen Stammes der Ciguayo unweit der Bucht von Samana. Dieser nahm ihn nicht nur gastfreundlich auf, sondern unterstützte ihn auch in dem Kriege, den er gegen die Spanier führte. Umsonst suchte der Adelantado durch Verführungen und Drohungen den Bergkaziken zur Auslieferung seines Gastes zu bewegen; großmütig verwarf dieser den ehrlosen Antrag, und als nun die Spanier mit Brand und Verwüstung in sein Land einfielen, und seine Unterthanen ihn mit Flehen bestürmten, zog er begleitet von Guarionex in den wildesten Teil des Gebirges und barg sich unter Felsen und Schluchten. Aber sein Aufenthalt wurde verraten; und zwölf kühnen Spaniern gelang es, sich seiner zu bemächtigen und ihn mit seiner Familie in Gefangenschaft zu führen. Bald wurde auch Guarionex verraten und dem Adelantado zugeführt. Er erwartete den Tod, aber Bartolomeo begnügte sich, ihn im Fort Conception in Fesseln zu legen. Auch der Bergkazike, sein Gastfreund, blieb in Haft. Beide sollten ihm als Bürgen der Treue und des Gehorsams ihrer Unterthanen dienen.

Unter solchen Umständen erfolgte die Ankunft Colons in Hispaniola. Es Colons Haltung. läßt sich begreifen, wie tief ihm die Mitteilungen des Bruders zu Herzen gingen. Die Zwietracht der Kolonisten nährte den Geist der Opposition in der Bevölkerung. Er wagte nicht die Tribute einzufordern, und doch sollten der spanischen Krone die Kosten der Entdeckungen ersetzt werden! Immer wieder kam er auf den Gedanken einer massenhaften Sklavenausfuhr zurück, welche große Summen eintragen würde. Aber gerade dieser Vorschlag gab den Feinden des Admirals, welche die Abneigung der Königin wider die Sklaverei kannten, neue Mittel der Verdächtigung und Anklage in die Hand. Konnten sie jetzt doch ihre Widersetzlichkeit mit der Maske verhüllen, sie wollten die Menschenrechte der unglücklichen Insulaner verteidigen! Die Versuche des Admirals, Roldans Partei zur Versöhnung und zum Gehorsam zu bringen, waren erfolglos, obwohl er den ehemaligen Diener in einem begütigenden Schreiben als „teurer Freund" angeredet, ihn an die frühere Genossenschaft erinnert und als Preis der Umkehr ihm und seinen Gefährten Sicherheit zugesagt hatte. Vielmehr wuchs dessen Anhang durch neue Abtrünnige, welche die Aussicht auf ein ungebundenes, zuchtloses Leben unter seine Fahne führte, immer mehr. Dem Admiral fehlte das Geld zur Auszahlung des Soldes. Als er die Schiffe, mit denen er die Überfahrt bewerkstelligt, dem Vertrage gemäß zurücksandte, mit gefangenen Wilden und 18. Okt. 1498. neuentdeckten Produkten beladen, schilderte er in einem Schreiben an die Souveräne das Treiben der ruchlosen Rotte, die sich jeder rechtmäßigen Autorität widersetze und die Eingebornen von der Entrichtung des Tributs abhalte, und bat um einen gelehrten Richter zur Feststellung der gesetzlichen Ordnung und um Geistliche zur Bekehrung der verwilderten Spanier, „welche keinen Fasttag mehr beobachteten und in frecher Polygamie mit den indianischen Frauen lebten".

Sollten die Rebellen nicht zum Gehorsam zurückgeführt werden können, fügte er hinzu, so sei es besser, daß man sie ausrotte.

Ausgleichung. Fast ein ganzes Jahr dauerte noch die Unordnung auf der Insel fort und nahm die ganze Thätigkeit Colons so sehr in Anspruch, daß er alle weiteren Entdeckungsfahrten aufgeben mußte. Mehrfach wurde mit den Insurgenten unterhandelt, um einen erträglichen Zustand herbeizuführen: Roldans Forderungen waren derart, daß der Admiral durch deren Bewilligung sein Ansehen als Oberstatthalter gänzlich eingebüßt hätte. Erst im September des folgenden Jahres (28. Sept. 1499.) kam ein Vertrag zu stande, dessen Inhalt deutlich bewies, wie gering das Vertrauen des Admirals war, bei dem verwilderten Haufen Recht und Vernunft zur Geltung zu bringen. Kraft dieser Übereinkunft sollte Roldan wieder sein Richteramt antreten, fünfzehn seiner Gefährten nach der Heimat zurückkehren, der Rest, einhundertundzwei Kolonisten durch Ländereien abgefunden werden mit der Befugnis, dieselben mittels Frondienste der Eingebornen bestellen zu lassen. Am reichsten wurde dabei Roldan selbst bedacht. Dies war das erste Beispiel des Belehnungssystems, welches in der Folge unter dem Namen „Repartimientos" oder „Encomiendas" in ganz Neuspanien eingeführt ward, und die Urbevölkerung in die Fesseln der drückendsten Leibeigenschaft schlug. Diese Repartimientos, wonach der Empfänger oder Besitzer einer Landstrecke die Erlaubnis hatte, durch das Los eine bestimmte Anzahl Eingeborner zur Bebauung zu pressen, arteten mit der Zeit zu den schändlichsten Mißbräuchen aus, womit die Menschheit sich jemals befleckt hat. Denn schon im achten Jahr nach der Entdeckung war man zu der Erkenntnis gelangt, daß der weiße Mensch unter den Tropen nur durch die Dienstbarkeit äquinoktialer Menschenrassen sein Gedeihen finden kann. Die Spanier, sagt Las Casas, zwangen ihre braunen Unterthanen nicht bloß das Feld zu bestellen, sondern sie hielten sich Sklaven zum Fischfang, zur Jagd auf die leckeren Utias und Weiber als Köchinnen, Wäscherinnen, Mägde und Konkubinen. „In Hängematten ließen sie sich durch das Land tragen und während die ursprünglichen Fürsten des Landes in Mißachtung verfielen, zitterten ihre ehemaligen Unterthanen nur noch vor den weißen Kaziken." Übrigens kam von der Zeit an die Kolonie auf Hispaniola mehr in Aufschwung. Man gewöhnte sich an den Genuß des Kassawabrotes, die europäischen Haustiere, besonders Hühner und Schweine, mehrten sich im Übermaß; die Felder wurden mit Hilfe der Eingebornen emsig bestellt, die Bergwerke in Cibao lieferten große Ausbeute, seitdem Kolumbus Erlaubnisscheine zum Goldgraben auf bestimmte Zeit verteilte. Der Gesundheitszustand besserte sich, als man den Hauptsitz von Isabella nach der neuen Stadt San Domingo verlegte. Alles war im guten Fortgang, ein Anstrich von christlicher Kultur machte sich bemerkbar und ließ menschenwürdige Zustände erhoffen, da zog sich über dem Haupte des Entdeckers und seiner Brüder ein neuer heftiger Sturm zusammen, der seinem schöpferischen Geiste für alle Zukunft Einhalt gebot.

f. Kolumbus in Ketten.

Kolumbus teilte mit vielen genialen Männern das Los, daß ihm nicht vergönnt war, die Früchte seiner That zu genießen. Der spanische Nationalstolz beneidete die Verdienste eines Fremden, die zu groß waren, um jemals vergolten zu werden, und die Höflinge und Staatslenker verfolgten den Seefahrer, den sie nicht nach Gebühr belohnen konnten. Trüge der Urheber eines großen Werkes nicht den Lohn in seiner eignen Seele, der Dank der Welt würde nie zu hohen Unternehmungen ermutigen. Nicht einmal Colombos Name wurde dem neuen Erdteil, den er soeben entdeckt hatte, beigelegt; vielmehr erhielt derselbe seine Benennung von einem untergeordneten Teilnehmer der Entdeckungsfahrten, dem Florentiner Amerigo Vespucci, einem der edlen Geschlechter der geistesregen Republik am Arno entstammt. Als der kühne Alfons de Ojeda, welcher bald nach der Abführung des Kaziken Caonabo nach Spanien zurückgekehrt war, mit Erlaubnis des Bischofs Fonseca, des Oberaufsehers der indischen Angelegenheiten, ohne Rücksicht auf das dem Admiral zustehende Vorrecht auf eigne Hand eine Entdeckungsreise vorbereitete, begleitete Vespucci, ein kenntnisreicher, in der Geographie und Astronomie erfahrener Mann, welcher damals in Cadiz einem Florentiner Handelshaus vorstand, das kleine Geschwader, bei dessen Ausrüstung sein Haus wahrscheinlich mit Geldbeiträgen beteiligt war. Im Frühjahr 1499, während Kolumbus noch mit der Beilegung der Streitigkeiten auf Hispaniola beschäftigt war, hatte Ojeda mit dem Basken Juan de la Cosa, dem besten Steuermann seiner Zeit, und mit 57 Matrosen die Reede von Cadiz verlassen, von seinem Gönner Fonseca mit den von Kolumbus eingesandten Karten und Reiseberichten ausgerüstet, und war, von den Kanarien südwestlich segelnd, im Juli an die Küste von Guayana gekommen. Im Fortgang der Fahrt gelangte das Geschwader vor die Mündungen des Amazonenstromes und des Rio Para. Ein Boot ging einen dieser Ströme fünfzehn Meilen aufwärts; auch Vespucci war auf demselben, und die später von ihm verfaßte Beschreibung der waldbedeckten Ufer, die ihm wegen der schönbefiederten hellsingenden Vögel wie das „irdische Paradies“ vorkamen, des klaren Sternenhimmels mit dem südlichen Kreuz, dessen die Schiffer damals zum erstenmal ansichtig wurden, und so vieler andrer wunderbaren Naturerscheinungen machte auf die Zeitgenossen solchen Eindruck, daß seit dem Bekanntwerden der „vier Schiffahrten des Vespucci“, welche Martin Waldseemüller (Hylacomilus) aus Freiburg als Anhang einer Abhandlung über mathematische Geographie und Kosmographie im Jahr 1507 zu St.-Dié in Lothringen in lateinischer Übersetzung im Druck herausgab, der Name Amerika für die Neue Welt oder wenigstens für das „Land des Heil. Kreuzes“ (Südamerika) mehr und mehr in Aufnahme kam und der Florentiner sogar als der Entdecker angesehen ward. Die starken Äquatorialströmungen vor der brasilianischen Küste nötigten Ojeda und seine Gefährten zur Änderung der Fahrt.

Der Name Amerika.

18. Mai 1499.

Nachdem sie die bereits von Kolumbus entdeckte Insel Trinidad umsegelt, durchschnitten sie das Karibische Meer, erblickten mit Erstaunen die großen Bewohner der Rieseninsel Curaçao und das Pfahldorf im Meere, dem sie den Namen Kleinvenedig (Venezuela) gaben, fochten mit den ungastlichen Stämmen am Maracaibo, wobei ein Spanier das Leben verlor, setzten von da nach Hispaniola hinüber, wo Ojeda durch seine Einmischung in die Streitigkeiten der Rotte Roldans und des Admirals die Verwirrung noch vergrößerte, und kehrten dann an Cuba und den Lukayischen Inseln vorbeisegelnd auf stürmischer Fahrt über die Azoren nach Cadiz zurück. Hier langten sie Mitte Juni 1500 an, gefangene Indianer und mancherlei seltene Landesprodukte mit sich führend, darunter auch Perlen von Margarita. An dieser Insel war kurz zuvor ein andres spanisches Schiff unter Colons früherem Steuermann Per Alfons Niño und dem Kapitän Christoval Guerra aus Sevilla gelandet und hatte reichen Gewinn eingethan. Auch Vincente Yañez Pinzon, der Befehlshaber der Niña auf der ersten Entdeckungsreise, befuhr um dieselbe Zeit auf eigne Hand mit königlichem Patent die Küste Südamerikas bis über die Linie hinaus und pflanzte auf dem Vorgebirge, welches in der Folge nach dem heil. Augustinus genannt ward, den kastilischen Wappenpfeiler auf. Wir werden bald erfahren, daß einige Monate zuvor das Land „Brasilien" von Cabral bereits für Portugal in Besitz genommen worden.

Juni 1500.

Amerigo Vespucci, dessen Briefe an Lorenzo de' Medici in Paris und an Piedro Soderini, Gonfaloniere von Florenz, die Grundlage der obenerwähnten „vier Schifffahrten" bildeten, erhielt später in Spanien das Amt eines Reichspiloten mit dem Auftrage, zuverlässige Karten über die neuentdeckten Länder für Seefahrer anzufertigen. Ob die falsche Angabe jenes weitverbreiteten Buches, daß Vespucci schon zwei Jahre vor Colons dritter Fahrt eine Seereise nach der Neuen Welt unternommen und auf derselben die südliche Hälfte der Terra Firma entdeckt habe, von ihm selbst herrührte, oder ihm später untergeschoben ward, ist eine vielberegte Streitfrage.

Spanische Urteile über den Admiral.

Während Ojeda, Vespucci, Pinzon und andre Seefahrer untergeordneten Ranges die Spuren Colons verfolgend die atlantischen Küsten Südamerikas entschleierten, wurde der geniale Entdecker selbst, „der ihnen den Faden in die Hand gelegt hatte" und sich über diese Eingriffe in seine wichtigste Prärogative tief verletzt fühlte, mit Schmach und Undank behandelt. Wir wissen, mit welcher verbitterten Stimmung so manche, die sich durch die glänzenden Aussichten auf goldene Schätze zur Auswanderung nach der Neuen Welt hatten verlocken lassen, in die Heimat zurückgekehrt waren, enttäuscht, arm und siech. In Granada drängten sich verarmte Hidalgos an den König und riefen den vorübergehenden Söhnen des Admirals, die als Edelknaben am Hofe dienten, Verwünschungen nach über den fremden Abenteurer, „der die Länder des Truges und der Trübsal entdeckt, der Isabella, den Kirchhof des kastilischen Adels angelegt". Ferdinand war dem Entdecker nie so günstig gesinnt gewesen wie seine Gemahlin und hatte schon öfters bereut, so ausgedehnte Gewalt in die Hände eines Unterthans ge-

legt zu haben. Bei Hofe hatten die strengen Worte seines Schreibens, worin er das Schwert zur Heilung des Aufstandes empfohlen, Anstoß erregt; konnten denn die Übelstände und Zerrüttungen, über die darin Klage geführt war, nicht in der Unfähigkeit und den Mißgriffen des Admirals und seiner Brüder ihren Grund haben? Die Königin zürnte, daß Scharen von Indianern auf den Sklavenmarkt geführt wurden, und verbot den Verkauf. Während das Königspaar reiche Hilfsmittel aus der Neuen Welt erwartet hatte, wurden immer neue Opfer und Anstrengungen von Seiten des Mutterlandes verlangt. Wie waren die glänzenden Bilder von dem Reichtum der Inseln und ihren goldenen Bergen, dem vermeintlichen Lande Ophir, zerronnen! Diese und andre Gründe bewogen das Herrscherpaar, die Zustände der Kolonie durch einen bevollmächtigen Beamten untersuchen zu lassen. Hatte doch Colon selbst um die Übersendung eines gelehrten Richters gebeten. Unglücklicherweise fiel die Wahl auf einen Mann, welcher dieser Aufgabe nicht gewachsen war. Francisco de Bobadilla, ein armer Calatravaritter von heftigem Charakter, von beschränktem, engherzigem Geiste und voll Ehrgeiz, wurde zum Verwalter und Richter in den neuentdeckten Ländern mit ausgedehnter Vollmacht ernannt. Alles königliche Eigentum in der Kolonie, Waffen, Festungen, Schiffe, Kriegsvorräte wurdeu unter seinen Oberbefehl gestellt; er sollte die Befugnis haben alle Ämter zu besetzen und Personen jedes Standes, sofern er es für den Dienst der Krone ersprießlich halte, aus der Insel zu entfernen. Nach den Absichten der Königin sollte von dieser Vollmacht, die in erster Linie gegen Ruhestörer und Unzufriedene gerichtet war, nur im äußersten Falle Gebrauch gemacht und unter allen Umständen gegen den Admiral mit aller Schonung und Zartheit verfahren werden. Aber zum Unglück langte Bobadilla gerade in einem Augenblick auf Hispaniola an, als neue Unruhen und Verschwörungen in der Kolonie den Statthalter und seine Brüder bewogen hatten, mit größerer Strenge gegen die Urheber vorzugehen. Hernando de Guevara, ein junger Kavalier von edler Abkunft und einnehmendem Wesen, welcher mit Roldan über den Besitz der reizenden Tochter Anacaonas in Xaragua in heftigen Streit geraten war, und mit einigen Genossen ein Komplott gebildet hatte, wurde von dem nunmehr mit dem Oberrichter wieder ausgesöhnten und über die neuen Ungesetzlichkeiten höchst aufgebrachten Admiral in Fesseln gelegt, sein Vetter Adrian de Moxica, einer der thätigsten Führer des früheren Aufruhrs, wurde von dem Gefängnisturm zu Tode gestürzt, sieben andre Ruhestörer starben durch den Strang oder lagen in schwerer Haft. Noch hingen die Leichen der Verurteilten am Galgen, als Bobadilla in San Domingo seinen Einzug hielt.

Bobadilla als königlicher Kommissar nach Hispaniola. 1500.

Aug. 1500

Kolumbus war gerade in der Vega abwesend, noch mit der Unterdrückung der Unruhen beschäftigt. Sein Bruder Diego vertrat seine Stelle; Miguel Diaz, den wir früher als Entdecker der Goldminen kennen gelernt, war Burgvogt. Nachdem Bobadilla dem Gottesdienst angewohnt, ließ er mit großer Feierlichkeit

Bobadillas Auftreten.

das königliche Patent verkündigen, worin er zum Statthalter ernannt war, und forderte die Auslieferung der Gefangenen. Zugleich wurde die Auszahlung des rückständigen Soldes verheißen, eine Maßregel, die ihn schnell zum populären Mann machte. Als die Befehlshaber sich weigerten, die durch richterlichen Spruch verurteilten Gefangenen, vor allen Pedro Riquelma und Fernando Guevara freizulassen und das Fort, das ihnen der Admiral und Vizekönig der Insel anvertraut, zu übergeben, ließ der in seinem Stolze beleidigte Spanier durch seine Schiffsmannschaft und die herbeiströmende Volksmenge das Thor gewaltsam einschlagen, während Diaz und Diego de Alverado mit gezogenen Schwertern auf den Zinnen standen, ohne jedoch Widerstand zu leisten, und übergab dann die befreiten Gefangenen dem Alguazil Juan de Espinosa in Verwahrung. Darauf bezog er das Haus des abwesenden Kolumbus, eignete sich alles an, was er von Gold und Silber, von Juwelen, Waffen und Kostbarkeiten vorfand, selbst die Geschenke, die einst der Entdecker aus den Händen der Königin empfangen, und alle Briefe und Papiere. Mit derselben Willkür griff er in alle Angelegenheiten ein; er füllte die in blanko mitgebrachten Schreiben der Souveräne mit Gnadenbewilligungen für Roldan und andre Widersacher aus; er erließ eine allgemeine Verwilligung für zwanzig Jahre nach Gold zu schürfen, der Krone von Kastilien nur den elften Teil statt des bisherigen Drittels vorbehaltend: das in Beschlag genommene Vermögen Colons verwendete er zur Bezahlung der rückständigen Gehalte. Zugleich sammelte er alle Beschuldigungen und Nachreden, alle Verleumdungen und Verdächtigungen, die zu einer Anklage brauchbar und dienlich schienen, und sprach in den unehrerbietigsten Ausdrücken von dem großen Manne: er sei ermächtigt ihn in Ketten nach Hause zu senden, mit dem Regimente Colons und seiner Brüder sei es zu Ende. Als Kolumbus im Fort Conception von diesen Vorgängen unterrichtet ward, glaubte er, Bobadilla wiederhole die Rolle Aguados; es sei wohl nur eine Überschreitung der königlichen Vollmacht; unmöglich könne von den Monarchen ein solcher Akt ungerechter Strenge, wie diese Entsetzung von allen Ämtern, gegen ihn in Anwendung gebracht werden!

Bobadilla und Colon.

Aber er sollte bald aus seiner Täuschung erwachen. Das königliche Beglaubigungsschreiben, das ihm der neue Statthalter durch Francisco Velasquez, einen Beamten der Schatzkammer, und den Franziskanermönch Transierra zustellen ließ mit dem Befehl, sogleich vor ihm zu erscheinen, überzeugte den Admiral, daß er in Ungnade gefallen und einem andern untergeordnet sei. Er eilte sofort ohne alles Gefolge nach San Domingo, um sich dem neuen Gebieter vorzustellen. Bobadilla mochte fühlen, daß er durch sein rasches Verfahren nicht in dem Sinne der Monarchen gehandelt, denn die Machtbefugnis, sich der Personen und der Güter aller derer zu versichern, die sich gegen den königlichen Dienst vergangen, war offenbar nur gegen die Rädelsführer in Roldans Rotte gerichtet. Seine eigne Sicherheit beruhte also darauf, daß Colons Schuld und Fehler recht

scharf hervortraten. Darum nahm er alles, was ihm Nachteiliges über denselben zu Ohren kam, mit Freuden auf; und es fehlte nicht an servilen Geschöpfen, welche sich durch verleumderische Angaben bei dem neuen Befehlshaber in Gunst zu setzen suchten. Besonderes Gewicht legte er auf die Aussage, Kolumbus und sein Bruder Bartolomeo hätten die Absicht, die Kaziken der Vega aufzurufen, sie mit ihren Unterthanen gegen den neuen Befehlshaber zu unterstützen. Dieses erlogene Gerücht sollte die Gewaltschritte rechtfertigen, die Bobadilla bereits beschlossen hatte. Zuerst wurde Diego gefesselt auf das Schiff gebracht, und sobald Kolumbus selbst ohne alle Begleitung, in demütiger Haltung in der Hauptstadt San Domingo eingezogen war, gab der Statthalter Befehl, auch ihn in Ketten zu legen und an Bord zu schaffen. Aber so groß war die Ehrfurcht vor dem gewaltigen Manne, daß sich niemand zu dem Schergendienste hergeben wollte. Nur der bisherige Koch des Admirals trug eine so niedrige Seele in sich, daß er es über sich gewann, Hand an seinen ehemaligen Gebieter zu legen. Mit stiller Verachtung, ohne ein Wort des Unwillens auszustoßen, ließ sich Kolumbus im Gefühle seiner Heldengröße und der Undankbarkeit der Welt Fesseln anlegen und in den Kerker abführen. Das drohende Hohngeschrei der ruchlosen Menge, die das Gefängnis umstellt hielt, erweckte in ihm die Besorgnis, er möchte ermordet oder hingerichtet werden. Als Vallejo, ein Verwandter des Bischofs Fonseca, zu ihm eintrat, fragte er bewegt: „Vallejo, wo bringst du mich hin?“ und war sichtlich erfreut, als dieser ihm antwortete: „An Bord, um nach Spanien eingeschifft zu werden.“ Leichten Herzens bestieg er die Karavelle, und als ihn Bobadilla auffordern ließ, er möchte seinen Bruder Bartolomeo, welcher mit Bewaffneten in Xaragua stand, schriftlich ermahnen, sich ohne Widerstand den königlichen Befehlen zu unterwerfen, willfahrte er dem Ansuchen. Und Bartolomeo eilte ohne Gefolge nach San Domingo, damit man ihn behandle wie seine Brüder. Sie wurden auf drei verschiedenen Fahrzeugen eingeschifft, damit sie nicht miteinander sprechen könnten. Sie hatten kein Verhör bestanden und nicht die Gründe ihrer Verhaftung erfahren. Gleich überwiesenen Verbrechern führte man die drei Brüder über denselben Ozean, den der eine von ihnen zuerst der Welt erschlossen.

Kolumbus und seine Brüder gefesselt abgeführt.

Auf denselben Schiffen befanden sich die Aktenstücke, die ihre Schuld vor dem spanischen Richterstuhl darthun sollten. In San Domingo aber wurden Guevara, Requelme und die übrigen Teilnehmer des Komplotts nach kurzem Verhör freigesprochen. Bobadilla betrachtete sie als seine Freunde und Parteigenossen; hatten doch beide Teile den gleichen Feind — die verhaßten Fremdlinge, welche über spanische Männer ein strenges Regiment sich angemaßt hatten. In seinem Berichte an die spanischen Behörden sprach der neue Gouverneur offen aus, daß Kolumbus unter keiner Bedingung wieder in das Kommando eingesetzt werden dürfe, das er so sehr mißbraucht habe.

Colons Ankunft und Empfang in Spanien.

Die Fahrt war kurz und günstig, und Alfons de Vallejo, unter dessen Aufsicht der Admiral gestellt war, benahm sich gegen den erlauchten Gefangenen

mit Ehrerbietung und ritterlichem Anstand. Sobald die Karavellen auf der hohen See waren, befahl er den Gefesselten die Ketten abzunehmen; aber Kolumbus gab es nicht zu. Nur die Monarchen seien berechtigt, die von Bobadilla ihm zuerkannte Strafe aufzuheben. In Eisen wollte er Spanien betreten; und es wird berichtet, er habe später die Ketten zum Angedenken, wie man seine Verdienste vergolten, in seinem Kabinett aufgehängt und seinem Sohn aufgetragen, sie ihm ins Grab mitzugeben. Ein Brief, den er während der Fahrt an seine Gönnerin Donna Juana de la Torre, Oberhofmeisterin des verstorbenen Infanten, vom Schiffe aus richtete und der unter Mitwirkung des dem Admiral gewogenen Kapitäns Andreas Martin bei der Landung in Cadiz sogleich an die bei Hofe vielvermögende Dame abgesandt ward, gab seinen bitteren Empfindungen über die unwürdige Behandlung den ergreifendsten Ausdruck. Durch ihn erhielt Isabella in den Hallen der Alhambra, wo sich der Hof gerade aufhielt, die erste Kunde von dem Vorgefallenen, noch ehe die Prozeßakten eingesandt waren. Zugleich drang der Schrei der Entrüstung und des Unwillens, der bei der Ankunft der Karavellen in Cadiz wie eine ungehemmte Flamme durch ganz Spanien lief, zu den Ohren der Souveräne und erzeugte Gefühle des Schmerzes und der Beschämung. Sie waren nicht unempfindlich gegen die Stimme der Welt; welchen Eindruck mochte es in dem gebildeten Europa hervorbringen, daß der Mann, „dem man im alten Griechenland oder Rom Bildsäulen und Tempel errichtet und göttliche Ehre erwiesen hätte", in dem katholischen Spanien mit Ketten beladen ans Land stieg. Ihr Ehrgefühl empörte sich, und das allgemeine Verdammungsurteil, das in jeder Brust sich regte, fand bei Isabella den tiefsten Nachklang und riß auch Ferdinand fort. Was Bobadilla erwartet und beabsichtigt hatte, schlug in den Gegensatz um. Die Schmach fiel auf sein eignes Haupt. Noch ehe man von den Anklageschriften Kenntnis genommen, beeiferten sich beide Herrscher durch Aufmerksamkeiten und Auszeichnungen gegen den Admiral der Welt zu beweisen, daß die Verhaftung ohne ihren Auftrag und gegen ihren Willen geschehen. Er wurde nicht nur sofort in Freiheit gesetzt, sondern er empfing auch ein huldvolles Schreiben, das ihn in den wohlwollendsten Ausdrücken einlud, bei Hofe zu erscheinen, und eine beträchtliche Geldsumme zur Bestreitung aller Unkosten.

Kolumbus vor Isabella.

Es war ein ergreifender Augenblick, als Kolumbus am 17. Dezember in Granada von den beiden Monarchen empfangen ward. Isabella, die dem Admiral im Herzen stets gewogen war, brach bei dem Anblick des großen, so tief gekränkten Mannes in Thränen aus, und Kolumbus wurde von diesem Anblick und von den huldreichen Worten, mit denen sie sein verwundetes Herz zu heilen suchte, so heftig bewegt, daß er ohne ein Wort hervorzubringen, vor ihr auf die Kniee niedersank und seinen Gefühlen mit Weinen und Schluchzen Ausdruck gab. Die Monarchen richteten den tief gekränkten Mann auf, versicherten ihn, daß ihm volle Gerechtigkeit zu teil werden und er in alle seine Würden und Einkünfte

wieder eintreten solle. Bobadilla habe gegen ihren Sinn gehandelt und werde seines Kommandos entsetzt werden.

Beruhigt und getröstet verließ Kolumbus den Hof und erwartete mit Zuversicht, sofort wieder in seine frühere Würde eines Gouverneurs und Vizekönigs in Hispaniola eingesetzt zu werden. Kolumbus von Hispaniola fern gehalten. Aber er sollte in seinen Hoffnungen eine Täuschung erfahren. Als der erste Moment der Überraschung und Gemütsbewegung vorüber war, fing man bei Hofe an, die Verhältnisse kühler zu erwägen. Es war nicht zu leugnen, daß die Verwaltung des Admirals und des Adelantado viele Mißstände geschaffen, viele Zerrüttungen in der Insel hervorgerufen, viele Gegner unter den Kolonisten wie unter den Eingebornen erweckt hatte; diese Übel und Feindseligkeiten wären in verstärktem Maße hervorgetreten, wenn man ohne weiteres den jetzigen Kommandanten abgerufen und den früheren Zustand wieder hergestellt hätte. Man vertröstete also Kolumbus von einer Zeit zur andern, man hielt seine Hoffnung auf Wiedereinsetzung aufrecht, verschob aber die Ausführung. Vielleicht hatte Isabella die Absicht, alles wieder gut zu machen; schwerlich aber war ihr mißtrauischer, kluger und herrschsüchtiger Gemahl mit einem solchen Plane einverstanden.

Einige Genugthuung wurde dem Admiral allerdings zu teil, Bobadilla, Bobadilla abberufen. der sich in der Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten der Insel ebenso takt- 1501. los und unfähig zeigte, wie in seinem Benehmen gegen den Entdecker und seine Brüder, wurde abberufen. Hatte sich der Admiral und der Adelantado den Vorwurf der Strenge und der Grausamkeit zugezogen und dadurch der meuterischen Rotte Roldans einen Vorwand zu ihrem aufrührerischen Treiben gegeben, so wollte Bobadilla durch Nachsicht und Zugeständnisse aller Art die Unzufriedenheit niederschlagen. Wir wissen, wie gnädig er sich gegen die Ruhestörer benahm, welche Vergünstigungen er den Kolonisten im Goldsuchen erteilte; dieses System setzte er fort, ohne zu bedenken, daß ein großer Teil der Eingewanderten aus eigennützigen Glücksjägern, aus ruchlosen Menschen, aus Verbrechern und Übelthätern bestand, welche jede Nachsicht, jede Gnadenerweisung zu ihrem Vorteil ausbeuten würden. Allerdings hörte man keine Klagen und Beschwerden von seiten der Spanier über das neue Regiment; desto schrecklicher aber war das Los der Eingebornen, die schutzlos der Willkür roher und übermütiger Menschen preisgegeben wurden, welche einst aus der Höhle des Lasters und Verbrechens entronnen, dem Auswurf der europäischen Gesellschaft angehört hatten. Um die Kolonisten zu befriedigen, hatte der Statthalter die Goldabgabe an die Krone vom dritten auf den elften Teil herabgesetzt; damit aber die königliche Schatzkammer dabei nicht zu Schaden käme, gestattete er, daß die Insulaner durch Zwang und Härte und in größerer Menge zu Fronarbeiten angehalten wurden, auf daß der Ertrag der Minen sich mehre. „Benutzt die Zeit, so gut ihr könnt," pflegte er zu sagen, „wer weiß wie lange es dauert," ein Rat, den die habgierigen, rohen und genußsüchtigen Spanier nur zu pünktlich befolgten, so daß sie

durch ihre Peinigungen den unglücklichen Eingebornen das Land, wo ihre Ahnen ein leichtes, harmloses Dasein verlebt, zur Hölle, zum Ort der Qualen und der Verzweiflung machten. Ein solches Regiment mußte aufhören, ein neues System und frische Hände mußten das alte verdrängen. Darum wurde ein neuer Gouverneur aufgestellt in der Person des Nikolaus de Ovando, eines Ritters vom Calatrava-Orden. Ein geschmeidiger und kluger Mann, der unter äußerer Bescheidenheit und Demut einen gebieterischen, zum Herrschen geneigten Geist verbarg, von gewandter Rede und leutseligen Manieren, streng im Gericht und der Habsucht feind, schien der neue Kommandant mit dem roten Bart, der starken Stimme und dem feinen gewinnenden Gesicht mehr als seine Vorgänger geeignet, die Insel Hispaniola, die Ferdinand zum Mittelpunkt seiner auswärtigen Politik ausersehen hatte, in gute Verfassung zu setzen. Eine Flotte, wie noch nie eine nach der Neuen Welt gesegelt war, sollte frische Menschen und Bedürfnisse aller Art nach dem Inselstaat führen, damit eine achtbare, den Kulturständen entstammte Bevölkerung mit europäischen Sitten und Lebensformen in der jungfräulichen Erde Wurzel fasse und städtisches Wesen mit Gewerbsamkeit und Handel gegründet würde. Seitdem die Indienfahrer mit Perlen aus der Karibischen See und mit Gold aus Cibao befrachtet zurückgekehrt waren, hatte eine neue Auswanderungslust die Spanier ergriffen, so daß eine große Anzahl sich zum Einschiffen meldete. Fünfundzwanzighundert Personen aller Stände, unter ihnen Bartolomeo de Las Casas, der edle Menschenfreund aus Sevilla, dessen Vater den Admiral Colon auf seinen ersten Reisen begleitet hatte, folgten dem neuen Gouverneur auf dreißig Schiffen nach der Inselwelt; und wenn auch ein heftiger Sturm bei der Überfahrt manchen Schaden anrichtete und eines der Fahrzeuge mit einhundertundzwanzig Passagieren in den Wellen begrub, so landeten doch die übrigen glücklich in San Domingo.

Ovando zum Statthalter ernannt.

Las Casas. 1474–1566.

15. April 1502.

Um den Admiral für seine getäuschte Hoffnung zu trösten, wurde der Befehl erteilt, demselben alle Güter und Schätze, die Bobadilla mit Beschlag belegt hatte, zurückzuerstatten, alle Beschädigungen auf königliche Kosten zu vergüten und ihn wieder in den vollen Genuß seiner Einkünfte zu setzen. Zur Richtigstellung wurde ein eigner Sachwalter in der Person des Ritters Alfons Sanchez de Carvajal ernannt. Zugleich wurden die eigenmächtigen Anordnungen Bobadillas in Beziehung auf das Goldschürfen widerrufen, die Abgabe des fünften Teils (Quint) an die Krone eingeführt und an Roldans Stelle ein neuer Oberrichter, Don Alfons Maldonado, eingesetzt. So glaubte man den gerechten Beschwerden des Admirals genügt, die Stimmen des Unwillens zum Schweigen gebracht und die Pflichten des Dankes gegen den Entdecker erfüllt zu haben. Aber der Rang eines „Vizekönigs von Indien" ward ihm nicht mehr zu teil; in den öffentlichen Schreiben wurde er nur als „Admiral der ozeanischen Gewässer" bezeichnet. Er blieb unbeschäftigt in Granada zurück; und doch wirkte seine thatendürstende Seele und sein phantasievoller Geist so mächtig in ihm, daß er eine auf mystischen und prophetischen Aussprüchen aufgebaute Denkschrift über die Wiedergewinnung des Heil. Grabes ausarbeitete, sie dem Herrscherpaar vorlegte und zu demselben Zweck mit Papst Alexander VI. in brieflichen Verkehr trat. Und als er,

Kolumbus und der spanische Hof.

angeregt durch die Großthaten der Portugiesen in Ostindien seit Vasco de Gama, den Monarchen einen neuen Entdeckungsplan vorlegte, der die Auffindung eines Durchgangs aus der von ihm erschlossenen Neuen Welt nach den üppigen orientalischen Regionen des Altertums zum Ziel haben sollte, hielt man ihn so lange hin, bis man glaubte, daß Ovando mit seiner Flotte und Mannschaft in Hispaniola gelandet sei; nun bewilligte man ihm endlich einige kleine Schiffe zu der neuen Entdeckungsfahrt, untersagte ihm aber ausdrücklich, auf der Hinreise die Insel zu berühren. Dagegen unterließ man nicht, mit schönen Worten und schmeichelhaften Redensarten seine hohen Verdienste anzuerkennen und aufs neue zu versichern, daß die mit ihm abgeschlossenen Verträge gehalten und seine Rechte, Einkünfte und Ansprüche auf seine Familie vererben sollten. Aber so wenig Vertrauen scheint er nach den bitteren Erfahrungen der letzten Jahre in diese Zusagen gesetzt zu haben, daß er vor seiner letzten Fahrt alle Dokumente und Briefschaften in beglaubigten Abschriften dem Botschafter Genuas am spanischen Hof, Nicolo Oderigo, seinem Freunde, einhändigte, um sie unter die Gewährschaft der Republik zu stellen. Zugleich überwies er den zehnten Teil seines Einkommens der St. Georgenbank, damit die Auflagen auf Korn und Lebensmittel in der von vielen verarmten Familien bewohnten Seestadt vermindert werden möchten.

g. Colons letzte Fahrt. Ausgang und Charakter des Entdeckers.

Mit der Ernennung Ovandos zum Oberstatthalter auf Hispaniola beginnt eine neue Periode in der Kolonisationspolitik der westindischen Inselwelt. Die Entdeckung der Terra Firma durch Kolumbus selbst, die Fahrten Ojedas, Vespuccis und andrer Seefahrer, die Landung Cabrals an der Küste von Brasilien hatte in dem spanischen Königspaar die Ahnung einer großartigen Zukunft, einer unbegrenzten Weltherrschaft erweckt. Die eingeschlagenen Bahnen sollten weiter verfolgt, die Entdeckungsreisen der bisherigen Beschränkung entkleidet, dem Wetteifer der einzelnen ein größerer Raum zur Entfaltung eröffnet, zugleich aber, wie in Portugal, die ganze Entdeckungs- und Handelspolitik mehr von der Regierung abhängig gemacht werden und nur spanischen Unterthanen katholischen Glaubens zu gute kommen. Isabella hatte sich schon lange in ihrem Gewissen beunruhigt gefühlt, daß die Kolonisten die Eingebornen als Sklaven und Leibeigne behandelten, daß sie die Frauen verführten und mißbrauchten, die Töchter der Kaziken in ihr Ehebett zwangen, daß für das Seelenheil der in Unwissenheit wandelnden Insulaner so wenig gethan ward, daß sogar Negersklaven, in Spanien geboren und auf dem Markte zu Sevilla zum Kaufe ausgeboten, in die Reihen der zu Zwangsarbeiten verwendeten Indianer eingestellt würden. Sie trug daher Sorge, daß mit der neuen Auswanderungsflotte zwölf Franziskanermönche unter einem Oberen als Missionäre eingeschifft wurden. Hispaniola sollte die Pflanzstätte christlichen Glaubens und christlicher Sitte für die ganze transatlantische Welt werden, daher sie sich auch von der Kurie in Rom große kirchliche Rechte in ihren überseeischen Besitzungen erteilen ließ. Ähnliche Pläne verfolgte auch Ferdinand, nur daß bei ihm die materiellen Interessen, die Ausdehnung der spanischen Herrschaft, die Gründung eines Pflanzstaats mit europäischen Lebensformen und Erwerbszweigen, das Auf-

Die neue Kolonisationspolitik.

suchen edler Metalle und Wertprodukte, ein einträglicher Handel, den er als Monopol der spanischen Krone und Nation zuzueignen suchte, mit den Entdeckungen und Bekehrungen Hand in Hand gingen. Um zur Auswanderung aufzumuntern, versprach die Regierung den Ansiedlern freie Überfahrt, freien Grundbesitz, Befreiung von Steuern und Abgaben und andre Vorrechte und Vorteile. Dagegen wahrte sie sich das ausschließliche Eigentumsrecht an alle Metalle, Farbhölzer und Edelsteine; wer auf eigne Hand Gold suchen wollte, mußte den fünften Teil des Ertrags, den königlichen Quint, an die Krone abgeben, eine Bestimmung, die für alle Zukunft Geltung haben sollte.

Die westliche Durchfahrt nach Indien gesucht.

„Als ich einst mit meinem Entdeckungsplan hervortrat," schrieb Kolumbus an Isabella, „mußte ich mich sieben Jahre lang als Träumer und Thor behandeln lassen; nur Ew. Majestät erwiesen mir Glauben und Vertrauen." Nicht viel besser erging es ihm jetzt, als er, von dem Gedanken ausgehend, daß im Süden von Cuba gegen Westen das Meer zu einer Straße sich verenge, welche nach den Gangesländern führen müsse, zu einer vierten Entdeckungsreise Schiffe und Mannschaft begehrte zur Aufsuchung einer mittelamerikanischen Durchfahrt nach den Gewürzländern. Er fand mit seinem Vorschlag bei den Räten wenig Gehör; selbst Ferdinand war von dem Vorhaben nicht sehr begeistert; nur Isabella, die in ihrem Vertrauen zu dem großen Mann nicht wankte und gern die Eindrücke der jüngsten Vergangenheit verwischen wollte, bewirkte, daß er in den Stand gesetzt ward, in Sevilla drei Karavellen und ein größeres Fahrzeug auszurüsten, zu deren Bemannung er 150 Seeleute anwarb. Colons Gedanke war ein Irrtum, der in der Ausführung mißlingen mußte, weil die Naturkräfte den Isthmus von Darien nicht durchbrochen haben; allein er zeugt nicht minder von dem genialen Geist des großen Mannes als der erste Entdeckungsplan. Ging er einem Trugbild nach, so war es das Trugbild einer großartigen Einbildungskraft und eines durchdringenden Scharfblicks.

Kolumbus auf Hispaniola und der Seesturm. 1502.

Als Kolumbus am 9. Mai 1502 mit seinem kleinen Geschwader, das einen schneidenden Gegensatz gegen die prachtvolle Armada Ovandos bildete, in Cadiz unter Segel ging, begleitet von seinem Bruder, dem Adelantado und seinem vierzehnjährigen Sohn Fernando, war sein sonst so kräftiger Körper durch die Anstrengungen und Leiden wie durch die Wirkungen des fremden Himmelsstriches sichtbar angegriffen und gebrochen, aber sein Geist besaß noch die frühere Energie und Lebendigkeit. Nach einem kurzen Aufenthalt auf den Kanarischen Inseln, wo Holz und Wasser geladen wurde, gelangte man nach einer günstigen Fahrt zu einer der karibischen Inseln, welche die Einwohner Martinino nannten. Es war ohne Zweifel das jetzt unter dem Namen Martinique bekannte Eiland. Von dort fuhr Kolumbus gegen das königliche Verbot nach dem Hafen von San Domingo, sei es, daß er sich den Triumph nicht versagen mochte, sich

29. Juni 1502.

seinen Feinden wieder als Admiral zu zeigen, sei es, daß er ein schadhaft gewordenes Schiff austauschen oder herstellen wollte. Hier erfuhr er aber eine tiefe Krän-

fung. Die Flotte, welche den neuen Befehlshaber Ovando nach Hispaniola gebracht hatte, lag segelfertig im Hafen, um nach Europa zurückzukehren. Auf derselben befanden sich Bobadilla, Roldan und eine Anzahl der Unruhstifter, welche in Spanien vor Gericht gestellt werden sollten. Auch der gefangene Kazike der Vega, Guarionex, war in Fesseln an Bord gebracht worden, um aus dem Lande seiner Väter für immer weggeführt zu werden. Bobadilla war mit einer großen Masse Goldes versehen, was ihm, wie er hoffte, die Gunst des Hofes gewinnen sollte; auch die übrigen Kolonisten trugen die Schätze bei sich, die sie mit dem Jammer und Elend der Indianer erworben hatten. Ovando fürchtete nun, die Erscheinung des Admirals in diesem entscheidenden Augenblick möchte die Aufregung vermehren, und untersagte daher die Landung. Auch die Warnung Colons, der durch Beobachtungen und Erfahrungen mit den Witterungsverhältnissen jener Breitengrade vertraut geworden war, daß der Statthalter die Einschiffung um einige Tage verschieben möge, weil ein Sturm im Anzug sei, nahm derselbe nicht an. Kaum aber war sowohl die reichbeladene Flotte als das Geschwader des Entdeckers abgesegelt, so brach einer jener furchtbaren Orkane los, welche zuweilen im Atlantischen Ozean an der Südgrenze des Nordostpasses mit zerstörender Gewalt zu wüten pflegen. Das Schiff, auf welchem sich Bobadilla, Roldan und mehrere der Hauptgegner des Admirals befanden, wurde von den Wellen verschlungen; auch der unglückliche Kazike der Vega fand seinen Tod. Die übelerworbenen Schätze, 200,000 Goldstücke nebst einer Goldbarre von 3200 Castellanos im Wert, der Raub der Insulaner, versanken in der Tiefe des Meeres, nur die gebrechliche Barke, welche das an Carvajal eingelieferte Eigentum des Admirals trug, entging dem Verderben. Es war begreiflich, daß die leichtgläubige Zeit in dem Vorfall ein Strafgericht Gottes erblickte. Auch das kleine Geschwader des Kolumbus nahm Schaden; da es sich aber nahe an der Küste gehalten, so entging es dem Verderben. Nach Angst und Mühsal langten alle im Hafen Hermoso, westlich von San Domingo an.

Das Indianerschiff aus Yucatan.

Als der Sturm ausgetobt hatte und die beschädigten Fahrzeuge wieder instandgesetzt waren, segelte Kolumbus nach der Inselgruppe, die er bereits vor vier Jahren im Süden von Cuba entdeckt und „die Gärten der Königin“ genannt hatte, und gelangte dann auf südwestlicher Fahrt an die „Fichteninsel“ Guanaga oder Bonacca, wenige Seemeilen von der Hondurasküste. Hier traf das Geschwader mit einem großen kunstreich gearbeiteten Kanoe zusammen, in welchem unter einem zeltartigen Dache von Palmenblättern ein Kazike mit Frauen und Kindern saß, wahrscheinlich von einer Reise aus Yukatan kommend. Die Gerätschaften und Gefäße von Kupfer, Thon, Holz, Marmor, die sie auf der heranfahrenden indianischen Galeere erblickten, die Schwerter, in deren hölzerne Klingen scharfe Feuersteine eingelassen waren, die Tücher und Mäntel von Baumwolle mit Farben durchwirkt, Brot aus Mais gebacken, Kakaobohnen, zugleich als Nahrungsmittel und Geld gebraucht, und andre Erzeugnisse der Natur und

Kunst, von denen sie mehrere eintauschten, überzeugten die Europäer, daß die Barke aus einem Lande käme, welches in Bildung und Kunstfertigkeit weit vorgerückt sein müßte. Die Indianer näherten sich ohne Scheu den fremden Männern; aus der Sorgfalt, womit sie jede Blöße ihres Körpers bedeckten und die Frauen ihr Angesicht verhüllten, konnte man auf ein sehr entwickeltes Schamgefühl schließen. Da sie eine Sprache redeten, welche die Dolmetscher nicht verstanden, so konnte Kolumbus nur wenig Auskunft erlangen; doch erfuhr er so viel, daß das Land, woher sie gekommen, reich, wohlangebaut und gewerbsam sei; dorthin rieten sie ihm seine Fahrt zu richten. Hätte er diesen Wink befolgt, so wäre er in wenigen Tagen in Yukatan angekommen; daran würde sich die Entdeckung von Mexiko und den andern reichen Ländern Neuspaniens gereiht haben; seine irrigen Ansichten wären an der Wirklichkeit zerronnen, ein frischer Ruhm hätte sich auf sein herannahendes Alter gesammelt und ihn vor vielen Kränkungen, Zurücksetzungen und Täuschungen bewahrt.

Das Küstenland von Mittelamerika befahren.

Kolumbus verwarf den Rat. Erfüllt von dem Gedanken, die Durchfahrt nach den Gewürzinseln und den reichsten Ländern Indiens zu erforschen, und ermutigt durch die Andeutungen der Wilden, daß sich in südlicher Richtung ergiebige Goldländer befänden, segelte er nach dieser Weltgegend. Unter der Führung eines alten Indianers kamen sie an die Küste von Honduras, wo der Adelantado
14. Aug. 1502. landete und nach Abhaltung einer Messe auf der baumreichen Erde das kastilische Banner aufpflanzte. Die Einwohner, welche die Fremdlinge reichlich mit den Produkten des Landes, mit Früchten, Vögeln, Fischen, versorgten und sich sehr über die kleinen Geschenke der Fremdlinge freuten, trugen Schürzen und baumwollene Wämser ohne Ärmel; manche waren auch unbekleidet und auf dem Leibe mit bunten Farben bemalt; den meisten hing das Haar in Locken von der Stirn herab, die Häuptlinge hatten Kopfbedeckungen von weißer oder farbiger Baumwolle. Unter furchtbaren Regengüssen und Gewitterstürmen fuhr darauf Kolumbus, gichtleidend und von Sorgen erfüllt, längs der Küste von
14. Sept. Honduras hin, bis er jenseits des Vorgebirges, dem er den Namen „Gott sei Dank!“ (Gracias a Dios) beilegte, in ruhigere Regionen kam. Es war die Moskitoküste, an welcher das Geschwader in der zweiten Hälfte des September hinfuhr, ein von vielen Strömen durchschnittenes Land. Auf einem derselben wurde ein zum Einholen von Vorräten ausgeschicktes Boot durch die schwellenden Wogen umgeworfen und die Mannschaft von den Fluten fortgerissen. Eine Meile von der Küste entfernt gelangten die Spanier zu einem von würzigen Gesträuchen und Blüten duftenden, von Palmen und Kokosnußbäumen dichtbewachsenen Eilande, dem Kolumbus den Namen „Garten“, La Huerta, beilegte. Die Bewohner des gegenüberliegenden Indianerdorfes Cariari erschienen bewaffnet am Ufer; als aber die Fremden sich friedfertig zurückhielten, wurden sie zutraulicher; sie pflanzten eine weiße Fahne auf und ein alter Indianer führte dem Adelantado beim Landen zwei Mädchen zu, als Unterpfand eines freundlichen

Verkehrs. Sie blieben einige Zeit an Bord und wurden dann geschmückt und beschenkt wieder zurückgegeben. Aber die Indianer wiesen diese und alle andern Geschenke mit Stolz von sich, weil Kolumbus, um ihnen eine hohe Meinung von der Großmut der Spanier beizubringen, auch ihre Gaben nicht angenommen hatte. Als der Adelantado die Aussagen der Einwohner niederschreiben ließ, fürchteten sie Zauberei und suchten dieselbe durch ein Gegenmittel wirkungslos zu machen, indem sie ein wohlriechendes Pulver so verbrannten, daß der Rauch vom Winde den Spaniern entgegengeweht wurde. Und auch von diesen wurden die Indianer für Zauberer gehalten! Von zwei weggeführten Wilden begleitet segelte darauf das Geschwader längs der Küste hin, welche in der Folge von den reichen Minen Costarica genannt ward, bis nach der von üppigen Fruchtbäumen umwachsenen Bucht Caribaro, der heutigen Laguna de Chiriqui. Hier hatten die Einwohner Stücke von purem Gold als Schmuck und Zierat und deuteten, als die Fremdlinge großes Verlangen danach kund gaben, nach dem Süden, wo solches im Überfluß vorhanden sei. Die Hoffnung auf reiche Beute belebte den Mut der Seefahrer. Sie segelten nach der wasserreichen Küste, die seitdem nach einem größeren aus Stein und Lehm gebauten Orte den Namen Veragua führt, wo sie von den Eingebornen, die sich mit Waffen und Kriegsinstrumenten am Ufer aufgestellt hatten, aber durch das Lösen einer Kanone erschreckt furchtsam zurückwichen, Goldstücke gegen Spielwerk eintauschten.

Kolumbus hatte wohl keine Kunde von der Fahrt, auf welcher Rodrigo de Bastidas mit dem Piloten Juan de la Cosa und dem erfahrenen Seemanne Andreas Morales zwei Jahre vorher auf eigne Hand von Hispaniola aus in jene Gegenden gekommen war und die Nordküste der Landenge von Darien befahren hatte.

Kolumbus an der Küste von Darien.

Gern wäre die Mannschaft in dieser allem Anschein nach goldreichen Gegend länger verweilt, um das Innere zu erforschen; aber Kolumbus, der aus den Angaben eines Indianers über ein neues Wunderland, Ciguare, mit Einwohnern, die geschmückt in reichen Gewändern einhergingen und Schwerter und Panzer, Rosse und Schiffe wie die Europäer besäßen, in dem Wahne bestärkt ward, er befinde sich an einer Halbinsel, von welcher eine Meerstraße in das nicht sehr entfernte Gangesland, in das Reich des Großchans führen müßte, eilte vorwärts, die reiche Küste im Rücken lassend. Den ganzen Monat November hindurch fuhr er an dem Isthmus von Darien entlang, ohne die ersehnte Durchfahrt zu finden. Er gab den Buchten und Landungsplätzen Namen, die von seinem regen Natursinn zeugen, wovon aber die meisten in der Folge durch spätere Besucher verändert worden sind. Nur die Bucht Porto Belo, wo die Landenden eine mit Häusern bebaute, von Palmenhainen und Fruchtbäumen, von Mais und Ananas bewachsene Landschaft antrafen, hat ihre Benennung behalten. Die Eingebornen, fast durchgängig unbekleidet und rot bemalt, waren größtenteils friedfertig und wohlgesinnt, bis die rohen Seeleute, die häufig die Nächte auf dem Lande zubrachten, sich am Eigentum oder an den Frauen

vergriffen. Dann erfolgten hier und da Überfälle, welche durch Kanonenschüsse abgewehrt werden mußten. Die fruchtlose Fahrt erregte endlich den Unmut des Schiffsvolks, und da die Fahrzeuge durch den in jenen Gegenden heimischen verderblichen Holzwurm großen Schaden litten, so gab Kolumbus den Entdeckungsplan auf. Auch Rodrigo de Bastidas hatte vor zwei Jahren von demselben Übel zu leiden gehabt.

Die Küste der Widerwärtigkeiten. Als Kolumbus dem Drängen des Schiffsvolks nachgebend wieder nach der Küste von Veragua zurückkehrte, erhielt sein großartiger, von höheren Gesichtspunkten bestimmter, von edler Wißbegierde vorwärts getriebener Entdeckungsgeist eine andre Richtung. Nun war die Begierde nach Gold der Hauptsporn zu allen ferneren Unternehmungen. Und als ob der Himmel zürne, daß das Gemeine über das Erhabene siege, daß auch die ideal angelegte Natur des großen Genuesen unter dem Gewicht der materiellen Interessen der irdischen Leidenschaft erliegen sollte, folgte eine Reihe von Unfällen und Schrecknissen, die das Dez. 1502. ganze Unternehmen um die erwarteten Früchte brachten. Als das Geschwader aus Porto Belo heraussegelte, schlug der Wind um, und es erhoben sich Stürme und Unwetter, die unglaubliche Drangsale und Widerwärtigkeiten auf das Schiffsvolk häuften. Neun Tage lang, versichert der Admiral in einem Briefe, waren sie in so schrecklicher Gefahr, daß sie an ihrer Rettung verzweifelten. „Flutartig schüttete der Regen nieder, Wasserhosen schwebten beängstigend auf der wildkochenden See, deren Wogenkämme zu einer Höhe stiegen, wie sie der erfahrene Seemann nie zuvor wahrgenommen hatte. Tag und Nacht flammte der Himmel wie flüssiges Erz unter so erschütternden Schlägen, daß man beständig Geschützdonner als Notsignale von den Nachbarfahrzeugen zu vernehmen glaubte. An Bord fehlte es an Wasser und frischen Lebensmitteln, und der Zwieback wimmelte von Würmern, so daß die meisten ihren Hunger nur in der Dunkelheit befriedigten, damit der Magen sich nicht bei dem Anblick empöre." Wohl verdiente die Gegend von Puerto Belo bis zu dem Flusse Yebra, wo sie 6. Jan. 1503. am Tage der drei Könige einliefen, den Namen „Küste der Widerwärtigkeiten", wie sie Kolumbus nannte, und den Fluß begrüßten sie als Bethlehem oder Belem.

Kolumbus in Veragua. Nicht weit davon strömte ein andrer Fluß, der Veragua, von den Bergen herab über ein reiches Gerölle, welches den Eingebornen das Gold zu ihrem Schmuck liefern sollte. Auf die Kunde davon fuhr der Adelantado Bartolomeo Colon auf einem bemannten Boot aufwärts bis zu dem Orte, wo der Hauptkazike oder Quibia, ein schlanker Mann von kriegerischem Aussehen, seine Residenz hatte. Der Häuptling empfing die Fremdlinge mit scheinbarem Wohlwollen, hinter dem sich jedoch ein schlaues Mißtrauen barg. Er gab ihnen einen Führer, mit dem sie mehrere Meilen aufwärts gingen längs eines in zahllosen Windungen sich ergießenden Flusses, den sie mehr als vierzigmal überschreiten mußten. Sie kamen auch wirklich in eine Gegend, wo der Boden mit gold-

haltigem Schutte überdeckt war, so daß sie mit leichter Mühe eine beträchtliche Menge Goldkörner sammeln konnten. Später erfuhren sie indessen, daß der Quibia sie in das Gebiet eines andern Kaziken, mit dem er in Feindschaft lebte, hatte führen lassen, um diesem die unheimlichen Gäste aufzubürden, und daß die wahren Minen von Veragua näher und ergiebiger seien. Als der Adelantado und seine Begleiter mit der Ausbeute zu dem Admiral zurückkehrten, faßte dieser den Entschluß, an dem Ufer des Belem eine Niederlassung zu gründen und von dort aus das vielversprechende Land weiter erforschen zu lassen. Die Angaben der Eingebornen, die auf große Kulturreiche zu deuten schienen, bestärkten ihn von neuem in der Meinung, daß das goldreiche Indien nicht weit sein könne. Wie einst auf Hispaniola wollte auch hier Kolumbus einen Teil der Mannschaft mit dem Adelantado zurücklassen, er selbst aber mit dem andern Teil nach Spanien zurückkehren und den Monarchen Kunde von den Entdeckungen überbringen. Aber die Abfahrt wurde verhindert durch den mittlerweile eingetretenen Wassermangel des Flusses; man beschloß also die Wiederkehr der Flut abzuwarten und dazwischen emsig an der Errichtung von Blockhäusern und Magazinen zu arbeiten. Das Land war reich an Mais und andern Produkten und versprach die nötige Nahrung.

Während aber die Spanier an der Arbeit waren, kamen ihnen allerlei Anzeichen zu, daß der Quibia einen feindlichen Überfall im Schilde führe. Diego Mendez, ein kluger Mann, welcher das Amt eines Rechnungsführers auf dem Geschwader bekleidete, ging als Kundschafter in das hochgelegene Haus des Kaziken, dessen Vorhof mit den aufgesteckten Schädeln von dreihundert erschlagenen Feinden geschmückt war. Er gab sich für einen Arzt aus, der den durch einen Pfeilschuß verwundeten Fürsten heilen wollte, konnte aber von dem auf seine Frauen höchst eifersüchtigen Indianerhäuptling keinen Zutritt in die Wohnung erhalten. Dagegen überzeugte er sich, daß ein feindseliger Anschlag im Werk sei. Als er wieder bei den Schiffen eintraf, beschloß der kühne unternehmende Adelantado dem Plane zuvorzukommen. Er brach, begleitet von Mendez und einigen bewaffneten Gefährten, in einem Boot nach Veragua auf, bemächtigte sich mit Gewalt des Quibia in der Thorhalle seines Palastes und führte ihn samt seiner Familie und einigen Hofleuten gefesselt in das Fahrzeug, wo er sie der Obhut des Steuermanns Juan Sanchez übergab, während er selbst mit den übrigen die Indianer zerstreute und alles Gold aus den Häusern wegnahm. Als es zu dunkeln begann und das Boot sich schon dem Stationsplatz näherte, klagte der Quibia über die Schmerzen, welche die engen Fußschellen ihm verursachten. Als der mitleidige Steuermann sie löste, erspähte der schlaue Indianer einen günstigen Moment, um sich in den Fluß zu stürzen und untertauchend sich zu retten. Die Spanier glaubten, er habe bei der Flucht den Tod gefunden, und fuhren sorglos in ihren Arbeiten fort. Als im Frühjahr durch starke Regengüsse das Wasser schwoll, schiffte Kolumbus mit drei Karavellen nach der See, die

Überfälle und Gefahren.

30. März 1503.

gefangenen Söhne und Verwandten des Häuptlings mit sich führend, das vierte Schiff überließ er den unter Bartolomeo zurückbleibenden Kolonisten. Kaum aber gewahrte der Quibia, der von seiner Behausung aus ein wachsames Auge auf die tödlich verhaßten Fremdlinge richtete, die Abfahrt, so machte er mit seinen Indianern einen Überfall auf die Ansiedler. Durch die dichtbewachsenen Anhöhen in aller Heimlichkeit vordringend überschütteten sie die Blockhäuser mit einem Hagel von Pfeilen, bis der ritterliche Adelantado mit einer Schar Bewaffneter sie wieder in die Wälder und Berge zurücktrieb. Er selbst aber und mehrere seiner Gefährten wurden dabei verwundet und einer getötet. Während des Gefechtes segelten zwei Barken unter Diego Tristan mit zwölf Mann stromaufwärts, um Wasser und Holz zu fassen. Plötzlich fuhr aus dem dichtbewachsenen Ufer eine Menge Kanoes mit bewaffneten Wilden auf sie zu und bedrängte sie so sehr mit Wurfgeschossen, daß sie, überrascht und durch das furchtbare Kriegsgeschrei außer Fassung gebracht, nach kurzem Kampfe der Übermacht erlagen. Nur ein einziger rettete sich durch Schwimmen an das Ufer und überbrachte dem Adelantado die Trauerbotschaft. Die Ansiedler gerieten in großen Schrecken; da die Wilden sich der beiden Barken bemächtigt hatten, so wollten sie auf der zurückgelassenen Karavelle zu dem Admiral fahren, der mit seinem Geschwader etwa eine Meile vom Ufer noch vor Anker lag, auf guten Wind harrend. Aber das Wasser des Belem war wieder so tief gesunken, daß das Fahrzeug nicht fort konnte. Bald sahen sie die verstümmelten Leichen von Raubvögeln verfolgt und zernagt den Fluß heruntertreiben, und das Geschrei und wilde Getöne der weithinschallenden Kriegsinstrumente aus den nahen Wäldern überzeugte die Mannschaft, daß die Indianer, ermutigt durch ihren Sieg, der ganzen Kolonie dasselbe Schicksal zu bereiten gedächten. Der Adelantado beschloß daher, den zur Niederlassung ausersehenen Ort aufzugeben und an der Mündung des Stromes, wo sich die Indianer nicht durch das Dickicht des Waldes zu schützen vermöchten, eine Art Lager zu bereiten und mit Schiffstonnen, Kasten und andern Gegenständen zu verschanzen. Nur der Furcht der Eingebornen vor den Wirkungen der Schießwaffen hatten sie es zu danken, daß nicht auch über sie das Los des schrecklichsten Todes verhängt ward.

Rettung. Zehn Tage harrte unterdessen der Admiral mit wachsender Besorgnis der Rückkehr des Diego Tristan. In der Aufregung seiner Seele glaubte er eine himmlische Erscheinung zu erblicken, die ihm wie dem bekümmerten Hiob Strafreden über seine Kleingläubigkeit hielt und ihn an die göttliche Vorsehung verwies. So lange die Söhne, Verwandten und Staatshäupter, die er nach Spanien mitzunehmen gedachte, an Bord waren, getröstete er sich mit dem Glauben, aus Rücksichten für sie würde der Quibia nichts Feindseliges wagen; aber durch die Fahrlässigkeit der Wächter gelang es einigen, auf das Verdeck zu entkommen und von dort durch einen kühnen Sprung ins Meer zu entfliehen. Denn im

Schwimmen besaßen sie eine Gewandtheit wie Amphibien. Die übrigen, die zeitig entdeckt und in das Verlies zurückgebracht wurden, nahmen sich mit wunderbarer Entschlossenheit selbst das Leben. Die Flucht der Wilden gab endlich dem kräftigen Piloten Pedro de Ledesma den Mut zu einem ähnlichen kühnen Wagstück. Er ließ sich auf dem einzigen noch vorhandenen Boot, so weit es die hochgehende Brandung gestattete, nach der Küste zu fahren und schwamm dann ans Land. Er traf die Kolonisten in solcher Niedergeschlagenheit, daß an ein ferneres Verweilen auf der Unglücksstätte nicht mehr zu denken war. Der Adelantado mußte sich daher entschließen, die Ansiedelung auf eine spätere Zeit zu verschieben und zu dem Geschwader zurückzukehren. Aber die Karavelle war unbeweglich, man brachte daher alle wertvolle Habe und alle Vorräte auf einige leichte indianische Kanoes und setzte, unter der Leitung des kühnen und gewandten Diego Mendez mehrmals die Fahrt wiederholend, nach den Schiffen des Admirals hinüber, die gestrandete Karavelle im Flusse Belem als Rumpf zum Verfaulen zurücklassend. Unbeschreiblich war die Freude der Geretteten, als sie das Meer zwischen sich und jenen Wäldern sahen, die ihnen zur Grabstätte bestimmt schienen.

Gegen Ende April verließ Kolumbus die Unglücksküste von Veragua. Um nicht von den westlichen Strömungen fortgerissen zu werden, nahm er seinen Lauf wieder nach derselben Richtung, von wo er hergekommen, bis in die Nähe des Golfs von Darien. Dabei hatte er auch die Absicht, das Schiffsvolk im Dunkeln über den Weg zu halten. Er hatte schon so viele bittere Erfahrungen gemacht, daß er die Fahrt nach der goldreichen Küste als Geheimnis bewahren wollte. Darum ließ er sogar den Seeleuten die Karten wegnehmen. In Puerto Belo mußte das vom Holzwurm leck gebohrte Kauffahrteischiff geräumt und den Wellen überlassen werden. Aber auch die beiden noch übrigen Karavellen, auf denen jetzt die ganze Mannschaft zusammengedrängt wurde, waren in so gebrechlichem Zustande und die Vorräte so dürftig, daß man durchaus suchen mußte, in befreundetes Land zu kommen. Deshalb steuerte Kolumbus nun gen Norden, um den Hafen von San Domingo zu erreichen. Am 10. Mai entdeckte man die schildkrötenreiche Inselgruppe der Tortugas (j. Kaimans) und erblickte dann wieder die im Süden von Cuba gelegenen „Eilande der Königin“. Von Stürmen aufs neue umhergeworfen, gerieten die beiden Fahrzeuge in einen solchen Zustand, daß sie nur mühsam durch fortwährendes Pumpen vom Schiffbruch gerettet werden konnten. Daher wandte sich Kolumbus von Cuba rasch gen Jamaika und ließ in der Bucht von Santa Gloria die zwei Schiffe an den Strand laufen. Sie füllten sich alsbald mit Wasser, so daß die Mannschaft auf dem Verdeck in befestigten Kajüten Obdach nehmen mußte, wo sie geschützt war gegen plötzliche Überfälle und gehindert, sich durch Streifzüge nach der Insel zu zerstreuen.

Die Abfahrt. 1503.

23. Juni 1503.

Und wahrlich die Spanier hatten alle Ursache zur Vorsicht. Ohne die

Kolumbus auf Jamaika. 1503. Möglichkeit weiter zu fahren und ohne jegliche Aussicht, daß ein europäisches Schiff sich der Insel nähern würde, waren sie ganz und gar von dem guten Willen der Eingebornen abhängig. Und wie leicht konnten die dünnen hölzernen Hütten in Brand gesetzt werden. In dieser Not entfaltete Diego Mendez, der Flottenschreiber und Vertraute des Admirals, einen fruchtbaren Geist und wunderbaren Mut. Nicht genug, daß er eine Reise durch die Insel unternahm und mit den Häuptlingen Tauschverträge abschloß, wodurch der schiffbrüchigen Mannschaft die nötigen Lebensmittel zugeführt wurden, er erbot sich auch, auf einem schwachen indianischen Kanoe nach der vierzig Seemeilen entfernten Insel Hispaniola hinüberzufahren und den Gouverneur von ihrer Lage zu benachrichtigen. Sein mutiges Beispiel feuerte andre zur Nachahmung an. Zuerst bot sich Bartolomeo Fiesco, ein Genuese, der eines der gescheiterten Schiffe befehligt hatte, als Genosse an; dann gesellten sich noch zehn andre bei. Von dem Adelantado und siebzig Bewaffneten nach der Ostküste geleitet, von wo aus die Überfahrt nach Kap Tiburon am kürzesten ist, bestiegen Mendez und Fiesco die beiden Kanoes, jedes mit sechs Spaniern und zehn indianischen Ruderern bemannt, und unternahmen die gewagte Fahrt. Ein Schreiben des Admirals an den Statthalter Ovando unterrichtete diesen von der verzweifelten Lage der Seefahrer und bat um Übersendung eines Schiffes; in einem zweiten, welches Mendez nach Spanien befördern sollte, stattete er den Souveränen Bericht ab von seiner Entdeckungsfahrt und schilderte zum Schluß sein verlassenes Alter: „Alle Trübsal und Gefahren haben mir so wenig eingetragen, daß ich noch jetzt keinen Ziegel in Kastilien mein nennen darf; von Armut und Elend umringt, durch Gicht ans Krankenlager gefesselt und in steter Gefahr, von wilden Horden an öder Küste überfallen zu werden, erwarte ich jeden Tag mein Ende.“

Die Lage der Dinge auf Hispaniola unter Ovando. Und dennoch sollten noch härtere Prüfungen über den alternden Seehelden hereinbrechen. Hatte schon auf Hispaniola Undank und Verrat sein Leben verbittert, so sollte er jetzt den Leidenskelch bis zur Hefe leeren! Mendez und Fiesco samt ihren Gefährten langten unter den größten Anstrengungen und Gefahren und gepeinigt von tropischer Hitze ohne allen Schutz und von unerträglichem Durste nach viertägiger Fahrt in Hispaniola an; einer der Indianer war unterwegs verschmachtet, und angstvoll hatten alle ein ähnliches Los gefürchtet, als der aufgehende Mond sie die kleine Insel Guanasa entdecken ließ, wo sie etwas Regenwasser fanden. Nach ihrer Ankunft am Kap Tiburon machte sich Mendez sogleich auf den Weg, um Ovando in Xaragua aufzusuchen. Fiesco wollte umkehren, um Kolumbus von der glücklichen Ankunft zu benachrichtigen, allein er fand keine Begleiter zur Wiederholung des Wagestücks. Als endlich Mendez nach langer mühseliger Reise dem Statthalter das Schreiben des Admirals überreichen konnte, beeilte sich dieser keineswegs den angstvoll Harrenden die erbetene Hilfe zu senden. Seine eigne schwierige Lage und die Zustände der Insel machten ihn zurückhaltend. Die Spanier, die mit ihm nach der Insel gekommen,

hatten sich eingebildet, „daß das Gold sich so leicht und so schnell wie die Frucht vom Baume pflücken lasse“, und waren bald höchst unglücklich und unzufrieden geworden, als sie einen mäßigen Gewinn mit schwerer Arbeit und großen Entbehrungen erringen sollten. Die Unterdrückung der Eingebornen infolge der Repartimientos und der harten Frondienste hatte Tausende dieser Elenden zur Verzweiflung, zum Selbstmord, zum qualvollen Tod geführt. Eine angebliche Verschwörung gegen die Spanier, von der man keine andern Beweismittel hatte, als einige durch Folterqualen erpreßte Angaben angsterfüllter Indianer, war von dem mißtrauischen Gouverneur benutzt worden, um bei Gelegenheit eines Festes und Turnierspiels in Xaragua gegen achtzig in einem Palast versammelte Kaziken und Geschlechtshäupter fesseln und in den Flammen sterben zu lassen, die wehrlosen Volkshaufen mit Schwertern, Lanzen und Pferdetritten zu töten, die Fürstin Anacaona, berühmt wegen ihrer Gastfreundschaft und Hingebung gegen die Spanier, wie wegen ihrer Reize und Talente, nebst ihrem Neffen an den Galgen zu knüpfen. Der Statthalter hatte die fruchtbare Landschaft Higuey auf der Ostseite, deren Bewohner sich durch Tapferkeit und Stärke auszeichneten, mit Feuer und Schwert verheert, mit Blutvergießen und unmenschlichen Greueln erfüllt, weil sich die gepeinigte Bevölkerung an einigen Spaniern vergriffen, um die mutwillige Ermordung eines ihrer Kaziken zu rächen; er hatte den riesenstarken Kaziken Cotubanama, den letzten unabhängigen Fürsten von Hayti, durch den Strang töten lassen. Alle diese Umstände hatten den Oberbefehlshaber Ovando in viele Schwierigkeiten verwickelt und ihm manche Gegner erweckt. Er fürchtete nun, die Landung des Admirals in San Domingo möchte neue Unruhen hervorrufen, ihm neue Verlegenheiten bereiten. Deswegen suchte er die Ankunft hinauszuschieben. Der Notstand, meinte er, wäre wohl nicht so schlimm; er wollte sich zuvor durch einen Boten Sicherheit verschaffen.

Schwierige Lage auf Jamaika.

Darüber gingen sieben Monate hin, während welcher die auf Jamaika zurückgelassene Mannschaft mit wachsender Angst und Sorge das ersehnte Rettungsschiff erwartete. Unthätigkeit, mangelhafte Verpflegung und die Unruhe der Seele erzeugte endlich einen Geist des Aufruhrs und der Widerspenstigkeit. Der finstere Argwohn schlug Wurzel, der Admiral wolle die Mannschaft gar nicht nach Spanien zurückführen, sondern sie als Kolonisten auf Jamaika ansiedeln. Die Brüder Porras, Verwandte des königlichen Schatzmeisters Morales, die auf dem Geschwader Beamtenstellen bekleidet hatten, schmiedeten ein Komplott zu eigenmächtiger Rückkehr. Nachdem Francisco Porras und einige seiner Genossen dem gichtkranken Admiral in trotziger Weise den Gehorsam gekündigt, brachen die Verschwornen, achtundvierzig an der Zahl, nach derselben Stelle auf, wo einst Mendez und seine Begleiter sich eingeschifft hatten, von den Indianern Lebensmittel, Kanoes und Ruderknechte mit Gewalt erpressend. Nur wenige Getreue und die Kranken und Schwachen blieben bei dem Admiral und seinem Bruder zurück. Aber das Unternehmen schlug fehl. Kaum waren die Abtrünnigen auf

zehn Kähnen einige Meilen in See gestochen, so ging die Strömung so hoch, daß sie umzuschlagen fürchteten. Sie warfen daher alles Überflüssige und einen Teil der indianischen Ruderer über Bord und kehrten nach der Insel zurück, ruchloser und verwilderter als zuvor. Sie mißhandelten die Einwohner wie einst die Bande Roldans auf Hispaniola, verleumdeten den Befehlshaber und erzeugten eine feindselige widerspenstige Gesinnung. Die Folge war, daß die Jamaikaner säumig wurden in der Lieferung der Nahrungsmittel für die zurückgebliebene, größtenteils kranke Mannschaft; die Niedergeschlagenheit wuchs mit jedem Tag, wie sehr auch Kolumbus trotz der eignen Leiden durch Worte des Trostes und der Ermutigung die gedrückten Gemüter aufzurichten bemüht war. Bald gerieten die Sendungen der Lebensmittel ganz ins Stocken, und die nötigsten Bedürfnisse konnten nur mühsam und gegen große Geschenke herbeigeschafft werden. Als die Not immer bedenklicher ward, kam Kolumbus auf einen glücklichen Gedanken. Er hatte durch seine astronomischen Beobachtungen entdeckt, daß in drei Tagen eine totale Mondfinsternis eintreten werde. Er berief daher auf diesen Tag die Kaziken zu einer Versammlung und verkündete ihnen, daß der Gott im Himmel, den die Spanier verehrten, ein Strafgericht über die Insel senden werde, wenn sie mit den Lebensmitteln noch ferner zurückhalten würden. Zum Zeichen seines Zornes werde er den Mond verdunkeln. In gespannter Erwartung harrten die Wilden, ob das angekündigte Zeichen eintreten würde; und
29. Febr. 1504. als nun wirklich zu ihrem Entsetzen die glänzende Mondscheibe sich zu verdunkeln begann und zuletzt ganz unsichtbar ward, erfüllten sie die Lüfte mit Heulen und Wehklagen und flehten zitternd den Admiral um seine Fürbitte, für die Zukunft Besserung und Gehorsam versprechend. Nach einiger Zeit, als die Finsternis abzunehmen begann, trat er aus seiner Kajüte heraus mit der tröstlichen Zusage, daß auf seine Verwendung Gott ihnen wieder gnädig sein wolle, wenn sie ihr Versprechen getreulich erfüllen würden. Als sie bald darauf den Mond wieder im vorigen Glanze am hellen Himmel hinwandeln sahen, überhäuften sie den wunderbaren Mann, der in der Gnade Gottes stehe, mit Dank und Verehrung und lieferten die Gaben ohne Säumnis.

Aufruhr und Verrat. 1504. Acht Monate waren bereits verflossen, seitdem Mendez und Fiesco nach Hispaniola abgefahren waren, und noch war kein Schiff zu erspähen. Die Verzweiflung wurde immer größer, die Zahl der Abtrünnigen, die sich zu den Aufrührern im Innern der Insel schlugen, mehrte sich mit jedem Tag, eine neue Verschwörung drohte auszubrechen. Da sahen sie eines Tages eine kleine Karavelle heransegeln und die Hoffnung baldiger Erlösung erfüllte die Herzen mit freudigem Mut. Aber bei Kolumbus wurde dieses Gefühl bald herabgestimmt, als er den Botschafter Ovandos erblickte. Es war Diego de Escobar, der einst zu den thätigsten Parteigängern Roldans gehört hatte und von Kolumbus zum Tode verurteilt, aber von Bobadilla begnadigt worden war. Auch stellte es sich bald heraus, daß derselbe nur als Kundschafter von Ovando herübergesandt

worden sei. Denn nachdem er dem Admiral ein Fäßchen Wein und etwas Fleisch eingehändigt, ging er wieder unter Segel, da sein Fahrzeug nicht Raum habe zur Überbringung der Mannschaft. Mit einem neuen Bittgesuch Colons an Ovando versehen, fuhr der Botschafter wieder ab, die Mutlosen mit dem Versprechen baldiger Befreiung mittels eines größeren Schiffes vertröstend. Dadurch wurde die Verbitterung der Spanier gegen den Admiral vermehrt; denn es schien offenbar, daß Ovando nur deshalb die Abholung unterlassen habe, weil er fürchtete, Kolumbus könne wieder in die Würde eines Gouverneurs auf Hispaniola eingesetzt werden, oder seine Anwesenheit möchte zu neuen unruhigen Bewegungen Anlaß geben. Vergebens knüpfte Kolumbus mit Porras und der aufrührerischen Bande Unterhandlungen an, um sie gegen Zusicherung voller Amnestie zum Gehorsam und zur gesetzlichen Ordnung zurückzuführen; die Forderungen des frechen Anführers waren so übertrieben, daß sie verworfen werden mußten. Ja sie bezogen endlich in der Nähe der Schiffe eine Lagerstätte mit der Absicht, die beiden Colons gefangen zu nehmen und sich aller Vorräte zu bemächtigen. Sie vertrauten auf ihre größere Zahl und auf die Schwäche der durch Krankheit abgezehrten treuen Anhänger des Admirals. Da raffte der entschlossene und mutige Adelantado fünfzig der kräftigsten Leute zusammen und zog mit ihnen den Insurgenten entgegen. Als diese die nochmals angebotenen Versöhnungsanträge zurückwiesen, ereignete sich zum größten Erstaunen der umstehenden Indianer ein Treffen, worin zum erstenmal spanisches Blut von spanischen Händen in der Neuen Welt vergossen ward. Der tapfere Adelantado erschlug mit eigner Hand den Juan Sanchez, der einst den Häuptling weggeschleppt hatte, und machte den Francisco Porras, der seinen Schild durchbohrte und ihn am Arm verletzte, zum Gefangenen. Noch mehrere andre Insurgenten lagen tot oder verwundet auf dem Schlachtfelde. Unter den letzteren befand sich auch der starke Pilot Ledesma, der früher an die Küste von Veragua geschwommen war. Am ganzen Körper mit Wunden bedeckt lag er die Nacht über in einer Erdspalte, die herannahenden Indianer durch seine Stentorstimme zurückschreckend. Dennoch wurde er, dank seiner herkulischen Natur, wieder völlig geheilt, und soll einige Jahre nachher in Sevilla unter dem Messer eines Meuchelmörders gefallen sein.

19. Mai 1504.

Nun war der Übermut der Insurgenten gebrochen; sie reichten eine Bittschrift ein, worin sie um Verzeihung baten und mit furchtbaren Eidschwüren Treue und Gehorsam gelobten. Kolumbus versöhnte sich mit ihnen, traf aber doch Vorsichtsmaßregeln gegen Rückfälle. Endlich kam die ersehnte Rettung. Die Kunde von der schrecklichen Lage des Admirals hatte unter den Kolonisten auf Hispaniola den größten Unwillen gegen den Gouverneur erregt; sogar auf den Kanzeln wurde der Undank gegen den Entdecker der Neuen Welt als Sünde gerügt. Ovando fand es daher geraten, ein freundlicheres Betragen anzunehmen. Als er hörte, daß Diego Mendez ein Fahrzeug gemietet habe, welches die Schiffbrüchigen in Jamaika aufnehmen sollte, fügte er eine Karavelle unter dem

Überfahrt nach Hispaniola und nach Europa. 1504.

Oberbefehl des Diego de Salcedo bei. Und als die Nachricht eintraf, daß der Admiral nach einer stürmischen Überfahrt mit seiner Mannschaft im Hafen von
13. Aug. 1504. San Domingo gelandet sei, zog er an der Spitze der Bürgerschaft demselben zum feierlichen Empfang entgegen und stellte ihnen seinen Palast zur Verfügung. Schon von Jamaika aus hatte ihn Colon durch ein freundliches Schreiben zu beruhigen gesucht. Um sich aber in seiner Amtswürde zu zeigen gab er sogleich Befehl, den gefangenen Francisco de Porras in Freiheit zu setzen. Doch ließ er es geschehen, als Kolumbus nach einigen Wochen seine Abfahrt bewerkstelligte, daß der Insurgentenhauptmann in Ketten nach Spanien geführt ward. Der Anblick der Insel, die Kolumbus einst so blühend gesehen und die nun verwüstet und der Entvölkerung nahe war, wirkte so niederschlagend auf sein edles Gemüt, daß er seine Abreise so viel als möglich beschleunigte. Aber selbst auf dieser
12. Sept. 1504. letzten Fahrt, die er am 12. September antrat, verfolgte ihn das herbe Geschick, das seine späten Lebensjahre so düster und freudelos dahingleiten ließ Während er gichtkrank daniederlag, hatte er alle Schrecknisse einer stürmischen Seereise zu erdulden und nur der Tüchtigkeit und Energie des Adelantado war es zu ver-
5. Nov. danken, daß das zerstoßene und entmastete Schiff im Hafen San Lucar Anker werfen konnte.

Kolumbus in Sevilla und Isabellas Tod. 1504. Als Kolumbus von körperlichen Leiden niedergebeugt nach Sevilla gebracht wurde, war die Königin Isabella dem Tode nahe. Die Gestalten der unterdrückten und hingemordeten Indianer, das Bild der aufgeknüpften Kazikin Anacaona, die verbrannten Leichen der Häuptlinge umschwebten wie Gespenster ihr Sterbelager und drückten schwer auf das Gemüt der außerordentlichen Frau, welche Peter Martyr als das Tugendbild der Christenheit seiner Zeit pries. Vor
26. Nov. 1504. ihrem Hinscheiden am 26. November 1504 in Medina del Campo richtete sie an den Gemahl die Bitte, den Ovando sogleich seines Amtes zu entsetzen. Dieser zögerte aber lange, da der Gouverneur die Schatzkammer reichlich bedachte. Für Kolumbus war der Hingang Isabellas, die dem großen Manne stets eine wohlwollende Gesinnung im Herzen getragen, ein harter Schlag; denn Ferdinands kalte berechnende Seele war für vergangene Verdienste weniger empfänglich, als für gegenwärtige oder künftige Vorteile. So kam es denn, daß dem Entdecker einer Welt für den kurzen Rest seines Lebens noch kummervolle Tage und Nächte bestimmt waren, „daß noch der Rand seines Grabes mit Dornen bestreut ward". Seine Vermögensverhältnisse waren durch nachlässige Verwaltung und durch die Kosten seiner letzten unglücklichen Fahrt sehr zerrüttet und die vertragsmäßigen Einkünfte aus Hispaniola gingen spärlich ein. „Mahlzeit und Obdach," schrieb er, „muß ich im Wirtshaus suchen, und oft genug weiß ich nicht, womit ich die Ausgaben bestreiten soll." Die Gebrüder Porras, die Führer des Aufstandes in Jamaika, die vor dem indischen Amte angeklagt werden sollten, gingen frei und trotzig umher, weil die Akten zur gerichtlichen Untersuchung nicht beschafft werden

konnten; ja es wurden Stimmen laut, daß die Colons auf die Anklagebank gehörten, weil sie spanisches Blut vergossen.

Bis zum Mai war Kolumbus durch seine Krankheit in Sevilla zurückgehalten; dann erst konnte er in Begleitung seines Bruders Bartolomeo nach Segovia an das Hoflager reisen. Durch besondere Vergünstigung durfte er sich eines Maultiers statt eines Pferdes bedienen. Ferdinand empfing den gebeugten Seehelden mit vielen Zeichen äußerlicher Gewogenheit, „aber mit jenem kalten unwirksamen Lächeln, welches wie der Sonnenschein des Winters über das Antlitz wegzieht und dem Herzen keine Wärme mitteilt“. Die Bitte des Admirals, ihn in den Genuß seiner vertragsmäßigen Einkünfte, Würden und Privilegien wieder einzusetzen, wurde nicht erhört. Zwar sollte er nach wie vor seinen Anteil an den Kroneinkünften aus der Neuen Welt beziehen; aber in betreff der indischen Statthalterschaft wich Ferdinand einer entscheidenden Antwort aus. Als die Testamentsvollstrecker oder die zur „Entlastung des Gewissens der verstorbenen Königin“ niedergesetzte „Junta de Descargos“, denen unter andern Fragen und letztwilligen Bestimmungen auch die Ansprüche Colons auf die Würde eines Vizekönigs in Indien vorgelegt wurden, geteilter Meinung waren, machte Ferdinand die Entscheidung von der Ankunft der Infantin Juana, der Nachfolgerin ihrer Mutter auf dem kastilischen Königsthron, und ihres Gemahls, des Herzogs Philipp von Burgund, abhängig und ließ zugleich dem Admiral den Vorschlag machen, er solle seine Ansprüche gegen eine Grafschaft in Kastilien abtreten. Kolumbus ging jedoch nicht auf ein solches Abkommen ein, denn er sah es als eine Ehrensache für sein Geschlecht an, daß der Rang auf seinen Sohn Diego übergehe und in dessen Familie vererbe. Auch glaubte er sich zu einem größeren Anteil an den Einkünften berechtigt, welche der Krone aus der Neuen Welt zuflossen. Als der Hof auf die Nachricht, daß die neuen Monarchen Kastiliens, Juana und Philipp, am 28. April 1506 in Coruña gelandet seien, sich nach Valladolid begab, schloß sich Kolumbus an. Aber er sollte das neue Herrscherpaar nicht mehr erblicken. Kurz nachdem er seinen Bruder, den Adelantado, abgesandt hatte, um demselben seine Huldigung darzubringen, starb er am Tage der Himmelfahrt 1506 in Valladolid mit den Worten „In deine Hände, Herr, befehle ich meinen Geist“. Vor seinem Ende hatte er in seiner letztwilligen Verfügung seinen Sohn Diego zu seinem Erben und zum Haupte der Familie eingesetzt und sowohl für seinen Sohn Ferdinand als für dessen Mutter Beatrix Enriquez und für seine Brüder Bestimmungen getroffen. Auch die beiden treuen Gefährten, Diego Mendez und Fiesco, die einst die gewagte Fahrt von Jamaika nach Hispaniola unternommen, hatte er seinem Sohne zur Berücksichtigung empfohlen. Wie hoch er seine Jahre gebracht, ist bis jetzt nicht mit Sicherheit ermittelt worden. Seine Gebeine wurden zuerst in dem Franziskanerkloster zu Valladolid, dann in der Kartäuserkirche de las Cuevas in Sevilla beigesetzt. Aber auch hier, wo König Ferdinand die Grabstätte mit der einfachen Inschrift versehen ließ:

Kolumbus und König Ferdinand. Mai 1505.

Colons Tod und Begräbnis. 1506.

20. Mai 1506.

Für Kastilien und für Leon
Fand eine Neue Welt Colon,

war ihres Bleibens nicht. Einige Jahrzehnte später wurden die heiligen Reste von Christoval und Diego Colon nach San Domingo übergeführt und in der Domkirche beerdigt; und als die Spanier im Jahr 1796 die Insel abtreten mußten, nahmen sie die Leiche nach Cuba mit und gaben ihr in der Hauptkirche zu Havana eine geweihte Ruhestätte.

Christoval Colons Charakter.

Es ist kaum nötig über Christoval Colons Charakter und Eigenschaften ein zusammenfassendes Urteil abzugeben. In der Erzählung seiner Thaten ist auch sein Charakter niedergelegt, das Werk seines Lebens war mit seiner Natur aufs innigste verflochten, war die Schöpfung seines geistigen Schaffens und Wirkens. Wir haben die strebsame, erregte, thatendürstende Zeit kennen gelernt, als deren echter Sohn der genuesische Seemann zu betrachten ist. Nicht darin bestand seine Genialität, daß er den großen Gedanken, die ostasiatischen Länder in westlicher Richtung zu erreichen, in seiner Seele erzeugt hat, denn in jener gährenden Zeit drängten sich Ideen auf Ideen, und aus Beobachtungen und Sagen waren auch andre, wie der Florentiner Toscanelli, zu ähnlichen Schlüssen gekommen; Colons Größe bestand darin, daß er die Resultate seines Nachdenkens und seiner wissenschaftlichen Forschung als Wahrheit, als unbestreitbaren Glaubenssatz in sich aufnahm und mit Begeisterung zu verwirklichen suchte, ohne sich durch Hindernisse und Vorurteile, durch den Spott der Welt und tausenderlei Schwierigkeiten von dem sicher erfaßten Ziele abbringen zu lassen, daß er in einer Zeit, da Wahngebilde ebenso tief ihre Wurzel trieben als großartige Ahnungen, nie in der als wahr und richtig erkannten Idee irre wurde oder wankte; daß er die Schöpfung seines Geistes, das Erzeugnis seiner Gedankenthätigkeit als höhere Eingebung ergriff und mit dem Mute und der Siegeszuversicht eines auserwählten Propheten ihre Erfüllung verkündigte und herbeizuführen bemüht war. Nur so konnte es kommen, daß die Entdeckung der Neuen Welt nicht als ein Ergebnis des Zufalls in die Wirklichkeit trat, wie acht Jahre später die Auffindung Brasiliens durch Cabral. Die Zeit war erfüllt, da die göttliche Vorsehung dem Menschengeschlecht die wahre Beschaffenheit der Erde enthüllen wollte; aber nur ein lebhafter Geist, dem sich der Schimmer der Wahrheit zur Wahrheit selber steigerte, konnte durch inneres Schauen das Verborgene entschleiern. So gestaltete sich die großartige Schöpfung eines gesunden durch Forschen und Nachdenken gestärkten spekulativen Geistes zum Triumphe der in der Menschenseele lebenden und wirkenden göttlichen Kraft. Er selbst betrachtete, als in den späteren Jahren sein Hang zu religiöser Schwärmerei und Mystik sich steigerte, seine That als ein Wunder, „sein inneres Schauen als Wehen eines göttlichen Hauches“, sich selbst als ein auserwähltes Rüstzeug des Herrn, als den Vollstrecker eines himmlischen Ratschlusses. Das Schaffen seines eignen Geistes erschien ihm dann als göttliche Erweckung und Gnadenerweisung. — Geboren in einer

gebildeten, regsamen Stadt des südlichen Himmels und in einer strebsamen, neuerungssüchtigen Zeit, besaß Kolumbus alle Eigenschaften, Tugenden und Irrtümer, die wir an jenem großartigen Geschlecht bewundern. Eine rege Phantasie, nicht frei von Schwärmerei und Wunderglauben, die ihn sogar Aussprüche der Heil. Schrift auf sich selbst und seine Entdeckungen deuten ließen, übte einen wesentlichen Einfluß auf seine Unternehmungen und trieb ihn vorwärts in die unbekannten, mit dem dichterischen Zauber einer Märchenwelt geschmückten Regionen; doch war diese Phantasie gezügelt durch verständige Überlegung und besonnenes, auf vielseitigen praktischen Kenntnissen und Beobachtungen beruhendes Urteil. Nie wurde sein klarer Blick durch den unerwarteten Erfolg so getrübt, daß er dem ziellosen Treiben der in jenen Tagen herrschenden Abenteurerlust verfallen wäre. Seine träumerische Einbildungskraft war wie ein inneres Licht, welches in den dunkelsten Momenten alle äußere Düsterkeit verscheuchte und sein Gemüt mit glänzenden Bildern und glorreichen Spekulationen erfüllte. Auch bei ihm war neben dem Ehrgeiz und dem Streben nach Ruhm und Auszeichnung die Begierde nach Gold und Schätzen nicht der geringste Antrieb zu den kühnen Wagnissen auf unbekannter See; aber diese Begierde artete nicht zu der leidenschaftlichen Habsucht und Herzenshärtigkeit aus, die alle menschlichen Regungen und Gefühle erstickte, wie es uns bei vielen Gefährten seiner Entdeckungsfahrten so widerwärtig berührt. Seine edle Natur setzte in andern die gleichen Gefühle und Impulse voraus, daher er gegenüber den gemeinen, niedrig denkenden Seelen stets im Nachteil war und sich nicht selten in den Menschen irrte und vergriff; auf die einfachen Natursöhne der Neuen Welt dagegen wirkte seine Persönlichkeit wie mit einer höheren übernatürlichen Gewalt. Aber trotz der bitteren Erfahrungen verlor Kolumbus nie den Sinn für Großmut, nie den Glauben an Treue und menschliche Tugend; und auf der Höhe des praktischen Lebens bewahrte er noch einen empfänglichen Sinn für das harmlose Dahinleben einfacher Menschen in kindlicher Unschuld und für das großartige Walten einer mächtigen Natur. Seine Briefe und Beschreibungen geben Zeugnis von seiner poetischen Auffassung und Darstellungsgabe. Sie breitete eine goldene und glänzende Welt vor ihm aus und färbte jeden Gegenstand mit eigentümlichem Schimmer. — Eine geborne Herrschernatur, wußte Kolumbus durch die Würde seiner Erscheinung, wie durch sein gebieterisches Wesen und seinen edlen Stolz, sich Gehorsam und Ehrerbietung zu verschaffen, aber die größte Bewunderung verdient die Kunst der Selbstbeherrschung in schwierigen Lagen und die Gewalt, womit er die eigne erregbare Natur bändigte und die Leidenschaften niederhielt. Die kirchlichen Satzungen und Gebräuche ehrte er mit der gläubigen Pietät eines Südländers: wir wissen, daß er sogar von der Wiedereroberung Jerusalems und des Heil. Grabes träumte, daß er auf Wallfahrten, Gelübde und Reliquien hohen Wert setzte, daß er die Sonntage und kirchlichen Feste streng beobachtete. Diese Anschauung von der Bedeutung und den Vorzügen der christlichen Kirchenlehre war

auch, neben dem Wunsche der Krone Kastiliens einen Ersatz für die Auslagen zu verschaffen, die Hauptstütze für seine Rechtfertigung der Sklaverei der Indianer. Denn alle Ungläubige, Heiden und Götzendiener standen nach den Begriffen jener Zeit außerhalb der Menschenrechte. So konnte ein Mann von großer Herzensgüte der Fürsprecher eines Verfahrens werden, wodurch ein gutmütiger Menschenstamm, der gegen ihn und seine Gefährten die edelste Gastfreundschaft geübt, in Knechtschaft und zu gewaltsamen Bekehrungen gezwungen wurde! — Kolumbus blickte stets mit Stolz und Selbstgefühl auf sein Werk. Und doch wie weit überstieg die Wirklichkeit alle Träume und Gebilde seiner Phantasie; wie verschieden war die Entdeckung selbst, zu der er „die Thore geöffnet", von dem Glauben, mit dem er aus dem Leben schied! Was einst der Dichter Seneca im Geiste vorgeschaut, war durch Kolumbus erfüllt worden:

Späte Jahrhunderte
Sehen die Zeit, wo der Ozean
Löſ't die Bande der Dinge, wo großer
Erdstrich sich aufthut, ein Tethys
Neue Welten entdeckt, nicht der Länder
Letztes Thule wird sein.

Colons Familie und Nachkommenschaft.

Colons Brüder Diego und Bartolomeo starben ohne Nachkommenschaft, letzterer als Herr der kleinen Insel Mona zwischen Hayti und Puerto Rico, die ihm Ferdinand verliehen, auf Hispaniola am 12. Aug. 1514. Fernando, der Sohn des Entdeckers, trat nach einigen Jahren in den geistlichen Stand und starb am 12. Juli 1539 in Sevilla. Somit war Diego Colon, auf den sein Vater seine Ansprüche übertragen hatte, der einzige Stammhalter des Geschlechts. Diego, gewöhnlich der „zweite Admiral" genannt, forderte von der Krone auf gerichtlichem Weg die Einhaltung des Vertrags, kraft dessen ihm die Würde eines Vizekönigs und der achte Teil am Gewinn als väterliche Erbschaft zustehen sollte. Die Regierung verwarf aber seine Ansprüche, weil durch ein Cortesgesetz die Erblichkeit aller kastilischen Ämter abgeschafft worden war. Im Jahr 1508 vermählte sich Diego mit Maria von Toledo, der Nichte des Herzogs von Alba. Dieser vornehmen Verbindung hatte es der Sohn des Entdeckers zu verdanken, daß er, noch ehe der Gerichtshof ein Endurteil über die Gültigkeit seiner Ansprüche abgegeben hatte, in die Statthalterschaft von Hispaniola eingesetzt ward. Am 9. Juli 1509 hielt er in San Domingo seinen Einzug, versöhnte sich mit Ovando und empfing aus seinen Händen die väterliche Würde. Er setzte den Francisco de Garay zum Statthalter in Jamaika ein und übertrug die Unterwerfung und Verwaltung der Insel Cuba dem Velasquez, einem Freunde seines Hauses. Jener machte verschiedene wichtige Entdeckungen an der Nordküste des Golfs von Mexiko, von der Thätigkeit des letzteren wird später die Rede sein. Doch mußte sich Diego Colon von dem mißtrauischen König mancherlei Beschränkungen gefallen lassen. So wurden alle festen Plätze dem Oberbefehl des Gouverneurs entzogen und ihm ein königliches Amtsgericht (Audiencia) an die Seite gesetzt, an dessen Zustimmung er bei allen wichtigen Maßregeln gebunden war; und im Jahr 1514 wurde ein „Austeiler der Indianer" angestellt, welcher die Repartimientos zu ordnen hatte, und somit dem Vizekönig das bedeutendste Mittel genommen, durch Zuweisung oder Entziehung von Frondiensten die spanischen Pflanzer zu gewinnen oder zu bestrafen. Doch verscherzte Diego Colon nie gänzlich die Gunst des Hofes; ja unter Kaiser Karl V. war er nahe daran, die Stelle eines Statthalters in Neuspanien

zu erhalten, als er auf einem Besuch im Mutterlande am 23. Februar 1526 zu Montalban starb und in Sevilla neben seinem Vater beigesetzt ward. Da Diego Colon, „der zweite Admiral", nur einen sechsjährigen Knaben, Don Luis, als Erben hinterließ, so schloß die Mutter, Donna Maria de Toledo, mit der Krone einen Vergleich, infolgedessen der Enkel des Entdeckers, gegen Verzicht seiner streitigen Ansprüche, zum Herzog von Veragua, zum Markgrafen von Jamaika, zum indischen Admiral, später auch noch zum Generalkapitän von Hispaniola ernannt und mit einer erblichen Rente von 10,000 Dukaten abgefunden ward. Der lockere Don Luis starb im Jahr 1572, und da er nur einen unehelichen Sohn hinterließ, folgte ihm als vierter Admiral der Sohn seines Bruders Christoval, Don Diego II., mit dessen im Jahr 1576 erfolgten Tode die legitime männliche Linie des Entdeckers erlosch. Das Majorat der Familie ward nach vieljährigen Prozessen zwischen den zahlreichen Prätendenten, dem Grafen von Gelves aus dem Hause Braganza in Portugal, einem Urenkel des Entdeckers von weiblicher Linie, zugesprochen. — Diego Mendez, der treue Freund und Genosse des Admirals, überlebte denselben dreißig Jahre. Er bewahrte seinem Herrn stets die aufopfernde Hingebung, die er auf der Entdeckungsfahrt bewiesen, und stand an seinem Sterbelager. Kolumbus versprach ihm die Stelle eines Alguazil auf Hispaniola; als aber Mendez den Sohn Diego an das Versprechen des Vaters erinnerte, erwiderte dieser, er habe das Amt schon seinem Oheim zugesagt, stellte ihm aber eine andre Stelle in Aussicht. Erzürnt wandte sich Mendez von dem Statthalter ab und ging auf Entdeckungsreisen, die ihm aber kein Glück brachten. Er starb in Armut zu Valladolid im Jahr 1536. Er befahl, daß man auf der Mitte seines Grabsteines ein Kanoe abbilde, das ihm König Ferdinand als Denkmal seiner wunderbaren Fahrt von Jamaika nach Hispaniola zum Wappen verliehen hatte.

III. König Manuel der Große. Die Portugiesen in Indien.

1. Vasco de Gama und Almeida.

Als João II. aus der Welt ging, war durch die Auffindung des Vorgebirges der Guten Hoffnung der längst gesuchte Seeweg nach Indien mit seinen unberechenbaren Vorteilen und glänzenden Aussichten eröffnet. Nicht bloßer Zufall oder blinder Unternehmungsgeist hatte diese Fahrten geleitet; fleißiges Nachdenken vielmehr, sinniges Forschen, die Ahnungen, die kühnen Schlüsse eines feurigen, scharfblickenden Geistes hatten die Mittel gefunden, auf dem bahnlosen Element und unter einem unbekannten Himmel mit großer Sicherheit dem dunkeln, aber heiß erstrebten Ziele entgegenzusteuern. João hatte den Weg gezeigt, auf dem sein großer Nachfolger Manuel zur Krönung des Werkes fortschritt. Denn wie es scheint, bemerkt Barros, hat die göttliche Vorsehung es so eingerichtet, daß die einen pflanzen, die andern die Früchte einthun. Man hatte gelernt, die Mittagshöhe der Sonne über dem Horizont zu berechnen und die Abweichungen auf Tafeln verzeichnet, wodurch dem Piloten die Erkenntnis der Breiten in der Südhälfte wesentlich erleichtert wurde. Fortschritte der Seefahrt.

Schon João hatte den Plan zu einer neuen Entdeckungsfahrt entworfen

Der Seeweg nach Indien entdeckt. 1497. 1498. und Vasco de Gama, einen Edelmann aus Alemtejo, der mit nautischen und kosmographischen Kenntnissen ausgerüstet und von Begeisterung für die ehrenvolle Aufgabe seines Volks beseelt war, zum Anführer bestimmt. Dieser Plan wurde 8. Juli 1497. sofort von Manuel ins Werk gesetzt. Es war am 8. Juli des Jahres 1497, daß Vasco de Gama, sein Bruder Paulo und Nicolao Coelho mit einem Geschwader von drei Schiffen und einem von Gonzalo Nunez befehligten Lastschiff den Hafen von Lissabon verließen, um auf dem bekannten Wege nach dem Kap der guten Hoffnung zu segeln und von dort aus den Seeweg nach Indien zu suchen. Mit königlichen Schreiben an die Fürsten Indiens versehen und mit einer Abschrift des Berichts von Cavilhão umschiffte der kühne Seemann das stürmische Vorgebirg, sah auf der Insel Cruz den Wappenpfeiler des Bartolomeo Dias und gelangte um Weihnachten an die schöne Küste, die er als „Costo Natal“ begrüßte. Bei der Landung fanden sie Männer und Frauen von schönem, schlanken Wuchs, welche die Fremdlinge freundlich aufnahmen. Wegen der starken Strömungen hielt Vasco sich auf der hohen See und bemerkte daher nicht das berühmte Sofala, den Hauptmarkt des Goldhandels zwischen Mauren und Negern. An der Mündung des Sambesi, wo die Portugiesen den ersten Wappenpfeiler auf-Jan. 1498. pflanzten, wurde einige Wochen Halt gemacht zur Ausbesserung der Schiffe und zur Heilung der von Skorbut heimgesuchten Mannschaft. Die Einwohner waren schwarz und kraushaarig, aber in Baumwollenzeuge gekleidet; auch waren einige darunter, welche die arabischen Dolmetscher verstanden. Diese sagten ihnen, daß nach Osten hin weiße Menschen lebten, die mit Schiffen wie die portugiesischen an die Küste kämen. Daraus erkannten die Europäer, daß sie „die Schwelle des gesitteten Morgenlandes“ betreten hätten. Eine fünftägige Fahrt brachte sie in den Hafen von Mosambik, einer von arabischen Ansiedlern gegrün-März. deten Handelsstadt. Der Scheich gestattete den Fremdlingen die Landung, versah sie mit Lebensmitteln und versprach ihnen seekundige Führer zur Weiterfahrt; doch war er sichtlich betroffen, und als nun die Portugiesen christlichen Gottesdienst hielten und drei Männer von der Oase Habesch daran teilnahmen, da gesellte sich zum Argwohn noch mohammedanischer Fanatismus. Ein portugiesisches Boot wurde beim Wasserholen angegriffen; die Mannschaft schwebte in großer Gefahr; als aber Vasco einige Kanonen abfeuern ließ, gerieten die Araber in solchen Schrecken, daß der Scheich um Frieden bat und ihnen bei der Abfahrt einen Lotsen gab. Dieser führte sie aber hinterlistig in Untiefen, aus denen sie nur mühsam wieder die Höhe gewannen und an die Querimba-Inseln gelangten, denen sie, weil sie den treulosen Führer dort bestraften, den Namen „Inseln des Durchgepeitschten“ (Açoutado) gaben. Anfangs April erreichten sie die Stadt Mombaza (Mombas), auf einem Felsen am Meer erbaut, deren hellschimmernde Häuser und platte Dächer sie an ihre portugiesische Heimat erinnerten. In der gesunden Gegend voll herrlicher Früchte und mit trefflichem Wasser versehen erholte sich die Mannschaft, die bereits auf die Hälfte zusammengeschwunden war,

rasch wieder zu ihrer früheren Gesundheit. Auch Malinda, damals ein wichtiger Ort für den indischen Handel, bot den Anlandenden einen freundlichen Aufenthalt und Lebensmittel im Überfluß. Der Sohn des bejahrten arabischen Königs stattete dem portugiesischen Befehlshaber auf dem Schiffe einen Besuch ab, von einer Musikbande und zahlreichem Gefolge begleitet. Am 24. April ging das Geschwader wieder unter Segel und gelangte unter der Leitung eines zuverlässigen arabischen Lotsen aus Gudscherat in dreiundzwanzig Tagen über den indischen Ozean nach der Handelsstadt Kalikut auf der Küste Malabar. Am 20. Mai, 1498.
einem Sonntage, wurde vor Kalikut Anker geworfen, und bald war das mit Fahnen geschmückte Geschwader von dem bunten Völkergemisch eines morgenländischen Hafens umgeben, und verwundert vernahmen die Portugiesen von arabischen Lippen den Gruß „Willkommen alle! Preiset Gott, der euch in das reichste Land der Welt geführt hat."

Zustände in Indien.

Noch bestanden in Indien ähnliche Zustände, wie wir sie im ersten Band dieses Werkes kennen gelernt haben. Die eingebornen Hindu folgten noch der brahminischen Religion und der in derselben wurzelnden Kastenordnung (I, 251 ff.); aber in den Küstenstädten hatte sich eine arabische Bevölkerung angesiedelt, welche nach und nach in den Besitz des ganzen Handels und zu großen Reichtümern gelangt war. Viele von ihnen hatten sich mit Töchtern des Landes verheiratet, und ihre Nachkommen bildeten die zahlreiche Mischkaste, die sich mancher Freiheiten und Vergünstigungen zu erfreuen hatte. Noch war wie im Altertum das indische Land, seitdem die mohammedanische Bahmanidynastie des Dekhan in Verfall geraten, in eine Menge Staaten und Fürstentümer von größerem oder kleinerem Umfang geteilt, und zwar in der Weise, daß die schwächeren zu einem mächtigeren in einem Abhängigkeitsverhältnis, in einer Art Lehnsverband standen, ein Zustand, der von den Zeiten des großen Alexander an bis auf unsre Tage jede Eroberung, jede Fremdherrschaft erleichterte. Denn die Klientelfürsten waren stets geneigt, mit den Fremdlingen gemeinsame Sache gegen den Oberherrn zu machen. Bei der Ankunft der Portugiesen herrschte in Malayalam, dem Küstenreiche im Westen der Ghats von Mangalor bis zum Kap Komorin ein „Kaiser", welcher den Titel Samorin „Herr des Hügels und der Welle" führte. Sein Palast stand einige Meilen landeinwärts von Kalikut in einem Palmenhain; um denselben oder in der Nähe lagen die Wohnungen der „Najer", der tapferen Kriegerkaste, die, von Jugend auf zum Waffendienst erzogen, wie ein adliger Ritterorden den Herrscher und das Land beschützte und unter der Führung eines Oberhauptes mit festen Schritten in die Schlacht ging. Die Najer waren durch Ehelosigkeit von den übrigen Ständen gesondert; die Frauen ihrer Kaste wanderten allen gemeinsam von einem Krieger zum andern, weshalb auch das Familiengut nie auf den Sohn, sondern auf die Schwesterkinder erbte. Unter den Lehnsfürsten des Samorin von Kalikut war der Radscha der Halbinsel Kotschin der angesehenste. Da auf seinem Gebiet in Quilon der

Hauptsitz der Brahmanen lag, so betrachtete er sich als eine Art geistliches Oberhaupt der Malabaren und fügte sich mit Widerstreben unter die Obergewalt des Herrschers von Kalikut.

Vasco de Gama und der Samorin. Der Samorin empfing den fremden Befehlshaber, welchen Najer auf einem Tragsessel in den Palast trugen, in feierlicher Audienz, strahlend von Diamanten. Er las das königliche Schreiben in der arabischen Übersetzung und versprach die Bitte um Freundschaftsbündnis und Handelsverkehr in Erwägung zu ziehen. Bald wurde er aber von den arabischen Kaufleuten, welche bisher allein den einträglichen Handel zwischen Morgenland und Abendland in Händen gehabt und mit Sorge auf die neue Konkurrenz blickten, umgestimmt, indem sie einen hochgestellten Hofbeamten, den Katwal, durch Bestechung auf ihre Seite zogen. Dieser verdächtigte die Fremdlinge als Seeräuber, und bewirkte, daß die Erlaubnis zum Einkauf der Gewürze und andrer indischen Güter verweigert ward. Doch empfing Vasco de Gama, als er sich zur Rückreise anschickte, ein freundliches Schreiben an den König. Nach einer stürmischen Überfahrt, auf welcher der Skorbut unter der Schiffsmannschaft neue Opfer forderte und Paulo de
10. Juli 1499. Gama auf der Insel Terceira dem Tode erlag, fuhr Vasco am 10. Juli 1499 wieder in den Strom seiner Heimat ein, von dem Volke mit Jubel begrüßt. König Manuel verlieh dem Entdecker den Adelsrang mit einem glorreichen Wappen, ernannte ihn zum Admiral und gab ihm einen ansehnlichen Jahresgehalt. Und mit solcher Freude erfüllte ihn die Entdeckung des Seewegs nach Indien, daß er zum Andenken an die gelungene Fahrt die kleine Betkapelle am Ankerplatz vor Lissabon in das prachtvolle Kloster Belem (Bethlehem) umbauen ließ, mit der Bestimmung, daß es die königliche Familiengruft in sich bergen sollte.

Cabral entdeckt Brasilien. 1500. Der Weg nach Indien war aufgefunden, aber der Handelsverkehr noch nicht fest begründet. Man zögerte daher nicht, zu diesem Zwecke eine neue Flotte unter Pedro Alvarez Cabral abzusenden. Mußte man doch befürchten, daß Kolumbus ihnen zuvorkommen könnte! Um den Wirkungen des Monsun zu entgehen, von dem Vasco auf dem Rückweg so viele Not zu leiden gehabt, ging Cabral
März 1500. schon am 8. März unter Segel. Noch nie war eine so stolze Armada aus dem Hafen von Lissabon ausgefahren. Dreizehn wohlausgerüstete Schiffe mit 1500 Mann tüchtigen Seevolks steuerten auf dem bekannten Pfade südwärts. Um die Windstillen an der Guineaküste zu vermeiden, richtete Cabral, wie ihm Vasco de Gama geraten, nach Berührung der Kapverdischen Inseln seinen Lauf westwärts, um dann wieder nach Süden gewendet den Breitegrad des Kap der Guten Hoffnung zu erreichen. Als sie die Linie durchschnitten und etwa zehn
24. April 1500. Grad weiter gesegelt waren, bemerkten sie Land. Eine ausgesandte Barke brachte die Botschaft, daß die Küste von nackten braunen Menschen mit schlichten Haaren bewohnt sei. Nun landete die Flotte an einer sicheren Stelle, welche Cabral daher „Porto Seguro" nannte. Nach einer unter einem großen Baum am Strande

abgehaltenen Messe wurde als Zeichen der Besitzergreifung ein Kreuz aufgerichtet. Davon erhielt das Land anfangs den Namen Santa Cruz oder „Kreuzinsel“ bis von dem Farbholz, das von dort nach Portugal eingeführt ward, die Benennung „Brasilien“ herrschend ward. Angezogen von der fremdartigen Erscheinung sammelte sich bald eine Menge Eingeborner, die sich schüchtern und neugierig immer näher wagte und Bogen und Pfeile gegen Spielwerk eintauschte. Diese Stämme bauten ihre Hütten auf Pfählen, bedeckten sie mit Blättern, schliefen gesellig neben einem Feuer zur Verjagung der Moskitos in baumwollenen Hängematten, ernährten sich hauptsächlich von Yamswurzeln, tättowierten die Haut und öffneten sich das Fleisch der Backen und der Unterlippe, um Stücke von Knochen und bunte Steine als Putz hineinzupfropfen, woher sie später ihren Namen Botokuden empfingen. Nachdem Cabral den Hauptmann Gaspard de Lemos mit der wichtigen Kunde nach Portugal entsandt, setzte er anfangs Mai seine Indienfahrt fort. Bei der Umschiffung der Südspitze von Afrika wurden sie von einem so heftigen Sturm erfaßt, daß vier Schiffe umschlugen und mit der gesamten Mannschaft versanken. Unter den Verunglückten war auch Bartolomeo Dias, welcher durch Umschiffung des Kap den Portugiesen zuerst „gute Hoffnung“ gegeben hatte. Zwanzig Tage dauerte der furchtbare Sturm, so daß Schiffe und Mannschaft im kläglichsten Zustande durch die Straße von Mosambik nach Melinda gelangten, von wo aus Cabral mit nur noch sechs Segeln in den Hafen von Kalikut einfuhr.

Der Samorin empfing den Oberbefehlshaber in feierlicher Audienz und 13. Sept. 1500.
zeigte sich geneigt, den Portugiesen einen Markt mit Lagerhaus anzuweisen, aber Cabral in Indien.
die arabischen Kaufleute setzten alle Hebel ein, die Niederlassung der Europäer zu verhindern. Es kam zu einem Aufstand, in welchem fünfzig Portugiesen erschlagen wurden; zur Vergeltung setzte Cabral die indischen Schiffe im Hafen in Brand und ließ die Stadt beschießen. Dies vermehrte den Haß der Mala- 16. Dez.
baren gegen die „Feringhi“. Cabral beschloß daher, sein Glück an einem andern Orte zu versuchen. Wirklich fand er bei dem auf den Herrscher von Kalikut eifersüchtigen Radscha von Kotschin eine gute Aufnahme; hier und in der weiter nordwärts gelegenen Küstenstadt Kananor legten die Portugiesen Faktoreien an und öffneten den Gewürzhandel. Ungehindert von dem Samorin kehrte Cabral mit den eingekauften indischen Waren nach Portugal zurück. Seinem Nachfolger Juli 1501.
João da Nova gelang es sogar, durch die Segelfertigkeit der portugiesischen Karavellen wie durch die Überlegenheit seines Geschützes dem feindseligen „Herrn des Hügels und der Welle“ vor seiner Hauptstadt ein glückliches Seetreffen zu liefern und mit neuer Gewürzfracht in den Hafen von Lissabon einzulaufen. Auf Sept. 1502.
der Überfahrt wurden die Inseln Ascension und St. Helena aufgefunden. Um dieselbe Zeit befuhren Gaspard und Miguel Cortereal, kühne Söhne eines kühnen Vaters, die nördlichen Gegenden des Atlantischen Ozeans, entdeckten das Land der Eskimos, der „Leute von kleinem Wuchs, brauner Hautfarbe, in Kleidern

aus Fellen, des Bogens kundig, eifersüchtig auf ihre Frauen, Bewohner von Hütten oder Höhlen", und die mit endlosen Nadelwaldungen bewachsene Küste, welcher die Portugiesen, da ihre Bewohner rüstige Arbeitersklaven (lavradores) zu liefern versprachen, den Namen Labrador beilegten, fanden aber bei fortgesetzten Fahrten in den eisigen Regionen von Grönland ihren Untergang. — Zugleich wurden durch den in portugiesische Dienste getretenen Kosmographen und Astronomen Amerigo Vespucci aus Florenz, den wir früher als Ojedas Begleiter kennen gelernt (S. 501), die Entdeckungen an der Küste von Brasilien in südlicher Richtung fortgesetzt und reiche Ladungen von Farbhölzern zurückgeführt. Bald entstand für diesen Handelsartikel die wichtige Faktorei Pernambuko.

Unternehmungsgeist der Portugiesen. Diese Erfolge erfüllten den König Manuel mit den größten Hoffnungen. Die Araber sollten aus dem indischen Handel verdrängt werden und die Portugiesen in das reiche Erbe eintreten. Die ganze Nation wurde in die Begeisterung hineingerissen und erleichterte durch ihre Opferwilligkeit und ihren Unternehmungsgeist die kühnen Pläne des Königs: Handelsgesellschaften traten zusammen, welche auf eigne Kosten Kriegsfahrzeuge ausrüsteten und geschickte und erfahrene Seeleute in Dienst nahmen. Auch Spanier, Italiener und Niederländer waren willkommen. Jedes Jahr fuhren bewaffnete Kauffahrteiflotten in den Indischen Ozean, um für Portugal feste Handelsplätze zu erkämpfen. Der große
1502. Admiral Vasco de Gama segelte mit zwanzig Schiffen in die von ihm zuerst entdeckten Gewässer, sicherte durch einen Handelsvertrag mit dem Scheich von Mosambik und durch Züchtigung des hinterlistigen Königs von Quiloa die Überfahrt im Osten von Afrika und stellte da und dort kleinere Geschwader zum Schutze der Landsleute auf. Bei diesen Unternehmungen entwickelten die tapferen Männer eine Ausdauer und einen Heldenmut, die mit Bewunderung erfüllen müssen. Dabei kam ihnen die Zwietracht der indischen Fürsten, ihre gegenseitige Eifersucht und der Wunsch, sich von der Obmacht des „Kaisers" von Kalikut frei zu machen, sehr zu statten. Als der Samorin den Unterkönig von Kotschin mit Gewalt zwingen wollte, den Feringhis sein Land zu verschließen und die in der Faktorei zurückgelassenen Kaufleute auszuliefern, rief dieser die Hilfe der Portugiesen an und leistete erfolgreichen Widerstand. Schon damals wurde von
1503. Francisco d'Albuquerque das Fort Santiago in Kotschin „zum Schutze des Radscha" erbaut, der Grundstein der portugiesischen Herrschaft in Indien. Auf
1504. der Rückreise verunglückte er mit seinem Geschwader, aber sein großer Bruder Alfons d'Albuquerque führte in der Folge das Begonnene in größerem Maßstabe zur Vollendung.

Pachecos Sieg bei Kotschin. Unter dem Schutze dieses Forts blieb eine kleine Mannschaft von etwa achtzig Portugiesen mit einem großen Schiff und zwei Schnellseglern in Kotschin zurück, während die übrige Flotte das erworbene Handelsgut in die Heimat führte. Jetzt glaubte der Samorin den Augenblick gekommen, an dem treulosen

Vasall Rache zu nehmen und die verhaßten Fremdlinge zu vernichten. Er führte wider die auf einer Landzunge günstig gelegene Seestadt auf 160 Segeln ein Kriegsheer, dessen Stärke auf 70,000 Mann mit 380 Stück Geschütz angegeben wird. Und dieser unermeßlichen Übermacht leistete der heldenmütige Anführer Duarte Pacheco mit dem kleinen Häuflein der Europäer und einigen unzuverlässigen Malabaren von Kotschin einen so heroischen Widerstand, daß der Hindukaiser, nachdem er den dritten Teil seines Heeres im Kampf oder durch ansteckende Krankheit eingebüßt, die Belagerung aufheben und als Überwundener in sein Land zurückkehren mußte. Dieser Sieg sicherte den Portugiesen den Besitz ihres ersten malabarischen Hafenplatzes, und brach die Macht des Samorin. Der Brahmanenstaat Cranpanor erklärte sich für unabhängig, mehrere Vasallen fielen ab und knüpften mit Pacheco Friedensunterhandlungen an. Wie einst die Hellenen, so lieferten hier die Portugiesen den Beweis, daß eine von Ehrgefühl, Ruhmbegierde und Vaterlandsliebe begeisterte und von europäischer Kriegskunst unterstützte kleine Schar im Kampfe gegen die despotisch regierten Massen des Orients stets den Sieg davon trägt. Der Urheber dieser glücklichen Wendungen, Duarte Pacheco, wurde bei seiner Rückkehr vom König Emanuel mit einem sinnreichen Wappen und der Statthalterschaft der Goldküste in Afrika belohnt, „allein später trug er Ketten infolge falscher Verleumdungen und seine Familie verfiel dem Almosen."

Pachecos Heldenmut war ein Sporn für alle Portugiesen. Lopo Soares vernichtete mit wunderbarer Tapferkeit ein feindliches Geschwader und führte eine reiche Ladung asiatischer Gewürze und Schätze in die Heimat; und als die Araber und ihr indischer Verbündeter den Mameluckensultan von Ägypten zum kriegerischen Vorgehen wider die europäischen Eindringlinge aufreizten, verrichteten die Portugiesen neue wunderbare Heldenthaten. Die ganze mohammedanische Welt war in Bewegung und die Venetianer, die nicht minder als der Sultan für den alexandrinischen Markt durch die portugiesische Konkurrenz Gefahr fürchteten, gossen Öl in die Flamme. Aber auch diesem Sturm trotzte das kleine Volk von Lissabon und Oporto. Eine Flotte von zweiundzwanzig Segeln mit 1500 Mann auserlesener Truppen, darunter viele Fidalgos, fuhr im März 1505 nach den östlichen Gewässern. Der Befehlshaber Francisco d'Almeida, mit dem Range eines „Vizekönigs" bekleidet, sollte mit dem größten Teil der Flotte drei Jahre in Indien bleiben, und nur die Frachtschiffe mit den Handelsgütern beladen sollten zurückkehren. Diesen großartigen Anstalten entsprachen die Erfolge. Schon auf der Hinfahrt wurde in Quiloa der unzuverlässige Scheich durch einen andern ersetzt und zum Schutz der Faktorei eine Feste erbaut, die Stadt Mombas wurde für ihre feindselige Haltung mit Plünderung und Zerstörung bestraft, die Beute unter die Mannschaft verteilt, die ganze Küste von Sansibar für den Handel geöffnet und durch Forts geschützt. Mehrere Scheichs mußten einen jährlichen Tribut entrichten. Mit gleicher Energie ging

Almeida Vizekönig von Indien. 1505.

März 1505.

der Vizekönig in Indien vor. In Kananor und in der Nähe von Goa wurden,
März 1506. nach einem glänzenden Seesieg des heldenmütigen Sohnes Lorenzo d'Almeida über die gewaltige Flotte des Samorin, zum Schutze der Faktoreien Festen mit Besatzungsmannschaft errichtet, der Beherrscher von Kotschin und andre Klientelfürsten durch Verträge dauernd an das portugiesische Interesse geknüpft, nach der Küste Koromandel Handelsfahrten ins Werk gesetzt. Mit den Erfolgen der Europäer hielten die Anstrengungen der Araber und des Samorin gleichen Schritt. War doch die Gefahr nahe, daß das ganze bisherige Verkehrswesen sich verändern und der indische Handel in die Hände der Portugiesen übergehen möchte. Im Vertrauen auf die Hilfe des Sultans von Kairo, welcher mit Unruhe der Verminderung seiner Zolleinkünfte entgegensah, machten sie einen neuen Versuch, die portugiesische Seemacht durch die Überzahl ihrer Schiffe zu erdrücken. Um
1506. die Zeit, als ein neues Geschwader unter Tristão da Cunha und Alfons d'Albuquerque auf der See schwebte und nach Entdeckung der Insel „Tristao da Cunha" im Westen des Kaplandes auf Kap Gardafui und der Insel Sokotora festen Fuß faßte, sammelte sich im Hafen von Panane, südlich von Kalikut, eine unermeßliche Streitmacht an Schiffen, Kriegsvolk und Geschütz. Allein unter der Führung Lorenzos, der vor den Augen des strengen Vaters Wunder der Tapferkeit verrichtete, wurden die Verschanzungen erstürmt, die feindliche
Okt. 1507. Flotte in Brand gesetzt, der Hafenplatz erobert. Albuquerque aber bemächtigte sich an der Ostküste Arabiens der Städte Sfur, Kalhat, Maskat u. a., zwang die Stadthäupter zur Zinspflicht und Anerkennung der Oberhoheit Portugals und setzte die prachtvolle Inselstadt Ormus am Eingang des Persischen Meerbusens, den reichen Sitz des Welthandels für den gesamten Osten, durch einen kühnen Angriff auf die im Hafen liegende Flotte in solchen Schrecken, daß der Großwesir Khodscha Atar, der während der Minderjährigkeit des Königs Seifeddin II. die Zügel der Regierung führte, einen Vertrag einging, vermöge dessen das Reich Ormus die Schutzherrlichkeit Portugals anerkannte, einen jährlichen Tribut von 15,000 Dukaten (Serafins) versprach und die Anlegung einer Faktorei mit einem Fort zugestand. Nach solchen Erfolgen zog Albuquerque nach Kotschin, um aus den Händen Almeidas die Statthalterwürde von Indien zu empfangen.

Lorenzo d'Almeidas Heldentod. 1507. Hier war nämlich unterdessen ein nicht minder großartiger Kampf geführt worden. Ein ägyptisches Geschwader war endlich ausgelaufen und hatte sich unter der Führung von Emir Hassan vor die portugiesische Flotte gelegt, mit welcher Lorenzo d'Almeida in Abwesenheit seines Vaters die malabarische Küste schützen sollte. Schon hatte man einen ganzen Tag mit großer Erbitterung gestritten, als am Abend der Statthalter des Königs von Kambaya, Melek Az von Gudscherat, den Mamelucken Verstärkungen zuführte. Die Schiffsführer rieten dem Befehlshaber, während der Nacht zwischen den beiden Flotten hindurchzusegeln, um die hohe See zu erreichen, wo man den Kampf mit mehr

Vorteil aufnehmen könne. Aber Lorenzo, dem einst der Vater geboten hatte, in zweifelhaften Fällen stets den kühnsten Entschluß zu wählen, wies einen Vorschlag zurück, der den Schein einer Flucht auf sie werfen könnte, so sehr er auch in seinem Innern von der Richtigkeit überzeugt war. Am andern Morgen segelten die portugiesischen Schiffe unter dem Feuer der feindlichen Flotten vorbei; den Schluß bildete die Galeere des Führers. Auf diese richteten die Feinde den Hauptangriff und es gelang ihnen, derselben eine Schußöffnung beizubringen. Damit blieb das Fahrzeug an dem Pfahlwerk hängen, welches behufs des Fischfanges am Ausgang angebracht war; die ermüdeten Ruderer konnten der Strömung nicht mehr Meister werden; immer drohender wurde die Lage. Der größte Teil der Schiffsmannschaft lag verwundet am Boden, dem Lorenzo selbst riß eine Stückkugel den Schenkel weg. Man wollte ihn fortschaffen; aber er ließ sich auf einen Stuhl neben den großen Mast setzen und führte das Kommando fort, bis ihn eine zweite Kugel durch die Brust traf. Dreimal wurden die Feinde zurückgeschlagen, und als sie endlich das sinkende Schiff erstiegen, fanden sie nur noch Verwundete an Bord und alles Pulver verschossen. „Ich konnte meinem Sohn kein rühmlicheres Ende wünschen," sagte d'Almeida bei der Nachricht von dem Unfall bei Schaul und schickte sich an, ihn zu rächen. Nachdem er alle Fahrzeuge an sich gezogen, segelte er mit neunzehn Schiffen und 1200 Kriegs- und Seeleuten gegen die vereinigte Macht der drei Feinde. Zuerst wurde die Küstenstadt Dabul, ein wichtiger Handelsplatz für ganz Dekhan, erobert und der Plünderung übergeben, dann die vereinigte Flotte von mehr als zweihundert Segeln vor Diu mit solcher Tapferkeit angegriffen, daß die Feinde von Schrecken erfaßt nach kurzem Kampfe die Flucht ergriffen. Die beiden Hauptgaleeren der indisch-arabischen Armada wurden weggefangen, eine Menge Schiffe versenkt oder in Brand gesteckt, die Feldzeichen von Ägypten und Gudscherat erbeutet. Mit der Vernichtung der ägyptischen Kriegsmacht war den indischen Radschas jede Aussicht auf fremde Hilfe entrissen und sie begannen allmählich, sich mit den neuen Verhältnissen zurechtzufinden und mit den Portugiesen zu verständigen. Der Statthalter von Diu selbst ging mit dem Beispiel voran, indem er mit d'Almeida Frieden schloß und seine Bundesgenossen preisgab.

Seesieg der Portugiesen. *30. Dez. 1508.* *2. Febr. 1509.*

Mit diesem glänzenden Siege schloß die Laufbahn des ersten Vizekönigs von Indien. Nachdem er den Befehlshaberstab in die Hände Albuquerques niedergelegt, trat er die Heimfahrt an. Glücklich umsegelte das Geschwader das Vorgebirge in Südafrika und ging in der Bai von Saldanha vor Anker. Hier wurde d'Almeida, als er ans Land stieg, um sich mit frischem Wasser zu versehen, von einem Haufen wilder Neger überfallen und auf dem Rückweg im heißen Sande mit seinem ganzen Gefolge erschlagen. So fanden hundertfünfzig Portugiesen, die Blüte der Mannschaft, darunter zwölf Hauptleute, die in Indien Wunder der Tapferkeit verrichtet, auf einem öden Strande im Hottentottenland einen elenden Tod. Ein größeres Unglück hatte Portugal noch nie

Franco d'Almeidas Ausgang. Nov. 1509. *März 1510.*

betroffen, bemerkt Barros mit blutendem Herzen. Almeida war ein ritterlicher Mann von starkem Arm und klarem Blick, auf dessen Charakter kein Flecken haftete. Von großmütiger Seele, wollte er lieber andre bereichern als für sich selbst einen Vorteil gewinnen.

2. Portugals Heldenzeit in Indien unter Albuquerques Statthalterschaft.

Albuquerques Politik.

Almeida war der Ansicht, daß die Macht Portugals in Indien mehr auf der Flotte als in den Landfestungen beruhe. Sein nicht minder kühner und großer Nachfolger, Alfons d'Albuquerque, „Generalkapitän und Gouverneur von Indien", war andrer Meinung. Er glaubte, daß die zukünftige Herrschaft und Größe der Portugiesen im Osten vorzugsweise durch wohlverteidigte Forts und feste Städte mit starker Besatzungsmannschaft gesichert werden könne. Zu dem Zweck suchte er auf allen Küsten feste Standorte zu gewinnen, welche dem Handel und der Schiffahrt als Stützpunkte, der portugiesischen Herrschaft in Indien als Bollwerk dienen und ihr eine größere Selbständigkeit und Unabhängigkeit vom Mutterlande gewähren sollten.

Angriff auf Kalikut.

Das erste Auftreten des neuen Befehlshabers war nicht vom Glück begünstigt. Als er sich gegen seine bessere Überzeugung von dem heftigen Marschall Coutinho zu einem Angriff auf Kalikut verleiten ließ, nahm er Schaden. Zwar gelang es den heroischen Anstrengungen der Portugiesen, denen damals kein
Jan. 1510. Feind zu stark, keine Mauer zu hoch, kein Wagnis zu bedenklich war, die Stadt zu erobern und in den Herrscherpalast einzudringen, als sie sich aber in dem weiten brennenden Gebäude zerstreuten, um die Schätze aufzusuchen, sammelten sich die Najer und fügten den Zurückkehrenden eine schmerzliche Niederlage zu. Der Marschall selbst fiel, mit ihm achtzig tapfere portugiesische Männer; Albuquerque wurde verwundet auf das Schiff getragen.

Eroberung von Goa.

Desto erfolgreicher war der Angriff auf Goa, die wichtigste und reichste Handelsstadt des malabarischen Küstenlandes auf einer schönen, fruchtbaren Insel gelegen, mit einem trefflichen Hafen. Sie war die befestigte, mit Kriegsvorräten und Schiffen reichlich versehene Hauptstadt des Reichs Bidschapur, wo der Perser Jussuf, von den Portugiesen Sabajo genannt, sich eine von der Bahmanidynastie des Dekhan fast unabhängige Herrschaft gegründet und durch Eroberungen so sehr vergrößert hatte, daß er neben dem Samorin von Kalikut als der mächtigste Fürst am malabarischen Küstenlande gelten konnte. Die Araber, welche einst vor dem Fanatismus der Hindu aus Hanawar (Onor) entflohen, hatten sich unter dem Schutze des fürstlichen Glaubensgenossen in Goa angesiedelt und durch ihre Rührigkeit die Stadt zum blühenden Mittelpunkt des indischen Handels erhoben. Als Albuquerque mit seiner Flotte vor der Inselstadt erschien, herrschte daselbst infolge eines Thronwechsels große Verwirrung, indem Sabajos
Febr. 1510. Sohn Ismael Adil Schah, den die Portugiesen Hidalcao nannten, von den

Nachbarn mit Fehde bedroht war. Es gelang daher dem europäischen Befehlshaber, sich der Stadt ohne Mühe durch einen Handstreich zu bemächtigen; und so sicher hielt er sich der Eroberung, daß er eine neue Verwaltung anordnete und die Steuern und Zölle verpachtete. Goa sollte der Sitz und Stützpunkt der portugiesischen Herrschaft in Indien werden; keinen geeigneteren Ort konnte man dazu finden! Aber so leicht sollte die Inselstadt doch nicht erworben werden. Von außen angegriffen durch eine große Kriegsmacht Adil Schahs, im Innern bedrängt durch einen Aufstand der Araber, sah sich Albuquerque genötigt, Stadt und Citadelle nach heftigem Widerstand zu räumen und, da gerade die Monsune 30. Mai. zu wüten begannen, drei Monate lang mit seiner Flotte zwischen Stadt und Meer zu verweilen, bedroht von dem Geschütz der Festung, von Trinkwasser und Lebensmitteln abgeschnitten. Sein Neffe, ein mannhafter Jüngling von vierundzwanzig Jahren, erlag den im heißen Kampfe empfangenen Wunden. Kaum aber war die See wieder offen und die drangsalvolle Zeit, „wo ein Tropfen Wasser drei Tropfen Blut kostete", überstanden, so erschien Albuquerque, nachdem er im Hafen von Kananor frische Schiffe an sich gezogen, aufs neue vor Goa. Nov. 1500 Portugiesen und 300 malabarische Soldtruppen zählte er unter seiner Fahne, während Stadt und Fort von 9000 Kriegsmannen verteidigt ward. Und dennoch wurde Goa im Sturm genommen und der größte Teil der feindlichen Truppen erschlagen oder fliehend ins Meer gedrängt. Dank den starken Befestigungen, die jetzt Albuquerque anordnete, und der Tapferkeit der zurückgelassenen Besatzung wurde im folgenden Jahr ein zweiter Angriff des Ismael Schah siegreich zurückgewiesen, und der Beherrscher von Bidschapur zum Frieden gezwungen. Einige portugiesische Überläufer, die ausgeliefert werden mußten, schickte Albuquerque mit verstümmelten Ohren und Nasen in die Heimat zurück.

Durch die Eroberung der wichtigen Stadt, wobei der Heldenmut und die Portugals Ansehen in Indien. geistige Überlegenheit der Portugiesen sich im glänzendsten Lichte gezeigt, erlangte Albuquerque bei den indischen Fürsten ein königliches Ansehen. Von allen Seiten kamen Gesandte mit Friedensanträgen und Geschenken; Goa schien der Herrschersitz und Hof eines Monarchen zu sein. Bis nach Diu in Gudscherat und an den Golf von Kambaya wurde die Oberhoheit des Königs von Portugal anerkannt. Selbst der „Herr des Hügels und der Welle", der erbitterte Feind der Feringhis, erteilte nunmehr den Portugiesen die bisher so standhaft verweigerte Erlaubnis, ein Fort in Kalikut zum Schutze des Marktes anzulegen. Albuquerque aber suchte der eroberten Stadt nach und nach ein andres Gepräge zu geben. Die arabische Bevölkerung wurde immer mehr verdrängt, europäische Ansiedler verheirateten sich mit Töchtern des Landes und empfingen dabei Unterstützungen zur Begründung eines christlichen Hausstandes; der Spott der stolzen Fidalgos über die „wilden Ranken im Weinberg" zeigte sich bald als unwirksam. Goa wurde der ausschließliche Markt für den Pferdehandel, wodurch die malabarischen

Fürsten, um ihre Kavallerie nicht einzubüßen, zu einer freundlichen Haltung sich genötigt sahen.

Albuquerque im Persischen Meerbusen. Große Gedanken füllten damals den Geist des Generalkapitäns. Den Portugiesen die See- und Handelsherrschaft in allen östlichen Meeren zu verschaffen war das Ziel des unternehmenden Mannes. Der Friedensvertrag, den er früher mit Ormus geschlossen, war von dem Großwesir Khodscha unvollkommen ausgeführt worden. Die Uneinigkeit unter den Schiffskapitänen, welche sich den Anordnungen des wegen seiner strengen Mannszucht und Unbeugsamkeit wenig beliebten Oberbefehlshabers nicht fügen wollten, hatte den Reichsverweser mit der Hoffnung erfüllt, sich der portugiesischen Obmacht zu entziehen. Die Erbauung des Forts wurde daher verhindert. Von gleichem Geist war der neue Wesir Ahmed beseelt. Während er seinen Gebieter im Serail wie einen Gefangenen behandelte, suchte er Stadt und Reich von Ormus dem Großschah von Persien in die Hände zu spielen. Diesem Vorhaben wurde jetzt ein Damm entgegengeworfen. Als Albuquerque nach abgeschlossenem Friedensvertrag im Palast von Ormus
1515. einen feierlichen Besuch abstattete, ließ er den unzuverlässigen Wesir von seinen portugiesischen Begleitern niederstoßen, dem Schah aber gab er die Freiheit und erwies ihm alle Ehre. Doch mußte er dem König von Portugal als seinem Oberherrn huldigen, einen jährlichen Tribut entrichten und zugeben, daß das Geschütz der Stadt zur Armierung der neuen Feste verwendet werde, die er in großer Eile bauen ließ. Schon vorher war er durch die Straße von Babel Mandeb gesegelt, hatte mit Aden Unterhandlungen angeknüpft und auch dort die Lage zur Errichtung eines Fort ausgekundschaftet.

Die malayische und javanische Welt. Albuquerques Unternehmungsgeist beschränkte sich nicht auf Vorderindien und Arabien; auch die unbekannte malaiische und javanische Inselwelt im fernen Osten, wo die arabischen Kaufleute die kostbaren Güter, den Kampfer, die Muskatnüsse, die Gewürznelken holten, sollte den Europäern geöffnet werden. Die brahmanischen und buddhistischen Völkerschaften, welche viele Jahrhunderte lang die östliche Inselwelt bewohnt und im Geiste ihrer Religion kultiviert hatten, waren nach und nach von mohammedanischen Einwanderern überwältigt und in Dienstbarkeit gebracht worden. Um die Zeit als man sich in der Pyrenäischen Halbinsel anschickte, den Islam aus Granada zu verdrängen, wurde derselbe in Java und in der Malaiischen Halbinsel zur Herrschaft geführt; mohammedanische Häuptlinge teilten sich in das Land und bezogen reiche Einkünfte aus dem Handel mit den Völkern Westasiens. Seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts war der alte Handelssitz Singapur mehr und mehr hinter der neueren Stadt Malakka zurückgetreten, die, begünstigt durch die vorteilhafte Lage und den trefflichen Hafen, bald der Mittelpunkt der ostasiatischen Handelswelt wurde, wo alle Waren, welche die weite Erde erzeugte und der menschliche Kunstfleiß erschuf, zusammenströmten. Um die Zeit als die Portugiesen die Straße zwischen Sumatra und der Malaiischen Halbinsel befuhren, dehnte sich die Stadt Malakka

meilenweit an der Küste hin und zählte dreißig- bis vierzigtausend Feuerstellen, also eine Bevölkerung von etwa 150,000 Köpfen. Der Sultan hatte die Lehnshoheit der buddhistischen Kaiser von Siam abgeworfen und ein selbständiges Reich gegründet, in welchem der Islam thronte, obwohl die Mehrzahl der Urbevölkerung, Malaien und Javanesen, sich nicht zu der Lehre Mohammeds bekannten.

Beide Völkerstämme, Malaien und Javanesen, sonst gutartig, sind gegen Fremde zu Trug und Verrat aufgelegt, urteilt Peschel. Lügen rechnen sie zu den Talenten und nur den Entlarvten trifft die Schande. Gleichwohl gereicht ihnen gemeinsam ein leichtverletzliches Rechtsgefühl zur sittlichen Zierde und bei angefachter Rachelust hält kein Gedanke an Gefahr sie von verwegenen Streichen ab. Als Waffen führten sie teils asiatische Feuergewehre, teils Blasrohre, aus denen sie vergiftete Bolzen schossen, teils Bogen und Pfeile, vor allen aber ihre phantastisch geformten Kris oder Dolche mit flammenartigen Klingen, die sie durch Romanzen verherrlichten und wie Heiligtümer zärtlich verehrten. Mit vielem juristischen Sinne waren die bürgerlichen Verhältnisse geordnet und das Eigentum gegen despotische Eingriffe geschützt, was notwendig zur merkantilen Blüte dieses Weltplatzes beitrug, wo alle asiatischen Handelsvölker, Javanesen, Gudscheraten, Bengalesen und Chinesen ihre besonderen Quartiere bewohnten und solcher Reichtum unter den Kaufleuten herrschte, daß sie ihr Vermögen nur nach Tonnen Goldes berechneten.

Es ist ein glänzendes Zeugnis von dem Heldensinn und Unternehmungsgeist der Portugiesen, daß sie es wagten, eine solche Stadt mit Gewalt zu unterwerfen. Der erste Europäer, Diego Lopes de Sequeira, der sich in jene entlegene Welt wagte, erfuhr die Tücke und Treulosigkeit des Sultans Mahmud: mit Not entging er den feindlichen Nachstellungen, eine Anzahl seiner Leute geriet in Gefangenschaft. Für dieselbe Rache und Entschädigung zu fordern und Platz zu einer Befestigung, erschien nun Albuquerque mit neunzehn Segeln, 800 europäischen und 400 malabarischen Kriegern vor der Reede von Malakka. Der Sultan versuchte wieder die alten Mittel, List und Gewalt. Aber der portugiesische Vizekönig begegnete ihm mit gleichen Waffen. Als der erste Angriff mißlang, knüpfte er mit einigen Häuptern der unzufriedenen Javanesen, Siamesen und Chinesen in der Stadt geheime Verbindungen an; dann bemächtigte er sich gewaltsam der Brücke, welche den nördlichen Stadtteil, die Quartiere der fremden Kaufleute von dem südlichen, den Sitz des Herrschers und der mohammedanischen Vornehmen (Mantris) trennte, und brachte, nachdem der verwundete Sultan auf einem Elephanten entflohen, die fremden Kaufmannskolonnien aber größtenteils sich freiwillig unterworfen, die Stadt mit ihren unendlichen Schätzen in seine Gewalt. Nachdem Albuquerque aus den Steinen alter Fürstengrüfte eine Burg im südlichen Stadtteil erbaut hatte, ließ er, um zu zeigen daß die Könige von Portugal Souveräne des Landes geworden, nach der Sitte des Morgenlandes Geld schlagen und verbot den Umlauf der älteren Münzen. Die Uneinigkeit und Eifersucht der verschiedenen Völkerstämme untereinander war die sicherste Bürgschaft für die Herrschaft der Portugiesen. Von Sumatra und

Die Portugiesen in Malakka.

Juli 1511.

Java, von Siam und Pegu kamen Botschafter mit Geschenken und Ergebenheitsversicherungen für den Vizekönig und seinen Oberherrn in Lissabon.

Auf der Rückkehr wurde die portugiesische Flotte bei der Insel Sumatra von einem heftigen Sturm erfaßt, wobei ein großer Teil der wertvollen indischen Schätze, darunter auch zwei eherne Löwen, welche einst der Kaiser von China dem König von Malakka geschenkt, zu Grunde ging und viele tapfere Männer ihr Grab in den Wellen fanden.

Die Portugiesen behaupten sich in Malakka u. Sumatra. Als die Portugiesen in andern Gegenden beschäftigt waren, entstanden in Malakka unruhige Auftritte, um die Fremdherrschaft abzuschütteln. Der Radscha Utimuti, den der Vizekönig zum Vorsteher und Richter der mohammedanischen Javanesen ernannt hatte, unterhielt mit dem Sohne des flüchtigen Sultan Mahmud einen hochverräterischen Briefwechsel. Als Albuquerque davon Kunde erhielt, lockte er ihn in die Burg und ließ ihn öffentlich enthaupten; einen Aufstand im javanischen Quartier aber unterdrückte er mit blutiger Strenge. Auch der Vorsteher der Hindugemeinde, Rinachetu, mußte einem andern weichen. Aus Verdruß über die Kränkung, bestieg derselbe einen Scheiterhaufen aus Aloe und Sandelholz und starb freiwillig „mit der Gelassenheit eines Hindu" in den Flammen, „während seine Verwandten an dem Holzstoß malaiische Romanzen über den schnöden Undank der Portugiesen absangen". Auch der neue Oberrichter (Schabander), ein unterwürfiger Malaienfürst von Sumatra, wurde das Opfer einer falschen Angeberei. Seine ungerechte Hinrichtung trieb viele seiner Glaubensgenossen zur Auswanderung aus Malakka. Aber wie viele feindliche Angriffe die Portugiesen noch in der Folge zu leiden, wie viele blutige Kämpfe mit den Sultanen und Häuptlingen der ostasiatischen Länder und Inseln sie zu bestehen hatten, die kühnen Krieger und Seeleute vom Tajo behaupteten durch ihren Heldengeist und ihre todesmutige Tapferkeit Stadt und Gebiet von Malakka und die Seeherrschaft im Indischen Ozean. Sultan Mahmud, der unversöhnlichste Feind der Portugiesen, mußte noch kurz vor seinem Tode auf der Flucht erleben, daß seine neue Hauptstadt Bintang, von wo aus er so manche feindliche Angriffe wider die Gebieter von Malakka unternommen, erobert und den Flammen übergeben wurde. Von Malakka aus wurde bald die große, an edlen Metallen, an Gewürz, an Sandel- und Aloeholz und an Kampfer so reiche Insel Sumatra befahren und in das portugiesische Handelsleben gezogen.

Albuquerques Ausgang und Charakter. Als dieses im fernen Osten vor sich ging und die portugiesischen Segler bereits Anstalten trafen, die Banda-Inseln mit ihren Muskatnüssen und die Molukken mit den Gewürznelken ihren Schiffen und Kaufleuten zugänglich zu machen, war der große Generalgouverneur schon aus dem Leben geschieden. Leidend hatte
1515. er im November Ormus verlassen, zum großen Schmerze des jungen Schah, der ihn wie einen Vater geehrt und geliebt, um sich nach der malabarischen Küste zu begeben. Auf der Fahrt dahin vernahm er, daß König Manuel, von Verleumdern und Ohrenbläsern aufgestiftet, einen neuen Oberbefehlshaber in Indien,

den Lopo Soares, ernannt habe, zwei Beamte, die der Vizekönig um ihrer Vergehen willen, als Gefangene nach Portugal geschickt, wieder in ehrenvolle Stellung eingesetzt und Anordnungen für die Verwaltung getroffen, welche dem von ihm selbst befolgten und empfohlenen System widerstrebten. Der Kummer über diesen Undank brach dem Helden das Herz. „Nun ist es Zeit in die Kirche zu flüchten," rief er betrübt aus, und gab Befehl, gen Goa zu segeln. In jenem „Lande der Verheißung" wollte er seine Tage beschließen. Aber ehe er das gewünschte Ziel erreichte, entschlummerte er auf hoher See im Angesichte der herrlichen Stadt, die er der Krone Portugals erobert. Die ersten Kavaliere trugen den großen Toten nach der von ihm gegründeten Marienkirche in Goa, wo er unter dem Wehklagen aller Bewohner eingesenkt ward. Erst nach fünfzig Jahren wurde die Leiche nach Lissabon gebracht und wie er selbst bestimmt, in der Familiengruft beigesetzt, wo seine Ahnen ruhten, in einer Kapelle der Liebfrauenkirche von der Gnade. 16. Dez. 1515.

„Albuquerque war von mittlerer Größe," sagt Schäfer, „und wohl gewachsen, von angenehmer, einnehmender Gesichtsbildung; nur im Zorn hatte sein Blick etwas Schreckendes. Sein langer Bart, der im Alter schneeweiß geworden war, gab ihm ein ehrwürdiges Aussehen. Heiter und freundlich im Umgang, würzte er diesen gern mit witzigen Einfällen, die jedoch den Personen und Umständen angemessen waren. Er sprach und schrieb sehr gut, wobei ihm die Kenntnis der lateinischen Sprache zu statten kam." Wenn auch auffahrend und heftig im Zorn, war er doch von strenger Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit. Seine Justiz war so anerkannt, daß in der Folge noch oft Heiden und Mohammedaner sein Grab schmückten und seinen Schatten anflehten, er möge ihnen Gerechtigkeit verschaffen. Dabei war er uneigennützig und freigebig, und ebenso rasch im Handeln, wie umsichtig im Entwerfen von Plänen. Den verschlagenen Orientalen lernte er bald ihre Listen ab und wußte ihnen klug zu begegnen. Gleich groß als Staatsmann wie als Feldherr hat er die Macht Portugals in Indien auf den Höhepunkt geführt. „Wie sehr Albuquerque der eigentliche Gründer und gewaltige Träger der portugiesischen Herrschaft gewesen, ward erst völlig klar, als die Hand, die überall geordnet und gewirkt hatte, erkaltet, das Auge, das über das unermeßliche Ganze gewacht, erloschen war, als an die Stelle des großen Hingegangenen ein andrer trat."

Portugals Machtstellung im Osten.

Alfons Albuquerque hatte die portugiesische See- und Handelsherrschaft in den indischen Gewässern auf fester Grundlage aufgeführt, seinen Nachfolgern nur die Aufgabe überlassend, das Begonnene zur Vollendung zu führen, die einzelnen Lücken zu ergänzen. Die Inselstadt Goa, durch eine Reihe von Forts und durch eine Kriegsflotte gegen jeden feindlichen Überfall und Angriff geschützt, nahm immer mehr den Charakter einer europäischen Residenz und Herrscherstadt an. Portugiesische Handelsleute und Handwerker siedelten sich daselbst an, aus ihrer Verheiratung mit indischen Mädchen, die das Christentum angenommen, ging eine Nachkommenschaft hervor, die der Herrschaft des Mutterlandes durch friedliche Eroberungen Vorschub leistete. Auch die Thätigkeit christlicher Missionäre, welche von Anfang an mit den Kriegern und Seeleuten Hand in Hand

ging, diente der Ausbreitung der portugiesischen Macht. An allen wichtigen Hafenstädten des Indischen Meeres, von Diu bis zum Vorgebirg Komorin, von Madagaskar, welches im Jahr 1505 Antão Gonsalves entdeckt hatte, bis zu der an Zimt und Edelgestein reichen Insel Ceylon, hatten die Portugiesen Faktoreien gegründet und die meisten mit Festungen und Besatzungsmannschaft geschützt; mit vielen Fürsten bestanden Handels- und Freundschaftsverträge, die häufig zu Schutz- und Trutzbündnissen und zu Klientelverhältnissen sich gestalteten, namentlich, wo es galt, die Eifersucht und den Religions- und Rassenhaß der Hindus gegen die mohammedanischen Zwingherren anzufachen. Die Tributleistungen an die Krone von Portugal und die oberlehnsherrlichen Rechte des fernen Königs erschienen weniger drückend als die Abhängigkeit oder Furcht in der Nähe. Von Malakka aus hatte man die östliche Inselwelt bis zu den Molukken entdeckt, jenen fünf Gewürzinseln unter dem Äquator, deren fruchtbarste, Ternati, in immergrünen Wäldern am Fuße eines vulkanischen Kegels den einer riesenhaften Myrte nicht unähnlichen Nelkenbaum trägt, dessen Blumenknospen vor dem Aufbrechen gepflückt und getrocknet das edle, schon in den Tagen der Römer bekannte Gewürz bilden; in Siam und in der chinesischen Seestadt Kanton hatte man Handelsverbindungen angeknüpft; in Ormus, das die Eingebornen als den kostbarsten Edelstein im Weltenring bezeichneten, galt das Wort des portugiesischen Oberherrn wie am Tajo, und schon waren die ersten Schritte gethan, den Schah von Persien wie den Sultan von Kairo vom Indischen Meer zu verdrängen; mit portugiesischer Hilfe wurde in der Folge durch Correa (1521) die an Datteln reiche Insel Bahrein im Persischen Meerbusen dem Klientelfürsten von Ormus unterworfen; von Aden aus wurde die Durchfahrt durch das Rote Meer erzwungen, Dschidda, der Hafenplatz von Mekka, geängstigt und der Islam in seiner Geburtsstätte bedroht. Selbst die Ausdehnung der Osmanenmacht, welcher bald Ägypten zum Opfer fallen sollte (S. 279), war der Befestigung der portugiesischen Herrschaft förderlich, da die Türken ihre Blicke nach Westen richteten. Auf der Ostküste von Afrika hatte man festen Fuß gefaßt und war endlich auch mit dem sehnsüchtig erforschten Erzpriester Johann oder den christlichen Königen von Habesch in Verkehr getreten; „allein ihr sagenhafter Reichtum, welcher die ersten afrikanischen Entdecker so sehr beschäftigt hatte, verschwand bei dem Anblick des armseligen, von der Zivilisation bisher vernachlässigten Landes“. Gestützt auf die päpstliche Schenkungsakte suchten die Portugiesen eifersüchtig jede fremde Konkurrenz fern zu halten. Kein Fahrzeug durfte sich ohne portugiesische Pässe in den östlichen Gewässern blicken lassen, wollte es nicht als Piratenschiff behandelt werden. Die europäischen Kauffahrer konnten jetzt nur noch in Lissabon Gewürze finden, wohin aus Kalikut Pfeffer, Ingwer aus Kananor, Zimt von Ceylon, die Blüte und der Kern der Muskatnuß von den Banda-Inseln gelangte. Die zwieträchtige, gesunkene, zerrissene mohammedanische und indische Welt war den Portugiesen, welche in jenem Heldenzeitalter die kühnsten See- und Kriegs-

leute aufzuweisen hatten, in keiner Weise gewachsen. Mit Recht konnte sich der König von Portugal „Herr des Handels von Indien und Äthiopien“ nennen. In Goa und Malakka wurden Münzen mit seinem Bildnis geprägt, die in ganz Indien Geltung hatten.

Da wurden die Portugiesen plötzlich aus ihrer sicheren Alleinherrschaft durch christliche Rivalen aufgeschreckt. Als Antonio de Brito in einem javanischen Hafen gegenüber von Madura sich aufhielt, empfing er die unerwartete Kunde, „daß auf den Molukken andre Europäer erschienen wären, die einem javanischen Kauffahrer einen in spanischer Sprache verfaßten Sicherheitspaß ausgestellt hätten“. Die erste Fahrt um die Welt war vollbracht worden. Portugal selbst hatte den Mann erzeugt und erzogen, der das kühe Wagstück ausführte — Fernão del Magelhaens, der Abkömmling eines alten Fidalgogeschlechts aus Oporto. Magelhaens Reise um die Welt. Dez. 1521.

3. König Manuels Regierung und Charakter.

In demselben Jahre, als die erste Fahrt um die Welt gemacht wurde, schied König Manuel aus dem Leben. Man nannte ihn den Großen; mit mehr Recht hätte man ihn den Glücklichen nennen mögen. Denn während seiner sechsundzwanzigjährigen Regierung war der Frieden im Innern ungetrübt geblieben, war das Gebiet in Mauretanien durch Eroberung der Städte Safi, Azamor, Tedneft ausgedehnt und in Streifzügen gegen Marokko mancher ritterliche Strauß ausgefochten worden, und mit Begeisterung hatte sich die ganze Nation an einen König angeschlossen, dessen ganzes Streben auf Begründung einer Seeherrschaft im fernen Osten gerichtet war, der dem kleinen Reiche im Südwesten Europas eine weltgeschichtliche zukunftreiche Machtstellung im Indischen Ozean zu verschaffen gewußt, und sie erntete nun mit ihm die goldenen Früchte, welche der Seehandel auf den Markt von Lissabon führte. König Manuel war kein Monarch ersten Ranges; weder im Krieg noch im Kabinett hat er sich besonders hervorgethan, aber er besaß die Gabe, den portugiesischen Adel an seine Person und an seinen Dienst zu fesseln und die Thatkraft eines ritterlichen Volks auf große Ziele zu lenken. Ein Mann von wohlgestaltetem feingebildetem Körper, von schöner und gewandter Rede, von edler Geistesbildung und wissenschaftlichem Interesse, die er gern in der Unterhaltung an den Tag legte, war Manuel der Glanzstern seines Hofes, dem er eine vornehme Außenseite, einen distinguierten Charakter zu geben verstand. Von vielseitigen Anlagen und von regsamer, empfänglicher Natur hatte er für alle Lebensäußerungen und Thätigkeiten Sinn und Teilnahme. Wenn er sich gern mit gelehrten und erfahrenen Männern über wissenschaftliche Dinge, über ferne Länder und Entdeckungen unterhielt, den mathematischen und astronomischen Studien eines Francisco de Mello u. a. sich geneigt zeigte oder auch dem Geschmacke des Zeitalters huldigend sich astrolo- Manuels Persönlichkeit und der Hof von Lissabon.

gischen Träumereien hingab, so liebte er nicht minder die schönen Künste, insbesondere Musik und Gesang, so ergötzte er sich mit ganzer Seele an den männlichen Vergnügungen, an der Jagd, an Ritterspielen, an der Reitbahn. Dabei war er unermüdlich thätig und arbeitsam und gewissenhaft in Erfüllung seiner Pflichten als Herrscher und oberster Richter. In der Reihe der großen Monarchen, die zu seiner Zeit in Spanien, Frankreich, England, Deutschland den Herrschersitz innehatten, nahm Manuel eine würdige Stellung ein. Und auch an souveräner Machtfülle stand er den absoluten Gewalthabern nicht nach; dafür hatte sein Vorgänger gesorgt; die stolzen Fidalgos scharten sich dienstwillig und voll Ergebenheit um den königlichen Thron und wetteiferten um die Gunst und Gnade des gekrönten Herrn, der in den meisten Fällen Großthaten und hohe Verdienste zu würdigen und zu belohnen wußte. Ritterliche Sitte und Anstand herrschte stets in seiner Umgebung und sein eignes Leben diente dem Adel und dem Volk als Muster und Beispiel; Ehre und Auszeichnung waren den jüngeren Geschlechtern ein Sporn zu kühnen Unternehmungen und heroischen Anstrengungen. „So war der Hof eine Schule des Anstandes, guter Sitten und geselliger Bildung für beide Geschlechter, weiblicher Ehre und männlicher Tüchtigkeit, eine wahre Pflanzschule echter Ritterlichkeit. Der König gab das Vorbild, die Liebe der Frauen begeisterte und — belohnte, der Witz der Hofnarren zügelte und geißelte was abschweifte. Manuels heiterer Sinn und Musikliebe verschönerten das Leben am Hofe und erfüllten alles mit Frohsinn. Für die Traurigkeit fand sich in jener Zeit keine Stätte, bemerkt ein Chronist, man hörte nirgends Klagen; alles erklang von Chören und Gesängen."

Stellung zu Kastilien.

Die großen Erfolge nach außen hatten die Portugiesen zum guten Teil der friedlichen Regierung Don Manuels im Innern zu verdanken. Die Erbfolgekriege zwischen den beiden Nachbarstaaten hörten seit der ehelichen Verbindung des portugiesischen Königs mit der verwitweten Infantin Isabella auf (S. 421); ja eine Zeitlang war Aussicht vorhanden, daß die ganze Pyrenäische Halbinsel nebst Sizilien dem portugiesischen Thronfolger, den Isabella am 24. August 1498 in Saragossa zur Welt brachte, dereinst als Erbteil zufallen würde. Diese Hoffnung ging freilich nicht in Erfüllung, indem der Prinz seiner Mutter bald ins Grab nachfolgte (22. Juli 1500), und nun die zweite Tochter des spanischen Königspaares, die an Philipp von Österreich-Burgund verheiratete Johanna die legitime Erbin des vereinigten Königreichs Kastilien-Aragonien wurde; aber durch die Wiedervermählung des Königs Manuel mit Maria, der jüngsten Infantin von Spanien, wurden neue verwandtschaftliche Friedensbande geknüpft.

Verfolgung der Juden.

Hatte diese Verbindung mit dem größeren Nachbarreiche für Portugal manche politische Vorteile, so trug sie auch dem Lande die Schmach ein, daß es in die Mitschuld eines großen Verbrechens — der Verfolgung der Mauren und Juden — hineingezogen ward. Wir haben die Maßregel in ihrer ganzen Schreck-

lichkeit bei der Geschichte Spaniens kennen gelernt; aber auch für Portugal ist die Durchführung der Judenverfolgung, die schon in den letzten Lebensjahren Johanns II. eingeleitet war, ein Flecken in dem Ehrenbuche der Geschichte und verdunkelt den Glanz, den die Großthaten in Indien auf den Namen Manuels geworfen haben. Gleich im Anfang seiner Regierung empfing der König ein Schreiben aus dem Nachbarreiche mit der Mahnung, „das verworfene, Gott und Menschen verhaßte Volk in Portugal nicht zu dulden“; und schon im Dezember des Jahres 1496 erging das scharfe Gesetz, daß alle Juden bei Todesstrafe und Güterverlust binnen Jahresfrist das Königreich verlassen sollten. Wer nach dieser Zeit einen Juden verberge, sollte sein ganzes Vermögen an den Angeber verlieren. Ein gleiches Gebot wurde gegen die Mauren erlassen. Durch den Übertritt zum Christentum konnten die Unglücklichen sich dem Gesetze entziehen; da aber nur eine geringe Zahl ihre bürgerliche Existenz mit einem schuldbelasteten Gewissen erkaufen wollte, und weitaus die meisten sich zur Auswanderung anschickten, erging der Befehl, daß an einem bestimmten Sonntage den Wegziehenden alle Kinder unter vierzehn Jahren entrissen und nach erhaltener Zwangstaufe in den Städten und Ortschaften verteilt und in der Christenlehre unterrichtet werden sollten. Eine wahre Verzweiflung erfaßte nun die Bedrückten und Verfolgten; viele töteten ihre Kinder, andre legten Hand an sich selbst. Der hartnäckige Widerstand gegen die Taufe führte immer schärfere Gesetze herbei. Die Abfahrtsfrist wurde verlängert; der Ort der Einschiffung auf Lissabon beschränkt, Not und Elend auf den Gipfel getrieben, alles in der Absicht, den Zwangsbekehrungen ein weiteres Arbeitsfeld zu erobern. Aber alle Gebote und Drangsale waren wirkungslos. Mochten auch manche der Gewalt und dem namenlosen Druck sich fügen und äußerlich dem Christentum beitreten, bei weitem die Mehrzahl verließ die portugiesische Erde, wo ihre Väter in Ansehen und Wohlstand gelebt und so viele bei den früheren Königen als Staats- und Finanzmänner, als Ärzte und Gelehrte einflußreiche Stellen bekleidet hatten, und entzogen dem Königreich viele treffliche Kräfte, Vermögen, Erfahrung und Intelligenz. Die Verfolgung war in Portugal um so einschneidender, als hier seit der Gründung des Königreichs eine zahlreiche Judenschaft bestanden, die trotz der Antipathien des Volks und der gesellschaftlichen Zurücksetzung, trotz der Judenquartiere in den größeren Städten und der Abzeichen in der Kleidung sich Reichtümer gesammelt, den Geldhandel in ihre Hände gebracht und sich eine bürgerliche Verfassung mit eignen Gemeindevorstehern und Richtern und mancherlei Vorrechte und Freiheiten erworben hatte. Und nicht nur Staat und Verkehrsleben nahm Schaden; der Fanatismus des Volks, durch Priester und Mönche angefacht und lebendig erhalten, steigerte sich zur Verwilderung und Grausamkeit. Die unvorsichtige Äußerung eines getauften Juden bei Gelegenheit eines angeblichen Wunders am Ostersonntag 1506 führte zu der furchtbaren Verfolgung der „neuen Christen“ in Lissabon, welche zu den dunkelsten und greuelvollsten Erscheinungen der Weltge- 19. April 1506.

schichte gezählt werden muß. Über zweitausend Neubekehrte, an deren aufrichtiges Christentum man nicht glaubte, wurden in der heiligen Osterzeit ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht hingemordet, Lebende und Tote in die flammenden Scheiterhaufen geworfen, ihre Häuser ausgeplündert und zerstört. Selbst in die christlichen Kirchen verfolgte der wütende Haufen die Schutzflehenden und Verzweifelten. Dem Könige gingen solche Ausschreitungen zu Herzen; er ließ die Häupter und Rädelsführer streng bestrafen und verbot die sogenannten „neuen Christen“ anders zu behandeln als die übrigen; allein das Vorurteil pflanzte sich fort und noch oft mußte in späteren Jahrhunderten die Gesetzgebung die Bekehrten gegen den Volkshaß in Schutz nehmen.

Gesetzgeberische Thätigkeit.

Neben der großartigen Seefahrtspolitik war Manuels Hauptthätigkeit dem Ausbau der monarchischen Verfassung des Königreichs und der Gesetzgebung zugewendet. Es war nun die folgerichtige Durchführung des von seinem energischen Vorgänger João II. eingeschlagenen Weges, wenn er durch eine gründliche Reform der alten „Foraes“ die Gemeinderechte und Gemeindeordnungen mit den veränderten Zeitbedürfnissen in Übereinstimmung setzte. Hatte Joãos eiserner Arm die Macht und Anmaßung der Großen und des Adels gegenüber der Krone gebrochen und die königliche Autorität fest begründet, so fiel seinem Nachfolger die Aufgabe zu, auch die Städte und Gemeinden gegen die verjährten Mißbräuche und Übergriffe des Herrenstandes sicherzustellen und ihre Rechte und Leistungen den veränderten Rechtsverhältnissen anzupassen. Zu dem Behuf ernannte er eine aus Rechtsgelehrten und königlichen Räten bestehende Kommission, welche alle Ortsrechte und archivalischen Urkunden sämtlicher Städte, Flecken und Dörfer einer Durchsicht unterwarf, das Unzeitgemäße beseitigte, wohlbegründete Rechte, welche die adligen Gerichtsherren unterdrückt oder außer Acht gelassen, herstellte und das Verhältnis zur Krone und zur Reichsverfassung auf neuer Grundlage ordnete. Besonders wurde das Steuer- und Zollwesen, wurden alle Abgaben und Gefälle, die der großartigen Umgestaltung des Staats- und Handelslebens der Gegenwart nicht mehr entsprachen, einer zeitgemäßen Reform unterworfen, die Regalien und Eigentumsrechte der Krone, die Pflichten, Leistungen und Abgaben der Unterthanen, das ganze Verkehrswesen und alle öffentlichen Einnahmen und Ausgaben festgestellt und königliche Verwaltungsämter dafür geschaffen.

Das Manuelsche Gesetzbuch.

Die Krone setzte König Manuel seiner gesetzgeberischen Thätigkeit durch die Abfassung eines allgemeinen Gesetzbuches auf, ein Werk, das unter Leitung des Reichskanzlers Ruy Botto und einiger rechtsgelehrten Beistände unternommen, sich durch die ganze Regierungszeit dieses Königs hindurchzieht und erst mit der dritten im Druck erschienenen verbesserten und vervollständigten Ausgabe vom Jahre 1521 seinen völligen Abschluß fand. Bei der Aufstellung des neuen Rechtsbuches hatte der königliche Gesetzgeber die Absicht, das vorhandene Alfonsinische Gesetzbuch (S. 407 f.), das den Anforderungen der Zeit und der gesteiger-

ten Rechtsbildung nicht mehr ganz entsprach, zu verbessern und umzugestalten in der Art, daß alles Überflüssige aus demselben ausgeschieden, das Fehlende hinzugefügt, das Mangelhafte vervollständigt, die Widersprüche in Einklang gebracht, das Dunkle und Schwierige aufgehellt und erläutert würde, so daß es jedermann verständlich sei. Im allgemeinen behielt man die Anordnung und Einteilung des älteren Werkes bei, aber durch die Aufnahme vieler neuen Bestimmungen, Verordnungen und Entscheidungen, durch die Beseitigung einer Menge älterer unzweckmäßiger Gesetze und eine durchgängige genaue Redaktion erhielt der Manuelsche Kodex das Gepräge eines neuen systematisch geordneten Rechtsbuches.

„Gleich dem Alfonsinischen Gesetzbuch ist das Manuelsche in fünf Bücher eingeteilt, in beiden der Gegenstand jedes einzelnen Buches mit dem ihm entsprechenden im allgemeinen übereinstimmend. Das erste Buch enthält die Verordnungen für die mit der Verwaltung der Justiz und Finanzen betrauten Personen und Behörden. Das zweite handelt von den Privilegien der Kirchen und Klöster, geistlichen Personen und Kirchengüter; weiter von den Gütern der Krone, den Einkünften derselben und deren Erhebung; endlich von den Vorrechten und der Gerichtsbarkeit der Donatarios. Das dritte Buch umfaßt das prozessualische Verfahren, von der Ladung durch alle Gerichtshandlungen bis zum Endbescheid; das vierte die Verträge und die Succession, und das fünfte die gesetzlichen Bestimmungen über Vergehen und Strafen, sowie den Kriminalprozeß."

Bei der Kodifikation des Manuelschen Gesetzbuches trat die Herrschaft und der Einfluß des römischen Rechts unverkennbar zu Tage. Die altnationalen Rechtsgewohnheiten wurden mehr und mehr durch den Romanismus verdrängt oder im Geiste der neuen Rechtsanschauungen und Rechtsstudien umgeformt. Wir wissen ja schon aus früheren Blättern, wie sehr das römische Recht den monarchischen Absolutismus begünstigte; und zu keiner Zeit waren diese absolutistischen Bestrebungen allgemeiner und konsequenter, als in der Übergangsperiode vom Mittelalter in die neue Zeit. Dieselbe Richtung tritt auch in der Gerichtsverfassung zu Tage, die gleichfalls unter Manuel mancherlei Reformen erfuhr. Wenn früher die niedere Gerichtsbarkeit entweder von den Gemeinden oder von dem grundherrlichen Adel bestellt ward, und nur die wichtigeren Fälle dem von dem König ernannten ordentlichen Richter für Städte und Landbezirke zur Entscheidung überlassen blieben, so wurde jetzt mehr und mehr die gesamte Rechtspflege durch alle Instanzen in der Hand königlicher Richter vereinigt, die sich durch Rechtsstudien für ihren Beruf vorbereitet hatten. Selbst der Gerichtsbereich einzelner privilegierter Korporationen oder Genossenschaften, wie der geistlichen Ritterorden, wurde den königlichen Appellationsgerichten untergeordnet. Rechtspflege.

So ging denn das portugiesische Königreich nach innen und außen umgestaltet und gehoben in die neue Zeit ein. Eine auf festen Rechts- und Verfassungsformen aufgerichtete Monarchie, worin innere Bildung mit äußerem Wohl- Resultate.

stand und mit einer ansehnlichen See- und Kriegsmacht vereinigt war, schien Portugal einer glänzenden Zukunft entgegenzugehen. An Heldenmut und Unternehmungsgeist, an patriotischem Selbstgefühl und Nationalstolz, an staatsmännischem Blick und sicherem Auftreten standen die portugiesischen Seefahrer, Krieger und Feldherren keiner Nation nach. Ein vornehmer Zug, ein großartiges Wesen, wie man es nur bei den alten Römern wiederfindet, liegt auf jenen heroischen Indienfahrern. Aber dem tiefer Schauenden begegneten doch auch gewisse Seiten des Volkslebens, die unter äußerem Glanze gefährliche Symptome erkennen ließen: die Schätze Indiens brachten den Kaufleuten Lissabons und Oportos solche Reichtümer, daß sie einen bis dahin unbekannten Luxus und Aufwand machten, der sich bald über alle Stände, über alle Schichten der Gesellschaft verbreitete und die Bedürfnisse und Lebensgenüsse auf eine üppige Höhe trieb. Und mit der Fülle von Gold und edlem Gut mehrte sich die Begierde, die Habsucht, der Neid, die Rivalität und alle die zersetzenden und aufreizenden Triebe eines gesteigerten Genußlebens. Alles stürzte sich auf die neuen Erwerbsquellen in Indien und Afrika; alles wollte an dem Goldbrunnen schöpfen, der dem Emsigen und Vordrängenden so reichliche Fülle darbot. Wer hatte jetzt noch Sinn und Lust für den mühsamen Feldbau, für die anstrengende Gewerbthätigkeit, für den stillen Fleiß und für harte Arbeit! Der Ackerbau verfiel, namentlich als man auch noch die thätigen Hände der Mauren entbehren mußte; die Werkstätten standen öde und verlassen; ein Jagen nach raschem Gewinn und Genuß, ein Hang zur Abenteuerlichkeit, eine leidenschaftliche Liebe für die Üppigkeiten und Weichlichkeiten des Lebens, für Luxus und Pracht erfaßte die Herzen der portugiesischen Männer und Frauen. Aber mit diesem Verlangen hielt die eigne Arbeit und Anstrengung nicht gleichen Schritt. Während Indiens Waren auf den Märkten und in den Hafenplätzen des portugiesischen Landes feil geboten wurden, kaufte man vom Auslande jene Kunsterzeugnisse und feine köstliche Industriewerke, die man nicht entbehren wollte und zu deren Bereitung im eignen Lande man nicht mehr die Fähigkeit oder die Lust besaß.

IV. Zweite Periode der Entdeckungen.

1. Die Entdeckungsfahrten in Mittelamerika und die erste Reise um die Welt.

a. Ojeda und seine Gefährten.

Durch Kolumbus war ein neuer Heldengeist geweckt worden; alle mutvollen, mit der See vertrauten Männer zogen auf Entdeckungen aus; Abenteurer, Waghälse und Glücksritter aller Art schlossen sich an. Wer wollte da müßig sein, wo für Geld-, Ruhm- und Ehrbegierde ein so weites Feld offen stand und eine neue geheimnisvolle Welt dem romantischen Rittersinn einen so lockenden Schauplatz für Thatenruhm darbot? Noch ehe Kolumbus das südliche Festland entdeckt hatte, war ein andrer unternehmender Italiener, Giovanni Gabotto (Cabot) aus Venedig, dessen rege Einbildungskraft durch die Lorbeeren seines genuesischen Landsmannes aufgeregt worden war, mit seinen drei Söhnen von Bristol aus auf einem englischen Schiffe nordwärts gesegelt und hatte das ferne Land Labrador mit seinen Eisbären, Klippen und wilden Einwohnern aufgefunden; doch war das nördliche Küstenland, das sein unternehmender Sohn Sebastian Cabot und der Portugiese Gaspard Cortereal in seiner ganzen Ausdehnung von Florida bis nach der Insel Neufundland und bis zur Hudsonsbaistraße und zum Lande der Eskimos entdeckten, nicht berufen, jetzt schon in das geschichtliche Leben einzutreten; seine Bedeutung für die europäische Menschheit lag noch verhüllt in der Zukunft. Übrigens verdient unter allen Entdeckern des großen Zeitalters Sebastian Cabot, welcher halb verschollen in London starb, durch die Originalität seiner Unternehmungen die nächste Stelle nach Christoval Colon. Wie dieser besaß auch Cabot einen regen Sinn für Naturbeobachtung. Er entdeckte zuerst die westlich sich verbreitenden Strahlen des Golfstromes und beobachtete mit großer Genauigkeit die örtlichen Veränderungen in der Variation der Magnetnadel. — Seitdem von dem Indienhaus in Sevilla und von der Krone selbst Patente zu Entdeckungsreisen an Privatunternehmer ausgegeben wurden, mit der Bedingung einer bestimmten Abgabe des Gewinnes an die Schatzkammer, mehrten sich die Fahrten. Besonders war der Karibische Golf das Ziel der Entdecker, seit Guevara und Niño mit Perlen und Goldfrachten heimgekehrt waren. Wir wissen, daß Rodrigo Bastidas von Sevilla kurz vor Colons letzter Reise die Landenge von Darien befuhr; auch der kühne Ojeda, eine der hervorragendsten Erscheinungen in dieser tapfern „Weltmeerritterschaft“, lenkte auf einer zweiten Fahrt, die er mit Garcia da Ocampo, Juan de Vergara und Hernando de Guevara unternahm, in jene Gegend. Sie entdeckten die „Insel der Riesen“ (Curaçao) und die Halbinsel Paraguana und segelten in die Maracaibosee und in die Bai von Coro, die gefangenen Eingebornen in Leibeigen-

Randnotizen: Entdeckungsfahrten nach Nordamerika u. nach dem Karibischen Golf. — 1497. — 1500. 1501. — 1500—1502.

schaft wegführend. Ojeda machte dieselben Erfahrungen wie Kolumbus. Als die Gefährten statt üppigen Genusses nur Hunger und Fieber, statt Gold und Perlen tägliche Gefechte mit den streitbaren und feindseligen Indianern trafen, steigerte sich der wachsende Mißmut zum offenen Aufruhr. Ojeda wurde mit Ketten beladen nach Hispaniola geführt, aber, von Ovando nach Spanien entlassen und von den Gerichten des Mutterlandes freigesprochen. Im folgen-
1503–1504. den Jahr segelte ein Geschwader unter den Brüdern Guerra und dem erwähnten Seemann Juan de la Cosa nach dem Gestade von Cartagena und den Mündungen des Magdalenenstroms, führte die wilden Bewohner, die als Menschenfresser (Kannibalen) gefürchtet waren, als Sklaven fort und erpreßte Gold und Wertsachen. „Einer der dortigen Häuptlinge, der sich arglos an Bord wagte, wurde festgehalten und seinen Unterthanen ein Lösegeld für den Fürsten aufgelegt. Durch die Henkel eines Winzerkorbes zog man eine Stange und bedeutete die Eingebornen, sie sollten bis zur Höhe dieses Querzeichens das Gefäß mit Goldschmuck füllen. Herolde durchzogen das fürstliche Gebiet und forderten das Lösegeld ein. Es kostete viele Mühe, das Begehrte aufzutreiben; als man aber endlich die Stange erreicht hatte, heischte Christoval Guerra hart und treulos: da so wenig fehle, möge man nur den Korb bis zum Rande füllen. Das Suchen begann von neuem und manches vergessene Kleinod wurde noch aus den Winkeln und Ritzen der Häuser von Luft und Rauch geschwärzt oder mit Rost bedeckt hervorgezogen. Daran merkten die Spanier, daß sie von den Eingebornen alle Schätze bis auf die trübe Neige erpreßt hatten. Man entließ den Kaziken nun wirklich und schenkte ihm aus Ironie für die überstandene Angst und die 600 Mark Lösegeld eine europäische Axt." So verfuhren die ersten Begründer des spanischen Pflanzstaates im heutigen Neugranada. Nur Gold und Reichtum erschien den Entdeckern ein genügender Ersatz für die unzähligen Gefahren und Entbehrungen, für die Leiden des Hungers und der Krankheiten, denen so manche zum Opfer fielen. Die weiteste und erfolgreichste Küstenfahrt im mittleren und
1508. südlichen Amerika unternahmen drei Jahre später zwei erfahrene Seemänner: der erwähnte kühne Pilot Pedro de Ledesma und Juan Dias de Solis. Nachdem sie die westliche Spitze von Cuba umschifft und die wahre Gestalt und Beschaffenheit der Insel festgestellt, steuerten sie wie einst Kolumbus nach der Küste von Honduras und entdeckten, indem sie dem peninsularischen Festlande folgend über die Hondurasbai fuhren, die Halbinsel Yukatan. Weiter setzten sie ihre Fahrt nach jener Richtung nicht fort; die große Kulturwelt im Westen dieser Halbinsel war einem andern Entdecker vorbehalten. Dagegen durchschnitten sie das Karibische Meer und segelten längs der atlantischen Küste von Südamerika weit über den Äquator hinaus, an allen vorspringenden Landesteilen spanische Wappensteine aufpflanzend als Zeichen der Besitzergreifung für die Krone Ferdinands des Katholischen.

Alle diese Unternehmungen waren nur Entdeckungsfahrten und Landungen

zur Erforschung der Inseln und Küsten und zur Erzielung von Schätzen und Reichtümern, sei es durch Tauschhandel oder Menschenraub. Die Gründung fester Ansiedelungen, die wirkliche Besitzergreifung der neuen Länder mittels seßhafter Kolonisten und dauernder Niederlassungen lag noch in weiter Ferne. Ehe man jenes fruchtbare und reiche Gebirgsland, welches den nördlichen und südlichen Kontinent der Neuen Welt verbindet und damals von kriegerischen Stämmen bewohnt war, entschleiern und der europäischen Ansiedelung zugänglich machen konnte, mußten noch viele kühne Züge unternommen, noch viele Abenteuer und Gefahren überstanden, noch große Arbeiten und Anstrengungen verrichtet werden und noch mancher Seemann seine Kühnheit mit dem Leben bezahlen. Wer die Mittel einer Ausrüstung besaß, wen Ruhmsucht und Hoffnung auf Gewinn vorwärts trieb, wer Mut und Selbstvertrauen in seiner Brust hegte, fand leicht Gelegenheit zu frischen Wagnissen, sei es auf eigne Hand, sei es im Anschluß an andre. Mit Patenten, Bewilligungen und Titeln, die der Krone keine Ausgaben machten, war König Ferdinand und Bischof Fonseca nicht karg. So erlangte Diego de Nicuesa, ein schmucker Kavalier von männlicher Schönheit und anmutigen Manieren, eben so gewandt im Rossetummeln wie im Lautenspiel, der in Hispaniola durch Goldwäscherei ein bedeutendes Vermögen erworben, bei Gelegenheit einer Reise nach Spanien von der Regierung die Ermächtigung zu einer Expedition behufs der Gründung einer Kolonie auf dem Festlande. Dieselbe Erlaubnis wurde auch dem unermüdlichen Ojeda erteilt, als er sich zu einer dritten Fahrt nach dem mittleren Küstenlande entschloß, in der Hoffnung, das Glück, das ihn bisher noch wenig begünstigt hatte, in seinen Dienst zu zwingen. Beide verpflichteten sich, die Ansiedelung auf eigne Kosten auszuführen, wofür ihnen die Statthalterschaft über die Ländergebiete zugesichert ward, welche sich vom Golf von Darien ostwärts bis zum Cabo de la Vela und nordwestlich bis zum Vorgebirg Gracias a Dios ausdehnen, also daß Nicuesa „Goldkastilien“ oder die heutige Moskitoküste und die Landenge von Panama, Ojeda „Neuandalusien“ oder die Küstenlandschaften der jetzigen Republik Neugranada zu Anteil erhalten sollte. Da sie sich schon vor der Abfahrt über den Bereich ihrer Gebiete stritten, so wurde der Rio Grande, der dem Golf von Darien süßes Wasser zuführt, als Grenzfluß bestimmt. Nur mühsam brachte Ojeda, dem seine bisherigen Fahrten und Wagnisse keine Reichtümer eingetragen hatten, mit Hilfe des wohlhabenden Advokaten Hernandez de Enciso von San Domingo die Geldmittel auf, um mit dreihundert Matrosen und zwölf Pferden auf einem Geschwader von vier Segeln nach seinem Bestimmungsort abzufahren, während der reiche Nicuesa fünf Schiffe mit siebenhundert rüstigen Männern aufzustellen vermochte. In Hispaniola trieben sich viele mittellose und abenteuerlustige Gesellen umher, die jedem, der sie den Händen der Gläubiger entriß oder ihnen Gewinn in Aussicht stellte, zu Diensten bereit waren.

[Randnotizen: Niederlassungsversuche in Darien. — Nicuesa und Ojeda. — 1508. — Nov. 1509.]

Unfälle in Uraba. Nach wenigen Tagen erreichte Ojeda das Delta des Magdalenenstromes und beschloß gegen den Rat des Piloten Juan de la Cosa, der sich ihm in Hispaniola angeschlossen hatte und aus früheren Erfahrungen die streitbare Natur der karibischen Eingebornen kannte, eine Landung, um durch Menschenraub die Kosten zur Abtragung seiner Schulden zu erzielen. Durch einen unerwarteten Überfall am frühen Morgen gelang es dem kühnen Führer und seinen Gefährten aus dem Karibendorf Calamar, da wo heute die Stadt Cartagena steht, etwa hundert Indianer als Gefangene auf die Schiffe zu bringen; als sie aber am nächsten Tag an einer andern Stelle in derselben Absicht landeten und unvorsichtig über das Gestade zum Menschenfang sich zerstreuten, wurden sie von den Eingebornen überfallen und mit Pfeilen beschossen, die mit einem giftigen Pflanzensaft bestrichen tödliche Wunden schlugen. Ojeda und la Cosa suchten mit einer kleinen Schar Zuflucht in einer Hütte; aber nur der erstere, der klein von Gestalt sich hinter seinem Schilde vor den vergifteten Geschossen zu schützen vermochte, entging dem Todeslos und entkam mit einem einzigen Gefährten an die Küste, wo die zurückgebliebene Mannschaft ihn nach ängstlichem Suchen hinter einem Gebüsch entdeckte, vor Hunger und Erschöpfung sprachlos. La Cosa und alle gelandeten Spanier, siebzig an Zahl, fanden durch die Giftpfeile einen elenden Tod. Auf Ojedas Schild zählte man dreihundert Schüsse. Nicuesa, der gerade mit seinem Geschwader hinzukam, rächte den Untergang der Landsleute. Etwa vierhundert Bewaffnete stiegen ans Land, trieben in zwei Haufen geteilt die flüchtigen Einwohner in das Dorf, und steckten die Häuser in Flammen. Das Entsetzen vor den Reitern und ihren Rossen, welche die Brandstätte umstellt hatten, hinderte jede Flucht. „Vor diesen Doppelgeschöpfen stürzten sich Mütter mit ihren Kindern im Arm freiwillig in das Feuer und die Schauderszene schloß mit einem vollständigen Morden ohne Erbarmen für Geschlecht und Alter." Aber auch auf die Spanier machte die aufgeschwollene Leiche La Cosas solchen Eindruck, daß sie die Stätte des Schreckens mit Grauen verließen.

San Sebastian in Darien. Um die Stellen der Gefallenen oder vom Fieber Dahingerafften wieder auszufüllen und Ansiedler für die am Uraba oder Golf von Darien gegründete feste Niederlassung San Sebastian herbeizulocken, sandte Ojeda seine Beute an Gold und Sklaven nach Hispaniola. Seine Absicht wurde erreicht; Talavera, ein verschuldeter Pflanzer, schiffte sich mit einer Bande von siebzig gleichartigen Gesellen ein, um in der neuen Kolonie ihr Glück zu versuchen. Sie fanden die
1505. Niederlassung im traurigsten Zustande. Mangel, Entbehrung und die giftige Küstenluft hatten die Ansiedler hart mitgenommen; Meutereien waren ausgebrochen, die von dem Statthalter nur durch die strengsten Bestrafungen unterdrückt werden konnten; die Eingebornen lauerten hinter Büschen und Bäumen,
Ojedas Schicksale und Ausgang. um mit ihren Todesgeschossen die Fremdlinge von der Küste fortzutreiben. Ojeda selbst wurde in den Schenkel getroffen, und nur durch die wunderbare Energie seines Charakters, indem er sich durch einen Wundarzt das Fleisch rings um die

gefährliche Stelle mit einem glühenden Eisen ausbrennen und dann die Brandwunde mit in Essig getauchten Tüchern verbinden ließ, entging er dem unvermeidlichen Tod. Bald nach seiner Genesung beschloß er, da Talaveras Vorräte auf die Neige gingen und Enciso sich mit der versprochenen Zufuhr nicht blicken ließ, selbst nach Hispaniola hinüberzusegeln, um neue Hilfsquellen zu eröffnen. Den Oberbefehl über die Kolonie bis zu seiner Wiederkehr übertrug er einem Manne, dessen Name bald in aller Mund sein sollte, dem Franz Pizarro aus Truxillo in Spanien. Die schreckliche Lage, in welche die Pflanzstätte San Sebastian nach Ojedas Abreise geriet, war die erste Lebensschule des Spaniers, von dem ein neuerer Schriftsteller bemerkt, „er habe die Furcht nur vom Hörensagen gekannt“. Aber auch Ojeda hatte Schicksale und Abenteuer zu erdulden, wie sie nur in jener wunderbaren Welt vorkommen konnten. Er landete mit Talavera und seinen ruchlosen Gesellen, die schon auf dem Hinweg ein genuesisches Schiff seeräuberisch überfallen und geplündert hatten, auf Cuba. Um der Justiz zu entgehen beschlossen sie zu Land die Insel zu durchwandern, und dann von der Ostküste aus verstohlen nach Hispaniola überzusetzen. Aber dieser Weg war mit unsäglichen Beschwerden und Gefahren verknüpft: nicht genug, daß dichte Wälder, Moräste und stehende Wasser jeden Fußtritt hemmten; die verwilderte Bande, unzufrieden mit der strengen Mannszucht Ojedas, legte den Führer in Fesseln und setzte ihn erst wieder in Freiheit, als die Eingebornen dem Zuge bewaffnet entgegentraten, und sie des starken Armes und guten Schwertes des mutigen Mannes nicht entbehren konnte. Schon vor Jahren im Kampfe gegen Caonabo und seine Scharen trug Ojeda, ebenso abergläubisch als tapfer, ein Marienbild zum Schutze bei sich, auf das er blindes Vertrauen setzte. Dazu nahm der andalusische Ritter auch jetzt seine Zuflucht. Bei jeder Rast wurde das Bildnis der Gottesmutter, das Werk eines flandrischen Meisters, das er aus den Händen Fonsecas empfangen, an einen Baumast gebunden und von der ganzen Schar in Andacht verehrt, und als endlich nach einem dreißigtägigen Marsch durch die waldige Einöde die auf die halbe Zahl zusammengeschwundene Mannschaft in dem Indianerdorf Cueyba anlangte, wo man sie wohlwollend und gastlich aufnahm, baute Ojeda, wie er gelobt, eine kleine Kapelle und hängte das wunderbare Gnadenbild über dem Altar auf, das dann die Eingebornen in höchster Verehrung hielten. Auf einer spanischen Barke setzten nach einigen Tagen die Abenteurer nach Jamaika über, wo Talavera und einige seiner Genossen wegen Seeraubs zum Galgen verurteilt wurden; Ojeda aber kehrte nach San Domingo zurück und starb daselbst wenige Jahre nachher in größter Armut.

Alfons Ojeda gehört zu den interessantesten Erscheinungen unter dem spanischen Heldengeschlecht in den ersten Jahrzehnten der Entdeckungen, urteilt Peschel. „War er auch nicht rein von den Flecken seines Zeitalters und seines Handwerks, sah er die Grenzen des Erlaubten nur dort, wohin sein guter Degen nicht mehr reichte, so über-

traf er doch an Kühnheit, Ausdauer und ungesättigter Entdeckerlust alle seine Gefährten, über die ihn seine adlige Gesinnung weit erhob, denn niemals hat er sich erniedrigt, Mißhandlungen anders zu vergelten, als mit Geringschätzung."

b. Vasco Nuñez Balboa.

Santa Maria del Antigua in Darien. Als Ojeda von San Sebastian weggefahren war, hatte er seinem Nachfolger eine Frist von fünfzig Tagen für seine Rückkunft gesetzt. Sollte diese verstrichen sein, ehe er wiederkehre, so möchten die Ansiedler wegsegeln. Ojeda kam nie mehr nach dem ungastlichen Uraba. Und als Hunger und Fieber die zurückgelassene Mannschaft bis auf sechzig Köpfe weggerafft hatte, und fast alles aufgezehrt war, schiffte sich Pizarro mit dem Rest auf zwei Barken ein. Bei Isla Fuerte strandete die eine und versank mit der gesamten Mannschaft vor den Augen der Gefährten; die übrigen trafen an der Mündung des Magdalenenflusses unerwartet auf das Auswandererschiff, mit welchem endlich Enciso von Hispaniola abgesegelt war, und fanden dort willkommene Aufnahme. Unter den neuen Ankömmlingen befand sich ein rüstiger hochgewachsener Pflanzer, welcher, in einer Tonne versteckt, seinen Gläubigern auf San Domingo entschlüpft war — Vasco Nuñez Balboa, aus Jeres de Badajoz. Von guter, wenn auch nicht vornehmer Herkunft, hatte er in der Neuen Welt sein Glück gesucht, aber bis jetzt nicht gefunden. Ein Begleiter des Rodrigo Bastidas war er mit den beiden Küstenlandschaften des Golfs von Darien bekannt geworden und war jetzt dem Enciso, der wieder nach San Sebastian zurückzukehren beschloß, von großem Nutzen durch seinen Rat und Beistand. Als die Mannschaft, die durch das Stranden des Schiffes beim Einlaufen in den Golf von Darien ihre Vorräte eingebüßt hatte, beim Plündern der Küstendörfer von den vergifteten Pfeilen der karibischen Einwohner Schaden litt, machte Balboa den Vorschlag, auf die andre Seite des Meerbusens überzusetzen, wo der Atrato oder Rio Grande einen reichen Fruchtgarten um sich bewässere und eine gutartigere Bevölkerung hause. Man folgte seinem Rat. Nach einem leichten Sieg über die Indianer, welche die Fremdlinge vom Landen abhalten wollten, faßten sie festen Boden und gründeten zu Ehren der Gottesmutter in Sevilla, der sie den günstigen Ausgang des Kampfes zuschrieben, die Kolonie Santa Maria del Antigua, von wo aus sie Raubzüge in die umliegenden Dorfschaften unternahmen. Bald galt der ritterliche Balboa mehr als der Advokat Enciso; er wurde von den Ansiedlern zum Alkalden oder Richter von Goldkastilien gewählt. Um jedoch eine Spaltung zwischen ihm und Enciso zu vermeiden, beschloß man den Nicuesa, dessen Schiffshauptmann Rodrigo de Colmenares beim Vorüberfahren die neue Kolonie großmütig mit Lebensmitteln versorgt hatte, zur Übernahme des Oberbefehls herbeizurufen; da die Stelle, wo die neue Kolonie angelegt war, in das Bereich seiner Statthalterschaft gehörte.

(Sommer 1510.)

Nicuesas Schicksale. Nicuesa war nicht wenig überrascht, als auf dem ersehnten Fahrzeuge, das

Colmenares aus Hispaniola mit Vorräten herbeiführte, eine Gesandtschaft aus Maria del Antigua ihm den ehrenvollen Ruf überbrachte. Denn seitdem er sich von Ojeda getrennt hatte, um die Goldküste Veragua aufzusuchen, hatte seine Mannschaft durch Hunger und Anstrengung, durch Verrat und Meuterei, durch Unfälle jeder Art und durch den Gifthauch der tropischen Küste so unsägliche Leiden und Drangsale erduldet, daß die 785 seefahrenden Männer, welche einst auf einem stattlichen Geschwader von fünf Schiffen nach dem reichen Küstenlande des Goldenen Kastiliens unter Segel gegangen, in der neuen Ansiedelung Nombre de Dios auf sechzig Köpfe zusammengeschmolzen waren, deren sieche, abgehärmte, in Lumpen gehüllte Gestalten ein Bild des Jammers darboten. Wie Engel des Himmels wurden Colmenares und die Gesandten aus Darien empfangen und sofort Anstalten zur Übersiedelung getroffen. Freudig verließen die Geretteten die Ansiedelung Nombre de Dios, nichts zurücklassend als einen bevölkerten Kirchhof, dessen Kreuze und Leichensteine eine bange Warnung enthielten für alle späteren Besucher des Ortes. Aber Nicuesa, der einst durch seine ritterlichen leutseligen Manieren die Menschen entzückt und an sich gefesselt, war unter den rauhen Schicksalsschlägen hart und tyrannisch geworden. Er hatte den Lope de Olano, einen Basken, der sich seinen Befehlen widersetzt und eine Zeitlang von ihm getrennt hatte, zur Strafe in Eisen schlagen und öffentlich mit indianischen Mägden den Stein einer Maismühle drehen lassen, er hatte seinen Schatzbeamten Juan de Queicedo in der Ehre gekränkt, und durch seine Willkürhandlungen großes Ärgernis gegeben; und als er jetzt, „berauscht von dem starken Glückswechsel", die Statthalterwürde als ein ihm zustehendes Recht darstellte, vermöge dessen er alles ohne seine Bewilligung bisher erbeutete Gold in Beschlag nehmen dürfe, und die beiden Botschafter mit den Ämtern belohnte, auf welche Balboa und Enciso sich Hoffnung gemacht, da war es mit seiner Popularität bald zu Ende. Die Jammergestalten seiner vorausgesandten Gefährten waren wenig geeignet, der Kolonie Vertrauen oder Begeisterung einzuflößen. Reue und Verstimmung gab sich gleich bei seiner Ankunft in Darien kund, die der verschlagene Balboa, so sehr er durch äußere Freundlichkeit und biedermännisches Entgegenkommen jedes Mißtrauen fern zu halten wußte, zu seinen gunsten zu verwerten verstand. Er beredete den Statthalter, die Ansiedler noch einmal über die Wahl ihrer Obrigkeit abstimmen zu lassen, so sehr auch ein solches Verfahren mit dessen behaupteten Rechtsansprüchen im Gegensatz stand; und als die Wahl auf Balboa fiel, stellte er sich sehr überrascht und sträubte sich so lange, bis Martin de Camudio, einer der Häupter der Gegenpartei, einen Aufstand gegen Nicuesa erregte, den vom Schicksal schwer betroffenen Mann gefangen nahm und ihn endlich mit sechzehn seiner Getreuen auf einer gebrechlichen Barke 1. März 1511.
zur Abreise zwang. Was aus dem Unglücklichen geworden, ist unbekannt. Eine spätere Sage wollte wissen, er sei an der Küste von Cuba elendiglich umgekommen.

Balboa Oberhaupt der Kolonie.

Nunmehr war Balboa das Oberhaupt der aus etwa dreihundert Ansiedlern bestehenden Kolonie Maria del Antigua am „großen Flusse", welcher den Meerbusen von Darien mit süßem Wasser füllt. Er hatte keine legitime Amtsgewalt, aber sein kühner, unternehmender Geist verschaffte ihm dennoch Gehorsam und hielt jede Empörung fern. Die rauhen Männer, die sich ihm anschlossen, fragten nicht viel nach königlichen Dekreten; unter Balboas Führung machten sie ihre Lebensschule für künftige Tage der Eroberung und des Ruhmes.

Sitten und Einrichtungen der Cueva-Indianer.

Die Entdeckung und Besiedelung der gebirgigen waldbedeckten Landbrücke, welche die südamerikanische Halbinsel mit den nordamerikanischen Ländermassen verbindet, war ein schwieriges Unternehmen, teils weil die tropische Natur die Hochebenen des inneren Landes mit undurchdringlichen Schlingpflanzen und Waldesdickicht füllte, in denen eine unendliche Welt von Reptilien sich bewegte, während der feuchte Boden des Küstensaumes fieberbringende Dünste erzeugte, „in denen Wolken von Moskitos und Sandfliegen ihr Gedeihen finden", teils weil die eingebornen Stämme, durch Sprache, Lebensgewohnheiten und gesellschaftliche Formen untereinander verwandt, sich gegen die neuen Ankömmlinge viel mißtrauischer und feindseliger verhielten, als die Insulaner der Antillen. Wenn auch die staatlichen Verhältnisse und die Ordnungen des Zusammenlebens einige Verschiedenheit mit den Ureinwohnern der westindischen Inselwelt darboten, so bewegten sie sich doch auf derselben Stufe der Entwickelung. Auch die Cueva-Indianer gehorchten kleinen Dynasten, Quebi oder Tiba genannt, unter denen ein vielgegliederter Lehnsadel die weite Kluft zwischen den niederen Ständen und den mit einem Brandstempel oder anderm Merkmale bezeichneten Leibeignen ausfüllte, wie denn überhaupt bei den Natursöhnen der Neuen Welt die Ständeunterschiede fast kastenartig bis auf die Vermeidung unebenbürtiger Ehen ausgebildet waren. Selbst über das Leben hinaus erstreckte sich dieser Unterschied der Stände. Nur die fürstlichen und adligen Personen und ihre Dienerschaft waren nach dem Glauben der mittelamerikanischen Indianer der Unsterblichkeit teilhaftig. Daher wurden ihre Leichen, zu Mumien gedörrt, in luftigen Grüften aufbewahrt, während die Sterbenden aus dem gemeinen Volk auf ein ödes Feld getragen und dort den Vögeln und Würmern zur Speise überlassen wurden. Auch in den Sitten und Gebräuchen und in der ganzen äußerlichen Erscheinung ist eine Übereinstimmung, ein typischer Rassencharakter zwischen den Insulanern und der festländischen Urbevölkerung nicht zu verkennen, wie sehr auch einzelne Lebensäußerungen ein eigentümliches, in der Landesnatur wurzelndes nationales Gepräge verraten mochten. Das Familienleben war durch Gesetze und Übereinkunft geordnet und die Sitte machte den Frauen eheliche Treue und keusche Zurückhaltung zur Pflicht, und wenn es auch den Häuptlingen und Magnaten nachgesehen ward, daß sie sich ein Frauenhaus hielten, so galt doch nur eine als die rechtmäßige Gattin und nur ihre Kinder als erbberechtigt. Von dieser forderte denn auch die nationale Sitte, daß sie den Gatten

nicht überlebe, sondern sich mit ihm begraben lasse. Aber wie bei den Insulanern machte sich auch auf dem zentralamerikanischen Festlande seit der Ankunft der Europäer eine Lockerung der Sitten bemerkbar: den Verführungen der Spanier vermochten die Frauen und Töchter nicht zu widerstehen; und zwar durften sich die Offiziere weit mehr als die Gemeinen genossener Huld von seiten der eingebornen Frauen rühmen, „denn nur dem Tapfern allein gewährten sie die höchste Liebesgunst". Sie trugen lange baumwollene Gewänder und eine Art Schnürbrust aus Goldblech, während die Männer nackt einhergingen, nur daß sie ihre Haut bemalten und um die Lende einen Leibgurt mit einem Muschelgehäuse oder Cylinder von Gold befestigten. Leben und Eigentum war durch strenge Strafgesetze geschützt, die von den Fürsten selbst in ihren Gerichtssitzungen gehandhabt wurden; Lüge und falsches Zeugnis waren unbekannte Laster, daher auch bei Klagen kein Zeugenverhör stattfand. Eine Priesterschaft verrichtete die Gebräuche ihres Götzendienstes, spendete Arzneimittel und erteilte Orakel. In den sumpfigen Niederungen des Atrato bauten die Einwohner ihre Behausungen in die Wipfel der Palmenbäume, zu denen sie auf Leitern mit großer Behendigkeit emporstiegen.

Balboas Entdeckungszüge an der Küste von Darien.

Als Balboa mit seiner Mannschaft in das benachbarte Küstenland Careta vordrang, kamen ihm zwei Spanier, gleich den Eingebornen unbekleidet und mit Farbe bemalt, als Dolmetscher des Fürsten Chima entgegen. Sie waren vor achtzehn Monaten mit einem dritten Gefährten, den aber der ruchlose Alfons im Streit erschlug, aus der Rotte Nicuesas entflohen und hatten die gastliche Aufnahme am Hof des Häuptlings mit Kriegsdiensten gegen die Nachbarstämme vergolten. Da nun der Tiba den Fremdlingen die begehrten Lebensmittel versagte, weil sein Land durch Krieg erschöpft sei, überfiel Balboa auf Alfons' Rat die Ortschaft Careta zur Nachtzeit und führte den Häuptling als Gefangenen weg. Um seine Freiheit wieder zu erlangen, machte er ein Bündnis mit den Spaniern, gab dem Anführer seine Tochter in die Ehe und sorgte für Unterhalt. Von den Indianern geleitet und unterstützt, unternahm nun Vasca Nuñez Balboa einen Streifzug gegen den benachbarten Tiba Ponca, Chimas Erbfeind, zwang ihn zur Flucht in die Berge und legte den Grund zu der Niederlassung Acla am heutigen Caledonianflusse. Weiter gen Westen vorrückend kamen die Spanier in eine schön bewässerte grasreiche Küstenlandschaft, wo ein Kazike Namens Ponquiaco sie freundlich in seinem weiten, von Stein gebauten Palast aufnahm und sie nicht nur reichlich bewirtete, sondern auch mit Gold beschenkte. Mit Erstaunen betrachteten die Europäer die stattliche Residenz des Tiba und die Totenkammer mit den aufgehängten Mumien seiner Ahnherren, und mit noch größerem Erstaunen vernahmen sie von dem Fürstensohne, der verwundert auf den Golddurst der fremden Männer blickte, daß er ihnen ein Land zeigen könnte, wo das ersehnte Metall in Fülle vorhanden sei, und daß sie auf dem Kamme des Gebirges noch ein andres Meer erschauen

würden, auf dem Fahrzeuge mit Segeln und Rudern einherführen. Aber sie müßten in größerer Menge kommen, denn es wohnten dort mächtige und streitbare Herrscher. Welch eine hoffnungsreiche Zukunft eröffneten diese Worte den unternehmenden Männern! Waren sie schon über die Anzeichen des fortgeschrittenen bürgerlichen Lebens, die sich ihren Blicken enthüllten, in Erstaunen geraten, was stand erst jenseits der hohen Bergwand zu erwarten! Eilig kehrten sie nach Santa Maria zurück, um von Hispaniola, wo damals Diego Colon als Statthalter weilte, neue Hilfsmittel und Zufuhr herbeizuschaffen. Valdivia, der mit einer Karavelle von San Domingo angekommen war, sollte die große Botschaft und das Hilfsgesuch nach der spanischen Insel tragen und, um größere Bereitwilligkeit zu erzeugen, 300 Mark Gold als die schuldige Abgabe an die königliche Schatzkammer abliefern. Aber zum Unglück litt die Karavelle in der Nähe von Jamaika Schiffbruch, das Gold wurde in den Wellen begraben und Valdivia nebst seinen Gefährten in Yukatan, wohin ein Boot sie getragen, von einem Häuptling den Götzen geopfert.

Nur zwei blieben am Leben, von denen der eine ganz zum Indianer wurde, Nase, Lippen und Ohren durchbohrte und eine vornehme Landeseingeborne zum Weib nahm, der andre, dem geistlichen Stande angehörig, blieb seinen Gelübden treu, und wurde nach achtjährigem Umherirren und vielen Schicksalen und Abenteuern von dem Geschwader Fernando Cortez' aufgenommen.

Verschwörung der Eingebornen.

Lange harrten Balboa und die Ansiedler von Antigua der ersehnten Rückkehr Valdivias und unternahmen mittlerweile kleinere Entdeckungszüge im Gebiet des Atrato und seiner Nebenflüsse. Das Schwert in der Hand und wegen der Hitze Schild und Kleider auf dem Kopfe tragend, stiegen die Spanier die beschwerlichen Gebirgspfade hinan, die feindlich entgegentretenden Eingebornen bekämpfend und die Ortschaften alles Goldes und aller Wertsachen beraubend. Ein Quebi, der seine Behausung in der Krone eines riesigen Palmenbaums aufgeschlagen hatte, sah sich, als die Fremdlinge die Axt an den Stamm legten, gezwungen von seiner luftigen Feste herabzusteigen und Lösegeld zu versprechen. Aus den höher gelegenen Berglandschaften sollte er Gold herbeischaffen, das einzige Gut, wonach die habgierigen Seelen der Spanier dürsteten und von dem ihre Phantasie ihnen eine unerschöpfliche Fülle in den unzugänglichen Gebirgslandschaften vorspiegelte. Durch Liebkosung und Geschenke, durch Drohung und Folter suchten sie sich den Zugang zu den goldenen Truggefilden zu öffnen. Müde der Tyrannei schlossen die fünf Quebi im Atratogebiet einen Bund gegen die verhaßten Fremdlinge. Fünftausend bewaffnete Krieger sollten die Kolonie überfallen, im Blute der Eindringlinge wollten die Wilden ihre Rache stillen. Die Gefahr war groß, aber eine der vornehmen Damen Dariens, die dem ritterlichen Balboa in heißer Liebe zugethan war, verriet das Komplott, von dem sie durch ihren Bruder, einen angesehenen Saco oder Grande, Kunde erhalten. Durch die rasche Entschlossenheit der beiden Führer Balboa und Colmenares,

welche die verratenen Vorräte wegnahmen und alle Verdächtigen, Fürsten und Edle aufknüpfen ließen, wurde der Plan zerstört.

Neun Monate hatten die Ansiedler bereits auf die Rückkehr Valdivias mit steigender Spannung gewartet; denn ihre Lage wurde mit jedem Tage bedenklicher. Da beschloß Balboa eine Gesandtschaft nach Spanien zu schicken, welche dem Hofe von dem Stand der Dinge in Darien und von den Entdeckungen und Aussichten zuverlässige Nachricht bringen und um Absendung eines neuen Geschwaders mit Mannschaft und Lebensmitteln nachsuchen sollte. Er wählte dazu Colmenares und Queicedo, auf deren Treue er sich verlassen zu können glaubte. Sie sollten die Reichtümer des Landes in den glänzendsten Farben darstellen, um neue Auswanderer anzulocken und den König geneigt zu machen, das aufrührerische Verfahren der Kolonisten gegen Nicuesa zu verzeihen. Denn Balboas zweideutige und hinterlistige Haltung in dem Komplott gegen den Statthalter des Goldenen Kastilien konnte ihm leicht als Hochverrat angerechnet werden und zum Verderben gereichen. Deshalb suchte er zugleich eine Stütze an Diego Colon, dem damaligen Gouverneur von Hispaniola, der, wie er wußte, die Küste von Veragua als zur erblichen Statthalterschaft der Familie des Entdeckers gehörend ansah, indem er denselben um Bestätigung seines Richteramtes anging, die auch gern bewilligt ward. Für Balboa war die Stärkung seiner persönlichen Stellung durch eine obrigkeitliche Autorität um so mehr erwünscht, als die wilden Gesellen der Niederlassung in Santa Maria del Antigua in Darien untereinander in Hader und Parteiung geraten waren, die zum offenen Waffenkampf überzugehen drohte, hätte nicht der Anführer zwei der schlimmsten Unruhstifter in Ketten werfen lassen. Aber wenn auch die Bestätigung seines Richteramtes durch Diego Colon in den Augen der Kolonisten von Bedeutung war und den gewaltigen Eindruck seiner Persönlichkeit verstärkte, in Spanien, wo das Vizekönigtum Diegos noch keineswegs feststand, das Anrecht des Admirals auf die Goldküste von Veragua nicht anerkannt ward und die königliche Autorität, die in Nicuesa verletzt worden war, schwer ins Gewicht fiel, war diese nachträgliche Sanktion von geringem Wert.

Kritische Lage. *Okt. 1512.*

Bevor noch Balboa Kunde über den Empfang seiner Botschafter erlangt hatte, erhielt er durch ein vorbeisegelndes Schiff die beunruhigende Nachricht, daß mit nächstem ein neuer Untersuchungsrichter in Darien eintreffen werde. Diesem drohenden Sturm glaubte der Feldherr nur dadurch entgehen zu können, daß er durch glänzende Thaten das Vergangene in Vergessenheit zu bringen suche. Er beschloß daher mit der geringen Mannschaft, über die er verfügen konnte, das unwegsame von kriegerischen Völkerschaften und feindseligen Häuptlingen bewohnte Gebirge zu ersteigen und nach dem geheimnisvollen Meere vorzudringen, „von dessen Gold und Perlenschätzen er so berauschende Dinge erfahren hatte“. Anfangs September 1513 brach er mit 190 Spaniern und etwa 600 Eingebornen, die dem Zuge als Führer und Packträger dienten, von Darien

Entdeckung der Südsee. *Sept. 1513.*

auf und wagte von dem befreundeten Careta aus durch den unbetretenen Urwald, wo Riesenbäume den Anblick des Himmels verhüllten und undurchdringliche Schlingpflanzen und Buschwerk den Tritt hemmten, nach dem Kamm der Kordilleren emporzuklimmen, mit dem Buschmesser sich den Pfad bereitend. Den Häuptling Ponca, der in die Wälder entflohen war, brachte er zu einem Freundschaftsbündnis und tauschte Gold gegen Hemden und Äxte ein, einen andern Dynasten, der den Fremdlingen den Weg verlegte, überwand er im Treffen durch die Überlegenheit der europäischen Waffen und ließ vierzig vornehme Gefangene, die Weiberschürzen trugen und im Rufe unnatürlicher Laster standen, von den Bluthunden zerreißen, welche die Spanier auf allen Entdeckungsreisen mit sich führten, und von denen einige zu großer Berühmtheit gelangten. Der Kazike selbst fand im Kampfe den Tod. Durch Erkrankung infolge der Anstrengungen war das Häuflein auf sechsundsechzig Köpfe zusammengeschwunden, als Balboa am 25. September den Kamm des Gebirges erklimmte und, der erste von allen, ein neues Weltmeer erblickte. Voll Dankgefühl gegen Gott, dessen Gnade ihn, „einen so gering begabten Mann unadliger Abkunft", eine solche That vollbringen ließ, sank er auf die Kniee. Auch die Gefährten, die allmählich herbeikamen, wurden von demselben Gefühle dankbarer Demut hingerissen. Zum Gedächtnis an den denkwürdigen Augenblick ließ Balboa einige Steinhaufen auftürmen, ein Kreuz pflanzen und die Namen der spanischen Regenten Donna Juana von Kastilien und Fernando von Aragonien in die Bäume einschneiden. Auch wurden die Namen sämtlicher Begleiter in ein Protokollbuch eingetragen. Nach Absingen des ambrosianischen Lobgesangs stiegen sie abwärts. Aber auch hier mußten sie sich den Weg durch Feuerwaffen und Bluthunde gegen feindliche Häuptlinge erzwingen. Am Fuße des Berges, da wo der Savanasfluß in die Südsee mündet, stieg Balboa, ein Schwert in der Hand und eine Fahne mit dem Bilde der Jungfrau und des Jesuskindes schwingend, in die Fluten des Salzwassers, laut ausrufend, daß er im Namen der Monarchen von Kastilien und Aragon, Juana und Ferdinand, Besitz ergreife von diesen australischen Meeren, Ländern, Gestaden, Häfen und Inseln mit allen ihren Reichen und Marken, die dazu gehören mögen. Am andern Tag erreichte er den nahen Golf, dem er den Namen „Sankt Michaelsbucht" beilegte, und fuhr dann, den benachbarten Häuptlingen Frieden gegen Goldgeschenke gewährend, einige Tage an der Küste des Stillen Weltmeeres hin, wo die von Tauchern aus der Tiefe heraufgeholten Perlenmuscheln in den Spaniern die Hoffnung auf unermeßliche Reichtümer erzeugten. Die Angabe von einem mächtigen Reiche im Süden, die einst Balboa im Lande des Tiba Ponquiaco erhalten, wurde ihm hier von den Kaziken aufs neue bestätigt. In der Folge schloß man, daß damit das peruanische Reich der Inkas gemeint war. Anfangs
Nov. 1513. November verabschiedete sich die Abenteurerschar von den Häuptlingen, die sie mit Perlen und Kleinodien beschenkten, um auf einem andern Weg durch das

wilde Thal Chucunaque nach Darien zurückzukehren. Den Dynasten, die sich freundlich gesinnt und gastfrei zeigten, gewährte Balboa Frieden und empfing Geschenke in Gold und Perlen; solche aber, welche sich dem Zuge feindlich entgegenstellten oder die Geheimnisse ihrer Goldgruben nicht verraten wollten, ließ er foltern oder von Hunden zerreißen, um die andern zu schrecken. Den mächtigsten, vor dem alle andern in Furcht lebten, den Quebi Tubanama, nahm er mit achtzig seiner Frauen gefangen und entließ ihn nur gegen ein hohes Lösegeld und einige Geiseln. Die furchtbaren Anstrengungen des Marsches durch die tropische Wildnis und über nahrungsloses Sumpfland brachen sogar die Kräfte des starken Anführers. Fieberkrank langte er nach einer Abwesenheit von mehr als hundert Tagen mit dem Reste seiner Gefährten im Januar 1514 wieder in Santa Maria del Antigua an. 19. Jan. 1514.

Stimmung in Spanien.

Während Balboa von der fremden Welt für die spanische Krone Besitz nahm, schwebte über seinem Haupte ein Hochverratsprozeß. Der Bischof Fonseca war über das Schicksal Nicuesas, des Statthalters vom Goldenen Kastilien, seines Günstlings, sehr aufgebracht und trug allen, die in das Komplott wider ihn verflochten waren, bitteren Groll. Er bewirkte daher bei Ferdinand, dessen unerschütterliches Vertrauen er besaß, daß ein neuer Statthalter und Untersuchungsrichter ernannt und Balboa in Anklagestand versetzt ward. Die Ankunft der Botschafter Queicedo und Colmenares, welche unermeßliche Reichtümer in Aussicht stellten, wenn man Balboa unterstütze, machte auf den König einigen Eindruck und es schien, als wolle man über die Vergangenheit einen Schleier ziehen, zumal da infolge der glänzenden Schilderungen der Gesandten sich in dem spanischen Volk die Fabel verbreitete, „daß die Eingebornen in den Gewässern von Darien das Gold mit Netzen fischten“. Aber diese Stimmung war vorübergehend; es dauerte fast ein ganzes Jahr, bis neue Nachrichten von Balboa eintrafen; während dieser Zeit gewann die gegnerische Partei das Übergewicht bei dem auf seine Autorität eifersüchtigen Monarchen; und als endlich zu Anfang des März 1514 ein Schiff aus Darien anlangte, welches den Bericht von Balboas Entdeckungen überbrachte und zugleich 20,000 Castellanos und 200 Stück der schönsten Perlen als Abgabe für die Krone, da war es zu spät. Denn Pedrarias de Avila, ein sechzigjähriger Herr von vornehmem Hause, war bereits zum Statthalter für das Goldene Kastilien ernannt und alles zu seiner Abfahrt gerüstet. Die Aussicht auf fabelhafte Schätze, die in dem neuen Goldlande zu gewinnen seien, erzeugte eine Begeisterung und Auswanderungslust, wie einst bei Colons erster Rückkehr; die Blüte von Spanien drängte sich herbei, so daß Tausende zurückgewiesen werden mußten. Balboa hatte nur fünfhundert Mann begehrt, aber solche, die auf Hispaniola gelebt und das Klima gewohnt seien; statt dessen segelten 1500 Mann auf 22 Schiffen mit Pedrarias aus dem Hafen von San Lucar ab, jedoch meistens Leute, die von den Anstrengungen und Beschwerden, welche ihrer warteten, keine Vorstellung hatten. In der 11. April 1514.

Reisegesellschaft befanden sich auch die beiden Geschichtschreiber der Neuen Welt Fernandez de Oviedo als königlicher Schatzbeamter und der Hauptmann Bernal Diaz.

Zustand der Kolonie unter Pedrarias.

Die neue Ansiedelung in Darien, die Balboa dem Statthalter Pedrarias bei seiner Landung (30. Juni 1514) übergab, erwies sich für die spanischen Ansiedler ebenso verderblich und gefahrvoll wie einst Isabella. Waren die bisherigen Unternehmungen unter Balboas Führung bei allen Anstrengungen und Beschwerden doch im Ganzen erfolgreich gewesen, so wurde nun die Kolonie von schrecklichen Unfällen betroffen. Wenngleich Balboa aus der Untersuchung, die der neue Statthalter sofort über ihn verhängte, durch die Gunst des neuen Bischofs von Darien, Fr. Juan de Quevedo, und die Fürsprache des Kronschatzmeisters auf San Domingo, Miguel de Pasamonte, mit einer Freisprechung hervorging, ja bald darauf durch königliches Patent zum Adelantado der Südsee und Generalkapitän der Provinzen Coiba und Panama ernannt ward, so hegte Pedrarias doch stets Neid und Mißtrauen gegen denselben, hemmte seine Unternehmungen und verwarf seine Ratschläge. Die eingebornen Häuptlinge, kriegerisch und schlau, vereinigten sich zu gemeinsamen Anschlägen wider die Spanier, welche aus Begierde nach Gold das ganze Küstenland in einzelnen Banden durchstreiften. Sie wurden in Wäldern und Schluchten überfallen, von den karibischen Bewohnern in Uraba durch vergiftete Pfeile getötet, von den westlichen Cuevastämmen mit Wurfspießen, die sie gewandt aus einem Hebel schleuderten, oder mit Holzschwertern erschlagen. Nicht minder groß war die Zahl derer, welche dem Küstenfieber, dem Hunger, den ansteckenden Krankheiten erlagen; man sah Kavaliere in Seide und Brokat wie Bettler durch die Straßen schleichen und im Elend verkommen. Alle Expeditionen, wie wichtig und folgenreich auch für die Erforschung des Landes, waren mit unsäglichen Mühen und Gefahren verknüpft, denen stets eine größere oder kleinere Anzahl der Teilnehmer erlagen. Als Gaspard de Morales mit sechzig Begleitern, darunter Franz Pizarro, wieder an die Michaelsbucht und die Küste der Südsee gelangte, die Häuptlinge der von Balboa entdeckten und benannten „Insel des Reichtums" (Isla del Rey) und der im Kranze herumliegenden kleineren Eilande durch die Macht der spanischen Waffen und die Schrecken der Bluthunde zur Unterwerfung brachte und einen Korb mit 110 Mark Perlen als Geschenk mitnahm, geriet die Schar auf dem unbekannten Rückweg in solche Not und Gefahren, daß viele durch die Mühseligkeiten und Strapazen des Marsches, andre durch die feindlichen Nachstellungen der Eingebornen den Untergang fanden und nur eine kleine Zahl nach Santa Maria zurückkam. Mit Entsetzen erblickten die Spanier, so oft sie zu neuen Unternehmungen auszogen, die blutigen Gewänder ihrer erschlagenen Brüder, welche ihnen die Eingebornen als Siegesfahnen entgegentrugen. Manche schifften sich nach der Heimat ein, unter ihnen Bischof Quevedo, der einige Jahre nach seiner Rückkehr in Barcelona starb (24. Dez. 1519). Die Ansiedelung war in so

trauriger Verfassung, daß man in öffentlichen Gebeten Gott anrief, er möge seinen Zorn wenden.

Las Casas nennt den Pedrarias den grausamsten und unfähigsten Statthalter. Daß er den letzteren Vorwurf verdiente, bewies der traurige Verfall der Kolonie Antigua, und daß auch der erstere nicht unbegründet war, geht aus seinem Verfahren gegen Balboa hervor. Dem Bischof Quevedo und der Gemahlin des Statthalters war es allmählich gelungen, ein besseres Verhältnis zwischen Pedrarias und Balboa zu begründen. Der Gouverneur wurde sogar dahin gebracht, dem Adelantado seine Tochter zu verloben, und seine Gemahlin war mit dem geistlichen Herrn nach Spanien gereist, um die Braut herüberzuholen. Aber die Versöhnung war nicht aufrichtig, wenngleich Pedrarias den künftigen Eidam seitdem als „Sohn" anredete. Der Zug von Morales und Pizarro nach der Perlenküste war ein Eingriff in die Gerechtsame Balboas, des Entdeckers und Befehlshabers jenes Landes der Verheißung, gewesen, und wenn der Statthalter denselben jetzt zum Führer einer neuen Expedition nach jenen Gegenden ernannte, so geschah es nur, weil der verhängnisvolle Rückzug der ausgesandten Schar die Überzeugung in ihm erweckt hatte, daß allein der Adelantado die Unternehmung nach dem Perlenarchipel mit Erfolg auszuführen im stande wäre. Zu dem Behuf stellte er ihm zweihundert Mann zur Verfügung, denen sich noch sechzig Gefährten aus Hispaniola anschlossen. Mit diesen sollte Balboa auf vier Karavellen aus der Michaelsbucht zu neuen Entdeckungen aussegeln. Um rascher zum Ziele zu kommen, ließ nun derselbe die einzelnen Stücke der Fahrzeuge bei Acla in der heutigen Caledoniabucht anfertigen und von Indianern auf das Gebirge tragen, von wo aus sie auf dem Chucunaquefluß abwärts geflößt werden konnten. Mit unendlicher Mühe brachte man den Plan zur Ausführung und der Perlenarchipel trug bereits vier Schnellsegler auf seinem Rücken zur Ausfahrt gerüstet. Da wurde durch die Angeberei eines spanischen Kriegers aufs neue die Saat des Mißtrauens und Neides in die Seele des Statthalters gesenkt. Derselbe wollte, als er vor der Thür des Adelantado auf der Wache stand, gehört haben, daß Balboa einigen seiner Vertrauten die Besorgnis ausgesprochen, es könnte ihm der Befehl über das Geschwader entzogen und die Frucht der sauren Arbeit entrissen werden, und mit ihnen Rats gepflogen, wie man dieser Gefahr am sichersten entrinnen möchte. Diese Mitteilung bestärkte in Pedrarias den lange gehegten Argwohn, der Feldherr wolle sich seiner Statthalterschaft entziehen. Wahrscheinlich hatte Balboa bei diesem Plane gar nicht den Pedrarias, seinen künftigen Schwiegervater, im Auge, sondern einen neuen Statthalter, der, wie verlautete, von Spanien nach der Kolonie abgesandt werden sollte, oder schon auf dem Wege sei. Denn König Ferdinand war kurz zuvor aus der Welt gegangen, und man fürchtete, die neue Regierung könnte andre Leute ans Ruder bringen wollen. Aber für Pedrarias schien Zeit und Gelegenheit günstig, seinen alten Groll an dem Nebenbuhler und den Widersachern auszulassen. Er beschied

Balboas Ausgang.

den Adelantado vor sich, und als dieser nichts Schlimmes ahnend sich sofort nach Santa Maria begab, wurde er von Franz Pizarro verhaftet und in den Kerker geführt, der Oberbefehl über die Karavellen aber einem andern übertragen. Und nun wurde ein Gerichtsverfahren eingeleitet, bei dem es zweifelhaft ist, ob man mehr die Hinterlist und Tücke oder mehr die Grausamkeit und Ungerechtigkeit des neiderfüllten Großbeamten verabscheuen soll. Da trotz aller Falschheit und Verstellung, womit sich Pedrarias das Vertrauen des „Sohnes" zu erschleichen suchte, keine hinlängliche Begründung für eine Hochverratsklage beigebracht werden konnte, so griff man noch auf das alte, von der Krone längst verziehene Komplott gegen Nicuesa zurück, und verhörte so lange, bis das erstrebte Schuldig ausgesprochen werden konnte. Ohne daß man den Verurteilten die nötige Frist zur Appellation an das spanische Tribunal gönnte, wurde das Todesurteil sogleich in Acla an Balboa und drei andern „Mitverschwornen" vollzogen, obwohl der Oberrichter für Begnadigung gestimmt hatte. Und so tief wurzelte der Haß und die Eifersucht in der Seele des leidenschaftlichen Greises, daß er es sich nicht versagen konnte, durch die Rohrspalten eines benachbarten Hauses dem blutigen Werk des Henkers zuzuschauen. So erlag die gewaltige, wenn auch nicht fleckenlose Heldengestalt Balboas im vierzigsten Lebensjahre dem Neid und Argwohn eines unfähigen Beamten, der durch seine vornehme Verwandtschaft dem verdienten Strafgericht entging. Bis zum letzten Augenblick hatte Balboa seine Unschuld beteuert.

c. Die Entdeckung von Nikaragua.

Weitere Expeditionen auf der Landenge. 1515. 1516.

Die große Ausbeute, welche die Entdecker aus dem Perlenarchipel heimbrachten, und die geheimnisvollen Andeutungen der Eingebornen über goldreiche Länder in geringer Entfernung waren ein mächtiger Sporn zu neuen Unternehmungen. Aber die meisten Entdeckungsfahrten wurden nach Westen und Nordwesten gerichtet, wo streitbare Häuptlinge den fremden Abenteurern einen feindseligen Empfang bereiteten und mancher kühne Europäer seine Goldgier mit dem Leben bezahlen mußte. So kam Gonzalo de Badajoz nach dem Dorfe Natá, wo ein reicher Kazike seinen Sitz hatte und das Volk eine andre Sprache redete, als die Cueva-Indianer, welche man bisher kennen gelernt; auch wurde Panama entdeckt und die Insel Taboga, drei Meilen südlich von der Küste. Große Schätze an goldenem Geschmeide und Perlen wurden den Dynasten und ihren Häuptlingen abgepreßt; aber auf dem Rückzug verlegten die feindlichen Völkerschaften den Spaniern den Weg, erschlugen die Mehrzahl derselben und entrissen ihnen den Raub. Nur mit einem kleinen Rest seiner Gefährten und mit geringer Beute kam Badajoz wieder in Santa Maria an. Gaspard de Espinosa, ein Günstling des Pedrarias, unternahm es aber, die verlornen Schätze zurückzuerobern und zugleich durch Mord und Verwüstung Schrecken unter der gesamten Bevölkerung der Landenge zu verbreiten. Mit vierhundert Mann, darunter eine

große Anzahl zu Pferde, rückte er in die Kazikendörfer ein und es gelang ihm nicht nur, die Beute an Gold in vergrößerter Masse wieder beizutreiben, sondern auch durch die Feuerrohre und Rosse eine furchtbare Niederlage unter den Eingebornen zu erzeugen, so daß die Landschaften des Isthmus mehr und mehr entvölkert wurden. Zum Lohn dafür übertrug ihm Pedrarias den durch Balboas Hinrichtung erledigten Oberbefehl über die vier Karavellen in der Michaelsbucht. Mit diesen umfuhr Espinosa die Halbinsel Parita, entdeckte die Eilande Cebaco und Coiba, und brachte unendliche Reichtümer an Gold und Perlen heim.

Dieser Erfolg erzeugte eine große Entdeckungslust; allein der neidische Pedrarias gönnte keinem andern die Ehre und den zu erwartenden Gewinn, und doch war er selbst an Jahren zu weit vorgerückt und von zu geringem Unternehmungsgeist beseelt, als daß er einen neuen Aufschwung hätte bewirken können. Auch Gil Gonsalez de Avila, der königliche Zahlmeister auf Hispaniola, den der Bischof Fonseca besonders begünstigte, stieß bei dem eigensinnigen Statthalter auf große Schwierigkeiten, als er den Plan Balboas ausführen wollte. Erst im Januar 1522 konnte er mit vier Schiffen von der Perleninsel abfahren. Sein nächster Zweck war, eine Verbindungsstraße zwischen den beiden Meeren aufzufinden. Denn im indischen Rat war man seit der Entdeckung der Südsee mehr und mehr auf den Gedanken Colons zurückgekommen, daß eine Durchfahrt von Westen nach Osten bestehen müsse; die Golfströmungen schienen auf einen engen Wasserweg zwischen dem Atlantischen und Stillen Ozean zu deuten. Und da bisher von der westlichen Seite alle Versuche fruchtlos geblieben waren, so wollte man jetzt von Osten her das Geheimnis enthüllen. Diesem Suchen nach einem geographischen Objekt, das die Natur nicht geschaffen hat, verdankte man die Auffindung des Landes Nikaragua, wo sich den Blicken der erstaunten Europäer eine ähnliche Mischung von Kultur und Barbarei darbot wie in Mexiko. Als das Geschwader am Golf von Nicoya anlegte, zog Gil Gonsalez mit etwa hundert Gefährten und einem Troß von Indianern landeinwärts, indes der Pilot Niño längs des Gestades nordwestwärts segelte, bis er zu einer weiten Bucht gelangte, die er nach seinem Gönner Fonsecabai benannte. Auf der Rückkehr traf er gerade zur rechten Zeit am Kap Blanco vor dem Nicoyagolf ein, um Gonsalez und seine Mannschaft mit den erbeuteten Schätzen aufzunehmen und nach Panama umzukehren. Mit welcher Verwunderung und Neugier mögen nun die Seeleute aus dem Munde der einsteigenden Kameraden die Erzählungen von den seltsamen Dingen, von den Abenteuern und Gefahren vernommen haben, welche sie in dem geheimnisvollen Lande erschaut und erlebt hatten!

Gonsalez de Avila in der Südsee. 1522.

Der erste Kazike, mit dem Gonsalez und seine Gefährten in einem Küstendorf zusammengetroffen waren, hatte sie freundlich aufgenommen, sie mit Gold beschenkt und sich ohne Sträuben taufen, oder, wie die Eingebornen sich ausdrückten, „den Kopf benetzen" lassen. Auch schon früher hatte ein und der andre Häuptling sich dieser Zeremonie unterworfen. Dort hörten die Spanier zum

Land und Volk von Nikaragua.

erstenmal von dem großen Reich Nikaragua sprechen und sofort beschloß Gonsalez mit seiner kleinen Kriegsschar nach demselben vorzudringen. Sie gelangten bald in ein sonniges Thal voll köstlicher Früchte, wie sie die Tropenwelt erzeugt, belebt von Vögeln mit farbenreichem Gefieder und von einer dichten Bevölkerung bewohnt, welche die Felder und Anhöhen ruhig bestellte, in Städten und Dörfern ein genußreiches Dasein verbrachte und in ihren äußeren Lebensformen und Sitten einen viel höheren Grad der Entwickelung und gesellschaftlichen Bildung an den Tag legte, als man bisher in der Neuen Welt erblickt hatte. In der Hauptstadt Nikaragua, wo der Häuptling mit Geschenken den Fremdlingen entgegenkam und sich ohne Widerstreben mit den Volkshäuptern taufen ließ, fanden sie zierlich gekleidete Bewohner, vornehme Frauen in Gewändern, die bis zu den Knöcheln fielen, mit Tüchern, welche den Busen sittsam verhüllten, und mit kunstreich gekämmten und geordneten Haaren, Männer in gewebten, buntgestickten Wämsern und mit Bärten. Auf dem Markte waren edle Früchte nebst sauber verfertigtem Geschirr in künstlichen Formen zum Verkauf ausgestellt. Die Bohnen des Kakaobaums dienten nicht nur zur Nahrung, sondern auch als Münze. Von dem Hauptort, wo die Spanier einige Tage verweilten, machte Gonsalez einen Ritt nach dem großen Binnensee mit der Insel Ometepec und nahm von Wasser und Eiland Besitz im Namen des spanischen Herrschers. Bald bemerkten sie einen Unterschied zwischen der Land- und Küstenbevölkerung, den weniger entwickelten Ureinwohnern (Chondales) und dem kräftigeren Volksstamm (Chorotegas) in den höher gelegenen Städten und Ortschaften, ein Unterschied, der auch in der Sprache hervortrat und auf eine Unterwerfung des Landes durch spätere Einwanderer hindeutete. Dieser eingewanderte Stamm, ein Zweig der großen toltekischen Völkerfamilie, führte die Herrschaft und bewegte sich in geordneten Staatsformen mit einem fürstlichen Oberhaupte, das aber in allen wichtigen Angelegenheiten an die Zustimmung eines von der Volksgemeinde gewählten Senats gebunden war, mit einem Ritteradel und einer Priesterschaft nebst Tempeldienern für die Menschenopfer, welche den in häßlichen Götzenbildern dargestellten Naturmächten geschlachtet wurden. Wenn schon in dieser Erscheinung ein Zug von Roheit und angeborner Barbarei hervortrat, der mit den übrigen Wahrnehmungen im häuslichen und öffentlichen Leben, den ernsten Ehegesetzen, dem strengen Strafrecht zum Schutze des Lebens und Eigentums einen auffallenden Kontrast bildete, so war das Verzehren des Fleisches dieser geopferten Menschen durch die Priester und Volkshäupter noch ein grellerer Widerspruch zu den übrigen Sitten und gesellschaftlichen Formen der Nikaraguaner, die schon hier und da zur Überbildung und zu deren Lastern und Verweichlichung entartet waren.

Rückzug der Spanier.

Die friedliche Aufnahme in dem Hauptort Nikaragua hatte die Spanier mit der kühnen Hoffnung erfüllt, ihre kleine Schar könne auch die umwohnenden Völkerschaften, deren Größe und Reichtümer ihnen gepriesen wurden, zur Unter-

werfung und Huldigung bringen, zumal da einer der mächtigsten Dynasten in festlichem Aufzug an der Spitze eines glänzenden Hofstaats und Gefolges sich eingestellt und bei seinem Abzug versprochen hatte, in drei Tagen mit Geschenken wieder zu erscheinen und sich taufen zu lassen. Aber sie sollten bald aus diesem trügerischen Wahn gerissen werden. Jener Häuptling, der sich die Fremdlinge neugierig beschaut hatte, kam nach einigen Tagen wieder, aber begleitet von vielen Streitern, welche dem kleinen Haufen der Spanier mit Holzschwertern, Bogen und Pfeilen scharf zusetzten. Nur ihrer guten Mannszucht und der Furcht der Indianer vor den Rossen und Waffen der fremden Männer hatten es die Spanier zu danken, daß sie mit geringem Schaden den Rückzug nach der Küste bewerkstelligen konnten, von wo sie die Heimfahrt nach der Kolonie antraten.

d. Ponce de Leon und Grijalva.

Während durch den Mut und die Unternehmungslust spanischer Aben- Entdeckung von Florida
teurer die hohe Brücke zwischen der südlichen und nördlichen Hälfte des amerika- 1513.
nischen Festlandes aufgedeckt und die geheimnisvolle Welt im Innern mehr und mehr entschleiert ward, wendete sich zugleich der Forschungsgeist der Spanier der Insel- und Küstenwelt zu, welche den schönen Golf von Mexiko umlagert. Seitdem festgestellt war, daß Cuba eine Insel sei und in geringer Ferne von der Westspitze die Halbinsel Yukatan das Karibische Meer abschließe, erwachte mehr und mehr das Verlangen, auch die weiter nordwärts gelegenen Länder kennen zu lernen. Einer der Gefährten des ersten Admirals, der schon im Jahr 1493
in die Neue Welt gekommen, Juan Ponce de Leon, verließ im Frühjahr 1513 März 1513.
die Insel Puerto Rico, wo er jahrelang einen hartnäckigen Vertilgungskrieg gegen die streitbaren Einwohner geführt hatte, um ein neues Thatenziel für seinen starken, energischen Geist zu suchen, da er die Statthalterschaft auf dem Karibeneilande gegen Diego Colon nicht zu behaupten vermochte. Nachdem er an Guanahani und den Bahama-Inseln vorbeigesegelt war, wendete er sich westwärts und erreichte am Ostertag das vorgestreckte peninsularische Land, dem er von der blühenden Entdeckungszeit den Namen Florida beilegte. Er fuhr längs der Küste hin bis in die Nähe des heutigen Georgiens und landete hier und da, um die Besitznahme für die Krone Spanien in der herkömmlichen Weise zu vollziehen; aber es gelang ihm nicht, mit den Volksstämmen, die als tapfere Bogenschützen weit und breit gefürchtet waren, freundschaftliche Bande zu knüpfen. Nachdem das Geschwader die Südspitze umfahren, die „Schildkröteninseln" (Tortugas) entdeckt und auch an der Westküste eine große Strecke nordwärts gesegelt, kehrte es wieder nach Puerto Rico zurück, ohne daß die wahre Beschaffenheit des entdeckten Landes, das man für eine Insel hielt, vorerst klar geworden wäre. Drei Jahre später, nachdem Ponce de Leon in Kastilien den Titel eines Adelantado von Bimini (Florida) sich erworben und einen unglücklichen Angriff gegen
das kriegerische Eiland Guadeloupe unternommen, wurde eine zweite Fahrt gegen 1520.

Florida ausgeführt. Da erhielt Ponce de Leon bei der Landung einen Pfeilschuß in den Schenkel und starb bald darauf in Cuba an seiner Wunde. Erst achtzehn Jahre später erfolgte die völlige Entdeckung und Eroberung der Halbinsel.

Cuba kolonisiert. Als Juan Ponce auf Cuba seinen letzten Atem aushauchte war diese große Insel bereits eine spanische Kolonie. Schon im Jahr 1511 hatte einer der ältesten Ansiedler von Hispaniola, Diego Velasquez, ein jovialer Lebemann von guter Herkunft und Kriegserfahrung, „begierig nach Ruhm und noch begieriger nach Reichtum," der mit dem Adelantado Bartolomeo in freundschaftlicher Beziehung gestanden und sich in Xaragua Vermögen erworben, mit Genehmigung des Statthalters Diego Colon die Besitzergreifung ohne große Mühe vollzogen. Nur ein einziger Häuptling, Hatuey, der von Hispaniola entflohen war und auf der Ostseite sich ein kleines Reich gegründet hatte, leistete Widerstand. Dafür verurteilte Velasquez den „Empörer" zum Feuertod. Las Casas, der Schutzredner für die Indianer, welcher den Feldherrn nach der Insel begleitete, erzählt, man habe den Verurteilten vor der Hinrichtung ermahnt, sich taufen zu lassen, damit er in das Himmelreich käme. Als man auf seine Frage, ob dort auch weiße Männer seien, antwortete „ja, aber nur fromme", habe er die Taufe verweigert, um im Jenseits nicht mehr mit Spaniern zusammenzutreffen. Die übrigen Einwohner unterwarfen sich ohne Gegenwehr dem neuen Statthalter Velasquez, welcher Santiago am südöstlichen Ende zum Hauptsitz erkor und eifrig bedacht war, durch freigebige Verteilung von Land und Sklaven die wichtige Kolonie mit frischen Ansiedlern zu bevölkern und zur Anlegung von Goldgruben und zur Bepflanzung des Bodens mit Zuckerrohr zu ermuntern. Um die dazu erforderliche Anzahl von Arbeitern zu erlangen, ohne die Eingebornen allzusehr zu drücken, wurden Raubfahrten nach verschiedenen Richtungen unternommen. Auf einer solchen

Cordova in Yukatan. 1517. 1. März 1517. Fahrt durchschiffte ein Hidalgo, Hernandez de Cordova, die Wasserstraße zwischen der Westküste von Cuba und dem gegenüberliegenden Festlande und gelangte an das Vorgebirg Catoche. Hier erblickte die Mannschaft zu ihrem großen Erstaunen eine Stadt mit Türmen und Häusern von weißleuchtendem Mauerwerk. Es war das Mayaland, dem sie, wie es heißt nach einigen unverständlichen Lauten der Eingebornen den Namen Yukatan gaben. Sie fanden die Ufer mit Menschen gefüllt, die baumwollene Gewänder und Geschmeide von Gold trugen, und waren betroffen über den Grad der Zivilisation, der sich ihnen auf Tritt und Schritt darbot. Aber ihr Blick entdeckte auch bald Götzenbilder und Tempel mit Vorrichtungen zu blutigen Opfern, womit der menschliche Wahn die heiligen Stätten der düsteren Himmelsmächte zu beflecken pflegte. Obwohl der Kazike die Einladung und Bewirtung der Fremdlinge anfangs erwiderte, trat doch unter den gut bewaffneten Einwohnern bald eine so kriegerische und feindselige Haltung hervor, daß die Spanier es für geraten hielten, sich wieder einzuschiffen. Sie segelten zuerst westlich und bogen dann, dem Küstenlande folgend, südwärts ein, bis sie zu der großen Bucht gelangten, die noch jetzt den ein-

heimischen Namen Golf von Kampesche führt. Sie legten an, um sich mit Wasser zu versehen, und fanden in einer nahen häuserreichen Stadt gastliche Aufnahme und reichliche Bewirtung, besonders an Geflügel. Desto feindseliger war der Empfang in der Stadt Champoton. Als sie sich um einen Brunnen auf einem Wiesengrund lagerten, wurden sie während der Nacht von bewaffneten Kriegshaufen umstellt, welche sie am Morgen mit einem Hagel von scharfen Pfeilen überschütteten. Der Anführer selbst wurde verwundet, zweiundzwanzig seiner Gefährten mußten ihre Kühnheit mit dem Leben bezahlen; bis in die See folgten die streitbaren Indianer, ohne sich durch die Gewalt der europäischen Waffen abschrecken zu lassen, so daß alle bis auf einen einzigen Matrosen an Wunden bluteten, als sie endlich die Schiffe erreichten und weiter segelten. Nun kam aber neue Not über sie. Da sie die Tonnen hatten zurücklassen müssen, so litten sie bald an Wassermangel. Der Durst war qualvoll; Bernal Diaz, welcher an der Expedition teilgenommen, bricht in seinen Denkwürdigkeiten in Klagetöne aus über die Leiden, welche die Entdecker in der Neuen Welt auszustehen hätten. Erst als sie nach einer Fahrt von sieben peinvollen Tagen an der Küste von Florida landeten, gelang es ihnen nach einem heißen Kampf gegen die Eingebornen, sich mit Trinkwasser zu versehen. Nach einer Abwesenheit von drei Monaten kam die um die Hälfte verminderte Mannschaft nach Cuba zurück, wo Hernandez de Cordova bald seinen Wunden erlag.

Die Ehre und die Früchte der Entdeckung erntete der Statthalter Velasquez, Grijalva im Golf von Mexiko. 1518.
der in seinem Bericht an Fonseca sich allein alle Verdienste beilegte und dann ein größeres Geschwader ausrüstete, das unter der Oberleitung seines Neffen Juan de Grijalva, eines jugendlich schönen Mannes von milder Sinnesart und großer Gewissenhaftigkeit, das neuentdeckte Kulturland ausforschen und ausbeuten sollte. Da man große Schätze zu finden hoffte, meldeten sich viele Teilnehmer, so daß die Mannschaft, die am 20. April 1518 in dem Hafen Mantazas, östlich von 20. April 1518.
Havana, auf vier Schiffen in See stach, sich auf dritthalbhundert Köpfe belief. Unter ihnen waren mehrere Männer, deren Namen bald unter den ersten Seehelden jener Tage glänzen sollten, wie Pedro de Alvarado, Alfons de Avila und Francisco de Montejo. Auch Bernal Diaz schloß sich wieder an und der geübte Seemann Alaminos führte das Steuer. Vom Kap San Antonio südwestlich sich haltend langten die Spanier anfangs Mai an einer Insel an, die noch jetzt den heimischen Namen Coçumel führt. Sie gewahrten mehrere viereckige Türme mit Götzenbildern; denn wie sie später erfuhren, war das Eiland eine Weihestätte und Wallfahrtsort für alle Mayavölker. Auf einem der Türme pflanzten sie das kastilische Banner auf, ungehindert von den Insulanern, die fast alle die Flucht ergriffen hatten. Nachdem sie das Eiland umfahren, segelten sie längs der Küste hin und gelangten wieder nach derselben Stadt Champoton, welche den Vorgängern einen so schlimmen Empfang bereitet hatte. Auch Grijalva wurde von dem kriegerischen Volke angegriffen und nur seiner großen Vorsicht und der Wir-

kung von zwei kleinen Geschützen hatte er es zu danken, daß die Mayastämme nach einiger Zeit vom Kampf abließen, und die Wassergefäße in die Fahrzeuge gebracht werden konnten. Nachdem die Spanier an der Laguna de Terminos vorbeigesegelt waren, kamen sie an einen Fluß, dem sie den Namen Grijalva beilegten, der aber auch Tabasco genannt wird nach dem Kazifen, der die Fremdlinge freundlich aufnahm und beschenkte. Einen andern Fluß, an den sie auf ihrer westlichen Fahrt gelangten, nannten sie Rio de Banderas, weil bei ihrer Ankunft die Einwohner mit weißen Fahnen ihnen entgegenwinkten.

Landung auf der mexikanischen Küste. So hatten denn die Spanier bereits den Saum des großen Reichs berührt, das ein Jahr später von Hernando Cortez erschlossen und als Neuspanien in die Weltgeschichte eingeführt werden sollte. Grijalva und seine Gefährten hatten keine Ahnung von dem städtereichen Lande, das hinter den vulkanischen Berggipfeln verborgen lag, so sehr sie auch auf der ganzen Küstenfahrt mit staunender Bewunderung auf die Werke der Baukunst und auf die zahlreichen Spuren einer fortgeschrittenen Kultur blicken mochten. Aber der Beherrscher hatte bereits Kunde von den unheimlichen Fremdlingen erhalten, die auf „Schlangen" ritten, mit „geflügelten Schiffen" das Meer befuhren und „Blitz und Donner in ihren Waffen trügen", und ging mit geheimem Grauen einer gefürchteten Zukunft entgegen. In der Nähe der heutigen Stadt Veracruz, gegenüber einer Insel mit einer Stufenpyramide und Opferstein, betrat Grijalva das Festland, vollzog die Besitznahme (19. Juni.) der neuen Erde mit einer Messe und hatte eine Zusammenkunft mit dem Häuptling, der die fremden Gäste mit Gold und Edelgestein reichlich beschenkte und sich eifrig bemühte durch Zeichensprache nähere Auskunft über sie und ihre Absichten zu erlangen. Mit großer Gier schauten die Spanier auf die edlen Gaben, welche die Eingebornen gegen wertlose Dinge eintauschten, und gern wären sie dort geblieben, um die Gegend weiter auszuforschen und auszubeuten; aber Grijalva, ein ängstlich gewissenhafter Mann, hielt sich genau an die Vorschriften, die ihm Velasquez erteilt hatte. (Rückkehr.) Nachdem er den Alvarado mit den eingetauschten Schätzen und mit den Nachrichten seiner wichtigen Entdeckung an den Statthalter abgesendet, setzte er seine Fahrt längs der reich angebauten Küste bis zum Flusse Panuco fort und trat dann, besorgt über die kriegerische Haltung der Einwohner, über das Schwinden der Vorräte und über die schlimmen Wirkungen der Fieberluft, denen bereits zehn Mann auf den Inseln von San Juan de Ulua und Sacrificios erlegen, die Rückfahrt nach Cuba an, wo er einen kühlen Empfang fand, weil er nicht durch Gründung einer Niederlassung mit einem Fort festen Fuß in dem goldreichen Lande gefaßt hatte und somit Velasquez sich genötigt sah, daß Werk der Entdeckung und Besitzergreifung nochmals zu beginnen. Er säumte auch nicht ein neues Geschwader auszurüsten, mit welchem Hernando Cortez im folgenden Frühjahr die Eroberung des Aztekenreichs in Mexiko unternahm, was wir in einem späteren Abschnitt kennen lernen werden. Wie groß auch die bisherigen Erfolge einer fast dreißigjährigen Forschungsthätigkeit gewesen

waren, man kannte doch nur die Inselwelt und das dem europäischen Erdteil zugekehrte Antlitz des amerikanischen Kontinents; auf dem inneren Festland ruhte noch das Siegel des Geheimnisses; die erregte Phantasie suchte dort noch immer verborgene Wunder, „paradiesische Gärten mit Jugendbrunnen und Städte mit goldenem Mauerwerk“. Erst das Eindringen der Spanier in das mexikanische Reich führte einen bedeutenden Schritt weiter in der Ergründung der wahren territorialen Verhältnisse.

e. Magelhaens und die erste Weltfahrt.

Während dieser Entdeckungsfahrten im Mexikanischen Golf hatte der spanische Unternehmungsgeist auch in andern Gegenden wichtige Resultate herbeigeführt. Wir wissen bereits, mit welchem Erstaunen die Portugiesen in der indischen Ostwelt die Kunde vernahmen, daß europäische Schiffe von einer andern Seite die Region der Gewürzinseln berührt hätten. Portugal selbst hatte den kühnen Weltumsegler erzeugt aber nicht zu halten vermocht. Fernando de Magelhaens (Magellanes) hatte unter Alfons d'Albuquerque bei der Eroberung Malakkas mitgewirkt, war später, im Kampfe gegen Berberstämme in Afrika durch einen Lanzenstich in die Kniekehle verwundet worden, wovon er auf Lebenszeit einen hinkenden Gang behielt, und war dann, beleidigt, daß ihm König Manuel die Erhöhung des Soldes und des damit verbundenen gesellschaftlichen Ranges verweigerte, in spanische Dienste getreten. Angeregt, wie es heißt, durch eine Karte des Ritters Martin Behaim in der Schatzkammer des Königs von Portugal, auf welcher eine Meerenge nach der Südsee verzeichnet gewesen, und ermuntert durch Mitteilungen seines Freundes Francisco Serrão, der die Fahrt zu den Molukken mitgemacht, kam er auf den Gedanken, die Durchfahrt zu suchen, die von dem südamerikanischen Kontinent nach dem Indischen Ozean führen müßte. Seit der letzten Reise des Kolumbus war die Auffindung einer Wasserstraße, welche die beiden Meere verbinden sollte, wie die Säulen des Herkules das Atlantische und Mittelländische Meer, das gemeinsame Ziel vieler Entdeckungsfahrten, so daß ihre Erforschung wie eine Glaubenshandlung, wie eine heilige Pilgerfahrt nach dem Lande der Verheißung erschien. Colon hatte sie im Karibischen Meer, Cabot in der Davisstraße gesucht, Cortez suchte sie im Mexikanischen Golf. Ein Jahrzehnt nach Colon war der Reichspilot Diaz de Solis mit einem Geschwader an der Ostküste Südamerikas bis zum 34. Grad südl. Br. vorgedrungen und in das weite Wasserbecken (Ästuarium) eingelaufen, welches die zum Rio de la Plata vereinigten Ströme Parana und Uruguay bilden. Als er in der Meinung, die Südspitze des Kontinents erreicht zu haben, sich in die Fluten der breiten Strommündung hineinwagte und mit etlichen seiner Gefährten ans Land stieg, wurden sie von wilden Charruastämmen überfallen und im Angesicht der Karavellen sämtlich erschlagen. Voll Entsetzen über den grausigen Anblick schieden die zurückgelassenen Seeleute von der Stätte des Schreckens und

Marginalien: Die westliche Durchfahrt nach Indien. — 1515.

segelten der Heimat zu. Dieser Ausgang hielt indessen den Magelhaens nicht ab, den Spuren des Diaz de Solis zu folgen. Ruhmbegierde und Entdeckungseifer überwanden alle Schrecknisse, Schwierigkeiten und Todesfurcht; und der Gedanke, um die Südspitze Amerikas herum durch das Stille Weltmeer nach den Gewürzinseln zu gelangen, barg so viele Hoffnungen in seinem Schoß. Man lebte des Glaubens, in der Südsee, die man noch immer als einen Teil des Indischen Ozeans ansah, lägen Inselgruppen verborgen, reich an Gold, Edelgestein und Perlen, ein Glaube, der die Phantasie anregte und zu den kühnsten Unternehmungen spornte. „So vereinigte sich vieles in dieser wunderbaren Zeit der Conquista (Zeit der Anstrengung, der Gewaltthätigkeit und des Entdeckungsschwindels auf Meer und Land), das trotz des gänzlichen Mangels politischer Freiheit die individuelle Ausbildung der Charaktere begünstigte und einzelnen Höherbegabten manches Edle erringen half, was nur den Tiefen des Gemüts entquillt. Gefahren erhöhen immer die Poesie des Lebens."

Magelhaens. 1470—1521. Gestützt auf einen zu Valladolid mit der spanischen Krone abgeschlossenen Vertrag vom 22. März 1518, worin dem Magelhaens und seinem Gefährten Falero der erbliche Rang und Titel von Adelantados und Statthaltern in den neu zu entdeckenden Ländern, ein Anteil an den daraus zu schöpfenden Einnahmen und mancherlei andre Vorteile und Rechte zugesichert waren, begaben sich die beiden Portugiesen nach Sevilla, um mit dem Vorsteher des indischen Hauses, dem Bischof Fonseca, die Ausrüstung der fünf Fahrzeuge zu betreiben, welche die Regierung mit 234 Seeleuten bemannt und mit allen Bedürfnissen reichlich versehen, auf zwei Jahre zu stellen versprochen. In Lissabon sah man mit Ärger und Mißgunst auf diese Verhandlungen eines befreundeten und verwandten Hofes mit zwei Männern, die man als Überläufer und Renegaten betrachtete, und es fehlte nicht an Versuchen, durch Versprechungen und Drohungen sie von dem Vorhaben abzubringen; selbst in Sevilla regte sich Neid und Übelwollen gegen die mit großen Gunstbezeigungen beehrten Fremdlinge, so daß eine Anzahl portugiesischer Seeleute, welche sich zur Teilnahme an der Fahrt gemeldet hatten, zum Rücktritt sich gezwungen sah. Selbst Rui Falero gab den Plan auf, dessen Ausführung somit allein dem mutigen Magelhaens überlassen blieb. Um die päpstliche Demarkationslinie nicht zu überschreiten, war das Geschwader mit einem Globus und mit sorgfältig entworfenen Seekarten versehen. Wie einst Kolumbus hatte auch Magelhaens gegen Aufruhr und Verschwörung zu kämpfen. Drei seiner Kapitäne, an ihrer Spitze Juan de Cartagena, schmiedeten ein Komplott, um ihn des Oberkommandos zu berauben; nur seiner energischen Entschlossenheit, womit er gegen die Meuterer vorging, hatte er es zu danken, daß er den Rang eines Kommodore oder Generalkapitäns über das gesamte Geschwader behielt.

Die Magelhaensstraße entdeckt. Als Magelhaens das Kap Santa Maria erreicht, streuerte er am Busen des Silberstroms vorüber immer südwärts. An der Flußmündung Santa Cruz,

50° südlicher Breite, strandete eines der Schiffe. Hier erblickten die Seefahrer 22. Mai 1520.
zum erstenmal Landeseingeborne von auffallender Körpergröße. Man nannte sie Patagonier und fand, als man das rauhe, mit Schnee bedeckte Gestade betrat, daß sie familienweise in zeltartigen Hütten aus Tierfellen wohnten. Das feindselige Auftreten derselben bewog das Geschwader zur schleunigen Abfahrt in der eingeschlagenen Richtung. Nachdem man zwei der Unruhstifter ausgesetzt 24. Aug.
und die Flotte mit Wasser und Holz versehen, ließ Magelhaens die Anker lichten, zum großen Verdruß der Matrosen, die lieber ostwärts nach Madagaskar und nach den indischen Niederlassungen der Portugiesen gesegelt wären. Aber der unternehmende Seemann erklärte, daß er die Meerenge bis zum 75.° südlicher Breite aufsuchen werde. Der Mut und die Geduld der Mannschaft wurden jedoch nicht auf so harte Probe gestellt. Nachdem man drei bis vier Grad weiter gesegelt war, liefen die Fahrzeuge in den breiten Busen ein, der die 21. Okt. 1520.
patagonische Erde im Südosten abschließt, und indem sie durch die enge stürmische Einfahrt gen Westen sich wagten, gelangten sie zu der Halbinsel Braunschweig mit dem Vorgebirge Froward und entdeckten somit die Straße, die noch jetzt den Namen von dem portugiesischen Seemann führt, jene buchtenreiche und verschlungene Durchfahrt zwischen dem südamerikanischen Festlande und den Feuerlandsinseln, den wichtigen Verbindungsweg zwischen den beiden südlichen Weltmeeren.

Die Magelhaensstraße, heißt es bei O. Peschel, wird gebildet von dem wunderlich zerrütteten Archipel des Feuerlandes und den aufgerollten Felsenzungen und trügerischen Sunden der astreichen Südspitze von Amerika. Sie besteht aus einer Flucht von Felsenkammern mit schmalen vielgelenkigen Ausgängen, an deren Wänden das Senkblei in unbekannte Tiefen rollt, und die den Seefahrer oft genug in falsche und verschlossene Golfe locken. Segelschiffe, die wie Magalhaens' Geschwader in die atlantische Mündung einfahren, haben widrige Gegenwinde zu bestehen, und es erforderte nicht nur große nautische Geschicklichkeit, den Pfad durch dieses seltsame Gehäuse aufzufinden, sondern auch ungewöhnliche Entschlossenheit, um nicht vor diesen Schluchten und Felsenzangen zurückzubeben, welche die Phantasie, wie alles Unbekannte, mit Gefahren bevölkerte. Von Kap Froward auf der Halbinsel Braunschweig (53° 54′ südl. Br.) wird die Straße plötzlich gegen Nordwest gebrochen, und an diesem Punkte tritt auch ein Wechsel der Landschaft ein; denn während die altlantische Hälfte geräumige Buchten mit Inseln und Untiefen, und den Schmuck immergrüner myrtenartiger Gebüsche am Ufer bietet, ist der pazifische Teil nur ein Engpaß, wo sich tote Steinmassen bis zu 7000 Fuß erheben. Wenn sich die düsteren Wetter öffnen, leuchtet ewiger Schnee von den Häuptern der Berge und hellblaue Gletscher steigen herab bis zum Saume des tintenfarbigen Meeres. Nur an geschützten Stellen regt sich schüchtern erfrischendes Grün und die Schauer der Schöpfungsstille unterbricht höchstens das zärtliche Spiel der Walrosse an den Uferbänken, so daß nach allen Schilderungen die Vorstellungen empfindsamer Gemüter von einem Schattenreiche dort am besten befriedigt würden.

Magelhaens verweilte etliche Tage in dem Golf, um das zur Erforschung Die Fahrt durch das
vorausgesandte Fahrzeug zu erwarten; als sich aber dieses verirrte und dann Stille Weltmeer.

auf eigne Hand den Rückweg nach Spanien suchte, beschloß er die Weiterfahrt. Mit Grausen steuerte die Mannschaft in die unbekannte Wildnis, aber die Furcht vor dem strengen Manne hielt jeden Widerstand nieder. Auf eine bedenkliche Bemerkung, ob auch die Lebensmittel hinreichen würden, hatte er den Bescheid gegeben: „und wenn er das Lederzeug am Tauwerk kauen müßte, würde er sein Versprechen dem Kaiser erfüllen". Am 27. November erreichte das Geschwader die westliche Mündung der Meerenge und die Mannschaft begrüßte mit Freuden die hohe See, die sich jetzt vor ihren Blicken öffnete. Nun richtete der Kommodore
Dez. 1520. seinen Lauf nordwärts, längs der Küste hin, bis er in der Höhe von 48° südlicher Breite gen Westen drehte und von dem amerikanischen Festlande auf ewig Abschied nahm. Immer in nordwestlicher Richtung segelnd, hielt er sich lange zwischen dem Äquator und dem Wendekreis des Steinbocks, doch traf es sich, daß er von den zahlreichen Eilanden und Inselgruppen, womit der Stille Ozean in jenen Regionen übersäet ist, nichts Namhaftes gewahrte, so daß ihm die
Die Ladronen. 6. März 1521. Südsee wie eine endlose Wasserwüste erschien. Erst nachdem er bereits die Linie bis zum 13.° nördlicher Breite durchschnitten, erblickte man am 6. März eine Gruppe von Inseln, welche das Schiffsvolk „Diebsinseln (Ladrones) nannte, wegen der Frechheit, womit die olivenfarbigen nackten Eingebornen an Bord kamen und stahlen, obgleich man das Verdeck von ihnen wiederholt säuberte und ihre ohnmächtigen Geschosse durch eine wohlgezielte Salve erwiderte. Über vier Monate hatte bereits die Fahrt gedauert, auf welcher die Mannschaft nichts zu sehen bekam, als Himmel und Wasser und nichts zu genießen, als in Staub zerfallenen Schiffszwieback, der von Würmern belebt und von Ratten verunreinigt war. Es war daher eine große Erleichterung ihrer Leiden, daß sie bei einer Landung auf den feindseligen Inseln Vorräte von Kokosnüssen, Yams-
Die Philippinen. wurzeln und Zuckerrohr erbeuteten. Auf den Philippinen, wo das Geschwader Ende März eintraf, gönnte der Kommodore dem erschöpften Schiffsvolk einige Rast, um sich an den Früchten und Speisen zu erholen, welche die Inselfürsten und ihre Unterthanen wohlwollend darreichten. Bei Gelegenheit einer Messe, welche die Spanier am Ufer feierten, ließ sich der Dynast von Zebu mit seiner ganzen Familie und etlichen hundert seiner Unterthanen taufen, indem sie versprachen, „ihre Götzen zu verlassen und das Kreuz zu verehren".

Magelhaens' Ausgang. Als aber Magelhaens die übrigen Häuptlinge nötigen wollte, den getauften Radscha, welcher dem spanischen Monarchen zugleich den Lehnseid geleistet, als Oberhaupt anzuerkennen, stieß er bei einigen derselben auf Widerstand. Er wollte sie mit Gewalt zwingen, indem er ihre Dörfer anzündete; da zogen sich die Angegriffenen mit ihrem Kriegsvolk nach der kleinen Insel Mactan, und als der kühne Kommodore mit fünfzig seiner Seeleute auf drei Barken übersetzte und im Vertrauen auf die Überlegenheit der europäischen Bewaffnung gegen die
27. April 1521. Wilden ins Feld zog, erhielt er im Kampfe gegen die Überzahl einen Speerstich durch den Kopf, der ihn entseelt zu Boden streckte. Neben ihm fielen noch sieben

andre Spanier, unter ihnen Christoval Rabelo, einer der Schiffskapitäne. Die andern retteten sich in die Boote und segelten nach Zebu zurück. Hier erzeugte aber der Vorgang eine Sinnesänderung. Der treulose Häuptling lud die Führer 1. Mai.
und ihr Gefolge zu einem Mahle ein, und ließ sie, vierundzwanzig an Zahl, auf martervolle Weise umbringen. Unter dem Jammergeschrei der sterbenden Gefährten und dem Frohlocken der Einwohner, segelten die übrigen, noch etwa hundert Mann stark, auf zwei Fahrzeugen davon, das dritte setzten sie in Brand. Nach vielen Gefahren und Abenteuern auf den Inseln Mindanao und Palawan Elcano vollendet die Weltfahrt.
und in dem Hafenorte Bruni auf Borneo, wo ein mohammedanischer Radscha ihnen neue Nachstellungen bereitete, gelangten sie mit Hilfe eines malaiischen Lotsen im November nach den **Molukken** und legten vor Tidori Anker. Von hier aus fuhr gegen Ende des Jahres **Juan Sebastian de Elcano**, Befehlshaber der Viktoria, des besterhaltenen der beiden Schiffe, mit Gewürznelken beladen, durch die Burustraße, an Ambon vorüber, nach Timor und gelangte, südwestlich steuernd, im Mai nach dem Kap der Guten Hoffnung, nachdem auf der Mai 1522.
Überfahrt noch fünfzehn Spanier und sechs Tidoresen, die man von den Molukken weggeführt, den Hungertod erlitten hatten, so daß die gesamte Mannschaft auf dreißig Köpfe zusammengeschwunden war. Auch von diesen gerieten noch zwölf in die Hände der Portugiesen auf den Kapverdischen Inseln, welche die spanischen Indienfahrer als Eindringlinge in ihr Gebiet und Recht ansahen. Nur durch Anstrengung aller Kräfte vermochte sich Elcano selbst ihren Nachstellungen zu entziehen. Im September des Jahres 1522 erreichte er mit drei- 6. Sept 1522.
zehn Europäern und drei Asiaten den Hafen San Lucar, von wo aus die Geretteten barfuß im Pilgerkleide nach Sevilla zogen, um in der Kathedrale ihren Dank für die erste glücklich vollbrachte Weltumsegelung abzustatten und um ihr Gewissen zu beruhigen, daß sie die Kirchenfeste und die Fastenzeiten an falschen Tagen gefeiert, weil ihnen bei der Heimkehr in ihrer Berechnung ein Tag fehlte, wovon sie die Ursache nur in einer falschen Schiffsrechnung vermuteten. Kaiser Karl beschied die kühnen Seefahrer an sein Hoflager nach Valladolid und belohnte sie alle mit Ehren und Gnadengehalten. So verschaffte der Untergang Magelhaens auf Zebu dem Sebastian Elcano den Ruhm des ersten Weltumseglers und eine Weltkugel mit allerlei symbolischen Zeichen als Familienwappen. Aber dem unternehmenden Portugiesen, der den hohen Gedanken gefaßt und bis zum nahen Ziele durchgeführt, gebührt die größere Ehre und mit Recht führt noch jetzt die Durchfahrt seinen Namen.

Vier Jahre später segelte ein neues Geschwader unter Garcia Jofre de Loaysa Elcanos Ausgang. 1526.
und demselben Elcano durch die Magelhaensstraße und verfolgte, nachdem eine weiter nach Süden gesandte Karavelle das Ende des Landes gesehen, somit das **Kap Horn** Die Spanier auf den Molukken.
entdeckt hatte, denselben Weg durch die Südsee nach den Molukken. Aber beide Führer starben auf der Überfahrt. Die Landung der Spanier auf den Molukken erregte den Handelsneid und die Eifersucht der Portugiesen, welche auf der fruchtbarsten und ein-

träglichsten derselben, auf Ternati, bereits ein Fort gebaut und durch kluge Einmischung in die inneren Kämpfe und Kabalen der einheimischen mohammedanischen Dynasten die Oberlehnsherrlichkeit der Krone Portugal daselbst begründet hatten. Beide Völker behaupteten, daß die Gewürzinseln innerhalb ihres Demarkationskreises lägen, und während eine Junta von Astronomen und sachverständigen Männern in Badajoz und Yelbas auf Grund der weltteilenden Bulle Alexanders VI. die richtige Welteilungslinie festzusetzen suchte, wandten die Ansiedler auf Ternati und Halamaheva alle Mittel der List und Intrigen, alle Künste der Politik und bewaffneten Intervention an, um mit Hilfe der Parteiung unter den Eingebornen das Feld zu behaupten und den Gegner aus dem Alleinbesitz des gewinnreichen Gewürzhandels zu drängen. Der portugiesische Statthalter, Jorge de Menezes, ließ den volksbeliebten Reichsverweser Taruwes, der den Kastiliern günstig war, öffentlich enthaupten. Durch diese grausame Strenge machten sich die Portugiesen auf den Molukken so verhaßt, daß Menezes in Ketten geworfen und vor ein portugiesisches Gericht gestellt, sein Nachfolger Pereira aber im nächsten Jahr in seinem eignen Palast von Verschwornen überfallen und ermordet wurde. Die Urheber büßten ihre That mit dem Leben, indem die Schloßwächter sie ergriffen und aus den Fenstern des Turms stürzten; aber die aufrührerischen Bewegungen der Eingebornen, wie die Strafgerichte der Portugiesen dauerten noch jahrelang fort. Zuletzt vereinigten sich beide Kronen dahin, je drei Astronomen, drei
1524. Seeleute und drei Rechtsgelehrte zu einem Kongreß abzusenden, der die mathematische Lage der östlichen Längenkreise endgültig ermitteln sollte. Im Mutterlande folgte man auf beiden Seiten mit erregter Spannung den Untersuchungen dieses „Pilotenkongresses“ von Badajoz, welcher die Erdkugel zwischen zwei verschwisterten Völkern zu teilen versuchte. Da aber die kosmographische Wissenschaft noch nicht so weit vorgeschritten war, um auf der ziemlich unbestimmten Basis der Bulle den Meilenwert der geographischen Grade mit Sicherheit festzusetzen, so kam man zu keinem abschließenden Resultate. Mittlerweile erlangten aber die Portugiesen auf den Inseln selbst mehr und mehr die Oberhand über die kleine spanische Niederlassung, daher sich der Kaiser endlich ent-
1529. schloß, durch den Vertrag von Saragossa gegen eine Kauf- oder Pfandsumme von 350,000 Dukaten den Besitz der Molukken den Portugiesen zu überlassen, ohne jedoch die Ansprüche der Spanier förmlich aufzugeben.

Resultate. So bildeten denn die Gewürzinseln die äußerste Grenze des portugiesischen Handelsgebiets nach Südosten; die von den Spaniern entdeckten Philippinen dagegen kamen mit der Zeit, jedoch gleichfalls erst nach langen Streitigkeiten über die Grenzlinie, an die Krone Kastiliens. Mit der Weltumsegelung Magelhaens' war das hohe Problem des westlichen Seewegs in großartigster Weise gelöst. Mit diesem Triumphe der nautischen Geschicklichkeit und Berechnung war die Seefahrerkunst zu einer solchen Höhe gelangt, daß jede der Schiffahrt zugängliche Küste als erreichbar gelten konnte. Die Fahrten um die Welt mehrten sich rasch, und die Südsee, die dem Magelhaens noch als Einöde erschien, belebte sich allmählich mit neuentdeckten Inseln, die aber freilich aus Mangel genauer astronomischer Ortsbestimmungen „wie schlecht gewurzelt“ auf den Karten hin und her schwankten.

2. Die Eroberung von Mexiko.

Litteratur. Das wichtigste Quellenwerk für die von Hernando Cortez und seinen Gefährten vollbrachten Thaten, aus dem sowohl Prescott in der oben angeführten Geschichte der Eroberung von Mexiko als Robertson in dem von diesen Begebenheiten handelnden Teile seiner History of America (Works, t. 8—11. 4 voll. Lond. 1824) geschöpft haben, ist das bekannte Buch des Bernal Diaz del Castillo, eines Gefährten und Waffenbruders von Cortez: Historia Verdadera de la Conquista de la Nueva España, welches von Ph. J. v. Rehfues ins Deutsche übersetzt und, mit Noten und Beilagen versehen, unter dem folgenden Titel in vier Bänden herausgegeben wurde: Denkwürdigkeiten des Hauptmanns Bernal Diaz del Castillo, oder wahrhafte Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Neuspanien. Bonn 1844, zweite Ausgabe. Von nicht minder großem Werte ist eine zweite gleichzeitige Schrift von einem unmittelbaren Teilnehmer, nämlich die Cronica de la Nueva España, welche Francisco Lopez de Gomara, Cortez' Hauskaplan, nach mündlichen Mitteilungen des Eroberers und nach dessen Papieren bearbeitet hat. Für die Sitten, die Religion und das öffentliche und gesellschaftliche Leben der Azteken im alten Mexiko sind die Schriften zweier Geistlichen, welche viele Jahre in Neuspanien gelebt haben, von besonderem Interesse, nämlich die Monarchia Indiana des Franziskaners Torquemada aus dem sechzehnten Jahrhundert, und das italienisch verfaßte Werk des Jesuiten Clavigero aus dem achtzehnten Jahrhundert: Storia antica del Messico. — Das umfangreichste Geschichtswerk über das ganze Gebiet der spanischen Entdeckungen und Eroberungen lieferte, auf Grund vieler Urkunden und handschriftlicher Arbeiten, wie der Schriften von Las Casas, Antonio de Herrera in seiner Historia general de las Indias occidentales, ein Buch reich an Material aber durch strenge Einhaltung der Zeitfolge unzweckmäßig geordnet und verteilt, in viele neuere Sprachen übersetzt. Eine übersichtliche Zusammenstellung der Entdeckungsgeschichten enthält: Franz Kottenkamp, Geschichte der Kolonisation Amerikas. Frankf. a/M. 1850, 2 Bde.

a. Das Vorspiel.

Über allen Begebenheiten, welche die gewaltige, an kühnen Wagnissen und romantischen Abenteuern, an Heldenthaten und wunderbaren Erlebnissen so reiche Zeit der Konquista der staunenden Nachwelt darbietet, erregt die Eroberung von Mexiko durch Hernando (Ferdinand) Cortez das höchste Interesse. Die großartige Natur des Landes, wo am Fuße thätiger oder ausgebrannter Vulkane mit schneebedeckten, weithin leuchtenden Gipfeln Thäler und Ebenen von wunderbarer Fülle und Fruchtbarkeit sich hinziehen, und über dem Ganzen der Zauber einer tropischen Natur mit ihrem üppigen Pflanzenwuchse, ihrer Farbenpracht und ihrem Reichtum an edlen Früchten, an kostbaren Produkten aus dem Mineralreich und an seltenen Gewächsen ausgegossen ist, die Bildung der alten Bewohner von Mexiko und Tezcuco, der Tolteken, deren dunkle Geschichte nur als mündlich überlieferte Sage an alte Denkmäler angelehnt zu den europäischen Eroberern herüberklang, und der Azteken, die in deren Wohnsitze im Lande Anahuac „nahe am Wasser" einrückten und den Ackerbau, die Gewerbsamkeit, die Baukunst und die Zeitrechnung von ihnen entlehnten, ihre milde Religion dagegen mit dem blutigen Opferdienst des schrecklichen Kriegsgottes Huitzilopochtli Charakter der Begebenheit.

und seiner Genossen vertauschten und ihre Herrschaft über die benachbarten Völker durch das Schwert und die Macht des Schreckens begründeten, endlich die Geschichte der Eroberung selbst, die an ritterlichen Großthaten, an romantischen Begebenheiten und an tragischen Wechselfällen mehr dem Bereiche der Dichtung als der Wirklichkeit anzugehören scheint, verleihen dieser Unternehmung einen eigentümlichen Reiz.

Sitten und Einrichtungen der Eingebornen.

Als Grijalva und seine Gefährten die geheimnisvolle Ostküste des Mexikanischen Golfes berührten, beherrschten die Azteken in Mexiko und die Akolhuaner, mit der Hauptstadt Tezcuco am Ostufer des Sees das mit Städten und Ortschaften übersäete Gebirgsland. Sie waren von Norden her eingewandert. Die früheren Bewohner, die Tolteken, waren im Laufe der Zeit still und geheimnisvoll verschwunden. Ein geringer Teil war bei der Ankunft des stärkeren Volks noch einige Zeit zurückgeblieben und in Knechtschaft gefallen; der größere Teil hat sich wahrscheinlich über Mittelamerika und die benachbarten Inseln verbreitet; und noch jetzt betrachtet der Reisende gedankenvoll die majestätischen Trümmer von Mitla und Palenque, die von dem merkwürdigen, rätselhaften Volke der Tolteken herrühren mögen. Nach einer Reihe von Abenteuern und Wanderungen, die mit den Heldensagen des Altertums sich vergleichen lassen (lautet bei Prescott die Geschichte der Entstehung der Hauptstadt Mexiko), machten die Azteken endlich im Jahr 1325 an den südwestlichen Ufern des Hauptsees Halt. Daselbst sahen sie auf dem Zweige eines stachligen Birnbaumes, der aus einer Spalte eines von den Wellen bespülten Felsens hervorschoß, einen Königsadler von ungewöhnlicher Größe und Schönheit sitzen, eine Schlange in seinen Klauen haltend und seine mächtigen Flügel gegen die aufgehende Sonne ausgebreitet. Sie begrüßten dies heilbringende Zeichen, das, durch einen Göttersprudh verkündet, die Lage ihrer künftigen Stadt anzeigte, und legten den Grund zu derselben, in dem sie Pfähle in die seichten Stellen senkten, denn das niedere Marschland lag halb unter Wasser. Auf diesen errichteten sie ihre leichten Gebäude aus Rohr und Binsen, und suchten einen unsicheren Lebensunterhalt von Fischen und von dem wilden Geflügel, das sich am Wasser aufhielt, sowie vom Anbau solcher Gewächse, die sie in ihren schwimmenden Gärten erzielen konnten. Der Ort wurde zum Zeichen seines wunderbaren Entstehens Tenochtitlan genannt, wiewohl er den Europäern nur unter seinem andern Namen Mexiko, von ihrem Kriegsgotte Mexitli hergeleitet, bekannt ist. Die Sage von seiner Gründung ist noch immer durch das Sinnbild des Adlers und Kaktus erhalten, welche das Wappen des neuen Freistaats Mexiko bilden. Dies war der unscheinbare Ursprung von dem „Venedig der westlichen Welt". Gestärkt durch einen Waffenbund mit den Tezcucanern oder Akolhuanern dehnten die Azteken ihre Herrschaft mit jedem Jahre weiter aus, so daß bei Ankunft der Europäer der mexikanische Staat vom Atlantischen bis zum Stillen Meer reichte und im Süden Guatemala und Nikaragua berührte. Diese Macht verdankten die Mexikaner sowohl ihrer eignen kriegerischen

Tüchtigkeit, als dem Umstande, daß sie durch ein dem hohen Adel entnommenes Kurfürstenkollegium aus der Herrscherfamilie stets denjenigen auf den Thron erhoben, welcher sich in den Waffen hervorgethan hatte, und ihm mit der größten Treue und Hingebung dienten. Dem König, der nicht bloß oberster Kriegsherr war und alle Ämter besetzte, sondern in dessen Hand auch die gesetzgebende und richterliche Gewalt vereinigt lag, stand ein mächtiger Geburtsadel zur Seite, der für seine Güter zum Waffendienst und zu andern Leistungen verpflichtet war. Die Städte und Dörfer zahlten Grundsteuer und Abgaben von ihren Kunsterzeugnissen. Eine Art Ritterorden mit Abzeichen der Tapferkeit nährte den kriegerischen Geist. Auch der religiöse Glaube, Tempeldienst und Priestertum der Mexikaner waren durch Gesetz und Herkommen fest organisiert. Eine große Anzahl von Tempeln oder Gotteshäusern (Teokalli), die in einer nach oben zu verjüngten Gestalt zu vier oder fünf Stockwerken sich erhoben mit Stufen und Treppenwegen zu den hohen Türmen, wo die Götzenbilder mit den Altären und Opfersteinen standen, die reiche Priesterschaft mit zwei vom König und Adel gewählten Oberpriestern an der Spitze, die ausgedehnten Tempelgüter, die feierlichen Feste mit Gesängen und Umzügen, ein zeremonienreicher Kultus mit heiligen Gebräuchen und Symbolen gaben Zeugnis von dem religiösen Sinn des Volks, wie von der Macht und dem Ansehen der Priesterschaft. Diese heilige Genossenschaft, die teils in der Ehe lebte, teils ein einsames Dasein in mönchischer Entsagung und mit asketischen Büßungen führte, diente nicht nur den Göttern, auch die Erziehung der Jugend, die Wahrsagung und Sterndeuterei, die Heilung der Kranken und Verwundeten standen ihr zu, und bei allen wichtigen Lebensereignissen von der Geburt bis zum Tod wurde ihre Hilfeleistung in Anspruch genommen. Aber während man dem Staats- und Rechtswesen, der Gesetzgebung und zweckmäßigen Gerichtsordnung, der Verwaltung und den Verkehrseinrichtungen der Mexikaner seinen Beifall nicht versagen kann, und in ihrer Bilderschrift, ihren gesellschaftlichen Lebensformen, ihren astronomischen und astrologischen Kenntnissen und in ihren gewerblichen Künsten und Fertigkeiten einen ziemlich hohen Bildungsgrad erkennen muß, wenden wir uns mit Abscheu von den grausenhaften Gebräuchen der Menschenopfer und der kannibalischen Sitte, das Fleisch der Geschlachteten mit den Freunden bei schwelgerischen Mahlen zu verzehren, in dem schrecklichen Wahne, dadurch eine der Gottheit wohlgefällige Religionshandlung zu begehen. Niemals sind gewiß Feinheit und äußerste Roheit in so nahe Berührung mit einander gebracht worden. Die Tezcucaner, Die Tezcucaner.
ein den Azteken verwandter Volksstamm, waren diesen an Verstandesbildung und Künsten der geselligen Verfeinerung überlegen. Etwa hundert Jahre vor der Eroberung des Landes Anahuac durch Cortez hatten die Tezcucaner ihr goldenes Zeitalter unter dem König Nezahualcoyotle, dem Alfred jenes westlichen Volks, der nach einer stürmischen Jugend voll romantischer Abenteuer, Gefahren und wundervoller Rettungen eine nach innen und außen glorreiche Regierung führte.

Dichter und Weltweiser beförderte er die Künste und die astronomische Wissenschaft, ohne den Krieg und die Rechtspflege darüber zu vernachlässigen. Eine Reihe prachtvoller Gebäude in der Hauptstadt Tezcuco, umgeben von herrlichen Gärten und Bädern, Cypressenhainen und Springbrunnen und eingeschlossen durch eine hohe Mauer aus Ziegeln und Mörtel, gab Kunde von seiner Prachtliebe wie von seinem Kunstsinn.

Velasquez und Cortez.

Wir wissen, daß Diego Velasquez, Statthalter von Cuba, auf die Nachricht von Grijalvas Entdeckungen beschloß, ein größeres Geschwader auszusenden, um das geheimnisvolle Land erforschen zu lassen, die Herrschaft des spanischen Monarchen daselbst zur Anerkennung zu bringen und mit den Bewohnern einen einträglichen Tauschhandel zu eröffnen. Lüstern nach Ruhm und nach Schätzen und von argwöhnischer, kleinlicher Seele sah sich Velasquez nach einem Manne um, der willig und fähig wäre, das Unternehmen auszuführen, zu den Kosten der Ausrüstung eine namhafte Summe beizutragen, ihm selbst aber die Ehre des Entdeckers zu gönnen. Er glaubte den geeigneten Mann in einem Spanier aus einer alten angesehenen Familie, Hernando Cortez, gefunden zu haben, der im Todesjahr der Königin Isabella aus seinem Geburtsort Medellin in Estremadura als neunzehnjähriger Jüngling von kühnem verwegenen Geist nach Hispaniola ausgewandert war, unter Ovando sich mit den wilden Kriegskünsten gegen die Indianer vertraut gemacht, dann nach Cuba übersiedelnd als Besitzer eines Repartimiento von großem Umfang mit zahlreichen Arbeitern durch Goldgruben und Pflanzungen ein beträchtliches Vermögen erworben hatte. Früher mit dem Statthalter verfeindet, hatte sich Cortez seit seiner Verheiratung mit der schönen Tochter einer demselben befreundeten Ansiedlerfamilie wieder mit ihm ausgesöhnt und ging mit Freuden auf den Vorschlag ein, der seinem Ehrgeiz und seiner Abenteuerlust ein so weites Feld eröffnete. Aber während er noch mit der Zurüstung zu der Fahrt beschäftigt war, stieg in der Seele des Befehlshabers Mißtrauen und Reue auf. Er fürchtete, der unternehmende Mann möchte bald die Schranken der Unterordnung durchbrechen und auf eigne Hand den Preis der neuen Entdeckung zu gewinnen suchen. Er würde den Vertrag zurückgenommen haben, wäre nicht Cortez, vor der Sinnesänderung seines Vorgesetzten gewarnt, nach kaum beendigter Ausrüstung rasch in der Nacht unter Segel gegangen, dem ans Ufer eilenden Statthalter mit dem Sprachrohr Morgengruß und Abschied zurufend. Den Plan, den Abfahrenden nachträglich in der Stadt Trinidad, wo noch Kriegs- und Mundvorrat aufgenommen wurde, verhaften zu lassen, schlug fehl.

Die Teilnehmer.

Am 10. Februar 1519 verließ das geringe Geschwader von elf meistens kleineren Schiffen, auf welchen sich etwa siebenhundert spanische See- und Kriegsleute befanden, unter der Leitung des geschickten Steuermanns Antonio de Alminos, der schon unter Grijalva gedient hatte, die Insel, um unter der schwarzroten Kreuzesfahne des unternehmenden Cortez ein Kaiserreich mit vielen volkreichen

Städten zu erobern, dessen Bewohner eine nicht geringe Stufe der Bildung erstiegen hatten, Künste und Gewerbe trieben, in einer geordneten Staatsverfassung lebten und an Kriegsmut, Vaterlandsliebe und nationaler Gesinnung seinem Volke nachstanden. Die Aussicht auf Ruhm und Reichtum und das Vertrauen in die Persönlichkeit des Führers hatten viele angesehene Männer von Stand und Geburt zur Teilnahme an der Expedition gelockt, in erster Linie glänzten Pedro de Alvarado und seine Brüder, Christoval de Olid, Alfons de Avila, Juan Velasquez de Leon, ein Verwandter des Statthalters, Alfons Hernandez de Puertocarrero, Ganzalo de Sandoval u. a. Viele von ihnen hatten schon unter Grijalva die Fahrt gemacht und glühten vor Verlangen, das Unternehmen, das damals aufgegeben werden mußte, nunmehr unter einem kühneren und entschlosseneren Feldhauptmann zur Vollendung zu bringen. Auch der Geschichtschreiber Bernal Diaz, dessen Denkwürdigkeiten die wichtigste und interessanteste Quelle über die Entdeckung und Eroberung Neuspaniens bilden, war unter den Mitziehenden. Sie führten zehn schwere Geschütze, vier leichtere, Feldschlangen genannt, und einen guten Vorrat von Schießbedarf mit sich; auch waren sechzehn Pferde, welche Bernal Diaz einzeln beschreibt, auf den Schiffen. Ihnen war ein guter Teil des Erfolges zu danken. Zwei Geistliche schlossen sich der Schar an; denn in der Seele des kastilischen Ritters glühte noch der alte Eifer für den christlichen Glauben. Sein Unternehmen sollte zugleich als heiliger Krieg zum Sieg und zur Erhöhung des Kreuzes erscheinen.

Nachdem Cortez in einer kurzen Ansprache voll zündender Kraft den Gefährten Ruhm, Ehre und Reichtum als Preis der Tapferkeit und der Anstrengung in Aussicht gestellt, schifften sie sich am Kap Antonio ein und segelten nach der Küste von Yukatan ab. Hernando Cortez stand damals im besten Mannesalter; er zählte drei- oder vierunddreißig Jahre. Nach Prescotts Schilderung war er von mehr als mittler Größe, seine Gesichtsfarbe bleich, und sein großes, dunkles Auge gab ihm einen Ausdruck von Ernst, den man bei einem Manne von seiner heitern Gemütsart nicht erwartet haben sollte. Seine Gestalt war schlank, aber seine Brust gewölbt, seine Schultern breit, sein Körperbau muskelstark und ebenmäßig. Er zeigte den Verein von Behendigkeit und Kraft, welcher ihn zum Fechten, Reiten und andern ritterlichen Übungen tüchtig machte. In seiner Nahrung war er mäßig, legte keinen Wert auf Essen und trank wenig, dabei schienen ihm Beschwerde und Entbehrung völlig gleichgültig zu sein. Seine Kleidung (denn er verschmähte nicht den Eindruck, den man durch solche unwesentliche Mittel hervorbringt) war von der Art, daß sie seine schöne Gestalt vorteilhaft hervortreten ließ, weder glänzend noch auffallend, aber reich. Er trug wenig Schmuck und gewöhnlich denselben, aber von hohem Wert. Sein offenes, militärisches Benehmen verbarg einen höchst kalten und berechnenden Geist. In seine fröhlichste Laune mischte sich ein bestimmtes, entschlossenes Wesen, welches

Der Anführer.

18. Febr. 1519.

denen, die ihm nahten, das Gefühl gab, daß sie gehorchen müßten, und das der Anhänglichkeit seiner ergebensten Gefährten etwas der Furcht Ähnliches beimischte. Eine solche Vereinigung, worin Liebe sich mit Würde paarte, war wahrscheinlich das einzige und am besten geeignete Mittel, den rauhen und unruhigen Gemütern, unter welche ihn seine Bestimmung führte, Hingebung einzuflößen. Sein Charakter bildete sich erst völlig unter den großen Begebenheiten, welche Eigenschaften hervorriefen, die vorher in seiner Brust geschlummert hatten. „Es giebt kühne Naturen, welche der Wärme aufgeregter Thätigkeit bedürfen, um ihre Kräfte zu entfalten, gleich den Pflanzen, welche sich dem milden Einfluß einer gemäßigten Breite verschließen, und nur in dem brennenden Himmelsstrich der Wendekreise zu ihrem vollen Wachstum gelangen und ihre Früchte zu Tage bringen.“ Seine rauhe, aber ergreifende Beredsamkeit, worin er die herrschenden Gefühle und Leidenschaften seiner Soldaten, Ehr- und Ruhmbegierde, Habsucht und religiösen Eifer anzuregen pflegte, durchzuckte mit ihrem Laute die Herzen seiner kriegerischen Zuhörerschaft. Von seinem Verstande und seiner Bildung geben die berühmten Sendschreiben an den Kaiser Zeugnis, die in ihrer einfachen Klarheit und Gediegenheit nicht nur eine gedrängte und doch verständliche Darstellung der Ereignisse enthalten, sondern auch treffliche Bemerkungen über die Eigentümlichkeiten der eroberten Länder. In seiner ganzen Erscheinung und Persönlichkeit hatte er nach der Versicherung seines Kriegsgefährten Bernal Diaz das Wesen eines vornehmen Herrn.

Unterwerfung von Tabasco.

Nach einer stürmischen Fahrt gelangte das Geschwader nach der Insel Cozumel, die wir schon früher als Hauptsitz des Götzendienstes von Yukatan kennen gelernt. Die Spanier stürzten die Bilder der Himmelsmächte, welche nach dem Glauben der Eingebornen Sonnenschein und Sturm schickten, von den turmähnlichen Gebäuden in die Tiefe, errichteten einen Altar mit dem Bildnis der heiligen Jungfrau, an welchem sie die Messe feierten, und führten die Einwohner, mit denen sie bald in freundlichen Verkehr traten, zur Taufe. Hier stellte sich Hieronymo de Aguilar, der seit seinem Schiffbruch unter den Wilden gelebt und ihre Sitten und Gewohnheiten angenommen hatte, ohne jedoch seinen Glauben und das priesterliche Gelübde der Keuschheit zu verleugnen, auf der Flotte ein und leistete seinen Landsleuten gute Dienste als Dolmetscher. Nachdem Cortez die schadhaften Schiffe hergestellt, segelte er längs der Küste von Yukatan hin bis zum Flusse Tabasco oder Grijalva. Die Einwohner zeigten dieselbe feindselige und kriegerische Gesinnung, wie bei den früheren Landungen der Europäer. Nur
25. März 1519. durch eine siegreiche Schlacht konnte Cortez die Hauptstadt Tabasco mit ihren reichen Mais- und Kakaopflanzungen in seine Gewalt bringen und für die Krone Kastilien in Besitz nehmen. Zum Andenken an diesen ersten Kampf am Feste Mariä Verkündigung weihte der Führer das Schlachtfeld zur Grundstelle einer Stadt, die unter dem Namen Santa Maria de la Vittoria lange nachher die Hauptstadt der Landschaft war. Die Zahl der erschlagenen Indianer belief

sich auf viele Tausende. „Dies war die erste Predigt des Evangeliums," bemerkt Las Casas mit bitterer Ironie, „die Cortez in Neuspanien gehalten hat." Die Spanier zählten nur zwei Todte. Die metallnen Brustdecken und die dickgepolsterten baumwollenen Wämse, welche die Krieger trugen, widerstanden den leichten Geschossen der Wilden, indes die Feuerwaffen, die Pferde und die scharfen Schwerter furchtbare Verheerungen unter den nackten Naturmenschen anrichteten. Die siegreiche Schlacht von Tabasco war von entscheidender Wirkung für das ganze Unternehmen. Eingeschüchtert durch die Niederlage und die strenge, drohende Haltung des Feldherrn erschienen die Häupter des Volks in dunkle baumwollene Anzüge gekleidet im spanischen Lager, brachten Friedensgeschenke, darunter zwanzig Sklavinnen, und vernahmen mit ehrfurchtsvollen Mienen den Machtspruch des Siegers, daß sie fürder die Unterthanen des mächtigen Gebieters im fernen Lande Spanien seien und den christlichen Glauben annehmen müßten. Mit staunender Bewunderung wohnte darauf das ganze Volk dem feierlichen Gottesdienste an, den Pater Olmedo am Palmsonntag vor dem Bilde der Gottesmutter mit dem Jesuskinde abhielt. Befriedigt über den günstigen Verlauf kehrten die Spanier zu den Schiffen zurück und fuhren längs der Küste hin bis an die den Gefährten Grijalvas wohlbekannte Insel S. Juan de Ulua, wo sie vor Anker gingen.

Unter den Sklavinnen, welche die Häuptlinge von Tabasco dem Anführer geschenkt hatten, befand sich die Tochter eines mexikanischen Kaziken, welche einst von ihrer Mutter in jenes Land verkauft worden war. Beider Sprachen kundig konnte sie mit Hilfe Aguilars den Fremdlingen die Worte ihrer Landsleute erklären, bis sie auch die kastilische Sprache erlernte und nun den Spaniern von dem größten Nutzen war. Bei der Taufe erhielt sie den Namen Marina, der im Munde der Mexikaner Malinche lautete, und da sie ebenso schön als gelehrig war, so bediente sich Cortez nicht nur ihrer Dienste, sondern er machte sie auch zu seiner Geliebten. Und sie vergalt diese Liebe mit einer Treue und Anhänglichkeit, wie sie nur einem willenlosen Naturgeschöpf eigen sein kann, und so innig, wie Moos mit dem Stamme, war sie mit dem Manne ihres Herzens, dem sie in der Folge einen Sohn schenkte, verwachsen, daß die Mexikaner ihren Namen „Malinche" sogar auf Cortez übertrugen. Sie war edel und gut und hat, wo sie es vermochte, mild und versöhnend gewirkt. Malinche.

Am Karfreitag des Jahres 1519 betraten Cortez und seine Begleiter die mexikanische Erde an dem dürren Strande, wo heute die Handelsstadt Veracruz liegt, und errichteten, von den Einwohnern wohlwollend aufgenommen und unterstützt, aus Pfählen, Zweigen und baumwollenen Tüchern ein Zeltlager mit Schutzdächern gegen die Glut der Sonne. Durch seine Dolmetscher erfuhr er, daß das Land zu einem großen Reiche gehöre, dessen Herrscher Moctheuzoma, von den Europäern gewöhnlich Montezuma genannt, auf der Hochebene im Innern seinen Sitz habe. Von allen Seiten strömte das Volk herbei, um die fremden Die Landung.

Männer und ihre bewimpelten „Wasserhäuser“ mit den schneeweißen Segeln zu schauen, brachte Früchte, Wildpret und Blumen und begann einen lebhaften Tauschhandel. Der Statthalter, ein aztekischer Häuptling, der in zeremonienreichem Aufzug mit großem Gefolge dem spanischen Feldherrn in seinem Zelte einen Besuch abstattete, um ihn nach seiner Heimat und der Ursache seiner Ankunft auszuforschen, brachte Mäntel von Baumwolle kunstvoll gefertigt, Federarbeit von schönen Farben und ein Körbchen von Weidengeflecht mit goldenen Schmucksachen, um den Fremdlingen einen Begriff von dem Reichtum und der Geschicklichkeit der Mexikaner zu geben. Der aztekische Landvogt war sichtlich beflissen, die Spanier durch Freundlichkeit und Gastlichkeit in gute Stimmung zu versetzen, sie aber so lange als möglich an der Küste zu halten. Denn schon waren Boten mit Berichten in der landesüblichen Bilderschrift auf dem Wege nach der Residenz, um bei dem König Verhaltungsbefehle einzuholen. Mittlerweile wurden die fremden Gäste von den Eingebornen aufs trefflichste bewirtet mit allem, was Land und Meer Schmackhaftes und Köstliches lieferte.

König Montezuma.

Montezuma vernahm die Kunde von dem Aussehen und dem Thun und Treiben der Fremdlinge, von den Rossen, auf denen sie einherjagten, von den Werkzeugen, die den Blitz und Donner trugen, von den strahlenden Helmen und Waffenkleidern mit unheimlichen Gefühlen. Schon lange waren Gerüchte von den bärtigen Männern in fremdartiger Tracht, welche über das große Westmeer zu den braunen Menschen gekommen, auch in das mexikanische Gebirgsland gedrungen und hatten die Seele des Aztekenkönigs mit Unruhe erfüllt; diese war noch gestiegen, seitdem Grijalva und seine Gefährten an der Küste seines eignen Reichs erschienen. Es herrschte unter den Mexikanern ein alter Volksglaube, der wohlthätige Luftgeist Quetzalcoatl, der die Menschen im Gebrauch der Metalle, des Landbaues und der Regierungskunst unterwiesen, dann aber vor dem Neide der oberen Götter auf einem aus Schlangenhäuten gefertigten Zauberschiff über das große Weltmeer nach dem Fabellande Tlapallan entflohen sei, werde dermaleinst mit seinen Nachkommen wiederkehren und über das Volk herrschen. Er sollte eine hohe Gestalt, weiße Haut, langes dunkles Haar und einen herabwallenden Bart gehabt haben. Diese heilige Sage, welche gleich dem Messiasglauben des Volks Israel von Geschlecht zu Geschlecht forterbte und jetzt ihrer Erfüllung nahe zu sein schien, hatte die Phantasie des in Aberglauben und religiöse Schwärmerei versenkten Priesterkönigs Montezuma mächtig ergriffen und in beängstigende Zweifel geworfen, die nun bei der Nachricht von der Landung der weißen Männer in voller Stärke sich kund gaben und ihn zu einer schwankenden Haltung gegenüber den Fremdlingen trieben. Die amerikanische Welt war in Aufregung und banger Erwartung; man glaubte Zeichen und Wunder zu erblicken, welche als Vorboten großer Umwälzungen gedeutet wurden. Niemand war von dieser zwischen Furcht und heiliger Scheu hin und her gerissenen Stimmung mehr erfüllt, als Montezuma; und die Gesandtschaft, die er nun

nach der Küste abordnete, um fürstliche Geschenke von kunstreicher Arbeit und kostbaren Stoffen den fremden Gästen zu Füßen zu legen, ihnen aber zugleich das Vorrücken nach der Hauptstadt zu verbieten, verriet dem klugen Cortez die Gemütsverfassung des Herrschers, worin Schwäche mit Furcht gepaart war. Er faßte den Entschluß, trotz des Verbotes, in das Innere des geheimnisvollen Reichs vorzudringen. Die kühnsten unter seinen Begleitern billigten sein Vorhaben; andre dagegen fürchteten sich vor den Gefahren, die das unbekannte Land ihnen bringen könnte: während die einen durch die reichen und kostbaren Prachtgeschenke zur Gier und Habsucht angetrieben wurden, schlossen die andern aus der Kunstfertigkeit der Bereitung, daß sie mit einem kultivierten Volke zu kämpfen haben würden, für dessen Bezwingung ihre Kräfte unzulänglich sein möchten. Es fehlte nicht an Stimmen, welche die Rückkehr nach Cuba verlangten, zumal da die Einwohner in ihrer Gastfreundschaft erschlafften, Mangel an Lebensmitteln einzureißen drohte und das ungewohnte Klima an der sumpfigen Küste Krankheiten und Sterblichkeit erzeugte. Nur der klugen Haltung des Führers war es zu danken, daß die Ansicht der zur Rückkehr Mahnenden nicht durchzudringen vermochte, vielmehr fast einmütig der Beschluß gefaßt ward, an einem günstig gelegenen Orte eine Pflanzstadt zu gründen als Stützpunkt für die weitere Eroberung des Landes. Gehe auch dieser Plan über die Vorschriften des Statthalters Velasquez hinaus, so sei doch das Interesse des spanischen Monarchen höher zu stellen. Eine Gesandtschaft des von den Azteken unterjochten Stammes der Totonaken, welche die Hilfe der Spanier gegen die Bedrückungen ihrer Überwinder anflehten, weckte in Cortez die Hoffnung, daß er in dem mexikanischen Reiche selbst Bundesgenossen gegen den herrschenden Stamm finden möchte.

Die Stimmung im Heer.

Die Gründung der „reichen Stadt des wahren Kreuzes" (Villa rica de vera Cruz) war der Anfang der Besitzergreifung und Kolonisierung des Landes Anahuac. In ihrem Namen waren die Haupttriebfedern angedeutet, welche in der Seele der Konquistadoren vereinigt lagen — Golddurst und Religionseifer. Von der neuen Stadtgemeinde wurde dann Cortez namens der katholischen Majestäten zum Oberbefehlshaber und Oberrichter des Pflanzstaats ernannt und somit das Band zerschnitten, welches die Seemannschaft an Velasquez geknüpft hatte. Die Anhänger des letzteren fügten sich nach kurzem Bedenken in das neue Verhältnis und schlossen sich mit aufrichtiger Hingebung dem neuen Führer an.

Villa rica de vera Cruz.

Zempoalla war die wichtigste Stadt der Totonaken, deren Freundschaft und Hilfe Cortez sich vor allem zu sichern suchte. Der Weg führte die Spanier bald in Gegenden, die ihnen wie das irdische Paradies vorkamen, sowohl wegen des üppigen Pflanzenwuchses als wegen der reichen Tierwelt, besonders der prachtvollen Vögel, unter denen der Truthahn, „der Stolz des amerikanischen Waldes", vor allem ihre Aufmerksamkeit und ihre Jagdlust reizte. Welchen Kontrast gegen

Cortez in Zempoalla.

diese landschaftlichen Reize bildeten da die Reste von Menschenopfern, denen ihre Blicke allenthalben begegneten! In Zempoalla wurden die Fremdlinge mit Freudenbezeugungen empfangen, und sie waren nicht wenig erstaunt über die fortgeschrittene Kultur, die sich ihnen darbot: stattliche Häuser, blumengeschmückte Gärten, Frauen und Männer in zierliche Gewänder von Baumwolle gekleidet und mit Schmuck geziert. Sie wurden gastlich bewirtet und aus der Unterredung mit dem Kaziken empfing Cortez nützliche Belehrung über die Zustände des Aztekenreichs. Besonders wichtig war ihm die Bestätigung der früheren Nachricht, daß viele Völkerschaften mit Widerwillen das Joch trügen, das ihnen der „große Montezuma" auferlegt; so insbesondere der Freistaat Tlascala und die Lehnsfürsten von Tezcuco. Zur Erhöhung der gottesdienstlichen Pracht, an welcher der stolze König großes Wohlgefallen fände, würden zahllose Jünglinge und Mädchen als Schlachtopfer gefordert, um vor den Altären zu bluten. Um seine Liebe zu Prunk und Verschwendung zu befriedigen, bedrücke er die Landschaften mit übermäßigen Abgaben. In Chiahuitzlan, einer andern Stadt der Totonaken, wohin die Spanier darauf ihren Marsch richteten, erschienen fünf aztekische Edelleute von vornehmer gebieterischer Haltung, welche von den Einwohnern zur Strafe für ihr entgegenkommendes Benehmen gegen die Fremdlinge zwanzig junge Männer und Frauen als Opfer für die Götter forderten. Die Demut und Unterwürfigkeit der erschreckten Totonaken zeugte von ihrer großen Furcht vor den mächtigen Herren. Auf den Rat des spanischen Befehlshabers setzten sie die Gesandten gefangen; aber Cortez bewerkstelligte heimlich ihre Flucht, eine staatskluge Maßregel von den wichtigsten Folgen: sie erzeugte einen unheilbaren Bruch zwischen den Azteken und Totonaken und erwarb ihm Freunde und Fürsprecher unter dem mexikanischen Adel. Die indianischen Kaziken, erfüllt von der Hoffnung der Wiedererlangung ihrer ehemaligen Freiheit und Unabhängigkeit, verweigerten die Abgaben, die sie bisher nach Mexiko geliefert, leisteten dem spanischen Herrscher die Huldigung und das ganze Volk beeiferte sich, die Fremdlinge in dem Bau ihrer neuen Pflanzstadt zu unterstützen. So gründeten die Totonaken selbst die Zwingburg, die sie in nicht gar ferner Zukunft unterdrücken sollte. Ihr Schicksal war entschieden, so wie der weiße Mann den Fuß auf ihren Boden gesetzt hatte. Die Zerstörung der hölzernen Götterbilder vor den Augen der heulenden Menge und der wehklagenden Priester und die Einführung des christlichen Kultus unter dem Bildnis der heil. Jungfrau bezeichnete den Anfang einer neuen Weltordnung, der ihr ganzes Dasein mit der Zeit zum Opfer fallen mußte.

Die Flotte versenkt.

Cortez sah ein, daß sein selbständiges Auftreten ihm den unversöhnlichen Haß des Statthalters Velasquez zuziehen würde, der ihm bei dem Einfluß des angesehenen Mannes in Spanien leicht Verderben bringen könnte. Auch waren unter der Mannschaft noch immer einige unzuverlässige Leute, die auf eine Rückkehr nach Cuba sannen. Er faßte daher einen Entschluß, der von dem kühnen

Unternehmungsgeist des Mannes Zeugnis gab. Während eine Gesandtschaft mit reichen Geschenken und kostbaren Gaben und Seltenheiten über das Atlantische Meer segelte, um an dem Kaiserhof die Gutheißung seines Verfahrens und die Genehmigung des beabsichtigten Eroberungszuges zu erwirken, suchte er den Gefährten jede Aussicht auf Rückkehr oder Flucht abzuschneiden und sie zur äußersten Entschlossenheit zu zwingen. Er ließ nämlich alle Schiffe bis auf ein einziges kleines Fahrzeug versenken, nachdem er Segel, Eisenwerk und alle Gerätschaften ans Land geschafft. Den Murrenden und Erschrockenen begegnete er mit der Versicherung, daß nach der Aussage einiger Seeleute die Flotte durch Stürme und Holzwürmer unbrauchbar geworden und ihnen beim Mißlingen ihres Vorhabens durchaus unnütz sei. Und so sehr verstand der Feldherr die Gemüter der Kriegsleute durch die Aussicht auf Ruhm und Schätze zu begeistern, daß sie am Ende seiner kräftigen Ansprache in den Ruf ausbrachen: „Auf nach Mexiko!“ Alle Mutlosigkeit und Furcht war verschwunden über den Traumbildern einer glänzenden Zukunft.

b. Der Einzug und erste Aufenthalt in Mexiko.

Es war am 16. August 1519, daß Hernando Cortez mit etwa 400 Mann Fußvolk und fünfzehn Reitern von Villa rica aufbrach, um nach der Hochebene von Mexiko emporzusteigen. Zur Hut der Pflanzstadt ließ er eine Besatzungsmannschaft unter dem Oberbefehl des Ritters Juan de Escalante zurück. Indianische Krieger und Lastträger begleiteten die Schar als Wegweiser und Troßknechte zum Fortschaffen des Geschützes und der Kriegsvorräte, zugleich aber auch als Geiseln für die Treue ihrer Landsleute. Der Zug ging über die Stadt Chalapa, die noch heute ihren aztekischen Namen trägt, durch ein reizendes Tropenland voll grüner Wiesen und edler Gewächse, deren Blüten und Früchte die Lüfte mit Wohlgerüchen erfüllten, und voll prachtvoller Haine und Baumpflanzungen, in denen bunte Vögel und Insekten in zahlloser Menge hausten und die Stille der Natur mit den mannigfaltigsten Tönen belebten. Die indianischen Einwohner, Freunde der Totonaken legten dem Durchzug keine Hindernisse in den Weg und gestatteten die Aufrichtung hölzerner Kreuze als Symbole der künftigen Religion des Landes und als Erinnerungszeichen des Marsches. Von der Stadt Naulinco aus ging der Zug aufwärts über das wilde vulkanische Felsgebirg der Kordilleren, bis zu einer Höhe von 7000 Fuß, ein Unternehmen voll großer Anstrengungen und Beschwerden, welche durch Kälte und rauhe Winde sehr erhöht wurden. Als sie den Gebirgskamm erklommen hatten, traten sie in ein weites Tafelland ein, dessen Hauptstadt der Sitz eines aztekischen Lehnsfürsten war, der die fremden Gäste mit unfreundlichem Mißtrauen empfing. Eine Schädelstätte, die nach Bernal Diaz wohl hunderttausend Köpfe in guter Ordnung aufgestellt enthielt, zeugte von dem Umfang der schrecklichen Menschenopfer. Die Schilderung des Häuptlings von der Macht und Herrlichkeit des Großkönigs in der

Der Zug über die Kordilleren. 1519.

unzugänglichen Stadt am See, dem er und dreißig andre Fürsten unterthan seien, verfehlte nicht, auf manche einen niederschlagenden Eindruck zu machen.

Die Tlascalaner. Nach einigen Ruhetagen ging der Zug weiter nach dem „Brotlande" Tlascala; ein steinerner Wall mit einer breiten Brustwehr zur Verteidigung bezeichnete die Grenze, vermochte aber die Spanier nicht von dem Einzug fern zu halten. Die Tlascalaner, ein den Azteken verwandter kräftiger und kriegerischer Volksstamm, lebten in einem Föderativstaat, unter eingebornen Häuptlingen und Edlen, aus denen ein oberster Bundesrat bestellt war, der über Krieg und Frieden und andre gemeinschaftliche Interessen zu entscheiden hatte. In Religion, Opfergebräuchen und Sitten stimmten sie mit den Mexikanern überein, und an Kriegsmut und todverachtender Tapferkeit standen sie hinter keinem andern Stamme im Lande Anahuac zurück. Eisen war ihnen wie den Azteken unbekannt, aber ihre Pfeile und Speere trugen Spitzen von Kupfer oder einem andern glasartigen Metall oder von geschärften Knochen; ihre Bogenschützen und Schleuderer waren gewandt und gefürchtet, und mit einem Holzschwert, in dessen beide Seiten Metallklingen eingelassen waren, führten sie heftige Streiche. Zur Schutzwehr bedienten sie sich hölzerner, mit Leder überzogener Sturmhauben und Schilde. Montezuma hatte sie zur Unterwerfung und Zinspflicht zwingen wollen, gleich den übrigen Nachbarstämmen; aber jahrelang hatten die Tlascalaner im heldenmütigen Kampfe ihre Freiheit und Unabhängigkeit gegen die Übermacht der Mexikaner verfochten und behauptet. Noch war der Krieg nicht zu Ende, als spanische Botschafter unter ihnen erschienen, um für das christliche Heer freien Durchzug gegen Mexiko zu erbitten. Aber trotz der Versicherung friedlicher und freundlicher Absichten trauten sie den Fremdlingen nicht, die ihren Weg mit den Trümmern indianischer Götterbilder und Opferstätten bezeichneten und von dem Aztekenherrscher Geschenke empfangen hatten. Auf den Rat eines greisen Häuptlings wurde beschlossen, die heranrückenden Kriegsmänner feindlich anzufallen. Die vorausziehenden Reiter wurden mit einem Hagel von Pfeilen überschüttet, durch welche zwei Pferde und ein spanischer Krieger den Tod fanden, und trotz ihrer überlegenen Stärke und Bewaffnung hätten Cortez und seine Begleiter der unermeßlichen Zahl mutiger und streitbarer Feinde nicht zu widerstehen vermocht, wäre nicht das Fußvolk ihnen im Eilmarsch zu Hilfe geeilt. Vor ihren Feuergeschossen ergriffen die Indianer bestürzt die Flucht und sandten täuschende Friedensboten. Die gefallenen Rosse, welche die Eingebornen für übernatürliche Geschöpfe hielten, ließ der Feldherr heimlich verscharren, damit der Glaube und die Scheu der Eingebornen vor den unheimlichen Tieren nicht schwände. Nach einer im eilig bereiteten Lager verbrachten Nacht zog der Kriegshaufen vorsichtig und in fester Ordnung durch das mit Mais und andern Früchten wohlbestellte Land; aber bald stieß er auf ein in einem Engpaß aufgestelltes indianisches Heer, dessen Stärke auf 30,000 Mann geschätzt ward und das die Anrückenden wieder mit zahllosen Pfeilen, Steinen und Geschossen aller

Art begrüßte. Nur mit der größten Anstrengung, wobei auch die im Falle einer Niederlage des sicheren Todes gewärtigen Indianer von Zempoalla wesentliche Dienste leisteten, gelang es den Spaniern, den Paß zu durchbrechen und dann in der freien Ebene durch ihr Geschütz und ihre Feuerrohre eine furchtbare Verheerung unter der feindlichen Menschenmasse anzurichten. Doch bewerkstelligte ihr Führer, der kriegerische Häuptling Xicotencatl, einen geordneten Rückzug. 2. Sept.

Froh des glorreichen Sieges, aber nicht ohne Besorgnis für die Zukunft, verbrachten die Christen die Nacht auf einer geschützten Felsenhöhe, „Hügel von Tzompach" genannt, von ihren indianischen Verbündeten aus den nahen Hütten reichlich mit Lebensmitteln versehen. Am andern Tag schickte Cortez zwei gefangene KazikAen nach der Hauptstadt, das frühere Gesuch um friedlichen Durchzug wiederholend. Sie brachten von dem trotzigen Xicotencatl die Antwort zurück: wenn sie in Tlascala einrückten, würden sie den Göttern geopfert. Zugleich berichteten die Botschafter, der kriegerische Stammesfürst stände mit einer Streitmacht von 50,000 Mann, der Blüte des Volks, im Feld, bereit das Glück seines Reichs in einer Entscheidungsschlacht zu versuchen. So mußte denn Cortez von neuem zum Kampf schreiten. Nach kurzem Marsch trafen die Spanier auf das tlascalanische Heer, das, in fünf Schlachthaufen geteilt, auf einer großen Wiesenfläche meilenweit aufgestellt war, die gemeinen Krieger nackt, die Haut mit den Farben ihrer Häuptlinge bemalt, die Anführer mit wunderlichen Helmen von Gold und Edelsteinen funkelnd und mit leuchtenden Rüstungen aus Federarbeit, über dem Ganzen die große Fahne des Freistaats Tlascala flatternd mit einem goldenen Adler und reich mit Smaragden und Silberstickerei verziert. Ohne sich durch das wilde Geschrei und Getöne und durch die Flut von Geschossen irre machen zu lassen, wählte Cortez eine Stellung, von wo aus sein Geschütz in der dichtgedrängten Menge eine furchtbare Verheerung anrichten konnte; versteinert vor Schrecken blickten die Indianer auf die hinstürzenden Brüder und machten dann den Versuch, durch einen raschen Angriff den kleinen Haufen mit ihrer Menge zu erdrücken. Die Gefahr der Spanier war groß, ihre Reihen wurden durchbrochen, das Fußvolk wankte. Da sprengte Cortez mit der Reiterei rasch von der Seite in die nicht an Mannszucht und Ordnung gewöhnten Scharen ein und verbreitete neuen Schrecken. Mit Entsetzen betrachteten die Indianer das fürchterliche Tier, „dessen Hals mit Blitz umkleidet war" und das, mit seinem Reiter wie zu gemeinsamem Leben vereint, ihre Mannschaften niederwarf und in den Staub trat. In diesem Augenblick verließ einer der Häuptlinge, durch die entehrenden Vorwürfe Xicotencatls beleidigt, mit seiner Mannschaft das Schlachtfeld und bewog auch noch einen andern, ihm zu folgen. Dies entschied den Tag. Die Tlascalaner zogen ab und räumten den Christen den Kampfplatz. Am Abend bezog Cortes wieder den Hügel von Tzompach, wo die Verwundeten, Menschen wie Pferde, sich erholen sollten. Tote zählten sie nur wenige; die Leichen wurden heimlich

Die Spanier auf dem Hügel von Tzompach.

bestattet, damit die Indianer nicht erführen, daß die Weißen auch sterblich seien.

Unterwerfung der Tlascalaner. Diese Unfälle machten einen Teil der Tlascalaner zum Frieden geneigt; aber die Kriegspartei erlangte im Bundesrat noch einmal die Oberhand. Auf den Ausspruch der Priester, die Spanier seien Kinder der Sonne und empfingen ihre Stärke von dem leuchtenden Himmelskörper, beschloß man einen nächtlichen Angriff auf das feindliche Lager. Aber die wachsamen, stets gerüsteten Spanier wurden bei dem schimmernden Mondlicht das heranschleichende Heer gewahr und am Fuße des Hügels unverhofft über sie herfallend erzeugten sie Schrecken und wilde Flucht. Diese neue Niederlage beugte den Sinn der Tlascalaner und machte sie zum Frieden geneigt; nur Xicotencatl beharrte noch immer in seinem Trotze und hielt die Boten zurück. Unterdessen machte Cortez, obwohl fieberkrank, mit einem Teil seiner Mannschaften Streifzüge in der Umgegend, die glücklich abliefen. „Da wir unter dem Banner des Kreuzes für den wahren Glauben und im Dienste der katholischen Majestät fochten," schrieb er in der Folge an den Kaiser, „hat der Himmel unsere Waffen mit solchen Erfolgen gekrönt, daß, während eine Menge der Ungläubigen erschlagen ward, die Kastilier nur geringe Verluste erlitten." Aber die Lage der Spanier auf der rauhen Hochebene war eine sehr schwierige. Die Zahl der Mißvergnügten, welche den Feldzug gegen Mexiko für ein unausführbares Wagstück hielten und nach Cuba zurückkehren wollten, mehrte sich mit jedem Tag. Da trat ein unerwartetes Ereignis ein, welches das Vorhaben des Befehlshabers schnell zur Reife brachte. Der tlascalanische Feldherr fügte den Friedensboten, welche der Rat in das spanische Lager schickte, einige Kundschafter bei, in der Absicht ihre Aussagen zu einem neuen Angriff zu benutzen. Durch die getreue Dolmetscherin Marina aufmerksam gemacht, ließ Cortez die Verdächtigen festnehmen und als sie einzeln befragt ihr Vorhaben eingestanden, befahl er ihnen die Hände abzuhauen und schickte die Verstümmelten ihrem Herrn zurück, zum Zeichen, daß die Spanier auf alle Fälle vorbereitet wären. Nun beugte sich das stolze Haupt des Anführers; die Fremdlinge, die seine geheimsten Pläne und Gedanken erraten, erschienen ihm jetzt als die „Männer des Geschicks", denen niemand widerstehen könnte. Er selbst schloß sich mit seinem zahlreichen Gefolge den Abgesandten des Rates an, um dem siegreichen Feldherrn persönlich die Unterwerfung des Freistaates Tlascala unter die Spanier anzukündigen. Er that es mit Anstand und Selbstgefühl und Cortez empfing die Huldigung mit gleicher Würde und Anerkennung. Er begriff die ganze Bedeutung dieses Bündnisses. Denn bereits kam eine vornehme Gesandtschaft von Montezuma, begleitet von zweihundert Sklaven mit Geschenken in Gold und kostbaren Stoffen, welche den weißen Männern Glück wünschte zu ihren Siegen, dem Feldherrn eine jährliche Abgabe für seinen kastilischen Herrscher anbot, ihn aber zugleich von dem weiteren Zug nach der Hauptstadt abzuhalten suchte. Cortez entließ die Botschafter mit der Versicherung, daß

er hoffe dermaleinst dem König selbst für seine Freigebigkeit sich dankbar erweisen zu können, und schied dann mit seiner Kriegsschar von dem „Turm des Sieges" am Hügel von Tzompach, wo sie fast drei Wochen mit gemischten und schwankenden Gefühlen geweilt hatten.

Am 23. September 1519 hielten die Spanier ihren Einzug in die mit Blumen und Kränzen geschmückte Hauptstadt Tlascala, von der dichtgedrängten Volksmenge mit Jubel empfangen, von den Regierungshäuptern des Freistaats, unter denen der greise Vater des Feldherrn Xicotencatl den ersten Rang einnahm, gastlich bewirtet und beherbergt. Cortez, der wie Kolumbus eine erregbare Phantasie besaß, die ihn alle Gegenstände in lebhafter Färbung und erhöhtem Umfang erblicken ließ, verglich in einem Schreiben an den Kaiser die volkreiche Indianerstadt mit Granada. Sie war der Markt und Mittelpunkt des ganzen Freistaats der Tlascalaner, eines kühnen, kräftigen und abgehärteten Volksstammes, der großgezogen in den Schluchten der Berge nicht minder geschickt war, das Land im Frieden zu bauen als im Krieg es zu verteidigen. „Ungleich dem verzogenen Kinde der Natur, das aus ihrer zu freigebigen Hand so leicht seinen Unterhalt empfängt und der Notwendigkeit der Anstrengung überhoben ist, erntete der Tlascalaner sein Brot von einem allerdings nicht unergiebigen Boden im Schweiße seines Angesichts. Er führte ein mäßiges und arbeitsames Leben. Durch seine langen Kriege vom Handelsverkehr mit den Azteken abgeschnitten, war er besonders auf den Ackerbau hingewiesen, auf die Beschäftigung, die der Reinheit der Sitten und der nervigen Stärke des Körpers am förderlichsten ist." Sein Herz glühte von Liebe zu der heimatlichen Erde, die er durch seinen Fleiß in einen Fruchtboden verwandelt hatte, und von dem stolzen Bewußtsein der Freiheit, deren Luft er in den Bergen einsog, die im Südosten bis in die Schneelinie emporragen. Der Bund mit einem solchen Volke war für Cortez von höchster Wichtigkeit; aber leicht hätte ihn sein Religionseifer um alle Früchte gebracht. Nur durch die Vorstellungen des Paters Olmedo wurde er von der Zerstörung der Götzenbilder abgebracht, welche die Rache des Volks entzündet haben würde. Er begnügte sich mit der Aufrichtung eines hohen Kreuzes für künftige Bekehrungen.

Einzug in Tlascala.

Olmedo, bemerkt Prescott bei dieser Gelegenheit, war ein echter Schüler aus Las Casas' Schule. „Sein Herz war nicht von jener flammenden Glaubenswut ergriffen, die alles, was sie berührt, versengt und verhärtet. Es war vom milden Strahl der christlichen Liebe erwärmt. Er war als Heidenbekehrer nach der Neuen Welt gekommen, und scheute kein Opfer für die Wohlfahrt der armen, umnachteten Herde, welcher er sein Leben gewidmet hatte. Wenn er dem Banner des Kriegers folgte, so geschah es, um die Roheit des Kriegs zu mildern und die Siege des Kreuzes den Eingebornen selbst, durch seine geistliche Bekehrungsthätigkeit, nutzbar zu machen. Er lieferte das seltene Beispiel einer durch Vernunft geregelten Begeisterung, eines durch den Geist der Duldsamkeit gesänftigten belebenden Eifers."

Als Montezuma hörte, mit welcher Freundschaft die Spanier von den Tlas- Cortez in Cholula.

calanern aufgenommen worden, wuchs seine Besorgnis. Er sandte abermals Botschafter mit kostbaren Geschenken an Cortez und lud ihn jetzt in seine Hauptstadt ein. Er sollte seinen Weg über die alte heilige Stadt Cholula nehmen. Ohne sich durch die Warnungen der Tlascalaner, die in der Einladung des mexikanischen Herrschers eine Tücke und einen Fallstrick zum Verderben der Spanier argwohnten, abhalten zu lassen, beschloß Cortez den Zug nach Cholula anzutreten. Er nahm Abschied von seinen Verbündeten, die ihre Treue und Ergebenheit für die fremden Gäste durch die Verheiratung von fünf oder sechs der angesehensten Kazikentöchter mit spanischen Hauptleuten bethätigten, und richtete seinen Marsch gen Cholula, die altehrwürdige Hauptstadt eines ehemaligen Freistaats, aber in Abhängigkeit von den Azteken. Cholula war berühmt wegen ihrer Kunstfertigkeit, ihrer Bildung und ihres Luxus, mehr aber noch als die heilige von zahllosen Pilgern besuchte Religionsstätte der Mexikaner, wo jährlich gegen sechstausend Menschenopfer an den blutigen Altären geschlachtet wurden, Feste und Umzüge einander drängten und hoch über den zahlreichen von Priesterscharen umgebenen Tempeln „die große Spitzsäule von Cholula", das Heiligtum des geheimnisvollen Luftgottes Quetzalcoatl emporragte. Die merkwürdige, zwischen Gärten und grünen Hainen reizend gelegene Stadt mit ihren funkelnden Türmen und Zinnen, das Mekka von Anahuac, lag in der Nähe der höchsten Feuerberge, des Popokatepetl und Ixtaccihuatl, wo der Schnee selbst unter der brennenden Sonne der Wendekreise nicht schmilzt. Mit Erstaunen blickten die Spanier, als sie, von sechstausend freiwilligen Tlascalanern begleitet, sich der berühmten Stadt näherten, auf die reiche fremdartige Pflanzenwelt, auf die emsig bestellten Fluren, die vor ihnen ausgebreitet lagen, auf die zierlich gekleidete Volksmenge, die ihnen voll Neugierde entgegenzog und wovon die Vornehmen feingestickte Mäntel trugen. Die fremden Gäste wurden aufs freundlichste empfangen und mit allem Luxus bewirtet. Aber bald änderte sich die Stimmung als einige mexikanische Edelleute mit geheimen Aufträgen Montezumas in der Stadt erschienen. Der in seinen Entschlüssen hin und her schwankende König hatte einen Orakelspruch erhalten, daß Cholula das Grab seiner Feinde sein würde, und hatte daher seine Einladung wieder bereut. Verschiedene Anzeichen deuteten auf eine Verschwörung zur Vernichtung der Fremdlinge. Nur der Klugheit und Treue der Marina, welche aus den Reden einer ihr wohlwollenden Kazikin Verdacht schöpfte und ihren Herrn warnte, hatte es Cortez zu verdanken, daß er vor der Ausführung Kunde von dem Vorhaben erhielt und Vorkehrungen dagegen treffen konnte. Nach einer sorgenvoll durchwachten Nacht stellte er seine Leute und sein Geschütz in der Art auf, daß die überraschten und in Massen zusammengedrängten Cholulaner durch die Feuerwaffen und Schwerter niedergestreckt oder durch die Hufe der Streitrosse zertreten wurden, ehe sie von ihren Waffen Gebrauch machen konnten. Vergebens suchten die Unglücklichen Schutz in ihren Tempeln; die Spanier setzten sie in Brand, so daß ihnen nur die schreckliche Wahl blieb,

entweder in den Flammen oder durch Herabstürzen von der Höhe den Tod zu suchen. Die Tlascalaner, aus ihrem Lager außerhalb der Stadt schnell herbeigerufen, unterstützten die Spanier bei dem Werke der Zerstörung und Plünderung. Denn ein alter Stammeshaß hatte eine Todfeindschaft zwischen beiden Völkerschaften erzeugt, die von Geschlecht zu Geschlecht forterbend nach Rache lechzte. Sechstausend Menschen mochten in dem „Blutbade von Cholula" den Tod gefunden haben, als Cortez dem Morden und Plündern Einhalt gebot und die um Gnade Flehenden unter seinen Schutz nahm. Durch diese furchtbare Züchtigung versicherte sich der strenge Mann der Treue der Stadt und der Umgegend. Von allen Seiten kamen Gesandte in das kastilische Lager, um die Unterwerfung der übrigen Städte anzubieten und die Gnade der „weißen Götter" durch reiche Geschenke zu erkaufen. Der große Teokalli zu Cholula wurde in eine christliche Kirche umgewandelt und das Kruzifix an der Stätte aufgerichtet, wo früher Tausende von Menschenopfern geblutet hatten. Von religiösen Gewaltsamkeiten wurde Cortez abermals durch den Pater Olmedo abgehalten.

Die Nachrichten von den Vorgängen in Cholula warfen den König Montezuma wieder in neue Unruhen und Beängstigungen: er schickte sofort wieder eine Gesandtschaft mit reichen Gaben an Cortez und leugnete jede Beteiligung an dem Komplotte. Der spanische Befehlshaber gab sich die Miene eines Gläubigen und machte sich in Begleitung der Botschafter auf den Weg, um die steile, schluchtenreiche Sierra von Ahualco zwischen den beiden höchsten Vulkanen zu übersteigen, und den Herrscher in seiner Hauptstadt aufzusuchen. Der Marsch war sehr anstrengend und beschwerlich; die Spanier zogen ihn aber dem von den aztekischen Führern vorgeschlagenen weiteren und leichteren vor, weil die mitziehenden Tlascalaner sie vor neuen Nachstellungen gewarnt hatten. Und um den Mexikanern die Meinung einzuflößen, daß den weißen Männern nichts unmöglich wäre, gab Cortez gern seine Einwilligung, daß einer seiner Hauptleute, Diego Ordaz, mit acht Gefährten den „rauchenden Berg" bis weit über die Schneelinie bestieg und einen mächtigen Eiszapfen als Siegeszeichen zurückbrachte. Dafür verlieh ihm in der Folge der Kaiser ein Wappen mit einem brennenden Vulkan. Zwei Jahre später wiederholte Francisco Montaño mit fünf Begleitern die Besteigung und ließ sich sogar in den glühenden Krater hinab, um Schwefel zu finden. — Mühsam erklimmten die Spanier den Kamm des rauhen Gebirges; aber sie fühlten sich reichlich belohnt für alle Beschwerden, als sie das herrliche Thal von Mexiko oder Tenochtitlan zu ihren Füßen liegen sahen, „welches mit seinem malerischen Verein von Wasser, waldigen und angebauten Ebenen, seinen erglänzenden Städten und schattigen Hügeln wie ein lachendes und prachtvolles Rundgemälde vor ihnen ausgebreitet war." Stattliche Eichen-, Maulbeer- und Zedernwälder wechselten mit Blumengärten und Maisfeldern ab, zwischen welchen zahlreiche Städte und Dörfer prangten, in der Mitte die schöne Stadt Mexiko mit ihren weißen Türmen und spitzsäuligen pyramiden-

Der Zug gen Mexiko.

artigen Tempeln, das „Venedig der Azteken", und in der Ferne jenseits der blauen Gewässer des Sees zog sich ein dunkler Porphyrgürtel hin, der sich wie eine reiche Einfassung um das ganze Thal wand und es begrenzte. So mochte einst Moses vom Berge Nebo in das Land der Verheißung geblickt haben.

Einzug in die Hauptstadt.

Je mehr sich die weißen Männer der Hauptstadt näherten, desto größer wurde die innere Unruhe Montezumas. In jüngeren Jahren berühmt wegen seines kriegerischen Mutes und seiner Regentenweisheit, war er jetzt ohne Willenskraft, ohne geistige Erhebung. Seine häufigen Gesandtschaften mit Geschenken an Gold, Federarbeit und kostbaren Stoffen hatten in den Spaniern nur das Verlangen gesteigert, den Sitz solcher Reichtümer zu gewinnen. Cortez wiederholte daher stets die Absicht, den König in seiner Hauptstadt zu begrüßen, unterließ dabei aber nie zu versichern, daß er in der freundlichsten Gesinnung einziehen würde, um ein Bündnis zwischen seinem Monarchen und dem Beherrscher des mexikanischen Reichs zu schließen. Umsonst flehte Montezuma unter Opfer und Gebet die Götter um Rat; die Orakel waren stumm; umsonst berief er die Fürsten und Räte zusammen, um an ihnen eine feste Stütze in seiner eignen Unschlüssigkeit zu erlangen; sie waren geteilter Meinung und vermehrten nur die Unruhe und Unentschiedenheit seines eignen Herzens. Unterdessen waren die Spanier in die Ebene herabgestiegen und lenkten ihre Schritte nach der Stadt Chalco am südöstlichen Ufer des Sees, wo sie zuerst Gelegenheit hatten, die Geschicklichkeit der Azteken in der Wasserbaukunst zu bewundern. Denn nach dem Muster der Hauptstadt waren die meisten Uferstädte auf einem Unterbau von Pfählen aufgeführt, die weit in den See hineinreichten. In Chalco empfing Cortez den Besuch des Lehnsfürsten von Tezcuco, der mit großer Pracht und stattlichem Gefolge sich nahte und dem spanischen Feldherrn, den er mit Anstand und vornehmer Haltung begrüßte, Perlen von ungewöhnlicher Größe und Glanz verehrte, wofür dieser ihm eine Kette von geschnittenem Glase umhing, das den Mexikanern unbekannt war. Als Montezuma einsah, daß er die Fremdlinge nicht fern halten könne, beschloß er ihnen mit Freundschaft und Höflichkeit entgegenzukommen. Eine stattliche Gesandtschaft, an ihrer Spitze zwei königliche Verwandte, stellte sich bei Cortez ein, um ihn nebst seinem Heere nach der Hauptstadt einzuladen. Unter dem Zuströmen des neugierigen und erstaunten Volks zogen nun die Spanier auf einem von Stein und Lehm gebauten Dammwege längs des Sees von Xochicalco hin, voll Bewunderung über die landschaftlichen Reize, über die weißen Häuser hinter grünem Laubwerk verborgen, über die zahlreichen Städte und Dörfer an den Ufern, über die schwimmenden blumenreichen Garteninseln auf dem See. Bei dem Anblick aller dieser Herrlichkeit, versichert Bernal Diaz, kam es ihnen vor, als seien sie mitten unter die Zauberbilder des Amadis von Gallia versetzt, jenes berühmten Ritterbuches, von dessen romantischen Schilderungen damals die Phantasie des spanischen Adels erfüllt war. In Iztapalapan, einer Stadt voll prachtvoller Gartenanlagen, deren Bäume und

Pflanzen die Luft mit ihren Wohlgerüchen tränkten, wurden sie von des Königs Bruder gastlich empfangen und bewirtet, und machten dann am andern Tag ihren Einzug auf der merkwürdigen steinernen Kunststraße über den See nach der großen, mit Türmen, Tempeln, Palästen und Prachtgebäuden geschmückten wohlbefestigten Inselstadt, begrüßt von einer großen Schar festlich gekleideter Edlen, angestaunt von dem Volk, das auf zahllosen Kähnen den Deich umschwärmte und endlich feierlich empfangen von dem Herrscher selbst in glänzendem Aufzug mit reicher Umgebung. Als die Begrüßung vorüber war und Montezuma sich in seiner prachtvoll geschmückten Sänfte wieder nach seiner Residenz tragen ließ, hielten die Spanier unter dem Schalle der Musik ihren Einzug in den südlichen Teil von Tenochtitlan, um in dem alten Schlosse die Gemächer zu beziehen, die ihnen zum Aufenthalt angewiesen waren. Wie staunten die Europäer, als sie durch die volkbelebten Straßen an den weiten steinernen Häusern vorüberzogen, deren Thorwege, Fensteröffnungen und flache Dächer mit einer zahllosen Menschenmenge gefüllt waren, hier und da von blumenreichen Gärten und freien Plätzen unterbrochen. So überwältigend war der Eindruck, den die Zeichen einer weit fortgeschrittenen Kultur und Kunstfertigkeit auf die Europäer machten, daß Bernal Diaz noch in den Tagen, da er seine Denkwürdigkeiten niederschrieb, alles lebendig vor Augen zu sehen glaubte.

Der König und seine Gäste.

Die Einwohner begegneten den weißen Männern allenthalben mit Ehrfurcht; nur ihre tlascalanischen Begleiter erregten Haß und Ärgernis. In dem Hofe des alten Schlosses, das Montezumas Vater gebaut hatte, empfing der König selbst seine neuen Gäste, hing dem Feldherrn ein kostbares Halsband von schwerem Golde um den Nacken und sagte: „Dieser Palast gehört dir und deinen Brüdern. Ruhet nun aus von euren Beschwerden.“ Das riesenhafte Gebäude bot Raum genug für alle, und an reichlicher Bewirtung und Geschenken für alle Spanier ließ es der König nicht fehlen. Aber die strenge Mannszucht und Vorsicht, welche der Feldherr auf dem ganzen Zuge beobachtet, wurde auch jetzt eingeschärft; und der Kanonendonner, mit dem der festliche Tag des Einzugs am Abend gefeiert ward, sollte den Eingebornen Furcht und Scheu vor den übernatürlichen Kräften der Fremdlinge einflößen. Am nächsten Tag machte sich Cortez mit einigen seiner Hauptleute auf, um dem König in dem neuen Schlosse, das er sich selbst angelegt hatte, einen zeremoniellen Besuch abzustatten. Bei der Gelegenheit ergeht sich Bernal Diaz, der sich im Gefolge befand, in einer weitläufigen Schilderung der Person sowie der Lebensweise und Sitten des etwa vierzig Jahre alten Herrschers von Tenochtitlan, seiner reichbesetzten Tafel voll leckerer Gerichte und seltener Früchte, seines stark bevölkerten Frauenhauses, wo die Töchter der edlen Geschlechter ein abgeschlossenes Leben verbrachten, seiner glänzenden Hofdienerschaft in Prunkgewändern; er beschreibt die Pracht und Herrlichkeit des Schlosses mit seinen Gärten und Springbrunnen, seinen Vogelhäusern und Tierhöfen, den Reichtum und Luxus der Gemächer mit dem Ge-

täfel von feinem, schöngeschnitztem Holze, mit den Decken von Tierfellen, Baumwolle und Federwerk, an kunstvoller Arbeit und Farbenglanz flandrischen Teppichen vergleichbar, mit Wohlgerüchen und Schmuckwerk aller Art. Montezuma forschte nach dem Zweck ihres Kommens, worauf Cortez mit Hilfe der Dolmetscherin ihm auseinandersetzte, daß er von seinem mächtigen Monarchen ausgesandt worden sei, um den König und sein Volk zum wahren Christenglauben zu führen und den abscheulichen Götzendienst zu vertilgen. Die Erläuterungen der christlichen Glaubensdogmen von der Menschwerdung Gottes und den Mysterien des Abendmahls, zu denen sich Cortez herbeiließ, machten auf den priesterlichen König geringen Eindruck; desto mehr wurde er durch dessen Worte in dem Glauben bestärkt, der seit Jahren seine Seele beängstigte, daß mit der Ankunft der weißen Männer die durch Orakel und Prophetenstimmen verkündigte neue Weltordnung angebrochen und daß ihr Gebieter jenseits des Meeres der rechtmäßige Herr von allem sei, dem auch das Aztekenreich und sein mächtiger Herrscher gehorchen müßte. Reich beschenkt und voll Ehrerbietung gegen den freigebigen Fürsten, vor dem alles sich in Demut beugte, kehrten die Spanier in ihre Wohnung zurück, nicht ohne das sorgliche Gefühl, wie die Zukunft sich ihnen gestalten werde. Durch die insularische Lage der Stadt von jeder Verbindung mit dem übrigen Lande abgeschnitten, waren sie in der Gewalt einer zahlreichen kriegerischen Bevölkerung, deren feindselige Gesinnung sie schon mehrfach erfahren hatten. Und ein Reich von solcher Macht und Blüte sollte der kleine Haufen europäischer Männer, deren Zahl sich kaum auf 450 belief, zur Unterwerfung bringen, einen König von dem Ansehen und der Bedeutung eines Montezuma in ein Abhängigkeitsverhältnis unter den spanischen Monarchen zwingen, das nicht bloß eine ehrfurchtsvolle Huldigung sein sollte!

Der Aztekenstaat.

Auch der mutvolle Cortez verkannte die Schwierigkeiten der Lage nicht; dennoch blieb er fest in dem Entschluß, das Begonnene durchzuführen. Um sich eine genaue Kenntnis der Örtlichkeiten zu verschaffen, erbat er sich von dem König die Erlaubnis, mit einigen seiner Leute die Stadt besichtigen zu dürfen. Sie wurde gewährt und Montezuma selbst machte den Führer zum Haupttempel. Das Erstaunen der Europäer wuchs mit jedem Schritt. Der große Markt wimmelte von Verkäufern und Käufern aus der Nähe und Ferne: Kleidungsstoffe und Schmuck, Werkzeuge und Gerätschaften von Holz, Stein und Metall, Waffen und Zierat kunstreich gefertigt, Speisen und Getränke in reichlicher Fülle und Mannigfaltigkeit, dazu die bewegte Volksmenge von Männern und Frauen in zierlichen Gewändern aus Baumwollenzeug mit Stickereien, Federarbeit, Pelzwerk und andern Zuthaten der Eleganz und des Luxus — allenthalben empfingen sie den Eindruck einer hohen äußeren Bildung und Zivilisation, wie sie von China und von den glänzenden Städten des Morgenlandes geschildert wurden. In nicht minderem Grad wurde ihre Bewunderung erregt durch den Haupttempel oder Teokalli, das feste spitzsäulige Steingebäude in fünf nach oben zu sich

verjüngenden Stockwerken, umgeben von einer großen viereckigen Mauer mit Zinnen und Thorwegen und geschmückt mit Schlangenbildern; daneben zahlreiche Wohnungen für Priester und Tempeldiener, Schulanstalten für die Söhne und Töchter der höheren Stände und eine Kaserne für die Schutz- und Wehrmannschaft der Stadt und des Reichs. Als Cortez und seine Begleiter die Wendeltreppen nach der etwa vierhundert Fuß breiten Dachfläche hinaufstiegen, wo der König und die Priester sie empfingen, schauten sie mit Entzücken auf das landschaftliche Rundgemälde, das vor ihren Blicken ausgebreitet lag, und mit Schaudern auf die Steinlager, wo man den unglücklichen Schlachtopfern das Herz auszuschneiden pflegte, um es dem Huitzilopochtli, dem Schutz- und Kriegsgott der Azteken, dessen häßliches Bildnis mit überladenem Schmuck und Symbolwerk aus Gold, Perlen und kostbaren Steinen in einem der betürmten Sanktuarien stand, noch blutend und pochend auf den Altar zu legen. Als Cortez beim Anschauen der verschiedenen Göttergestalten, denen das Heiligtum geweiht war, dem ihn begleitenden Pater Olmedo den Wunsch aussprach, daß an dieser weithin sichtbaren Stätte das Kreuz des Erlösers aufgerichtet werden möchte, ahnte er nicht, daß die nachgebornen Geschlechter einst an derselben Stelle, in der stattlichen Stiftskirche, den römisch-katholischen Kultus mit Gepränge und Zeremonien feiern würden. Das ganze Bauwerk mit seinen unzähligen Nebengebäuden war so geräumig, daß es eine Stadt für sich bildete. Auch umfaßte der Raum wie in Cholula eine symmetrisch aufgebaute turmhohe Schädelstätte von grinsenden Totenköpfen in zahlloser Menge, die schrecklichen Denkmale des blutigsten Fanatismus und Aberglaubens. Den Spaniern erschien der Ort mit seinen Scheußlichkeiten und Schreckbildern als die Hölle voll Teufel. Als aber Cortez dem König seinen Abscheu andeutete, erregte er dessen Zorn und Unwillen.

Der König in Gefangenschaft.

Die Spanier waren nun schon eine Woche in dem alten Palast; es ging ihnen nichts ab, und Montezuma zeigte ihnen fortwährend das größte Wohlwollen. Aber ein müßiges Leben ohne Ziel barg große Gefahren in sich, und konnten nicht die Mexikaner sie überfallen und von dem Rückweg abschneiden? Der tägliche Verkehr minderte die Scheu der Eingebornen vor den fremden Gästen, und wie feindselig und mißtrauisch stets ihr Sinn war, davon erhielt Cortez manche Beweise. Der in Veracruz zurückgelassene Escalante wurde von dem aztekischen Statthalter der Landschaft treulos überfallen und mit mehreren seiner Besatzungsmannschaft im Kampfe erschlagen. Es lag der Verdacht nahe, daß der hinterlistige Anschlag im Auftrage Montezumas geschehen sei. Cortez geriet bei der Nachricht in die größte Aufregung: er beriet sich mit seinen Hauptleuten und faßte den kühnen Entschluß, den König in seine Gewalt zu bringen. Von einer Anzahl Bewaffneter begleitet, ging er in das Schloß und bat um eine Audienz, die sofort bewilligt ward. Nach einer kurzen Unterredung forderte er den König auf, ihnen in ihre Wohnung zu folgen, damit in seiner Gegenwart der treulose Statthalter verhört und gerichtet werde. Montezuma sträubte sich,

obwohl ihn Cortez versicherte, daß er mit aller Ehrerbietung behandelt und in seiner Freiheit nicht beschränkt werden sollte. Als aber Velasquez de Leon, ein leidenschaftlicher Mann, in heftige Drohworte ausbrach, welche die Dolmetscherin dem König erklärte, fügte er sich erschrocken in alles, was die furchtbaren Männer begehrten. Um aber dem eignen Volke gegenüber sich in seiner Würde nichts zu vergeben, in den Augen der Großen, die ihn in einer Sänfte unter dem Geleite der Spanier nach dem alten Palaste trugen, nicht als Gefangener zu gelten, gab er sich den Schein, als folge er freiwillig den weißen Männern, als wolle er seinen neuen Freunden aus eignem Antrieb einen Besuch abstatten. Sein Mut war gebrochen, er fühlte, daß er das Werkzeug eines unwiderstehlichen Verhängnisses sei. Und die Spanier beeiferten sich, diesen Glauben zu bestärken. Sie behandelten ihn mit der größten äußeren Ehrfurcht; die Zimmer, die er sich zu seinem Aufenthalt wählte, wurden mit allem Luxus eingerichtet, seine Mahlzeiten mit der gewohnten Pracht und Verschwendung ausgestattet, Hofstaat und Bedienung nach seiner eignen Wahl zusammengesetzt, die Unterthanen zur Audienz zugelassen. Die Spanier schienen nur die neue Garde und Schutzmannschaft des Herrschers zu bilden; aber trotz aller zur Schau getragenen Ehrerbietung blieb doch niemanden die Wahrheit verborgen, daß der König ein Gefangener sei; die scharfe Scharwache vor dem Palast verriet dem Volke das wahre Verhältnis. Diese Lage wurde noch verschlimmert, als der verräterische Kazike mit seinem Sohne und fünfzehn aztekischen Hauptleuten in Ketten nach der Hauptstadt gebracht wurde und bei dem gerichtlichen Verhör die Schuld der Frevelthat auf Montezuma schob. Die Angeklagten wurden sämtlich zum Feuertod verurteilt, und während der strenge Spruch vollzogen ward und die Schuldigen gefesselt auf einem von Pfeilen, Wurfspießen und andern aztekischen Waffen gebildeten Scheiterhaufen mit duldender Seelenstärke die schreckliche Strafe im Schloßhofe erlitten, trat Cortez in Begleitung eines mit Ketten beladenen Dieners vor den König, legte ihm die Bande an Hände und Füße und ging, dem Gedemütigten den Rücken zuwendend, aus dem Gemach. Nach vollbrachter Hinrichtung nahm er selbst dem Jammernden die Ketten wieder ab und entschuldigte sich, daß ihm das Gesetz eine so traurige Pflicht auferlegt habe. Seitdem war Montezuma ein gebrochener Mann; er empfand die ganze Schwere seines Schicksals, daß er aufgehört habe, ein freier Herrscher zu sein; und dieses Bewußtsein der Erniedrigung beugte seinen stolzen Geist so sehr danieder, daß er das Anerbieten des spanischen Heerführers, nach seinem Palast zurückzukehren, von sich wies und nun in der That freiwillig zurückblieb. Sein Stolz konnte es nicht ertragen, inmitten der Großen, die bisher vor ihm demütig im Staube gekrochen, nun als überwundener Klientelfürst aufzutreten und als Feigling angesehen zu werden. Nun war sein Schicksal unlösbar an die Fremdlinge geknüpft. Der Flammentod des schuldigen Kaziken und seiner Genossen besiegelte zugleich die Lehre, daß den weißen Männern kein Haar gekrümmt werden dürfe,

ohne zugleich die Schrecken des Todes auf die Häupter der Verwegenen herabzurufen. Diese kühne instinktive Handlung des Heerführers hat das aztekische Reich unter die spanische Herrschaft geführt. Das ganze Verfahren, wie man auch vom sittlichen und menschlichen Standpunkt über dasselbe urteilen mag, war ein so glänzender Sieg der Vernunft und geistigen Überlegenheit eines höher begabten Geschlechts über die schwächliche Anlage und mechanische Ausbildung einer untergeordneten Rasse, daß Bernal Diaz noch in späten Jahren mit Verwunderung darauf zurückblickte und meinte, daß der ganze Vorgang nicht das Werk der eignen Kraft gewesen, sondern durch die leitende Hand der Vorsehung vollbracht worden sei.

Die Lehnsherrlichkeit der spanischen Krone anerkannt.

An Escalantes Stelle ernannte Cortez den Alfons de Sandoval, einen jungen Ritter von heiterem, leutseligem Wesen und tapferem Arm zum Statthalter in Villa rica de vera Cruz. Denn es war für ihre Sicherheit und für das Gelingen ihrer Unternehmung von der größten Wichtigkeit, daß der einzige Verbindungspunkt mit der spanischen Inselwelt in geschickten und festen Händen lag. Zugleich suchte er die spanische Herrschaft in dem mexikanischen Reich zu befestigen, wobei ihm Montezuma selbst behilflich war. Denn wie sehr der Azteke seinem Volk und Adel gegenüber immer die Formen der Souveränität aufrecht erhielt, gegen Cortez fühlte er sich in Abhängigkeit, und da dieser ihm stets mit Ehrerbietung begegnete und auch alle andern zu einem höflichen und unterwürfigen Betragen anhielt, so erwarb er sich die ganze Gunst und Gewogenheit des Azteken und handelte so, als ob beide dieselben Interessen hätten. Als Montezumas Neffe Cacama, Beherrscher des reichen Landes Tezcuco mit andern Verwandten und Häuptlingen ein Komplott zur Vertreibung der Spanier anzettelte, bewirkte der König durch seine geheimen Anhänger, daß derselbe verhaftet und in Cortez' Hände geliefert ward. Er wurde in Ketten gelegt und sein jugendlicher Bruder von Montezuma an dessen Stelle gesetzt. Als Cortez die Absicht zu erkennen gab, an der Küste und im innern Lande spanische Niederlassungen zu gründen, leistete ihm der aztekische Herrscher Beistand zur Auffindung geeigneter Örtlichkeiten und auf die Aufforderung, durch einen feierlichen Akt die förmliche Anerkennung der spanischen Oberherrschaft zu bethätigen, versammelte er die Kaziken der Stadt und der Landschaft um sich, und forderte sie auf, dem großen Kaiser jenseits des Weltmeers, dessen Abgesandte die weißen Männer seien, mit ihm zu huldigen, denselben als ihren Gebieter zu ehren und ihm die schuldigen Abgaben und Pflichten zu leisten. Denn er sei der vom Schicksal ihnen verkündete und durch alte Orakelsprüche vorausgesagte Oberherr. Die Rührung, womit der König seinen ererbten Herrscherrechten zu gunsten eines unbekannten, geheimnisvollen Herrn entsagte, machte auf die Anwesenden den tiefsten Eindruck, so daß alle den Huldigungseid leisteten, ein Schauspiel, bemerkt Diaz, bei dem kein Auge trocken blieb. Die nächste Folge dieser Huldigungszeremonie war das Einsammeln von Steuern und Gaben im ganzen Reich für den neuen Souverän im fernen Osten. Unermeßliche Schätze an Gold und Silber, an

edlen Steinen und Perlen, an kostbaren Stoffen und Schmucksachen wurden eingebracht und von Montezuma noch vermehrt durch Beifügung der unschätzbaren Güter, welche sein königlicher Vater angehäuft und in einem zugemauerten Gemache des alten Palastes verborgen gehalten hatte. Beim Anblick dieser Reichtümer schienen den Spaniern die goldenen Träume der Volkssage in Erfüllung zu gehen. Sie sonderten das der Krone gebührende Fünftel aus, das übrige verteilten sie unter sich, doch so, daß dem Feldherrn und dem Statthalter in Cuba noch beträchtliche Summen besonders zugewogen und die Anführer höher bedacht wurden. Diese Bevorzugung, verbunden mit allerlei Gerüchten von unberechtigter Aneignung, erzeugte bei manchen Unzufriedenheit und Verstimmung; und nur der großen Klugheit des Befehlshabers war es zuzuschreiben, daß es nicht zu Streit und bösen Händeln kam. Die Mexikaner ließen, dem Beispiele ihres Königs folgend, alle diese Demütigungen ruhig über sich ergehen; sie leerten den Becher der Schmach, den ein Haufen kühner Abenteurer ihnen reichte; sie erkannten, wie Montezuma selbst, in der Ankunft der weißen Männer die Erfüllung eines in dunkler Prophetensage längst verkündigten Verhängnisses. Aber eine sichtliche Änderung in Haltung und Benehmen trat ein, als Cortez, empört über die ungestörte Fortdauer des Götzendienstes und der Menschenopfer, Schritte that, die alte Volksreligion zu beseitigen. Behutsam begann er damit, daß er sich bei dem König die Erlaubnis auswirkte, in einem der heiligen Türme des Hauptteokalli den christlichen Gottesdienst feiern zu dürfen. Als aber die Stätte gereinigt und geweiht war und Pater Olmedo an dem neuen Altar vor dem Bildnis der Jungfrau die heilige Messe feierte, konnte man bemerken, daß bei Priesterschaft und Volk eine große Erbitterung und Gemütserregung Wurzel faßte. Dem spanischen Befehlshaber entging diese Bewegung nicht; und um für alle Fälle vorbereitet zu sein, ließ er an der Küste Schiffe bauen, wobei ihn aztekische Werkleute im Auftrage ihres Königs thätig unterstützten.

Narvaez landet bei Veracruz.

Aber ein noch gefährlicherer Sturm zog sich von ganz andrer Seite über Cortez' Haupte zusammen. Der Statthalter Velasquez von Cuba hatte von dem eigenmächtigen Vorgehen seines Untergebenen und von dessen Sendung nach Spanien Kunde erhalten. Erfüllt von Neid und Zorn, daß Cortez den Gewinn und Ruhm für sich einthun wolle, setzte er alle Hebel ein, um dem Ungetreuen, den er für einen Abtrünnigen und Verräter erklärte, die Früchte der glorreichen Unternehmung zu entreißen. Nicht genug, daß er in Spanien selbst durch den ihm verwandten und befreundeten Bischof Fonseca, Vorsteher des indischen Hauses in Sevilla, den Abgesandten aus Mexiko alle möglichen Hindernisse in den Weg legte, damit Cortez nicht die kaiserliche Bestätigung erhalte, er rüstete auch eine Flotte in Cuba aus, um die Eroberung des neuen Reichs im eignen Namen zu betreiben und den Gewinn und die Ehre für sich einzuthun. Die Gerüchte von dem Wunderlande und seinen Reichtümern machten solchen Eindruck, daß sich eine große Menge beutelustiger Männer zur Teilnahme meldete. In kurzem

sah man an der Westküste von Cuba ein Geschwader von achtzehn großen und kleinen Schiffen bereit liegen, auf welchem sich neunhundert Mann, darunter achtzig Reiter, mit einem großen Vorrat von Schießbedarf einschifften, um das unbekannte Land mit seinen reichen Städten zu unterwerfen und auszubeuten. Anfangs wollte Velasquez selbst die Führung übernehmen; da er aber die Mühseligkeiten und Beschwerden der gefahrvollen Expedition scheute, so legte er den Oberbefehl in die Hände eines Verwandten, Panfilo Narvaez, auf dessen Treue und Ergebenheit er sich verlassen zu können glaubte. Ohne auf die Einsprache des Statthalters von Hispaniola gegen ein solches Durchkreuzen der im besten Fortgange begriffenen Unternehmungen von Cortez Rücksicht zu nehmen, segelte Narvaez auf demselben Wege wie die Vorgänger, der „Insel von Yukatan" entlang, in den Mexikanischen Golf und warf in der Nähe von San Juan de Ulua Anker. 23. April 1520. Da wo die heutige Handelsstadt Veracruz mit ihren Türmen sich erhebt, legte er den Grund zu einer neuen Pflanzstadt und forderte zugleich durch eine Gesandtschaft den Befehlshaber Sandoval in Villa rica auf, sich ihm zu unterwerfen. Anstatt aber dieser Aufforderung Folge zu leisten, ließ der entschlossene Befehlshaber die Gesandten durch indianische Träger gebunden nach Mexiko schaffen. Cortez, der bei der ersten Kunde von der Ankunft spanischer Männer sogleich einen feindseligen Anschlag von Velasquez argwohnte, wußte durch höfliches entgegenkommendes Benehmen die Gesandten für sich zu gewinnen: er stellte ihnen vor, welche Vorteile ein gemeinsames und einträchtiges Handeln ihnen brächte und welche Gefahren entstehen könnten, wenn die Eingebornen wahrnehmen würden, daß die weißen Männer unter sich in Hader und Feindschaft lebten; er versicherte sie seiner Bereitwilligkeit, sich dem Oberbefehl von Narvaez zu unterwerfen, wenn derselbe eine königliche Vollmacht vorzeigen würde; er entließ sie reich beschenkt und gesellte ihnen den Pater Olmedo bei, daß er in demselben Sinne bei Narvaez und dem Heere wirke. Der kluge Priester, den Cortez reichlich mit Gold versehen hatte, führte den Auftrag geschickt aus. Während Narvaez, ein leidenschaftlicher Mann, sich in heftigen Schmähreden gegen den „Empörer" erging, bahnte sich Olmedo durch Geschenke und Freundlichkeiten einen Weg zu den Herzen der Krieger und Hauptleute und suchte sie für Cortez günstig zu stimmen.

Cortez besiegt und gewinnt die Landsleute. Mai 1520.

Als Cortez von dem Mönch erfuhr, wie die Sachen ständen, beschloß er, mit einem kleinen zuverlässigen Teile seiner Mannschaft die Landsleute an der Küste aufzusuchen, die übrigen dagegen unter dem thatkräftigen Pedro de Alvarado als Besatzung zur Bewachung des Königs im Palast zurückzulassen. Er nahm von Montezuma freundlichen und höflichen Abschied und stieg dann auf demselben Weg zwischen den Feuerbergen nach Cholula hinab, nicht ohne Besorgnis, die Azteken möchten den Streit ihrer Feinde zu ihrem Vorteil verwerten. Nachdem er seine tapfern Hauptleute Sandoval und Leon de Velasquez an sich gezogen, und den Mut des kleinen Haufens, der nicht ganz

dreihundert Köpfe betrug, durch eine kräftige Anrede angefeuert, setzte die Mannschaft in einer stürmischen Nacht über einen angeschwollenen Bergstrom in der Nähe von Zempoalla und überfiel dann unerwartet die sorglosen Feinde in dem Indianerort selbst. Narvaez, der sich mit einer Abteilung seiner Leute auf dem Teokalli aufgestellt hatte, wurde von Sandoval in der Höhe aufgesucht und nach tapferem Kampfe verwundet zu Cortez geschleppt, der ihn sofort in Fesseln legte. Darauf bemächtigten sich die kühnen Männer, unter deren groben und zerfetzten Baumwollwämsern mutvolle Kriegerherzen schlugen, des gegnerischen Geschützes und richteten es wider den Feind. Die spanischen Abenteurer, die nur aus Beutegier sich an der Unternehmung beteiligt hatten und für Narvaez keine besondere Zuneigung fühlten, hatten jetzt nur die Wahl zwischen Unterwerfung und einem verzweifelten Kampfe ohne Führer, und der kluge Cortez verstand es, rasch eine Entscheidung herbeizuführen. Absichtlich hatten sich seine Krieger mit goldenen Ketten, mit Edelsteinen und andern Kostbarkeiten geschmückt, welche die Freigebigkeit Montezumas in so reichlichem Maße ihnen zugewendet. Dieser Anblick imponierte den Spaniern des Narvaez; und als nun Cortez vor sie trat, sie zum Anschluß und zur Teilnahme an den zu erwartenden Ehren und Reichtümern einlud, da ließen sie vom Kampfe ab und reichten den Landsleuten die kameradschaftliche Bruderhand zum gemeinsamen Wagen und Gewinnen. Sie erkannten Cortez als Oberrichter und Oberfeldherrn an und er konnte mindestens ebensoviel Ansprüche auf diese Würde geltend machen als Narvaez. Die Unzufriedenen und Verstimmten wußte er durch Versprechungen und Geschenke zu beruhigen und durch freundliches entgegenkommendes Benehmen mit den neuen Verhältnissen auszusöhnen.

c. Aufstand der Azteken und die Trauernacht.

Die Rückkehr nach Mexiko.

Es war sehr zeitgemäß, daß der Sturm so rasch vorüberzog; hätte der Kampf länger gedauert oder wäre der Ausgang weniger entscheidend gewesen, so war es um die spanische Eroberung, ja um die ganze Existenz der Europäer in Mexiko geschehen. Noch hatte Cortez nicht Zeit gefunden, sich seines großen Sieges zu freuen, so traf von Alvarado die beunruhigende Nachricht ein, daß die Mexikaner im Aufstand seien. Das scharfe Auge des Feldherrn erkannte sogleich die große Gefahr und er säumte daher nicht, seine verstärkte und neugerüstete Mannschaft in den Mittelpunkt der Bewegung zu führen; die gleiche Gefahr, dachte er, wird am schnellsten auch eine Ausgleichung und Versöhnung in den Gemütern erzeugen. Nachdem er eine kleine Abteilung seines Heeres ausgeschieden, um als Besatzung in Villa rica zu verbleiben, sowohl zur Bewachung der Gefangenen als zur Verpflegung der Kranken und Verwundeten, und Anordnungen getroffen, daß die neue Flotte wie früher die eigne abgetakelt und die Bestandteile auf dem Lande in Sicherheit gebracht würden, verabschiedete er sich von dem befreundeten Kaziken in Zempoalla und schlug den Weg

nach der Hauptstadt ein, von Tlascala aus in nordwestlicher Richtung die Sierra übersteigend. Wie verändert fand er die Stimmung, als er durch das Land und die Stadt Tezcuco zog, wo man den weißen Männern noch vor kurzem mit so großer Ehrerbietung begegnet war! Kaum daß er von der mürrischen, mit finstern, drohenden Mienen ihnen entgegentretenden Bevölkerung die nötigen Lebensbedürfnisse und Herberge erlangen konnte. Totenstille herrschte auf dem See, auf dem Dammwege, in den sonst so belebten Straßen, als Cortez mit seinem Heer zum zweitenmal in die Stadt einzog. Wie ganz anders hatte man den neuen Gefährten die Lage geschildert! Ohne Widerstand bezogen die Spanier wieder das alte Schloß, von den zurückgebliebenen Landsleuten mit den größten Freudenbezeugungen empfangen. Und hier erfuhr denn Cortez bald die traurige Veranlassung der Wandlung, die ruchlose und verbrecherische That der Besatzung während seiner Abwesenheit an der Küste.

Im Mai feierten die Mexikaner ihr höchstes Fest, „die Weihrauchspende an Huitzilopochtli", wobei die vornehmen Geschlechter in Prachtgewändern dem Kriegsgott mit Opfern, mit religiösen Gesängen und Tänzen zu dienen pflegten. Bei diesem Feste, so wurde dem spanischen Hauptmann hinterbracht, sollte Montezuma befreit und ein Angriff auf die Spanier unternommen werden. Alvarado, ein heftiger Mann von raschen Entschlüssen, benutzte dieses unbestimmte Gerücht wie einst Cortez die Verschwörung in Cholula. Er ließ die festfeiernden Edelleute in dem großen Tempel plötzlich von Bewaffneten überfallen und niedermachen. Furchtbar wütete das scharfe Eisen unter den wehrlosen Azteken; auf dem Pflaster, sagt ein Zeitgenosse, floß das Blut in Strömen, wie Wasser bei einem heftigen Regenguß. Nicht einer von der ganzen fröhlichen Gesellschaft blieb am Leben. Es ist möglich, daß die dem Alvarado hinterbrachte Verschwörung keine Fabel war, denn wenn auch die Azteken sich ohne Waffen eingefunden hatten, so konnten sie aus dem nahen Zeughause sich leicht solche verschaffen; aber es fehlt auch nicht an Anzeichen, daß die Habgier der Spanier die Hauptursache des Blutbads gewesen sei. Wenigstens beraubten sie nach der That die Erschlagenen des reichen Schmucks, mit dem sie umkleidet waren. „An diesem unglückseligen Tage fiel die Blüte des aztekischen Adels. Nicht eine der hervorragenden Familien blieb von Trauer und Schmerz verschont; und manches wehmutvolle Gedicht, das die Einzelheiten der tragischen Geschichte erzählte und den klagenden Volksliedern angepaßt war, wurde von den Eingebornen noch lange nach der Unterjochung des Landes gesungen." Diese Blutthat weckte in der Brust der Azteken alle Geister des Zorns und der Rache, alle Gefühle von Freiheit, Vaterlandsliebe und Religion. Sie machten einen Sturmangriff auf das alte Schloß, um die verhaßten Fremdlinge zu vernichten; aber auf die Vorstellungen des gefangenen Königs, daß sie doch aus Rücksicht auf seine eigne Sicherheit von dem gewaltsamen Vorhaben ablassen möchten, verwandelten sie den Angriff in eine regelmäßige Einschließung, um die Feinde durch Hunger zu bezwingen.

Das Blutbad im Tempel.

In diesem Augenblick erfolgte die Ankunft von Cortez. Als er alles vernommen, schalt er den Alvarado einen unbesonnenen Thoren, wollte aber doch nicht durch Bestrafung eines so tapfern und ihm so treu ergebenen Mannes eine Spaltung unter den Waffengenossen erzeugen. Auch war die Aufregung und Empörung der Azteken schon zu weit vorgeschritten, als daß irgend eine Versöhnung zu hoffen gewesen wäre. So mußte man denn auf Maßregeln denken, dieser schwierigen Lage zu begegnen. Montezuma war dem Rückkehrenden mit dem alten Vertrauen genaht, wurde aber von dem gereizten Feldherrn, der ihn im Verdacht einer Mitschuld hatte, streng und mit heftigen Worten zurückgewiesen.

Belagerung des Palastes.

Es war hohe Zeit, daß Cortez mit seinem auf 1200 Mann verstärkten und von zahlreichen tlascalanischen Hilfsvölkern unterstützten Heer in den Palast einzog und sie in den weitläufigen Räumen des einstöckigen, mit Mauer und Brustwehr geschützten Gebäudes unterbrachte. Denn unzählbare Massen von Azteken aus der Stadt und vom Lande rückten nun gegen das Schloß heran, in der Absicht, die Fremdlinge bis auf den letzten Mann zu vernichten. Von der Mauer, die sie mit Todesverachtung erkletterten, und aus den umliegenden Häusern überschütteten die Feinde sie mit einem Hagel von Pfeilen und Schleudersteinen; und wenn auch die Rüstungen und dichtwattierten Wämser der Spanier die Kraft der Wurfgeschosse brachen, daß sie nicht lebensgefährlich waren, so verursachten sie doch viele schwere Wunden. Cortez traf gute Verteidigungsanstalten und die Wirkungen des Geschützes, das durch den Anschluß der Landsleute bedeutend verstärkt worden war, erfüllten die Anstürmenden mit Entsetzen und Grauen; aber Wut und Rachedurst waren größer als die Furcht. Die Lücken füllten sich mit neuen Massen; auf den Leichenhaufen stiegen sie zur Mauerhöhe empor, wo sie denn wieder den Geschossen der innen Stehenden bloßgestellt waren: durch glühende Pfeile und Feuerbrände suchten sie das Gebäude in Flammen zu setzen. Was die Spanier an persönlicher Kraft und besserer Bewaffnung voraus hatten, ersetzten die Azteken durch ihre Menge und ihren Todesmut. Nach einer kurzen Ruhe während der Nacht fing der Kampf mit dem Morgengrauen von neuem an. Durch einen kühnen Ausfall, wobei die vorsprengende Reiterei eine furchtbare Niederlage unter den dichtgedrängten Indianern anrichtete, gelang es dem spanischen Heerführer, den Feind vom Schlosse wegzutreiben und eine Anzahl der nächsten Häuser, die den Insurgenten gesicherte Angriffspunkte boten, anzuzünden; aber mit jeder Stunde mehrte sich die Zahl der Streiter und ihre Wut und Kampflust wuchs mit den Mordstreichen der Feinde. Als die Spanier am Abend wieder in die Festung einzogen, konnten sie an den wilden Drohrufen der belagernden Menge, daß nun bald Huitzilopochtli die lang ersehnten Opfer erhalten werde, daß die Messer schon geschliffen seien, die Siegeshoffnungen der Azteken erkennen. Montezumas Bruder Cuitlahuac, der mut-

maßliche Thronerbe von Anahuac, stand an der Spitze der unter der alten Reichsfahne gescharten Angreifer.

In dieser großen Gefahr suchte Cortez wieder eine Annäherung an den König. Montezuma verwundet. Mit Mühe beredete er den Gefangenen das Volk zu beruhigen, indem er ihm die Versicherung gab, die Spanier würden die Hauptstadt verlassen, sobald man ihnen sicheren Abzug gewähre. Um dem entsetzlichen Morden Einhalt zu thun, willigte Montezuma in die Bitte und bestieg, von einigen spanischen Hauptleuten begleitet, eine über die Mitte des Gebäudes emporragende Erhöhung. Mit stiller Ehrfurcht hörte das Volk die Rede des Königs an; als er aber versicherte, daß er freiwillig bei den Fremdlingen weile, die seine Freunde seien, erhob sich ein dumpfes Murren über den ehrvergessenen Herrscher; Steine und Wurfgeschosse flogen heran und ehe die Begleiter Zeit fanden, ihre Schilde über ihn zu decken, sank er verwundet zu Boden. Mit stummem Entsetzen über die Schreckensszene stob die Menge nach allen Richtungen auseinander, den Schloßplatz leer lassend. Montezuma wurde in seine Gemächer zurückgebracht; aber das Leben hatte nun für ihn keinen Wert mehr. Wie sehr Cortez und die Hauptleute sich bemühten, ihn zu trösten und zu beruhigen, sein verwundetes Gemüt konnte nicht mehr geheilt werden. In finsteres Schweigen versunken saß er mit niedergeschlagenen Blicken da, kummervoll brütend über seine befleckte Ehre, über die verschwundene Herrschaft, über die verlorene Volksliebe. Entschlossen, seine Erniedrigung nicht zu überleben, verschmähte er jede ärztliche Hilfe und Pflege, riß den Verband von den Wunden und siechte dahin.

In der Nähe des Schlosses stand der Teokalli, das hohe und weite Bauwerk in pyramidaler Form, dessen wir früher gedacht haben. Der Todeskampf auf dem Teokalli. Die hohe Fläche neben den beiden turmähnlichen Sanktuarien war mit zahlreichem Kriegsvolk besetzt, das mit Pfeilen und Wurfgeschossen den Belagerten hart zusetzte. Vergebens versuchte der Kämmerer Escobar mit hundert Mann sich des festen Ortes zu bemächtigen; von der dichtgedrängten Menge im Vorhof wurde er dreimal zurückgeworfen. Da bahnte sich Cortez, obwohl an der Hand verwundet, mit seinen tapfersten Genossen einen Weg über die von Kriegsvolk starrenden Treppen und gelangte, trotz der herabgeschleuderten Wurfgeschosse, Steine und brennenden Dachsparren, auf die breite Fläche, wo dann angesichts der Stadt ein verzweifelter Kampf eröffnet ward. Schonung wurde weder verlangt, noch gewährt, und zu entfliehen war unmöglich. Der äußere Rand des offenen Platzes war weder durch Brustwehr, noch durch Zinnen geschützt. Der mindeste Fehltritt mußte verderblich werden; und wenn die Streiter in Todesangst miteinander kämpften, sah man sie zuweilen über die steilen Wände des Abgrundes zusammen hinabstürzen. Cortez selbst soll nur durch seine überlegene Stärke und Gewandtheit diesem Schicksale entgangen sein, indem es ihm gelang, sich von zwei starken Kriegern, die ihn umfaßt hatten, loszumachen und den einen über die Mauer zu schleudern. Als endlich alle Azteken gefallen waren, nahmen die

Spanier die grimmigen, zum Kampfe anreizenden Priester gefangen, stürzten die wilde Gestalt des Götzen Huitzilopochtli die Treppen hinunter und zündeten die betürmten Tempelräume an, so daß sie bald ein Raub der Flammen wurden. „Es war der Scheiterhaufen des Heidentums, und verkündete den Sturz jener blutdürstigen Religion, die so lange wie eine finstere Wolke über den schönen Gegenden Anahuacs geschwebt hatte." Aber der Sieg war teuer erkauft; fünfundvierzig tapfere Spanier hatten bei dem Verzweiflungskampf das Leben eingebüßt. Die übrigen waren von Wunden bedeckt. Mit der Anzündung von dreihundert Häusern in der kommenden Nacht schloß der Schreckenstag.

Der Aufstand wächst. Tod des Königs.

Wenn aber Cortez glaubte, dieses blutige Vorgehen werde den Mut der Mexikaner gebrochen haben, irrte er sehr. Als er von derselben Erhöhung herab, wo vordem Montezuma gesprochen, den versammelten Volkshäuptern durch den Mund Marinas Friede und Verzeihung als Preis der Unterwerfung anbot und im Falle der Weigerung drohte, die Stadt in einen Trümmerhaufen zu verwandeln und keine lebendige Seele darin zu lassen, erhielt er zur Antwort, daß er und alle seine Leute endlich doch den Tod erleiden und den beleidigten Göttern als Opfer fallen würden; die Brücken seien abgetragen, damit keiner entrinnen könne. Ein neuer Hagel von Pfeilen und Steinen bestätigte den Ernst ihres Widerstandes. So raste der wütende Kampf fort; die Spanier, die des Narvaez Fahne verlassen, murrten, daß sie statt der gehofften Schätze Entbehrungen, Arbeit und Gefahren fänden; die Lebensmittel und Pulvervorräte schwanden immer mehr zusammen, durch Krankheit und Tod wurden die Reihen der Spanier täglich vermindert, während bei den Eingebornen die Lücken durch neue Zuzüge fortwährend sich ergänzten; und als nun auch noch Montezuma den Leiden des Körpers und der Seele erlag und mit Fassung im Glauben seiner Väter aus der Welt schied, da wurde die Lage der Christen höchst bedenklich, wie sehr auch der Feldherr fort und fort die größte Thatkraft und Tapferkeit entfaltete. Mit Hilfe einiger von ihm erfundener Kriegsmaschinen wurde unter furchtbaren Straßenkämpfen die Verbindung mit einem der Dammwege hergestellt, ein Unternehmen, bei dem er selbst mehrmals in der größten Lebensgefahr schwebte.

Die Noche triste.

Der Tod des Königs Montezuma zerriß die letzte Brücke des Verständnisses zwischen den Spaniern und Mexikanern. Cortez hielt es daher für zweckmäßig, die Hauptstadt zu räumen und sich der Wut des empörten Volks zu entziehen. Man wählte dazu die Nacht des 1. Juli; auf dem kürzesten Dammwege wollte man über den See setzen, um nach Tlascala zurückzukehren; auf diese Weise hoffte man die Wachsamkeit der Azteken am leichtesten zu täuschen; auch hatte ein Sterndeuter einen guten Ausgang geweissagt. Dieses Vorhaben schlug zum Verderben aus und mehrte die Jahrbücher der menschlichen Leidensgeschichte um das düstere Gemälde der „traurigen Nacht", die so viele der tapferen Männer, welche bisher im Handeln und Dulden sich gleich groß gezeigt hatten, dem Unter-

gang entgegenführte. Auch auf dem zum Abzug gewählten Dammwege von Tlacopan waren an drei Stellen die Brücken abgebrochen; eine mitgebrachte Notbrücke war nicht ausreichend; die Azteken, die von dem nächtlichen Unternehmen Kunde erhalten und durch die Sturmtrommeln der Priester auf den Teokallis zum Verzweiflungskampfe angefeuert wurden, hatten den See und die Zugänge besetzt: die Öffnungen waren von zahllosen Kriegshaufen bewacht, die mit Freuden in den Tod gingen, wenn sie damit den verhaßten Spaniern das gleiche Los bereiten konnten; der See wimmelte von Booten mit Bewaffneten, welche den ermatteten und niedergeschlagenen Christen mit Pfeilen und Steingeschossen hart zusetzten. Die Not und Bedrängnis der abziehenden Mannschaft war unbeschreiblich. Wie gar mancher, der sich goldene Berge versprochen, fand durch die Geschosse der Feinde oder in den Wellen den Tod. Und noch trauriger war das Los derer, die lebendig als Gefangene in die Hände der wütenden Feinde gerieten, denn sie wurden zum Opfertod in die Götzentempel geschleppt. Cortez und seine Hauptleute und Gefährten zeigten einen Heldenmut und eine Thatkraft, wie die Weltgeschichte nur wenige Beispiele aufzuweisen hat. Da die Notbrücke, die ihnen zum Übergang der ersten Öffnung des Dammweges gedient hatte, nicht wieder emporgezogen werden konnte, so mußten die beiden andern Durchbrüche durch Versenkung von Gepäck, Kanonen, Kisten, Pferde- und Menschenleichen und andern Gegenständen so weit ausgefüllt werden, daß der Fuß festen Boden erhielt, oder man mußte schwimmend die andre Seite zu gewinnen suchen. Noch bis zur Stunde zeigen die Einwohner von Mexiko eine Stelle, „Salto de Alvarado“ genannt, welche dieser große und starke Kriegsmann mit Hilfe seiner eingestemmten Lanze übersprungen haben soll, eine That, die den späteren Geschlechtern unglaublich erschien. Nur ein kleiner Haufen rettete sich mit dem Führer nach einer Anhöhe am andern Ufer, wo ihnen ein fester Tempelraum Schutz gewährte. Und in welchem Zustand war die kleine Heldenschar! Verwundet, erschöpft, entmutigt, mit durchlöcherten und zerfetzten Waffenröcken und Panzern, die Reiter größtenteils ohne Pferde! Als Cortez die Geretteten musterte und so manchen teuren Gefährten, der an seiner Seite einst den stolzen Einzug gehalten, nicht mehr erblickte, da wurde auch sein festes Manneskerz erschüttert und mit dem Reiterhandschuh trocknete er die Thränen. Vierhundertundfünfzig tapfere Männer hatte die Trauernacht dem Christenheer entrissen; die Azteken hatten viertausend Tote zu beklagen, und dennoch feierten sie den Ausgang als einen glänzenden Sieg und schlachteten mit Jauchzen und Frohlocken die gefangenen weißen Männer ihren scheußlichen Götzen. Unter den Geretteten befanden sich, außer der Dolmetscherin Marina, welche die tlascalanische Hilfsschar in treue Obhut genommen, die Ritter, auf die sich Cortez am meisten verlassen konnte: Alvarado, Sandoval, Olid, Ordaz, Avila und der Schiffbauer Martin Lopez. Ein andrer treuer Gefährte dagegen, der ritterliche Velasquez de Leon, der die Nachhut geführt, und des Cortez Lieblingspage Juan de Salazar waren nicht

mehr vorhanden. Von der Nachhut, größtenteils Leute aus Narvaez' Heer, hatten sich nur wenige gerettet; die meisten waren als Opfer ihrer eignen Habgier gefallen, da sie sich zu schwer mit Schätzen beladen hatten. Der ganze Schießbedarf, der schöne kleine Geschützzug, womit Cortez in die Stadt gekommen, war dahin. Auch nicht eine Büchse war erhalten worden, da die Krieger alles fortgeworfen hatten, was ihrem Entkommen hinderlich war. Kurz von ihrem ganzen Kriegsgerät war nichts übrig, um die Oberherrschaft der Europäer über die Wilden zu sichern, als ihre Schwerter, ihre verstümmelte Reiterei und einige beschädigte Armbrüste. Und dennoch gab Cortez die Hoffnung auf Eroberung des Aztekenreichs keinen Augenblick auf.

Die Schlacht von Otumba.

Cortez gönnte den Müden keine lange Rast. Er wußte, daß die Azteken mit der Verfolgung nicht warten würden, und wollte einen Vorsprung erlangen. Um Mitternacht verließ er den Ort, dessen Andenken noch jetzt durch ein Bild der „hilfreichen“ Jungfrau erhalten ist, um unter der Führung der Tlascalaner, die sich in dieser Not treu und standhaft erwiesen, auf einem nördlichen Umweg den See zu umgehen. Aber hier drohten neue Gefahren. Nicht nur daß die erschöpfte Mannschaft einen siebentägigen Marsch voll der schrecklichsten Leiden und Entbehrungen ohne Obdach und Lebensmittel zurücklegen mußte, oft von
8. Juli 1520. streifenden Banden angegriffen; als sie auf die Höhen von Otumba (Otompan) gelangten, da, wo die merkwürdigen Spitzsäulen von Teotihuacan, die ältesten Baudenkmale der mexikanischen Vorzeit, wie die ägyptischen Pyramiden noch heutzutage den Reisenden mit Bewunderung erfüllen, glaubten die von Hunger und Beschwerden fast gänzlich aufgeriebenen Krieger ihre letzte Stunde gekommen. Die Tiefe des Thales, das sie von dem Lande Tlascala, dem Ziele ihres Zuges, trennte, war mit zahllosen Schwärmen kampfgerüsteter Azteken aus Tezcuco und der ganzen umliegenden Gegend gefüllt. So weit das Auge reichen konnte, sagt Prescott, sah man Schilde und wehende Fahnen, wunderliche Helme, Wälder von glitzernden Speeren, den glänzenden Federpanzer des Anführers und die grobe baumwollene Rüstung seiner Anhänger, alle in wilder Unordnung gemischt und hin und her wogend wie die Wellen eines unruhigen Meeres. Cortez erblaßte bei dem Anblick; aber er faßte sich schnell wieder und traf die Anordnungen zum unvermeidlichen Kampf. Mit dem Mute der Verzweiflung stürzten sich die Spanier, die Reiter voran, in das Menschengewühl, durchbrachen die Reihen und überritten die aufgelösten Glieder. Da war keine Lanze, die nicht vom Blute der Indianer triefte. Allein die Masse war zu groß; die Europäer glichen einem kleinen Eilande mitten im Meer, sagt ein Zeitgenosse, gegen welches die tobenden und schwellenden Wogen von allen Seiten andrängen. Der Kampf dauerte bereits mehrere Stunden; die Christen schienen erliegen zu müssen, ihre Kräfte fingen an zu schwinden, während die sich mindernden Reihen der Feinde stets durch neue Zuzüge ergänzt wurden. Da erblickte Cortez, der selbst aus zwei Wunden blutete, in einiger Entfernung den aztekischen Oberbefehlshaber im

glänzenden Waffenschmuck, umgeben von vielen Häuptlingen. In diesem Moment durchzuckte seine Seele einer jener blitzartigen Gedanken, die ihn in kritischen Lagen so oft das Richtige treffen ließen. Rasch durchbrach er mit vier seiner tapfersten Ritter die dichten Reihen, den Pfad mit Toten und Sterbenden bedeckend, sprengte mit der Stärke eines Löwen gegen die Sänfte los, auf welcher der Indianerhäuptling allen sichtbar seine Befehle erteilte, und durchstieß ihn mit seiner Lanze. Zu Boden stürzend wurde derselbe von einem jungen spanischen Ritter vollends getötet und die Reichsfahne erbeutet. Diese kühne That füllte die Azteken mit Bestürzung. Nur auf Flucht bedacht gerieten sie bald in die furchtbarste Verwirrung, in der sie einander selbst zertraten. Die Spanier vergalten den Fliehenden die ausgestandenen Leiden, bereicherten sich mit der unermeßlichen Beute des Schlachtfeldes und suchten dann Ruhe und Obdach für die hereinbrechende Nacht in einem hochgelegenen indianischen Tempel.

Am andern Morgen brachen die Spanier nach Tlascala auf, nicht ohne die geheime Besorgnis, ihre Unfälle möchten auch in dem Freistaat eine Sinnesänderung erzeugt haben. Ihre Furcht verschwand jedoch bald, als man sie gastfreundlich aufnahm. Unter der sorgfältigen Pflege des alten Maxixca, eines der vier Häupter der tlascalanischen Republik, erholte sich Cortez nach und nach von seinen Wunden und sein Geist gewann die alte Spannkraft wieder. Und nun war sein ganzes Trachten auf die Wiedereroberung des mexikanischen Reichs gerichtet. Aber er mußte zuvor große Schwierigkeiten aus dem Wege räumen. Viele seiner Leute, besonders die später hinzugekommenen, hatten das Vertrauen verloren; sie hielten die Unterwerfung eines Volks, von dessen Macht und feindseliger Gesinnung sie täglich neue Beweise empfingen, für einen Traum; sie rieten zum Abzug nach Villa rica, in der geheimen Absicht, von dort aus nach Cuba zurückzukehren. Kaum hatte der Feldherr durch vernünftige Vorstellungen und durch den Beistand seiner alten Getreuen dieses Vorhaben vereitelt, so erhoben sich neue drohende Stürme. Der neue König von Mexiko, Montezumas Bruder Cuitlahuac, ein leidenschaftlicher Feind der weißen Männer, Haupturheber der Angriffe in der Trauernacht und bei Otumba, ließ den Tlascalanern Friede und Bündnis antragen. Es fehlte nicht an gewichtigen Stimmen, welche zur Annahme rieten, besonders regte sich in Xicotencatl, dem kriegerischen Häuptling, der gleich anfangs den Fremdlingen so tapfer und energisch widerstanden, wieder der alte Groll gegen die Spanier, welche die Tempel und Altäre entweiht und in so viele Häuser Kummer und Verödung gebracht. Man solle sich mit den Azteken, denen die Tlascalaner durch Sprache, Religion und Stammesverwandtschaft angehörten, wider die Fremden verbinden und sie zur Sühnung des Frevels den Göttern opfern. Seine Ansicht fand Unterstützung bei den jüngeren Geschlechtern; aber die älteren Staatshäupter, insbesondere Maxixca, Cortez' Gastfreund, und sogar der alte blinde Vater Xicotencatls warnten vor dem treulosen Volke der Azteken, das nach Abwendung der Gefahr mit um so größerer

Aufnahme in Tlascala.

Rachsucht über sie herfallen würde, und setzten es durch, daß man das beschworne Bündnis mit den weißen Männern aufrecht erhielt. So wurden die Christen von der größten Gefahr bewahrt. Xicotencatl fügte sich in die Notwendigkeit; aber seine Abneigung und feindselige Gesinnung blieb ungebrochen, wenn er sich auch äußerlich an die Spanier herandrängte, um von ihnen die Kriegskunst zu lernen. Durch seinen inneren Haß in der Folge zu einem neuen Abfall verleitet, büßte er mit dem Leben. Maxixca dagegen trat zum Christentum über und seinem Beispiele folgten viele edle Tlascalaner.

d. Eroberung des Reichs und der Hauptstadt.

Cortez sammelt neue Kräfte. Der Zauber, welcher die weißen Männer anfangs umgeben und geschützt hatte, war durch die Unfälle in Mexiko verschwunden; hier und da wurden kleine Abteilungen, die sich unvorsichtig in die inneren Landschaften wagten, überfallen, gemordet, beraubt. Eine solche Freventhat hatten sich die Tepeacaner, ein Nachbarstamm der Tlascalaner, zu schulden kommen lassen. Trotzig auf ihre Macht wiesen sie die verlangte Sühne verächtlich zurück. Da rückte Cortez wider sie ins Feld, ließ ihnen nach zwei siegreichen Gefechten das Brandmal der Sklaverei aufprägen und schlug sein Hauptquartier in ihrer Mitte auf. Diese Strenge war von eben so großer Wirkung bei den umwohnenden Indianerstämmen als die freundliche und vertrauensvolle Behandlung der Tlascalaner. Eine Anzahl zugewandter Orte, die von den Azteken zur Unterwerfung und Zinspflicht gezwungen worden, schlossen mit den Spaniern Bündnisse; um mit ihrer Hilfe das drückende Joch abzuschütteln und die mexikanischen Besatzungen aus den festen Standlagern zu vertreiben. Cortez suchte solche Bündnisse, denn er war entschlossen, das Eroberungswerk, das er vergeblich durch Überraschung, durch einen Staatsstreich durchzuführen gehofft, nun auf mehr methodischem Wege durch Lockerung der aztekischen Lehnsherrschaft und Verbindung mit den umliegenden Klientelstaaten von neuem in Angriff zu nehmen. Dadurch minderte er nicht bloß die Streitkräfte seiner Feinde, sondern mehrte auch seine eignen Hilfsmittel, indem die neuen Bundesstämme ihn mit ihren Mannschaften unterstützten. Zugleich wurden die durch den Rückzug von Mexiko herbeigeführten Verluste durch einige Glücksfälle wieder in etwas ausgeglichen. Das Gerücht von der Entdeckung eines neuen Landes hatte eine Menge Abenteurer und Auswanderer herbeigelockt. Mehrere Schiffe waren an der Küste gelandet, und da die Mannschaften mit der wahren Sachlage nicht bekannt waren, so trat der größte Teil ohne Bedenken in Cortez' Dienste. Dadurch gewann er nicht bloß einen neuen Zuwachs an Kriegern, sondern auch Waffen, Pulver und Kriegsvorräte, so daß er nunmehr wieder den Rache- und Eroberungszug in Angriff nehmen konnte.

Der neue Eroberungsplan. Bei dem zweiten Unternehmen gegen Mexiko entfaltete Cortez seine ganze kriegerische Genialität. Während der Schiffbauer Martin Lopez aus dem an

der Küste aufbewahrten Material eine Anzahl Schnellsegler erbaute, die dann in einzelne Teile zerlegt über die Sierra durch indianische Lastträger an den See von Mexiko geschafft und dort zusammengefügt werden sollten, ein Verfahren, das sich schon bei Balboa in Darien bewährt hatte, suchte der Feldherr selbst die in größerer oder geringerer Entfernung um den See gelegenen Städte und Ortschaften in seine Gewalt zu bringen, um schließlich die von aller äußeren Hilfe entblößte Hauptstadt von verschiedenen Seiten anzugreifen. Dieser Kriegsplan kam in einer Weise zur Durchführung, daß man zweifeln mag, ob man mehr die Kühnheit und geschickte Strategie der von Rachsucht und Habgier vorwärts getriebenen Angreifer bewundern soll, oder die Widerstandskraft und das todesmutige Ringen eines schwachen, um die höchsten Güter seines Daseins kämpfenden Volks. Nachdem Cortez mit etwa sechshundert wohlbewaffneten Spaniern und einer großen Zahl Tlascalaner und andrer indianischer Bundesgenossen mit harter Anstrengung die hohe Sierra überstiegen, begann er sein Werk mit der Einnahme von Tezcuco, der reichen und gebildeten Hauptstadt der Acolhuaner. Da der aztekische Lehnsfürst mit einem großen Teil der Einwohner nach Mexiko entflohen war, so konnte Cortez seinen Plan, mit der Eroberung zugleich die Einführung des Christentums zu verbinden, um so leichter ausführen. Er setzte den Bruder des entflohenen Herrschers, Jztlilpochitl, der sich den Spaniern stets geneigt erwiesen hatte und sich taufen ließ, als Unterkönig ein und machte die günstig gelegene Stadt zum Stütz- und Ausgangspunkt der weiteren Eroberung. Dem Beispiele Jztlilpochitls folgten bald die Kaziken andrer Ortschaften; sie warfen die aztekische Lehnsherrschaft ab und stellten sich unter die Hoheit des spanischen Monarchen. In Mexiko waren seit dem Abzug der Spanier wichtige Veränderungen vorgegangen. Montezumas Bruder Cuitlahuac war an den Pocken gestorben, einer bis dahin in der Neuen Welt unbekannten Krankheit, die, von den Konquistadoren eingebracht, furchtbare Verheerungen unter den Indianern anrichtete, und sein Neffe Guatimozin, ein tapferer junger Fürst, auf den Thron erhoben worden. Ganz unähnlich seinem Oheim Montezuma, dessen schöne Tochter er in die Ehe genommen, war der neue König ein Todfeind der weißen Männer und ein standhafter Verfechter seines Vaterlandes, dessen sinkendes Glück und nationale Größe er aufrecht zu erhalten oder nicht zu überleben entschlossen war. Sein kühner Mut hauchte den Azteken einen kräftigen Geist des Widerstands ein. Nicht nur in der Hauptstadt, auch in den übrigen größeren Städten von Anahuac, wo mexikanische Besatzungen Kriegsmut und vaterländischen Sinn lebendig erhielten, trat dieser neue Geist zu Tage. Nur durch eine Reihe von Gefechten, Überfällen und Erstürmungen, die mit den kühnsten Thaten der Weltgeschichte sich vergleichen lassen, vermochte Cortez mit seiner tapferen Christenschar und seinen wilden, von Raubgier, Rachsucht und Stammeshaß erfüllten Bundesgenossen die an den Ufern des Sees gelegenen Aztekenstädte in seine Gewalt zu bringen.

Die Städte am See unterworfen. Frühjahr 1521. Die blühende Stadt Iztapalapan mit ihren fürstlichen Gärten, mit ihren Zedern- und Cypressenhainen, welche in der Noche triste besonders thätig gewesen war, wurde im Sturm genommen und ausgeplündert, aber die über die durchstochenen Dämme hereinbrechenden Fluten hätten beinahe das ganze siegreiche Heer vernichtet. Die Beute ging verloren, das Pulver wurde verdorben. Die alte Inselstadt Chaltocan, am nördlichen Ende des Sees, von ähnlicher Lage wie Mexiko, konnte nur dadurch erobert werden, daß ein von den Mexikanern abgefallener indianischer Häuptling den Spaniern eine Fuhrt durch das seichte Wasser zeigte, worauf die ausgeplünderte und verlassene Stadt den Flammen übergeben wurde. Ein ähnliches Schicksal erfuhr Tacuba (Tlacopan), das sich in der Trauernacht den abziehenden Fremdlingen so feindlich gezeigt hatte, und andre Orte. Überall mußten die Spanier mit den todesmutigen Azteken blutige Schlachten liefern, die meistens nur durch die Reiterei und das Feuergewehr zum Vorteil jener entschieden wurden, denn die entsetzliche Erscheinung des Kriegsrosses und seines Reiters übte auf die Einbildungskraft der Eingebornen eine geheimnisvolle Macht, die vielleicht ebensoviel, wie die wirkliche Stärke der Reiterei selbst zu ihrer Niederlage beitrug. Die Stadt Chalco, welche den Zugang zu Tlascala und Veracruz beherrschte, war von den Azteken abgefallen und wurde darum von ihnen mit ganzer Wut bedroht. Auf ihren schmerzlichen Hilferuf schickte Cortez den ritterlichen Sandoval mit einigen spanischen Soldaten und einer Anzahl Bundesgenossen ab. Der hochherzige Führer rechtfertigte das Vertrauen, das Cortez in ihn setzte, vollkommen. An der Spitze seiner kleinen Schar und der durch sie angefeuerten Indianer verrichtete der kühne Mann bei der Eroberung von Huaxtepec und Jacapichtla, am Fuße des riesigen Vulkans Popokatepetl, Wunder der Tapferkeit und rettete Chalco vor der Rache ihrer aztekischen Feinde. Von Chalco aus unternahm dann im April Cortez selbst mit seinen neuen Verbündeten einen Streifzug in südlicher Richtung nach den Einöden der wilden Sierra, wo die Beschaffenheit der Natur nicht geringere Schwierigkeiten bereitete, als die verzweiflungsvolle Gegenwehr der Feinde, die von den hochgelegenen Festen und Burgen herab Steine und Wurfgeschosse auf die Stürmenden schleuderten und durch gefällte Baumstämme das Vorrücken der Reiterei zu hindern suchten. Die von dem üppigsten Pflanzenwuchs umgebene Stadt Cuernavaca war durch eine breite Felsenspalte geschützt, in deren Tiefe ein Strom dahinbrauste, dessen Brücken die Einwohner zerstört hatten; da kletterten zwanzig bis dreißig Spanier nebst einer beträchtlichen Zahl Tlascalaner mittels zweier Riesenbäume über den Abgrund weg und gelangten so auf einem Luftweg in schwindelnder Höhe zu dem gegenüberliegenden Kamm. Die erschrockenen Einwohner wurden in die Flucht gejagt und die Stadt den Flammen übergeben. Bei Eroberung der reichen und mächtigen Aztekenstadt Xochimilco auf dem „Blumenfeld" geriet Cortez durch sein allzu kühnes Vordringen in die Hände der Feinde, und wurde nur durch die größte Anstrengung einiger seiner Getreuen dem schrecklichsten Opfertode entrissen. Nach furchtbaren Kämpfen fiel auch diese Stadt in die Gewalt der Sieger; die Flammen, welche die Häuser verzehrten, leuchteten bis nach Mexiko über den See hin. Nachdem Cortez bei der Stadt Cojohuacan einer neuen, durch einen Hinterhalt der Azteken herbeigeführten Gefahr entgangen war, überblickte er von dem Teokalli zu Tacuba das herrliche Land und die gartenartige Umgebung der reichen Inselstadt Mexiko, die er so oft vergebens zur freiwilligen Unterwerfung aufgefordert hatte und deren baldigen Fall er ahnte und betrauerte. Von diesen Orten aus begannen Alvarado (in Tacuba) und Olid (in Cojohuacan) im Frühjahr die Belagerung zu Land mit Abgrabung der Wasserleitungen, die nach der Inselstadt führten und mit Besetzung des Dammwegs, während die dreizehn Schnellsegler, die zwanzig Meilen weit über das Gebirg auf den

Schultern tlascalanischer Lastträger nach Tezcuco geschafft worden waren, von der Seeseite her operierten, und Sandoval zuerst Iztapalapan auf der entgegengesetzten Seite sicherte und dann den nördlichen Zugang zum Dammweg in Tepejacac in Besitz nahm.

In dem Augenblick als Cortez alle Anstalten zum Entscheidungskampf wider die Hauptstadt selbst getroffen hatte, wurde er durch die Anzeige eines Komplotts in seinem eignen Heer erschreckt. Ein Krieger aus Altkastilien, Antonio Villafaña, der mit Narvaez ins Land gekommen war, hatte mit einigen andern Unzufriedenen den verbrecherischen Plan gefaßt, den Oberfeldherrn und seine getreuesten Hauptleute Sandoval, Olid, Alvarado zu ermorden und das Regiment in andre Hände zu legen. Zum Glück fühlte einer der Mitschuldigen Reue und verriet das Vorhaben. Der Rädelsführer wurde sofort verhaftet und durch kriegsrichterlichen Spruch zum Tod durch den Strang verurteilt. Doch unterließ Cortez die weitere Nachforschung, um nicht durch Spaltung im eignen Heerlager die kriegerische Aktion zu lähmen. Die Kunde von der schändlichen Verschwörung erregte übrigens so allgemeinen Unwillen, daß sich einige seiner Getreuen zu einer eignen Leibwache zum Schutze seiner Person verbanden. Am 28. April begann der Belagerungskrieg zu Wasser und zu Land. Nachdem unter religiöser Feierlichkeit die Rennschiffe mit Geschütz und Bemannung von Tezcuco aus in den See gelassen worden, stellte der Feldherr das Landheer, das sich durch neue Ankömmlinge auf 87 Reiter und 818 Mann Fußvolk vermehrt hatte, mit den zahlreichen indianischen Verbündeten in der Art auf, daß die einzelnen Abteilungen die nach der Inselstadt führenden Dammwege beherrschten. Die großen, mit Geschütz und Wehrmannschaft versehenen Schiffe vernichteten oder zerstreuten in kurzer Zeit die zahllosen aber kleinen und zerbrechlichen indianischen Bote, so daß Cortez ohne große Schwierigkeit den Verbindungspunkt Choloc besetzen konnte. Vergebens suchten die Azteken durch kühne Angriffe die Spanier und ihre Bundesgenossen von diesem wichtigen Posten zu vertreiben; gegen die aufgepflanzten Kanonen und gegen die Gewalt der Feuerrohre und Armbrustgeschosse waren ihre Kräfte unzulänglich. Bald war der südliche und westliche Dammweg im Besitz der Spanier und als Sandoval auch noch den dritten nördlichen Ausweg erstürmte, war die Stadt ringsum vom Verkehr mit dem Lande abgeschlossen und Cortez konnte nun die Hauptarbeit, die Erstürmung von Mexiko selbst, in Angriff nehmen. Unterstützt von dem Geschützfeuer auf den Schiffen bemächtigten sich die Kriegsleute allmählich aller Zugänge, indem sie die Azteken schrittweise zurücktrieben, und drangen in die Stadt ein, wo sie trotz des furchtbaren Widerstandes der Bewohner, die einen Hagel von Pfeilen, Wurfgeschossen und Steinen auf die Stürmenden niederschleuderten, bis zum großen Platze vorrückten, in die Umzäunung des Teokalli eindrangen und, die heilige Spitzsäule erklimmend, die Priester nebst dem neuen Götzenbilde in die Tiefe hinabstürzten. Wütend über diese ihrem

Belagerungskrieg um Mexiko.

Heiligtum zugefügte Schmach sammelten aber nunmehr die Azteken alle ihre Kräfte und warfen sich mit solcher Heftigkeit auf den Feind, daß dieser eilig zurückwich und vor einer gänzlichen Niederlage nur durch die schnelle Hilfe eines aus einer Nebengasse hervorbrechenden Reiterschwarms bewahrt wurde. Bei einem zweiten Sturme ließ Cortez den alten Palast Axayacatl, ihren Aufenthaltsort vor der „traurigen Nacht" zerstören und verbrannte dann den zierlichen luftigen Bau des Vogelhauses, Montezumas geschmackvolle Anlage, und mehrere andre hervorragende Gebäude. Mit einem aus Wut und Schmerz gemischten Gefühle blickten die Einwohner auf die Zerstörung ihrer Prachtwerke und trieben die Tlascalaner und den Fürsten Ixtlilxothitl von Tezcuco, die sich bei dem Verwüstungswerk am thätigsten gezeigt, wieder mit Verlust aus der Stadt. Ihre Verzweiflung und Todesverachtung erhöhte ihre Kraft und Ausdauer und wie sehr auch Cortez im Vorteil war, die fortwährende Anstrengung im Kampfe und auf der Wache rieb die Kräfte seines Heeres auf. Denn die Schlauheit und Hinterlist des Königs Guatimozin kam seiner Tapferkeit und seinem Kriegsmut gleich und machte den Spaniern die größte Wachsamkeit zur Pflicht. Erst als Cortez Sorge getroffen, durch Errichtung von Lagerhütten seine Truppen gegen die Stürme der Regenzeit zu schützen und die Hauptstadt durch den Abfall der umliegenden Ortschaften, die wie Blätter von einem im Absterben begriffenen Baume beim ersten Wehen des Sturmes sich loslösten, der Zufuhr beraubt wurde, gestaltete sich die Lage der Christen in demselben Maße günstiger als die der Eingebornen sich verschlimmerte.

Cortez und sein Heer in Gefahr.

Aber es wartete ihrer noch eine schwere Prüfung. Bei einem neuen Sturm wichen die Azteken zurück, um ihre Feinde in das Innere der Stadt zu locken. Plötzlich ertönte Guatimozins Horn auf einem nahen Teokalli, das bekannte Sturmzeichen; dichte Schwärme feindlicher Krieger stürzten sich an der „Unglücksbrücke" mit aller Gewalt auf die Stürmenden und brachten sie durch die zahllosen Geschosse, durch das gellende Geschrei und durch die Heftigkeit des Angriffs in Verwirrung und endlich zum Weichen. Zwei Feldstücke wurden erbeutet; sieben Pferde getötet; die Köpfe erschlagener Spanier rollten in der Straße vor die Füße des Feldherrn. Cortez suchte mit großer Geistesgegenwart die Ordnung herzustellen, als sich plötzlich sechs starke Azteken mit dem Ruf „Malinche" auf ihn stürzten und ihn in ihr Bot zu schleppen sich anschickten. Schwer am Beine verwundet würde Cortez als Gefangener dem Opfertode verfallen sein, hätte nicht der heldenmütige Christoval de Olea ihn befreit, freilich mit Aufopferung seines eignen Lebens. Auf einem Pferde, das ein Edelknabe ihm zuführte, entging der Feldherr der Gefahr und dem Gedränge und nun gelang es ihm, die Streiter zu einem geordneten Rückzug zu sammeln. Aber außer den Getöteten und Verwundeten waren 62 Spanier dem Feinde lebendig in die Hände gefallen und die Geretteten hatten in der stillen Abendstunde den

Schmerz, unter den schauerlichen Tönen der großen Trommel die Gefangenen auf dem Haupteokalli zum Opfertod geführt zu sehen.

„Ihre Köpfe waren mit Federkränzen festlich geschmückt, und sie trugen Fächer in den Händen. Man trieb sie mit Schlägen vorwärts und zwang sie an den Tänzen zu Ehren der aztekischen Kriegsgottheit teilzunehmen. Alsdann wurden die unglücklichen Gefangenen, nachdem man ihnen ihren traurigen Putz abgenommen, einer nach dem andern auf den großen Opferstein hingestreckt. Auf der gewölbten Oberfläche desselben wurde ihre Brust, dem teuflischen Zwecke des priesterlichen Henkers entsprechend, gehoben, der mit einem starken Hiebe seines scharfen Itztlimessers die Rippen auseinander schnitt und mit der Hand in die Wunde fahrend, das Herz herausriß, das heiß und rauchend auf das goldene Räucherfaß vor dem Götzenbilde gelegt ward. Der Leichnam wurde dann die steile Treppe der Spitzsäule hinabgeschleudert. Unten sammelten die Wilden die verstümmelten Überreste, aus denen sie sich ein kannibalisches Mahl bereiteten, womit das Werk des Greuels schloß." Mehrere Köpfe von Menschen und Pferden sandte Guatimozin im Lande umher und forderte seine alten Lehnsleute auf, die Banner der weißen Männer zu verlassen. Und wirklich fielen auch eine Anzahl Verbündeter ab, kehrten aber, als die Prophezeiung der Priester vom baldigen Untergang der Spanier nicht in Erfüllung ging, nach acht Tagen wieder zurück.

Spanier geopfert.

Eroberung der Stadt. Aug. 1521.

Dieser Vorfall verlängerte nur um eine geringe Frist den Todeskampf des unglücklichen Volks. Nachdem Cortez die Öffnungen und Gräben auf dem Dammwege und in der Vorstadt durch niedergerissene Häuser ausgefüllt, begann der erneuerte Angriff von allen Seiten. Großmütig bot der Feldherr dem König Schonung der Stadt an, wenn er sich unterwerfen und die spanische Oberherrschaft anerkennen wolle: die Priester hintertrieben die Unterwerfung, ihre Götter, versicherten sie, hätten ihnen zum Dank für die großen Opfer den Sieg versprochen. Furchtbar steigerte sich nunmehr das Elend der zugleich von Pest und Hungersnot gequälten Bewohner; die Leichname, für deren Beerdigung die Mexikaner sonst die größte Sorgfalt trugen, lagen massenweise auf den Straßen, in den Höfen und in den Gräben. Man konnte den Fuß nicht niedersetzen, ohne auf den Leichnam eines Indianers zu treten, berichtete Cortez an den Kaiser, und die Lebenden schlichen geisterbleich und wankend umher, ihren Hunger mit den elendesten und ekelhaftesten Dingen notdürftig stillend oder aus Menschenfleisch ein entsetzliches Mahl bereitend. Aber sie waren entschlossen, sich unter den Trümmern ihrer Stadt zu begraben. Alles, was für den Menschen Wert hat, war dahin, Vermögen, Freunde, Verwandte, eigner Herd, was sollte ihnen das Leben selbst noch frommen? Guatimozins Palast ging in Flammen auf, der große Teokalli, noch angefüllt mit den Überresten des greulichen Opferfestes, wurde von Alvarado erstürmt und niedergebrannt; sieben Achtel der Stadt waren schon in den Händen der Spanier, und dennoch wollten die in einem kleinen Raum zusammengepreßten halbtoten Bewohner nichts von Ergebung hören. Ihre letzten schwachen Kräfte benutzten sie noch, um stieren Blickes und irren Geistes Wurfgeschosse auf die Feinde zu schleudern. Umsonst hofften sie auf den Beistand ihrer Götter; die Orakel schwiegen; in der Verzweiflung wurde ihr wirrer Sinn die Beute des tollsten Aberglaubens. Hart-

näckig verweigerte Guatimozin die Zusammenkunft, wozu ihn Cortez wiederholt einlud. Da erfolgte am 13. August 1521 der letzte Angriff; es war kein Kampf, es war ein Schlachten, wobei die indianischen Verbündeten, von Haß, Rache und wilder Leidenschaft gestachelt, gleich rasenden Tieren die Azteken hinmordeten, taub gegen alle Ermahnungen des Führers, den das entsetzliche Schauspiel tief schmerzte. Der König, der mit seinen Vertrauten und Angehörigen auf einem schnellsegelnden Boote entfliehen wollte, wurde gefangen genommen und vor Cortez geführt, der ihn nebst seiner Gemahlin, Montezumas reizender Tochter, rücksichtsvoll behandelte. Einige tausend hinfällige und wankende Gestalten, die an den folgenden Tagen die Stadt verlassen durften, waren der einzige Rest der mutigen und tapfern Kriegerscharen von Mexiko.

Ein fürchterliches Gewitter, dergleichen man nur innerhalb der Wendekreise kennt, brach in der Nacht, die auf den Schreckenstag folgte, über das mexikanische Thal herein. „Der Blitz schien das Himmelsgewölbe auseinander zu reißen, als wenn seine hellleuchtenden Flammen den ganzen Schauplatz einen Augenblick mit einem geisterhaften Schein umkleideten, um ihn wieder in Finsternis versinken zu lassen. Der Krieg der Elemente war im Einklang mit dem Lose der verwüsteten Stadt. Es schien, als wenn die von ihren Wohnsitzen verscheuchten Gottheiten Anahuacs in dem Getöse umherkreischten und heulten, als sie die gefallene Hauptstadt ihrem Schicksale überließen." Die Beute entsprach nicht den Erwartungen; die Soldaten murrten über den geringen Anteil; man beschuldigte den König, er habe die Schätze vergraben oder in den See versenken lassen. Um den Grimm der habgierigen Spanier zu besänftigen, gab Cortez seine Einwilligung, daß man Guatimozin und den Kaziken von Tacuba auf die Folter legte. Aber auch dieses Schreckmittel führte zu keiner Entdeckung. Cortez hatte umsonst seinen Namen durch den Vorwurf der Grausamkeit befleckt.

e. Hernando Cortez' letzte Lebensschicksale.

Cortez, Statthalter von Neuspanien. 1522.

Mit der Eroberung der Aztekenstadt war für den rastlosen, thätigen Cortez die Aufgabe nur zur Hälfte vollendet; er wollte nicht bloß erobern und zerstören, er wollte auch aufbauen, das Reich Gottes und des christlichen Kaisers mehren, die Entdeckungen ausdehnen, neue Lorbeeren in den Ehrenkranz Kastiliens flechten. Aber seine Autorität stand noch immer auf schwachen Füßen; noch immer war es ihm nicht gelungen, durch ein kaiserliches Bestallungsdekret in der Befehlshaberstelle bestätigt zu werden. Velasquez und sein Gönner Fonseca setzten alle Hebel ein, dem Eroberer Neuspaniens das Schicksal von Balboa oder wenigstens von Kolumbus zu bereiten; sie erwirkten von Adrian von Utrecht, der aus einem früheren Lehrer des Kaisers dessen einflußreicher Ratgeber geworden war und endlich den päpstlichen Stuhl bestieg, die Ernennung eines neuen Bevollmächtigten in der Person des Christoval de Tabia, eines königlichen Beamten auf Cuba. Aber Cortez wußte es bei dem schwachen, habgierigen Mann dahin zu bringen, daß er bald wieder abzog, ohne von seiner Vollmacht Gebrauch zu machen. Er schied jedoch nicht als Freund, ebensowenig Narvaez, den der Eroberer Mexikos wieder in Freiheit gesetzt. Beide begaben sich nach

Spanien, wo sie sich als Werkzeuge von Velasquez und Fonseca zu Verleumdungen und Anklagen gegen Cortez gebrauchen ließen. Aber auch dieser hatte Abgesandte in die Heimat geschickt mit Briefen an den Kaiser, worin er über die bisherigen Vorgänge und über die Zustände des von ihm entdeckten und eroberten Landes klaren und wahrhaften Bericht abstattete, wertvolle Geschenke beifügend. Davon nahm Karl V. Gelegenheit, eine eigne Junta aus verständigen, sachkundigen Männern zu ernennen, welche die Sachlage untersuchen und entscheiden sollten. Diese überzeugten sich bald, daß Cortez der spanischen Krone die wichtigsten Dienste geleistet, daß Velasquez und Fonseca aus engherzigen und selbstsüchtigen Motiven gegen einen Mann vorgegangen, für dessen Umsicht und richtiges Verfahren die Großartigkeit der Erfolge Zeugnis ablegte, und ihre Entscheidung bewahrte die spanische Regierung diesmal vor der Schmach eines neuen Undanks. Cortez wurde durch kaiserliche Ernennung als Statthalter, Befehlshaber und Oberrichter in Neuspanien bestätigt, eine Entschließung, die für die Zukunft der kastilischen Herrschaft in dem amerikanischen Festlande von der höchsten Bedeutung war. Fonseca und Velasquez aber fühlten sich durch diese Niederlage so sehr gekränkt, daß man den kurz darauf erfolgten Tod beider dem Ärger über das Scheitern ihrer Ränke zuschrieb. Keiner von ihnen war weder durch Charakter, noch durch Befähigung für die hohe Stellung geeignet, die ihnen zu teil geworden.

Okt. 1522.

Diese Entscheidung setzte den rastlosen Cortez in den Stand, in der thätigen Fürsorge für das gewonnene Land, die er nach der Eroberung der Stadt begonnen hatte, mit Umsicht und Energie fortzufahren und zugleich die Entdeckungen weiter auszudehnen. Eifrig bemüht, die Wunden, die der entsetzliche Krieg geschlagen, so viel wie möglich zu heilen, traf er zweckmäßige Anstalten zum Wiederaufbau der Stadt Mexiko und trug, indem er zu neuen Ansiedelungen aufmunterte, Sorge für den Anbau des Bodens mit Früchten und Pflanzen aus andern Erdteilen, für die Verbreitung des Christentums, für die Befestigung der spanischen Herrschaft, für die Einführung staatlicher und gesetzlicher Ordnungen. Der König von Michoacan, einem mächtigen unabhängigen Reiche zwischen dem mexikanischen Thale und dem Stillen Weltmeer, stellte sich, voll Bewunderung über die Bezwingung eines für unbesiegbar geltenden Volks, unter die Schutzherrschaft der weißen Männer und ihres fernen Kaisers, ein Beispiel, das bald von andern Oberhäuptern nachgeahmt ward. Um der spanischen Macht sichere Stützen zu schaffen, legte Cortez im inneren Lande wie an den Küsten neue Stand- und Hafenorte an, die bald zu Städten heranwuchsen. Mit den Eroberungsplänen verband er das Streben, die verborgenen Hilfsquellen zu enthüllen und nutzbar zu machen. An den südöstlichen Abhängen der Kordilleren, in dem metallreichen Thale von Oaxaca, wo er für sich selbst eine beträchtliche Landstrecke erwarb, traf er Anstalten zur Anlegung von Bergwerken.

Seine umsichtige Verwaltung.

Dabei unterließ Cortez nicht, neue Entdeckungsfahrten anzuordnen. Auch

Cortez in Honduras. Guatimozins Ausgang. 1524.

er huldigte dem Vorurteile der Zeit, daß sich eine natürliche Wasserstraße zwischen den beiden Meeren vorfinden müsse, und ließ zu dem Zweck die Küsten des Stillen Ozeans erforschen. Die Expedition nach Honduras, deren Leitung er seinem tapfern Hauptmann Christoval Olid übertrug, wurde in dieser Absicht unternommen. Und als dieser das Vertrauen mißbrauchend von dem Statthalter abfiel, um sich eine eigne unabhängige Herrschaft zu sichern, und deshalb auf

Okt. 1524.

Befehl des Oberfeldherrn enthauptet ward, zog Cortez selbst von Yukatan aus mit zweihundert streitbaren Männern zu Roß und zu Fuß und dreitausend indianischen Hilfstruppen in das unbekannte, von reißenden Gebirgsströmen durchschnittene Land. Dieser gefahrvolle Entdeckungszug an der großen rätselhaften Stadt Palenque vorbei, wo die Pferde in den Sümpfen versanken und die Menschen in den verlassenen Einöden von furchtbaren Hungerleiden gequält wurden, ist auch noch dadurch denkwürdig geworden, daß der Aztekenkönig Guatimozin und der Kazike von Tacuba, die Cortez aus Vorsicht und Mißtrauen zur Teilnahme an dem Feldzuge gezwungen hatte, um sie im Auge zu behalten, in der Landschaft Aculan eines gewaltsamen Todes starben. Ein Indianer hatte dem Feldherrn die Anzeige gemacht, daß die Azteken im Heer eine Verschwörung zur Ermordung der mitziehenden Spanier und ihres Führers angelegt hätten. Cortez nahm die Angeklagten und Verdächtigen sogleich gefangen

Febr. 1525.

und als bei dem Verhör die beiden Fürsten als Anstifter genannt wurden, ließ er sie an einer hohen Tanne aufknüpfen, ohne die Beteuerung ihrer Unschuld zu beachten. Sie starben standhaft und gefaßt; in Cortez' Seele aber ließ die rasche That einen tiefen Stachel zurück. Erst in der Gegend des heutigen Petensees fand das Heer bei den gutmütigen Einwohnern freundliche Herberge. Nachdem Cortez hier seinen Leuten einige Rast gegönnt, deren sie sehr bedürftig waren, ging der Zug weiter über den „Feuersteinberg", dessen Übersteigung wieder die größten Beschwerden und Schwierigkeiten bot. Endlich gelangte der unermüdliche Feldherr nach der Bucht von Honduras, wo er mit Zufriedenheit vernahm, daß sein abtrünniger Hauptmann Olid hingerichtet und seine eigne Autorität wiederhergestellt sei, und traf bereits Anstalten zu einem weiteren Entdeckungszug, der ihn nach Nikaragua und weiter nach Mittelamerika geführt haben würde, als die Nachricht von unruhigen Auftritten in Mexiko, wo die spanischen Beamten seine Abwesenheit und seinen angeblichen Tod zu Mißbräuchen, Bedrückung und Unterschleif benutzt hatten, seine schleunige Rückkehr ratsam machte. Mitt-

Alvarado in Guatemala.

lerweile hatte sein kühner Waffengefährte Pedro de Alvarado, den er von Oaxaca aus nach dem Süden auf Entdeckungen ausgesandt, das reiche Gebirgsland

Am Jakobitage 1524.

Guatemala für Spanien in Besitz genommen und den Grund zu der ersten Hauptstadt Santiago zwischen den Vulkanen Fuego und Agua gelegt.

Ein kaiserlicher Bevollmächtigter in Mexiko.

Von Anstrengungen, Entbehrungen und Krankheit erschöpft und abgezehrt kam Hernando Cortez zu Schiffe nach San Juan de Ulua und zog dann abermals nach Mexiko. Er wurde von den weit und breit herbeiströmenden Ein-

wohnern mit Jubel und Freudenfesten empfangen, so daß seine Rückkehr einem Triumphzuge glich. Aber die Tage des Ruhms und des Glücks waren vorüber. Am spanischen Kaiserhofe und im indischen Haus zu Sevilla waren geschäftige Zungen thätig, Mißtrauen und Verdacht gegen ihn zu erwecken. Er sollte mit dem Plane umgehen, für sich selbst eine unabhängige Landeshoheit in Neuspanien zu gründen; er sollte sein hohes Amt zu Handlungen der Willkür und des Eigennutzes mißbraucht, der Krone den schuldigen Anteil von den Einkünften vorenthalten haben. Bald nach seiner Rückkehr landete ein kaiserlicher Bevollmächtigter bei Veracruz, um eine Untersuchung einzuleiten. Es war ein vornehmer Mann von jungen Jahren, Ponce de Leon, mit dem sich Cortez bald verständigte. Aber zu seinem Unglück starb derselbe schon nach einigen Wochen, wohl infolge des ungewohnten Klimas, und sein Nachfolger Estrada, ein Mann von beschränktem Geiste, war dem Eroberer Mexikos feindselig gesinnt. Die Verdächtigungen mehrten sich; man fügte ihm absichtliche Kränkungen zu; man verwies ihn sogar aus der Hauptstadt.

Juni 1526.

Juli 1526.

Müde der Widerwärtigkeiten und Verleumdungen beschloß Cortez endlich, nach Spanien zurückzukehren, um im alten Heimatlande seine Rechtfertigung zu führen und zugleich seinen Vater wiederzusehen. Aber bei der Einschiffung erhielt er die betrübende Nachricht von dessen Tod. Begleitet von mehreren aztekischen und tlascalanischen Häuptlingen, unter denen sich Söhne von Montezuma und Maxixca befanden, segelte er auf zwei Schiffen, die mit Kostbarkeiten aller Art, mit Tieren, schön gefiederten Vögeln, mit indianischen Gauklern und Tänzern von großer Gewandtheit, mit Naturprodukten, Kunstgegenständen und andern Merkwürdigkeiten des eroberten Landes beladen waren, über das Atlantische Meer und landete mit seinem großen Gefolge im Hafen von Palos. Das Kloster La Rabida, wo einst Kolumbus Herberge gesucht, wählte auch Cortez zu seinem Aufenthalt, um sich von den Reisebeschwerden zu erholen. Hier besuchte ihn Franz Pizarro, ein Verwandter seiner Mutter, der nach Spanien gekommen war, um für seine beabsichtigte Entdeckungsfahrt nach Peru zu wirken, und empfing von ihm manchen lehrreichen Wink. Aber auch ein großer Schmerz war ihm in La Rabida beschieden: sein treuer Gefährte Sandoval, durch dessen thatkräftige Hilfe er bei dem Eroberungskrieg in Mexiko so vielfach unterstützt worden war, sank bald nach der Landung zu Palos ins Grab, erst einunddreißig Jahre alt, ein ritterlicher Mann von geradem, offenem Charakter und ohne Habsucht und Eitelkeit. Nachdem Cortez den Freund ehrenvoll bestattet, begab er sich mit seinem Gefolge und den mitgebrachten Gütern und Schätzen nach Toledo, wo sich das kaiserliche Hoflager befand. Auf der Reise dahin und bei dem Einzug in die Stadt war der merkwürdige Mann ebenso sehr der Gegenstand der Bewunderung und Neugierde von Adel und Volk, wie einst Kolumbus. Alle verleumderischen Nachreden seiner Gegner gingen bei seinem persönlichen Auftreten und loyalen Benehmen in Dunst auf. Kaiser Karl V. behandelte ihn mit der größten

Cortez in Spanien.

Mai 1528.

Sein Empfang.

Auszeichnung; er verlieh ihm ein ansehnliches Gebiet in der reichen Landschaft Oaxaca, erhob ihn in den Adelstand mit dem Titel eines Marquis del Valle und gab ihm die ehrenvollsten Beweise der Anerkennung und Dankbarkeit. Doch ging diese Dankbarkeit nicht so weit, daß er dem Eroberer wieder das Regiment in Mexiko übertragen hätte. So verlangte es die spanische Staatsklugheit; zur Leitung der Verwaltung bedurfte man fügsamerer Naturen; Männer von solchem Herrschergeist und Ehrgeiz wie Cortez, konnten leicht ihre Abhängigkeit vergessen.
Juli 1529. Doch wurde er durch königliches Patent zum Oberfeldherrn Neuspaniens und der Küste der Südsee ernannt, mit der Ermächtigung, weitere Entdeckungsfahrten zu unternehmen und Ansiedelungen zu gründen. Um dieselbe Zeit vermählte er sich, da seine erste Frau kurz nach ihrer Ankunft in Mexiko gestorben war, mit Donna Juana de Zuñiga, aus einem der edelsten Häuser Spaniens, folgte dem Kaiser
Frühjahr 1530. nach Italien und schiffte sich dann mit seiner jungen schönen Gattin wieder nach der Neuen Welt ein, begleitet von seiner bejahrten Mutter und einem glänzenden Gefolge von Edelknaben und Dienerschaft.

Rückkehr und Ausgang. Nach einem vorübergehenden Aufenthalt in San Domingo segelte Cortez
Juli. weiter und nahm dann, da die mit der Verwaltung des Landes betraute Körperschaft Audiencia ihn mit gehässigen Beschuldigungen aufs neue gerichtlich verfolgte, seinen Sitz in der Stadt Cuzco, von Spaniern und Eingebornen wie ein unabhängiger Landesfürst verehrt. Durch die Einsetzung neuer Verwaltungsräte besserte sich seine Lage und er konnte wieder in die Hauptstadt einziehen; allein zu lange an selbständige Herrschaft gewöhnt, konnte sich sein stolzer Geist nicht in Abhängigkeit und Unterordnung finden. Auch mit der neuen Regierung entzweit, begab er sich auf seine großen Besitzungen bei der Stadt Cuernavaca, am südlichen Abhang der Kordilleren in einer reizenden und fruchtbaren Gegend. Hier erbaute er sich einen Palast, stiftete eine Kirche und ein Kloster und machte seine Güter durch gute Bewirtschaftung, durch Anpflanzung von Zuckerrohr, durch Einführung der Merinoschafe, durch Bergbau blühend und einträglich. Aber diese friedliche Beschäftigung vermochte seinen unternehmenden Geist nicht auf die Dauer zu fesseln. Gestützt auf sein königliches Patent unternahm er mehrere Entdeckungsfahrten im Stillen Ozean; er setzte über den Meerbusen, den man ihm zu Ehren als das „Cortezmeer" bezeichnete, erforschte die wahre Lage und Beschaffenheit des peninsularischen Landes Kalifornien und suchte geeignete Orte für Niederlassungen in jenen unbekannten Regionen voll dürrer, waldloser Sandflächen. Allein seine letzten Unternehmungen, so wichtige Resultate sie auch für die Erdkunde brachten, waren nicht von Glück gekrönt: angefeindet von dem spanischen Verwalter des nördlichen Gebiets und gehemmt von dem neuen Vizekönig Antonio de Mendoza, welcher die Erforschung jener Gegend als sein eignes Vorrecht ansprach, trug er für seine Anstrengungen, Mühen und Beschwerden nur Undank und Schaden davon. Durch die großen Kosten der Expedition in seinem
1540. Vermögen geschädigt, begab er sich im Jahr 1540 wieder nach Spanien, um

am Hofe eine Verbesserung seiner Verhältnisse zu erwirken. Er wurde ehrenvoll empfangen, aber von dem königlichen Rat für Indien mit unfruchtbarer Höflichkeit abgefertigt. Im nächsten Jahr 1541 nahm er teil an des Kaisers unglücklichem Zug nach Algier, wodurch seine Lage noch verschlimmert ward; ein Brief vom Jahr 1544, worin er den Kaiser um Entscheidung in seiner Streitklage mit dem Statthalter von Mexiko und um Entschädigung für seine Verluste bittet, beweist, daß man seiner Verdienste in Spanien vergessen hatte. Mittlerweile hatte die Eroberung des goldreichen Peru die Aufmerksamkeit nach einer andern Seite gelenkt. Cortez beschloß daher nach Mexiko zurückzukehren. Aber auf der Reise erkrankte er in einem Dorfe unweit Sevilla und starb in seinem Geburtslande, dreiundsechzig Jahre alt, in den Armen seines jungen Sohnes 2. Dez. 1547.
Don Martin, dem er den Hauptbestandteil seines in großen Liegenschaften bestehenden Vermögens vermachte, der aber zugleich auch der Erbe des auf dem Hause des Eroberers lastenden Neides und Mißtrauens ward. Seine treue Dolmetscherin Marina hatte er auf seinem Zug nach Honduras in ihrer Heimat zurückgelassen, mit Gütern beschenkt und an einen kastilischen Edelmann verheiratet. Seine Asche wurde von Sevilla nach Neuspanien gebracht, mußte aber in der Folge noch öfters ihre Ruhestätte wechseln.

3. Entdeckung und Eroberung von Peru.

a. Das alte Inkareich.

Land und Volk.

Waren schon Mexikos Schätze groß genug, um Cortez und seine habgierigen Gefährten zu bereichern, was konnte man erst von Peru erwarten, das die Eingebornen selbst als das Goldland bezeichneten? In dem westlichen Küstenlande Südamerikas, da wo die größte Linie die Erdkugel in die nördliche und südliche Hemisphäre teilt und die vulkanischen Berggipfel der Andes oder Kordilleren bis zu einer Höhe von 25,000 Fuß emporsteigen, lebte in den fruchtbaren Thalungen und Hochebenen dieses, bald in zwei oder drei Ketten auseinandergehenden, bald wieder in gewaltigen Gebirgsknoten zusammentretenden Alpenstocks, ein betriebsames Volk, das gleich den Azteken alle Formen eines Kulturstaats an sich trug. Das Herrschergeschlecht der Inkas leitete seinen Ursprung von der Sonne her, die beschämt über die Roheit der Urstämme, ihre Kinder, Manco Capac und seine Schwestergattin, in das peruanische Land gesandt, damit sie die Eingebornen in Gemeinden sammelten und sie in den Künsten des gesitteten Lebens, im Ackerbau und in den Geheimnissen des Spinnens und Webens unterrichteten. Am See Titicaca, auf dessen Inseln die großen Sonnen- und Mondtempel inmitten heiliger Maisfelder standen, war die Wiege des Reichs. Dorthin zogen die Peruaner auch noch in späteren Zeiten in langen Prozessionen, um die göttlichen Naturmächte anzurufen, die den Gegenstand

ihrer Verehrung und Anbetung in den goldgeschmückten „Häusern der Sonne" bildeten. Weiter gen Norden lag die „heilige" Stadt Cuzco in einem schönen Thale der hochgelegenen Alpenlandschaft, die glänzende Residenz des Königs und des Adels, geschützt durch Mauern und Türme von wunderbarer Festigkeit und hochgeehrt wegen des prachtvollen Heiligtums der Sonne, zu dem jeder fromme Peruaner wenigstens einmal in seinem Leben wallfahrtete. Wiewohl den Peruanern wie den Azteken der Gebrauch des Eisens unbekannt war, führten sie doch nach der Herren Geheiß im Frondienste kunstvoll gefügte Gesteine zu mächtigen Bauwerken auf. Denn das Volk stand in dem harten Dienst der gebietenden Adelskaste der Inkas, deren Oberhaupt der Inhaber der Königswürde war, welche im Erbrecht auf den Erstgebornen überging oder auf den nächsten männlichen Anverwandten, der von seiten beider Eltern dem heiligen Heliadenstamme angehörte.

Der König.

Gleich den orientalischen Herrschern, die ihr Geschlecht von den Göttern herleiteten, war auch der Inkakönig als „Sohn der Sonne" mit heiliger Majestät und unbeschränkter Machtfülle ausgerüstet. Als oberster Lenker des Staats ernannte er nach freier Wahl alle Beamten und Richter, erhob nach Gutdünken Steuern und Abgaben und gab Gesetze, die als göttliche Gebote galten und deren Übertretung den Tod zur Folge hatte. Als Stellvertreter der Sonne stand er an der Spitze der Priesterschaft und hatte bei den großen Religionsfesten den Vorsitz; als Kriegsherr und Oberfeldherr befehligte er die Heere, die unter dem Banner des Regenbogens auszogen, und entschied über Krieg und Frieden. Der hohe Adel, voran der gesamte Inkastamm, der seine Herkunft von demselben himmlischen Ursprung herleitete, wie der König selbst, beugte sich vor dem geheiligten Herrn in stummer Ehrfurcht, nahte sich zur Huldigung mit entblößten Füßen und mit einer leichten Last auf der Schulter, dem Zeichen der Knechtschaft, und ließ sich knieend mit einem goldenen Stift das Ohr durchbohren, die symbolische Handlung bei Aufnahme in den Wehrstand der Ritterschaft. Im prachtvollen Anzug aus der feinsten Vicunnawolle, mit Gold und Edelsteinen reich geschmückt und auf dem Haupte zwei bunte Federn eines seltenen Vogels, zeigte sich der König dem Volk bei den großen Festen oder auf den häufigen Reisen, die er mit dem höchsten Pomp und Gepränge in einer reichverzierten Sänfte durch das Land machte. Eine Menge geräumiger, mit dem größten Luxus ausgestatteter Paläste in allen Teilen des Reichs gaben Zeugnis von seiner Macht und Herrlichkeit. Am liebsten weilten die Herrscher in Yukay, etliche Meilen von der Hauptstadt, wo in einem lieblichen Thale inmitten schöner Gärten und schattiger Haine ein reizendes Lustschloß erbaut war. Wenn der König „zur Wohnung seines Vaters heimgerufen ward", trauerte das ganze Volk, und bei seiner glänzenden Leichenbestattung wurden nicht nur kostbare Gefäße und Juwelen mitgegeben, sondern auch die geliebtesten Diener und Beischläferinnen, deren Zahl sich auf Tausende belaufen haben soll, auf dem Grabe geopfert. Der einbalsamierte Leichnam wurde, in königliche Prachtgewänder gehüllt, im Sonnentempel zu Cuzco auf goldenem Stuhle, in sitzender Stellung der Verehrung dargeboten. Auch die Leichen der andern Edlen wurden vor Verwesung geschützt, indem man sie der trockenen und kalten Bergluft aussetzte, und auch ihnen wurden Schätze und Gerätschaften in die Grabesstätten mitgegeben und Frauen und Diener als Totenopfer geweiht.

Kastenartiges Kulturleben.

Das gesamte peruanische Land mit allem, was die Oberfläche trug oder die

Gebirge in ihrem Schoße hegten, galt als Eigentum des Inka und war in der Weise verteilt, daß alle Stände und Volksklassen von den Erträgnissen einen entsprechenden Anteil bekamen, die Bearbeitung aber allein dem gemeinen Volke zufiel. Von allem Vermögen, sowohl von den Feldfrüchten und Kunstprodukten, als von den zahlreichen Lama- oder Schafherden mit ihrer feinen Wolle und von den Ergebnissen der Bergwerke gehörte ein Drittel dem König und der Inkakaste, ein zweites Drittel diente zum Unterhalt der zahlreichen Priesterschaft, der Tempel und des öffentlichen Kultus; das übrige wurde alljährlich gemeindeweise verteilt, so daß jeder verheiratete Peruaner nach Verhältnis der Kinderzahl ein Grundstück zur Bebauung und Nutznießung erhielt. Wie in China stand der Ackerbau unter der besonderen Obhut und Pflege des königlichen Herrn. Alle Natur- und Kunsterzeugnisse, unter welchen letzteren die aus der Vicunnawolle bereiteten feinen Stoffe am geschätztesten waren, wurden in großen Vorratshäusern untergebracht und nach Bedarf bezogen. Die Steuern- und Staatslasten trafen allein das Volk, Adel und Priesterschaft waren frei von Abgaben. Wie ein Haustier mußte der gemeine Peruaner die ihm zugewiesene Arbeit mit emsigem Fleiß verrichten, ohne dadurch für sich selbst ein besseres Los zu erringen, eine höhere Stufe in der Gesellschaft zu erklimmen. „Das große Gesetz menschlichen Fortschritts war für ihn nicht da. Wie er geboren war, sollte er sterben." Er wurde stets unter Vormundschaft gehalten und Gehorsam galt als die erste Tugend. Dafür war er auch gegen Verarmung, gegen Not und Mangel geschützt. Der emsige Fleiß der Peruaner, geleitet und gespornt von Aufsehern und Amtleuten, trat sowohl in dem trefflich bestellten Ackerfeld, in den Grubenarbeiten, in der Zucht und Pflege der Herden zu Tage, als in den öffentlichen Anlagen, in den kühnen sorgfältig unterhaltenen Landstraßen, in den Brücken, Dämmen, Aquädukten, in der geregelten Posteinrichtung, wodurch die entlegeneren Provinzen mit den Hauptstädten Cuzco und Quito in steter Verbindung gehalten wurden.

Das Inkareich war ein Land der Kultur und der friedlichen Entwickelung; und wenngleich auch die Kriegsmacht und die militärische Organisation und Übung keineswegs vernachlässigt war, so suchten die Peruaner doch, im Gegensatz zu der despotischen Kriegspolitik der Azteken, die umliegenden Völkerschaften lieber durch die sanfteren Mittel der überlegenen Bildung, des Kunstfleißes, der Belehrung und Überredung zum Anschluß zu bringen, als durch Gewalt der Waffen; und selbst wenn sie zu Eroberungskriegen schritten, verfuhren sie meistens mit Schonung und Menschlichkeit. Ihr Zweck war, die fremden Völker in die Glaubens- und Lebensordnung des Heliadenreichs einzuführen; darum wurde vor allem in den überwundenen Ländern der Sonnenkultus mit seiner Priesterschaft und seinen glänzenden, prunkvollen Zeremonien eingerichtet und die Teilung der Güter und der Arbeiten wie in der Heimat vorgenommen. Die gebildete Sprache des Hauptlandes, die in der neuen Provinz in Anwendung kam, verdrängte mit der Zeit die rauheren Landessprachen, und wo der Vereinigungsprozeß auf zäheren Widerstand stieß, wurden Verpflanzungen nach andern Gegenden und Ansiedelungen zuverlässiger Einwanderer vorgenommen. Amautas oder „weise Männer" leiteten den Unterricht und zeichneten alles Merkwürdige auf, wobei sie sich zur Mitteilung der „Quipus", einer Art Zeichenschrift, bedienten. Das Leben jedes Inka war somit ein langer Kreuzzug gegen die Ungläubigen, um die Anbetung der Sonne weithin zu verbreiten, um die in Finsternis wandelnden Völker von ihrem rohen Aberglauben abzubringen und sie der Wohlthat einer geregelten Regierung teilhaftig zu machen. Wie verschiedenartig, ja feindselig die mancherlei Stämme, aus denen das Heliadenreich im Laufe der Zeit sich aufbaute, zu Anfang gewesen sein mochten, unter dem Einfluß einer gemeinschaftlichen Religion, gemeinschaftlichen

Die Eroberungspolitik.

Sprache und gemeinschaftlichen Regierung wuchsen sie zu einem Volk zusammen, beseelt von einem Geist der Liebe zu der Verfassung und erfüllt von Treue für das göttliche Oberhaupt.

Der Sonnendienst.

Der Kultus der Sonne war reich an Pracht und Herrlichkeit, an Zeremonien und Festgepränge, aber ohne den greuelvollen Opferdienst, wie wir ihn bei den Azteken kennen gelernt. Nur bei seltenen feierlichen Veranlassungen wurde ein Menschenopfer dargebracht, Früchte, Tiere, Blumen, Wohlgerüche waren die gewöhnlichen Gaben, womit sich das Volk den Altären der Götter nahte. Und mit den Menschenopfern verschwand auch der Genuß von Menschenfleisch. Die Hauptnahrung der Peruaner bestand in Mais, in den Früchten der Banane und des Kassawastrauches; aus dem Stengel des indischen Korns bereiteten sie ein berauschendes Getränk, dem sie sehr ergeben waren; auch der Cucastrauch mit seiner opiumartigen betäubenden Wirkung bot einen Lieblingsgenuß. Im Tempel brannte ein heiliges Feuer, das von Sonnenjungfrauen, welche in klösterlicher Abgeschlossenheit lebten, bewacht und vor Erlöschen bewahrt wurde. Die Zahl dieser „Auserwählten“ war sehr groß, und nicht selten wurden einzelne darunter der Ehre teilhaftig, in den Harem des Inka aufgenommen zu werden. Denn die Vielweiberei war bei dem peruanischen Adel erlaubt, doch scheint nur eine Frau den Vorzug der legitimen Ehegattin genossen zu haben.

Das Heliadenreich bei Ankunft der Spanier.

So war das Reich der Inkas beschaffen, als die Spanier an den Thoren des geheimnisvollen Landes anpochten, um mit dem Kreuze Unterdrückung und Knechtschaft zu bringen. Sie betrachteten mit Erstaunen die Zeichen einer hohen äußeren Kultur, die emsig bestellten Ackerfelder, die Erzeugnisse des Kunstfleißes, die zweckmäßigen Wohnhäuser (wegen der vulkanischen Ausbrüche und häufigen Erdbeben niedrig gebaut), die prachtvollen geräumigen Tempel, die festen Schlösser; sie bewunderten den Fleiß, die Arbeitsamkeit, die Ordnung, die regelmäßige Lebensweise des Volks und vor allem die unbedingte Herrschaft und Autorität des Gesetzes, das als göttlicher Wille, als himmlischer Ratschluß mit unwiderstehlicher Macht über der Gesamtheit waltete, dessen Übertretung nicht nur als eine Störung der Ruhe und der bürgerlichen Wohlfahrt weltliche Bestrafung, sondern auch als Versündigung gegen die Gottheit ewiges Verderben auf den Schuldigen herabführte. Die theokratische Staatsordnung, die in dem göttlichen Herrscher ihren geheiligten Mittelpunkt, in den Edelleuten von Geblüt, welche die obrigkeitlichen Würden und die Priesterämter bekleideten, ihre Glieder hatte, gab dem Reich und Volk den Charakter eines durch höhere Notwendigkeit und Gesetzmäßigkeit geregelten Organismus, verlieh dem ganzen Dasein das Gepräge eines Naturprozesses, worin jede Kraft in der ihr zugewiesenen Richtung wirkt ohne individuelle Freiheit oder eignen Willen. Das öffentliche Leben glich einem Räderwerk, in welchem alle Maschinen und Federn ihre bestimmten Verrichtungen hatten, sich in regelmäßigem Gange bewegten; jedem Peruaner war sein Schicksal und Beruf mit kastenartiger strenger Begrenzung zugewiesen, und der Zweck seines Daseins und die ganze Summe seiner Pflichtenlehre vereinigte sich in der Resignation, die vom Schicksal ihm zugewiesene Stelle in der Weltordnung willenlos auszufüllen. Für diese Selbstentsagung, für diesen gänzlichen

Mangel an freiem Willen war ihm ein leichtes Erdenwallen, eine sorgenfreie und kummerlose Existenz beschieden, und die allgemeine Wohlfahrt, welche Gesetz und Obrigkeit als höchsten Zweck verfolgten, kam auch dem einzelnen zu statten. Die theokratische Regierung im Inkareiche war wie eine göttliche Vorsehung, die über allen Erdgeschöpfen mit väterlicher Fürsorge waltete.

b. Die ersten Entdeckungsversuche.

Unter den Gefährten des kühnen Ritters und Abenteurers Ojeda und später bei den Unternehmungen des heldenmütigen Balboa sind wir bereits dem Manne begegnet, dessen Namen mit der Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Peru aufs innigste verflochten ist — Francisco Pizarro aus der spanischen Stadt Trujillo. Der natürliche Sohn eines Edelmanns, den wir später als Kriegsobersten in den Heeren Gonsalvos de Cordova in Unteritalien wiederfinden werden, und einer Frau aus niederem Stande verbrachte er seine Jugend in Dunkelheit. Er soll in seinem Geburtslande Estremadura die Schweine gehütet haben, um seinen Unterhalt zu verdienen, da sich seine Eltern nicht um ihn kümmerten; und so verwahrlost war seine Erziehung, daß er zeitlebens des Lesens und Schreibens unkundig blieb. Frühe verließ er die spanische Erde, um in der weiten Neuen Welt sein Glück zu suchen. Sein kühner Unternehmungsgeist führte ihn stets dahin, wo unbekannte Gegenden zu erforschen waren und Schätze und Reichtümer als Preis des Ringens und Wagens in Aussicht standen. Und wo hätte er eine bessere Schule für sein künftiges Abenteurerleben durchmachen können, als unter Ojeda und Balboa, den hervorragendsten Gestalten jener verwegenen „Weltmeer-Ritterschaft"? Mühseligkeiten und Gefahren, Anstrengungen und Entbehrungen wurden ihm hier zur Lebensgewohnheit, Furcht fand in seiner rauhen Männerbrust keine Stätte. Bei allen Entdeckungsfahrten und Eroberungszügen auf beiden Seiten der Landenge wurde sein Name genannt: er erwarb sich großen Ruhm, aber nur geringen Lohn. In einem Alter von fünfzig Jahren war der Hauptmann Pizarro nur Besitzer eines ungesunden Landstriches in der Nähe der Hauptstadt Panama. Francisco Pizarro.

Aber er hatte einst gehört, wie ein indianischer Häuptling dem goldgierigen Balboa sagte, er könnte ihm ein Land nennen, wo man aus goldenen Schüsseln esse und das Gold nicht mehr Wert habe, als in Spanien das Eisen, und diese Rede war ihm nie wieder aus dem Sinn gekommen. Sein gieriger Blick schweifte über die fernen Berge, hinter denen das Eldorado zu liegen schien, woher sollte er aber die Mittel zu einer Entdeckungsfahrt nehmen? Die Eroberung von Mexiko war ein neuer Stachel für seine ehrsüchtige Seele. Um diese Zeit machte er die Bekanntschaft Diegos de Almagro, eines rauhen, heftigen aber geraden Kriegsmannes, der wie er selbst von unbekannter, illegitimer Herkunft und von gleicher Unwissenheit war, aber mehr Glück im Gelderwerben gehabt hatte. Einen dritten Bundesgenossen fand er in Hernando de Luque, einem klugen unter- Er verbindet sich mit Almagro und Luque.

richteten Mann, der das Amt eines Geistlichen und Lehrers in Panama versah. Durch gemeinsame Beiträge brachten die drei Männer so viel zusammen, daß sie zwei geringe Schiffe ausrüsten und über hundert bewaffnete Seeleute in Dienst nehmen konnten. Damit traten Pizarro und Almagro, nachdem sie die Erlaubnis des Statthalters Pedrarias eingeholt, in der ungünstigen Jahreszeit der Herbstregen die Entdeckungsfahrt nach Süden an. Alles was die Begleiter Ojedas und Balboas in den Wildnissen von Darien Schreckliches erlebt und erlitten, wurde auf dieser Fahrt weit überboten. Von den sturmgepeitschten Fluten umhergeworfen, auf der unbewohnten, von Wald, Gebüsch und Schlingpflanzen überzogenen Küste vom Hungertode bedroht, schienen die verwegenen Männer in kurzem das Opfer ihrer Kühnheit werden zu müssen, als nach sechs Wochen der Not und Entbehrung ihnen ein Hoffnungsstern aufging. Zu derselben Zeit, als der Hauptmann Montenegro, der mit dem einen Schiff nach der Perleninsel abgesandt worden war, um neue Vorräte zu fassen, nach langer Abwesenheit bei den Ermatteten eintraf, hatte Pizarro bei einem Streifzug in das waldbedeckte Land ein indianisches Dorf entdeckt, wo er nicht bloß Mais und Kakaobohnen erbeutete, sondern auch aufs neue Kunde von einem großen Reiche jenseits der Berge erhielt. Vom „Hungerhafen" (Puerto de la Hambra), wie Pizarro die Stätte der Leiden nannte, segelte alsdann die Mannschaft der Küste entlang südwärts. Bei den Landungen, die sie gelegentlich vornahmen, flüchteten die Einwohner in die Wälder; aber einzelne Schmucksachen von Gold, welche die Spanier in den Häusern entdeckten, reizten ihre Gier und Unternehmungslust. Da das Fahrzeug Pizarros einer Ausbesserung bedurfte, so legte er an einem Vorsprung, den er Punto Quemado nannte, an und ließ das Land durchstreifen. Sie entdeckten eine befestigte Ortschaft auf einer Anhöhe, wurden aber durch einen Überfall nackter, bemalter Wilden, die einen Hagel von Pfeilen gegen die Fremdlinge richteten, von der feindseligen Natur und Gesinnung der Einwohner überzeugt. Pizarro selbst, auf den der Hauptangriff gerichtet war, wurde an sieben Stellen verwundet und schwebte in Lebensgefahr, sechs seiner Gefährten erlagen der Menge der Wurfgeschosse. Auch Almagro, der einige Zeit nachher an derselben Stelle landete, erhielt eine Kopfwunde.

Die erste Entdeckungsfahrt. Nov. 1524.

So wenig ermutigend auch die bisherigen Erfahrungen waren, die Führer verloren darum doch nicht den Mut. Das schöne Flußthal des San Juan, bis wohin Almagro gelangte, erfüllte sie mit neuen Hoffnungen; sie beschlossen zunächst nach Panama zurückzukehren, um den Statthalter zu thätiger Unterstützung anzuspornen oder von andern Seiten sich Geld und Genossen zu verschaffen. Was sie gesehen und erbeutet hatten, dachten sie, würde seine Wirkung bei den waghalsigen und habgierigen Männern, die sich damals zahlreich in Mittelamerika umhertrieben, nicht verfehlen. Es war keine leichte Sache, den kleinlichen, neidischen und mißtrauischen Pedrarias günstig zu stimmen; doch gelang es der Beredsamkeit und dem Einfluß des Pater Luque, ihn zu einem Vertrag zu

Der Handelsvertrag von Panama. 1526.

bringen, kraft dessen er gegen die Abfindungssumme von tausend Goldstücken die Entdeckung des Reichs Peru dem Pizarro und Almagro zu gleichem Recht und Rang in der Führerschaft übertrug, ihrem Verbündeten Luque aber für den Vorschuß von zwanzigtausend Pesos, die er im Auftrag des Alkalden Espinosa entrichtete, den dritten Teil aller Beute und alles Einkommens an Ländereien, Schätzen, Repartimientos u. a. zusicherte. Mit diesem berühmten Vertrag schied Pedrarias von der Schaubühne des öffentlichen Lebens ab. Einige Jahre später starb er im Verdruß, daß ein andrer Statthalter über ihn gesetzt ward, und in kleinlichen Streitigkeiten, die zu den großen Aufgaben jener Tage in schroffem Gegensatz standen. Der Vertrag selbst aber, durch welchen sich drei Männer mit heiligen Eiden zur Eroberung und Verteilung eines Reichs verpflichteten, von dem nur einige unbestimmte Gerüchte zu ihnen gedrungen waren, kann als Beweis gelten, wie wenig sie von der Größe des Unternehmens und von den Resultaten ihres Vorhabens einen Begriff hatten. Wenn darin die religiösen Motive, die Verbreitung des Christentums in die erste Linie gestellt waren, so war dies zum Teil eine Maske, um die niedrigen Leidenschaften zu verhüllen und den Thaten der Habgier und Raubsucht einen rechtfertigenden Anstrich zu geben; denn der Egoismus und der rohe Naturtrieb bergen ihre nackte Häßlichkeit gern unter dem Schleier eines heiligen Zwecks. Doch war es keine Heuchelei, keine bewußte Selbsttäuschung; in der Brust dieser unternehmenden Männer lagen die verschiedenartigsten Regungen und Impulse unvermittelt nebeneinander. 10. März 1526.

Nachdem zwei größere Schiffe erworben und mit Mundvorrat und Kriegsbedarf versehen waren, traten Pizarro und Almagro mit den älteren und einigen neuen Seeleuten, etwa einhundertundsechzig an der Zahl, unter der Führung des erfahrenen Seemannes Bartholomäus Ruiz zum zweitenmal die Fahrt an. Ohne die näheren Küstenorte zu berühren, segelten sie zum Flusse San Juan und von da weiter nach der Insel Gallo und der Bucht, die seitdem den Namen St. Matthäus führt. Die Einwohner, die sich auf der Küste zeigten, waren erstaunt über die neue Erscheinung, enthielten sich aber aller Feindseligkeiten. Mit den goldenen Schmucksachen, die man in den Dörfern am San Juan erbeutet, kehrte Almagro nach Panama zurück, um neue Genossen zu werben, während Ruiz die Fahrt gen Süden fortsetzte und Pizarro mit einem Teil der Mannschaft zur Erforschung des inneren Landes auszog. Ein peruanisches Fahrzeug von kunstmäßigerem Bau, als die Europäer bisher bei den Bewohnern der Neuen Welt erblickt, mit einem großen baumwollenen Segel und einem Verdeck, auf dem sich kleine strohbedachte Hütten oder Kajüten befanden, setzte die Seefahrer in nicht geringe Verwunderung. Sie erblickten auf demselben Männer und Frauen, die in fein gewobene Wollenzeuge gekleidet waren und künstlich gearbeitete Gegenstände von Gold und Silber mit sich führten, um sie an der Küste zu verkaufen. Die Nachrichten, welche Ruiz von ihnen einzog, erfüllten die Die zweite Fahrt. 1526. 1527.

Gemüter der Seeleute mit den größten Hoffnungen. Sie segelten vorwärts bis zum Kap Pasado jenseits des Äquators und kehrten dann zurück, um Pizarro und seine Gefährten wieder aufzunehmen, die mittlerweile in dem fremdartigen Lande mit den himmelhohen Bergen und mächtigen Bäumen, mit der wunderbaren Pflanzen- und Tierwelt, mit den Riesenschlangen und Krokodilen Mühseligkeiten und Beschwerden, Not und Gefahren der undenklichsten Art bestanden hatten. Die Nachstellungen der Eingebornen, die Anfälle der wilden Tiere im Waldesdickicht und an der Seeküste, dazu die Qualen des Hungers hatten die Mannschaft gänzlich entmutigt; die Rückkehr nach Panama war ihr sehnlichster Wunsch, nur Pizarros Herz blieb unverzagt. Aber alle Leiden waren rasch vergessen, als Ruiz mit seiner frohen Botschaft anlangte und fast gleichzeitig Almagro mit neuen Vorräten und neuen Gefährten zurückkam und zugleich die Nachricht brachte, daß der neue Statthalter Don Pedro de los Rios ihr Unternehmen begünstige und auf alle Weise befördern werde. Rasch wurde nun die Fahrt nach Süden fortgesetzt, und wie sehr auch Menschen und Schiffe von Stürmen und Unwetter zu leiden hatten, von denen die Äquatorialgegenden zu bestimmten Zeiten heimgesucht werden, die Spuren eines reichen kultivierten Landes, die sich beim Weitersegeln ihren Blicken darboten, verscheuchten allen Mißmut. Wie wuchsen die Begierden und Hoffnungen der habsüchtigen Seelen, als sie auf der Höhe von Tacumez die erste große Stadt der peruanischen Landschaft Quito erschauten! Aber wie erschrak auch das Schiffsvolk, als auf der Küste Tausende von Bewaffneten sich zeigten, deren drohende herausfordernde Haltung der kleinen Mannschaft wenig Hoffnung auf friedlichen Verkehr gab.

Ein kritischer Moment. Neue Niedergeschlagenheit bemächtigte sich der Gemüter und steigerte sich zu Murren und Meuterei, als bekannt wurde, Almagro sollte abermals nach Panama absegeln, um neue Verstärkungen, Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse zu erwerben, Pizarro aber mit den Gefährten auf der verlassenen Insel Gallo die Rückkehr abwarten. Die offenkundige Gefahr dieses Planes erzeugte große Unzufriedenheit, und einer der Mißvergnügten wußte einen Brief mit der Schilderung ihres Notstandes in einem Baumwollballen nach Panama zu schaffen. Dieser Brief kam in die Hände des Statthalters und hatte die von dem Schreiber gewünschte Wirkung: Pedro de los Rios sah in dem Vorhaben ein Hirngespinst, ein Traumbild überspannter Phantasie, welches den unvermeidlichen Untergang der weißen Männer zur Folge haben müßte, und schickte sofort zwei Fahrzeuge unter einem spanischen Ritter Namens Tafur ab, um die Mannschaft und ihren waghalsigen Führer zurückzuholen. Er fand eine Schar halbverhungerter Menschen, welche die Landsleute wie rettende Engel begrüßten, seine Einladung zur Rückkehr nach Panama fand daher bei den meisten eine freudige Aufnahme. Da zeichnete Franz Pizarro mit seinem Schwert eine Linie in den Sand und, indem er selbst auf die eine Seite trat, forderte er alle, die bei ihm ausharren wollten, auf, zu ihm überzugehen. Nur elf Gefährten, darunter der Steuermann Ruiz,

wurden von dem standhaften Mut des Führers fortgerissen; die übrigen segelten nach Panama zurück. Auch Pizarro und seine Gefährten verließen einige Zeit nachher auf einem Flosse, das sie gezimmert, ihren bisherigen Aufenthaltsort und schifften weiter nordwärts nach dem kleinen Eilande Gorgona, wo sie sich durch Laubhütten gegen die Stürme der Regenzeit und die giftigen Insekten schützten, und die geringen Vorräte, welche ihnen Tafur zurückgelassen, durch Jagen einiger Waldtiere zu mehren suchten, bis Almagro mit neuen Hilfsmitteln anlangen würde.

Sieben volle Monate blieb die Mannschaft ohne alle Kunde und eine hoffnungslose, verzweifelte Stimmung grub sich immer tiefer in ihre Herzen ein. Die Insel wurde als „Hölle" bezeichnet. Endlich kam Almagro auf einem kleinen Fahrzeug an; er brachte zwar geringe Hilfe, aber doch die Nachricht, der Statthalter sei zu nachdrücklicherer Unterstützung bereit, wolle aber zuvor sich mit Pizarro persönlich über den Plan der Entdeckung und die Aussichten des Gelingens besprechen. Demgemäß verließ der Führer mit seinen kühnen Gefährten und mit den Eingebornen aus Tumbez das Eiland der Leiden und Drangsale, um weitere Forschungen anzustellen und dann mit Erfahrungen bereichert vor den königlichen Oberbeamten zu treten. Nach zwanzig Tagen gelangten sie an das Vorgebirg St. Elena und fuhren in die Bucht von Guayaquil ein, voll Erstaunen über die großartige Gebirgsnatur und über das reich bevölkerte, mit Ortschaften und Städten überdeckte Küstenland. Nicht minder groß war das Erstaunen der Eingebornen, als sie die weißen Männer mit dem schwimmenden Haus bei Tumbez landen sahen. Sie wichen anfangs scheu zurück; als aber die indianischen Begleiter ihre Landsleute der friedlichen Absichten der Fremdlinge versicherten, nahten sie sich vertraulich und brachten Bananas, Pisang, indianisches Korn, Kakaobohnen und andre Erzeugnisse des fruchtbaren Thales von Tumbez, auch einige Lamas, die besonders Pizarros Aufmerksamkeit fesselten. Ein neugieriger Inkaedelmann ließ sich das Meerschiff zeigen und erfuhr auf die Frage, warum sie die weite Fahrt gemacht, aus Pizarros Mund, daß sie in das Land gekommen, um die Herrschaft ihres Gebieters, des mächtigsten Herrn der Erde, daselbst aufzurichten und die Bewohner von der Finsternis des Unglaubens zu der wahren Lehre Jesu Christi zu führen, Rechtsgründe, die dem Peruaner wenig verständlich waren. Einige auf Kundschaft ausgesandte Spanier machten dem Befehlshaber eine so fabelhafte Beschreibung von der Pracht der reichen Stadt und ihrer goldgeschmückten Tempel, daß die gierigen Seelen der Spanier vor innerem Entzücken aufjauchzten. Überall wo sie bei der Weiterfahrt nach Süden anlegten, stießen sie auf dieselben Spuren eines fremdartigen Kulturlebens; und das Zutrauen der Eingebornen, welche auf ihren Fahrzeugen, Balsas genannt, herbeifuhren und den Fremdlingen Produkte ihres Landes zum Geschenk machten, mußte ihnen nicht minder fördersam für ihre Eroberungszwecke erscheinen, als die mit Furcht gemischte Bewunderung, womit die Peruaner die Rüstungen und Waffen

Landung in Tumbez.

der Ritter und die Wirkung der Hakenbüchsen anstaunten. Eine Fürstin empfing die Fremdlinge bei der Landung mit Festlichkeiten und Spielen und ließ es ohne Arg geschehen, daß das kastilische Banner aufgerichtet ward. Niemand hatte eine Ahnung, welche Saat von Leiden und Drangsalen damit gestreut ward. Bis zum neunten Grad südlicher Breite setzten Pizarro und seine Gefährten ihre Fahrt längs der Küste fort, dann wandten sie sich wieder nordwärts, um auf Grund ihrer wichtigen Entdeckungen kräftigere Unterstützung zu erwirken.

In Tumbez sprach Alfons de Molina, welcher bei der Hinfahrt zuerst die Stadt betreten und durch seine männliche Schönheit die Gunst der Frauen gewonnen hatte, dem Befehlshaber den Wunsch aus, zurückbleiben zu dürfen. Etliche andre schlossen sich ihm an. Pizarro willigte ein und nahm zum Ersatz einige Eingeborne an Bord, die sich zur Mitfahrt erboten hatten. In der kastilischen Sprache unterrichtet, konnten sie bei späteren Unternehmungen von großem Nutzen sein.

Pizarro nach Spanien. 1528. Nach einer Abwesenheit von achtzehn Monaten fuhren die spanischen Seemänner wieder in den Hafen von Panama ein. Aber wenn sie glaubten, der Statthalter würde sich von ihren Schilderungen zu einer energischeren Thätigkeit fortreißen lassen, so irrten sie. Pedro de los Rios konnte kein Vertrauen zu den Leuten fassen, die er als verwegene Abenteurer und Schwärmer ansah. Da wurden die Verbündeten einig, Franz Pizarro solle nach Spanien reisen, um durch sein persönliches Auftreten die Unterstützung der Krone zu erwirken. Nach einigem Sträuben willigte er ein. Er ließ mehrere der Eingebornen und einen Teil der Kunst- und Naturprodukte des peruanischen Landes, die er mitgebracht, über die Landenge an Bord schaffen und fuhr dann, begleitet von seinem treuen Gefährten Pedro de Candia, der alten Heimat zu.

Pizarro vor Karl V. 1529. Die Ankunft in Sevilla war mit einem Mißgeschick verbunden. Jener Enciso, der an die ersten Ansiedler von Darien Entschädigungsforderungen geltend machte, ließ den alten Genossen in Haft nehmen. Der allgemeine Volksunwille bewirkte jedoch bald seine Freilassung. Pizarro wurde von Karl V. zu Toledo in feierlicher Audienz empfangen und mit großer Auszeichnung behandelt. Die stattliche Erscheinung des spanischen Kriegsmannes, die einfache, natürliche Beredsamkeit, in der er seine Erlebnisse vortrug, machten auf den Kaiser einen sichtbaren Eindruck. Bei seinem Abgange nach Italien empfahl er seiner Gemahlin und dem Rate von Indien die Angelegenheit, und dieser hohen persönlichen Verwendung war es zu danken, daß am 26. Juli 1529 die spanische Regierung mit Pizarro einen Vertrag abschloß, worin ihm der Rang und Titel eines Statthalters, Oberbefehlshabers und Oberrichters über die Landschaft Peru oder „Neukastilien“ mit sehr ausgedehnten Vollmachten zugeteilt war. Auch die übrigen Verbündeten, Almagro, Ruiz, Luque, bedachte man mit Würden und Ehrenämtern, doch in weit geringerem Umfang, und alle Gefährten, die bei Pizarro ausgeharrt, erhielten den Rang von Hidalgos und Cavalleros.

(Randnotiz: 26. Juli 1529.)

Die Abfahrt. 1530. Mit dieser Freigebigkeit an Ehrenauszeichnungen stand übrigens die prak-

tische Hilfsleistung der Regierung in keinem Verhältnis. Man begnügte sich, die Unternehmung unter den Schutz und die Autorität der Krone zu stellen, die Anwerbung von Teilnehmern bis zu 250 Köpfen zu gestatten, im übrigen aber die Ausführung und das Gelingen des Eroberungswerkes den Verbündeten selbst zu überlassen. Mit Mühe brachte Pizarro in seiner Heimat Trujillo und in Sevilla die Mittel zur Ausstattung von drei geringen Fahrzeugen zusammen. Zu den Förderern des Unternehmens gehörte Ferdinand Cortez, der Eroberer Mexikos, mit dem Pizarro in Spanien eine Zusammenkunft hatte, und zu seinen mutigsten Begleitern vier Brüder, wovon drei gleich ihm selbst außer der Ehe erzeugt waren, Gonzalo und Juan Pizarro und Francisco Martin de Alcantara, und nur einer, Hernando Pizarro, ein reizbarer, anmaßender, rachsüchtiger Mann, erfreute sich einer echten Abstammung. Nach einer günstigen Überfahrt landeten die Abenteurer im Busen von Darien; die mitgebrachten Fahrzeuge wurden verkauft und in Panama drei größere ausgerüstet. Die Mannschaft belief sich kaum auf zweihundert Krieger mit siebenundzwanzig Pferden. Damit segelte Pizarro, nachdem er und seine Gefährten sich durch Gottesdienst und Abendmahl zu dem neuen Kreuzzug vorbereitet, zur Eroberung des peruanischen Reichs ab. Almagro, dessen Verstimmung über die eigne Zu- 28. Jan. 1531. rücksetzung nur mühsam durch begütigende Worte und Versprechungen von Francisco beschwichtigt werden konnte, blieb vorerst in Panama zurück, um später mit Verstärkung nachzufolgen.

Im Hafen von St. Matthäus stieg die Mannschaft ans Land und zog auf Pizarro auf der Insel Puna. der Küste südwärts. In der Stadt Coaque, aus welcher die Einwohner bei ihrer Ankunft in die Wälder entflohen, fanden die Spanier Gold, Silber und Smaragden in Menge. Von der Beute wurde ein Fünftel für die Krone ausgesondert, das übrige verteilt oder nach Panama gesandt, als Lockspeise für neue Teilnehmer, die sich auch bald einfanden. Das Schicksal von Coaque wirkte abschreckend auf die Küstenvölker. Sie bargen sich mit ihrer Habe in unzugängliche Gegenden, so daß die Spanier bald bittere Not litten. Erst auf der Insel Puna vor dem Meerbusen von Guayaquil, deren Einwohner auf ihren Balsas heransegelten und die Fremdlinge einluden, fanden sie freundliche Aufnahme. Man beschloß daher, dort zu bleiben, vielleicht in der Hoffnung, das günstig gelegene Eiland zum Stützpunkt des Eroberungsplanes zu machen. Aber das gute Einverständnis dauerte nicht lange. Als Pizarro mehrere Häuptlinge wegen wirklicher oder angeblicher Verschwörung mit dem Tode bestrafte, entstand ein Aufruhr wider die Fremdlinge. Die halbnackten, schlechtbewaffneten Scharen wurden zwar bald durch die Feuergewehre und Reiter auseinander gesprengt, aber Francisco benutzte doch die Ankunft zweier Schiffe mit einiger Reiterei unter Hernando de Soto, um nach dem Festlande überzusetzen und in Tumbez die alten Verbindungen wieder anzuknüpfen. Damit beginnt die Eroberungsgeschichte des Reichs Peru.

c. Pizarro und Atahualpa.

Thronstreit und Bürgerkrieg in Peru. War Pizarro in seinen bisherigen Unternehmungen wenig vom Glück begünstigt gewesen, so sollte er jetzt den Lohn für seinen Mut und seine Standhaftigkeit erringen. Unter den „Kindern der Sonne", Tupac Inka Yupanqui und seinem Sohne Huayna Capac, welche in den letzten Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts den Herrscherstab in Cuzco führten, hatte das peruanische Reich seine größte Ausdehnung und höchste Macht erlangt. Das reiche Quito war zur Unterwerfung gebracht worden; durch Landstraßen und Posteinrichtungen waren die Provinzen mit der Hauptstadt in Verbindung gesetzt; Ackerbau und Industrie dienten als Mittel und Werkzeuge friedlicher Eroberung. Ein eigentümlicher, gleichförmiger Kulturzustand, gestützt auf Arbeit, Gehorsam und geregelte Lebensthätigkeit, gab dem Reich einen Anstrich von Ordnung und Gesetzmäßigkeit wie in China und andern Staaten des östlichen Asiens. Huayna Capac erlebte noch die erste Ankunft Pizarros und Almagros am Flusse San Juan, und voll trüber Ahnungen über schwere Schicksale, welche die weißen, bärtigen Männer dem Inkastaate bringen würden, schied er aus dem Leben. Er hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft. Neben dem Thronerben Huascar, den ihm seine rechtmäßige Frau und Schwester geboren, hatte er von seinen Nebenfrauen mehrere Söhne, unter welchen Manco Capac, den er mit einer Verwandten aus dem Inkastamm gezeugt, und sein Liebling Atahualpa, den ihm die schöne Tochter des letzten Herrschers von Quito im nördlichen Berglande geboren, eine wichtige Rolle in dem erschütternden Drama der peruanischen Eroberungsgeschichte zu spielen berufen waren. Als Huayna Capac sein Ende nahen sah, rief er die hohen Kronbeamten an sein Sterbelager und erklärte, daß das neuerworbene Reich Quito an Atahualpa, den Sprößling der alten Dynastie, kommen, der rechtmäßige Thronerbe Huascar das übrige Land beherrschen sollte. Durch diese letztwillige Verfügung hat der alte Inkakönig den Fall des Heliadenreichs beschleunigt. Als seine Leiche mit unerhörter Pracht
1525. im Sonnentempel neben den Vorfahren beigesetzt worden, wobei eine zahllose Menge von Nebenfrauen, Dienern und Hofbeamten sich um die Wette zum Opfertode drängten, wurde die Teilung vollzogen. Aber die beiden Brüder waren zu verschiedenen Charakters, als daß nicht mit der Zeit Reibungen und Feindseligkeiten hätten eintreten sollen. Nur der milden und leutseligen Gemütsart Huascars, der vier oder fünf Jahre älter war, hatte man es zu danken, daß die kriegerischen Neigungen des feurigen, ehrgeizigen Atahualpa nicht sofort den Samen der Zwietracht und der Parteiung ausstreuten. Nach einigen Jahren brach jedoch die unter der Asche glimmende Flamme aus, hervorgerufen, wie es heißt, durch die Ansprüche Huascars auf das Gebiet von Tumebamba. Atahualpa, für den die erfahrenen Feldherren und Krieger des väterlichen Heeres mehr Anhänglichkeit hatten, als für die friedfertigere Natur Huascars, siegte in

einer Schlacht am Fuße des Chimborasso und drang verheerend in das Reich des Bruders ein; Tumebamba wurde der Erde gleich gemacht, das Land ringsum mit Feuer und Schwert verwüstet, was zur Partei des Bruders hielt, unbarmherzig niedergemacht. Bald war das ganze Reich ein wilder Kriegsschauplatz, die Nation teilte sich in zwei Heerlager, die einander mit blutigen Händen zerfleischten; Tumbez stand auf seiten Atahualpas, während die kriegerischen Inselbewohner von Puna für Huascar stritten. In einer furchtbaren Feldschlacht, worin die Heere des Nordens und des Südens in der Ebene von Quipaypan, unweit der Hauptstadt Cuzco, vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergang mit der größten Erbitterung widereinander stritten, trugen die geschickteren Feldherren Atahualpas den Sieg davon. Huascar wurde auf der Flucht gefangen, die Schar seiner Getreuen niedergemacht, Cuzco für den glücklicheren Bruder in Besitz genommen. In der Festung Cauca sollte der Überwundene seine Tage beschließen, während Atahualpa mit unerhörter Tyrannei und Grausamkeit gegen das ganze Inkageschlecht wütete, denn in seiner Feuerseele war die Rache eine Tugend; durch Schrecken und Mord wollte er seine Herrschaft sichern. Frühjahr 1532.

Um diese Zeit setzte Pizarro mit seinen Leuten von Puna nach Tumbez über. Aber welche Veränderung war mittlerweile in der einst so schönen und reichen Stadt vorgegangen! Die Häuser waren zerstört, die Einwohner großenteils weggezogen, und statt der früheren Freundschaft fand er jetzt allenthalben Mißtrauen und feindselige Gesinnung; die zurückgelassenen Europäer waren getötet worden. Der Feldherr suchte durch gütige Behandlung der Eingebornen das geschwundene Vertrauen wieder herzustellen. Doch hielt er es für zweckmäßiger, eine südlichere Gegend zum Stützpunkt seiner Eroberung aufzusuchen. Er wählte dazu das reiche Thal von Tangavala, wo der Verkehr mit der See offen stand, und legte nach dem Beispiel von Cortez, dessen Verfahren ihm in allen Dingen zum Vorbild diente, den Grund zu dem Orte San Miguel de Piura. Von dort aus machte er Streifzüge in das Land; in allen Ortschaften ließ er verkündigen, daß er im Namen des Statthalters Gottes und des Herrschers von Spanien komme, um von den Unterthanen Huldigung und Gehorsam zu fordern. Das erstaunte Volk, das keinen Begriff hatte, um was es sich handelte, erhob keinen Widerspruch. Das fremdartige Aussehen der weißen Männer im schweren Waffenrock und teilweise zu Pferd, machte auf die Peruaner denselben unheimlichen Eindruck, wie auf die übrigen Bewohner der Neuen Welt. Sie betrachteten die Fremdlinge als höhere Wesen, und Pizarro war beflissen, das ehrfurchtsvolle Gefühl in ihrer Brust zu erhalten und den Glauben von seiner überlegenen Kraft und Unüberwindlichkeit tief einzuprägen. Denn bei den Natursöhnen der neuen Erde war die moralische Macht und die Phantasie von größerer Wirkung als die physische Stärke. Daß er jedem der Ansiedler eine Anzahl Eingeborner als Sklaven zu Zwangsarbeiten zuwies, fand keinen Wider- Pizarro in San Miguel.

stand. War doch das peruanische Volk an Knechtsdienste und Unterwürfigkeit gewöhnt.

Der Einzug ins Innere. Sept. 1532. Nachdem Pizarro die nötigen Anordnungen zur Bewachung des Standlagers getroffen, trat er mit den Gefährten den Zug ins Innere an. Sie fanden allenthalben gastfreundliche Aufnahme und waren entzückt über die Fruchtbarkeit des Landes und den herrlichen Anbau. Die Zahl der Ausziehenden belief sich auf einhundertundsiebenundsiebzig Mann, darunter siebenundsechzig zu Pferde. Auch zwei Eingeborne, die einst mit in Spanien gewesen und dort die kastilische Sprache erlernt hatten, befanden sich im Zug. Nach etlichen Tagen glaubte Pizarro bei einigen Spuren von Niedergeschlagenheit oder Mißmut zu entdecken. Er hielt daher an die versammelte Mannschaft eine Anrede, worin er jedem freistellte, sofort nach der Lagerstätte San Miguel umzukehren. Nur neun machten von der Erlaubnis Gebrauch, die übrigen erklärten ihren festen Entschluß, dem Führer zu folgen, wohin er ziehen würde. Bald erhielt Pizarro von den Eingebornen Kunde, daß das Heer Atahualpas in der Nähe sei. Er schickte Soto mit einigen Bewaffneten auf Kundschaft aus. Nach acht Tagen kehrten sie zurück, begleitet von einem vornehmen Inka-Edelmann, welcher im Namen seines Gebieters den Befehlshaber begrüßte und ihm Geschenke überbrachte. Pizarro erwiderte das freundliche Entgegenkommen mit gleicher Höflichkeit, obwohl er merkte, daß derselbe nur zum Ausspähen gekommen sei. Die Nachrichten Sotos von der Ordnung und Kultur des reichbevölkerten Landes fand Pizarro vollkommen bestätigt, als er in die blühenden Thalungen der Kordilleren eintrat, um sich nach der alten Stadt Cajamarca (Cajamalca) zu begeben, wo, wie er hörte, das Kriegslager des Inka sich befände. Die Einwohner wichen anfangs scheu zurück; als aber die Spanier sich jeder gewaltthätigen Handlung enthielten und Pizarro sie seiner friedfertigen Gesinnung versicherte, faßten sie Zutrauen und brachten Früchte und Geschenke. Um dem Inka einen hohen Begriff von dem Mut und der Thatkraft der Europäer zu geben, wählte Pizarro statt der bequemen Landstraße nach Cuzco den beschwerlichen Weg über das hohe, steile Gebirg. Zu seiner großen Freude fand er die Bergfestungen, welche ihm den Durchzug durch die Pässe leicht hätten versperren können, unbesetzt. Er schloß daraus, daß der Inka, wie unheimlich ihm auch die Fremdlinge sein mochten, sich ihrem Einmarsch nicht zu widersetzen gesonnen sei. Bald fand sich auch derselbe Botschafter, der schon früher sich vorgestellt, mit neuen Geschenken ein. Mit den Freundschaftsversicherungen seines Herrn ließ er auch Bemerkungen über dessen große Macht einfließen; Pizarro aber deutete in seiner Antwort an, daß Atahualpa dem spanischen Beherrscher ebenso sehr zur Unterwerfung und zum Gehorsam verpflichtet sei, wie die Oberhäupter und Landvögte der Provinzen dem Inka. Darauf stiegen die Europäer in die Ebene von Cajamarca hinab, voll Erstaunen und Bewunderung über das reiche, trefflich angebaute Land, aber nicht ohne innere Besorgnis über die weißen Zelte, die sich in unabsehbarer Ausdehnung in einiger

Entfernung hinzogen, das Heerlager des nordischen Herrschers Atahualpa mit den Kriegern, die einige Monate zuvor den Inka Huascar besiegt und gefangen genommen.

Am 15. November hielt Pizarro seinen Einzug in die ansehnliche, aber von den Einwohnern verlassene Stadt Cajamarca und schickte sogleich den Hauptmann Soto und seinen Bruder Hernando Pizarro mit einer Reiterschar in das königliche Hoflager. Als die gewappneten Männer mit Trompetenschall und Waffengeklirr durch die vor den Zelten sich ausdehnende Wiese sprengten und raschen Laufes über den Fluß setzten, der in der Mitte sich hinschlängelte, da überfiel die peruanischen Krieger ein unheimliches Grauen. Ohne von ihren Pferden zu steigen, ließen sich die Spanier vor den König führen, der, umgeben von seinen Edlen, sie in einem Hofraume empfing. Hernando Pizarro meldete ihm im Namen seines Bruders, daß sie die Unterthanen eines mächtigen Herrschers jenseits des Meeres seien und gekommen, um ihn und sein Volk zu dem wahren Christenglauben zu führen, und lud ihn zu einem Gegenbesuch in Cajamarca ein. Atahualpa verzog keine Miene, versprach aber, am andern Tage, wenn seine Fasten vorüber seien, sich einzufinden. Die Stärke und Ordnung des großen Kriegsheers machten auf die Spanier einen tiefen Eindruck, und ihre Schilderungen bei der Rückkehr erfüllten die Kameraden mit Sorgen über ihr unvorsichtiges Vorgehen. Nicht ohne Niedergeschlagenheit erblickten sie bei einbrechender Nacht die zahllosen Wachtfeuer am fernen Horizont, die „wie Sterne am Himmel" in der Dunkelheit schimmerten. Nur einer war darunter, der von jeder Schwäche und Furcht unberührt blieb — Franz Pizarro. Dieser freute sich, daß die Stunde der Entscheidung nahe, und durch ermutigende Worte richtete er auch die Geister seiner Gefährten wieder auf. Im Einverständnis mit seinen Vertrauten faßte er den Plan, den Inka angesichts seines ganzen Heeres zum Gefangenen zu machen. Bei diesem kühnen Entschluß schwebte ihm ohne Zweifel das Beispiel des Eroberers von Mexiko vor der Seele, nur daß er nicht erwarten konnte, Atahualpa würde wie einst Montezuma freiwillig sich den fremden Männern ausliefern, sondern daß er Gewalt anwenden müßte, ein an Tollkühnheit grenzendes Vorhaben.

Pizarro in Cajamarca. 15. Nov. 1532.

Am Morgen des 16. November 1532 waren die Spanier frühe bei der Hand und in großer Aufregung. Nach dem Abhalten einer Messe, worin der Herr der Heerscharen angerufen ward, daß er seinen Schild halten möge über die Kriegsmänner, die gekommen seien, für die Ausbreitung der Lehre vom Kreuz zu kämpfen, erfolgte die Aufstellung der Mannschaften in verschiedenen Räumlichkeiten, so daß sie nicht bemerkt werden konnten. Mit Ungeduld harrte Pizarro der Ankunft des Inka, der, umgeben von den höchsten Edelleuten und Großbeamten auf einem goldenen Thronsessel mit der königlichen Kopfbinde geziert zwischen den unendlichen Reihen seines Volks langsamen Schrittes einhergetragen wurde. Auf dem ummauerten Platze vor dem Palast des Befehlshabers trat der Domini-

Das Blutbad in Cajamarca. Nov. 1532.

kanermönch Valverde, Pizarros Hausgeistlicher, an den König heran und hielt eine von dem Dolmetscher Felipillo übersetzte Anrede, worin er die Lehre entwickelte, wie die Menschheit durch den Sündenfall ins Verderben geraten, durch den Gottessohn wieder erlöst worden, wie dann der Gottessohn bei seinem Sterben dem Petrus und dessen Nachfolger, dem römischen Papst die Macht und Herrschaft über die ganze Erde gegeben, und einer dieser Nachfolger dem spanischen Monarchen die westliche Erdhälfte zugeteilt habe; dann schloß er mit der Aufforderung: Atahualpa möge den wahren Christenglauben annehmen und sich als zinspflichtigen Vasallen des Kaisers Karl V. bekennen. Der Inka hörte die Rede ruhig an, fand aber an der Argumentation wenig Gefallen. Finster erwiderte er: „Ich will keinem Menschen zinspflichtig sein. Ich bin größer als irgend ein Herrscher auf Erden. Euer Kaiser mag ein großer Fürst sein; ich zweifle nicht daran, wenn ich sehe, daß er seine Unterthanen so weit über das Meer gesandt hat, und ich bin bereit, ihn als einen Bruder zu betrachten. Was den Papst betrifft, von dem ihr sprecht, so muß er wahnsinnig sein, wenn er Länder verschenkt, die ihm nicht gehören. Meinen Glauben mag ich nicht ändern. Euer Gott ist, wie ihr sagt, von denselben Menschen getötet worden, die er erschaffen hat. Mein Gott aber lebt noch im Himmel und blickt auf seine Kinder herab.“ Auf die Frage, woher Valverde diese Dinge wisse, reichte ihm derselbe eine Bibel. Der König nahm das Buch, wendete einige Blätter darin um und warf es dann unwillig zu Boden, zugleich die Drohung ausstoßend, er werde von den fremden Männern Rechenschaft fordern für alles Unrecht, das sie in seinem Lande begangen. Ergrimmt über die Schmach lief der Mönch zu Pizarro und forderte ihn zur Rache auf. Plötzlich stürzten die Spanier, Reiter und Fußvolk, aus den Hallen hervor, während zugleich die auf der Festung aufgepflanzten zwei Kanonen, Feldschlangen genannt, gelöst wurden. Unter dem lauten Schlachtruf: „Sankt Jago! Greift an!“ sprengte der Führer an der Spitze seiner Kriegerschar unter die wehrlose Menge, die betäubt durch den Donner des Geschützes und der Musketen und entsetzt vor den Reitern, die mit blitzenden Waffen alles niederhieben, von panischem Schrecken ergriffen wurde und in wilder Flucht sich zu retten suchte. Bald war der Platz mit Leichenhaufen überdeckt; nur Atahualpa, den die Edlen mit ihren Leibern deckten, war noch unversehrt. Da zückte ein Spanier das Schwert auf ihn; aber Pizarro sprengte rasch hinzu, und indem er den Arm zu seiner Rettung ausstreckte, erhielt er eine Wunde in die Hand, das einzige spanische Blut, das bei der entsetzlichen Metzelei vergossen ward. Laut gebot er, daß sich niemand an dem König vergreife. Darauf ließ er denselben gefangen nehmen und behandelte ihn mit Ehrfurcht. Mittlerweile hatten die Peruaner die Umfassungsmauer durchbrochen und stürmten ins Freie hinaus, verfolgt von den Reitern. Erst das hereinbrechende Zwielicht der tropischen Nacht machte der Verfolgung und dem Blutvergießen ein Ende. Die Zahl der Gemordeten belief sich auf mehrere Tausend. In einer Halle neben

dem Totenfelde wurde ein Mahl bereitet, an welchem der gefangene König neben seinem Sieger saß.

Nach kastilischen Berichten soll Atahualpa geäußert haben, er sei von allen ihren Bewegungen unterrichtet gewesen und hätte sie leicht von dem Übergang über die Gebirgspässe abhalten können, aber in betracht ihrer geringen Zahl habe er sie ungehindert nach Cajamarca ziehen lassen, in der Absicht, sie dort zu überwältigen, sich ihrer wunderbaren Waffen und Pferde zu bemächtigen und nach seinem Gefallen die einen zu seinem Dienste auszulesen, die andern zu töten. In seinem Herzen mag er wohl so gedacht haben, aber schwerlich hat er es ausgesprochen. Denn er war ein schlauer Fürst von großer Überlegung. Prescott meint, der Dolmetscher Felipillo, der dem König nicht gewogen war, möchte diese Äußerung ihm untergeschoben haben.

Pizarro wagte nicht, mit dem kleinen Haufen weiter vorwärts zu ziehen, wenngleich seine ausgeschickten Reiter nirgends auf Widerstand stießen und mit kostbarer Beute beladen zurückkehrten. Er und seine Leute richteten sich daher in Cajamarca häuslich ein, bis Verstärkung in San Miguel ankäme. Atahualpa wurde fortwährend anständig und ehrerbietig behandelt. Seine Frauen und seine Diener hatten stets Zutritt und in Gegenwart der Wächter durften die Edlen ihrem gefangenen Herrn ihre Teilnahme bezeigen. Aber er fürchtete, wenn seine Lage im Lande bekannt würde, so möchte sein Bruder Huascar aus seiner Haft in Andramarca entfliehen und sich des Königreichs bemächtigen. Darum war es sein sehnlichster Wunsch, aus der Gefangenschaft zu entkommen. Er hatte bemerkt, daß noch ein mächtigerer Trieb als der nach Religion und Ehre in den Herzen der Spanier wohne — die Liebe zum Gold. Daher bot er dem Francisco eines Tages an, er wolle ihm als Preis seiner Befreiung das Gemach, so weit er mit der Hand reichen könne, mit Gold füllen. Pizarro ging auf den Vorschlag ein, denn er fürchtete, die Eingebornen möchten die kostbare Beute verstecken. Er machte in einer Höhe von etwa neun Fuß einen roten Strich und schloß dann mit dem Inka einen Vertrag, daß er das Zimmer, das etwa siebzehn Fuß breit und zweiundzwanzig Fuß lang war, bis zu der bezeichneten Stelle mit Gold in verschiedenen Formen und ein anstoßendes kleineres Gemach zweimal auf gleiche Weise mit Silber füllen sollte. Sofort wurden Eilboten nach Cuzco und in andre Städte geschickt, um aus den Tempeln und Palästen die goldenen Gefäße und Gerätschaften einzusammeln. Doch war dem Inka diese Aussicht keine hinreichende Garantie gegen den Bruder, namentlich seitdem er in Erfahrung gebracht, Huascar habe noch einen größeren Loskaufspreis geboten und Pizarro beabsichtige, denselben nach Cajamarca bringen zu lassen, um nach Anhörung ihrer Rechtstitel die Entscheidung zu treffen, welchem von beiden die Herrschaft gebühre. Daher beschloß er, durch den Mord des Bruders den zweifelhaften Ausspruch zu verhindern. Wie es heißt, wurde der gefangene Fürst auf Atahualpas Befehl im Flusse Andramarca ertränkt. Sterbend soll er verkündet haben, die weißen Männer würden seinen Tod rächen und sein Nebenbuhler ihn nicht lange überleben. Atahualpa zeigte sich bei der Nachricht sehr betrübt und versicherte

Atahualpa in Gefangenschaft.

den spanischen Befehlshaber, daß die That ohne sein Wissen von den Wächtern begangen worden sei.

Hernando Pizarros Unternehmung. Bei der weiten Entfernung kamen die Goldlieferungen nicht so rasch zusammen, als die Ungeduld der Spanier wünschte. Daher wurden einige Reiter nach Cuzco geschickt, um das Einsammeln zu betreiben. Sie wurden von den Einwohnern allenthalben mit den höchsten Ehren aufgenommen und behandelt, schändeten aber den europäischen Namen und die Christenehre durch ihr rohes Betragen gegen die Angehörigen des Inkageschlechts und durch ihre Raubsucht und Habgier. Besonders war der reiche Sonnentempel in Cuzco, das allverehrte Nationalheiligtum, der Gegenstand ihres Vandalismus. Zugleich erhielt Hernando Pizarro den Auftrag, mit einer Reiterschar nach der Tempel- und Orakelstadt Pachacamac sich zu begeben, um die dort aufbewahrten Schätze zu fassen. Der Weg war weit und führte bald über steiles Gebirg, wo hängende Weidenbrücken über rauschende Bergströme gelegt waren, bald durch fruchtbare Thäler und blühendes Ackerland voll reicher Ortschaften mit gastfreien Bewohnern, mit Obstgärten, Maisfeldern und Lamaherden. In Pachacamac rissen die Spanier das häßliche Götzenbild aus dem dunklen Tempelgemach, zerschlugen es vor den Augen des zitternden Volks und richteten ein Kreuz auf. Und obwohl die Priester einen Teil der kostbaren Gerätschaften entfernt und versteckt hatten, war die Beute doch noch sehr ansehnlich. Statt der abgenutzten Hufeisen ließen sie die Pferde mit Silber beschlagen. Und noch ein wichtigerer Fang als das edle Metall gelang dem tollkühnen Hernando Pizarro. Auf die Kunde, daß Chalcuchima, der bedeutendste Feldherr, dem Atahualpa hauptsächlich seinen Sieg über den Bruder zu danken hatte, sich mit einem Heer in einem Standlager bei Cauca befinde, zog er mit seinem berittenen Haufen auf beschwerlichen Gebirgswegen nach jener großen Stadt, und setzte durch sein kühnes entschlossenes Auftreten und durch die kecke Behauptung, daß er im Auftrag des Inka komme, den Peruaner in solche Bestürzung, daß er mit großem Geleite fast willenlos dem Spanier nach Cajamarca folgte. Mit Zeichen des Schmerzes und der Ehrfurcht warf er sich vor dem gefangenen Herrn nieder, der ihn mit stolzer Würde und vornehmer Herablassung empfing, wie es die Sitte mit sich brachte. Das Verhältnis zwischen König und Volk hatte durch den Schicksalswechsel keine Veränderung erlitten. Die gebieterische Haltung des Herrn wie die knechtische Unterwürfigkeit der Unterthanen blieben sich immer gleich; wie in den Tagen der Herrlichkeit setzte der Inka seine gewohnte Lebensweise fort, und in den Augen des Volks galt er immer noch als der geheiligte Sohn der Sonne.

Atahualpas Ausgang. 1533. Um dieselbe Zeit, als die Abgesandten mit unermeßlichen Schätzen aus Cuzco zurückkehrten, erhielt Pizarro die Nachricht, daß Almagro mit zahlreichen Verstärkungen in San Miguel eingetroffen sei. Er lud den alten Gefährten nach Cajamarca ein, und wie sehr auch böse Zungen auf beiden Seiten durch Ein-

Febr. 1533. flüstereien Mißtrauen zu erzeugen bemüht waren, so fand doch eine freudige Zu-

sammenkunft und herzliche Begrüßung statt. Nur Hernando Pizarro, ein heftiger leidenschaftlicher Mann, teilte nicht die Freude des Wiedersehens. Er war neidisch auf Almagro, in dem er den Rivalen ihrer Ehre, den Teilnehmer an ihrer Beute erblickte. Er erhielt daher von seinem Bruder den Auftrag, die schönsten Kunstgegenstände im Wert von hunderttausend Dukaten, die man aus der Beute auserlesen, nebst dem gesetzlichen Fünftel dem Beherrscher Spaniens zu überbringen. Das übrige wurde zu Goldbarren eingeschmolzen und nach Rang und Verdienst von Pizarro unter die Gefährten verteilt. Almagro und die späteren Ankömmlinge fand man mit einem geringeren Anteil ab. So gelangten verlaufene und herabgekommene Abenteurer auf einmal zu reichen Schätzen. Dem gefangenen König kam indessen das eingesandte Lösegeld, welches, wenn das gelieferte Gold auch nicht die ganze Höhe des Gemaches erreichte, doch Millionen an Wert betrug, wenig zu statten. Pizarro wagte es nicht, den König in Freiheit zu setzen, aus Furcht, er möchte das Land in Aufruhr bringen. Es war ihm daher wohl ganz erwünscht, daß Gerüchte umliefen, im Norden bereite sich eine von Atahualpa angestiftete große Volksbewegung vor. An diesen Gerüchten hatte der boshafte Dolmetscher Felipillo von Tumbez einen wesentlichen Anteil. War er schon früher dem Inka abhold, so steigerte sich sein Groll noch durch einen besonderen Vorfall. Er hatte mit einer der königlichen Beischläferinnen ein Liebesverhältnis angeknüpft, ein Verbrechen, das nach den peruanischen Gesetzen dem Schuldigen und seiner ganzen Verwandtschaft den martervollsten Tod brachte. Der König verlangte von Pizarro die Bestrafung; aber dieser wollte einen ihm so notwendigen und unentbehrlichen Mann nicht missen. Erhielt nun Atahualpa seine Freiheit, so war Felipillo seines Untergangs sicher. Darum arbeitete er thätig an dessen Verderben. Wie sehr auch der Inka seine Unschuld beteuerte, die Gerüchte mehrten sich und die Spanier wurden unruhig. Sie fürchteten für ihre Schätze und verlangten den Tod des Königs. Besonders drangen Almagro und seine Leute auf die Hinrichtung. Solange er am Leben sei, meinten sie, sei der Besitz des Landes unsicher. Sie verlangten nach den Reichtümern im Innern und wagten doch nicht, sich weit von Cajamarca zu entfernen. Pizarro schien unschlüssig; er mochte überlegen, was für den Fortgang seines Unternehmens am zweckmäßigsten sein dürfte. Er sandte Hernando de Soto, der dem unglücklichen Fürsten von jeher Teilnahme bewiesen, mit einem Haufen Kriegsvolk nach Guamachucho, um zu sehen, ob sich wirklich Spuren aufrührerischer Bewegung zeigten. Aber ehe derselbe zurückkam, erfüllte sich das tragische Geschick des Inka. Pizarro stellte ein Kriegsgericht auf, sei es, daß er dem Drängen von außen nachgab, sei es, daß er selbst den Tod des Oberhauptes als zweckmäßig für seine Pläne ansah, oder aus Rache, seit Atahualpa ihm wegen seiner Unwissenheit eine gewisse Verachtung bewiesen. Vor diesem Gericht wurde der König einer Reihe von Verbrechen angeklagt, die wohl nach den spanischen Gesetzen strafbar waren, aber in den Sitten und Einrichtungen der Peruaner ihre Rechtfertigung hatten,

wie Götzendienst, Vielweiberei, Verschwendung des Staatsvermögens, oder sich der Rechtserkenntnis der Spanier entzogen, wie die Beschuldigung, daß er die Krone geraubt und seinen Bruder Huascar getötet habe. Sie dienten nur zur Unterstützung der einzigen Beschuldigung, die zu einer gerichtlichen Untersuchung Anlaß geben konnte, nämlich, daß er einen Aufstand zu erregen gesucht, und gerade diese Anklage konnte nicht erwiesen werden, wie sehr auch die Zeugenaussagen durch die Übersetzung Felipillos parteiisch gefärbt sein mochten. Der Gerichtsgang war nur eine Form, denn die meisten hatten ihr Urteil schon zum voraus gefaßt. Nur wenige hatten Ehre und Gewissen genug, gegen die Hinrichtung zu sprechen und zu verlangen, daß der Angeklagte nach Spanien gebracht und dort vor Gericht gestellt werde. Sie wurden überstimmt; der Spruch lautete, daß Atahualpa auf dem großen Platze zu Cajamarca lebendig verbrannt werden sollte. Bei Verlesung des Urteils erbleichte der Inka und versuchte, durch Bitten und Wehklagen das starre Herz Pizarros zum Mitleid zu bewegen. Es war umsonst. Schon war der Unglückliche an den Pfahl gebunden, da nahte sich der Dominikaner Valverde mit dem Kreuz und versprach ihm, wenn er sich taufen lasse und seinen Glauben abschwöre, würde er nur die mildere Strafe der Erdrosselung zu leiden haben. Angesichts des qualvollsten Todes verschwand die frühere Standhaftigkeit Atahualpas; er ließ sich die Taufhandlung gefallen, worauf der letzte der Inkas mittels einer Schlinge, die den Hals zuschnürte, getötet ward.

29. Aug. 1533. Es war am 29. August 1533, daß dieser Justizmord vollzogen ward, der die Eroberer Perus mit ewiger Schmach bedeckte. Von dem Tage Johannes des Täufers, an welchem die Greuelszene stattfand, hatte man dem königlichen Schlachtopfer den Namen Juan gegeben. Als das Totenamt am Sarge gehalten ward, drangen die Frauen heulend an die geweihte Stätte und verlangten auf seinem Grabe geopfert zu werden. Sie wurden mit Gewalt zurückgewiesen; aber mehrere legten in ihrer Wohnung Hand an sich selbst. Wenige Tage nachher kehrte Soto zurück mit der Nachricht, daß die ausgestreuten Gerüchte von Verschwörung erlogen seien. Er machte dem Pizarro bittere Vorwürfe; der Befehlshaber warf die Schuld auf den Mönch Valverde und auf den Schatzmeister Riquelme, die ihn zu der That gedrängt hätten; aber diese gaben die Beschuldigung zurück; keiner wollte den Schandflecken auf seinem Namen dulden. So blieb denn die verräterische und grausame Frevelthat das Brandmal der Gesamtheit der peruanischen Eroberer. Aber den Führer trifft die größte Schuld; die Trauer, die er anlegte, war nur Maske.

d. Die Unterwerfung des Landes und Almagros Ausgang.

Einzug in Cuzco. 1533. In der peruanischen Staatsordnung war das Oberhaupt der Träger und Haltpunkt des ganzen politischen Gebäudes, mit seinem Fall mußte auch dieses in Trümmer stürzen. Das Königreich nahm bald das Ansehen eines Körpers

an, aus dem die Seele entwichen ist. In Stadt und Land gab sich die jeder Freiheit und Selbstbestimmung unfähige Bevölkerung allen Ausschweifungen und Zügellosigkeiten hin; die entfernteren Landschaften, die nach und nach dem peruanischen Reich einverleibt worden, warfen das von dem Inka ihnen auferlegte Joch ab und strebten nach Unabhängigkeit unter einheimischen Häuptlingen. Die in Tempeln und Palästen aufbewahrten Schätze wurden entfernt und verborgen, damit die Fremdlinge sie nicht rauben möchten. Pizarro erkannte bald, daß zur eignen Sicherheit der Spanier und zum Gelingen ihres Werks ein neues Oberhaupt nötig sei. Daher wurde von ihm selbst der Bruder Atahualpas, Toparca, mit der königlichen Kopfbinde (Borla) geziert und Adel und Volk zur Anerkennung und Huldigung aufgefordert. Begleitet von dem neuen König und dem Häuptling Chalcuchima unternahmen dann Pizarro und Almagro den Zug nach der Hauptstadt Cuzco, wohin das ganze Dichten und Trachten der Spanier schon lange gerichtet war, von deren Pracht und Reichtümern sie so viele Wunderdinge gehört hatten, wo sie ihre Goldgier vollauf zu befriedigen hofften. Mit einer Kriegsschar von etwa 500 Mann, darunter ein Drittel zu Roß, rückten sie auf der mit großer Kunst über die Pässe der Kordilleren angelegten Landstraße vorwärts, mühsam die Berge hinan- und hinabsteigend, und die Schluchten und Bergströme auf Hängebrücken aus Weidengeflecht überschreitend. In der reichen, lieblich gelegenen Stadt Cauca, von wo einst Hernando Pizarro den Heerführer Atahualpas entführt hatte, machte der Oberfeldherr Halt und schickte den Ritter de Soto mit einer Reiterschar voraus. Je mehr sich diese der Hauptstadt näherten, desto deutlicher wurden die Anzeichen, daß die Feinde ihr weiteres Vordringen zu hindern, sie durch Verwüstung der Felder und Ortschaften und durch feindliche Angriffe zu verderben trachteten. In mehreren Gefechten war der Kampf so hartnäckig, daß die Spanier nur mit den größten Anstrengungen die feindlichen Reihen zu durchbrechen vermochten und einige Reiter und Pferde getötet wurden. Nur die rechtzeitige Ankunft Almagros mit berittener Mannschaft rettete de Sotos Leute vom sicheren Untergang. Pizarro schöpfte Verdacht, der Häuptling Chalcuchima möchte das Volk zum Aufstand gereizt haben. Er ließ ihn daher in Fesseln legen und zum Feuertod verurteilen. Mit der größten Standhaftigkeit ertrug der Indianer die Qualen des Scheiterhaufens, die Bekehrungsversuche des Pater Valverde mit kalter Verachtung zurückweisend. Auch der neue Inka, den der spanische Befehlshaber zur Beruhigung des Volks mit sich führte, starb um dieselbe Zeit. Schmerz und Kummer über das harte Geschick seines Landes und Scham über seine eigne unwürdige Rolle mag ihm das Herz gebrochen haben. Pizarro erhielt jedoch einen unerwarteten Ersatz. M a n g o C a p a c, der Bruder des unglücklichen Huascar, nahte sich dem Lager und sprach den Beistand der weißen Männer zur Erlangung des Thrones an. Der Feldherr willfahrte gern seiner Bitte; denn in dem Sprößling des echten königlichen Stammes durfte er ein brauchbareres Werkzeug für seine Pläne

erwarten, als in der Herrscherfamilie von Quito. An seiner Seite hielt der spa-
15. Nov. 1533. nische Befehlshaber inmitten seiner bewaffneten Krieger einen prunkvollen Einzug in die alte Hauptstadt von Peru. Wie staunten die Spanier über die herrlichen Straßen und Plätze, über die Paläste des Inka und seines Adels, über die Brücken, welche die Ufer des klaren Flusses verbanden, über die Festigkeit der Burg, die drohend von einer Anhöhe niederblickte, über den prachtvollen, von Gärten, Priesterwohnungen und heiligen Räumen umgebenen Sonnentempel! Pizarro ließ aus den öffentlichen Gebäuden alle Gegenstände von Gold und Silber zusammentragen, und wie viel auch die Einwohner versteckt haben mochten, das Auge des habgierigen Spaniers entdeckte auch die verborgenen Kostbarkeiten. Nach vollendeter Arbeit wurde die Beute in derselben Weise wie in Cajamarca verteilt. Aber wie vieles ist in kurzem den leichtsinnigen Abenteurern in Spiel und Lustbarkeit unter den Händen zerronnen! Darauf fand die Krönungsfeierlichkeit statt, wobei Franz Pizarro dem Mango Inka die befranste Herrscherbinde ums Haupt legte und die Oberherrlichkeit des kastilischen Königs verkündigen ließ. Es war ein leeres Schaugepränge für das peruanische Volk, und das neue Staatsoberhaupt nur ein Spielzeug in der Hand des Siegers. Und dennoch herrschte in Cuzco Lustbarkeit und Tanz, und die Freudenfeste dauerten tief in die Nacht hinein. Das Seelenleben des Peruaners war stumpf; er hatte wenig Gefühl für nationale Ehre und nationale Schmach; sein Dasein war nur Knechtsdienst gewesen. Von der Zeit an war das Königreich Peru eine spanische Provinz und Franz Pizarro königlicher „Statthalter". An der Stätte des alten Sonnentempels erhob sich bald ein christliches Kloster samt Stiftskirche und Pater Valverde wurde zum Bischof von Cuzco ernannt. Dominikanermönche zogen in Menge ein und begannen als „Krieger des Kreuzes" ihre Missionsarbeiten in der Hauptstadt und im ganzen Lande. Die Indianer beugten sich willig unter die neue Herrschaft und unter die neue Lehre. Ein Aufstand in Quito, von Atahualpas Feldherrn Quizquiz angestiftet, wurde durch Almagros Reiter rasch unterdrückt und der Urheber von seinen eignen Kriegsleuten erschlagen.

Alvarado und Benalcazar in Quito. 1534. Wie in Mexiko sollten auch in Peru nicht nur Europäer gegen Indianer kämpfen, sondern auch Spanier gegen Spanier. Als Pizarro noch in Cuzco weilte, erhielt er die Nachricht, daß Don Pedro de Alvarado, jener tapfere Gefährte des Eroberers von Mexiko, der die Statthalterschaft Guatemala als Lohn seiner Anstrengungen und Verdienste erlangt hatte, mit einer starken Streitmacht
1534. im Anmarsch über das Gebirge sei. Angelockt durch den Ruf von den Reichtümern des neuentdeckten Landes, hatte der kühne Feldherr mit etlichen hundert verwegenen Abenteurern, zum Teil Gefährten aus den Aztekenkriegen, und einigen indianischen Hilfsscharen, einen Zug unternommen, der an Beschwerden, Leiden und Gefahren alles übertraf, was die abgehärteten Männer der Konquista bisher erfahren und ausgestanden. Er wollte teilnehmen an dem

Ruhm und der Beute der neuen Eroberung. Denn er meinte, die Statthalterrechte Pizarros erstreckten sich nur auf das südliche Land Peru; das nördliche Königreich Quito, das Geburtsland Atahualpas, wo sich ohne Zweifel auch die meisten Schätze desselben finden müßten, liege außerhalb der Gerichtsbarkeit Franciscos. Aber als er die wilden Berghöhen bis zum Riesenvulkan Cotopaxi überwunden, wobei die meisten Pferde und ein großer Teil der Menschen dem Hunger, der Kälte, der Erschöpfung zum Opfer fielen, eine willkommene Speise der über ihren Häuptern kreisenden Kondorschwärme, traf er bereits andre spanische Männer, die ihm die Eroberung streitig machten — Almagro und Sebastian Benalcazar, welche Pizarro zur Entdeckung und Besitznahme jener nördlichen Landschaften abgesandt hatte. Auf der Hochebene von Riobamba begegneten sich die Heerhaufen und einen Augenblick hatte es den Schein, als sollten die Peruaner die Freude erleben, daß ihre Überwinder das Werk der Rache ihnen abnehmen würden; doch die Einsicht, daß ein Kampf beiden Teilen den sicheren Untergang bringen müßte, siegte über die Leidenschaft. Alvarado ließ sich durch eine hohe Geldsumme abfinden und kehrte, nach einer persönlichen Zusammenkunft mit Francisco, mit einem Teil seiner Leute nach Guatemala zurück; die übrigen schlossen sich ihren Landsleuten an. Benalcazar blieb in Quito und dehnte die spanische Herrschaft weiter gen Norden aus, daher er auch in der Folge von der Krone Kastiliens zum Statthalter daselbst ernannt ward.

Pizarro kehrte wieder nach Cuzco zurück, begleitet von dem Schattenkönig, der dem Sieger willenlos folgte und ihm die gänzliche Unterwerfung des Landes erleichterte. Die Bergstadt im Innern schien jedoch für seine Zwecke wenig geeignet; darum faßte er den Plan, eine neue Stadt zu gründen, die durch ihre Lage den Verkehr mit dem Mutterlande erleichtern sollte. Die Wahl des Ortes unweit der Mündung des Flusses Rimac in einer gesunden Gegend mit einem bequemen Hafen machte seinem Scharfblick alle Ehre. Die neue Schöpfung, nach einem großartigen Plan mit breiten Straßen, freien Plätzen und Gärten angelegt und durch Tausende von Indianern rasch gefördert, sollte „Stadt der Könige“ (Ciudad de los Reyes) heißen, aber der aus dem Flusse Rimac herausgebildete Name Lima verdrängte schnell den andern. Und während die neue Hauptstadt noch im Entstehen war, legte der unermüdliche Mann schon den Grund zu einer andern, die er nach seinem Geburtsort „Trujillo“ nannte. Den Ansiedlern wies er Repartimientos an Land und Indianern zu, eine Schenkung, die für viele eine Quelle ungeahnter Reichtümer werden sollte. So sehr der rauhe Kriegsmann durch seine Härte und Grausamkeit gegen die „Kinder der Sonne“ die Gebote der Menschlichkeit verletzte und seinem Namen einen dunkeln Flecken in den Jahrbüchern der Geschichte anheftete, durch diese Schöpfungen hat er dargethan, daß auch höhere Gedanken in seiner Seele wurzelten. Noch jetzt ist Lima, die Stadt der Könige, „der schönste Juwel an den Küsten des Stillen Meeres“.

Gründung von Lima u. Trujillo.

Hernando Pizarro in Spanien. Streit mit Almagro. 1535. Während Franciscos Gedanken mit der Gründung von Lima beschäftigt waren, stand er in Gefahr, die alte Hauptstadt Cuzco seinem Oberbefehl entzogen zu sehen. Als Hernando Pizarro nach Spanien reiste, waren einige Anhänger Almagros unter den Begleitern, welche die Verdienste des „Marschalls", wie man ihn gewöhnlich nannte, herauszustreichen sich bemühten. Und wenn es ihnen auch nicht gelang, gegenüber dem Auftreten des gewandten Hernando und seinen prachtvollen Gaben an Gold und Silber, an feinen Webereien und andern Kunstwerken den Namen Almagros auf gleiche Linie mit dem seines Rivalen zu erhöhen, so erreichten sie doch so viel, daß er bevollmächtigt wurde, das Land im Süden von Peru zu entdecken und in Besitz zu nehmen. Viel größerer Gunstbezeigung und Anerkennung aber hatte sich der Name Pizarro zu rühmen. Nicht nur daß Kaiser Karl, der mit leuchtenden Blicken die herrlichen Gaben betrachtete, dem Eroberer alle früher erteilten Rechte und Würden aufs neue bestätigte, die Grenzen seiner Statthalterschaft ausdehnte und ihn als Marquis de los Atavillos unter den kastilischen Adel aufnahm, Hernando wurde zum Ritter von Santiago ernannt und ermächtigt, eine Flotte mit freiwilliger Mannschaft auszurüsten und dem Bruder zuzuführen; und so groß war jetzt der Andrang, daß seit den Tagen Ovandos keine so glänzende Einschiffung nach der Neuen Welt vor sich gegangen war. Während jedoch Hernando aus dem Hafen Nombre de Dios mühsam seinen Übergang über das Gebirg nach Panama bewerkstelligte, gelangten ungenaue Berichte über die dem Almagro zugewiesene Mission nach Cuzco, so daß er und seine Anhänger behaupteten oder glaubten, daß diese alte Hauptstadt innerhalb der Gebietsteile läge, welche seinem Oberbefehl unterstellt worden. Dem widersprachen aber Juan und Gonzalo Pizarro, die sich gleichfalls in Cuzco befanden, und bald standen zwei Parteien einander kampfgerüstet gegenüber. Auf die Kunde von diesen Vorgängen eilte Francisco von der Baustätte am Rimac nach der alten Inkastadt, und seinen eignen Bemühungen und der Vermittelung einiger wohlgesinnten Freunde gelang es, zwischen den Juni 1535. alten Kriegsgefährten eine äußerliche Versöhnung und neue Übereinkunft zustandezubringen; aber das Feuer glimmte unter der Asche fort. Nur die großen Ereignisse der nächsten Zeit, Almagros Zug nach Chile und der Aufstand der Peruaner verzögerten den Ausbruch.

Aufstand in Cuzco. 1536. In dumpfer Resignation hatten die Eingebornen bisher das furchtbare Schicksal ertragen, das ihnen die Fremdlinge bereitet, nur in elegischen Trauerliedern hatten sie den Fall des Reichs, den Tod des Königs, die Knechtung des Adels und Volks, die Entweihung ihrer Heiligtümer beklagt. Auch Inka Mango schien sich in seine Erniedrigung gefunden zu haben und das unwürdige Joch, das ihm die Sieger auferlegt, wie eine himmlische Fügung hinzunehmen. Aber so ganz entartet, so ganz schlaff und stumpfsinnig, wie die Spanier glaubten, waren die Peruaner denn doch nicht; so ganz unwürdig und kampflos sollten die Kinder der Sonne doch nicht fallen. Wie bei den Azteken bedurfte es nur eines

Hauptes und Mittelpunktes zu einer nationalen Erhebung. Ein solches Haupt erlangten sie in dem jungen König, welcher beschämt über die schmachvolle Behandlung, die ihm von den übermütigen und anmaßenden Fremdlingen zu teil ward, sich aus der unwürdigen Lage zu befreien und an die Spitze seines Volks zu stellen suchte. Mit der den Indianern eignen Schlauheit und List wußte er den Hernando Pizarro, der nach seiner Ankunft in Lima von seinem Bruder zum Befehlshaber in Cuzko ernannt worden war und gegen die Eingebornen stets einen milderen Sinn gehegt hatte, so zutrauensvoll zu machen, daß dieser ihn von der strengen Wache befreite und so sein Entkommen ermöglichte. Unter dem Vorgeben, eine verborgene Statue seines Vaters aus Gold herbeizuschaffen, wurde er von dem habgierigen Statthalter fortgelassen. Aber in kurzem stand er an der Spitze zahlloser bewaffneter Heerhaufen, entschlossen das fremde Joch abzuschütteln und die Schmach des Vaterlandes im Blute der tyrannischen Bedrücker zu rächen. Wie tapfer auch die Reiterschar, mit welcher Juan und Gonzalo Pizarro zur neuen Haftnahme des entflohenen Königs auszogen, die feindlichen Heerhaufen am Fuße der Kordilleren angriff, sie mußte vor der Übermacht nach Cuzco zurückweichen. Und bald war diese Stadt selbst von zahllosen Febr. 1536. Kriegsvölkern umstellt, welche die strohbedachten Häuser durch Pfeile und Wurfgeschosse, die mit harzbefeuchteter, brennender Baumwolle umwickelt waren, in Brand steckten. In kurzem war die ganze Stadt ein Flammenmeer; die schwach besetzte Burg geriet in die Gewalt der Peruaner; die Ausfälle, wie viele der Gegner auch unter den Schwertern und Pferdehufen erlagen, waren unvermögend, den Feind zurückzudrängen; mit grinsendem Hohngelächter schleuderten die Indianer mehrere Menschenköpfe über die Mauer, in deren blutbefleckten Gesichtern die Spanier die Züge ihrer auf entlegenen Gütern wohnenden Gefährten erkannten. Die Lage war eine verzweifelte. Im Vorgefühl des Sieges und der Rache sprengte der Inka auf einem erbeuteten Streitroß und in spanischer Waffenrüstung über das Feld. Manche rieten zum Abzug nach der Küste, aber die Pizarro und die andern kühnen Ritter widersetzten sich; in Cuzco müßten sie bleiben oder umkommen, sonst stehe das ganze Eroberungswerk in Gefahr. Da wagte ein Reiterhaufen unter dem Oberbefehl Juan Pizarros einen Angriff auf die hochgelegene, durch Wälle, Mauern und Türme geschützte Festung, die ein Inkahäuptling von großer Stärke und entschlossenem Mute mit zahlreichen Besatzungstruppen verteidigte. Ein Teil stieg ab und suchte unter einem dichten Hagel von feindlichen Wurfgeschossen den Reitern einen Durchgang zu brechen. Bei dieser Gelegenheit wurde Juan Pizarro, „in dessen Brust der tollkühne Mut eines fahrenden Ritters flammte", von einem schweren Stein am Kopf getroffen, als er ohne Helm vorschritt, so daß er einige Tage nachher unter schweren Leiden verschied, ein Mann von feineren Sitten und milderem Charakter als seine Brüder. Die Burg wurde endlich erstürmt. Da stürzte sich der peruanische Führer kopfüber von den Zinnen in die Tiefe und starb „wie ein alter Römer". Im

Besitze der Festung konnten die Spanier der Belagerung besser Trotz bieten. Sie hofften täglich auf Ersatz von Lima; aber Wochen und Monate verschwanden, ohne daß sie den Helm eines spanischen Kriegers erblickten. Wohl hatte Francisco wiederholt zahlreiche Mannschaften zu Fuß und zu Roß den bedrängten Waffengefährten zu Hilfe geschickt; aber da sich der Aufruhr über das ganze Land verbreitet hatte, so waren die einzelnen Haufen an den Gebirgspässen überfallen, getötet oder zersprengt worden. Die Zahl der erschlagenen oder gefallenen Spanier mochte etliche Hundert betragen. Und nun stellte sich in Cuzco noch ein andrer Feind ein, der Hunger. Dieser bedrängte jedoch auch die Peruaner; und wenn sie die Felder nicht bestellten, war für das nächste Jahr der schrecklichste Notstand in Aussicht. Der Inka entließ daher einen großen Teil des Belagerungsheeres; nur die geübtesten Streiter blieben zurück, um den Kampf fortzusetzen.

„Der Boden rings um Cuzco wurde nun zum Schlachtfelde, wie die Vega von Granada; Christ und Heide wendeten ihre eigentümliche Kriegskunst an; und es geschah so manche Heldenthat, der nur der Gesang der Barden fehlte, um ihren Ruhm ebenso zu verbreiten, wie er die letzten Tage des Muselmannes in Spanien verewigte." Besonders gefährlich für die europäischen Ritter war der Lasso, der Fangstrick, den die Peruaner sehr geschickt zu handhaben verstanden und damit Pferd und Mann zu Fall brachten. Ein kühner Versuch Hernandos, den Inka auf seiner Burg Tambo, südlich vom Thale Yucay, zu überfallen und gefangen zu nehmen, scheiterte an der Wachsamkeit der Besatzung und an der Festigkeit des Orts.

Almagro im nördlichen Chile. 1536. Bald traten jedoch Ereignisse ein, welche die Lage der Dinge änderten, freilich auch die Gefahren der Eroberer mehrten und den Grund zu ihrem Verderben legten. Während des Aufstandskriegs in Peru war Almagro mit etlichen hundert Spaniern südwärts gezogen, um das Land Chile, welches die Inkas vergeblich in ihren Reichsverband zu ziehen gesucht, zu erforschen und zu unterwerfen. Unter unsäglichen Leiden und Beschwerden überstiegen die kühnen Abenteurer die wilden Bergpässe der Kordilleren, wobei die indianischen Lastträger zu Hunderten der Kälte, dem Hunger, der Ermüdung erlagen, die gefallenen Pferde, ja selbst Menschenleichen, nachdem man sie den umschwärmenden Scharen der Raubvögel entrissen, von den Kriegern verzehrt wurden und mancher durch die blendende Schneewüste die Sehkraft der Augen verlor. Nachdem sie mehrere Wochen unter furchtbaren Anstrengungen und Entbehrungen bis zum Fluß Coquimbo gewandert und vorausgeschickte Kundschafter keine ermutigenden Nachrichten brachten, beschloß Almagro den Rückzug nach Cuzco anzutreten und die alte Inkaresidenz zum Hauptsitz seiner Statthalterschaft zu wählen. Denn er und seine Anhänger zweifelten nicht, daß diese Bergstadt innerhalb des Gebietes gelegen sei, das ihm durch den königlichen Gnadenbrief zur Verwaltung überwiesen worden. Um die Gebirgseinöden zu vermeiden, nahm er den Weg längs der Küste; allein hier begegneten in der schauerlichen Sandwüste von Atacama die Krieger nicht geringeren Strapazen und Notständen als in den Schluchten und

Schneefeldern der Sierren. Abgezehrt, entkräftet und mutlos langten die Chilewanderer in der Stadt Arequipa an, wo Almagro mit Erstaunen die Flucht des Inka und den Belagerungskrieg vor Cuzco vernahm. Er versuchte sich mit dem jungen Fürsten durch eine Zusammenkunft zu verständigen; aber bald erkannte er, daß die Indianer unversöhnliche Gesinnung hegten. Nur durch ein siegreiches Treffen im Thal Yucay, wobei der kühne Hauptmann Orgoñez, der einst unter dem Connetable von Bourbon bei der Erstürmung von Rom mitgewirkt, Beweise von großer Tapferkeit und kriegerischem Geschick ablegte, entgingen die Spanier den Nachstellungen der Eingebornen.

Da Hernando und Gonzalo Pizarro die Ansprüche Almagros auf Cuzco bestritten, so drang der heftige „Marschall", unter Verletzung eines kurz zuvor abgeschlossenen Vertrags, mit seinen Kriegshaufen in dunkler Nacht in die Stadt ein, ließ die Wohnung seines Rivalen Hernando anzünden und nahm die beiden Pizarro nebst einer Anzahl der vornehmsten Ritter gefangen. Damals stand Alfons Alvarado, ein tapferer Hauptmann, den Franz Pizarro abgeschickt hatte, um den belagerten Gefährten Hilfe und Entsatz zu bringen, in der Landschaft Cauca. An diesen ließ Almagro jetzt die Aufforderung ergehen, ihn als Oberherrn von Cuzco anzuerkennen. Er wollte jedoch von einer solchen Zumuthung nichts hören, vielmehr befahl er den Abgeordneten in Ketten zu legen. Da rückte der Marschall, nachdem er die beiden Pizarro in einem steinernen Gebäude unter strenge Aufsicht gestellt, gegen den Landsmann ins Feld. Am Flusse Abancay kam es zu einen Treffen, in welchem Alvarado durch den Verrat eines seiner Ritter, Pedro de Lerma, und durch das Kriegsgeschick Orgoñez überwunden und mit seiner ganzen Mannschaft nach Cuzco geführt ward. Diese Erfolge stiegen Almagro zu Kopfe. Er wies daher alle Vergleichsvorschläge, die ihm Francisco Pizarro, der um diese Zeit beträchtliche Verstärkungen und Vorräte von Panama erhalten hatte, durch den Lizentiat Espinosa machen ließ, von der Hand. Vielleicht hätte der gewandte Sachwalter, der durch seine Geldunterstützungen die Entdeckungsexpedition so wesentlich gefördert hatte, doch einen völligen Bruch zwischen den alten Waffengefährten verhindert, aber ein plötzlicher Tod vereitelte seine Bemühungen. Almagro zog nunmehr, den Hernando Pizarro als Gefangenen mit sich führend, nach der Küste, um in dem lieblichen Thal von Chincha eine Stadt zu gründen, welche die Schöpfungen Franciscos überstrahlen sollte. Wiederholt hatte ihm Orgoñez den Rat gegeben, die Brüder aus der Welt zu schaffen, um jede Gelegenheit einer Rache abzuschneiden. Dem widerstrebte jedoch der gerade Soldatengeist Almagros. Allein während er an der Küste weilte, entflohen Gonzalo Pizarro und Alfons de Alvarado zu dem Statthalter nach Lima. Bald vereinigte sich auch Hernando mit ihnen, welchem Almagro gegen die Überlassung von Cuzco die Freiheit gegeben. Kaum waren die Brüder vereinigt, so wurde der Vertrag für null und nichtig erklärt, und nun sollte das Schwert entscheiden, wem die alte Inkastadt fortan zu gehorchen

Almagros Schicksale und Ende. 1537. 1538.

8. April 1537.

12. Juli 1537.

hätte. Mit wohlgerüsteten Heerhaufen, die auf seiten Hernandos sich auf 700, auf seiten Almagros auf 500 Mann zu Roß und zu Fuß belaufen mochten, rückten beide Parteihäupter gegen Cuzco los, indes Francisco in Lima zurückblieb. Bei Las Salinas, eine Meile von der Inkastadt, trafen die Heere zusammen, und die auf den Bergen in zahlloser Menge aufgestellten Indianer erlebten nun das Schauspiel, daß ihre Überwinder die Waffen gegeneinander kehrten. Bald

26. April 1538. ereignete sich eine blutige Schlacht, in welcher von beiden Seiten mit großer Erbitterung und Tapferkeit gestritten ward, aber der Sieg, Dank der Wirkung der Hakenbüchsen mit Kettenkugeln, sich schließlich für die Pizarro entschied. Orgoñez kämpfte wie ein Ritter der Artusromane, aber als er schwerverwundet zu Boden stürzte, stieß ein Diener Pizarros, dem er sich übergeben, treulos ihm den Dolch ins Herz. Sein Kopf wurde abgehauen und als Siegeszeichen auf dem großen Platze von Cuzco aufgesteckt. Lerma blieb mit Wunden bedeckt auf dem Kampfplatze liegen, fand aber nachträglich seinen Tod durch ruchlose Mörderhand. Almagro, der krank von einer Anhöhe den Gang des Treffens beobachtete, wurde auf der Flucht gefangen genommen und in demselben Steingebäude, das kurz zuvor die Pizarro bewohnt hatten, in Ketten gelegt; und während die Sieger die Stadt und insbesondere die Häuser ihrer Gegner ausplünderten, beraubten die Indianer die Leichen des Schlachtfeldes. Hernandos ganze Thätigkeit war nun auf das Einsammeln von Anklagen gerichtet, auf Grund deren Almagro als Verräter zum Tode verurteilt werden sollte. Es fiel ihm nicht schwer, bei der ruchlosen Soldatenbande Aussagen zu erlangen, wie er sie wünschte. Er selbst machte dem alten Marschall, der leidend an Körper und Seele in Banden lag, Mitteilung von dem Todesurteil, und als dieser ihn anflehte, seine grauen Haare zu schonen, und ihm noch den kurzen Lebensrest zu gönnen, wies ihn der andre höhnend an die Gnade des Himmels. Man vermied jedoch eine öffentliche Hinrichtung; im Gefängnis wurde der fast siebzigjährige Kriegsheld, der in so mancher Schlacht dem Tod ins Auge geblickt, durch die Garrotte erdrosselt und dann das Haupt von dem narbenbedeckten Leibe getrennt. Eine rauhe Soldatennatur ohne Bildung besaß Almagro doch manche rühmliche Eigenschaften, die ihm die Herzen seiner Gefährten gewannen. Er war offen, leutselig und bei aller Goldgier freigebig und verschwenderisch. In jenen gewaltigen Männern der „Weltmeer-Ritterschaft" lagen Tugenden und Fehler unvermischt und in ursprünglicher Natürlichkeit nebeneinander. Seinem unehelichen Sohn Diego war er mit leidenschaftlicher Liebe zugethan; diesem war auch die Blutrache vorbehalten. Die Härte und Verachtung, welche der Statthalter den Anhängern des toten Rivalen bewies, erwarb dem jungen Almagro viele Freunde.

e. Francisco Pizarros Machtstellung und Fall.

Hernando Pizarro nach Spanien. 1540. Als Francisco nach dem Tode Almagros unter dem Schall von Zinken und Trompeten an der Spitze seiner Krieger in Cuzco einritt, gekleidet in den reichen

Anzug, den ihm sein Verwandter Ferdinand Cortez zugesandt, da konnte man an seiner stolzen Haltung und siegesfrohen Miene erkennen, wie sehr er sich jetzt als Herr und Gebieter fühlte. Er goß das Füllhorn der Gnade über seine Brüder und Freunde, indem er sie reich mit Repartimientos bedachte, und fügte die Landschaften des Nordens, wo Benalcazar die Statthalterschaft Quito zu erlangen gehofft, und des Südens, wo Almagro zum Befehlshaber berufen gewesen, seinem eignen Amtsgebiete bei. Hernando Pizarro drang im Auftrage des Bruders mit Heeresmacht nach Charcas vor, um die kriegerischen Einwohner zur Anerkennung der spanischen Herrschaft zu zwingen, und nahm Besitz von dem silberreichen Lande, wo in der Folge die Erzlager von Potosi entdeckt und ausgebeutet wurden. Hernando sollte sich jedoch seines Besitzes nicht lange erfreuen. Er wußte, daß einer der treuesten Gefährten Almagros nach Europa gereist war, um am kastilischen Hofe Klage zu erheben. Darum beschloß auch er, sich dahin zu begeben, um den drohenden Sturm zu beschwören. Sein Gold, das er in großer Menge bei sich führte, verschaffte ihm eine gute Aufnahme in Valladolid, und er erlebte den Triumph, daß sein Ankläger bald aus der Welt ging, freilich unter dem Verdachte einer Vergiftung. Als aber die näheren Umstände über Almagros Hinrichtung bekannt wurden, trat eine Wendung ein. Vom Gerichte verurteilt, wurde er in der Festung Medina del Campo gefangen gehalten und erst nach zwanzig Jahren als gebrochener und in seinem Vermögen ruinierter Mann wieder in Freiheit gesetzt. Er war der gebildetste unter den Brüdern und besaß manche treffliche Eigenschaften; aber Habgier, Anmaßung und Rachsucht erstickten die besseren Regungen.

Franciscos organisatorische Thätigkeit.

Die Pizarros waren Männer von ungewöhnlicher Kraft und unternehmendem Mute, aber hochfahrend, gewaltthätig und voll heftiger Leidenschaften. Francisco, der Statthalter, vereinigte mit dem kriegerischen Ungestüm, das ihn oft zur Grausamkeit fortriß, organisatorische Talente. Während er die Eingebornen, die unter der Führung ihres Inka aus den Schluchten und Berghöhen der Kordilleren einen unaufhörlichen Krieg gegen ihre Unterdrücker führten, ohne Unterbrechung bekämpfte, traf er zugleich heilsame Anstalten zur Kultivierung des Landes. Die Einwanderer, die massenweise in das Goldland strömten, wurden an geeigneten Orten angesiedelt und in den Stand gesetzt, die feindlichen Überfälle abzuwehren, sowie die Felder mit europäischen Gewächsen und Getreidearten zu bepflanzen; er förderte Gewerbfleiß und Handel und munterte zum Bauen von Wohnhäusern auf. Neben Lima und Trujillo erhob sich bald auch noch die Küstenstadt Arequipa im südlichen Peru, und manche Ortschaft im Innern, die in der Folge Bedeutung erlangte, verdankte ihren Ursprung den Standquartieren der bewaffneten Kolonisten, die schrittweise das Land eroberten und dem Christentum und der europäischen Lebensgestaltung zuführten. Auch der jüngste Pizarro, Gonzalo, der beste Reiter und gewandteste Fechter, mehr Soldat und Banden-

führer als Politiker, war ein Mann von kühnem Unternehmungsgeist und waghalsigem Mute.

Spanische Politik gegen Pizarro. Aber in Spanien kam man zu der Einsicht, daß solche Eigenschaften, wie sehr sie auch die Entdeckung und Eroberung der fernen Westwelt förderten, doch nimmermehr zur Begründung einer gesetzlichen Ordnung ausreichten; daß es an der Zeit sei, mit den Eingebornen friedliche Verhältnisse einzuleiten, aus dem Kriegszustand herauszutreten, der durch Pizarros barbarische Strenge fort und fort genährt ward. Hatte er doch zur Rache für die Ermordung eines Abgesandten die geliebteste Frau des Inka Mango nackt an einen Baum binden, mit Ruten peitschen und dann durch Pfeilschützen töten lassen! Aber man mußte behutsam zu Werke gehen. Denn Franz Pizarro hatte sich in dem fernen Lande schon so sehr an ein gebieterisches eigenmächtiges Auftreten gewöhnt, daß ein übereilter Schritt ihn leicht zu dem Entschluß führen konnte, sich von der spanischen Regierung loszusagen und eine unabhängige Herrschaft zu begründen. Gerade damals hatte er seinen Bruder Gonzalo zum Statthalter von Quito ernannt, ohne die Ermächtigung oder Bestätigung in Kastilien nachzusuchen. Es wurde daher ein kluger Rechtsgelehrter, der Lizentiat Vaca de Castro aus Valladolid abgesandt, welcher in der Eigenschaft eines königlichen Richters die Lage der Dinge in Peru untersuchen, aber stets in untergeordneter Stellung zu dem Statthalter auftreten sollte. Doch war er insgeheim mit Urkunden versehen, wonach er für den Fall von Franciscos Tod die oberste Verwaltung des Pflanzstaates an sich nehmen dürfte. Eine stürmische und beschwerliche Reise verzögerte die Ankunft des spanischen Bevollmächtigten in Peru. Mittlerweile traten merkwürdige Ereignisse ein.

Gonzalo Pizarro und Orellana am Amazonenstrom. 1540. Gonzalo Pizarro benutzte seine Erhebung zum Statthalter von Quito zu einer der großartigsten Entdeckungsfahrten. Die wunderbaren Erlebnisse der letzten Jahre hatten die Phantasie der Konquistadoren mit vielgestaltigen Traumgebilden erfüllt; Länder voll fabelhafter Schätze und unerschöpflicher Reichtümer schwebten ihnen vor der Seele; wer sollte nicht alles einsetzen, um solchen Preis zu gewinnen? In dieser erregten Stimmung überstiegen etliche hundert Spanier, begleitet von viertausend Indianern, die himmelhohe Felsenwand der Kordilleren unter furchtbaren Leiden und Mühseligkeiten, die ihnen die eisige Bergluft auf der Höhe, die erstickende Gluthitze und der endlose Regen in der Ebene und die schrecklichen Erdbeben des vulkanischen Bodens bereiteten, und gelangte nach monatelangen Märschen durch die weiten Savannen und durch die dichten Wälder voll Riesenbäumen und Schlinggewächsen in das Flußthal des Napo, sich den Weg mit der Axt bahnend. Bei ihrem Aufbruch waren sie reichlich mit Vorräten versehen; aber diese waren teils aufgezehrt, teils verdorben, selbst die abgemagerten Fanghunde, die sie gegen die Eingebornen gebrauchen wollten, wurden geschlachtet, und endlich waren sie auf die Kräuter, Wurzeln und Beeren angewiesen, die ihnen die Wälder darboten. Auf einer aus zusammengelegten Baustämmen gebil-

deten Brücke setzten Menschen und Pferde über den breiten Bergstrom, aber auch auf der andern Seite trafen sie nur Urwald, von einigen wilden Horden bewohnt. Von diesen erfuhren sie, daß einige Tagereisen abwärts angebautes Land sei. Um leichter dahin zu gelangen, ließ Gonzalo ein großes Fahrzeug anfertigen, wobei sich die Hufeisen der gefallenen oder geschlachteten Pferde in Nägel umwandelten. Auf diesem Boot fuhr die Hälfte der Mannschaft unter der Leitung Franciscos de Orellana, eines mutigen Ritters aus Trujillo, nebst dem Gepäck stromabwärts, während die andern am Ufer hinzogen, dann und wann abwechselnd. Tage und Wochen vergingen, ohne daß eine Änderung in der Landschaft eintrat; die Pferde waren sämtlich aufgezehrt, kriechende Tiere und unbekannte Pflanzen und Waldgewächse dienten zur Nahrung. Wiederum hörten sie von einer bevölkerten Gegend, wo sich der Napo in einen noch größeren Strom ergießen sollte. Da wurde beschlossen, daß Orellana mit fünfzig Genossen auf dem Fahrzeuge hinabschiffen sollte, um Lebensmittel zu holen, die übrigen sollten Halt machen und die Rückkehr abwarten. Aber sie harrten umsonst; das Schiff war von dem wilden Strom in raschem Lauf vorwärts getrieben worden. Nach langem vergeblichen Warten machte sich auch Gonzalo mit seinen hungernden Gefährten wieder auf den Weg. Sie brauchten viele Wochen, bis sie durch den dichten Urwald an die Stelle kamen, wo der Napo in den Marañon sich ergießt. Auch dort fanden sie von Orellana keine Spur; schon glaubten sie, daß die Gefährten verunglückt, oder von der wilden Bevölkerung, welche das Flußgebiet bewohnte, gemordet worden seien, als sie einen halbnackten, von Hunger entstellten Weißen entdeckten. Es war ihr Landsmann Sanchez de Vargas. Von ihm vernahmen sie, daß Orellana stromabwärts weiter gesegelt sei, um die hohe See zu erreichen und in Spanien den Lohn und Ruhm eines neuen Entdeckers zu ernten; ihn selbst habe man in der Wildnis zurückgelassen, weil er sich dem treulosen Vorhaben widersetzte. Es läßt sich denken, mit welchen Gefühlen die Spanier diese Nachricht vernahmen. Verraten und verlassen im wilden Urwald, ohne Nahrung und mit zerfetzten Kleidern, wohl vierhundert Meilen von Quito entfernt; es war eine verzweifelte Lage, und Verzweiflung blickte auch aus jedem Angesicht. Nur Gonzalo Pizarro bewahrte seinen Mannesmut und seinem heroischen Geiste gelang es, auch die andern zu beleben, das kastilische Ehrgefühl in ihrer Brust zu wecken. Es gab kein andres Mittel der Rettung, als die Rückkehr nach Quito; und wie leidensvoll das Unternehmen war, und wie mancher auf dem Wege verschmachtete oder, vor Krankheit und Erschöpfung hinsinkend, eine Beute der wilden Tiere ward; etwa achtzig Spanier und die Hälfte der Indianer kamen mit Gonzalo, der auf dem ganzen Wege ebensoviel Mut und Ausdauer als Treue und Hingebung gegen die Leidensgenossen zeigte, wieder an dem Ort an, von wo sie vor mehr als einem Jahr ausgezogen waren. Freilich machten sie den Eindruck, als hätte ein Beinhaus seine Toten herausgegeben. Orellana erreichte wirklich das Meer nach einer Fahrt von fast zweitausend

Leguas voll unglaublicher Beschwerden und Gefahren und kam glücklich nach Spanien, wo seine fabelhaften Schilderungen von einem Goldlande, **Eldorado**, das sich in der Nähe des Stromes befinde, die Wundersagen mehrten und zu neuen abenteuerlichen Unternehmungen anfeuerten. Die übertriebensten Erzählungen fanden Glauben in den überspannten Gemütern der durch Rittertum und Romantik phantastisch aufgeregten Spanier, und bald sah sich Orellana von fünfhundert Abenteurern umgeben, die mit ihm das neue Wunderland aufsuchen wollten, wo inmitten goldbedachter Ortschaften sich in der Nähe des „Amazonenstromes" Gemeinwesen bewaffneter Frauen befinden sollten. Aber er starb auf der Überfahrt, und seine Entdeckung, die durch das treulose Verlassen seiner Kameraden wie durch die Schwindeleien seiner Lügenmären an ihrem Ruhm und ihrer Ehre schwere Einbuße litt, blieb unfruchtbar für sein kastilisches Vaterland. Die Länder des Riesenstromes kamen in den Besitz der Portugiesen.

Die Verschwörung der Almagrianer. Als Gonzalo Pizarro nach Quito zurückkam, fand er alles verändert. Während seiner Abwesenheit war in Peru eine Staatsumwälzung vor sich gegangen, welcher der Statthalter selbst zum Opfer gefallen war. Vergebens hatte Gonzalo seinen Bruder vor den Anhängern Almagros und insonderheit vor dessen Sohn Diego gewarnt; Francisco schlug die Ratschläge des Bruders in den Wind und verfolgte eine Politik, die ihm notwendig verderblich werden mußte. Er reizte die Freunde des alten Kriegshelden, die den Pizarros den Tod des Führers nie vergaben, durch verächtliche Behandlung, durch Verkürzung und Zurücksetzung bei Verteilung von Repartimientos und erleichterte doch die Gelegenheit zu Verschwörungen, indem er sie nicht über das Land zerstreute, sondern ruhig geschehen ließ, daß die verarmten und mißvergnügten Ritter sich in Lima umhertrieben, wo sie mit Diego Almagro öfters geheime Zusammenkünfte hatten. Die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft eines neuen Richters erfüllte sie anfangs mit der Hoffnung, aus ihrem Elend erlöst zu werden; als aber Vaca de Castro immer nicht erschien und das Gerücht sich verbreitete, er sei auf der Überfahrt zu Grunde gegangen, da beschlossen die „Chilemänner", gereizt durch den Übermut und die Spottreden der wohldienerischen Parteigenossen Pizarros, insbesondere seines Sekretärs Picado, sich Rache zu verschaffen. Achtzehn bis zwanzig Kampfgenossen des alten Befehlshabers, an ihrer Spitze ein tapferer Ritter Juan de Rada, kamen überein, den Statthalter zu ermorden. An einem Sonntage, wenn er aus der Kirche kommen würde, sollte er auf offener Straße überfallen werden. Das Vorhaben wurde verraten, und wenngleich Francisco der Anzeige keinen großen Wert beilegte, ging er doch an jenem Tage, es war
26. Juni 1541. der 26. Juni 1541, nicht in die Messe. Daraus folgerten die Verschwornen, daß ihr Anschlag entdeckt worden sei, und den sicheren Untergang vor Augen sehend, beschlossen sie, den verhaßten Gebieter in seinem eignen Hause aufzusuchen und die That dort zu vollbringen.

Aus der Wohnung Diegos, der sich jedoch dem Zuge nicht anschloß, rückten

Francisco Pizarros Ermordung. 1541.

die Verschwornen in den weiten Hofraum vor dem Palast des Marquis. Auf das Geräusch entflohen die anwesenden Gäste durch den Garten, um sich zu waffnen, unter ihnen der verhaßte Oberrichter Velasquez. Pizarro gebot einem seiner Ritter, Francisco des Chaves, die Thür verschlossen zu halten, bis er sich gewappnet hätte und Hilfe von außen käme. Anstatt aber dem Befehl zu folgen, ließ sich dieser in Unterhandlungen ein. Er wurde niedergestoßen und über die Stufen hinabgestürzt. Vergebens suchten die Diener die Einstürmenden abzuhalten, auch sie sanken durchbohrt zu Boden. Mit dem Ruf: „Tod dem Tyrannen!“ drangen Rada und seine Gefährten in das Gemach, wo Pizarro gerade beschäftigt war, den Panzer anzulegen. Sein Halbbruder, Martinez de Alcantara, der ihm dabei behilflich war, und zwei Edelknaben waren die ersten Opfer der Wütenden. Pizarro wehrte sich „wie ein vom Lager aufgescheuchter Löwe“; zwei der Verschwornen sanken unter seinen Streichen zu Boden; endlich erlag er der Übermacht; blutend stürzte er nieder und hauchte unter den Händen Radas und einiger seiner Gefährten seine Seele aus. Mit dem Rufe: „Der Tyrann ist tot! Die Gesetze sind wieder hergestellt! Es lebe der Kaiser und sein Statthalter Almagro!“ durcheilten die Mörder die Straßen; die „Leute von Chile“ stellten sich unter Radas Banner, indes die Gegenpartei sich flüchtete oder versteckte. Picado und andre Häupter wurden in Haft gebracht, sein und Pizarros Haus der Plünderung preisgegeben; Schrecken und Verwirrung herrschte in Lima, zur Beruhigung der Leidenschaften zogen die barmherzigen Brüder mit erhobenem Kruzifix in Prozession durch die Straßen. Am andern Tag ritt der junge Almagro durch die Stadt, begleitet von bewaffneten Rittern, die ihn unter Trompetenschall zum Statthalter und Oberfeldherrn von Peru ausriefen. Pizarros Leiche wurde in aller Stille in der Stiftskirche beigesetzt; erst in späteren Jahren ward dem Eroberer Perus eine würdige Grabstätte zu teil.

Sein Charakter.

So starb der Mann, welcher der Krone Spaniens den schönsten Juwel zugebracht, der Welt ungewöhnliche Dienste geleistet, der, wenn auch ohne Bildung und Erziehung, mit großem Unternehmungssinn und wunderbarer Energie einen klaren Geist und politischen Verstand vereinigte. Die Härte und Grausamkeit gegen die Eingebornen war ein gemeinsamer Charakterzug der spanischen Konquistadoren; nur auf solchen Wegen glaubten sie den Sieg des Kreuzes und der kastilischen Herrschaft begründen zu können; der heftige Kampf und Widerstreit gegen alles, was den ungestümen Lauf der Eroberung hemmte, war gleichfalls allen jenen gewaltthätigen Männern eigentümlich, die mit ungebändigter Naturkraft durch die Welt stürmten und wilde Leidenschaften in ihrer Seele trugen. Aber wie schrecklich auch Francisco Pizarro in vielen seiner Handlungen erscheinen mag, aus gemeinen Stoffen war er nicht gebildet: einfach in seiner Lebensweise, genügsam in seinen Bedürfnissen, mäßig in seinen Genüssen, verwendete er die Früchte seiner Habgier nur zur Befriedigung seiner Herrschsucht, zur Durchführung seiner Eroberungspläne. Manches nahm auch freilich das Spiel weg, dem

er leidenschaftlich ergeben war. Über den großartigen Schöpfungen, die er durch seinen einsichtsvollen Geist, durch seine unermüdlichen Arbeiten und Anstrengungen ins Leben gerufen, hat die Nachwelt die blutigen Wege, die Handlungen der Treulosigkeit, die vielen schrecklichen Mittel vergessen, womit jene Ziele erreicht wurden. Langsam im Entschließen, war er fest im Ausführen seiner Vorsätze und rasch im Handeln. Keine Schwierigkeiten, mochten sie von elementaren Naturmächten oder von Menschen herrühren, waren im stande, ihn von einem Unternehmen zurückzuhalten; Leiden und Entbehrungen schreckten ihn ebensowenig ab, wie Kämpfe und Arbeiten; vor der Energie seines Willens mußte alles weichen. Furcht und Unmöglichkeit waren ihm unbekannte Begriffe. Ehrgeiz, Herrschsucht und die Goldgier, die ihm die Mittel zu deren Befriedigung lieferte, waren die dominierenden Triebe seines Wesens, der Religionseifer, der bei Cortez einen Fundamentalzug des Charakters bildete, stand bei Pizarro in zweiter Linie.

Es ist ein menschlicher Zug, wenn Schriftsteller, wie Garcilasso de la Vega, welche mit Rührung und Wehmut auf die vergangenen Zeiten des Inkareichs blickten, dem Zerstörer der idyllischen Zustände, des harmlosen Dahinlebens der alten Indianer, ein grollendes Andenken bewahrten, das Unglück der Nation, das so erschütternd über die Kinder der Sonne hereinbrach, ihm und seinen Gefährten allein schuld gaben. Aber die Vorsehung, die mit geheimnisvollen, unberechenbaren Schritten durch die Weltgeschichte geht, wählt oft Werkzeuge und Mittel für ihre Zwecke, die dem menschlichen Verstande unerforschlich und unbegreiflich sind. Ein Reflex dieser Beurteilung und elegisch-düsteren Stimmung findet sich bei Prescott: „Als Pizarro in den Besitz von Cuzco kam, fand er ein in Gesittung weit vorgeschrittenes Land, Staatseinrichtungen, unter welchen das Volk ruhig und in persönlicher Sicherheit lebte; Gebirge und Hochland bedeckt von Herden; die Thäler blühend in den üppigen Früchten eines verständigen Landbaues; Korn- und Warenspeicher überfüllt; das ganze Land im Genuß seines Überflusses; und den unter dem Einfluß der mildesten und harmlosesten Form des Aberglaubens gesänftigten Volkscharakter wohl vorbereitet für die Annahme einer höheren und christlichen Bildung. Aber, weit entfernt diese einzuführen, überließ Pizarro die besiegten Stämme seinem rohen Kriegsvolke; die heiligen Klöster wurden ihren Lüsten, die Städte und Dörfer der Plünderung preisgegeben; die unglücklichen Eingebornen wurden wie Sklaven unter die Eroberer verteilt, um in deren Bergwerken zu arbeiten; die Herden wurden zerstreut und unnütz vernichtet; die Kornvorräte verschwendet; die zweckmäßigen Vorkehrungen zu einer vollkommneren Bodenbearbeitung ließ man in Verfall geraten; das Paradies ward in eine Wüste verwandelt. Statt die alten Formen der Bildung zu benutzen, zog es Pizarro vor, jede Spur derselben aus dem Lande zu verwischen, und auf ihren Trümmern die Staatseinrichtungen seines Vaterlandes zu gründen. Doch kamen diese dem armen, in eiserner Knechtschaft gehaltenen Indianer nicht zu gute. Er hatte wenig davon, daß sich auf den Küsten des Stillen Meeres zahlreiche Gemeinden und Städte, die Märkte eines blühenden Handels erhoben. Er hatte keinen Teil an der glücklichen Erbschaft. Er war ein Fremdling im Lande seiner Väter."

f. Die Kronbeamten und die Usurpatoren der Statthalterwürde.

Pizarros Ermordung gab das Signal zu furchtbaren Parteikämpfen, zu politischen Verfolgungen und anarchischen Umtrieben. Sein Sekretär Picado sollte die verborgenen Schätze seines Herrn verraten, und als er trotz der angewandten Folter den Ort nicht angeben konnte oder wollte, wurde er auf dem großen Platze in Lima enthauptet. Valverde, Bischof von Cuzco, und der Oberrichter Velasquez wurden nach Tumbez eingeschifft, fanden aber den Tod unter den Händen der Peruaner. Die Städte waren in zwei Heerlager geschieden: Die Anhänger Pizarros erholten sich wieder von ihrem ersten Schrecken und stellten sich unter die Führung von Alvarez de Holguin, Alfons Alvarado, Benalcazar und andern Hauptleuten des Marquis; die „Männer von Chile" suchten die Anerkennung der Statthalterwürde Almagros mit den Waffen zu erzwingen. Aber der Urheber und Leiter der Verschwornen, Juan de Rada, stand dem jungen Parteihaupte nicht lange mehr zur Seite; die Aufregung zog dem bejahrten Kriegsmanne ein Fieber zu, an dem er starb, ein großer Verlust für den unerfahrenen Diego, der stets von andern abhängig war. Bald entstand Zwietracht und Hader unter der eignen Partei, Sotelo wurde von Garcia de Alvarado, einem Verwandten Alfons' erschlagen, dieser fiel unter Almagros Augen durch andre.

Parteiwut. Nov. 1541.

So war die Lage der Dinge, als Vaca de Castro in Peru anlangte und die Statthalterwürde ansprach, die ihm kraft des königlichen Patents nach Pizarros Tod zustand. Almagro versuchte zuerst durch Unterhandlungen den Bevollmächtigten der kastilischen Krone zu bewegen, daß er ihm wenigstens in den südlichen Landschaften, die sein Vater entdeckt und beherrscht hatte, das Regiment überlasse; als dieser ihn aber keiner Antwort würdigte und als Empörer behandelte, beschloß er mit den Waffen seine angemaßte Stellung zu behaupten. Er setzte sein Vertrauen auf die Anhänger seines Vaters, die auch dem ritterlichen Sohne geneigt waren, auf die treffliche Bewaffnung und Ausrüstung seiner Mannschaften zu Fuß wie zu Roß, auf das Geschütz, das er unter Leitung Pedros de Kandia, des Griechen, im Lande selbst hatte gießen lassen; auf den Beistand des Inka Mango, der sich mit Scharen eingeborner Krieger in den Bergen umhertrieb und aus Haß gegen den Namen Pizarro dem Nebenbuhler Hilfe zugesagt hatte. Mit einer Streitmacht, wie sie weder seinem Vater noch dem Marquis je zu Gebote gestanden, zog Diego Almagro von Cuzco gen Lima, wo Vaca de Castro alle Bewaffneten, die seinem Oberbefehl sich zu unterwerfen bereit waren, um sich gesammelt hatte. Der neue Statthalter war nicht in so günstiger Lage als sein Gegner, allein er hatte einen starken Verbündeten in der Loyalität des Spaniers, in der Ehrfurcht vor der Autorität und vor dem Rechte der Krone, und was dem Rechtsgelehrten an Kriegsübung abging, ersetzte er durch Verstand, Umsicht und Klugheit. Mit Entschiedenheit wies er jede Transaktion mit den Mördern Pizarros zurück. Der Hauptmann Benalcazar wurde nach Quito zurückgeschickt, weil er

Vaca de Castro und der jüngere Almagro. 1542.

einem der Verschwornen zur Flucht verholfen, und als Almagro nochmals Unterhandlungen anzuknüpfen suchte, verlangte der Statthalter zuvor, daß alle, die an Pizarros Ermordung teilgenommen, ihm ausgeliefert und die Kriegsmannschaften aufgelöst werden sollten. So mußte denn das Schwert entscheiden.

Almagros Niederlage und Ende. Sept. 1542. In der Ebene von Chupas, etliche Meilen von der Stadt Guamanga, erfolgte die Schlacht, wo Spanier gegen Spanier, Waffenbrüder gegen Waffenbrüder kämpften. Als das Geschütz auf welches Almagro sein größtes Vertrauen setzte, zu hoch zielte, stieß er den Befehlshaber desselben, Pedro de Kandia, ihn für einen Verräter haltend, mit dem Schwerte nieder und richtete dann mit eigner Hand die mörderische Waffe gegen das feindliche Fußvolk. Schon war Holguin gefallen, schon wankte Alvarados Reiterschar, und der junge Feldherr, der durch Mut und Tapferkeit sich vor allen hervorthat, glaubte schon zuversichtlich an den Sieg der Seinen und empfahl Schonung des Gegners, als das plötzliche Einbrechen Castros mit einem Haufen auserlesener Ritter eine Wendung herbeiführte. Wie tapfer auch die Verschwornen, denen im Falle der Niederlage der Tod am Galgen drohte, den Andringenden widerstanden, die Schlacht war nicht mehr zu halten. Nur der hereingebrochenen Nacht verdankten viele der Geschlagenen ihre Rettung, andre hefteten sich die Zeichen der gefallenen Gegner an und traten in die Reihen der Sieger. Die Eingebornen sahen mit Frohlocken von den Bergen dem Selbstzerfleischen ihrer Bedrücker zu und plünderten dann in der Dunkelheit die Leichen aus, wobei auch mancher Verwundete den Todesstreich empfing. Von den gefangenen Empörern wurden an den folgenden Tagen vierzig mit dem Tode, eine fast gleich große Zahl mit Verlust einzelner Gliedmaßen oder mit Verbannung bestraft. Siegprangend zog Castro in Cuzco ein und bald nachher fiel auf dem großen Platze das Haupt des gefangenen Almagro, über den ein Kriegsgericht das Todesurteil gesprochen. Der unglückliche Sohn, ein junger Mann von guten Anlagen und schönen Hoffnungen, wurde neben seinem unglücklichen Vater in einer Klosterkirche beigesetzt. Mit diesem blutigen Drama zerrann die Partei der „Chilemänner“, die so lange der Schrecken von Lima gewesen.

Vaca de Castros Verwaltung. Gonzalo Pizarro sah mit stillem Verdruß diesen Ausgang, der seine Hoffnung, an seines Bruders Stelle Statthalter zu werden, vernichtete oder in weite Ferne rückte. Vaca de Castro lud ihn zu sich nach der Inkastadt ein, behandelte ihn freundlich und zuvorkommend und entsandte ihn dann nach der Silberregion von Charcas, die ihm einst sein Bruder zugewiesen. Nachdem die Ruhe im Lande und in den Gemütern hergestellt war, widmete der rechtskundige Statthalter seine ganze Sorge der Verbesserung des Pflanzstaats durch zweckmäßige Gesetze und Verordnungen für die Ansiedelung des Landes und für die Lage der Eingebornen, die sich mehr und mehr in die Kultur, die gesellschaftlichen Formen und die Staatseinrichtungen der weißen Männer einlebten und mit den Einwanderern europäischen Blutes zu einer Mischrasse zusammenschmolzen.

Aber in Spanien war man der Ansicht, ein Mann, der mit blutiger Hand die Autorität der Gesetze und der Obrigkeit hergestellt, sei nicht geeignet, einen Zustand des Friedens und der Ruhe zu begründen. Vaca de Castro erhielt daher eine ehrenvolle Abberufung, damit ein neuer Statthalter mit dem Range eines „Vizekönigs" und mit einem Tribunal von vier Richtern fortan in Lima seinen Sitz nehme. Ein Ritter von guter Familie, Blasco Nuñez Vela, wurde zu dieser Würde ausersehen. Es war eine unglückliche Wahl. Kaum war der neue Statthalter mit ungemeinem Glanz in Lima eingezogen, so machte er die in Spanien beschlossenen Gesetze und Verordnungen bekannt, kraft deren die Peruaner in Freiheit gesetzt und alle Teilnehmer an den letzten Kämpfen und Aufständen zwischen Pizarro und Almagro ihrer Repartimientos verlustig sein sollten. Damit waren nicht nur alle spanischen Ansiedler, von denen sehr wenige in den bürgerlichen Unruhen der letzten Jahre parteilos geblieben sein mochten, in ihrem Erwerb und Besitztum bedroht, sondern die ganze Existenz und Zukunft des peruanischen Pflanzstaats stand auf dem Spiel. Die gesamte Ansiedlerwelt geriet daher in die größte Bestürzung, vor allen Gonzalo Pizarro, über dessen Haupt ein scharfes Schwert hing. Er wurde von allen Seiten bestürmt, der Ausführung dieser verderblichen Verordnungen entgegenzutreten; in Cuzco ernannte ihn die Gemeinde zum Vorstand und übertrug ihm den Oberbefehl über das Kriegswesen. Zwar suchte er bei der Übernahme jeden Schein einer Auflehnung gegen die spanische Krone zu vermeiden; nur zum Schutze gegen den Inka Mango, der noch immer mit bewaffneten Haufen in den Bergen umherstreifte, wollte er das Führeramt angenommen haben; aber die Hingebung und das Vertrauen der Pflanzer erzeugte oder nährte in seiner Brust den stillen Gedanken, daß er die Statthalterwürde, die er als Erbteil seiner Familie ansah, im äußersten Falle mit Waffengewalt sich aneignen könnte. Die Durchführung der Gesetze von seiten des Vizekönigs mußte alle europäischen Ansiedler zu seinen Verbündeten machen. Der hochbejahrte Francisco de Carbajal, der in seiner Jugend unter dem „großen Feldherrn" Gonsalvo de Cordova in Italien seine Kriegsschule gemacht und in der Schlacht von Chupas das Beste für den Sieg der königlichen Sache gethan, ließ sich von seiner beabsichtigten Rückreise nach der Heimat abbringen und stellte sich unter Gonzalos Oberbefehl.

Blasco Nuñez Vizekönig in Peru. *Nov. 1543.* *Jan. 1544.* *Gonzalo das Haupt der Unzufriedenen.*

Um diese Zeit wurde Inka Mango von einigen flüchtigen Chilemännern, die nach der Niederlage Almagros bei den Indianern Schutz gesucht, ermordet, ein Ereignis von großer Bedeutung für die spanische Herrschaft in Peru. Denn da in ihm die heilige Dynastie der Heliaden erlosch, so war der Zauber gebrochen, der das luftige Gebilde des Inkareichs zusammenhielt, so zerrann der wunderliche, auf religiösen Traditionen und abergläubischen Vorstellungen aufgeführte Staatsbau, und dem Eingang europäischer Lebensordnung und christlicher Bildungsformen war ein weiterer Zugang geöffnet.

Inka Mango ermordet.

Hader und Parteiung in Lima. Aber obschon der Tod des fürstlichen Oberhauptes und die Zerstreuung seiner Kriegshaufen dem spanischen Anführer den Vorwand benahm, unter dem er seine kriegerischen Rüstungen versteckt hatte, so stellte er dieselben doch nicht ein; er sammelte Waffen und Geschütz; er bemächtigte sich der öffentlichen Gelder in Cuzco und zog endlich an der Spitze einer ansehnlichen Truppenmacht nach Lima hinab, um den Vizekönig in der Vollziehung der Verordnungen zu hindern. Zwei Hauptleute, welche ihn auf dem Marsche aufhalten sollten, traten unter seine Fahne, so daß Blasco Nuñez in eine schlimme Lage kam. In seinem Argwohn glaubte er sich allenthalben von Verrätern umgeben, und als Verräter erschien ihm jeder, der ihm Vorstellungen machte und ihn auf andre Wege zu bringen suchte. Zu diesen gehörte auch Vaca de Castro. Anstatt dessen Ratschlägen Gehör zu geben, ließ er ihn festnehmen und gefesselt auf ein Schiff bringen. Ein gleiches Schicksal hatten mehrere andre Ritter. Einer derselben, ein volksbeliebter Mann, wurde von dem jähzornigen Vizekönig bei einer stürmischen Unterredung mit einem Dolch verwundet und dann von dessen Umgebung niedergestoßen, eine Schreckensthat, die noch an Gehässigkeit zunahm, als man den Ermordeten aus Furcht vor den Bürgern von Lima heimlich beerdigte. Die Aufregung mehrte sich mit jedem Tag, namentlich als man hörte, daß Gonzalo nur noch einige Meilen von der neuen Hauptstadt entfernt sei. Wohl hatte Nuñez durch Belohnungen und Versprechungen eine beträchtliche Kriegsmannschaft zusammengebracht und Lima in Verteidigungsstand gesetzt; aber der Gesinnung der Einwohner mißtrauend, wollte er sich nach Trujillo zurückziehen. Diesem Vorhaben widersetzten sich jedoch die Richter der Audiencia; nur in Lima, behaupteten sie, sei der rechtmäßige Sitz des Gerichtshofs, und als der Vizekönig in seinem Hochmut und Amtsdünkel ihre Einwendungen verachtete, ließen sie durch bewaffnete Volkshaufen seinen Palast stürmen und nahmen ihn gefangen. So waren denn die Behörden selbst in Hader und Krieg geraten, während Gonzalo Pizarro vor den Thoren lagerte. Die Audiencia nahm nun die Regierung in die eigne Hand, suspendierte die Ausführung der verhaßten Verordnungen, bis man in Kastilien neue Verhaltungsbefehle eingeholt haben würde, und knüpfte, während Blasco Nuñez in Begleitung des Lizentiaten Alvarez nach Spanien zur Untersuchung fortgeführt ward, mit Pizarro Verhandlungen an. Dieser zeigte jedoch wenig Neigung, sich mit einer Behörde einzulassen, deren Autorität und Rechtsstellung sehr zweifelhaft war. Er betrachtete sich als Statthalter und in den Augen seiner Anhänger galt er dafür. Und so wenig Rücksicht wurde auf die Audiencia genommen, daß der alte Haudegen Carbajal mit einem Haufen Bewaffneter in die Stadt eindrang und drei angesehene Ritter, die von Gonzalo abgefallen waren, gefangen nehmen und vor der Stadt an Bäume knüpfen ließ.

Gonzalo zum Statthalter ernannt. 1544. Im Gefühl seiner Ohnmacht und voll Schrecken übertrug der Gerichtshof dem siegreichen Anführer die Statthalterwürde und lud ihn ein, Besitz von Lima zu nehmen. 28. Okt. 1544. So hielt denn Gonzalo Pizarro am 28. Oktober 1544 an der

Spitze von 1200 Spaniern zu Fuß und zu Pferde und einigen Tausend Indianern, welche das Geschütz zogen, seinen prunkenden Einzug in die Hauptstadt von Peru, von Jubel und Freudenrufen empfangen. Als er in glänzendem Ritterkleide auf stolzem Streitroß, in der Mitte seiner Getreuen durch die Straßen ritt, voran das königliche Banner von Kastilien, da mochte er mit Befriedigung auf seine Thaten zurückblicken, die ihn zu solcher Höhe emporgetragen. Ohne Widerstand leistete die Audiencia dem neuen Statthalter und Oberbefehlshaber den Amtseid. Darauf bezog er den Palast, den einst sein Bruder bewohnt hatte, wo noch auf dem Fußboden die Blutspuren von seiner Ermordung sichtbar waren.

Gonzalo hatte einen gefährlichen Weg betreten. Wie sehr er auch seine Loyalität gegen den Kaiser und die Regierung von Kastilien hervorkehrte, in Spanien durfte er keine Verzeihung erwarten. Nur wenn seine Macht so fest begründet war, daß es gefährlich erscheinen mochte, sie ihm zu entreißen, konnte er auf Anerkennung hoffen. Als er eine Gesandtschaft über das Meer schicken wollte, um sein Verfahren zu rechtfertigen, hielt ihn Carbajal zurück. „Er sei viel zu weit gegangen, um bei der Krone Spanien Vergebung zu finden; er könne sich nur mit Piken und Musketen rechtfertigen.“ Und so ergriff denn Pizarro alle Mittel, sich in der Gewalt zu befestigen. Er besetzte die obrigkeitlichen Stellen mit seinen Anhängern und suchte alle Männer von Einfluß und Bedeutung an sein Interesse zu fesseln, in sein Schicksal zu verflechten, damit die gemeinsame Gefahr ein gemeinsames dauerhaftes Freundschaftsband knüpfe. Da hörte er denn mit Besorgnis, daß sowohl Vaca de Castro, als Blasco Nuñez während der Verwirrung aus der Gefangenschaft entkommen seien und ihn der Verräterei anklagten. Von der Furcht vor dem ersteren wurde er zwar bald befreit; denn kaum war der Lizentiat in Spanien gelandet, so wurde er infolge verleumderischer Beschuldigungen in Haft gebracht und ohne Verhör und Urteil zwölf Jahre lang unter Aufsicht gehalten, bis endlich seine Unschuld an den Tag kam und er in alle seine Ehren und Würden wieder eingesetzt ward. Um so gefährlicher war das Auftreten des Vizekönigs, der in Quito sein Standquartier nahm, in einem öffentlichen Aufruf Pizarro als Hochverräter erklärte und alle treuen und loyalen Unterthanen des Königs aufforderte, sich unter die Fahne des gesetzmäßigen Oberhauptes des Pflanzstaats zu reihen. Unterstützt von dem tapfern Benalcazar in Popayan bemächtigte er sich der nördlichen Gebirgslandschaften und suchte von dort aus mit den ihm von allen Seiten zuströmenden Kriegern die verlorne Stellung wieder zu gewinnen. Pizarro und Carbajal erkannten die ihnen drohende Gefahr und beschlossen, den Feind durch raschen Angriff niederzuwerfen, ehe sein Anhang zu mächtig würde. So entstand nun ein Krieg, der an Beschwerden und Leiden, an Hunger und Entbehrung, an anstrengenden Märschen und Todesgefahren kaum hinter dem Zuge nach dem Amazonenstrom zurückstand. Quito sah bald den einen, bald den andern als

Ausgang des Vizekönigs Blasco Nuñez. 1545.

Sieger in seine Thore einziehen. In der Nähe dieser Stadt kam es zur Entscheidungsschlacht. Mit wütendem Parteihasse fochten hier Spanier wider Spanier mit Büchsen und Lanzen, mit Schwertern und Streitärten, Fußvolk und Reiter, bis die durch einen langen Umweg ermüdeten Mannschaften des Vizekönigs den Gegnern erlagen. Blasco Nuñez stritt mit dem Mute eines Verzweifelnden; seine Lanze streckte den ersten Feind zu Boden; endlich stürzte er von Wunden bedeckt vom Pferde und wurde im Getümmel erschlagen, noch im Sterben mit Schmähungen überschüttet. Ein schwarzer Sklave trennte mit einem Säbelhieb das Haupt vom Rumpfe, und so verwildert waren die Gemüter geworden, daß einige Krieger die grauen Haare aus seinem Barte rissen und auf ihren Helm steckten. Auch Benalcazar lag schwer verwundet unter seinem Pferde und gar mancher andre Rittersmann, der ein vielbewegtes Leben hinter sich hatte. Und wie mancher starb noch in den nächsten Tagen durch das Richtbeil! Nicht einmal die Kirchen und geweihten Andachtstätten gewährten Schutz gegen Verfolgung und Rache.

g. Peru unter spanische Herrschaft gebracht.

Gonzalo Pizarro als Statthalter anerkannt. 1548.

Durch den Sieg von Añaquito war Gonzalo Pizarro Herr und Gebieter von Peru. Als er im Juli 1546 über Trujillo nach Lima zog, wurde er von der Ansiedlerbevölkerung als „Befreier und Beschützer des Volks" allenthalben mit Jubel und Freudenbezeigungen empfangen. Die Hauptstadt prangte im Festschmuck und die Bischöfe und angesehensten Hauptleute und Beamten gingen neben seinem Pferde her. Auch im Süden, wo Diego Centeno einen Aufstand gegen Pizarro erregt hatte, wurde seine Autorität hergestellt. Der Führer, den der achtzigjährige Carbajal „wie der wilde Jäger" durch Gebirge und Schluchten rastlos verfolgte, alle Gefangenen zum Tode verurteilend, verbarg sich zuletzt in einer Höhle bei Arequipa, wo ihn ein indianischer Häuptling heimlich ernährte. Nun beugten sich alle Landschaften von Quito bis zur Grenze von Chile vor der Herrschergewalt Pizarros; auf dem Stillen Weltmeer kreuzte seine Flotte, damit kein feindliches Fahrzeug von Panama nahen könne; seine Streitkräfte waren in vortrefflichem Zustande; seine Anhänger gelangten zum Besitz großer Landstrecken mit eingebornen Arbeitern. Dabei war er bedacht, der Krone den gesetzlichen Quint zu sichern, die öffentlichen Einkünfte in geregeltem Stand zu halten und durch gute Verwaltung und Rechtspflege keinen Anlaß zu Klagen oder Empörungen zu geben. Wenn auch der königliche Glanz, an dem sich sein Herz weidete, den Stolz und das Selbstgefühl eines glücklichen Emporkömmlings verriet, so hat er doch niemals die Loyalität eines spanischen Unterthanen gegen den Kaiser verleugnet. Den Rat Carbajals, sich mit der rechtmäßigen Erbin des Inka zu vermählen und als unabhängigen König von Peru ausrufen zu lassen, wies er mit Entrüstung zurück. Vielmehr gedachte er, eine Botschaft nach Spanien zu senden, welche sein Verfahren rechtfertigen und um die Be-

stätigung seiner Amtsgewalt als Nachfolger seines Bruders Francisco nachsuchen sollte.

Dieser Schritt war nicht mehr nötig; denn in Spanien hatte man bereits Anordnungen getroffen, um in dem verwirrten Pflanzstaate die königliche Autorität herzustellen und das wichtige Land der kastilischen Krone zu sichern. Man war im Mutterlande zu der Einsicht gekommen, daß die Verordnungen über die Repartimientos und die Freigebung der Eingebornen die Hauptschuld an den bürgerlichen Unruhen trügen. Die Zurücknahme derselben war daher die erste notwendige Maßregel einer versöhnlichen Politik. Diese nach der Neuen Welt zu bringen und dort in Wirksamkeit zu setzen, wurde ein Mann ausersehen, der schon in verschiedenen schwierigen Lagen ebensoviel Umsicht und Klugheit als Treue gegen die Krone an den Tag gelegt hatte. Dieser Mann war **Pedro de la Gasca**, der, einem edlen Geschlechte Kastiliens entstammt, als Geistlicher erzogen war, aber auch für Staatsgeschäfte und selbst für den Krieg Befähigung gezeigt hatte, und mit einem klaren Verstand einen ruhigen gemäßigten Charakter und tiefe Menschenkenntnis verband. Schon auf der hohen Schule zu Alcala hatte er während des Bürgerkriegs der Comunidades, dann als Mitglied des Inquisitionsrates und als erster Beamter in Valenzia so viele Beweise von Einsicht, gesundem Urteil und Loyalität gegeben, daß ihn der Kaiser mit seinem höchsten Vertrauen beehrte. Er selbst forderte nun in einem eigenhändigen Schreiben den Priester zur Übernahme der Statthalterwürde und der Friedensmission in Peru auf und trug kein Bedenken, die unbeschränkten Vollmachten, die jener begehrte, in seine Hand zu legen. Nicht nur, daß Gasca über die Repartimientos, über die Kriegsmacht, über die Staatskasse frei verfügen durfte, es sollte auch in seiner Macht stehen, wegen vergangener Handlungen Gnade und Verzeihung zu gewähren, wie er es für gut fände, Ämter zu verleihen, Lohn und Strafe auszuteilen. Mit solchen ausgedehnten Vertrauensurkunden ausgerüstet, ging Gasca unter Segel, im einfachen Priesterkleide und mit geringem Gefolge. Den ersten Platz unter seinen Begleitern nahm Alfons de Alvarado ein, jener tapfere Hauptmann, der unter Francisco Pizarro mit Auszeichnung gedient und sich in den letzten Jahren am spanischen Hofe aufgehalten hatte. Der Tod des Vizekönigs Blasco Nuñez, den er bei seiner Landung in Nombre de Dios vernahm, erleichterte ihm die Aufgabe. Gonzalo hatte den Oberbefehl über die beiden Hafenorte, die den Zugang nach Peru beherrschten, zwei zuverlässigen Offizieren anvertraut: **Hernan Mexia** hielt mit einer starken Streitmacht Nombre de Dios besetzt, während **Hinojosa**, ein entschlossener Mann, in Panama und über das Kriegsgeschwader das Kommando führte. Der erstere wurde durch das entgegenkommende Benehmen des königlichen Stellvertreters, der die Aufhebung der Verordnungen ankündigte und allen, die zum Gehorsam zurückkehren würden, volle Verzeihung verhieß, zu dem Versprechen gebracht, daß er bei dem Werke der Versöhnung mitwirken wolle; der andre verlangte zuerst Sicherheit,

Pedro de la Gasca.

26. Mai 1546.

daß Pizarro als Statthalter bestätigt werde. Diese Zusage wollte Gasca nicht geben, doch erlangte er, daß Hinojosa ihm Gelegenheit verschaffte, mit Pizarro in unmittelbare Verbindung zu treten.

Gonzalo versagt seine Unterwerfung.

Gonzalo thronte in voller Herrlichkeit in seinem Palaste in Lima und von allen Seiten erhielt er so viele Beweise von Anhänglichkeit und Huldigung, daß er seine Macht als fest und sicher begründet ansehen durfte. Er geriet daher wohl in einige Verlegenheit, als er durch den neuen Statthalter zwei Schreiben empfing, eines von dem Kaiser selbst, worin er in den huldvollsten und versöhnlichsten Ausdrücken aufgefordert ward, mit dem königlichen Bevollmächtigten vereinigt für die Beruhigung des Landes zu wirken, das andre von Gasca, welches in höflichen und anerkennenden Worten ihn bei seiner Loyalität und ritterlichen Ehre beschwor, von dem weiteren Kampfe gegen die Krone abzustehen, da die Umstände, welche die Aufregung und Unzufriedenheit hervorgerufen, durch den Tod des Vizekönigs und die Zurücknahme der anstößigen Verordnungen beseitigt seien. Auch an Cepeda, einen ränkevollen Rechtsgelehrten, der im Rate der Audiencia am Hofe Pizarros den größten Einfluß besaß, richtete der Statthalter einen vertrauensvollen Brief, wie an einen Gleichgestellten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß Gonzalo durch Nachgeben und Unterwürfigkeit der Strafe entgangen wäre, denn am kastilischen Hofe hatte man ein gutes Gedächtnis für Vergehen und Ungehorsam; aber die Wege, die er jetzt einschlug, mußten ihn notwendig ins Verderben führen. Er verachtete den neuen Vorgesetzten, weil er ohne Heer und Flotte gekommen war und in Panama fast wie ein Gefangener unter Hinojosas Aufsicht zurückgehalten ward, und bedachte nicht, daß unter dem bescheidenen Priestergewande Gascas eine moralische Kraft verborgen lag, „stärker als seine stahlgepanzerten Kriegshaufen“. Während er in die Versicherungen der Ergebenheit, welche ihm von den Rittern und Städten des Pflanzstaats mit Ostentation entgegengebracht wurden, sein Vertrauen setzte, fand der kluge Statthalter Gelegenheit durch einen Dominikanermönch Proklamationen an die Ansiedlerbevölkerung in Stadt und Land zu verbreiten, worin allen, die der spanischen Regierung sich unterwerfen würden, Verzeihung und Anerkennung ihrer gerechten Ansprüche verheißen war.

Der Abfall beginnt.

Und nur zu bald konnte Pizarro wahrnehmen, daß der Boden unter ihm zu wanken begann. Es wurde in Lima beschlossen, eine Gesandtschaft nach Kastilien zu schicken, welche von dem Kaiser die Bestätigung Pizarros in der Statthalterwürde erbitten sollte. An ihrer Spitze stand Lorenzo de Aldana, der zu den treuesten und ergebensten Anhängern Gonzalos gehörte. Als dieser in Panama mit Gasca eine Zusammenkunft hatte und aus dessen Munde den Inhalt der königlichen Vollmacht und den Umfang der Zugeständnisse vernahm, gab er seine Mission auf und schlug sich auf die Seite des neuen Statthalters. Dies bestimmte auch Hinojosa aus seiner Unentschiedenheit herauszutreten. Er stellte die Flotte zu Gascas Verfügung, und nachdem er mit seinen Hauptleuten

und Mannschaften dem kastilischen Hofe Treue und Gehorsam geschworen, wurden 19. Nov. 1546.
alle als loyale Vasallen und Unterthanen des Kaisers begrüßt und in ihrer bisherigen Stellung bestätigt. Nun wurde die spanische Flagge auf der Armada des Stillen Weltmeers aufgepflanzt und Anstalten zur Abfahrt nach Süden getroffen. Der Abfall Hinojosas war für Pizarro ein Donnerschlag. Auf ihn hatte er so fest vertraut. Bald folgten neue Hiobsposten: In Quito wurde der von Pizarro zurückgelassene Befehlshaber Puelles ermordet und im ganzen Norden das Banner Kastiliens entfaltet. Benalcazar, der vom Schlachtfelde von Añaquito nach Popayan gebracht worden war, brannte vor Begierde nach Rache; aus der Höhle bei Arequipa eilte Centeno, der Todfeind Carbajals, nach Cuzco, überfiel mit einem Haufen Bewaffneter, die sich um ihn scharten, die Besatzung und führte die alte Inkastadt zum Gehorsam zurück. Jetzt sah sich Pizarro in die Lage eines verzweifelten Spielers gedrängt; vergebens hatte ihn der alte Feldherr Carbajal noch im letzten Augenblick zur Umkehr zu bestimmen gesucht, der meineidige Lizentiat Cepeda wußte ihn durch Aufstachelung seines Stolzes und seiner Herrschbegier auf der gefährlichen Bahn festzubannen. „Mein Hals ist lang genug zu einem Strick und mein Leben ohnehin nur noch von kurzer Dauer," sagte der alte Haudegen und hielt fest zu Pizarro. Auch noch gar mancher andre tapfere Kriegsmann scharte sich unter die Fahne des Aufruhrs, teils aus Anhänglichkeit für den offenen ritterlichen Charakter Gonzalos, teils verlockt durch die reichen Gaben, die der Feldherr mit freigebiger Hand an seine Getreuen verlieh, teils aus Furcht vor dessen Rache und todbringendem Argwohn, teils endlich gebunden durch einen Eid, den der schlaue Cepeda ihnen abgezwungen. Aber mit jedem Tag mehrte sich die Zahl der Ausreißer, insonderheit als Aldana, welcher mit einem kleinen Geschwader dem Statthalter vorausfuhr, in dem leeren Hafen von Lima anlegte und die Bekanntmachungen Gascas verbreitete. Um nicht seine ganze Streitmacht allmählich gleich einem Morgennebel verschwinden zu sehen, zog Gonzalo mit seinen Getreuen nach Arequipa. Seine Entfernung gab den Einwohnern von Lima das Zeichen zum Anschluß an die königliche Sache. Bald traf auch Gasca in seiner Statthalterschaft ein. Furchtbare Gewitterstürme hatten seine Ankunft verzögert. Nach seiner Landung in Tumbez empfing er von 13. Juni 1547.
allen Seiten so viele Beweise von Ergebenheit, daß er sich der freudigen Hoffnung überließ, er könne schnell und vielleicht ohne Blutvergießen des Aufruhrs Meister werden. In dieser Hoffnung wurde er noch bestärkt, als er in Cauca, das er zum Hauptquartier und Sammelplatz seiner Streitkräfte bestimmt hatte, die Botschaft empfing, Centeno habe mit hinreichender Mannschaft in der Nähe des Titicacasees ein Lager bezogen und halte die Bergpässe besetzt für den Fall, daß Gonzalo versuchen sollte, von Arequipa nach Chile durchzubrechen.

So leicht und schnell sollte indessen die Entscheidung nicht erfolgen, es sollte Gonzalos Sieg bei Huarina. 1547.
im mörderischen Bruderkrieg noch viel spanisches Blut fließen! Pizarro versuchte den gegnerischen Führer Centeno durch glatte Worte und durch die Erinnerung

an ihre frühere Freundschaft und Kameradschaft an sich zu locken; als dieser aber im Gefühl seiner Überlegenheit auf Ergebung bestand, beschloß der ergrimmte Feldherr, das Schwert entscheiden zu lassen. So erfolgte die Schlacht von
28. Okt. 1547. Huarina, in einer von Bergen umgebenen Ebene im Südosten des Titicacasees, unweit der heutigen Stadt La Paz. Obwohl Centenos Mannschaft doppelt so stark war und seine Reiterei dem Feinde stark zusetzte, so neigte sich doch, Dank der geschickten Führung Carbajals und der Gewandtheit und guten Bewaffnung seiner Büchsenschützen, der Sieg auf die Seite der Insurgenten. Mit Mühe rettete sich der erkrankte Feldherr Centeno und sein geistlicher Genosse, der Bischof von Cuzco, mit den Trümmern der geschlagenen Armee nach der Hauptstadt Lima, verfolgt von dem schrecklichen Carbajal, der alle Gefangenen, die nicht sofort zur Fahne Pizarros schwuren, niedermachen ließ. Stärker als zuvor und gehoben durch neue Siegeshoffnungen zog nunmehr Gonzalo, den sein tollkühner Mut während der Schlacht in große Lebensgefahr gebracht hatte, wiederum in die Inkahauptstadt ein und schlug sein Hauptquartier daselbst auf. Der „Kaplan" schien ihm jetzt nicht mehr furchtbar. Die ritterlichen Abenteurer, welche die Umgebung und Gesellschaft Gonzalos bildeten, stachelten an reichbesetzter Tafel mit prahlerischer Ruhmredigkeit das militärische Selbstgefühl des Feldherrn. Carbajals vorsichtige Warnungen, sich in die Gebirge zu ziehen und den Feind im kleinen Kriege zu ermüden, fanden kein Gehör.

Gasca im Lager von Cauca. 1547. 1548. Wenn die Kunde von der Niederlage Centenos im Lager von Cauca einige Bestürzung verursachte, so richteten sich die Geister doch bald wieder auf, als mit jedem Tag die Zahl der königlich gesinnten Parteigenossen wuchs und mehrere erprobte Führer, wie Benalcazar von Quito, wie Valdivia, der bald der Eroberer des südlichen Chile werden sollte, wie Centeno selbst, brennend von Begierde den Tag von Huarino in Vergessenheit zu bringen, mit neuen Mannschaften anlangten und neben Alvarado und Hinojosa an die Spitze der Streitmacht traten, welche Gasca in einer gesunden und anmutigen Gegend zwischen Cauca und Cuzco um sich sammelte. „Oft pflegt das Schicksal den Schuldigen recht hoch zu erheben, damit sein Fall desto erschütternder sei," sagte der Statthalter zu seiner Umgebung und traf damit die Wahrheit. Sein Heer zählte wohl zweitausend wohlgerüstete Krieger zu Fuß und zu Roß nebst hinreichendem Geschütz, als
1548. Gasca im Frühjahr gen Cuzco aufbrach. Viele hohe und niedere Geistliche und Rechtsgelehrte, die sich angeschlossen, gaben dem Zuge ein größeres Ansehen. Der im tiefen Felsenbett rasch dahinbrausende Apurimac, einer der gewaltigsten Zuflüsse des Amazonenstroms, wurde auf einer neugebauten Hängebrücke von Weidengeflecht überschritten und der jenseitige Gebirgswall in einem kühnen nächtlichen Gewaltmarsch erstiegen, ohne daß der in leichtsinniger Zuversicht sich wiegende Feind Widerstand geleistet hätte.

Die Katastrophe von Xaquixaguana. 1548. Einige Meilen von Cuzco erstreckt sich das anmutige Thal Xaquixaguana, das einst wegen seines gesunden und gemäßigten Klimas der Lieblingsaufenthalt

des Inka-Adels gewesen war und das in der Geschichte der Eroberung durch den Feuertod des peruanischen Häuptlings Chalcuchima eine düstere Berühmtheit erlangt hatte. Dorthin zog Pizarro. Seine Kriegsmannschaft zählte kaum die Hälfte des königlichen Heeres, aber sie war trefflich gerüstet und eingeübt und hatte eine geschützte Stellung. Wenn Gonzalo in seinem glänzenden Waffenschmuck und in goldstrahlender Rüstung vor den Reihen seiner Krieger hersprengte, konnte man ihn als einen der letzten Vertreter des dahinschwindenden Rittertums betrachten, und gar mancher kühne und tapfere Abenteurer wurde von der gewinnenden Persönlichkeit des stattlichen Mannes fortgerissen, sein Schicksal an das seinige zu knüpfen. Im Vertrauen auf diese Getreuen nahm Gonzalo die Schlacht an, die der königliche Statthalter ihm anbot. Er wußte nicht, daß viele, auf deren Treue er baute, auf Abfall und Verrat sannen. Der alte erfahrene Carbajal kannte die Stimmung besser; er verschmähte den Oberbefehl über das Fußvolk, das er bei Huarina so geschickt geleitet und wollte lieber als einfacher Reiter dienen. An seine Stelle trat Cepeda, der die alte Verräterei durch eine neue zu verwischen gesonnen war. Denn noch ehe das Treffen begonnen, sprengte er in das Heerlager der Königlichen, wo er mit offenen Armen empfangen ward. Sein Beispiel fand rasch Nachahmung, mit der größten Bestürzung sah Pizarro einen Ausreißer nach dem andern über die Ebene sprengen. Um nicht von allen verlassen zu werden, gab er das Zeichen zur Schlacht. Kaum aber waren die von Hinojosa befehligten Königlichen auf Schußweite herangerückt, so entstand in den Reihen der Aufständischen ein allgemeines Ausreißen. Die früheren Gefährten Centenos, die nach dem Treffen bei Huarina mehr aus Furcht als Überzeugung unter die Fahne Carbajals getreten waren, gingen in Masse in das andre Heerlager. Andre folgten ihnen oder entflohen in die Berge und gen Cuzco. In wenigen Minuten waren die Kriegsscharen Pizarros in voller Auflösung, nur wenige Getreue, die ihr Schicksal an das ihres Oberhauptes geknüpft hatten, standen noch um den Führer. „Was sollen wir thun?" fragte dieser den neben ihm stehenden Acosta. „Über die Feinde herfallen und wie Römer sterben!" riet der angeredete Kriegsmann. Aber zu diesem heldenmütigen Entschluß konnte sich die Seele Pizarros nicht aufschwingen; er vermochte nicht dem sicheren Tode ins Auge zu blicken. „Besser ist es, als Christen zu sterben," rief er aus, und dem königlichen Heere entgegenreitend überreichte er einem Hauptmann sein Schwert und ergab sich in Gefangenschaft. Gasca empfing ihn mit strenger Miene und stellte ihn unter die Aufsicht Centenos, wo er mit der seinem Range und seinen vergangenen Verdiensten gebührenden Rücksicht behandelt wurde.

Bei dem Anblick der allgemeinen Flucht summte der alte Carbajal die Worte einer Volksballade: „der Wind weht mir die Haare vom Kopf, Mutter!" und gab seinem Pferde die Sporen, um nach dem Gebirge zu entkommen. Aber beim Übersetzen über die steilen Ufer eines Bergstromes stürzte das Roß mit ihm ins

Carbajals u. Gonzalos Tod.

Wasser, worauf er von seinen eignen Leuten gefangen genommen und unter Schmähungen vor den Statthalter geführt ward; wie Gonzalo wurde auch er unter strenge Aufsicht gestellt. Er hatte sein Schicksal lange vorausgesehen, darum bewahrte er auch die trotzige Haltung und Fassung, die er von Anfang an bewiesen. Selbst das Todesurteil, das nach kurzer Gerichtsverhandlung über ihn und Gonzalo ausgesprochen ward, brachte keine Veränderung in seiner Stimmung hervor. Mit stoischer Ruhe oder mit skurrilen Reden begegnete er sowohl den Schmähungen als den Beweisen von Teilnahme, die ihm von feindseliger oder wohlwollender Seite dargeboten wurden; und mit derselben stoischen Gleichgültigkeit, ohne eine Beichte abzulegen, ließ er sich auf den Richtplatz schleifen. Seine Leiche wurde zerstückelt und die einzelnen Teile an den vier großen Landstraßen, die nach Cuzco führten, in Ketten aufgehängt. In seinem vierundachtzigsten Lebensjahre war das Feuer der Jugend noch nicht in seiner Brust erloschen. Die Leidenschaften seiner Seele, durch das rauhe Kriegsleben genährt, waren im Alter nicht milder geworden. Durch Rachsucht und Habgier hatte er den Ruhm, den ihm seine Waffenthaten und sein unbeugsamer Mut eingetragen, oft verdunkelt und befleckt. Aber mit ehrlicher Treue hat er stets bei den Parteigenossen ausgehalten. In kurzen derben Scherzreden voll Spott und Ironie gab sich seine ungezügelte Soldatennatur kund und sie haben besonders beigetragen, das Andenken an den „Dämon der Andes" lange in der Bevölkerung des Pflanzstaats zu erhalten. Am folgenden Tag wurde auch Gonzalo Pizarro zur Richtstätte geführt. Im prunkenden Anzuge und begleitet von Mönchen und Priestern machte er den letzten Gang, denn sein Herz hatte von jeher am Glanze und an den äußerlichen Zeichen der Religion gehangen. Vor dem Kruzifix knieend, das Bild der heiligen Jungfrau in Händen, empfing er standhaft den Todesstreich. Manche Thräne floß seinem Schicksal, denn durch sein ritterliches Wesen, seine offene hingebende Natur, sein teilnehmendes Herz für die Kameraden in Freud und Leid, hatte er sich stets viele Freunde erworben. Sein Kopf wurde neben dem seines Leidensgefährten Carbajal zu Lima an den Galgen geheftet, seine Güter wurden eingezogen, sein Haus niedergerissen und die Stätte zur Öde verdammt. Aber sein Körper erhielt auf Centenos Verwendung ein Grab an geweihtem Orte. Auch Acosta und eine Anzahl Ritter die bei Gonzalo ausgehalten, endeten durch die Hand des Scharfrichters. Andre wurden verbannt oder auf die Galeere geschickt; ihre Güter unter die Königlichen verteilt.

Cepeda, dessen ganzes Leben „eine lange Treulosigkeit" war, wurde nach Kastilien gebracht und des Hochverrats angeklagt, starb aber vor der Entscheidung im Gefängnis. Und auch die übrigen Teilnehmer an dem blutigen Drama überlebten die Katastrophe nicht lange. Centeno starb noch vor Ablauf eines Jahres, Hinojosa wurde zwei Jahre später in La Plata ermordet und sein alter Gefährte Valdivia, der gefeierte Eroberer von Chile, fand seinen Tod durch die rauhen Krieger von Arauco. — Mit dem gewalsamen Ende Gonzalos verschwand der Name Pizarro aus dem Lande Peru, mit dessen Entdeckung und Eroberung derselbe aufs innigste verknüpft war. In

Spanien war Hernando Pizarro noch am Leben, aber wenn auch mittlerweile seine Gefangenschaft eine mildere geworden war, so war er doch noch nicht im Genuß seiner vollen Freiheit. Zu ihm hatte sich nach der Ermordung Franciscos die Tochter des Inka Atahualpa mit den beiden Kindern begeben, die der Eroberer mit ihr gezeugt. Der Sohn war in jungen Jahren gestorben, die Mutter war eine neue Ehe mit einem spanischen Edelmann eingegangen, die Tochter Franziska aber verheiratete sich mit ihrem Oheim Hernando, wodurch das Geschlecht fortgepflanzt ward. Unter König Philipp IV. wurde ein Nachkomme Hernandos zum „Marquis de la Conquista" mit einem großen Jahrgehalt erhoben und damit den Verdiensten seiner Ahnen Gerechtigkeit erwiesen.

Nachdem die Strafgerichte vollzogen und die Autorität des Gesetzes in Peru hergestellt waren, suchte Gasca durch verständige Anordnungen den neuen Pflanzstaat in gute Verfassung zu bringen. Die schwierigste Arbeit war die Verteilung der Repartimientos, da jeder für seine Treue und Dienste einen großen Lohn beanspruchte und mit Neid und Scheelsucht auf den andern blickte. Nur mit vieler Mühe brachte der Statthalter unter Beihilfe einiger landeskundigen Räte eine Ausgleichung zu stande. Zugleich war er auch bedacht, die Lage der Eingebornen zu bessern und sie gegen die Willkür und Bedrückung der Pflanzer sicherzustellen; und wenn es ihm auch nicht möglich war, sie von der Verpflichtung persönlicher Dienstleistungen zu befreien, so schützte er sie doch vor dem Mißbrauch der Sklaverei und führte ein Abgabensystem ein, wodurch das Los des gemeinen Volks weniger hart war, als zur Zeit der Inkaherrschaft. Auch im Staatshaushalt, in der Verwaltung, in der Rechtspflege traf Gasca verständige und zweckmäßige Einrichtungen; und bei allen diesen Reformen ging er so umsichtig und ökonomisch zu Werke, daß er einen reichen Schatz in die Staatskasse von Kastilien abliefern konnte. Ohne Heer und Geld war er in eine abgefallene Provinz gekommen, und als er zurückkehrte, herrschte Gesetz und Ordnung, war der öffentliche Schatz gefüllt, waren die königlichen Einkünfte für die Zukunft geregelt und gesichert. Für sich selbst brachte er nichts aus dem reichen Lande heim; die Geschenke, die ihm von den Ansiedlern wie von den Eingebornen aus Dankbarkeit angeboten wurden, wies er zurück, oder wendete sie andern zu. Seine Mission sollte durch keinen Eigennutz oder Verdacht entstellt werden.

Gasca ordnet den Pflanzstaat.

Bei seiner Ankunft in Spanien erhielt der geschickte und getreue Sachwalter des Pflanzstaats Peru von dem dankbaren Monarchen das Bistum Palencia, das er in der Folge mit dem von Siguenza vertauschte. Er starb in hohem Alter zu Valladolid (Nov. 1567) und fand in der Maria-Magdalenenkirche, welche er erbaut und reich ausgestattet hatte, seine Ruhestätte und ein Grabdenkmal mit seinem Standbild. Der Vizekönig Mendoza, der an seiner Stelle die Statthalterschaft in Lima übernahm, befolgte dieselbe Politik der Mäßigung und Versöhnung, wodurch das tieferregte und zerrüttete Kolonialland allmählich geordneten und ruhigen Zuständen entgegengeführt ward.

Schlußbetrachtung.

Mit der Begründung der spanischen Herrschaft im südlichen Amerika samt der damit verbundenen Einführung der christlichen Kirche und der romanischen

Sprache nahm das Zeitalter der Konquista, die Periode der größten individuellen Kraftentfaltung ein Ende. In keiner andern Erscheinung traten Mittelalter und Neuzeit in so enge Verbindung, bildeten überlieferte Sitten und Anschauungen mit neuen Aufgaben und Gedankenkreisen ein so fruchtbares Substrat für frische Lebensgestaltungen, für neue Entwickelungsformen. Die durch Rittertum, durch Sage und Romantik aufgeregte Phantasie des Spaniers erhielt neue Nahrung und frische Impulse durch die Erzählungen von den Wagnissen und Abenteuern, die der kühne Entdecker im fernen Westen überstanden, durch die Schilderungen von einer Natur voll üppigen Pflanzenwuchses, voll fabelhafter Fruchtbarkeit, voll unerschöpflicher Schätze. Dichtung und Wahrheit wirkten zusammen, um seine Seele zu einer Höhe der Begeisterung, der Ruhmbegierde und des Golddurstes emporzuheben, die ihm über alle Gefahren und Mühseligkeiten hinaushalf. Krieg und Waffenführung galten von jeher dem Kastilier als der einzige eines edlen Blutes würdige Beruf. Die Neue Welt mit ihren fremdartigen und geheimnisvollen Erscheinungen, Arbeiten und Gefahren bot der Ausübung dieses Berufs eine glänzende Schaubühne, und diese Schaubühne wurde von den Spaniern, bei denen das Licht des hinsterbenden Rittertums am längsten und hellsten flammte, mit voller Begeisterung, mit kühnem Mut betreten. Auch die weitere Geschichte der Pflanzstaaten bewahrte noch den Charakter, der in dem Zeitalter der Entdeckungen den Menschenfreund bald mit Bewunderung, bald mit Abscheu erfüllt, das Gemüt bald anzieht, bald abstößt. Wie in den ersten Eroberern, sagt ein neuerer Historiker, die gemeinen und edlen, die materiellen und ideellen Antriebe, Habsucht und Frömmigkeit, Heldenmut, christlicher Glaubenseifer und unmenschliche Herrschbegierde dicht nebeneinander lagen, so rangen dieselben guten und bösen Mächte nachher in der inneren Geschichte der Pflanzlande langehin fort, und schufen wechselnd anarchische und idyllische Zustände, militärischen Druck und theokratische Milde, eine menschenfreundliche Gesetzgebung und eine barbarische Praxis, zweckmäßige Einrichtungen, die die Not auferlegt hatte und die dann, über Not fortdauernd und entartend, durch Mißbrauch zu Fluch und Unheil wurden. Die Repartimientos und der Industrie- und Handelszwang waren die tief einschneidenden Fußfesseln der westindischen und amerikanischen Koloniestaaten.

4. Die Folgen der Entdeckung der Neuen Welt und ihre Geschichtschreibung.

Zustand der Eingebornen. Die Entdeckung von Amerika schuf eine neue Zeit; aber mit welchen Greueln war die Besitznahme dieses Landes verknüpft! Die farbige Bevölkerung der westindischen Inseln, schwach von Kräften und schlaff von Sitten, ward in wenigen Jahrzehnten eine Beute der brutalsten Mißhandlung. Was dem Schwert und den verheerenden Wirkungen des Schießpulvers entrann, oder was nicht den

Pocken und ansteckenden Krankheiten erlag, die, durch die Eroberer in die Neue Welt gebracht, eine furchtbare Todesernte unter den einfachen Naturmenschen hielten, wurde durch anstrengende Arbeiten, denen ihr schwacher, nur an Pflanzennahrung gewöhnter Körper nicht gewachsen war, unbarmherzig aufgerieben. Wir kennen die grausame Erfindung der Repartimientos, welche die Ureinwohner acht bis neun Monate im Jahr zu harter Arbeit im Dienste des weißen Mannes zwang: sie mußten die Pflanzungen bestellen, welche die Eroberer in ihrem Eigentum gründeten; sie mußten in den Goldminen graben, welche die Habgier und Gewinnsucht der Europäer anlegten, bis das edle Metall gänzlich verschwand; sie mußten im Frondienst die Felder bearbeiten und die häuslichen Dienstleistungen besorgen; sie mußten die Waldungen lichten und den Erdgrund umroden, um Raum zu schaffen für europäische Kulturgewächse, für Kaffeebau und Zuckerpflanzungen, welche die neuen Ansiedler mehr und mehr einführten. Verzweiflungsvoll gaben sich einzelne, ja selbst ganze Familien und Gemeinden den Tod, um von der unerträglichen Last der Arbeit befreit zu werden, um einem Dasein zu entfliehen, das für sie keine Reize mehr hatte. Durch Selbstmord und durch Verhinderung neuer Geburten mittels wohlbekannter Pflanzengifte beschleunigten die Indianer selbst den Untergangsprozeß der farbigen Rasse, welche durch die Berührung mit den Europäern unrettbar dem Grabe zueilte. Das Abscheiden der Urbevölkerung in der Neuen Welt beim Erscheinen feinerer und stärkerer Menschen erfolgte so auffallend, daß es uns an die Vorgänge geologischer Zeitalter mahnt, wo die Natur mit bedächtiger Hand die verbrauchten Formen belebter Wesen hinwegräumte. Umsonst predigten wohlmeinende Dominikanermönche, die durch Missionen dem Christentum und der Zivilisation Eingang bei den Wilden zu verschaffen suchten, Milde und Menschlichkeit und bemühten sich, durch die Lehre von der gemeinsamen Abstammung und Erlösung aller Menschen, in den Eingebornen „das entstellte Ebenbild Gottes herzustellen" und ihnen die Rechte des Menschen und des Himmels zuzuwenden — der Eigennutz verstockte die Herzen der Europäer und machte sie taub gegen die Lehren des Evangeliums; die Gewalt der Eroberer, die mit dem Lande die Eingebornen unter sich verteilten, sie auf ihren Lehen an die Scholle fesselten, mit Last- und Sklavendienst erdrückten, zu Perlenfischerei, zu harten Bergbaufronden zwangen, blieb mächtiger als alle indianerfreundlichen Bestrebungen der Geistlichkeit und der Regierung. Als der Dominikaner Montesino, den die Reue über vergangene Sünden in die Klosterzelle getrieben, gegen die Zwangsarbeiten der Insulaner zu predigen wagte, entstand eine solche Aufregung unter den Ansiedlergemeinden auf Hispaniola über die verderblichen Grundsätze, daß eine königliche Entscheidung darüber eingeholt ward. Diese empfahl schonende Behandlung und stellte die Verteilung unter einen eignen Kronbeamten, ließ aber die Einrichtung der Repartimientos fortbestehen. Und als der edle Priester Las Casas, der warme Verfechter und † 1566.
Fürsprecher der Indianer in Schrift und Rede, die stärkern afrikanischen Neger,

welche man schon unter Ovandos Regiment auf den portugiesischen Märkten zu kaufen und nach der neuen Inselwelt zu führen pflegte, zur Verwendung bei den anstrengenden Arbeiten der Pflanzer empfahl, um das Los der Eingebornen zu erleichtern, so beförderte und vermehrte dies den grausamen Sklavenhandel, der eine Plage für den schwarzen Menschenstamm wurde, ohne jedoch den Untergang der kupferbraunen Rasse zu hindern. Die menschenfreundlichen Absichten des hochsinnigen Idealisten, dessen „kurzer Bericht von der Zerstörung Indiens“ dem Leser eine Leidensgeschichte entrollt, in der jede Zeile mit Blut und Thränen geschrieben ist, wurden durch die Herzenshärtigkeit der europäischen Ansiedler in einen Fluch für die Menschheit verkehrt. Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts war die Zahl der Neger auf San Domingo schon zu einer Besorgnis erregenden Höhe gestiegen, indes die Urbevölkerung bis auf einige Reste verschwunden war. Auch die Verpflanzung geraubter Indianer von andern Inseln nach Hispaniola behufs der Goldwäschereien und Zuckerplantagen vermochte das Absterben des kupferfarbigen Menschenstammes nicht zu verhindern. — Nicht besser war das Los der Bewohner des amerikanischen Festlandes. Auch die Peruaner und Mexikaner wurden durch die Einrichtung der Repartimientos als leibeigne Knechte spanischer Kolonisten zu Arbeiten gezwungen, denen viele erlagen, und wie mancher Azteke und Inka-Edelmann schleppte sich als Bettler in dem Lande umher, wo seine Vorfahren einst geherrscht. Es dauerte lange, bis die Reste der Ureinwohner in Mexiko und Peru sich mit den weißen Ansiedlern zu einer Mischrasse und zu gemeinsamer Arbeit und Lebensthätigkeit in den Pflanzstaaten vereinigten. Die Wilden wurden in die Urwälder getrieben, wo sie in alter Weise fortlebten; aber die Axt neuer Anbauer, die sie mit reißenden Bluthunden jagten, raubte ihnen eine Strecke nach der andern, und durch den Verkehr mit der europäischen Kultur wurden sie in ihrem innersten Leben gebrochen. Die fremden, der weißen Rasse angehörigen Übersiedler, Spanier und Portugiesen, Briten und Franzosen, Deutsche und Niederländer, eigneten sich die Herrschaft zu, indes die farbigen Bewohner, Indianer und Neger, zu dem harten Los der Unterwürfigkeit und Knechtschaft verdammt, zu einer geist- und willenlosen Herde gemacht wurden. Von den alten Kulturstaaten sind längst nur noch steinerne Trümmer übrig. Die Paläste im Heliadenreich der Inkas sind in Schutt und Staub zerfallen. Die Kaiserburgen der Azteken sind dem Boden gleich gemacht worden, die Teokallis haben christlichen Kirchen weichen müssen. Ein dritter Lichtpunkt aufdämmernder Bildung, das Reich der Muyscas auf dem Hochlande von Bogota, ist seit Jahrhunderten erloschen. Kaum eine Sage deutet an, von wem einst jene großen Prachtstädte in Chiapas und Yukatan erbaut wurden, deren Trümmer uns mit Erstaunen und Bewunderung erfüllen. Überall ist der weiße Mann durch sein Schwert und seine überlegene Bildung Herr des Amerikaners geworden. Rasch wurden durch die Berührung mit der europäischen Menschheit den großen Reichen der Indianer „die Flügel geknickt“.

Aber wie groß auch die Leiden und Bedrückungen der lebenden Geschlechter waren, Land und Bevölkerung wurden durch die Eroberung einem würdigeren Lebensziel entgegengeführt. Wie mit einem Zauberschlag gelang das große Werk, diese Völker dem Christentum zu gewinnen und die Anfänge der Gesittung dort einzupflanzen, wo zuvor der roheste Naturzustand neben den Merkmalen einer frühen Entartung war, Menschenfraß neben chinesischem Luxus- und Zeremonienprunk, Einfalt neben den Lastern eines verfeinerten Gesellschaftszustandes, Tierheit neben den Künsten einer abgefeimten Despotie, das niedere Volk wie Lasttiere gedrückt, ohne Eigentum, ohne Lebensschutz, ohne Freiheit der Bewegung, ohne die natürlichen Gefühle der Blutsverwandtschaft, ohne die Triebfeder menschlicher Bildsamkeit!

Die Folgen der Entdeckung der Neuen Welt auf die Sitten, die Kultur, das Gesellschaftsleben der europäischen Menschheit überstiegen alle Berechnung. Waren auch die Erzeugnisse, die man aus den westindischen Kolonien in Europa einführte, anfangs nicht von großem Belang, so wußte der menschliche Fleiß desto mehr das tropische Klima und den fruchtbaren Boden zur Anpflanzung von Kulturgewächsen zu benutzen, welche bald eine völlige Umgestaltung der ganzen Lebensweise herbeiführten. Unter den einheimischen Produkten, welche die Neue Welt dem alten Erdteile abgetreten, sind nur wenige, z. B. der Mais, oder das indische Korn, der Truthahn, gleich nach der Entdeckung in Spanien und andern Ländern eingebürgert worden; die wichtigeren, wie der Tabak, die Kartoffel u. a. fanden erst im Laufe der Zeit ihren Weg. Dem englischen Seefahrer Franz Drake verdankt man die Bekanntschaft des wichtigen Knollengewächses, das nach und nach in ganz Europa mit so großem Erfolg angebaut wurde und seitdem einen unentbehrlichen Nahrungszweig aller Stände bildete; erst um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts sah man Matrosen in europäischen Häfen Tabak rauchen, und noch später wurde man mit dem Nutzen der von Kochenilletierchen bewohnten Feigendistel bekannt. Auch die Vanille und der Kakao kamen erst in späteren Jahrhunderten in Gebrauch. Dagegen gewannen die Kulturgewächse, welche die Europäer in dem neuen Lande anpflanzten, wie die Kaffeestaude und das Zuckerrohr, unter dem günstigen Himmelsstriche einen so glücklichen Fortgang, daß seitdem die dadurch erzielten Produkte in allgemeinen Gebrauch gekommen sind. Wie groß war der Einfluß, den die Vermehrung der edlen Metalle auf alle Lebensverhältnisse und auf den Wert der Güter übte! Denn wenn auch auf Hispaniola und auf den andern Inseln die Goldadern mit der Zeit versiechten, die Minen von Mexiko, von Peru, die Silbergruben von Zacatecas und Potosi und von andern Gegenden des amerikanischen Festlandes gewährten eine viel reichere Ausbeute. Und welchen Aufschwung haben nicht die Erzeugnisse aus allen Naturreichen, die man allmählich dem jungen Boden abzugewinnen lernte, die Baumwolle, die Farbestoffe (Kochenille, Indigo), die feinen Holzarten für elegantes Hausgerät, so viele Wurzeln, Früchte, Gewürze u. a. der gesamten Industrie und Handels-

Produkte und Handelsverhältnisse.

thätigkeit verliehen! — Die Entdeckung von Amerika und die neuen Seewege gaben dem Güterleben und dem Handel eine andre Richtung; wie bisher die italienischen Seestädte und Republiken, so wurden jetzt die westlichen Staaten, Portugal, Spanien, die Niederlande, und etwas später England, der Mittelpunkt des Verkehrs und der Sitz des Reichtums. Da aber die beiden ersten gleich von Anfang den Handel in Fesseln schlugen, so war die Blüte von vorübergehender Dauer. Industrie und Handel gedeihen nur bei Freiheit; beide Staaten schlossen aber andre Nationen von ihren Kolonien aus, gestatteten diesen nur den Verkehr mit dem Mutterlande und legten ihnen drückende Lasten und hemmende Beschränkungen auf. In den spanischen und portugiesischen Niederlassungen gab es keine gewerbsame weiße Bevölkerung, die redlich im Schweiß ihres Angesichts ihr Brot verdienen wollte, daher konnten die Tochterstaaten nie zur Blüte und Selbständigkeit gelangen; und wie sie im Innern ohne freien Bürgerstand waren, so traten sie auch gegen das Mutterland nie aus dem Zustande der drückendsten Abhängigkeit heraus. Die Kolonien durften nur Rohstoffe und Naturprodukte absetzen, alle Erzeugnisse des Gewerbfleißes und der Kunst lieferte das Mutterland; und wenn darum jene nie zu einer erfreulichen Macht und Blüte sich zu erheben vermochten, so versank das letztere durch den leichten Gewinn in Schlaffheit und Trägheit. Die goldene Flut, welche, wenn man ihr freien Lauf gelassen hätte, die Gegend, durch welche sie strömte, befruchtet haben würde, begrub durch die Wirkungen des Alleinhandels und die Prohibitivmaßregeln das Land unter einer Überschwemmung, welche alles Grünen und Leben darin erstickte. Feldbau, Handel, Fabriken, jeder Zweig des Gewerbfleißes und der Verbesserung erlahmte und geriet in Verfall; und das Volk, gleich dem phrygischen Könige, der alles was er berührte in Gold verwandelte, eben durch die Erfüllung seiner Wünsche mit einem Fluch beladen, war arm mitten unter seinen Schätzen. — Während die Spanier jährlich auf den stolzen Galeonen und Silberflotten die Schätze Amerikas, die der ergiebige Hüttenbau von Zacatecas und Potosi zu Tage förderte, in ihre Seehäfen einführten, gerieten ihre eignen Bergwerke in Verfall; die Reichtümer, die aus der Neuen Welt der Staatskasse zuflossen, vernichteten den letzten Rest ständischer Rechte, indem sie die despotischen Könige in den Stand setzten, die Einberufung der Cortes, deren Geldbewilligung sie entbehren konnten, zu unterlassen; und mit der Freiheit schwand auch der Wohlstand, als die Spannkraft des Geistes und die Regsamkeit der Arme, wodurch allein eine Nation blühend wird, unter der harten Hand spanischer Gewaltherrscher erschlafften. Auch noch andre schlimme Erscheinungen hat die Geschichte Europas zu verbuchen, deren Ursprung mit der Entdeckung der Neuen Welt zusammenfällt. Ist es auch noch immer ein historisches Problem, ob die Lustseuche, die syphilitische Vergiftung, welche zum erstenmal im Jahr 1494 in Italien unter dem französischen und spanischen Kriegsvolk bemerkt wurde, von dem geschlechtlichen Verkehr der Europäer mit indianischen Frauen herrührte, oder

aus andern Quellen floß, so trat doch von der Zeit an ihre unheimliche Erscheinung im Abendlande und Morgenlande auf, und der Umstand, daß in Amerika den Eingebornen spezifische Heilmittel gegen das Übel bekannt waren, spricht für die transatlantische Geburtsstätte der ansteckenden „Frankenkrankheit". Auch das gelbe Fieber, welches an den Küstensäumen hinschleichend früher nur innerhalb der Wendekreise auftrat, hat sich seit der Ankunft der Europäer in Mexiko zu einer Epidemie ausgebildet, die in immer weitere Kreise vordrang. — Unverkümmert dagegen war der Gewinn, den die Wissenschaft, besonders die Natur- und Erdkunde, die Beobachtung und Erkenntnis der kosmographischen und physikalischen Erscheinungen im Himmelsraum und auf den großen Weltmeeren aus den überseeischen Entdeckungen davontrug, und für das mehr und mehr an Übervölkerung leidende und von religiöser Verfolgungswut heimgesuchte Europa gewährte die Neue Welt eine willkommene Zufluchtsstätte, namentlich seitdem die Entdeckungsreisen in Nordamerika größeren Fortgang nahmen.

Die Geschichtschreibung über die Neue Welt.

Auch die spanische und portugiesische Historiographie erhielt durch die Entdeckung einen bedeutenden Aufschwung. Wir wissen, mit welcher Empfänglichkeit für das großartige Naturleben der Neuen Welt und für das harmlose Dasein der in kindlicher Unmündigkeit dahinlebenden Urbewohner Kolumbus selbst begabt war, welche poetische Begeisterung seine Briefe und Schilderungen atmen. Auch Hernando Cortez, wenngleich aus rauherem Stoff gebildet, hat in seinen Sendschreiben an Kaiser Karl V., worin er mit Kraft, Einfachheit und Klarheit seine Thaten und Erlebnisse schildert, ein schönes Denkmal seiner Bildung und Geistesfrische aufgestellt, so daß man dabei in manchen Stücken an Cäsars Kommentarien erinnert wird. Was diese fürstlichen Männer in großen Zügen und imponierendem Lapidarstil vorgetragen, wurde für das ganze Geschlecht der Konquistadoren Muster und Vorbild.

Diaz del Castillo.

Bernal Diaz del Castillo hat in seinem späten Lebensalter mit der redseligen Breite eines alten Kriegsmannes die merkwürdigen Schicksale und Erlebnisse seines Feldobersten Cortez und seiner Waffengefährten bei der Eroberung von Mexiko niedergeschrieben, mit sichtbarem Wohlgefallen für jene Weltmeer-Ritterschaft, unter welcher er selbst eine so hervorragende Stelle einnahm, und deren Mut, Treue, Tapferkeit und Ausdauer ebensoviel Anteil an dem Gelingen des großen Unternehmens hatte, als die genialen Geistesanlagen des Führers. Der treuherzige Ton der Erzählung, die naive Selbstgefälligkeit beim Ausmalen solcher Szenen, wobei er selbst beteiligt war, die südländische Ostentation, die gern die eigne Person in den Mittelpunkt rückt, die lebendige Schilderung der merkwürdigen Ereignisse, deren Mitthäter und Mitleider er war, verleihen den „wahrhaftigen Geschichten" des ritterlichen Schriftstellers einen eigentümlichen Reiz, wenn auch die Ursprünglichkeit und Kunstlosigkeit in der Form eine geringere Übung und Gewandtheit in Handhabung der Feder als des Schwertes darthut. Die Denkwürdigkeiten sind der Ausdruck und das Abbild einer großen

Jugenderinnerung, wie sie im Gedächtnis fortgelebt und in einem langen Dasein sich gestaltet hat. Die Lebendigkeit und Unmittelbarkeit der Darstellung wird daher stets höher anzuschlagen sein, als die historische Treue und Wahrhaftigkeit in der Einzelschilderung. — Diese Vorzüge und Mängel trägt auch das Werk eines andern großen Zeitgenossen der Konquista, die Historia general de las Indias von Las Casas, eine Geschichte des Pflanzstaats von der Entdeckung des Landes durch Kolumbus bis zum Jahr 1520, die jedoch nur handschriftlich vorhanden ist, aber von andern Historikern, insbesondere von Herrera, vielfach benutzt und ausgezogen wurde.

Las Casas. Von dem hochsinnigen Menschenfreund ist in den früheren Blättern oft genug die Rede gewesen. Der Sohn eines der Gefährten Colons auf der ersten Entdeckungsreise, machte Bartolomé de las Casas, geboren zu Sevilla im Jahr 1474, auf der Universität Salamanca Studien in der Rechtswissenschaft und Theologie und ging dann im Jahr 1502 mit dem neuen Statthalter Ovando nach Hispaniola, wo er acht Jahre später zu San Domingo die Priesterweihen empfing. Seine erste menschenfreundliche Thätigkeit gegen die Indianer zeigte er bei der Unterwerfung von Cuba, und von dem Augenblick an widmete er sein ganzes langes Leben dem Wohle der Unterdrückten. Mehrmals reiste er nach Spanien, um dort gegen die Repartimientos zu wirken, denen die braune Bevölkerung zum Opfer fiel; und alle Erleichterungen, welche die Regierung der Härte und Habgier der europäischen Ansiedler abgewann, waren der Thätigkeit des „Oberschutzherrn der Indianer" zu verdanken. Zu diesen Erleichterungen gehörte auch die von ihm empfohlene Verwendung der Neger zu den schweren Arbeiten in dem Pflanzstaate. Hatte sich Las Casas schon auf den westindischen Inseln Haß und üble Nachrede von seiten der Kolonisten zugezogen, so steigerte sich die Ungunst wider ihn, als er mit Erlaubnis der spanischen Regierung im Jahr 1520 auf dem amerikanischen Festlande eine Ansiedelung gründete, um von dort aus mit Hilfe einer Anzahl Dominikanermönche die Indianer auf dem Wege der Unterweisung in den christlichen Religionslehren und in den Künsten des Friedens unter die spanische Herrschaft zu führen. Bei der Feindseligkeit der Eingebornen gegen alle Europäer konnte das Vorhaben nicht gelingen; die Friedensprediger wurden vertrieben und Las Casas kehrte als Flüchtling nach Hispaniola zurück, von seinen Landsleuten als unpraktischer Schwärmer verspottet. Er trat in den Orden der Dominikaner, wo er viele Gesinnungsgenossen fand, und begann jetzt durch eine Reihe von Schriften, unter denen die erwähnte allgemeine Geschichte der indischen Reiche, an der er bis an sein Lebensende arbeitete, die größte, die Brevísima relacion de la decadencia de las Indias die verbreitetste ist, für die Verbesserung der Lage der Indianer zu wirken, zu welchem Zweck er wiederholt in das spanische Mutterland reiste. Als Nikaragua und Guatemala entdeckt wurden, trat er auch dort als Missionär und Friedensapostel auf. Sein „Kurzer Bericht von der Zerstörung Indiens", durch viele Auflagen verbreitet und in fremde Sprachen übersetzt, blieb nicht ohne Wirkung; die kaiserliche Regierung und der Verwaltungshof in Sevilla gaben Gesetze und Verordnungen zur Erleichterung der Indianer. Aber durch die Übertreibungen, deren sich Las Casas in seiner Darlegung schuldig gemacht, verfehlte er sein Ziel; er schadete seinen Zwecken und gab den Gegnern Waffen in die Hand. Die Wahrhaftigkeit seiner Angaben wurde in Zweifel gezogen; auf einige Irrtümer und Ungenauigkeiten gestützt, bestritt man seine ganze Auffassung und Darstellung der Verhältnisse in den Pflanzstaaten. Daher kam es, daß Las Casas, als er im Jahr 1544, im Alter von siebzig Jahren, zur Übernahme des Bistums Chiapa, in einer armen, von

unwissenden Wilden bewohnten Gegend, sich noch einmal nach dem amerikanischen Festlande einschiffte, allenthalben auf Mißtrauen und Groll stieß. Wie sehr er sich auch Mühe gab, die neuen Gesetze für Indien, deren Zustandekommen hauptsächlich seinem Einflusse zugeschrieben ward, zur Geltung zu bringen, der Eigennutz und harte Sinn der Ansiedler wußte die Ausführung zu hindern oder zu umgehen. Die Drohung, jedem die Sakramente zu verweigern, der einen Indianer in Sklaverei halten würde, blieb wirkungslos, da selbst seine geistlichen Brüder dem Verbot nicht nachkamen. Zu seinen heftigsten Gegnern gehörte der Franziskanermönch Toribio, den Cortez zur Bekehrung der Mexikaner nach Neuspanien kommen ließ. Als Klostervorsteher in Tezcuco fand er neben seinen Missionsarbeiten noch Muße, durch heftige Schmähschriften den edlen Bischof von Chiapa zu verdächtigen und eine Historia de los Indios de Nueva España zu verfassen, die neben vielen wertvollen Notizen über die Religionsgebräuche und Einrichtungen der Azteken auch viel Fabelhaftes und Unzuverlässiges enthält. Sein Buch ist nur handschriftlich erhalten. Müde der Angriffe und Streitigkeiten kehrte Las Casas drei Jahre später wieder nach Spanien zurück, bis zu dem hohen Alter von zweiundneunzig Jahren unermüdlich in Schriften und Reden für die braune Rasse wirkend, welche kirchliche Beschränktheit im Bunde mit hartherziger Selbstsucht der Menschenrechte zu berauben bestrebt war. Er starb, von der Regierung geehrt und bei den indianischen Angelegenheiten häufig zu Rate gezogen, im Juli 1566 im Kloster Atocha in Madrid. Der große ruhmwürdige Gedanke, der den edlen Menschenfreund bei allen seinen Handlungen leitete, hat auch seine Feder gelenkt; der Zweck seiner zahlreichen Schriften war stets derselbe, die Lage der Indianer zu erleichtern und ihnen die versagten Menschenrechte zu verschaffen. Toribio.

Über seine große Geschichte der Pflanzstaaten fällt Prescott folgendes Urteil: „Der Stil des Werks ist, wie der aller seiner Schriften, geschmacklos, unzusammenhängend und ungemein weitläufig; es ist überfüllt von Wiederholungen, unerheblichen Abschweifungen und steifgelehrten Anführungen. Aber es kommen auch mitunter Stellen andrer Art vor, und wenn der Wunsch, einige den Eingebornen zugefügte harte Unbilden darzustellen, ihn beseelt, erhebt sich seine einfache Sprache zur Beredsamkeit, und er entwickelt jene großen und unwandelbaren Grundsätze natürlicher Gerechtigkeit, welche zu seiner Zeit so wenig verstanden wurden. Sein Fehler als Historiograph besteht darin, daß er Geschichte wie alles andre unter dem Einfluß eines einzigen vorherrschenden Gedankens schrieb; er führt beständig die Sache der unterdrückten Eingebornen. Dies gibt selbst den Ereignissen, die unter seinen eignen Augen vorgingen, eine grelle Färbung und verleitete ihn, an solche leicht zu glauben, die ihm aus den Berichten andrer zukamen."

Sehr verschieden von dem enthusiastischen Schutzredner der Indianer sind die Schriften und Lebensschicksale seines italienischen Zeitgenossen Pietro Martire aus Arona am Lago Maggiore. Peter Martyr, einer mailändischen Adelsfamilie entsprossen, bezog im Jahr 1477 als zweiundzwanzigjähriger Jüngling die Universität in Rom, wo er zehn Jahre lang eifrig den Studien oblag. Von dem kastilischen Gesandten bewogen, ihn nach Spanien zu begleiten, fand Martyr am Hofe Isabellas eine gute Aufnahme, und als Lehrer des jungen Hofadels eine für seine künftige Stellung einflußreiche Wirksamkeit. Dieser Lehrberuf erlangte noch eine größere Ausdehnung, als er, in den geistlichen Stand getreten, an verschiedenen Universitäten, in Valladolid, Saragossa, Barcelona, Alcala de Henarez, seinen Lehrstuhl aufschlug: aus ganz Spanien strömte die vornehme Jugend herbei, um in die alte Sprache und Litteratur eingeführt zu werden. Daneben wurde er auch von dem Hofe zu verschiedenen Staatsgeschäften und Gesandtschaften verwendet. Mit geistlichen und weltlichen Würden und Ehren aus- Peter Martyr.

gezeichnet, starb der gelehrte Italiener um 1525 im Alter von siebzig Jahren und wurde in der Stiftskirche von Granada, deren Vorsteher er war, beigesetzt. Ein Denkmal sollte der Nachwelt seinen Namen und seine Verdienste bewahren. Peter Martyr, zugleich Hofmann und Gelehrter, vereinigte Liebe zu den Wissenschaften mit jener praktischen Lebensklugheit, welche durch den Verkehr mit ausgezeichneten Männern und in wichtigen Geschäften gewonnen wird, und wenn er auch der Humanität und Aufklärung huldigte, durch welche die gebildete Welt seiner Heimat so sehr hervorragte, so war er doch weit entfernt, der Unduldsamkeit der Regierung oder den Vorurteilen des Adels entgegenzutreten. Sein Name „Martyr" war nicht bezeichnend für seine Natur und seinen Charakter. Er bewegte sich gern in den vornehmen, gebildeten Kreisen seines neuen Vaterlandes, war mit den berühmtesten Männern seiner Zeit persönlich bekannt, und da er als Mitglied des indischen Rats sich auch mit den Angelegenheiten der Neuen Welt zu befassen hatte, kam er auch mit Kolumbus, Cortez und andern Entdeckern in Verkehr. Dieser Stellung und Beschäftigung verdanken wir die Sammlung lateinischer Briefe, welche für die Zeitgeschichte von großer Wichtigkeit und vom höchsten Interesse sind. Flüchtig und häufig in Hast und Eile geschrieben, sind sie weder durch Reinheit und Eleganz der Sprache, noch durch Schönheit und Korrektheit des Stils ausgezeichnet, wohl aber durch den reichen Inhalt, durch die Fülle und Mannigfaltigkeit der Mitteilungen. Wie in unsern Tagen die Zeitungen uns über die Stimmung der Mitlebenden und den Gang der Weltbegebenheiten die reichsten Berichte liefern, so gaben in jener Zeit die Briefe der Gebildeten ein getreues Abbild der Eindrücke und Auffassungen der wunderbaren Erlebnisse, von denen die damalige Welt in Atem und Bewegung gehalten ward. Martyrs Briefe berühren alle Begebenheiten, die vom Jahr 1488 bis zu seinem Tode den Inhalt der spanischen Geschichte bildeten; aber den größten Raum nehmen die Entdeckungen und Vorgänge in der „Neuen Welt" ein, über welche er auch noch ein besonderes Werk (Decades de Orbe Novo) geschrieben, das jedoch erst nach seinem Tode zum Druck kam.

Von diesen Teilen seiner Schriften fällt Prescott folgendes Urteil: „Welche Mängel ihm auch in seiner Art und Weise zur Last gelegt werden mögen, in der Auswahl und Behandlung seiner Gegenstände zeigt er doch die Überlegenheit seines Geistes. Er übergeht die unbedeutenden Einzelheiten, womit die schriftlichen Erzählungen der spanischen Reisenden so oft überladen sind, und fesselt seine Aufmerksamkeit an die großen Ergebnisse ihrer Entdeckungen, die Erzeugnisse des Landes, die Geschichte und Staatseinrichtungen der Stämme, ihren Charakter und Fortschritt in der Sittigung. In einer Rücksicht sind seine Schriften von eigentümlichem Wert. Sie zeigen die Gesinnung des kastilischen Hofes im Verlaufe der Entdeckung. Kurz, sie liefern die Kehrseite des Gemäldes, und wenn wir die wunderbare Abenteurerlaufbahn der spanischen Eroberer in der Neuen Welt verfolgt haben, so brauchen wir uns nur an Martyrs Werke zu wenden, um den Eindruck zu erkennen, den sie auf die aufgeklärten Geister der Alten Welt hervorgebracht. Ein solcher Blick ist zur Vervollständigung des geschichtlichen Gemäldes nötig."

Oviedo. Zu den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der zeitgenössischen Geschichtschreibung über die Neue Welt gehört die Historia de las Indias Occidentales von Gonzalo Fernandez de Oviedo y Valdés. Geboren im Jahr 1478 in einer altspanischen Familie Asturiens, kam er frühe an den Hof Ferdinands und Isabellas, in deren Gefolge er an dem maurischen Kriege und an der Belagerung von Granada teilnahm. Nach dem Tode des Infanten Juan, dessen Page er war, begab er sich nach Italien, wo er in die Dienste des Königs Friedrich von Neapel trat (1496). Er kehrte jedoch bald wieder in die Heimat zurück, erhielt das Amt eines Aufsehers der Kron-

juwelen und reiste dann 1513 im Auftrage des Königs nach Hispaniola, wo er den königlichen Goldgießereien vorstand und an der unglücklichen Expedition Pedrarias nach Darien teilnahm. Doch scheint er im Handel einiges Glück gehabt zu haben, so daß er, nach Hispaniola zurückgekehrt, sich häuslich einrichtete und als wohlhabender Mann seinen ständigen Aufenthalt daselbst nehmen konnte. Von Kaiser Karl zum Alkalden von Hispaniola ernannt, reiste er wiederholt nach dem Mutterlande, wo auch seine Werke veröffentlicht wurden. Die im Jahr 1526 herausgegebene, dem Kaiser gewidmete Schrift »Sumario«, ein geographisch-ethnographischer Bericht über Westindien, war der Vorläufer zu dem großen Geschichtswerk über dieses Land, auf dessen Abfassung er viele Jahre verwendete und das ihm die Ehre eines Hofhistoriographen für Indien eintrug, eine Stelle, die er bis zur Zeit seines Todes bekleidete. Er starb im Jahr 1557 zu Valladolid im 79. Jahr seines Alters, als er gerade beschäftigt war, die letzten der fünfzig Bücher, in welche er seine Allgemeine Geschichte der indischen Reiche (Natural é general historia de las Indias) geteilt hat, zum Abschluß zu führen. Das Ganze zerfällt in drei Teile, wovon der erste die in seinem Sumario behandelten Gegenstände ausführlicher beschreibt und damit die andern westindischen Inseln verbindet, der zweite und dritte die Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Mexiko, Peru und den übrigen Ländern des amerikanischen Kontinents enthalten. Oviedo bildet in vielen Dingen einen Gegensatz zu Las Casas. Weit entfernt von der großmütigen Menschenliebe des Schutzredners der Indianer, den er als einen gutmütigen, träumerischen Schwärmer ansah und verspottete, war der Hofhistoriograph für Indien bemüht, die Thaten und Handlungen der Spanier stets in das beste Licht zu setzen und ihr Recht zu verfechten. In Form und Sprache hat Oviedos Geschichtswerk keine Vorzüge: es ist breit, langweilig und mit vielem unnützen Nebenwerk und gelehrtem Prunke angefüllt; dagegen enthält es eine Fülle von Thatsachen und von historischem Detail, die er mit emsigem Fleiß und feinem Beobachtungssinn von allen Seiten zusammentrug. Oft dienten ihm Volkserzählungen, briefliche Mitteilungen von Teilnehmern, Soldatenberichte als Quellen, daher eine große Menge unzusammenhängender Einzelheiten, die nicht zu einem Ganzen verarbeitet sind, Aufnahme fanden. Eine besondere Beachtung widmete Oviedo der Pflanzen- und Tierwelt der Koloniestaaten. Sowohl die Geschichte Indiens als ein andres Werk desselben Verfassers mit dem sonderbaren Titel »Quincuagenas«, eine Art „Totengespräche" hervorragender Spanier über die Zeitgeschichten, sind nur handschriftlich aufbewahrt, aber von späteren Schriftstellern vielfach benutzt worden. Ein anschauliches Gemälde von Peru zur Zeit der Eroberung, besonders in Beziehung auf die Natur und Beschaffenheit des Landes und die Sitten und Lebensordnung des Inkavolks, liefert die „Chronik von Peru" des **Pedro Cieza** de Leon, der in jugendlichem Alter den Statthalter Gasca nach Peru begleitete und an den bürgerlichen Kämpfen gegen Gonzalo Pizarro teilnahm. Von seiner Zeitgeschichte ist nur der erste Teil vollendet und in mehrere Sprachen übersetzt worden. Überhaupt hat das alte Inkareich viele Darsteller gefunden. So hat schon um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts **Juan de Sarmiento**, Vorsitzender des Rats von Indien, welcher nach der Eroberung das Land bereiste und die Überlieferungen der Volksgeschichte, der Staatsverfassung, der religiösen und gesellschaftlichen Einrichtungen sammelte, ein umfangreiches Werk verfaßt, das indessen nur handschriftlich erhalten ist. Nach Prescotts Versicherung verbreitet es sich in großer Ausführlichkeit, und mit einiger Vorliebe für die Kultur und Lebensordnungen der alten Stämme, über alle Zustände des Pflanzstaats. Auch die noch wertvolleren „Relaciones" oder Denkschriften, welche der Rechtsgelehrte **Polo de Ondegardo** zu Lima im Auftrage der Regierung aufgestellt hat, sind nicht durch den Druck veröffentlicht.

Cieza.

Sarmiento.

Ondegardo.

Diese Denkschriften verraten eine gründliche Kenntnis „von der inneren Politik der Inkas, ihren Gesetzen, ihrem geselligen Zustande, ihrer Religion, ihrer Wissenschaft und ihren Künsten, kurz von allem, was die Elemente der Bildung ausmacht", und sind mit dem Hauche der Milde und Humanität durchzogen, welchen nach der Bewältigung des Aufstandes durch Gasca die spanische Regierung des Pflanzstaats ihren öffentlichen Handlungen zu geben bemüht war. — Das wichtigste Werk über Peru sind die Com-
Garcilasso de la Vega. mentarios Reales, welche Garcilasso de la Vega, Sohn eines spanischen Edelmannes und einer Eingebornen aus dem königlichen Stamme der Inka, im hohen Alter zu Cordova verfaßt hat, und welche im ersten Teil das alte Heliadenreich, im zweiten die Geschichte der Eroberung behandeln. Als Anhänger Gonzalo Pizarros ist der Vater von der Regierung zurückgesetzt worden, und auch der Sohn, der in den spanischen Heeren gedient, beklagte sich über Ungunst und Vernachlässigung. Diese Stimmung scheint nicht ohne Einfluß auf seine Geschichtsdarstellung geblieben zu sein. In der geschwätzigen Breite des Alters ergeht er sich mit großer Vorliebe über die alte Zeit, wo seine mütterlichen Ahnen in Glanz und Herrlichkeit geherrscht haben, und schildert mit der verklärenden Phantasie, womit man im Alter auf die Erinnerungen und Erzählungen der Jugend zurückblickt, jene glückliche Kulturwelt der Sonnenkinder, welche durch die zerstörende Hand der spanischen Eroberer ihr Ende gefunden. Die Commentarios Reales sind in Cordova erschienen, der erste Teil 1609, der zweite nach dem im Jahr 1616 erfolgten Tode des Verfassers. Sie wurden später ins Englische übersetzt,
Pedro Pizarro. aber mit vielen Fehlern und Mißverständnissen. Der „Bericht" Pedro Pizarros, eines Anverwandten Franciscos, den er als Page nach Peru begleitet hat, atmet den soldatischen und parteisüchtigen Geist der ersten Eroberer. Es sind Erlebnisse oder Denkwürdigkeiten eines Glücksritters, der in den Pflanzlanden Ruhm und Gold suchte, in natürlicher Unbeholfenheit und ehrlicher Offenheit erzählt. Bei dem Aufstande Gonzalos stand er auf königlicher Seite, fühlte sich aber bei der Verteilung der Repartimientos durch Gasca nicht nach Verdienst belohnt. Der Bericht ist erst in neuerer Zeit gedruckt worden. Ebenso auch die Memorias antiguas historiales de Peru
Montesinos. von Fernando Montesinos, einem Rechtsgelehrten, der während eines längeren Aufenthaltes in Peru ein reiches Material über das alte Inkareich gesammelt, aber mit wenig Kritik und großer Leichtgläubigkeit behandelt hat. Von größerem Werte sind seine Annales, welche die Geschichte der Eroberung mit vielen eingestreuten Aktenstücken enthalten.

Auch die spanischen Missionäre, welche die Regierung zur Verbreitung des Christentums in die Neue Welt sandte, zeigten mitunter großen Eifer für die Geschichte und die Altertümer der Völker, die sie auf den Weg des Heils führen sollten. So ist Bernar-
Sahagun. dino de Sahagun, ein Franziskanermönch der Konquista, der Verfasser einer Historia Universal de Nueva España, die einen eigentümlichen Wert hat. Während er als Heidenbekehrer in Neuspanien thätig war, sammelte er von den Eingebornen auf Grund vorhandener Schriftbilder alles Merkwürdige über die Religion, Sitten, Gebräuche, Altertümer der alten Azteken, schrieb ihre Gebete und Lobgesänge auf und brachte das Ganze in eine einheitliche Form. Ursprünglich in altmexikanischer Sprache verfaßt, hat Sahagun selbst das Buch ins Spanische übersetzt, aber erst in neuerer Zeit wurde das für die Sittengeschichte des Landes in der Urzeit höchst wichtige Werk durch den Druck allgemein zugänglich gemacht. Von ähnlichem Inhalte und zum Teil aus dem Sahagunschen Werk hervorgegangen, ist die Monarchia Indiana des Franzis-
Torquemada. kanermönchs Torquemada. Der Ordensbruder hatte das halbe Jahrhundert, das er als Missionär in der Neuen Welt zubrachte, benutzt, um die Religion, die Sitten und Gebräuche, die Einrichtungen und geschichtlichen Überlieferungen der alten Azteken

kennen zu lernen und in seinem chronikartigen Buche mitzuteilen, gefärbt mit christlichem Religionseifer und fremdartiger Gelehrsamkeit. Aber in der geschmacklosen Form und wunderlichen Verhüllung sind viele zuverlässige, auf den sichersten Quellen beruhende Angaben und Nachrichten über die innere Geschichte der altmexikanischen Völker enthalten.

Der erste Gelehrte, der sich eine zusammenfassende Geschichte der spanischen Entdeckungen und Eroberungen in der Neuen Welt zur Aufgabe setzte, war Francisco Lopez de Gomara. Geboren 1510 in Sevilla, dem großen Tummelplatz der Konquistadoren und Abenteurer, wurde er frühe mit dem überseeischen Leben und Treiben vertraut. Nach Zurücklegung seiner Studien bekleidete er einige Zeit die Professur der Redekunst in Alcala. Als Cortez nach Spanien zurückkehrte, wurde er dessen Hausgeistlicher und faßte eine solche Bewunderung und Ergebenheit für den großen Entdecker, daß er fortan seine ganze Thätigkeit der Darstellung seiner Geschichte widmete und auch nach dem Tode Hernandos bei dem Sohne desselben, dem zweiten Marquis de la Valle, in Diensten blieb. Unter seinen historischen Werken nimmt seine „Chronik von Neuspanien" die erste Stelle ein, weil sie größtenteils aus Mitteilungen und Erzählungen des Eroberers selbst geschöpft ist und sich daher durch Reichtum an Stoff, durch eine Fülle wichtiger Nachrichten vor den meisten andern Zeitgeschichten auszeichnet. Dabei ist seine Darstellung klar und präzis und weit entfernt von der gedehnten Breite so vieler andrer Historiker seiner Zeit und seines Landes. Um dieser Vorzüge willen ist daher die „Chronik von Neuspanien" mehrfach gedruckt und in andre Sprachen übersetzt worden. Dagegen herrscht in dem Werke wenig von der historischen Treue und dem unparteiischen, gerechten Sinn, der dem Geschichtschreiber als erste Tugend vorschweben soll. Wie es sich aus Gomaras persönlichem Verhältnis erklären läßt, ist seine Geschichte eine lobpreisende Verherrlichung seines Helden Cortez; und wenn auch seine Angaben nicht, wie Las Casas thut, der Falschheit und Entstellung bezichtigt werden können, so erscheint doch die ganze Darstellung als ein bewundernder Panegyrikus des Eroberers. — Dieselben Vorzüge, Reichtum des Inhalts, Klarheit und Präzision in Stil und Form, trägt auch das zweite große Werk Gomaras, die „Geschichte Indiens", eine übersichtliche Darstellung der spanischen Entdeckungen und Eroberungen auf den Inseln und dem Festlande der Neuen Welt, mit Einschluß von Peru. Aber auch hier vermißt man die strenge Zuverlässigkeit und Wahrhaftigkeit in vielen seiner Mitteilungen, ein Fehler, der um so mehr zu beklagen ist, als sich seine Arbeit durch Vielseitigkeit der Auffassung, durch Eingehen auf die Natur und Beschaffenheit der Länder und ihrer Bewohner auszeichnet, und der Verfasser durch seine gesellschaftliche Stellung, durch seine Bildung und durch seinen Verkehr mit hervorragenden Persönlichkeiten in der Lage war, sich wichtige Nachrichten, Belehrungen und Mitteilungen zu verschaffen. Auch die Historia de las Indias hat frühe große Verbreitung gefunden. Gomara.

Wir dürfen die Zeit der Entdeckungen nicht beschließen, ohne noch eines andern Schriftstellers gedacht zu haben, der zwar einer späteren Generation angehört, von dem aber das gesamte Material zu einem Ganzen zusammengefaßt und verarbeitet wurde: wir meinen Antonio de Herrera. Geboren zu Cuella in Altspanien im Jahr 1549 begab er sich zur Vollendung seiner in der Heimat begonnenen Studien nach Italien, dem Lande der Kunst und Wissenschaft. Dort trat er in die Dienste Vespasians Gonzaga, Bruders des Herzogs von Mantua, und begleitete ihn nach Navarra, wo sein Gönner die Würde eines Statthalters erlangte. Er wußte sich so sehr die Zufriedenheit dieses Fürsten zu erwerben, daß ihn derselbe auf dem Sterbebette dem König Philipp II. empfahl. Dieser kluge Monarch erkannte die trefflichen Eigenschaften Herreras und verlieh ihm das Amt eines Historiographen für Indien mit einem reich- Herrera.

lichen Jahrgehalt. Diese für einen Gelehrten beneidenswerte Stellung, in welcher ihm alles geschichtliche Material zur Verfügung stand, benutzte Herrera zur Ausarbeitung des großen Werkes Historia general de las Indias Occidentales, das, in acht Dekaden geteilt, die Geschichte der Neuen Welt vom Jahre der Entdeckung durch Kolumbus 1492 bis zum Jahr 1554 behandelte und in die meisten europäischen Sprachen übersetzt ward. Herrera blieb auch unter Philipps beiden Nachfolgern gleichen Namens im Genusse seines Jahrgehalts und starb sechsundsiebzig Jahre alt im Jahr 1625. Seine Arbeit umfaßt das ganze Pflanzstaatenreich Spaniens, aber die strenge Einhaltung der annalistischen Form nach der Zeitfolge hat viele Nachteile. Durch diese geschmacklose Einrichtung wird der Faden der Teilnahme fortwährend abgeschnitten, der Leser von einem Schauplatze nach dem andern gejagt, ohne daß ihm Gelegenheit gelassen wird, einen vollständig zu übersehen. Seine Geduld wird erschöpft, und sein Sinn durch abgerissene einzelne Blicke verwirrt, statt im Vorwärtsschreiten neues Licht aus der geschickten Durchführung einer wohlverarbeiteten fortlaufenden Erzählung zu schöpfen. Unter dem reichen Handschriftenmaterial, das ihm zu Gebote stand, war auch das Geschichtswerk des Las Casas, von dem er den freiesten Gebrauch gemacht hat, jedoch in der Art, daß er den schwerfälligen Stil seines Vorgängers verbesserte und die herben Urteile und Schmähungen über die spanische Verwaltung, zu denen sich nicht selten der Schutzredner der Indianer in seiner sittlichen Entrüstung hinreißen ließ, beseitigte, teils aus nationalem Sinn, um keinen Flecken auf sein Volk kommen zu lassen, teils aus angeborner Devotion, um den Behörden und Vorgesetzten keinen Anstoß zu geben. Trotz dieser Mängel ist das Geschichtswerk Herreras sowohl wegen des einfachen Stils und der reinen kastilischen Sprache als wegen des Reichtums an zuverlässigen Nachrichten ein würdiges Denkmal des Fleißes, der Gelehrsamkeit und des Forschungssinnes seines Verfassers.

Portugal. Auch in der portugiesischen Litteratur und Geschichtschreibung gründeten die großen Erfolge in Indien, die überhaupt jene kleine Nation zum erstenmal in die Weltgeschichte einführten und ein geistig gehobenes Leben weckten, eine neue Ära.

Barros. João de Barros, geboren zu Viseu 1496, aus einer alten Adelsfamilie, erwarb sich durch sein in Dekaden geteiltes Werk „Asia" oder Geschichte der Entdeckung und Eroberungen der Portugiesen im Orient vom Jahr 1415—1539 einen solchen Namen, daß er der portugiesische Livius genannt ward, und mehrere Könige sich angelegen sein ließen, das berühmte Werk, das Barros im Auftrage Joãos III. unternahm, aber nur drei Dekaden selbst zu vollenden vermochte, durch andre fortsetzen zu lassen, damit es als geschichtlicher Ehrentempel Portugals auf die Nachwelt übergehe. Niemand war auch wohl besser im stande, die glänzendste Periode der Schiffahrt und des Waffenglücks der Portugiesen im Orient zu beschreiben, als de Barros. Vom Jahr 1532 bis an sein Ende stand er als Faktor der Kammern von Indien an der Spitze der indischen Geschäfte, und da er seine Geschichte unter der besonderen Begünstigung der Könige Emanuel und Johannes schrieb, so wurden ihm nicht nur aus den königlichen Archiven alle Briefe, Berichte, Protokolle und andre Papiere mitgeteilt, sondern um über die Fürsten des Orients und ihre Völker genaue Nachrichten zu erlangen, verschaffte er sich ihre Jahrbücher in ihren eignen Sprachen und ließ sie unter seinen Augen übersetzen. In seinen späteren Jahren zog sich Barros auf ein Landgut unweit Lissabon zurück, wo er am 20. Oktober 1570 starb.

V. Spanien, Frankreich und Italien in der Übergangszeit.

A. Italien zur Zeit der ersten französischen Invasion.

Historische Litteratur. Die in Bd. VIII, 313 f. angeführte Geschichtslitteratur Italiens erstreckt sich auch über den Zeitraum, welchen die folgenden Blätter behandeln. Das Hauptwerk aber über die Geschichte Italiens in der Übergangszeit von der ersten französischen Invasion bis zum Falle der florentinischen Republik i. J. 1530 ist die Istoria d'Italia di Francesco Guicciardini, die seit ihrem ersten Erscheinen, 1561, in vielen Ausgaben verbreitet ist, am vollständigsten durch G. Rossini, Pisa 1819 f. in 10 Bdn. (vgl. über Guicciardinis Charakter und Glaubwürdigkeit: L. Ranke, Zur Kritik einiger neuerer Geschichtschreiber — Beilage zur Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1493—1535) und von neueren Werken, außer der schon erwähnten Histoire des républiques Italiennes par S. de Sismondi in den letzten Bänden, die Schriften von Gregorovius, Lucrezia Borgia. Stuttg. 1879; Will. Roscoe, The life of Lorenzo de' Medici (auch in deutscher Bearbeitung von Kurt Sprengel, Berlin 1797) und The life and pontificate of Leo X. in verschiedenen Ausgaben; ferner A. v. Reumont, Lorenzo de' Medici, il Magnifico. 2 Bde., 2. Aufl. Leipzig 1883 und desselben Geschichte der Stadt Rom, Bd. III. 1. 2. Berl. 1870 und Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Bd. VII u. flgde.; auch L. Ranke, Filippo Strozzi und Cosimo Medici, der erste Großherzog von Toscana in den historisch-biogr. Studien. Leipz. 1877. (Ges. Werke 40, 41). Über die Humanisten und über Savonarola ist die Litteratur bei den betreffenden Abschnitten besonders angegeben.

1. Charakter der Zeit.

Wir haben mehrfach die großen Veränderungen angedeutet, welche das gesellschaftliche und staatliche Leben beim Übergang aus dem mittelalterlichen Feudalwesen in die moderne Monarchie erfahren hat. Während im Mittelalter Völker und Staaten ihr geschichtliches Leben in nationaler Sonderung verbrachten, nur in wenigen Gebieten andre als feindliche und kriegerische Berührungen und Wechselwirkungen zur Erscheinung kommen ließen, bemerken wir in der Übergangszeit ein allgemeines Bestreben, aus dieser nationalen Abgeschlossenheit herauszutreten und sich zu einer europäischen Völkerfamilie mit bestimmten gemeinsamen Interessen und Zielen zu gestalten. Bündnisse und Gegenbündnisse zu Trutz und Schutz begründeten allmählich eine europäische Politik, wo die Schicksale des einen Staats auf alle andern zurückwirkten, eine Erschütterung des einen Landes im ganzen Erdteile nachzitterte. An die Stelle des römisch-deutschen Kaisertums, das seiner ursprünglichen Idee einer schiedsrichterlichen Autorität zur Erhaltung des Weltfriedens in der Wirklichkeit sowenig mehr entsprach, trat allmählich das Prinzip vom politischen Gleichgewicht der Nationen. Der Zeitgeist selbst drängte zu einer solchen Entwickelung: wir wissen, daß unter Kaiser Maximilian und Ludwig XI. in Deutschland, in den Niederlanden, in Frankreich geordnete Postverbindungen eingerichtet wurden; daß Ferdinand der Katholische die Sitte regelmäßiger Gesandtschaften an den europäischen Höfen

Die neue Staatskunst

einführte; daß die allgemeine Verbreitung der lateinischen Sprache durch die Humanisten und der geistige Völkerverkehr durch die Buchdruckerkunst ein Band um alle Kulturstaaten schlang. Dieser Richtung der Zeit mußte die Regierungskunst Rechnung tragen: die Lenker der Staaten durften die öffentlichen Dinge des eignen Landes nicht mehr als Familiensache, als häusliche Angelegenheit behandeln; die näheren und vielseitigeren Beziehungen der europäischen Menschheit führten auch im allgemeinen Staatenleben zu engeren Verbindungen, zu gemeinsamen Sympathien und Interessen, aus denen sich mit der Zeit ein Staatensystem entwickelte mit völkerrechtlich geregelten Rechten und Pflichten. Die chronikartige Behandlung der Landesgeschichte ging mehr und mehr in eine weltgeschichtliche Darstellung der Zeitereignisse über; die Politik, die bisher ausschließlich auf die Innenverhältnisse des eignen Volks gerichtet war, nahm einen weiteren Flug über die Grenzen hinüber; die Diplomatie und das Gesandtschaftswesen, bisher nur ein Botendienst und Vermittler ritterlicher Kourtoisie, bildete sich zu einem Institute der Staatskunst aus, die Höfe, bisher der Schauplatz des feineren Gesellschaftslebens, der gesteigerte und erweiterte Inbegriff eines ritterlichen Burglebens, wurden jetzt der Mittelpunkt weitreichender politischer Pläne, Intrigen und Berechnungen. War bisher die Kirche die einigende Macht gewesen, so traten jetzt die politischen Aufgaben und Ziele der weltlichen Höfe in den Vordergrund. Fürstenkongresse ersetzten die alten Konzile. Die Wiederbelebung der Kreuzzüge gegen die Osmanen scheiterte an der Teilnahmlosigkeit der neutralen Mächte. Die Päpste selbst stiegen mehr und mehr von ihrer weltbeherrschenden Idealmacht in die Sphäre der Landesfürsten herab. Eine solche Umgestaltung in Gang und Charakter des allgemeinen Staatslebens war erst möglich, seitdem der Feudalismus gebrochen war und die monarchische Souveränität in freier Selbstbestimmung auftreten konnte. Solange eine vielgliederige Kette die Völker in ihrer Bewegung hemmte, den Vasallen nur an den Lehnsherrn band, das Oberhaupt des Staats nur als das Schlußglied dieser gesellschaftlichen Kette Geltung und Bedeutung hatte, war der Monarch nicht im stande, die Kräfte seines Gebiets in Aktion zu führen, als Kriegsherr und Heerführer seines Volks aufzutreten; denn wie leicht konnten die Mittelglieder gelöst und dadurch der ganze Zusammenhang zerrissen oder gelockert werden. Aber es ist uns ja bekannt, daß das Lehnsystem gebrochen und gelähmt in das neue Jahrhundert eintrat; daß die Könige von Frankreich, von Spanien, von England monarchische Erbreiche geschaffen, die souveräne Vollgewalt erlangt hatten, daß sie in ihren Unternehmungen nach außen die gesamte nationale Kraft in Anspruch nehmen konnten. Es war verführerisch, diese Kraft und Unabhängigkeit willkürlich und launenhaft zu verwenden, mit einer gewissen kindlichen Eitelkeit und Naivität das neuerworbene Gut zur Schau zu tragen, bei den politischen Wechselgängen nur das zunächst liegende Interesse ins Auge zu fassen und mit Bündnissen und Verträgen ein leichtsinniges Spiel zu treiben. Wie bei jeder Übergangsperiode,

wenn die alten Ordnungen morsch geworden sind und die neuen Begriffe noch nicht feste Wurzeln geschlagen haben, leicht eine Lockerung der öffentlichen Moral eintritt, so zeigt sich am Ausgange des fünfzehnten und am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts auch im politischen Leben jene sittliche Versunkenheit, der wir auf allen Gebieten des gesellschaftlichen Daseins begegnet sind. War auch der Begriff der Treue, welcher dem Feudalismus zu Grunde lag, eine Heuchelei, eine bedeutungslose Wortform geworden, so war diese Mannestreue doch immerhin noch eine ethische Basis, auf der ein ehrliches Zusammenleben eine Stätte finden konnte; die neue monarchische Souveränität dagegen war ohne jedwedes ethische Fundament: sie handelte nur nach dem eignen Vorteil, der Egoismus, die kalte Selbstsucht war der Götze des Tages in den Spitzen der Gesellschaft. Wir wissen, mit welcher Offenheit der französische Staatsmann Comines diese Lehre vorgetragen und als politische Weisheit gepriesen hat; wir werden bald sehen, wie der Florentiner Machiavelli ähnliche Grundsätze predigte. Einen den egoistischen Zwecken dienlichen Plan mit kluger Überlegung fassen und glücklich durchführen, galt als höchste politische Weisheit, durch welche Mittel und Hebel es geschah, kam nicht in Anschlag. Das Ideal der Politik geht in der Staatsräson auf.

Diese neue Staatskunst trat zum erstenmal und am auffallendsten in der Geschichte Italiens zu Tage. Dieses schöne, hochgebildete, aber in zahllose kleine Staatsgebiete zerrissene Land war die Schule und der Tummelplatz politischer Intrigen und diplomatischer Ränke, das große Treibhaus egoistischer Pläne und Unternehmungen ohne Rücksicht auf Tugend und Recht, der üppige Boden für treulose Verträge, für Bündnisse und Gegenbündnisse, wie der augenblickliche Vorteil, wie persönliche Laune und Leidenschaft, wie Furcht oder Mißtrauen vor dem Nachbar sie eingaben. Seitdem die Halbinsel von dem römisch-deutschen Kaisertum faktisch gelöst und sich selbst anheimgegeben war, hatte sich allmählich die Ansicht ausgebildet, daß die gemeinsame Sicherheit in einem System politischen Gleichgewichts bestehe, wonach kein Staat südlich der Alpen so mächtig werden dürfe, daß er das Dasein der übrigen gefährden könnte, eine Doktrin, die ein endloses Spiel von Verbindungen und Gegensätzen und unberechenbare Verwickelungen in raschem Wechsel erzeugte und weder ein allgemeines italienisches Nationalgefühl noch ein gemeingültiges Staatsrecht aufkommen ließ. — Wir haben im achten Bande dieses Werks die Geschichte Italiens bis in die zweite Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts herab geführt. Wenn wir jetzt den Faden wieder aufnehmen, um die schicksalsschwere Übergangszeit bis zum Absterben aller politischen Freiheit und volkstümlichen Selbstbestimmung darzustellen, können wir einfach an das Frühere und Bekannte anknüpfen, da die dort geschilderten Zustände und Lebensformen die späteren Entwickelungen und geschichtlichen Gestaltungen im Keim bereits in sich tragen. Das gehobene Leben an den Dynastenhöfen und in den großen Handelsrepubliken entfaltete sich zu einer künstlerischen

Das politische Leben in Italien.

Ausbildung, wie sie die Weltgeschichte nur einmal, im perikleischen Hellas, erlebt hat; edle Kunstbildungen verschönerten das Leben durch den Reiz sinnlicher Formen, die versunkenen Götter des Altertums und die griechische Weltweisheit kehrten in die moderne Gesellschaft zurück, die alten Vorstellungen vom Universum wurden als Irrtum und Wahngebilde umgestoßen. Zugleich aber schritt die lüsterne Sinnlichkeit auf der eingeschlagenen Bahn fort, bis sie den moralischen Boden gänzlich untergrub, die ethischen Kräfte zernagte und zersetzte.

Der Krebsschaden des italienischen Staatswesens war das Condottierenwesen, wie wir es im achten Bande dieses Werks S. 336 kennen gelernt haben: es machte den Krieg zu einem leichtsinnigen frevelhaften Waffenspiel, dem keine höhere Idee zu Grunde lag, dem kein nationales Gut als Kampfpreis winkte; und da die Söldnerbanden und ihre Führer bemüht waren, einander so wenig als möglich zu schaden, jeden größeren Menschenverlust beim Zusammentreffen zu vermeiden, so entartete die Kriegskunst immer mehr; die Schlachten gestalteten sich zu Fechtübungen und Zweikämpfen, in der Bewaffnung und Kriegsrüstung wurden keine Verbesserungen vorgenommen; im Gebrauch des Feuerrohrs und Geschützes blieb Italien hinter Spanien, Frankreich und Deutschland weit zurück. Die Kanonen, kleine Kupferrohre, die mit Steinkugeln geladen und auf ochsenbespannten Karren dem Heere nachgeführt wurden, waren so ungeschickt eingerichtet, daß die Belagerten zwischen jedem Schusse Zeit hatten, den verursachten Schaden wieder auszubessern. Jene Kriege, sagt Machiavelli, sanken zu solcher Schwäche herab, daß sie ohne Furcht angefangen, ohne Gefahr geführt wurden und ohne Schaden endeten. So erlosch die Tapferkeit, welche in andern Ländern durch einen langen Frieden zu erlöschen pflegt, in Italien durch die Erbärmlichkeit der Kriege. Und wenn bei der Darstellung der nachfolgenden Begebenheiten, fährt er fort, nichts vom Mut des Soldaten, von der Tapferkeit des Feldherrn, von der Vaterlandsliebe des Bürgers zu erzählen ist, so wird man dagegen erfahren, mit welchen Täuschungen, mit welchen Listen und Künsten die Fürsten, die Soldaten und die Häupter der Republiken handelten, um sich ein Ansehen zu erhalten, das sie nicht verdienten.

2. Die Vorgänge in Neapel.

Fortdauernde Parteikämpfe.

Im Königreich Neapel gab der Tod der Königin Johanna II. im Jahr 1435 (VIII, 355) das Signal zur Erneuerung des Bürgerkriegs zwischen der aragonischen und der Anjouschen Partei. Sieben Jahre hielten die Anhänger des französischen Thronprätendenten, des uns wohlbekannten René von Anjou, ihr Panier aufrecht, und solange die Geldmittel des vielgeschäftigen fürstlichen Romantikers ausreichten, fehlte es ihm nicht an Bandenführern und Kriegsmannen; dennoch gewann sein Gegner Alfons V., König von Aragonien und Sizilien, immer
1442. mehr Boden, und als es ihm gelang, die Hauptstadt Neapel zu erobern, war der Ausgang des Erbfolgekriegs kaum mehr zweifelhaft, wenngleich der gefang-

liebende Provençale und sein ritterlicher Sohn bis an ihren Tod sich mit den Titeln der schönen Länder schmückten, deren Besitz sie dem aragonischen Herrscherhause überlassen mußten. Selbst Papst Eugen IV., der als Oberlehnsherr die schiedsrichterliche Entscheidung ansprach und lange auf seiten der Anjous gestanden, erkannte nun den Aragonier als König an, wogegen dieser das alte Lehns- 1443. verhältnis mit den damit verbundenen Ehrenpflichten bestehen ließ.

Wenn der Geschichtschreiber Giannone die Regierung des Königs Alfons, Das aragonische Königshaus. Alfons I. 1435—1458. mit welchem die aragonische Dynastie Sizilien mit Neapel zu einem „Königreich beider Sizilien" vereinigte, als eine glückliche Periode für Land und Volk preist, so lag die Ursache davon wohl weniger in der Persönlichkeit des Monarchen als in dem Umstande, daß unter seiner Herrschaft die bürgerlichen Kämpfe eine längere Unterbrechung erfuhren. Die späteren Geschlechter blickten mit dankbaren Gefühlen auf eine Regierung zurück, unter welcher das Leben des Volks nicht fortwährend von kriegerischen Bewegungen gestört und getrübt ward. Man rühmte an ihm, daß er Neapel allen seinen andern Reichen vorgezogen und es zum ausschließlichen Herrschersitz erkoren (vgl. S. 431); daß an seinem Hofe heitere Geselligkeit gepflegt, Künste und Wissenschaften gefördert worden; daß er durch Einrichtung neuer Gerichtshöfe die Rechtspflege verbessert; daß er durch Ansiedelung vieler aragonischen und sizilianischen Familien von Stand und Ansehen den neapolitanischen Reichsadel vermehrt habe. Aber alle diese Maßregeln zeugten mehr für seine Klugheit als für seinen Edelmut. Daß er seine Partei zu verstärken und dem während der bürgerlichen Unruhen in Verfall geratenen Gesetze wieder aufzuhelfen suchte, war durch die politische Lage und die anarchischen Zustände des Königreichs geboten. Zu der glänzenden Hofhaltung und üppigen Lebensweise wurde er sowohl durch die eigne Prachtliebe und den Hang zur Wollust als durch die überlieferten Sitten des Hofes, der Hauptstadt und der aristokratischen Geschlechter hingeführt. Nirgends wurde König Friedrich III. bei seiner Rom- und Brautfahrt glänzender empfangen und festlicher bewirtet als in Neapel. König und Adel wetteiferten in Aufwand und Herrlichkeit (S. 67). Wie unter dem Herrscherhause der Anjous so blieb auch unter der aragonischen Dynastie Neapel ein Hauptsitz verweichlichender Lebensgenüsse, wobei Kunstliebe mit Luxus und Sinnlichkeit Hand in Hand ging und eine geglättete Außenseite tiefwurzelnde Leidenschaften und arge Gedanken verhüllte, wo Ehrgeiz und eigensüchtiges Trachten die Motive des Handelns bildeten. Die wichtige Rolle, welche die Frauenwelt seit den Tagen der Königin Johanna im gesellschaftlichen und öffentlichen Leben spielte, dauerte auch unter dem aragonischen Herrscherhause fort; Alfons selbst soll durch das Übermaß von Liebesgenuß seine Gesundheit zerstört und seinen Tod beschleunigt haben. Das heiße Blut des Südländers und die Galanterie des ritterlichen Adels förderten den Frauendienst, und die Neapolitanerinnen waren nicht karg mit ihrer Gunst.

Durch letztwillige Verfügung hatte Alfons bei seinem Tode seinen natür- 27. Juli 1458.

Ferdinand I. 1458—1494. lichen, aber als rechtmäßig anerkannten Sohn Don Ferdinand von Kalabrien zum Nachfolger in Neapel bestimmt, während Sizilien mit Aragonien vereinigt bleiben sollte. Allein die Thronbesteigung des eigenwilligen, mißtrauischen und zu Gewaltthaten geneigten Fürsten hatte manche Gegner. Zwar die Pläne des unglücklichen Infanten Karl von Viana (S. 432f.) mißlangen, er segelte bald nach dem Hinscheiden seines königlichen Oheims nach Katalonien ab, um dort einen frühen Tod zu finden; auch Papst Pius II. stand von seinem anfänglichen Widerspruch ab, als Ferdinand alle Rechte des apostolischen Stuhls über Neapel
1459. anerkannte und bestätigte. Dagegen erklärte sich ein großer Teil des eingebornen Adels wider ihn und erneute die alte Parteiung. An der Spitze der Malkontenten standen zwei nahe Verwandte des königlichen Hauses, der reiche und mächtige Fürst von Tarent, zu dessen Familie die Gemahlin Ferdinands gehörte, und der Graf von Rossano, dem König Alfons seine natürliche Tochter Eleonore in die Ehe gegeben hatte. Beide fürchteten von dem habgierigen König Gefahr für ihre Güter und Reichtümer. Als Johann von Aragonien, an den sie sich zuerst wandten, ihre Anträge verschmähte, teils weil er in seinem eignen Reiche genug zu thun hatte, teils weil er dem Willen seines Bruders, der sich so großmütig gegen ihn benommen, nicht entgegentreten wollte, riefen sie Renés Sohn, Herzog Johann von Kalabrien, auf den der Vater seine Rechte übertragen hatte, in das Reich.

Erneuter Bürgerkrieg. 1460—1465. Der ritterliche Fürst, für den ein bewegtes Leben voll Abenteuer und Waffenthaten den größten Reiz hatte, ergriff begierig die Gelegenheit, die Ansprüche seines
1460. Hauses geltend zu machen. Er landete auf einem genuesischen Geschwader an der kampanischen Küste und machte in kurzem große Fortschritte. Seine offene und großmütige Natur übte auf die Herzen des Adels mehr Anziehungskraft als das zurückhaltende, argwöhnische Wesen seines Gegners. Unterstützt von dem Fürsten von Tarent, der dem französischen Prätendenten alle seine Städte und Schlösser öffnete, bemächtigte sich der Herzog des ganzen apulischen Landes vom Gargano bis zum Meerbusen, und nach dem glücklichen Treffen am Sarno, worin der päpstliche Feldhauptmann Simonetta, der mit einigen Fähnlein dem König zu Hilfe gezogen war, seinen Tod fand, geriet auch ein großer Teil von Kampanien in die Gewalt der Anjous. Nur mit Mühe entging Ferdinand den Nachstellungen des Grafen von Rossano, der den Schwager beschuldigte, er habe seine Gemahlin, des Königs eigne Schwester, zur Untreue verführt. Aber trotz dieses Waffenglücks zerrannen bald die Eroberungspläne Johanns. Nicht nur der Papst, auch der Herzog von Mailand, der keine französische Herrschaft in Italien wollte, hatte dem Aragonier Hilfsmannschaft zugeschickt; als daher der Condottiere Jacopo Piccinino, den Johann in seine Dienste genommen, nach Unteritalien ziehen wollte, wurde er von den Truppen der Verbündeten angegriffen und in einem
Juli 1460. blutigen Treffen, das sich in die Nacht hineinzog und noch unter Fackelschein fortdauerte, zurückgeschlagen. So gering auch zunächst der Vorteil war, den Ferdinand aus dieser Begebenheit davontrug, so führte er doch zu einem Umschwung. Der neapolitanische Adel, der bei allen seinen Handlungen nicht von Prinzipien oder politischen Grundsätzen, sondern lediglich von egoistischen Motiven, von persönlichen Rücksichten, von ritterlichen Launen geleitet ward, begann an dem Glück des Herzogs zu zweifeln und nahm mehr und mehr eine reservierte Haltung an, um je nach dem Ausgange

des Kampfes die richtige Partei zu ergreifen. Auch waren die Hilfsmittel, die der französische Prätendent herbeizuschaffen vermochte, so gering, daß die ganze Last des Kriegs auf die Eingebornen fiel. Nur die Furcht vor dem rachsüchtigen Gemüt Ferdinands hielt noch manche fern; als aber der Mailänder sich mit seinem Wort verbürgte, daß sie straflos ausgehen sollten, traten sie auf die aragonische Seite. In wessen Herz die Leidenschaft und Parteisucht nicht jeden Funken von Patriotismus erstickt hatte, der mußte mit tiefem Schmerz auf die schrecklichen Folgen des Bürgerkriegs blicken, welcher dem Wohlstand des Landes wie der Gesittung des Volks schwere Wunden schlug. In jener Zeit der fahrenden Leute, der herrenlosen Soldknechte war jedes von Kriegslärm erfüllte Land ein kräftiger Magnet für alle die zahllosen beweglichen Elemente, die sich damals allenthalben umhertrieben. Und so bildeten denn auch die mittleren und unteren Landschaften der Apenninischen Halbinsel einen anziehenden Tummelplatz, auf dem nicht nur der neapolitanische Adel beider Heerlager samt seinen Waffenknechten sein wildes Kriegsspiel aufführte, sondern auch die Söldnerscharen Piccininos und andrer Condottieri, wo mailändische und päpstliche Kriegsleute zu Fuß und zu Roß sich umherschlugen, die feindlichen Burgen, Städte und Landschaften mit Feuer und Schwert anfallend und alle bewegliche Habe als Beute wegführend. Selbst der Türkenfeind Alexander Kastriota zog aus den Bergen Albaniens seinem königlichen Freund Ferdinand zu Hilfe. Nach dem Sieg des Königs über die feindlichen Heerhaufen bei Troja, machten der Fürst von Tarent und Caracciolo, Herzog von Melfi, ihren Aug. 1462.
Frieden mit dem Aragonier, der den Reumütigen den Rückweg möglichst erleichterte. Aber als im folgenden Jahr der Tarentiner in seinem Schlosse zu Bari von zwei Hof- 1463.
leuten ermordet ward, beschuldigten viele den König der Urheberschaft. Denn Ferdinand wurde dadurch nicht nur von einem unzuverlässigen Parteigänger befreit, sondern die unermeßlichen Schätze des reichen Fürsten, die er sich unverzüglich aneignete, gewährten ihm Mittel, die sicherer zum Siege führten als alle Waffen. Piccinino wurde durch Gold und Lehen bewogen, in Ferdinands Dienste zu treten, der Graf von Rossano 1463.
wurde, als er im Vertrauen auf den abgeschlossenen Frieden und die Fürsprache des Mailänders sich in das königliche Lager begab, festgenommen und in Haft gesetzt. So 1464.
brach dem Herzog von Anjou eine Stütze um die andre. Verlassen setzte er nach der Insel Ischia hinüber und kehrte dann nach Frankreich zurück, begleitet von wenigen 1465.
Getreuen, die von dem großmütigen und ritterlichen Mann nicht lassen wollten. Wir wissen, daß Johann bald darauf ins Grab stieg, ohne dem Titel eines Herzogs von Kalabrien oder Königs von Neapel eine reale Unterlage geben zu können. Und als sein junger Sohn noch vor dem Großvater starb und auch Renés Neffe, Karl von Maine, kinderlos aus der Welt schied (VIII, 808, 855), gingen die Ansprüche der Anjous auf die italienischen Besitzungen durch Übertragung und Erbschaft auf den blutsverwandten König Ludwig XI. über, der aber keine Lust zeigte, sich auf abenteuerliche Feldzüge einzulassen.

Ferdinands Regierung.

Nun wurde die Krone von Neapel dem aragonischen Königssohne von niemand mehr streitig gemacht. Er trug sie noch fast drei Jahrzehnte; und wie wenig er sich auch die Liebe des Volks und Adels zu erwerben wußte, sein Tod wurde dennoch tief betrauert, denn mit seinem Hinscheiden kamen neue schwere Drangsale über das Reich. Ferdinand war der echte Sohn seiner Zeit: er huldigte von ganzer Seele der treulosen, ränkevollen Politik, die in Ludwig XI. ihren schärfsten Ausdruck fand. Der Condottiere Piccinino war durch seine Reichtümer, seine zahlreichen Lehen, seine militärischen Erfahrungen ein zu gefährliches

Haupt für ein aufgeregtes Land mit einer wankelmütigen parteisüchtigen Aristokratie. In dem Augenblick, da er sich mit einer natürlichen Tochter des Herzogs von Mailand zu vermählen gedachte, wurde er bei einem Besuch in Neapel von dem König unter einem harmlosen Vorwand in das Schloß gelockt und in Haft
Aug. 1465. gehalten. Der gefürchtete Scharenführer sah nie mehr das Licht der Sonne. Als einige Zeit nachher sein Tod bekannt wurde, hieß es, er sei beim Besichtigen einer einlaufenden Flotte von der Fensterbrüstung gestürzt und habe das Genick gebrochen. Der Herzog von Mailand ließ sich leicht beschwichtigen, als Ferdinands Sohn Alfons von Kalabrien seine rechtmäßige Tochter Hippolyta in die Ehe nahm. Auch Graf Anton von Caldora wurde eine Zeitlang unter Schloß und Riegel gehalten; durch glückliche Flucht entging er dem Verderben; aber er verlor seine ansehnlichen Güter, so daß er in der Mark in großer Armut aus der Welt schied. Selbst der Papst mußte geschehen lassen, daß das Herzogtum Sora, das schon längere Zeit zum Kirchenstaat gerechnet wurde und eine schöne Ausstattung für Nepoten bildete, von dem König eingezogen ward. Der Vorwurf der Undankbarkeit, womit ihn Pius II. und sein Nachfolger Paul II. beluden, machte wenig Eindruck. Denn Ferdinand war entschlossen, den päpstlichen Übergriffen
1469. energisch zu widerstehen; daher unterstützte er auch den Markgrafen Malatesta von Rimini, als der römische Stuhl dessen Besitzungen an sich zu reißen suchte. In allen Handlungen Ferdinands erkennt man den staatsklugen Mann, der die Königsmacht zu stärken, fremde Einflüsse zu beseitigen und den unruhigen Adel in den Dienst der Krone zu zwingen strebte. Wie Ludwig XI. in Frankreich, wie Ferdinand in Spanien, wie König Johann in Portugal, so war auch der neapolitanische Herrscher ein strenger Zuchtmeister der unbotmäßigen Feudalherren. Er suchte die großen Lehnsgüter in zuverlässige Hände zu bringen, die hohen Kronämter, die Hof- und Lehnswürden dienten ihm zur Belohnung ergebener Barone, die dafür dem Throne treue und feste Stützen wurden. Eine zahlreiche Nachkommenschaft von Söhnen und Töchtern, welche in Bildung und Kenntnissen auf der Höhe ihrer Zeit standen und die er mit Gliedern angesehener Familien zu vermählen bedacht war, erhöhte den Glanz seines Hofes, den er nicht minder liebte als sein Vater. Auch der von ihm gestiftete Hermelinorden war eine ergiebige Quelle für Gnadenerweisungen. Die neuemporstrebende Königsmacht gefiel sich indessen nicht bloß in äußerer Prachtentfaltung, sie beförderte auch Handel und Fabrikthätigkeit und begünstigte Künste und Wissenschaften. Auch in diesen Beziehungen erwarb sich Ferdinand Verdienste. Insbesondere erfreute sich die Seidenkultur seiner Gunst. Nicht nur, daß er zur Anlegung von Seidenmanufakturen durch Geldunterstützungen ermunterte, er zeichnete auch die Zunft der Seidenarbeiter durch Rechte und Privilegien aus. Dadurch wurde eine Menge kunstfertiger Leute zur Niederlassung in Neapel angelockt und Reichtum und Üppigkeit nahm so zu, daß, wie Giannone sich klagend vernehmen läßt, bald jeder Bürger und Bauer sich in Seidenstoffe kleidete. Auch

die Buchdruckerkunst, die zwei Deutsche nach Neapel brachten, wurde von Ferdinand begünstigt, denn er liebte Wissenschaft und Bildung, und der Pflege der Jurisprudenz, sowohl der theoretischen auf der Lehrkanzel als der praktischen im Gerichte, wandte er dieselbe Sorgfalt zu wie sein Vater.

Mehrere hochberühmte Rechtsgelehrte, wie Michael Riccio, Paris de Puteo, Joh. Antonius Caraffa, Matth. degli Afflitti u. a. m. erhielten durch Ferdinand Ämter und Ehren. Der als lateinischer Dichter, Historiker und Redner berühmte Pontanus, den Ferdinand öfters bei Staatsgeschäften verwendete und zum Lehrer seines Sohnes ernannte, gründete eine gelehrte Akademie in Neapel. Auch der italienische Dichter Sanazaro verkehrte mit der königlichen Familie, die ihn mit großer Auszeichnung behandelte.

Aber wie viele Verdienste sich König Ferdinand um den Wohlstand und die Bildung Neapels erwarb, wie sehr die Städte und der Bürgerstand seiner Regierungskunst Anerkennung zollten, die Aristokratie ließ nicht von ihrem Hasse; ja derselbe erwachte wieder mit neuer Stärke, als Ferdinands Leben sich dem Ende zuneigte und sein Sohn Alfons, ein eigenwilliger Fürst von kriegerischen Neigungen und heftiger Gemütsart, die Zügel der Regierung noch straffer anzog. Alfons hatte sich vor Otranto im Kampf wider die Osmanen (S. 257 f.) hervorgethan; der Ruhm, den er sich dadurch erworben, war ihm zu Kopf gestiegen und hatte den Übermut und seinen Hang zur Willkür und Gewaltthätigkeit noch vermehrt. Er legte der Krone den Alleinhandel mit Wein, Öl und Getreide bei und führte Zwangspreise ein zum eignen Vorteil und zum Schaden des Volks; er beleidigte den Papst, indem er mit dem Lehnzins zurückhielt und Bistümer und Abteien verkaufte. Wollüstig und weibersüchtig gab er durch seinen Lebenswandel Anstoß und manche Familie wurde durch seine Verführungskünste und die lockeren Sitten seiner Genossen in ihrer Ehre verletzt. Auch an den italienischen Höfen hatte das neapolitanische Königshaus viele heimliche und offene Feinde. Die Venetianer waren ihm so neidisch und auffässig, daß man ihnen zutraute, sie hätten den Türkenzug gegen Unteritalien veranlaßt; bei den Mediceern in Florenz schlummerte die Leidenschaft unter leichter Decke; Papst Innocenz VIII., der die Stadt Aquila, die unter der Hoheit der Krone als selbständige Kommune bestehende Hauptstadt der Abruzzen, durch seine Fürsprache nicht gegen die aragonische Eroberungspolitik zu schützen vermochte, zürnte dem König in solchem Grade, daß er den Bann über ihn verhängte und ihn des Thrones für verlustig erklärte. Und bald wurden die Geister noch mehr aufgeregt durch die Kunde, König Karl VIII. von Frankreich bereite sich zu einem Kriegszug nach der Apenninischen Halbinsel vor; er gedenke, die Anjouschen Thronansprüche wieder zu beleben und das neapolitanische Königreich zum Ausgangspunkt großer welterschütternder Pläne zu machen. War es bei solcher Lage zu verwundern, daß der gedrückte und verletzte Adel wieder das Haupt aufrichtete; daß die französischen Sympathien von neuem auflebten? Vergebens hatte schon Ferdinand

Ferdinands Ausgang und König Alfons II. 1494–1496.

die alten Künste der Verstellung, der Hinterlist, der gewaltsamen Verhaftung, der tückischen Verleumdung mit neuem Eifer angewandt, um französische Partei-
25. Jan. 1494. bildungen zu verhindern; als er hochbetagt ins Grab stieg und sein Sohn Alfons II. seine Stelle einnahm, war das Land in tiefster Gährung und der französische König bereits im Anzug, begleitet von neapolitanischen Flüchtlingen der Anjouschen Partei. Nach Giannones Zeugnis hat die Gemütsaufregung und die Sorge um die Zukunft seines Hauses und Reichs seinen Tod beschleunigt. Und noch war kein Jahr verflossen, so sah man seinen Sohn Alfons mit seinen wertvollsten Gütern und Kostbarkeiten als Flüchtling nach Messina segeln, wo
19. Nov. 1496. er bald nachher unter mönchischen Büßungen aus der Welt schied, während sein junger Sohn Ferdinand II., dem er die Krone übertragen, der französischen Invasion weichen mußte.

3. Mailand unter der Herrschaft der Sforza.

Francesco Sforza und sein Haus. Unter den Condottieren, welche im fünfzehnten Jahrhundert so oft die Schicksale der italienischen Staaten bestimmten, ist keiner zu solcher Höhe des Glücks und der Macht emporgestiegen als Francesco Sforza, dem Filippo Maria aus dem Geschlecht der Visconti seine Tochter Bianka in die Ehe gegeben und dem die Mailänder selbst die herzogliche Würde übertrugen (VIII, 370 f.). Wir wissen bereits, wie klug sich Francesco in der Herrschaft behauptete. Von dem Condottierengeiste, der in abenteuerlicher Vergrößerungssucht alles aufs Spiel setzt, war keine Spur in ihm. Wenn er mit den Franzosen um den Besitz von Genua rang, so wußte er zum voraus, daß er an den Genuesen selbst, insbesondere an den Fregosi und Fieschi ergebene Parteigenossen finden würde; und der neue König Ludwig XI. legte zu großen Wert auf die Freundschaft des Herzogs, als daß er um eine wertlose Scheinherrschaft über die unruhige, wankelmütige Seerepublik die Zahl seiner Gegner noch hätte vergrößern mögen (VIII, 385). Zwei Jahre vor seinem Tode hatte daher Francesco die Freude,
1464. eine genuesische Gesandtschaft in seinem Schlosse zu empfangen, welche ihm die Huldigung ihrer Stadt darbrachte. Auch mit den übrigen Fürsten und Staaten Italiens wußte er sich so zu stellen, daß alle seine Freundschaft suchten und daß seine Vermittelung oft von schiedsrichterlicher Bedeutung war. Mit dem neapolitanischen Königshause stand er in zwiefacher verwandtschaftlicher Beziehung; seine Tochter Hippolyta, welche Ferdinands Sohn Alfons heimführte, war von dem flüchtigen Byzantiner Konstantin Lascaris in der griechischen Sprache und Litteratur unterrichtet worden und war eine Zierde der gebildeten Hofkreise in der schönen Stadt am Vesuv; Alfons' Schwester Eleonore wurde die Gattin von Francescos drittem Sohne. In seiner ganzen Politik, in der Liebe und Pflege der Künste und Wissenschaften, in dem Gefallen an Glanz und höfischer Feinheit war der Sforza der getreue Nachfolger der Visconti. Aber auch darin glich die neue Dynastie der älteren, daß die Brüder und Verwandten stets feind-

selige Gesinnung gegeneinander hegten, daß sich in der Familie kein festes Gesamtinteresse entwickelte. Durch Glück, durch kluge Benutzung der Verhältnisse, durch Trug und Verrat, mitunter durch Verbrechen waren einzelne zur Macht emporgestiegen, warum sollten nicht die Nachgebornen dieselben Mittel und Künste in Anwendung bringen? Die Erstgeburt gab kein legitimes Recht auf den Thron; der Klügere, der Gewandtere, der Unternehmendere glaubte von den Gelegenheiten, die sich ihm darboten, von den Gaben und Eigenschaften, die ihm die Natur verliehen, auch gegen seine Blutsverwandten Gebrauch machen zu dürfen. Von dieser Seite bewahrten die Sforzas noch den Charakter der Condottieri, der Glücksritter, die rücksichtslos auf ihr egoistisches Ziel losgingen. Darüber verlor die Familie die Möglichkeit, eine dauernde Dynastie zu gründen. Durch die Ehrsucht und den Frevelmut der Einzelnen fiel das ganze Haus in Trümmer, brach das ganze Geschlecht zusammen. Bei den Nachkommen Francesco Sforzas wiederholte sich die Geschichte der griechischen Tyrannengeschlechter, daß die Söhne und Enkel zerstreuten, was die Väter mühsam gesammelt; daß Übermut und Laster zerstörten, was Arbeit, Glück und Kühnheit errungen.

Bei dem Hinscheiden Francescos befand sich sein Erstgeborner Galeazzo Galeazzo Maria.
Maria in Frankreich. Er eilte, sofort Besitz von dem väterlichen Erbe zu neh- 1466–1476.
men. Die Räte des Herzogs Amadeus VIII. (IX.) von Savoyen wollten den mailändischen Thronwechsel zum Vorteil ihres Landes ausbeuten und suchten den neuen Herrscher auf der Rückreise in ihre Gewalt zu bringen, um ihm für die Freilassung einen Teil seiner Besitzungen abzupressen. Es gelang aber dem Sforza ihren Nachstellungen zu entgehen. Nach manchen Fährlichkeiten hielt er
am 20. März seinen feierlichen Einzug in Mailand. Die feindselige Haltung 20. März 1466.
Savoyens legte sich, als Galeazzo Maria die Schwester des kränklichen Herzogs,
Bona, als Gemahlin heimführte. Sie stand mit Ludwig XI. in naher Bluts- 1468.
verwandtschaft, so daß diese Heirat zugleich das alte Bündnis mit Frankreich befestigte. Im Vertrauen auf den mächtigen Schutz herrschte Galeazzo im Geiste der alten Tyrannen, gewaltthätig und übermütig gegen die Nachbarstaaten, wollüstig, grausam und verschwenderisch im Innern. Wenn die Züge, welche die italienischen Schriftsteller von ihm berichten, wahr sind, so verdient sein Name „zu einem Nero und Busiris" geworfen zu werden. Die Räte seines Vaters waren ihm bald lästig, da sie ihn in die Schranken des Gesetzes bannen wollten; sie wurden durch jüngere Genossen seiner Lüste ersetzt, die sich zu allem als willige Werkzeuge gebrauchen ließen. Die verwitwete Herzogin Blanka, die den Sohn durch verständige Ratschläge zu lenken suchte, wurde so unwürdig be-
handelt, daß sie sich nach Malegnano zurückzog, wo sie bald starb, nicht ohne Okt. 1468.
Verdacht einer Vergiftung. Nun überließ sich Galeazzo Maria ungescheut seinem Hange zu Pracht und Verschwendung, und wenn seine Mittel erschöpft waren, drückte er das Volk mit Auflagen oder ängstigte die Wohlhabenden mit Anklagen,

um Geld von ihnen zu erpressen. Eine Reise, die er mit seiner Gemahlin und
März 1471. einem zahllosen Gefolge von Kavalieren und Leibgarden nach Florenz unternahm, um, wie er angab, ein Gelübde zu erfüllen, war mit solchen Prunkaufzügen, Spielen, Festlichkeiten und Schwelgereien verbunden, daß Machiavelli und andre florentinische Geschichtschreiber den Luxus und das Sittenverderbnis, die seitdem in der Arnostadt mehr und mehr zunahmen, auf diesen Besuch des herzoglichen Hofes zurückführen. Hundert Kammerherren aus den ersten Familien Mailands wurden in Dienst genommen und mit Jahrgeldern belohnt. Wir wissen, welche Bedeutung das scheidende Mittelalter auf prunkende Feste, Gelage und öffentliche Schauspiele legte; und der Mailänder Hof stand an verschwenderischer Prachtentfaltung hinter keinem zurück. Dabei war Galeazzo Maria ein so herzloser Tyrann, daß schaudererregende Züge von Grausamkeit und teuflischer Bosheit aus seinem Leben berichtet werden. Nicht genug, daß er alle, deren Gesinnung er mißtraute, die ihm zu widerstehen wagten oder die durch irgend ein Vergehen seinen Zorn gereizt, zu verderben suchte, er erfand martervolle Todesstrafen und weidete sich an den Qualen der Sterbenden; und nicht genug, daß er der weiblichen Ehre nachstellte, daß selbst die Frauen und Töchter der angesehensten Familien vor seinen Verführungen und gewaltsamen Angriffen nicht sicher waren, er fügte zu der Schande auch noch den Hohn und den Übermut. Er prahlte mit der genossenen Lust und nannte offen die Namen der Entehrten, und wenn er selbst seine sinnliche Leidenschaft befriedigt hatte, gab er das unglückliche Opfer seinen Genossen und Dienern preis. Endlich war das Maß des Frevels so gefüllt, daß die Rache nicht mehr ausbleiben konnte. Ein „Grammatiker", der in Mailand die Schriften des Altertums erklärte, ergriff jede Gelegenheit, das Glück einer gut geordneten Republik zu preisen und seine Zuhörer mit Haß gegen „Tarquinius" und „Nero" und jeden Tyrannen zu erfüllen. Unter diesen waren drei junge Männer aus angesehenen Familien, Olgiati, Lampugnani und Carlo Visconti, alle von dem Herzog persönlich beleidigt. Diese schlossen in der Ambrosiuskirche mit furchtbaren Eidschwüren ein Komplott gegen das Leben des Herzogs. Ihr Vorhaben gelang, aber nicht die Rettung, um die sie den Heiligen angefleht. Als Galeazzo Maria in der Stephanskirche der Messe anwohnte, fielen die drei Verschwornen über
26. Dez. 1476. ihn her und töteten ihn mit Dolchstichen vor den Augen der erstarrten Volksmenge. Zwei der Mörder wurden sogleich nach vollbrachter That von den bewaffneten Trabanten des Gebieters niedergestoßen; der dritte, Olgiati, entkam aus dem heiligen Raume und hielt sich drei Tage verborgen; dann wurde er aber entdeckt und nach furchtbaren Torturen mit glühenden Zangen langsam zu Tod gemartert.

Die vormundschaftliche Regierung. 1476–1480. Durch die Entschlossenheit des Staatssekretärs Cecco Simonetta wurde der achtjährige Sohn des Ermordeten, **Gian Galeazzo**, als Herzog von Mailand ausgerufen; bis zu seiner Volljährigkeit sollte seine Mutter Bona die vor-

mundschaftliche Regierung führen. Aber in den fünf Brüdern ihres Gatten, die unter Galeazzo Maria viele Verfolgungen erduldet und sich nun für die Bitterkeiten zu entschädigen suchten, fand die Regentin heftige Widersacher. Drei davon waren von dem Herzog in die Verbannung geschickt worden, aus der sie jetzt heimeilten. Unter Vermittelung des Markgrafen Lodovico Gonzaga gelang es der Herzogin die Schwäger zu versöhnen, indem sie ihnen nicht nur die eingezogenen Güter zurückerstattete, sondern ihnen auch beträchtliche Jahrgelder und Ämter überwies. Doch war die Versöhnung nicht aufrichtig. Insbesondere strebte der ehrgeizige und rachsüchtige Lodovico, der von seiner dunkeln Gesichtsfarbe, oder weil er ein Mal von der Form einer Maulbeere an sich hatte, den Namen „Moro" führte, nach der Herrschaft. Bald waltete Parteiung und kriegerische Bewegung im ganzen Herzogtum. In Mailand selbst wurde die alte Eifersucht der Ghibellinen wider das Guelfenregiment aufgestachelt; in Genua pflanzten die der mailändischen Vorherrschaft abgeneigten Geschlechter, von denen mehrere in der Verbannung lebten, die Fahne der republikanischen Unabhängigkeit auf; von den Alpen brachen Urner Reisläufer in die nördlichen Landschaften und besetzten das Liviner Thal, teils aus Rauf- und Beutelust, teils weil der Papst sie heimlich aufgestiftet. Denn dieser, sowie der König von Neapel zürnten der Herzogin, weil sie dem Bündnis, das ihr Gemahl mit den Mediceern von Florenz geschlossen, treu blieb und die Republik in ihrem Kampfe gegen diese Mächte zu unterstützen Miene machte. So verflossen vier Jahre; das weibliche Regiment war schwach; Sicherheit und Recht wurden straflos verletzt; die politischen Parteien machten einander das Feld streitig. Nur der geschickten Hand Simonettas war es zu danken, daß die vormundschaftliche Regierung fortbestand. Gegen diesen richtete sich daher auch der ganze Groll des herrschsüchtigen Moro. Er brachte den Burghauptmann Antonio Tassino, den die Gunst der Herzogin aus niederem Stande emporgehoben, auf seine Seite, und den Ränken und Einflüsterungen beider gelang es, die Regentin mit dem fähigen Staatsmann zu entzweien. Sie gab ihre Einwilligung, daß Cecco Simonetta verhaftet und nach einem ungerechten, mit Torturen verbundenen Gerichtsverfahren in Pavia enthauptet ward. Sein Bruder mußte in die Verbannung ziehen. Damit hatte die Herzogin ihrer eignen Regierung den Todesstreich gegeben. Ludwig der Mohr riß die Regentschaft über den schwachen Neffen an sich und beschränkte die Mutter in ihrer Freiheit derart, daß sie vorzog, mit einem Jahrgehalt aus dem Lande zu gehen und die Zügel der Herrschaft der kräftigeren Hand des Schwagers zu überlassen. Ihr Günstling Tassino büßte für seine Leichtgläubigkeit und seinen Übermut mit Verbannung.

Sept. 1480. 30. Okt.

Lodovico Moro als Regent über seinen Neffen Gian Galeazzo. 1480—1494.

Nun lag die ganze Staatsgewalt in den Händen des Mohren und er benutzte alle die Künste schlauer Politik, die ihm sein fruchtbarer, ränkevoller Geist eingab, um sich in der Macht zu befestigen. Dem Beistande der Ghibellinen hatte er seine Stellung in erster Linie zu danken; sie erwarteten daher auch als

Lohn ihrer Treue, daß die Staatsämter in ihre Hände gelegt, der politische Einfluß ihnen ausschließlich zugewendet würde. Aber indem der kluge Mann in der Rivalität der Parteien das Geheimnis seiner Macht erkannte, wollte er sich die Freiheit des Handelns bewahren, sich keiner politischen Richtung unbedingt hingeben. Darum entfernte er sich mehr und mehr von seinen ghibellinischen Genossen, die ihn zu beherrschen vermeinten, und näherte sich den Guelfen. Empört über solchen Undank bildeten mehrere Ghibellinenhäupter eine Verschwörung, um in der Ambrosiuskirche dem Mohren dasselbe Schicksal zu bereiten, dem vor acht Jahren sein Bruder erlegen war. Aber glücklich entging er den Dolchen der Verschwornen. Der Hauptschuldige Luigi da Vimercato wurde enthauptet; die übrigen Teilnehmer entkamen. Dieser Vorfall diente dazu, die Herrschaft des Mohren zu befestigen. Nicht nur in der Lombardei wußte er sich Ansehen und Gehorsam zu verschaffen, selbst Genua kehrte freiwillig unter die Oberhoheit des mailändischen Herzogs zurück, welcher den Agostino Adorno, einen edlen Genuesen, zu seinem Statthalter ernannte. Lodovico handelte als Herr und Gebieter, obwohl sein Neffe bereits die Jahre der Mündigkeit erreicht und sich mit Isabella, der Tochter des Herzogs Alfons von Kalabrien, vermählt hatte. Gern hätte Lodovico selbst die schöne Neapolitanerin heimgeführt, aber der Vater hatte ihm ihre Hand versagt. Im Februar 1489 feierte Isabella ihren glänzenden Einzug in Mailand, und im Dezember des nächsten Jahres beschenkte sie ihren Gemahl mit einem Sohne, der den Namen des Großvaters, Francesco, erhielt. Aber das fürstliche Ehepaar mußte sich mit der äußeren Ehre und Auszeichnung begnügen; die eigentliche Herrschergewalt blieb nach wie vor in den Händen des Oheims, dessen Kreaturen alle Ämter und Befehlshaberstellen bekleideten, unter dessen Verwaltung der Staatsschatz war. Seine junge Gemahlin Beatrice von Este, die er im Jahr 1491 heimführte, überstrahlte die Herzogin Isabella durch glänzenden Hofstaat. In ihm erblickte das mailändische Volk das eigentliche Oberhaupt des Staats. Aber in der weiblichen Eifersucht, welche diese Stellung erzeugte, lag für Lodovico der Keim schwerer Verwickelungen, da Isabella, eine Fürstin von stolzem und kräftigem Geist, sich in Neapel über ihre Zurücksetzung beklagte und ihren Vater und Großvater zu bewegen suchte, ihrem Gemahl zu seinem Rechte zu verhelfen. Bei dem hohen Ansehen, das König Ferdinand in ganz Italien genoß, und bei den freundschaftlichen Beziehungen, die zwischen Neapel und Florenz bestanden, war die Zukunft Moros nicht ohne Gefahr, wenn es ihm nicht gelang, sich durch Gegenbündnisse sicherzustellen. Mehr bedacht für seine eigne Herrschaft und die Befriedigung seines Egoismus und seines Ehrgeizes als für die Wohlfahrt seines Volks und die Freiheit und Unabhängigkeit Italiens, knüpfte daher der Mohr Verbindungen an, welche für die Apenninische Halbinsel verhängnisvoll werden sollten. Nicht genug, daß er seine Nichte Blanka Maria mit der unerhörten Aussteuer von 400,000 Dukaten an Kaiser Maximilian vermählte und dadurch diesen

1484. — 1488. — 17. Febr. 1489. — Dezbr. 1490.

geldbedürftigen Monarchen ganz in sein Interesse zog, daß er sich, gegen die Traditionen des Hauses Sforza, durch eine kaiserliche Lehnsurkunde die Investitur mit dem Herzogtum erteilen ließ, da sein Thronrecht dem des älteren Bruders vorgehe, weil bei seiner Geburt Francesco Sforza schon die Herzogswürde besessen; er schloß auch ein Schutz- und Trutzbündnis mit König Karl VIII. von Frankreich und bestärkte denselben in dem Vorhaben, die Erbansprüche der Anjous auf Neapel wieder geltend zu machen. Er versprach nicht nur dem französischen Heer freien Durchzug durch die Lombardei und genuesische Galeeren zur Überfahrt, er verpflichtete sich auch, dasselbe mit Geld und Mannschaft zu unterstützen. Dafür wurde ihm die fortdauernde Herrschaft in Mailand und insgeheim der Besitz des Fürstentums Tarent zugesagt. So sehr überwog in der treulosen Staatskunst jener Tage der persönliche Vorteil, die Befriedigung der eignen engherzigen Selbstsucht und der unlauteren Triebe und Leidenschaften jeden Patriotismus, jedes höhere Nationalgefühl, jede gesunde Politik. Aber die Nemesis ließ nicht lange auf sich warten.

4. Rom und der Kirchenstaat.

a. Die päpstlichen Staaten in der Zeit von Martin V. bis zum Tode Innocenz' VIII.

Als Martin V. Rom wieder zum dauernden Sitz des Pontifikats wählte (VIII, 353), war das Patrimonium Petri nur ein Konglomerat von einzelnen Herrschaften und Territorien der verschiedensten Art, die zwar alle unter päpstlicher Hoheit standen und zu gewissen Leistungen verpflichtet waren, aber das Abhängigkeitsverhältnis samt der Verpflichtung in vielen Fällen aus dem Auge ließen. In den meisten Städten waren die päpstlichen Vogteien oder Vikariate an mächtige Familien gekommen, welche die Lehnsgüter als Eigentum ansahen, das übertragene Amt zu einer erblichen dynastischen Herrschaft umschufen und den Lehnsnexus nur als ein Band der Pietät und der Tradition betrachteten. Neben den alten Geschlechtern der Orsini und Colonna, die, in viele Linien zerteilt, zahllose Burgen, Städte und Lehnsgüter von der Lunigiana bis nach Salerno besaßen, neben den Savelli in den Albanerbergen und dem mächtigen Hause der Präfekten von Vico, neben den Conti, Cantani, Frangipani, Massimi und vielen andern, hatten sich während des Schismas eine Menge städtischer und adliger Familien aus älteren und jüngeren Häusern zu dynastischer Machtstellung aufgeschwungen. So herrschten die Malatesti in Rimini, die Ordelaffi in Forli, die Alidosi in Imola und Faenza, die Manfredi in Perugia, die Familie da Polenta in Ankona und Ravenna, die Montefeltri in Urbino, andre an andern Orten. Die Bentivogli gewannen und verloren mehr denn einmal die Signorie von Bologna. Die Este von Ferrara und Modena, päpstliche zugleich und kaiserliche Lehnsträger, geboten über einen mächtigen Staat, der

Die Lage des Kirchenstaats.

nur noch dem Namen nach lehnsabhängig war. „Zahlreiche andre Geschlechter errangen und behaupteten längere oder kürzere Herrschaft, oft unter blutigen Kämpfen, mit und ohne päpstliche Anerkennung, somit nach den Umständen häufig wechselnd, wie die Brancaleoni in Castel Durante und Massa Trabaria, die Euffreducci in Fermo, die Fortebracci und die Baglioni in Perugia, die Trinci in Foligno, die Gatti in Viterbo, einer Unzahl kleinerer nicht zu gedenken, wie vor allen die Romagna sie aufwies." Kriegslustig, ehrgeizig und leidenschaftlich suchten diese kleinen Dynasten einander den Rang abzulaufen, füllten das Land und die befestigten Städte mit Familienfehden, traten auch wohl als Condottieri in die Dienste der größeren Staaten und folgten den Eingebungen ihres Egoismus und ihrer wilden Begierden. Ihre Kämpfe untereinander, ihre Stellung zum Papst, ihrem Oberlehnsherrn, die mannigfaltigen Schicksale ihrer Häuser bilden den Inhalt der Geschichte des Kirchenstaates, welche daher in eine Fülle von Einzelheiten, von geringfügigen Kämpfen und Wechselfällen sich zerbröckelt, die mitunter ein großes psychologisches und menschliches Interesse darbieten, aber für die Weltgeschichte ohne Früchte blieben. Die große Gunst, welche Papst Martin V. den Colonna, seinen Verwandten, erwies, die er mit öffentlichen Geldern ausstattete, mit Lehnsgütern und Würden überschüttete, brachte in diese vielgestaltige Adelswelt eine tiefe Bewegung: die übrigen Barone, neidisch über diese Bevorzugung einer Familie, suchten Ersatz gegen solche Parteilichkeit des Oberhauptes in der eignen Thatkraft, in Handlungen der Gewalt und Ungesetzlichkeit. Land und Stadt waren in tiefer Gährung, als Martin V. aus der Welt ging und Gabriele de' Cadolmieri aus Venedig unter dem Namen Eugen IV. den päpstlichen Stuhl bestieg. *20. Febr. 1431.*

Die Konklavekapitulation. Es war eine Nachwirkung der parteiischen Willkürherrschaft des Verstorbenen und seiner Eingriffe in die Staatsgelder, daß die Kardinäle, ehe sie zur neuen Wahl schritten, sich über eine Reform der Kurie „an Haupt und Gliedern" einigten, die der Wählende einzuhalten verpflichtet sein sollte. Indem sie, gleich den Kurfürsten des Reichs, den künftigen Papst verpflichteten, die Kurie nicht aus Rom zu verlegen, ein Konzil zu berufen, die Kirche zu reformieren, suchten sie die Papstgewalt durch eine Art von Konstitution zu beschränken.

Diese Reform „sicherte den Kardinälen das freie Wort beim Papste, die Verfügung über ihr Vermögen nach gewöhnlichem Recht, die Hälfte der kirchlichen Einnahmen. Sie bestimmte endlich, daß alle Feudatare im Kirchenstaat und päpstlichen Beamten zugleich für das Kardinalkollegium in Eid und Pflicht genommen werden und in der Sedisvakanz von demselben abhängig sein sollten, wie es während des Konzils von Konstanz der Fall gewesen war, sowie daß der Papst ohne Zustimmung des heil. Kollegiums keine Staatshandlungen von größerer Tragweite und bindender Kraft für die Zukunft vornehmen und den Sitz der Kurie nicht von Rom verlegen sollte".

Eugen IV. 1431—1447. Eugen IV. besaß hervorragende Eigenschaften: mit einem ehrfurchtgebietenden Äußeren verband er gute Sitten, die größte Einfachheit und Mäßigkeit, eine seltene Freigebigkeit und Wohlthätigkeit; und dennoch war sein Pontifikat

eines der unruhigsten und unheilvollsten, ohne Glück und Frieden. Wir haben der Konzile von Basel, Ferrara, Florenz früher gedacht; während er mit dem Klerus im Hader lag und an einer zweideutigen Einigungsformel mit den griechischen Kirchenboten sein Herz ergötzte, ging die Schlacht von Varna verloren und sein Legat Giuliano Cesarini wurde auf der Flucht von den eignen Leuten erschlagen. Nicht glücklicher war seine Regierung im Kirchenstaat. Zwar hielt er sich selbst frei von dem „Nepotismus", den sein Vorgänger geübt und der von da an wie eine unheilbare Wunde an dem Papsttum haften blieb, aber er besaß nicht die Kraft, die aufgeregten Geister der Barone zu bändigen, und nicht die Staatskunst, sie zu beruhigen; bei der Wahl seiner Günstlinge und Ratgeber zeigte er nicht die nötige Vorsicht, und um zu seinem Ziele zu gelangen, verschmähte er nicht die schlimmen Wege der Intrige und der Falschheit. Wohl war er im Recht, als er die Colonna zur Rechenschaft zog und zur Herausgabe der von Martin V. verliehenen Ortschaften zwingen wollte; aber er verfuhr dabei mit solcher Härte und Rücksichtslosigkeit, daß diese mächtigen Barone im Bunde mit den Savelli, den Cantani und andern Adligen einen Aufruhr erregten, mit stürmender Hand in Rom eindrangen und den Papst in solche Not brachten, daß er, als auch das römische Volk sich gegen ihn erhob und die städtische Autonomie verlangte, in Mönchstracht nach dem Tiber eilte, in einem kleinen Fahrzeug nach Ostia segelte und dann auf einer Galeere über Pisa nach Florenz entfloh. Mai 1434.

Während Eugen seinen Sitz in der Arnostadt aufschlug, wo man ihn mit großer Ehrfurcht behandelte, herrschte in Rom und in der Campagna ein wilder Partei- und Bürgerkrieg, und in andern Gegenden des päpstlichen Gebiets lagen die Söldnerbanden der Sforza, Piccinino und Fortebraccio miteinander im Kampf. Not und Elend erreichten den höchsten Grad, als Giovanni Vitelleschi, Bischof von Recanati, den Eugen IV. zu seinem Legaten in Rom ernannt und mit der Würde eines Patriarchen von Alexandrien und bald nachher eines Kardinals ausgestattet, päpstliches Kriegsvolk in das Patrimonium führte und die von Parteiwut zerrissene Landschaft und Stadt energisch angriff. Giacomo di Vico, von den Bürgern von Viterbo dem Patriarchen ausgeliefert, wurde im Schlosse von Soriana enthauptet, der letzte jenes trotzigen Ghibellinen- 28. Sept. 1435. geschlechts, welches das tuscische Präfektenland fast drei Jahrhunderte beherrscht hatte und in Roms Annalen so oft genannt worden war. Die Colonna und ihre Freunde vermochten nicht lange das Feld zu behaupten. Nach dem Treffen bei Piperno am südlichen Abhang der Volsker Berge fiel Palestrina und bald darauf Rom selbst in die Gewalt Vitelleschis, der nun als Triumphator einzog, 29. Aug. 1436. die Engelsburg besetzte und die päpstliche Herrschaft herstellte. Palestrina wurde dem Erdboden gleich gemacht, der turbulente Adel mit Macht niedergeworfen, Corrado Trinci von Foligno, der gefürchtete umbrische Tyrann, mit seinen beiden Söhnen in Soriana hingerichtet. Vier Jahre gebot nunmehr der „Patriarch",

ein Condottieri im Priestergewand, über Rom, indes Eugen IV. sich fern hielt. Mit der Zeit schwand aber das Vertrauen des heil. Vaters in seinen bisherigen Günstling; in Florenz wurde ihm vorgestellt, Vitelleschi gehe mit dem Plane um, sich mit Piccininos und Mailands Hilfe zum Herrn des Kirchenstaats aufzuwerfen gleich andern Dynasten. Da erteilte Eugen dem Kastellan der Engelsburg, dem Ritter Antonio Rido von Padua, den schriftlichen Befehl, den mächtigen Mann zu ergreifen und aus der Welt zu schaffen. Arglos stellte sich der Kardinal auf die Einladung des Ritters zu einer Unterredung ein, wurde aber sofort überfallen und in den Kerker gebracht, wo er nach vierzehn Tagen starb, sei es
2. April 1440. an Gift oder an den Wunden, die er bei der Haftnahme im Handgemenge empfangen. Sein Nachfolger wurde Lodovico Scarampo, Patriarch von Aquileja. Denn Eugen IV. kehrte noch immer nicht nach Rom zurück, wie dringend auch die Stadt ihn einlud. Seine ganze Sorge war auf das Konzil in Ferrara und Florenz und auf die kriegerischen und diplomatischen Verwickelungen in Oberitalien gerichtet.

Unruhen in den päpstlichen Lehnsstaaten. 1443 ff. Wir kennen die Verwirrungen, welche der Ehrgeiz und die Vergrößerungssucht des Herzogs von Mailand in der Romagna, in Umbrien und den Marken in diesen Jahren geschaffen (VIII, 369): diese Bewegungen hatten auch in den päpstlichen Lehnsstaaten mancherlei Umgestaltungen und Wechselfälle zur Folge. Im Jahr 1443
Montefeltro in Urbino. starb **Guidantonio von Montefeltro**; seine Besitzungen Urbino, Gubbio und Cagli fielen an seinen Sohn Oddantonio, der sich vom Papst den Herzogstitel erteilen ließ. Er machte sich aber bald so allgemein verhaßt, daß er das Opfer einer Verschwörung wurde, worauf sein Halbbruder Federigo die Herrschaft erlangte. Dieser erwarb von Galeazzo de' Malatesti Fossombrone durch Kauf, vermählte sich mit einer der Töchter Sforzas und schloß sich ganz an das mailändische Haus an. Nach seinem Tode (1482) folgte ihm sein Sohn Guido Ubaldo, mit welchem im Jahr 1508
Bentivogli in Bologna. das Haus Montefeltro erlosch. In Bologna entledigte sich die Bürgerschaft durch einen kühnen Handstreich der mailändischen Besatzung und stellte den vertriebenen **Annibale**
Aug. 1443. **de' Bentivogli** wieder an die Spitze ihres Gemeinwesens. Zwei Jahre nachher bildete aber die Gegenpartei der Canedoli im Einverständnis mit mailändischen und päpstlichen Condottieren eine Verschwörung, in deren Folge Annibale Bentivogli und viele
Juni 1445. seiner Parteigenossen ermordet wurden. Doch die That schlug zum Verderben der Urheber aus. Die Bolognesen, dem Hause Bentivogli wohlgesinnt, griffen zu den Waffen, verjagten die Canedoli aus der Stadt und übertrugen dann, unter Mitwirkung der Florentiner Cosimo de' Medici und Neri Capponi, einem Verwandten der Familie, Santi, die vormundschaftliche Regierung über den jungen Sohn des Ermordeten,
Die Marken. Giovanni de' Bentivogli. In den **Marken** aber, von Pesaro bis Ascoli, um Jesi und Osimo, dauerten die Kämpfe, Aufstände und Umwälzungen noch zwei Jahre fort, bis der Tod des Papstes und wenige Monate nachher der des Herzogs Filippo Maria von Mailand ganz neue politische Verhältnisse schuf. „Es war ein verworrenes Gewebe von erfolglosen Kämpfen, worunter Land und Leute entsetzlich litten, von haltlosen Bündnissen und unaufrichtigen Versöhnungen, von Hinterlist und stetem Parteiwechsel, ein Treiben, in welchem man ungern dem Namen eines Papstes begegnet."

Tod des Papstes. In der Tiberstadt, wohin der Kirchenfürst endlich zurückgekehrt war, fand
23. Febr. 1447. Eugen IV. die Ruhe, die er im Leben wenig gekannt hat. Sein größter Fehler

war, daß er kein Maß kannte und seine Handlungen nicht durch sein Vermögen, sondern durch sein Wollen bestimmt wurden. Sein Leben aber war rein. Er war gegen sich streng, einfach, enthaltsam, sparsam, außer wo es sich um Mildthätigkeit, um Verteidigung des Glaubens, um kirchliche und gemeinnützige Bauten handelte. Er kannte den Nepotismus nicht. In persönlicher Freundschaft war er beständig (vgl. VIII, 308).

Zu den vertrautesten Freunden des Verstorbenen hatte Bischof Albergati von Bologna gehört, ein weiser und trefflicher Prälat, durch den die meisten Verhandlungen, kirchliche wie politische, geführt worden waren. Bei diesen Verhandlungen, wie bei allen verwickelten Geschäften stand dem Bischof ein junger Gelehrter zur Seite, Tommaso Parentucelli da Sarzana. Er war der Sohn geringer Eltern, der sich den Unterhalt für seine Studien in Bologna durch eigne Anstrengungen hatte erwerben müssen. Aber begabt und wißbegierig hatte er sich viele Kenntnisse angeeignet und durch seine Teilnahme an den Gesandtschaftsreisen und diplomatischen Geschäften seines Gönners sich reiche Erfahrungen gesammelt und eine große Sicherheit in Behandlung und Beurteilung der Menschen erworben. Zum Dank für die wichtigen Dienste, die Tommaso dem römischen Stuhl geleistet, hatte ihm Eugen nach dem Tode Albergatis das Bistum Bologna und einige Zeit nachher die Kardinalswürde verliehen. Dieser Mann, obwohl einer der jüngsten im heil. Kollegium, wurde nun zum Nachfolger Eugens IV. gewählt. Keine Intrige, keine Bestechung, kein persönliches Interesse hatte die Wahlhandlung befleckt, sie war der Ausdruck der Anerkennung und Hochachtung für den edlen würdigen Charakter des Erkornen und seine ausgezeichneten Eigenschaften. Nikolaus V., wie sich der neue Papst nannte, war nicht nur ein Zeitgenosse und Freund Cosimos von Medici, er teilte auch die warme Liebe der edelsten Geister seiner Zeit für die Wissenschaften, für die Künste, für das Studium des Altertums; und keiner hat das Sammeln und Ankaufen wertvoller Manuskripte mit mehr Eifer und Umsicht betrieben als er. In allem, was seine Person betraf, einfach und genügsam, war Papst Nikolaus höchst freigebig bei der Erwerbung von Büchern und Kunstschätzen, bei der Begünstigung der Wissenschaften und Gelehrten, bei der Aufführung glänzender Bauwerke. Beförderung edler Bildung und geistreicher Geselligkeit erschien ihm als würdige Aufgabe des kirchlichen Oberhauptes, als schönster Schmuck seiner Hofhaltung. Wir haben die Stellung und die Resultate seines Pontifikats, soweit sie die kirchlichen Angelegenheiten betrafen, früher kennen gelernt (VIII, 308 ff.), und von seinem Verhältnis zu dem geistigen Leben seiner Zeit, zu den Kreisen der Humanisten wird in den späteren Blättern noch die Rede sein; an diesem Orte haben wir nur seine Regierung als Fürst und Lehnsherr im Kirchenstaat zu beleuchten, wo es schwierige und minder glänzende Aufgaben zu lösen gab. Es gelang ihm, die Stadt Bologna mit dem Dynastengeschlecht der Bentivogli unter die Hoheit Roms zurückzuführen, da man auf beiden Seiten mit Liebe der Universitätsjahre

Nikolaus V. 1447–1455.

gedachte, und die Bürgerschaft empfing gern den hochberühmten Bessarion als päpstlichen Vikar in ihren Mauern. Auch mit den dynastischen Lehnsträgern in den Marken bestand ein friedliches Verhältnis. Dagegen vergaß man in Rom
1450. bald der Wohlthaten, welche das Jubiläum in der Mitte des Jahrhunderts
18. März 1452. und einige Zeit nachher das Krönungsfest Friedrichs III., die letzte Kaiserkrönung (S. 67), der Tiberstadt brachte. Schon im nächsten Jahr bildete sich ein Komplott zum Umsturz des päpstlichen Regiments und zur Aufrichtung einer Republik, das an die Tage Cola Rienzis erinnerte. Stefano de' Procari, der sein Geschlecht von den Porciern herleitete, ein gebildeter, in den humanistischen Kreisen angesehener Mann, welcher einen Poggio Bracciolini, einen Filelfo, einen Traversari zu Freunden zählte, war die Seele der Verschwörung. Papst und Kardinäle
6. Jan. 1453. sollten am Dreikönigsfest während der Messe in Haft genommen oder gar ermordet, Procari zum römischen Tribun ausgerufen und die Republik hergestellt werden. Gegen Vierhundert sollen für den Plan gewonnen worden sein. Aber gerade diese große Zahl der Mitwissenden erleichterte den Verrat. Procari und neun seiner Genossen wurden ergriffen und ohne gerichtliche Untersuchung an den Zinnen der Engelsburg aufgeknüpft. Andre Teilnehmer erlitten an den folgenden Tagen dasselbe Schicksal auf dem Kapitol; auf die Köpfe vieler Flüchtigen wurden Preise gesetzt. Der Name des humanistischen Schwärmers Procari lebte gleich dem des Rienzi in den Herzen der Römer fort. „Denn Rom ist der einzige Ort in der Welt, wo die Schatten der Vergangenheit noch nicht zur Ruhe gekommen sind." Papst Nikolaus, ein Mann von reizbarer, heftiger, zu raschen Eindrücken geneigter Natur, wurde von dem Ereignis so sehr angegriffen und aufgeregt, daß er alle Fassung und Selbstbeherrschung verlor. Ein düsteres Gefühl des Argwohns und Mißtrauens setzte sich seitdem in seiner Seele fest und verscheuchte die Heiterkeit und die geistreichen Gespräche aus seiner Umgebung. Drei Monate nachher wurde er durch die Nachricht von dem Falle Konstantinopels erschüttert. Seitdem war alle Freudigkeit aus seinem Herzen verschwunden; er wünschte oft die Tage zurück, da er als armer Jüngling um sein täglich Brot arbeiten mußte. Die Seelenleiden wirkten auf den Körper zurück; seine Kräfte
24. März 1455. begannen zu sinken. Schon im März 1455 schied er aus dem Leben, einer der Edelsten, welche die Tiara getragen. Seine letzten Worte waren er habe wenig Böses verschuldet und viel Gutes geschaffen.

Calixtus III. 1455—1458. Bei der neuen Papstwahl hatte anfangs Bessarion Aussicht, auf den Stuhl Petri gehoben zu werden; aber manche nahmen Anstoß an seiner griechischen Herkunft; so erhielt Alfons Borgia, aus einem edlen Geschlechte aus Xativa in Valenzia, die Mehrheit der Stimmen. Der neue Papst, Calixtus III., war ein Mann von wissenschaftlicher Bildung, besonders in der Jurisprudenz bewandert, aber als Fremder wenig beliebt. Durch ihn wurde der Nepotismus erneut. Zwei Schwestersöhne machte er zu Kardinälen; der eine, Rodrigo Lenzuoli, sollte den Namen Borgia führen; der andre, Pedro Luis, erhielt den Titel eines

Herzogs von Spoleto, die Würde eines Gonfaloniere der Kirche und die römische Präfektur nebst der Kastellanei der Engelsburg. Durch diese Bevorzugung seiner Verwandten weckte Calixtus den alten Unfrieden unter dem römischen Baronaladel, besonders den Orsini. Diese Unzufriedenheit mehrte sich, als der Papst nach dem Tode Alfons' von Neapel den neuen Thronfolger Ferdinand nicht anerkennen wollte, um, wie man behauptete, seinem Neffen, dem er auch das Herzogtum Benevent und die Grafschaft Terracina verliehen, die Krone zuzuwenden. Die Gährung wurde einigermaßen gedämpft durch die Türkennot, die des Papstes ganze Thätigkeit in Anspruch nahm, wie wir an einem andern Orte dargethan (S. 225). Kaum aber erscholl die Kunde von seinem Tod, so nötig- 6. Aug. 1458.
ten die Orsini den Borgia zur Flucht nach Civita Vecchia, wo er bald starb.

Ehe man zur neuen Wahl schritt, wurde die Kapitulation Eugens IV., Pius II. 1458–1464.
welche unter Calixtus wenig gefruchtet hatte, aufs neue bestätigt und durch die Zusage eines regelmäßigen Einkommens für die Mitglieder des heil. Kollegiums und durch die Verpflichtung zum Türkenkriege ergänzt. Die Wahl fiel auf den 19. Aug. 1458.
Kardinal von S. Sabina, den uns wohlbekannten Enea Silvio Piccolomini, der den Namen Pius II. annahm. Um seine ganze Thätigkeit dem Krieg gegen die Osmanen zuwenden zu können, suchte der Papst zuerst die inneren Fehden auszugleichen, und versöhnte sich mit Ferdinand von Neapel, als sich dieser zu einem jährlichen Lehnzins und zu der Überlassung von Benevent, Pontecorvo und Terracina an den Kirchenstaat verstand. Als Bürgschaft des guten Einvernehmens vermählte der König seine natürliche Tochter Maria mit Antonio de' Piccolomini, des Papstes Neffen.

Wir haben gesehen, wie in dem neapolitanischen Erbfolgekrieg die päpstlichen und mailändischen Truppen treu zu den Aragonesen hielten. Sigismondo Malatesta büßte seine Einmischung in den Krieg mit dem Verluste eines großen Teils seiner Besitzungen und mußte sich glücklich schätzen, durch Verwendung der Republik Venedig, in deren Dienste er trat, die Stadt Rimini mit kleinem Gebiete gegen Lehnzins und Heimfallsrecht an den heil. Stuhl zu behalten. Bis in die Nähe von Rom zeigten sich übrigens die verwildernden Einflüsse des neapolitanischen Parteikriegs in dem unruhigen Treiben des fehdelustigen Baronaladels, das zu Verschwörungen und Hinrichtungen führte, wie unter Nikolaus V. Noch lange erzählte man sich von den Frevelthaten des kühnen, gewaltthätigen und ruchlosen Grafen Everso von Anguillara aus dem Geschlecht der Orsini, des Besitzers von achtzehn Städten und Kastellen im päpstlichen Gebiet. „Kardinal Ammanati hat ihn geschildert, wie er die Straßen zwischen Rom und Viterbo als echter Raubritter unsicher machte, Reisende in die Verliese seiner Burgen schleppte, Mädchen und junge Frauen raubte, selbst an hohen Festen Frondienste erzwang, falsche Münze prägte, aller päpstlichen Monitorien spottete und den Waffen trotzte." Und doch fordert seine Grabschrift in S. Maria Maggiore auf, dem Unbesiegten Thränen zu weihen. Denn er hatte die Stiftsherren dieser Kathedrale und das lateranische Spital mit Vermächtnissen bedacht. Fort und fort sah sich der Papst genötigt, zwischen den Baronen und Stadtbürgern Frieden und Waffenruhe zu stiften.

Selten ist ein Menschenleben so reich an Thätigkeit und Unternehmungen

gewesen wie das des Papstes Pius II. Und was waren die Früchte aller seiner Bemühungen? Das Konzil von Mantua brachte der Welt keinen Segen (S. 87), und der Traum seines Lebens, der Bund des Abendlandes gegen die Türken, zerrann in einem Meer von Täuschungen. Als er in Ankona das Auslaufen
14. Aug. 1464. eines Geschwaders nach den griechischen Gewässern besichtigte, erlag er dem gichtischen Leiden, das er sich einst in Schottland zugezogen, als er in Erfüllung eines Gelübdes einen Pilgergang längs der eisstarrenden Küste machte (S. 105 f., 251).

Paul II. 1464—1471. Die Kardinäle eilten nach Rom, nachdem sie die für den Kreuzzug bestimmten Summen dem Dogen von Venedig eingehändigt hatten. Eine neue Kapitulation, welche neben der Verpflichtung des Papstes zum Türkenkrieg und der Einberufung eines Konzils dem Kardinalkollegium solche Befugnisse und Rechte beilegte, daß das Kirchenregiment einen aristokratisch-republikanischen Charakter erhalten hätte, wurde von allen beschworen. Kaum aber war Pietro Barbo von Venedig, ein Verwandter Eugens IV., zum Papst als Paul II. gewählt, so nötigte er die Kardinäle, die Kapitulation zu widerrufen und verschaffte sich dadurch den freien Gebrauch seiner monarchischen Gewalt. Schon als Kardinal von San Marco hatte er von seinem fürstlichen Vermögen einen freigebigen Gebrauch gemacht, und die Herstellung des prächtigen Palastes, sowie der Bau der Paulskirche gaben Zeugnis, daß er auch während seines Pontifikats dieser Sitte treu blieb. Er war erst sechsundvierzig Jahre alt, als die Wahl auf ihn fiel, ein schöner Mann mit würdevoller Haltung, seiner äußeren Vorzüge sich zu sehr bewußt, aber leutselig und bei der Menge beliebt.

Paul II. machte sich durch die durchgreifende Weise, mit der er die Mißbräuche in der Kurie, in der Kirchenverwaltung, in der Geschäftsführung abstellte, einen gefürchteten Namen; und auch der turbulente Adel des Kirchenstaats merkte bald, daß eine kräftigere Hand den Hirtenstab führte. Die beiden Söhne des Grafen von Anguillara, welche das Treiben des Vaters fortsetzten, wurden durch den energischen Legaten Forteguerri von Pistoja überwältigt und in Haft gebracht, ihre Raubburgen gebrochen. Durch eine Revision der Gesetze suchte Paul in der Stadt das Gerichtswesen zu verbessern und der Blutrache zu steuern. Gern hätte er auch bei dem Tode Sigismondos dem Sohne desselben, Roberto Malatesta, das Gebiet von Rimini entrissen und der unmittelbaren Herrschaft des päpstlichen Stuhles unterworfen, aber Roberto hatte zu mächtige Bundesgenossen und Freunde, so daß Paul nicht zu einer gewaltsamen Besitzergreifung zu schreiten wagte. Ohnedies mußte er fürchten, daß die herrschsüchtigen Venetianer, die schon Ravenna besaßen und in Imola ihre Fahne aufgesteckt hatten, den Preis der Anstrengungen allein einthun würden. Vielmehr war er bemüht, die italienischen Fürsten zu einem Bündnis und einträchtigen Zusammenwirken gegen die Osmanen zu bewegen; aber hier erfuhr er dieselben Täuschungen wie sein Vorgänger. Er hatte dabei hauptsächlich auf die Mitwirkung Borsos von Este gerechnet, des trefflichen Herrschers und Heerführers, den er zum Herzog von Ferrara ernannte; aber dessen Hinscheiden vereitelte diese Hoffnung; es war der Vorbote seines
Frühjahr 1471. eignen Todes.

Paul II. stand erst im vierundfünfzigsten Jahr und seine kräftige Körper-

beschaffenheit, seine hohe Gestalt und seine stolze Haltung ließen noch ein langes Leben erwarten. Aber eine Unvorsichtigkeit im Genießen von Obst führte in der Nacht des 25. Juli 1471 ein rasches unerwartetes Ende herbei. Gern hatte sich sein Sinn an weltlicher Pracht und Herrlichkeit geweidet. Sein Palast war mit 25. Juli 1471. Statuen, Kostbarkeiten, Gold- und Silbergefäßen, gewirkten Teppichen, geschnittenen Steinen, seltenen Münzen gefüllt; er selbst ließ treffliche Medaillen zum Andenken an Handlungen seines Pontifikats prägen. Die nach Rom geflüchteten Mitglieder entthronter Familien der Levante unterstützte er freigebig. Dennoch ließ er seinem Nachfolger eine Million Goldes zurück.

Dieser Nachfolger, Francesco della Rovere, der den Namen Sixtus IV. Sixtus IV. 1471—1484 annahm, war ein Mann geringer Herkunft, im Franziskanerkloster groß geworden, aber wegen seiner Gelehrsamkeit zum Ordensgeneral und Kardinal emporgestiegen. Hatte schon unter Paul II. das Pontifikat einen weltlich-fürstlichen Charakter angenommen, so wurde diese Richtung unter Sixtus IV. noch weiter entwickelt. Der Hof in Rom war von den Fürstenhöfen in Mailand, in Neapel, in Florenz wenig unterschieden, und in den Regierungskünsten und Herrscherzielen wandelte der Papst dieselben Bahnen wie die übrigen Staatsoberhäupter. Über die Artikel der Wahlkapitulation setzte er sich kühnen Schrittes hinweg. Seine Hauptsorge war, seine Verwandten zu erhöhen und mit Ehren und Einkünften auszustatten, sowohl seinen Brudersohn Giuliano della Rovere, den er zum Kardinal ernannte und mit Bistümern und Abteien überschüttete, als die beiden Söhne seiner Schwester, Pietro und Girolamo Riario, die für seine eignen Söhne galten. Auch diese wurden zu Kardinälen erhoben und mit den Reichtümern der Kirche im Übermaß bedacht. Niemals noch war der Nepotismus so rücksichtslos in Anwendung gebracht und mit solcher Ostentation zur Schau getragen worden.

Insbesondere entfaltete Pietro Riario einen Luxus und eine Verschwendung, wie Kardinal Riario. man noch selten in Rom gesehen. Man erzählte sich Wunderdinge von der Pracht, mit der die Königstochter von Neapel, die Braut Ercoles von Este, auf ihrer Durch- Mai 1473. reise nach Ferrara in der Tiberstadt gefeiert ward. Aber schon im nächsten Januar 5. Jan. 1474. starb der Kardinal, wie man behauptete an Gift. Doch die Gunst Sixtus' IV. ging auf den Neffen desselben, Raffaelo Riario, über, der nun mit Girolamo den Familiennamen des Papstes, della Rovere, annahm. Einem andern Gliede des Hauses, Giovanni, verschaffte er die Hand der Fürstentochter von Montefeltro und damit die Nachfolge im Herzogtum Urbino. Die Braut kam nach Rom, wo die „persische" Verschwendung, mit der das Vermählungsfest gefeiert ward, bewies, „daß der Nepotenluxus nicht mit dem Kardinal Riario begraben worden war". Vor allen aber war Girolamo Riario der auserkorne Günstling. Nicht genug, daß Sixtus ihm das Vikariat von Imola verlieh, die Hand der Katharina Sforza von Mailand mit reicher Mitgift verschaffte und ihn zum Generalkapitän der Kirche erhob, er suchte ihm auch in der Romagna und in Umbrien so viele Herrschaften und Besitzungen zuzuwenden, daß er an Macht weit über die andern Dynasten hervorragte.

Durch diese Bestrebungen wurde Papst Sixtus IV. so sehr in die ränke-

volle italienische Politik hineingerissen, daß er gegen die Türken, die damals Rhodus bedrängten und Otranto belagerten (S. 257 ff.), nichts zu unternehmen vermochte, daß er beschuldigt wurde, die Verschwörung der Pazzi gegen die seinen Familieninteressen im Wege stehenden Medici gefördert zu haben, und daß er einen zweijährigen Krieg wider die florentinische Republik führte, welcher für den Kirchenstaat ebenso verderblich war, wie für die päpstliche Autorität. Man mißachtete das Interdikt, man brachte die Konzilsfrage in Anregung, man trat mit dem französischen Hof wegen einer Intervention in Verbindung. Und kaum war Sixtus durch den Tod Mohammeds II. von der Angst vor einem Besuch der Türken in seiner Hauptstadt befreit, so ließ er sich durch den ehrgeizigen Neffen Girolamo, welcher sich beim Aussterben der rechtmäßigen Linie der Ordelaffi der Herrschaft in Forli bemächtigte und mit Hilfe der Venetianer seine Besitzungen noch weiter auszudehnen suchte, aufs neue in einen Krieg wider Ercole von Este in Ferrara und dessen Verbündete Mailand, Florenz und Neapel verwickeln, ein Krieg, in welchem feindliche Heerhaufen, von den Colonna und Savelli begünstigt, verheerend bis an das Johannisthor in Rom vordrangen. Zwar erlebte der Papst den Triumph, daß der venetianische Feldhauptmann Roberto Malatesta und sein eigner Neffe Girolamo Riario in der öden Wildnis, die sich von Velletri und den Albanerhügeln nach der Meeresküste hinzieht,
Aug. 1482. auf dem „Totenfelde“ einen Sieg über den Herzog von Kalabrien davontrugen und viele Beute und Gefangene machten; aber das Landvolk hatte viele Drangsale zu erleiden, und als bald nach dem triumphierenden Einzug Malatesta in Rom starb, war wenig Hoffnung auf neue Lorbeeren. Sixtus IV. willigte da-
23. Dez. 1482. her in einen Frieden, der dem Herzog von Ferrara seine Besitzungen sicherte, und als die Venetianer den Krieg fortsetzten, sprach er den Bann über sie aus. Für den Kirchenstaat und den päpstlichen Stuhl war diese weltliche und egoistische Politik höchst nachteilig. Durch den Krieg hatte der Parteihader zwischen den Colonna, Orsini und andern römischen Baronengeschlechtern neue Nahrung erhalten und neue Fehden erzeugt. In der Campagna stiegen Feuersäulen empor, in Rom wurden Barrikaden gebaut und Paläste geplündert. Der Protonotar Lorenzo Colonna, ein Gegner Riarios, und darum von Sixtus mit In-
30. Juni 1484. grimm verfolgt, geriet in Gefangenschaft und ward in der Engelsburg enthauptet. Dessen Mutter kam nach S. Celso in Banchi, wo die Leiche lag, erzählt Gregorovius, bei den Haaren erhob sie den abgehauenen Kopf und rief: das ist das Haupt meines Sohnes, das ist die Treue des Papstes. Er versprach, wenn wir ihm Marino überließen, würde er meinen Sohn freigeben; nun hat er Marino, in unsern Händen ist auch mein Sohn, aber tot! Siehe da, so hält der Papst sein Wort! Überfälle, Handgemenge und Mord erfüllten alles mit Angst und Un-
12. Aug. 1484. sicherheit, als die Nachricht vom Tode des Papstes die Verwirrung mehrte. Die Anhänger der Colonna besetzten die wichtigsten Plätze der Stadt; Riarios Palast und Schlösser wurden geplündert; er selbst zog sich in das Gebiet des alten Veji

unter den Schutz der Orsini, während seine entschlossene Gemahlin in der Engelsburg Schutz suchte. Erst nach vierzehn Tagen konnte während eines Waffenstillstandes der neue Papst gewählt werden.

Es war Innocenz VIII. aus der genuesischen Familie der Cibò. In der Kapitulation, die er beschworen, war auch neben den andern Artikeln eine Bestimmung gegen Nepotismus aufgenommen. Es erregte aber Anstoß, daß Innocenz viele Wahlstimmen durch Zusicherung von Geld und Würden gewonnen hatte. Auch besaß er zwei Söhne, die er vor Empfang der priesterlichen Weihen mit seiner Gattin und einer Geliebten gezeugt, und die jetzt als päpstliche Prinzen galten. Es war ein schwaches und ruhmloses Pontifikat; wie viele Mühe der neue Papst sich auch gab, den Streit der Barone zu schlichten, die Colonna und Orsini zu versöhnen, die Fehden hatten in Stadt und Land ihren Fortgang und wurden noch vermehrt, als der Papst mit dem Hofe von Neapel in schweren Konflikt geriet. Innocenz VIII. 1484–1492.

Wir wissen, daß der Krieg dem Papsttum und dem Kirchenstaat nur Nachteile brachte; der Friede hinderte den Herzog von Kalabrien nicht, die Stadt Aquila zu unterwerfen und an seinen Widersachern Rache zu nehmen. Um sich eine Stütze zu verschaffen, näherte sich Innocenz den Mediceern: sein Sohn Franceschetto Cibò erhielt die Hand der Maddalena de' Medici, Lorenzos Tochter, und dessen junger Sohn Giovanni wurde zum Kardinal erhoben. Dafür bewirkte der Florentiner, daß Buccolino de' Guzzoni von Osimo von dem Plan abstand, die päpstliche Oberhoheit mit der türkischen zu vertauschen, wodurch die Osmanen im Kirchenstaat selbst einen Landungsplatz und Anhaltepunkt erhalten hätten. Auch blieb durch die Vermittelung der Florentiner Forli dem Hause Riarios und Faenza den Manfredi erhalten, und in Bologna wurde der Aufstand der Malvezzi gegen die Bentivogli blutig unterdrückt und mit Hinrichtung und Verbannung gebüßt.

Nur einen Triumph erlebte das Pontifikat des achten Innocenz — der Osmanenfürst Dschem kam als Gefangener nach Rom, wo er als Geisel gegen etwaige Angriffe seines Bruders, des Sultans Bajesid, zurückgehalten wurde (S. 266 ff.). Aus Dankbarkeit für diese Politik übersandte der Großtürke dem Papst die heil. Lanze, eine der vier großen Reliquien in der Peterskirche. Bald nachher erkrankte Innocenz, nachdem er noch die Eroberung von Granada durch einen Dankgottesdienst gefeiert, und am 25. Juli war er eine Leiche. Als er aus der Welt ging, herrschte Gesetzlosigkeit in Stadt und Land; die Familienfehden der Großen waren von Raub und Plünderung begleitet; Banditen gingen furchtlos umher; kaum daß ein Tag oder eine Nacht ohne Mord und Gewaltthat verstrich; der öffentliche Schatz war geleert; die Gerechtigkeit war feil, mit falschen Bullen wurde ein einträglicher Handel getrieben. 25. Juli 1492.

b. Die Familie Borgia.

Der Schwestersohn des Papstes Calixtus III., Kardinal Rodrigo Lenzuoli Borgia, ein durch Benefizien, Staatsämter und Schenkungen reich gewordener Alexander VI. 1492–1503.

Herr von spanischer Abkunft, erlangte nach dem Tode des achten Innocenz die Tiara und wurde als **Alexander** VI. gekrönt. (26. Aug. 1492.) Es war kein Geheimnis, daß er die meisten Stimmen durch Gold und Versprechungen erkauft, und eine allgemeine Entrüstung gab sich kund über die schmachvolle Verhöhnung evangelischer Vorschriften, über die ohne alle Scheu geübte Simonie. „König Ferdinand von Neapel, erzählt Guicciardini, sagte zu seiner Gemahlin, ein Papst sei gewählt zum Unglück für Italien und für die Christenheit. Sein Scharfsinn täuschte ihn nicht. In Alexander VI. vereinigte sich ungewöhnliche Klugheit und Wachsamkeit, reife Überlegung, wunderbare Überredungskunst, Gewandtheit und Fähigkeit zur Leitung der schwierigsten Geschäfte. Aber diese guten Eigenschaften standen bei weitem den schlimmen nach, seinem unordentlichen Lebenswandel, seinem Mangel an Aufrichtigkeit, Schamgefühl, Wahrheit, Treue, Glauben, Religion, seiner unersättlichen Habsucht und gleich maßlosem Ehrgeiz, seiner Grausamkeit, der glühenden Begierde seine Söhne groß zu machen, deren einer dem Vater im Bösen nicht nachstand, auf daß schlimmen Vorsätzen schlimme Wirkungen nicht fehlen sollten.“ Und diesen Sohn, Cesare Borgia, machte Alexander VI. gleich nach seiner Krönung zum Erzbischof von Valenzia und ließ sich ganz von ihm beherrschen. Am Hause Borgia reifte die Politik von Machiavellis Fürstenbuch. Noch nie hatte Rom den Regierungsantritt eines kirchlichen Oberhirten mit solcher Pracht und mit solchem Volksjubel gefeiert: Straßen und Häuser mit Teppichen geschmückt, Triumphpforten mit prunkenden Inschriften, Festgedichte in zahlloser Menge gaben Zeugnis von der allgemeinen Freude über das Ende des ruhmlosen Pontifikats des achten Innocenz. Wenn das römische Volk hoffte, daß unter dem neuen Regiment Gesetzlosigkeit und Anarchie ein Ende nehmen würden, so wurde diese Hoffnung nicht ganz getäuscht: Alexander hatte Kraft und Klugheit genug, um in seiner Nähe Gesetz und Obrigkeit zu einiger Geltung zu bringen, und nach außen besaß das Papsttum immer noch so viel Macht und Ansehen, daß ein weltkundiger und geschäftserfahrener Mann, wenn auch von verworfenem Sinn und lasterhaftem Wandel, das Fahrzeug Petri ohne Schiffbruch über die schwellenden Wogen steuern konnte. Wurde doch Alexander VI. von den ersten seefahrenden Nationen jener Zeit, den Spaniern und Portugiesen angegangen, die Teilungslinie zu ziehen, welche bestimmen sollte, wie weit jede derselben die neuzuentdeckenden Länder als ihr gehörig und eigen zu betrachten habe! Aber bald traten Gebrechen und Freveltaten zu Tage, durch welche die Kirche und der päpstliche Staat in gleicher Weise Schaden nehmen mußten. (Der Name Borgia.) Der Name Borgia hat in der Geschichte menschlicher Verirrungen eine Berühmtheit erlangt, wie das Tantalidengeschlecht des griechischen Altertums, wie die Merowinger in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters. Die Phantasie hat die überlieferten Greuel und Verbrechen der Familie aus der Volkstradition herausgehoben und in Dichtungen und Erzählungen aufs grellste gefärbt und dargestellt der Nachwelt übergeben. Besonders sind zwei Glieder

der Familie als Inbegriff aller Ruchlosigkeit und alles Frevelsinnes, aller Leidenschaftlichkeit und Sittenlosigkeit im Gedächtnis der Menschen geblieben, der schon erwähnte Cesare Borgia, von dem in den folgenden Blättern noch oft die Rede sein wird, und seine Schwester Lucrezia, die nach zwei unheilvollen Eheverbindungen mit Giovanni Sforza, Herrn von Pesaro, und mit Alfons von Aragona, dem natürlichen Sohn des Königs von Neapel, sich zum drittenmal vermählte mit Alfons von Este, Herzog von Ferrara, und durch ihre Schönheit und Anmut, wie durch ihren Verstand, ihre Bildung, ihre geistigen Eigenschaften den Ruhm und Glanz des Ferraresischen Fürstenhauses hob und bereicherte.

Alexander hatte nämlich mit Vanozza de' Catanei aus einer nicht unansehnlichen Familie vier Söhne und eine Tochter gezeugt, deren Versorgung und Erhöhung das wichtigste Anliegen seines Pontifikats bildete. Die Mutter selbst wurde, reichlich ausgestattet, anderweitig verheiratet und überlebte den Papst um viele Jahre. Der älteste Sohn Pedro Luis wurde von König Ferdinand dem Katholischen zum Herzog von Gandia erhoben und hatte bei seinem frühen Tode seinen Bruder Juan zum Nachfolger; der jüngste der Söhne Juffré erhielt mit der Hand einer natürlichen Tochter des Königs Alfons von Neapel die Herrschaft Squillace mit dem Titel eines Fürsten von Tricarico; Cesare dagegen, Erzbischof und Kardinal, blieb um den Vater und benutzte dessen erhabene Stellung zu eigensüchtigen Zwecken und zur ungestraften Vollführung von Frevelthaten.

Cesare und Lucrezia Borgia.

Cesare Borgia wird geschildert als ein Mann „mit scharfem Verstand, mit rastloser Thätigkeit, mit gewissenlosem Ehrgeiz, mit kalter Überlegung, mit Entschiedenheit des Willens begabt und vor keiner Perfidie noch Bluttat zurückschaudernd, wenn es die Erreichung seiner politischen Zwecke oder die Befriedigung seiner Lüste und seiner Rachsucht galt". Er beherrschte den Papst vollständig, so daß die eigennützige, treulose Familienpolitik, in welcher das Pontifikat Alexanders VI. aufging, von ihm die Impulse erhielt. Der Bericht eines venetianischen Diplomaten, Paolo Capello, schildert das Verhältnis von Vater und Sohn und den päpstlichen Hof in zutreffendster Weise: „Der Papst ist siebzigjährig, scheint aber mit jedem Jahre jünger zu werden. Er ist von lebendig heiterer Gemütsart; unerfreuliche Gedanken dauern bei ihm nie über Nacht. In allem, was er beginnt, ist er nur auf seinen Vorteil bedacht und alle seine Gedanken sind auf Erhöhung der Seinigen gerichtet. Andres kümmert ihn nicht. Geheimhalten kann er nichts: was er weiß, weiß bald auch der ganze Hof. Seinen Sohn Cesare fürchtet er ebenso sehr, wie er ihn liebt. Dieser ist siebenundzwanzig Jahre alt, groß, wohlgebaut, ein schöner Mann und so stark, daß er einst im Stiergefecht den Kopf des Tiers auf einen Schlag abgehauen hat. Er ist bis zur Verschwendung freigebig, wie wenig auch der Papst damit einverstanden ist. Dieser ist selbst nicht sicher vor seiner Gewaltthätigkeit. Unter dem pontifikalen Mantel erdolchte der Sohn dessen vertrautesten Diener (Peroto); das Blut bespritzte des Papstes Gesicht." Ganz Rom zitterte vor Cesare. Juan, Herzog von Gandia, wurde bei einem nächtlichen 1497.
Ritt ermordet und die Leiche in den Tiber geschleudert. Bei dem Verhör sagte der Aufseher eines Holzlagers am Ufer, er habe während seines Dienstes wohl schon hundert Tote zur Nachtzeit in den Strom werfen sehen, ohne daß sich irgend jemand darum bekümmerte. Im Volksmund galt Cesare als der Urheber aller dieser Frevelthaten. Als der Papst vernahm, sein Sohn sei tot und wie Kehricht in den Fluß geworfen worden, schloß er sich in seine Kammer ein und weinte bitterlich. Vom Mittwoch Abend bis Sonnabend nahm er keine Speise zu sich und legte sich nicht zur Ruhe.

Cesares eigner Schwager, Alfons von Aragona, der zweite Gemahl seiner Schwester Lucrezia, „der schönste junge Mann“, wurde auf seine Veranstaltung auf der Treppe des Palastes angefallen und verwundet. „Den Verwundeten pflegten die Frau und die Schwester desselben; die Schwester kochte ihm seine Speisen, um ihn vor Gift sicherzustellen; der Papst ließ sein Haus bewachen, um den Schwiegersohn vor dem Sohne zu schützen, Vorkehrungen, deren Cesare spottete. Er sagte: was zu Mittag nicht geschehen, wird sich auf den Abend thun lassen. Als der Prinz schon wieder in der Besserung war, drang er in dessen Zimmer ein, trieb die Frau und die Schwester hinaus, rief seinen Henker und ließ den Unglücklichen erwürgen. Denn auf die Person seines Vaters, in dessen Dasein und Stellung er nichts, als das Mittel erblickte, selber mächtig und groß zu werden, war er nicht gemeint im übrigen die mindeste Rücksicht zu nehmen.“ Als Teilnehmer des Zugs der Franzosen gegen Neapel wohnte er der Erstürmung von Capua bei und sandte vierzig der gefangenen Frauen und Jungfrauen, die er sich aus den vornehmsten Familien auswählte, nach Rom zu seiner Wollust. Nicht minder berühmt und berüchtigt war seine Schwester Lucrezia Borgia, die in der Skandallitteratur als eine der verworfensten ihres Geschlechts, als „die Heldin des Dolches und Giftes“ geschildert wird. Die Bosheit und Verleumdungssucht mag viel Unwahres, Übertriebenes, Lasterhaftes auf ihr Haupt gesammelt haben; aber die Zeit, der Hof, das Volk waren so schlimm, daß die ärgsten Greuel, die sündhafteste Wollust geglaubt werden konnten. Der Vater war ihr mit großer Vorliebe zugethan und beehrte sie mit seinem ganzen Vertrauen. Sie erhielt den Oberbefehl über die Burg von Spoleto und von Nepi, und ward Herrin von Simoneta. Mit Klugheit und Geistesgegenwart benutzte sie ihren Einfluß im Vatikan. In ihren späteren Jahren, als sie, der römischen Atmosphäre entrückt, als Herzogin von Ferrara die Welt durch ihr anmutiges Wesen und ihren gebildeten Geist entzückte, so daß sie von Dichtern und Staatsmännern gefeiert ward, mag sie durch ihren Lebenswandel keinen Anstoß mehr gegeben haben, und die poetischen Lobeserhebungen eines Bembo und Ariosto können gerechtfertigt gewesen sein; aber zur Zeit ihrer jugendlichen Sinnlichkeit hat ihre Anwesenheit am päpstlichen Hofe, haben ihre freien Sitten, ihre Weltlust, ihr weiblicher Einfluß auf das öffentliche und gesellschaftliche Leben, nicht wenig zu dem schlimmen Ruf beigetragen, in dem das Pontifikat Alexanders VI. und der Name Borgia auf die Nachwelt gekommen sind.

Die Politik des Papstes.

Die kriegerischen Wechselfälle in Neapel, die wir an einem andern Orte kennen lernen werden, suchte Alexander VI. zum Vorteil des päpstlichen Stuhls auszubeuten. Konnte er es auch nicht verhindern, daß Karl VIII. in Rom einzog und mehrere feste Plätze durch Besatzungen sicherte, so wurde er für diese kurze Demütigung reichlich durch den Beistand entschädigt, den ihm Ferdinand der Katholische und sein „großer Feldherr“ Gonsalvo de Cordova gegen die inneren Feinde leisteten. Die Orsini, Karls VIII. Verbündete, wurden durch den Herzog von Gandia, Cesares Bruder, bekriegt; und nur der Entschlossenheit und Umsicht der Tochter Napoleon Orsinis und ihres tapferen Gemahls Bartolomeo d'Alviano, der sich später als venetianischer Feldhauptmann Ruhm erwarb, war es zu danken, daß nicht die großen Besitzungen des Hauses zu einem Borgiaschen Fürstentum vereinigt wurden. Bei der Nachricht von der Niederlage des päpstlichen Heeres durch d'Alviano bei Soriano wurde Alexander krank vor Aufregung und Ärger. Um so größer war die Freude, als seinem Feinde

Giuliano della Rovere durch Gonsalvo die Feste von Ostia entrissen und ihm selbst übergeben ward. Zum Lohn dafür schenkte er dem spanischen Feldherrn die Goldene Rose. Von der Zeit an war es das Hauptanliegen des Papstes, seinem Sohn Cesare Borgia ein weltliches Fürstentum zu schaffen und ihn zu vermählen. Zu dem Ende nahm er demselben den Kardinalmantel ab und erwarb von 13. Aug. 1498. dem neuen König Ludwig XII. als Preis eines Bündnisses gegen Mailand und Neapel das Stadtgebiet von Valence in der Dauphinee mit dem Titel eines Herzogs von Valentinois. Als König Friedrich von Neapel sich weigerte, dem ruchlosen Mann die Hand seiner Tochter zu geben, vermählte ihm Ludwig eine entfernte Verwandte, die Tochter Alains d'Albret, Grafen von Dreux, Schwester des Königs Johann von Navarra. Zugleich verlieh er ihm ansehnliches Einkommen und das Kommando von hundert Lanzen. Dafür erhielt der französische König von dem Papst außer einem politisch-militärischen Bündnis noch anderweitige Zugeständnisse, nämlich für sich selbst die Lösung seiner Ehe mit Ludwigs XI. Tochter Johanna und die Erlaubnis zur neuen Heirat, und für seinen vieljährigen Vertrauten und ersten Rat George d'Amboise, Erzbischof von Rouen, den Kardinalspurpur Cesares. So begann der Herzog von Valentinois jene Laufbahn, die ihn in wenigen Jahren dem Gipfel seiner Wünsche und kühnsten Hoffnungen nahe führte, um dann seinen Sturz um so jäher erscheinen zu lassen.

Dem Bündnisse mit dem Papst hatte König Ludwig XII. zum guten Teil die Cesare Borgia u. der päpstliche Lehnsadel. 1499 ff. schnelle Eroberung von Mailand zu danken. Zur Vergeltung dafür stellte er dem Herzog von Valentinois 300 Lanzen und 4000 Schweizer zur Verfügung, damit er sich in Italien ein eignes Fürstentum schaffe. Alexander VI. unterstützte das Unternehmen des Sohnes aus allen Kräften. Die Herren von Rimini, Pesaro, Imola, Faenza, Forli, Urbino, Camerino, die so oft ihr Abhängigkeitsverhältnis zu dem römischen Stuhl außer acht gelassen, wurden ihrer Besitzungen für verlustig erklärt, weil sie den schuldigen Lehnzins nicht entrichtet, und Cesare Borgia wurde zum Generalkapitän der Kirche ernannt. Zugleich rückten päpstliche Truppen in die **Romagna** ein und Nov. 1499. verbanden sich mit den französischen. „Der erste Angriff galt den Angehörigen Sixtus' IV. **Ottaviano Riario**, Girolamos Sohn, verlor erst die Stadt Imola, dann die Burg; gleicherweise erging es seiner Mutter Katharina Riario Sforza in Forli. Am 14. Jan. 1500 mußte die kräftige Frau das Kastell übergeben. Sie wurde ge- Jan. 1500. fangen nach Rom gebracht, von wo man sie später nach Florenz entließ, den Rest ihrer Tage in dem Kloster zuzubringen, in welchem Frankreichs nachmalige Königin Katharina de' Medici einen Teil ihrer Jugend verlebte." Nach dem Gelingen dieses ersten Unter- Febr. nehmens begab sich der Herzog nach Rom, wo er von den Kardinälen und fremden Gesandten mit großem Glanz empfangen und von dem Papst als Generalkapitän und Gonfaloniere der Kirche feierlich installiert ward. Im nächsten Jahr wurde das Eroberungswerk fortgesetzt. Die **Sforza** von **Pesaro**, die **Malatesta** von **Rimini**, April 1501. die **Manfredi** von **Faenza** wurden ihrer Herrschaften beraubt und Cesare Borgia von dem Papst mit Zustimmung des Kardinalkollegiums zum Herzog von Romagna erhoben. „Der siebzehnjährige Astorre Manfredi hatte das Kastell lange gegen eine überlegene Artillerie verteidigt und als er zur Kapitulation genötigt ward, die Sicherheit der Einwohner, seine eigne Freiheit ausbedungen. Nach Rom geführt und in der Engelsburg eingesperrt, ward er hier erdrosselt und seine Leiche verschwand im Tiber."

Die glänzenden Erfolge reizten Cesare zu neuen Unternehmungen. Bologna sollte seine Hauptstadt werden; in Toscana hoffte er im Bunde mit den Mediceern seine Herrschaft auszudehnen; Piombino wurde bekriegt. Der Vertrag zwischen dem französischen und spanischen König zur Teilung des Königreichs Neapel wurde von dem Papst freudig begrüßt. Bot er doch eine günstige Gelegenheit, die Colonna und andre unfügsame Feudalherren, die auf seiten Friedrichs standen, zu züchtigen und die ehrgeizigen Pläne des Sohnes zu fördern. Die Feindschaft zwischen den Orsini und Colonna, welche den ganzen römischen Baronaladel in zwei Heerlager trennte, begünstigte das Unternehmen. Während sie sich gegenseitig in blutigen Fehden schwächten, arbeiteten sie den Borgia in die Hand. Um dieselbe Zeit, da König Friedrich von Neapel als Gefangener nach Frankreich geführt ward und der Herzog von Valentinois mit päpstlichen Truppen sich an dem Eroberungszug der Großmächte beteiligte, zwang Alexander VI. die Colonna und Orsini, die Savelli und Caetani mit Bann und Waffengewalt zur
Okt. 1501. Übergabe ihrer Lehen, Kastelle und Benefizien. Zwei Herzogtümer, Sermoneta und Nepi, wurden aus den eingezogenen Gütern der Barone gebildet und für die jungen Söhne Lucrezias, Rodrigo und Juan d'Aragona, bestimmt. Auch zur Abtretung von Palestrina sah sich Francesco Colonna gegen eine Jahresrente gezwungen, und Jacopo d'Appiano mußte das eingeschlossene Piombino an Cesare überlassen und die Flucht ergreifen. Die Sorge, daß die Herrschsucht der Borgia sich auch gegen das Herzogtum Ferrara richten könnte, war wohl die Hauptursache, daß Ercole von Este für seinen Erben Alfons um die Hand der Lucrezia werben ließ. Mit reicher Mitgift und einem Gefolge von sechshundert Personen hielt Lucrezia ihren Einzug in Ferrara. Um die-
5. Jan. 1502. selbe Zeit bemächtigte sich ihr Bruder durch List und Gewalt des Herzogtums Urbino. Guidubaldo und sein junger Neffe Francesco della Rovere, Herr von Sinigaglia, suchten Zuflucht in Venedig; Giulio Cesare Varano, Herr von Camerino, dagegen endete nebst seinen beiden Söhnen unter den Händen Borgiascher Schergen. Die beiden Besitzungen Urbino und Camerino wurden dem Herzogtum Romagna einverleibt. Damals stand das Haus Borgia auf dem Höhepunkte seiner Macht und Herrlichkeit. „Cesare hatte das zahlreichste und schönste Heer. Mehrere der tüchtigsten italienischen Hauptleute dienten unter ihm, abgesehen von französischen Hilfstruppen und fremden Söldnern. Seine Leibwache war überaus glänzend. Sein Regiment in dem neugebildeten Staate, dem alten Schauplatz steter Unruhen und Fehden, war das gewaltthätigste und härteste, aber er schaffte Ordnung und Sicherheit und gewann so das Volk für sich, welches die feste Hand des neuen Herrn leichter ertrug als das gesetzlose und dabei schwächliche Schalten der vormaligen kleinen Stadtgebieter." Aber seine Macht hatte keinen festen Boden: sie ruhte auf der Gnade Frankreichs und auf der schwankenden Treue italienischer Condottieri, und sowohl König Ludwig als die Stadtherren und Barone in seinen Diensten sahen voll Mißtrauen und Unruhe auf den gewaltthätigen Mann, welcher vor keinem Frevel zurückschreckte, der zur Befriedigung
Der Verrat von Sinigaglia. 1502. seiner unbegrenzten Herrschgier und Ehrsucht dienlich schien. Als Cesare seinen lange gehegten Plan gegen **Bologna** zur Ausführung bringen wollte, schlossen mehrere Feudalherren des Kirchenstaats in dem kleinen Orte La Magione unweit des Trasimenischen Sees ein Bündnis, um dem Gewaltherrscher mit den Waffen entgegenzutreten. Aber noch war Cesares Stunde nicht gekommen: der Kardinal d'Amboise vertrat den Borgia so nachdrücklich bei dem König, daß dieser ihm seine Gunst bewahrte und sogar gestattete, daß d'Amboise mit einiger Mannschaft ihm zu Hilfe ziehen durfte. Das Schloß von Urbino wurde ausgeplündert und der kostbare Raub an Silbergerät, Teppichen und Büchern zwischen beiden geteilt. Bald gelang es dem Papst und dem Herzog die Verbündeten zu trennen. Durch Versprechungen und freundliche Zusagen ließen sich die

einflußreichsten Häupter zu einer Verständigung bewegen. In Sinigaglia wurde eine Zusammenkunft verabredet. Kaum aber waren sie von dem Herzog begleitet in die Stadt eingezogen, so wurden sie überfallen und teils enthauptet, teils in Verwahrsam genommen. „Es ist die Tragödie von Sinigaglia, welche Niccolò Machiavelli, 30. Dezbr. 1502. der florentinische Abgesandte bei Cesare Borgia, mit jener Ruhe und Kälte geschildert hat, die den Vorfall als ein Meisterstück politischen Scharfsinns analysiert." Auf die Kunde von dem gelungenen Staatsstreich des Sohnes ließ Alexander sofort den Kardinal Orsini und mehrere andre Glieder und Anhänger der Familie in Haft bringen und ihre Güter einziehen und verstärkte dann das Heer Cesares mit päpstlichen Truppen und Geschütz, damit er unter den Adelsgeschlechtern des Kirchenstaats gründlich aufräumen möge. Raubend und verheerend durchzog der furchtbare Mann das umbrische Land und den ganzen Kirchenstaat; der Schrecken vor seinem Namen und vor den wilden Thaten seiner Soldtruppen trieb die Barone zur Flucht und lieferte ihre Burgen in die Gewalt der Borgia. Der gefangene Kardinal Orsini, der einst die Wahl Alexanders am eifrigsten betrieben hatte, starb im Gefängnis durch Gift. Er hatte 22. Febr. vergeblich 25,000 Goldgulden für seine Befreiung geboten. Nur der Verwendung des Königs von Frankreich und der Republik Venedig war es zu danken, daß nicht das ganze mächtige Dynastengeschlecht der Orsini vernichtet ward. Aber die Macht des Hauses war für immer gebrochen.

Schon ging Alexander VI. mit dem Plane um, für seinen Sohn ein Königreich zu errichten, welches Umbrien, die Marken und Romagna umfassen sollte, als eine höhere Hand eingriff und alle Entwürfe niederschlug. Nach kurzer Krankheit starb der Papst. Es ging die Sage, Vater und Sohn hätten bei einer Mahlzeit durch eine Verwechselung der Flaschen vergifteten Wein getrunken, der für die andern Gäste bestimmt gewesen; der Papst sei umgekommen, Cesare durch seine kräftige Jugend gerettet worden, aber längere Zeit krank daniedergelegen. Daß der Herzog bei dem Tode seines Vaters krank war ist eine Thatsache, aber vielleicht hat gerade dieser Umstand die Erzählung hervorgerufen. — So endete das Pontifikat Alexanders VI., für Italien ein Unglück, eine Schmach für die Christenheit. Mit Simonie erworben, mit Grausamkeit und Frevelthaten behauptet, mit Laster und Unsittlichkeiten aller Art befleckt ging das oberste Hirtenamt aller Ehrfurcht und Heiligkeit unter den Völkern des Abendlandes verlustig. In einer gottvergessenen Zeit hat der römische Hof alle weltlichen Höfe an Treulosigkeit, Selbstsucht, Wollust und Frivolität überboten, hat das Geschlecht der Borgia durch Ruchlosigkeit und Verbrechen seinen Namen zum Abscheu und Schrecken der Welt gemacht. Das Oberkirchenamt wurde zu weltlichen und egoistischen, ja zu dynastischen Zwecken mißbraucht, die Religion in den Dienst einer verruchten Politik gezwungen, die Gründung einer Gewaltherrschaft als höchstes Ziel des Pontifikats offen hingestellt; die kirchlichen Stellen als Mittel des Gelderwerbs zur Befriedigung der Leidenschaften, der Weltlust, des Ehrgeizes, der sinnlichen Triebe ausgebeutet, Glaube, Liebe und christliche Tugend verachtet und verhöhnt. Auf einem solchen Haupte konnte die päpstliche Tiara nicht länger ein Gegenstand heiliger Verehrung sein.

Das Papsttum bei Alexanders VI. Tod. 18. Aug. 1503.

Alexanders Tod führte den Kirchenstaat großen Zerrüttungen entgegen.

Cesare Borgias Ausgang. Alles, klagte Cesare, habe er für diesen Fall berechnet, nur nicht, daß er zu gleicher Zeit auf dem Krankenbette liegen würde. Alle Gegner der Borgia suchten das Ereignis zu ihrem Vorteil auszubeuten. Prospero Colonna, der unter Gonsalvos Panier gefochten, und Fabio Orsini, der den Tod seines Vaters Paolo zu rächen hatte, zogen mit Bewaffneten in und vor die Stadt. Fabio stach einen Diener Cesares nieder und wusch sich in dessen Blut. Zugleich kehrten die vertriebenen Dynasten in ihre Städte zurück. Cesare verlor jedoch den Mut nicht. Er wußte, welchen Wert die beiden Großmächte, die damals um den Besitz von Neapel stritten, in seine Bundesgenossenschaft setzten. Der Kardinal von Amboise, ein alter Verbündeter der Borgia, hoffte mit seiner Hilfe die päpstliche Krone, das Ziel seines brennenden Ehrgeizes, zu erlangen. Stand doch ein mächtiges französisches Heer wenige Meilen von Rom, bereit den Bewerbungen des königlichen Günstlings Nachdruck zu geben und den Borgia in seinen Besitzungen zu sichern. Auch auf den Kardinal Ascanio Sforza, der mit seinem Bruder Lodovico nach Frankreich geführt, aber durch die Vermittelung des mächtigen Prälaten und Ministers aus der Gefangenschaft befreit worden war, setzte d'Amboise großes Vertrauen. Allein seine Erwartungen sollten bitter getäuscht werden. Die Kardinäle, eifersüchtig auf ihre Wahlfreiheit, nahmen nach dem Rate Giulianos della Rovere viertausend Bewaffnete in Sold, unter deren Schutz sie zunächst den Francesco Piccolomini, Erzbischof von Siena, einen Neffen des berühmten Pius II., dessen Namen er auch annahm, auf den Stuhl Petri erhoben, und als
30. Okt. der kranke Mann schon nach einem Monat starb, erlangte der Kardinal selbst als Julius II. die päpstliche Krone, in einem Augenblick, als der Kirchenstaat in wilder Kriegsbewegung war, die Spanier und Franzosen in Neapel im blutigen Kampfe lagen, Cesare Borgia in der Engelsburg Schutz vor seinen Feinden suchte, und die Republik Venedig den Guidubaldo von Montefeltro und andre Dynasten unter ihre Oberherrschaft brachte und ihr Zepter über die Romagna ausstreckte. Aber man merkte bald, daß der Hirtenstab in eine starke Hand gelegt war. Der Herzog von Valentinois wurde als Gefangener behandelt und mußte alle eroberten Kastelle und Herrschaften an den Papst abtreten. Er wollte sich nun über Neapel nach Frankreich begeben. Aber Gonsalvo brach das ihm zugesagte sichere Geleit und sandte ihn auf Ferdinands Befehl nach Spanien. Auf Medina del Campo saß der Mann, der einst alle Herren des Kirchenstaats zu seinen Füßen gesehen, zwei Jahre lang als einsamer Gefangener, aller seiner Habe verlustig, mit einem einzigen Diener, er, der im Begriff gewesen war, sich eine Königskrone aufs Haupt zu setzen. „Der Mann, der so viele, darunter solche, die eben so schlecht aber eben so tapfer waren wie er, durch Gift, Strang und Dolch aus dem Leben geschafft hatte, starb einen ehrlichen Soldatentod. Es war ihm gelungen, aus seiner Haft zu seinem Schwager von Navarra zu entkommen, der mit dem spanischen Nachbar im Kriege lag. Unter den Mauern der kleinen Feste Viana im Gebiet von Pampelona machte am 12. März 1507

ein Lanzenstoß seinem Leben ein Ende. Er war erst vierunddreißig Jahre alt, als er fern von dem Schauplatz seiner Thaten und Missethaten, nahe bei der Stadt, von der er einst den Bischofstitel getragen, die Welt verließ, die sein schlimmer Name erfüllt hat."

Cesare Borgia hatte indessen dem Papsttum den Weg gezeigt, wie man unerträgliche Zustände beseitigen müsse. Schon am 10. Januar 1504 erklärte Julius II. in einer Bulle, „es sei seine Pflicht, die Territorien der Kirche wiederzugewinnen, und er werde diese Pflicht erfüllen". Die Borgia hatte er aufs Blut gehaßt und verfolgt, aber ihre Politik eignete er sich an. Die Kirche wurde die Erbin des vertriebenen Cesare. Zwei Jahre später hielt der Papst an der Spitze von vierundzwanzig Kardinälen und vielen Bischöfen seinen Einzug in Perugia, das ihm die Baglionen nicht vorzuenthalten wagten, und stellte die päpstliche Oberlehnsherrlichkeit her. Ein Gleiches geschah in Bologna. Giovanni Bentivoglio, der vierzig Jahre lang die Stadt mit fast unbeschränkter Gewalt beherrscht hatte, mußte als Verbannter ins Elend ziehen; seinen prachtvollen Palast plünderte und zerstörte das Volk. Weder seine stolze Gemahlin Ginevra Sforza, eine Frau von Mut und Entschlossenheit, noch die zahlreiche Verwandtschaft mit vielen italienischen Dynastengeschlechtern vermochten den Fall des Hauses zu verhindern. Im November zog Julius II. in die festlich geschmückte Stadt ein, die unter dem Schein einer Republik die Herrschaft der Kirche anerkannte. Giovanni Bentivoglio und seine Gemahlin starben in den nächsten zwei Jahren am gebrochenen Herzen. Der Papst aber kehrte triumphierend nach Rom zurück, wo er mit gespannter Aufmerksamkeit die großen politischen Verwickelungen beobachtete, die ihm auch die verlorenen Besitzungen in der Romagna wieder verschaffen sollten.

Papst Julius II. 1503—1513.

Sept. 1506.

11. Nov. 1506.

März 1507.

5. Die Republik Florenz unter dem Prinzipate der Mediceer*).

a. Die Waltung Cosimos de' Medici.

Um die Zeit als der Gründer des reichen und mächtigen Bankhauses, dem eine so große Zukunft beschieden war, Giovanni de' Medici, aus der Welt ging (VIII, 399 f.), hatte die Florentinische Republik ihre Oberhoheit über einen großen Teil von Toscana ausgedehnt. Pisa war ihr zugefallen, Arezzo und Volterra hatten ihre Vorherrschaft anerkannt; auf Lucca und Siena wurden lüsterne Blicke geworfen. Die gefürchtetsten Condottieri, die Fortebraccio, die Piccinino u. a. standen am liebsten im Dienste der reichen Handelsstadt, der nie die Mittel zum Solde fehlten. Oft verbargen die Florentiner ihr Eroberungsgelüste unter ehrbaren Vorwänden: insbesondere leisteten sie gern den Stadtgemeinden Beistand, wenn sie sich der Zwingherrschaft eines Dynasten entledigen wollten, wie einst in Hellas die Spartaner gegen die Tyrannen einschritten. So

Florenz das Haupt von Toscana.

*) Stammtafel der Mediceer: (siehe umstehend)

sollte jetzt Lucca von dem Stadtherrn Paolo Guinigi, der in dem mailändisch-florentinischen Krieg sich zwar neutral gehalten, doch mehr Sympathie für den Lombardenherzog gezeigt hatte, befreit und dadurch zum Anschluß an die Arnorepublik gebracht werden. Bei der Abneigung der Bevölkerung gegen den kleinlichen und engherzigen Dynasten schien das Vorhaben leicht ausführbar. Alle Parteien in Florenz, sowohl die alte Aristokratie, bei der damals Rinaldo degli
1429. Albizzi die meiste Geltung hatte, als die Popolanen, die seit dem Tode Giovannis de' Medici dessen beide Söhne Cosimo und Lorenzo als ihre Häupter und Führer ehrten, waren für den Krieg, der unter der Leitung des berühmtesten Condottiere der Zeit, Niccolo Fortebraccio, in Angriff genommen ward. Das Unter-
1430. nehmen hatte auch in der That einen günstigen Verlauf. Die Lucchesen nahmen ihren Stadtherrn Paolo samt seinem Sohn Lanzilao gefangen und übergaben ihn dem Herzog von Mailand, der beide bis zu ihrem Tode in Haft hielt (VIII, 369); als sie nun aber mit den Florentinern in Friedensunterhandlungen treten wollten, kam es zu Tage, daß die Vertreibung des Dynasten nur Vorwand und Maske gewesen, daß die Republik selbst die Oberhoheit über Lucca zu erwerben trachte. Der Krieg wurde fortgesetzt. Nun mischte sich aber der Herzog von Mailand in die Sache und schickte den Lucchesen den Condottiere Niccolo

---

- Giovanni de' Medici † 1429
  - Cosimo † 1464
    - Giovanni † 1463
    - Pietro † 1469
      - Bianka
      - Lorenzo d. Erlauchte † 1492
        - Maddalena
        - Giuliano (Herzog v. Nemours) † 1516
          - Ippolito Kardinal de' Medici † 1535
        - Pietro II. † 1503
          - Lorenzo II. Herzog von Urbino † 1519
            - Katharina de' Medici (Königin v. Frankreich)
            - Alessandro (nat.) † 1537 Herzog von Florenz.
        - Giovanni (Papst Leo X.)
      - Giuliano † 1478
        - Giulio (Clemens VII.) † 1534
  - Lorenzo † 1443
    - Pier Francesco („Popolani")
      - Lorenzo
        - Pier Francesco
          - Lorenzino (Alessandros Mörder) † 1548
      - Giovanni (Gem. Katharina Sforza)
        - Giovanni (Hauptmann der Schwarzen Bande) † 1526
          - Cosimo Großherzog v. Toscana † 1574

Piccinino zu Hilfe. Die Florentiner erlitten eine Niederlage, und leicht hätte diese zu einem Abfall der zugewandten oder unterworfenen Orte in Toscana führen können, wären nicht durch den Wechsel auf dem päpstlichen Stuhle politi- Febr. 1431. sche Verwickelungen hervorgerufen worden, welche eine neue Parteistellung begründeten. Durch die Vermittelung des deutschen Königs Siegmund, der zur Kaiserkrönung nach Rom zog, wurde eine Ausgleichung herbeigeführt, welche der 1433. florentinischen Republik die politische Stellung in ihrem bisherigen Umfange gewährleistete, aber auch die Stadtgemeinden Siena und Lucca vor der Vergrößerungssucht der Nachbarn sicherte.

Während des Kriegs waren die Aristokraten, die denselben organisierten und Die Albizzi und die Medici. leiteten, in die Höhe gekommen; die ganze Signorie, die acht Prioren und der Venner der Justiz gehörten der Albizzischen Partei an. Diese Machtstellung glaubten sie sich nur dadurch für alle Zukunft sichern zu können, daß sie die Häupter der Gegenpartei durch Verbannung um ihren Einfluß auf das Volk brachten. Bei Rinaldo degli Albizzi wirkten noch persönliche Motive mit. Die Popolanen sagten ihm nach, er habe sein Amt als Kriegskommissar während des Feldzugs zu eigennützigen Zwecken ausgebeutet. Diese Beschuldigung reizte das stolze Aristokratenhaupt zu bitterem Hasse gegen die Mediceer und ihren Anhang, denen Rinaldo die Nachrede zuschrieb. Niemand aber besaß bei dem Volk und selbst bei den Börsenmännern der Parte Guelfa solches Ansehen als Cosimo de' Medici, das Haupt der Familie. Er hatte von seinem trefflichen Vater Giovanni nicht bloß unermeßliche Reichtümer und ein blühendes ausgebreitetes Bankgeschäft geerbt, sondern auch den guten Namen, das Vertrauen und die Liebe der mittleren und unteren Volksklassen, die der Verstorbene durch seine Rechtschaffenheit, sein Wohlwollen, seine großmütigen Hilfeleistungen und seine Freigebigkeit sich erworben. Bei seinem Hinscheiden hatte er den Söhnen den Rat gegeben, stets dieselben Wege zu wandeln und dieselben Künste zu üben, die ihn glücklich durchs Leben geführt, bei allen Handlungen sich stets innerhalb der Schranken des Gesetzes zu halten und nur solche Ehrenämter zu übernehmen, die ihnen die Bürgerschaft übertragen würde, nicht aber in Parteiumtriebe sich verstricken zu lassen. Diesem Rat folgte Cosimo, und auf solche Weise, sagt Machiavelli, hat er die väterliche Erbschaft an Glücksgütern und an Geistesgütern nicht nur gewahrt, sondern noch gemehrt.

Gegen diesen Mann richtete sich nun der ganze Groll Rinaldos und der Cosimo angeklagt und verbannt. 1433. herrschenden Partei. Er wurde vor die Signorie geladen und, als er allen Warnungen zum Trotz in dem Regierungspalast erschien, sofort verhaftet. Man beschuldigte ihn, er habe während des Kriegs falsche Gerüchte ausgestreut und das Volk gegen die Kriegskommissare aufgereizt, um sich fürstliche Gewalt anzueignen. Eine Kommission oder Balia von zweihundert Männern wurde aufgestellt, welche die Republik vor den Umtrieben ihrer Feinde retten sollte. Die Gewählten gehörten alle der Albizzischen Partei an und Cosimos Leben schwebte in nicht

geringer Gefahr. Er fürchtete vergiftet zu werden, und enthielt sich daher aller Speisen, bis sein Wächter, der Ritter Federigo de' Malavolti, ihm die Versicherung gab, daß er nie zu einer solchen Niederträchtigkeit seine Hand bieten würde, und die Mahlzeiten mit ihm teilte. Unter den Mitgliedern der Balia herrschte große Aufregung und viele waren für die Todesstrafe, auf die Rinaldo angetragen. Nur vermittelst einer Geldsumme von tausend Dukaten, welche Cosimo durch einen befreundeten Mann dem Gonfaloniere Bernardo Guadagni, der sich in dürftigen Vermögensumständen befand, heimlich zustellen ließ, wurde eine
Okt. 1433. Milderung erzielt. Cosimo wurde auf zehn Jahre nach Padua in die Verbannung gewiesen. Viele Verwandte und Freunde teilten dies Schicksal.

Sturz der Oligarchie. 1434. Nun war die Regierung gänzlich in den Händen der Faktion Albizzi. Aber Messer Rinaldo war ein zu kluger Parteimann, als daß er nicht in diesem Ausgang des Staatsstreichs ein Fehlschlagen seines Planes erkannt hätte, das ihm selbst und seinen Freunden zum Verderben gereichen werde. Einen Mächtigen, sagte er, muß man entweder vernichten oder nicht angreifen. Seine Ahnung traf bald genug ein. Während Cosimo in Padua mit den größten Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde und die Herren von Venedig ihn behandelten, „nicht als ob er ein Verbannter wäre, sondern als ob er die höchste Würde bekleide", waren seine Anhänger in Florenz nicht unthätig. Die kurzsichtige Herrschsucht der Albizzischen Partei, die in ihrem oligarchischen Hochmut den Rat Rinaldos, die gesamte Aristokratie, den Popolo grasso, heranzuziehen, verschmähte, um das Regiment nicht mit vielen teilen zu müssen, beschleunigte ihren Sturz. Als am Ende des nächsten August die Regierungskollegien erneuert wurden, fand es sich, daß der Wahlbeutel mit lauter Namen gefüllt war, die der Mediceischen Partei angehörten. Rinaldo degli Albizzi riet zu einem neuen Staatsstreich: man solle in der dreitägigen Zwischenzeit, von der Auslosung der Prioren bis zu ihrem Amtsantritt, durch eine Balia die Wahlen für ungültig erklären lassen; allein er vermochte seine Parteigenossen nicht zu einem so gefährlichen Wagnis fortzureißen. So trat denn der neue Magistrat in Thätigkeit; und eine der ersten Handlungen des Gonfaloniere Niccolo di Cecco Donati war die Einleitung eines ähnlichen Gerichtsverfahrens gegen Rinaldo und die vorige Regierung, wie diese es im vorhergehenden Jahre gegen Cosimo und seine Freunde geübt hatten. Statt aber wie die Mediceer sich den Gesetzen zu fügen, griffen die Bedrohten und ihre
26. Sept. 1434. Anhänger zu den Waffen, um das herrschende Regiment zu stürzen. Dadurch beschleunigten sie ihren Fall. Alle Gegner der Albizzi und Peruzzi, darunter viele Häupter und Glieder der angesehensten Familien, traten für die Autorität der Obrigkeit und des Gesetzes in die Schranken und stellten sich an die Spitze der bewaffneten Volkshaufen, die aus dem Mugello und andern den Mediceern ergebenen Stadtteilen herbeiströmten. Darüber verloren die Aufrührer so sehr den Mut, daß sie bei einbrechender Dunkelheit sich zerstreuten. Nur der vermittelnden Fürsprache des Papstes Eugen IV., der sich gerade in Florenz befand,

gelang es, blutigen Auftritten vorzubeugen. Aber eine große Zahl der mächtigen Männer, welche bisher an der Spitze des Gemeinwesens gestanden, darunter Rinaldo degli Albizzi mit seinem Sohn, mehrere Häupter und Glieder der Pucci, Peruzzi, Ardinghelli u. a., Niccolo de' Barbadori und der gelehrte Palla de' Strozzi, mußten kraft des schiedsrichterlichen Ausspruchs einer neuen Balia in die Kerker oder in die Verbannung wandern, während Cosimo de' Medici und alle seine Schicksalsgenossen aus dem Exil heimkehrten.

Die Verfassung der Republik.

Die Verfassung der Republik, wie sie aus dem vierzehnten in das fünfzehnte Jahrhundert übergegangen, war für Staatsstreiche und Parteiumtriebe wie geschaffen. Die Grundlage war dem Schein nach ganz demokratisch: auf den Ruf der Glocke versammelte sich die erbgesessene Bürgerschaft auf dem Marktplatze vor dem Regierungspalast (Palazzo vecchio) unbewaffnet zu einem „Parlament" für Gesetze und Wahlen. Ihre Thätigkeit bestand aber nur darin, daß sie der herrschenden Partei die Vollmacht erteilte, mittels einer Balia, einer Art von Diktatur, welche auf Monate oder auf Jahre verliehen wurde, auch wohl mehrmals hinter einander erneuert werden konnte, die Verfassungsveränderungen vorzunehmen und die Staats- und Gerichtsämter zu besetzen. An der Spitze des Ganzen standen acht Prioren der Zünfte, die Signoria, und vorsitzend der Gonfaloniere der Giustizia, der Venner oder Bannerträger der Gerechtigkeit. Die Verwaltung und Rechtspflege lagen in den Händen verschiedener Behörden, Kollegien und Räte. Alle diese Ämter wurden durch das Los besetzt, aber nicht aus der gesamten Bürgerschaft, sondern nur aus solchen Männern über dreißig Jahren, welche von einem durch die Signorie bestimmten Ausschuß dazu als würdig erkannt wurden. Die Namen derjenigen Bürger, welche von dem Ausschuß mit zwei Drittel der Stimmen gewählt waren, wurden in einen Wahlbeutel geworfen, der unter kirchlichem Verschluß stand und aus dem dann die Lose gezogen wurden. Die Amtsdauer war vier Monate, für die Signorie nur zwei, „damit in diesem raschen Wechsel sich nirgends eine persönliche Macht begründe, die der allgemeinen Freiheit gefährlich werde".

Cosimos Rückkehr.

Als der volksbeliebte Mann, der die letzte Zeit seines Exils in der Markusstadt verlebt, den Künsten und edlen Studien sich widmend, durch die Städte Toscanas zog, wurde er wie ein Triumphator empfangen und an dem Thore der Arnostadt begrüßte ihn die jubelnde Menge als Vater des Volks und der Republik. Cosimo war ein Mann von großer Klugheit, urteilt Machiavelli, „von ernstem, angenehmem Äußern, großmütig und leutselig. Nie versuchte er etwas Feindseliges gegen die Regierung und war stets bemüht, durch Freigebigkeit und Wohlthun sich die Bürger zu Freunden zu machen!

Die mediceische Regierung u. ihre Politik.

Die florentinische Regierung benutzte die Zeitlage im Interesse der Mediceischen Partei. Antonio di Bernardo Guadagni wurde enthauptet, vier andre Bürger, die den Bann gebrochen und von Venedig ausgeliefert worden, erfuhren das gleiche Schicksal; viele Exulanten der älteren Zeit wurden zurückberufen und für die erlittenen Einbußen mit den eingezogenen Gütern der Neuverwiesenen entschädigt; neue Geschlechter wurden in die Reihen der regierungsfähigen Bürger aufgenommen und dadurch die republikanischen Ämter weiteren Kreisen zugänglich gemacht. Daß bei diesen reaktionären Umgestaltungen auch viele Maßregeln

der Härte, der Ungerechtigkeit, der Leidenschaft in Anwendung kamen, lag im Charakter solcher republikanischen Parteipolitik. Doch bildeten die Reformen in den obrigkeitlichen Ämtern und in den Wahlordnungen den Übergang zu einer festeren Gestaltung des Volksstaats. Das städtische Regiment wurde seines oligarchischen Charakters entkleidet und auf einer breiteren demokratischen Basis aufgebaut. Dadurch erlangte der republikanische Freistaat mehr Kraft und Haltung, so daß er in den kriegerischen Verwickelungen der größeren Mächte den Ausschlag zu geben vermochte und die seiner Lage und seiner inneren Politik entsprechende schiedsrichterliche Stellung erlangte. Denn wenn gleich der Mediceer und seine Anhänger, welche in den nächsten Jahren das Regiment führten, keineswegs die Wehrkräfte des Gemeinwesens vernachlässigten, so lag doch ihr Interesse mehr in der Erhaltung des Friedens und des politischen Gleichgewichts auf der Halbinsel. Die ausgedehnten Verbindungen, welche die florentinischen Handelsherren und Finanzmänner mit der ganzen Welt unterhielten, wiesen der Arnostadt eine vermittelnde Stellung als naturgemäße Politik an. Und eine solche Politik mit Glanz und Ehren durchzuführen war niemand mehr geeignet als der kluge, verständige und praktische Cosimo de' Medici. Florenz konnte kein erobernder Staat werden; Zweck und Aufgabe aller kriegerischen Unternehmungen konnte nur auf die Abrundung des Territoriums, auf die Vorherrschaft in Toscana, auf ein Hegemonieverhältnis über die kleineren Gemeinwesen des etruskischen Mittellandes gerichtet sein. Die florentinische Politik in der mediceischen Zeit hatte daher folgendes Ziel: sie suchte die benachbarten Herrschaften und Territorien, sei es mit den Waffen, sei es durch vertragsmäßige Vereinbarung in Abhängigkeit von der Arnostadt zu bringen, damit die Regierung über die Wehr- und Steuerkräfte des gesamten Mittellandes in der Art verfügen könnte, daß sie zwischen den nördlichen Großmächten Mailand und Venedig und den geistlichen und weltlichen Monarchien in Rom und Neapel die Wagschale in der Schwebe zu halten vermöchte; zugleich war sie bedacht, durch Ausdehnung der Handels- und Fabrikthätigkeit, durch großartige Bank- und Wechselgeschäfte, durch herrliche Bauwerke und durch Hebung der Künste und des gesamten geistigen Lebens die Hauptstadt des föderativen Gemeinwesens zum Mittelpunkt der Bildung, zur Metropole der abendländischen Kultur, zum bewunderten und vielbesuchten Musensitz der zivilisierten Welt zu erheben. Es waren großartige Ziele, bei deren Verfolgung Vaterlandsliebe und nationales Selbstgefühl mit persönlichen Interessen, edle Triebe mit eigennützigen Leidenschaften, hingebende Opferfreudigkeit mit engherzigem Egoismus Hand in Hand gingen, und die Mittel und Wege, auf denen man die Zwecke zu erreichen suchte, waren nur zu häufig von menschlichen Fehlern und Lastern befleckt, durch Unrecht und Gewaltthaten entstellt.

Haltung der Republik unter Cosimos Leitung. 1438. 1439.

Dieser Politik gemäß suchten die Florentiner die kriegerischen Bewegungen, von welchen die Halbinsel infolge des neapolitanischen Thronstreits erfüllt war,

zu benutzen, um Lucca zu unterwerfen. Der Herzog von Mailand, Alfons' Verbündeter, war durch den Abfall der Genuesen und durch die Venetianer so vielseitig beschäftigt, daß man am Arno glauben konnte, er würde der bedrängten Stadt keine Hilfe leisten. Dieser hielt es aber für eine Ehrensache, den flehenden Lucchesen, deren Land von den florentinischen Truppen mit Feuer und Schwert verheert ward, seinen Schutz zu gewähren; und da Francisco Sforza, den die Florentiner zu ihrem Feldhauptmann bestellt, aus Rücksicht für den Herzog, dessen Eidam und Erbe er zu werden hoffte, eine schwankende Haltung beobachtete, und die Venetianer, obwohl Cosimo selbst eine Gesandtschaftsreise nach der Markusstadt unternahm, nicht zum ernsten Krieg wider die Lombardei zu bewegen waren, so mußte die Republik zu ihrem großen Schmerz auf die Erwerbung von Lucca verzichten. Dagegen bewirkte die mediceische Regierung durch ihre feste und kluge Haltung, daß die kriegerischen Bewegungen der nächsten Jahre ihrem Lande keinen Schaden brachten, und daß die Anschläge der Albizzi und der andern Verbannten, welche die unruhigen Verhältnisse zum Sturz des Regiments und zur Wiedererlangung der Herrschaft in ihrer Heimat zu benutzen gedachten, vereitelt wurden. Während ganz Italien in Gährung war, vollendeten die Florentiner den Bau ihrer Kathedrale und bewogen den Papst, daß er die glänzende Einweihungsfeier in eigner Person vornahm, und auch die Kirchenversammlung, die derselbe nach Florenz entbot (VIII, 295), warf einen erhöhten Glanz auf ihre Stadt. Cosimo wußte die Verlegenheiten der kriegführenden Staaten zum Vorteil seines Hauses, seiner Freunde, seiner Vaterstadt zu verwerten. Seine Reichtümer, durch einträgliche Spekulationen mit jedem Jahre sich mehrend, setzten ihn in den Stand, durch Kauf oder Pfandschaft manche Burg, manchen Landstrich, manche Ortschaft für die Republik zu gewinnen und dadurch das Gebiet im Kleinen mehr und mehr abzurunden; durch Darlehen, durch Vorschüsse, durch Zahlungen und Lieferungen bei verschiedenen Veranlassungen erwarb er sich die Freundschaft der Condottieri, insbesondere des Francesco Sforza, und vieler einflußreichen Männer; in Florenz selbst wußte er seine Parteigenossen fortwährend am Ruder zu halten, wobei ihn sein Bruder Lorenzo bis zu seinem Tod im Jahr 1443 getreulich unterstützte. Die Verbannten starben allmählich weg oder siedelten sich anderwärts an; und wenn sich in der Stadt selbst eine gegnerische Partei unter der Leitung eines einflußreichen Hauptes wie Neri Capponi zu bilden drohte, wußte man ihr rechtzeitig zu begegnen und jede Rivalität im Keime zu ersticken.

Als Neri di Gino Capponi, welcher sich als Kommissarius häufig beim Heer befand, sowohl wegen seines Kriegsmuts und seiner geschickten Haltung als durch die Gunst und Freundschaft des Baldaccio d'Anghiari, eines bei den Söldnern beliebten und angesehenen Condottiere, in bedenklicher Weise an Macht und Einfluß emporstieg, wurde der Feldhauptmann durch Meuchelmord aus dem Wege geräumt, damit Capponi, dessen Vater ein ausgezeichneter Kriegsmann gewesen war und bei dem Volk noch in gutem Andenken stand, dieser starken Stütze beraubt nicht allzusehr über

Ein politischer Mord. 1444.

seine Mitbürger emporrage. Dazu bediente sich die Mediceische Partei des Gonfaloniere Bartolomeo Orlandini, eines Mannes, den einst Baldaccio wegen seiner Feigheit hart angelassen hatte und der darum dem tapferen Condottiere bitteren Groll trug. Eines Tages, als Baldaccio in die Stadt kam, um mit den Magistratsherren über den Sold zu unterhandeln, rief ihn der Gonfaloniere in den Regierungspalast und ließ ihn durch Bewaffnete, die er zu dem Zweck in einem Gemach versteckt hatte, niederstoßen. Die Mörder warfen den Leichnam aus dem Fenster, dann trugen sie ihn auf den Schloßplatz, hieben ihm den Kopf ab und stellten denselben einen ganzen Tag lang dem Volk zur Schau aus. Seine Gattin baute aus ihrem Haus ein Kloster und lebte dort mit einigen andern edlen Frauen in Heiligkeit bis an ihr Ende.

Das mediceische Regiment in Florenz. Dieser blutige Gewaltstreich minderte den Einfluß Capponis und verbreitete solchen Schrecken, daß die Mediceische Partei einen Staatsstreich wagte, durch welchen ihre Herrschaft auf Jahre hinaus sichergestellt ward. Viele Familien wurden von den obrigkeitlichen Ämtern ausgeschlossen, Filippo Peruzzi, dem man nicht recht traute, von der Spitze der Kanzlei entfernt, die Ernennung zu den Venner- und Priorenstellen in die Hände weniger Männer gelegt, die Verbannungszeiten verlängert. Wie sehr man solche gesetzwidrige Handlungen verdammen mag, für die äußere Politik des florentinischen Gemeinwesens war es höchst fördersam, daß das mediceische Regiment sich befestigte, daß die Republik, von inneren Parteikämpfen befreit, bei den übrigen Mächten an Vertrauen gewann, daß Cosimo, wie einst Perikles, als erster Bürger des Staats eine solche Machtstellung behauptete, daß dadurch der Freistaat die Vorteile einer monarchischen Herrschaft erlangte. Der Mediceer wußte die ehrgeizigen und herrschsüchtigen Pläne Filippo Marias auf Bologna zu durchkreuzen, indem er das Herrschergeschlecht der Bentivogli, das nur auf einem sechsjährigen Knaben ruhte, durch Einsetzung eines in Florenz geborenen und erzogenen Abkömmlings als
1445. Vormund, gegen feindselige Nachstellungen schützte; er verstand es, als Franz Sforza, der langjährige Freund und Gönner der Republik, den herzoglichen Stuhl in Mailand bestieg, die alten Bande festzuhalten und somit statt eines mächtigen Feindes und Neiders einen Verbündeten zu gewinnen; und als König
1447. 1448. Alfons von Neapel lüsterne Blicke nach Siena warf und sein Gebiet gen Norden auszudehnen trachtete, war es wieder der Mediceer, der seine Anschläge vereitelte. In dieser Politik hatte Cosimo abermals den Gino Capponi zum Gegner, der da meinte, es sei durchaus nicht im Interesse der Republik, wenn der tapfere und mächtige Condottiere Francesco Sforza sich die Herrschaft in Mailand aneigne, zumal da man durch die Parteinahme sich mit Venedig verfeinde. Seine Vorstellungen hatten die Wirkung, daß die Regierung in Florenz mehr Zurückhaltung beobachtete und daß die Unterstützung, die der Feldhauptmann bei seinen Unternehmungen gegen Mailand aus der Arnostadt zog, nur als persönliche Hilfeleistung Cosimos erschien. Dennoch zürnten die Venetianer so heftig, daß sie den florentinischen Handel zu schädigen suchten und alle Angehörigen des Frei-
1451. staats am Arno aus dem Gebiete der Markusrepublik verwiesen. Das Gleiche

that auch Alfons von Neapel, damals in engem Bunde mit Venedig. Auch leisteten die Venetianer den florentinischen Verbannten Vorschub, als diese den Versuch machten, Bologna in ihre Gewalt zu bringen, ein Anschlag, der jedoch an der Wachsamkeit und Entschlossenheit der Bentivogli scheiterte. Unter solchen Verhältnissen konnte Florenz dem Kriege, der bald nach der Rückkehr des deutschen Königs Friedrich III. von seiner Krönungsfahrt zwischen Mailand und 1452.
Venedig ausbrach, nicht ganz fern bleiben. Aber für die Schädigung ihres Gebiets durch die neapolitanischen Kriegsscharen und den Bandenführer Jacopo Piccinino fand die mediceische Regierung einen hinreichenden Ersatz an der Freundschaft des Mailänders, als er nach zwei Jahren mit Venedig den Frieden von Lodi schloß, der dann auch die Neapolitaner zum Abzug aus dem sanesischen Gebiet nötigte. 1454.

Cosimos Machtstellung.

Von der Zeit an fühlte sich Francesco Sforza durch neue Bande der Dankbarkeit an das mediceische Haus geknüpft, eine Verbindung, die dem ganzen Gemeinwesen zu gute kam, wenn seine Freundschaft auch nicht so weit ging, daß er den Florentinern zur Unterwerfung von Lucca behilflich gewesen wäre. Diese politische Lage befestigte Cosimos Ansehen immer mehr, namentlich als auch noch der einzige Mann, der eine selbständige Stellung in der Republik zu bewahren gewußt und unter veränderten Umständen in Rivalität mit ihm treten konnte, Neri di Gino Capponi, aus der Welt ging. Nun war die Macht des 1455.
mediceischen Hauses so sicher begründet, daß man bei Erneuerung der Magistratur von den außerordentlichen Staatskommissionen oder Balien, durch welche bisher die Ernennungen erfolgt waren, Umgang nehmen und der gesetzlichen Wahlordnung mittels Losziehens Lauf lassen konnte. Die gesamte Bürgerschaft war mit so vielen festen Banden an Cosimo geknüpft, daß sie nur unbedingte Anhänger der mediceischen Politik zu den Regierungs- und Richterstellen erhob. Die Magistratspersonen waren gleichsam die Klienten des Familienhauptes der Medici, zu dem sie in einer ähnlichen Stellung standen, wie in einem monarchischen Staate die Minister zum Fürsten.

Die frondierende Nobilität zurückgewiesen.

Die Angeseheneren der herrschenden Partei, die sich durch Cosimos Macht zurückgesetzt fühlten und Politik auf eigne Hand treiben wollten, sahen sich bald vom Volk verlassen und nicht nur von den Ämtern ausgeschlossen, sondern auch in ihrem Vermögen bedroht. Denn man brachte wieder die Steuerverteilung nach dem Catasto aller Güter und Waren in Vorschlag, die schon zur Zeit Giovannis de' Medici die reichen Bürger erschreckt hatte (VIII, 400). Vergebens wandten sie sich an Cosimo mit der Bitte, diesen Vorschlag zu hintertreiben; der Mediceer, der die Gelegenheit zur Demütigung der stolzen Nebenbuhler nicht ungenutzt vorübergehen lassen wollte, erklärte, daß er dem Recht und Gesetz seinen Lauf lassen werde. Nun folgten stürmische Auftritte. Der Gonfaloniere Donato Cocchi, der eine neue Balia durchsetzen wollte, wurde verhöhnt und verfiel in Blödsinn. Das Regiment war gänzlich in den Händen der Demokraten,

die aber nur nach dem Willen des gebietenden Staatshauptes handelten. Ein Gesetz verordnete, daß das Volk zu einer allgemeinen Versammlung nur durch den einstimmigen Beschluß aller Regierungskollegien einberufen werden dürfe. Nun waren die mächtigeren Bürger, die aristokratischen Parteigenossen, die dem Mediceer den Vorrang hatten streitig machen wollen, gedemütigt und gebrochen.

Die demokratische Strömung eingedämmt. 1458.

Weiter aber wollte Cosimo die demokratische Strömung nicht gehen lassen aus Furcht, sie könnte sich mit der Zeit seiner Lenkung entziehen. Er beschloß, ihr Einhalt zu gebieten, aber das Gehässige der reaktionären Maßregel auf ein andres Haupt zu laden. Er ließ es zu, daß **Luca Pitti**, einer der reichsten Kapitalisten in Florenz, welcher im Jahr 1458 das Amt eines Gonfaloniere bekleidete, mittels eines Gewaltstreichs das Regiment stürzte, das den gefährlichen Catasto einrichten wollte. Nachdem Pitti die Einwilligung der Prioren und Räte zur Einberufung einer Volksversammlung erzwungen, besetzte er die Zugänge zum Platze mit Bewaffneten, welche alle gegnerisch Gesinnten fern hielten. Dann ließ er durch die willfährige Volksversammlung eine Balie wählen, welche die obersten Magistrate ernannte. Die Häupter der feindlichen Partei, Girolamo de' Machiavelli, Antonio de' Barbadori, Carlo de' Benizi u. a. wurden verbannt, und als der erste den Bann nicht achtete und im Lande umherreisend Umtriebe gegen die Republik machte, stellte man ihm nach und ließ ihn im Kerker enthaupten.

Luca Pitti. Kunstliebe in Florenz.

So war denn die drohende Steuerverteilung abermals abgewendet; Luca Pitti wurde als Retter des Staats aus den Händen der Demokratie gefeiert und sowohl von Cosimo als von andern reichen Bürgern mit Geldsummen bis zum Betrag von 20,000 Goldgulden beschenkt. Er blieb der mediceischen Politik getreu und ehrte den Cosimo als das eigentliche Staatshaupt; da dieser aber von Alter und Körperleiden geschwächt sich in seinen letzten Lebensjahren mehr und mehr von den Geschäften zurückzog, so wurde Luca Pitti ein allmächtiger Mann in Florenz. Im Geiste seiner Zeit verwendete er große Summen auf die Errichtung von Gebäuden, wobei er seine amtliche Stellung nicht selten mißbrauchte. Wenigstens beschuldigt ihn Machiavelli, daß er sich von einzelnen und Gemeinden große Geldsummen zu verschaffen gewußt, die ihn in den Stand setzten, den Palast Pitti, einen Prachtbau wie noch nie ein Privatmann einen ähnlichen aufgeführt, und ein andres großartiges Gebäude zu Rucciano zur Vollendung zu führen, und daß er Verbannte und Verbrecher aller Art von der Strafe befreit habe unter der Bedingung, daß sie ihm bei dem Baue Dienste leisteten. Auch Cosimo ließ Kirchen und Paläste aufführen, und wie sehr dieses Beispiel der beiden angesehensten Männer von den übrigen reichen Florentinern nachgeahmt wurde, davon gibt noch jetzt die herrliche Kunststadt am Arno bei jedem Schritte Zeugnis. Die Mediceische Partei blieb bis zum Tode Cosimos im ungestörten Besitz der Herrschaft, und wenn sie sich nicht frei hielt von Gewaltthätigkeit und Bedrückung, so darf man ihr auch nachrühmen, daß sie die Vaterstadt mit Werken

des Genius verherrlichte, die unter den späteren Generationen nachgeahmt und fortgeführt das Zeitalter der Mediceer in den Annalen der Kulturgeschichte als den Glanzpunkt edler Bildung erscheinen lassen. Cosimo selbst widmete den Abend seines Lebens hauptsächlich den Künsten und Wissenschaften. Wir werden das geistige Leben und die herrliche Kunstblüte, die um diese Zeit in Florenz und in andern Städten und Fürstenhöfen Italiens so wunderbar sich entfaltete, an einem andern Orte zusammenfassend behandeln; hier wollen wir nur die Charakterzüge und Eigenschaften hervorheben, die Machiavelli bei der Erwähnung seines Todes dem großen Mediceer beilegt.

Cosimos Eigenschaften und Charakter nach Machiavelli.

Cosimo war von mittlerer Größe, heißt es im siebenten Buch der florentinischen Geschichte, sein Antlitz olivenfarbig, sein Äußeres ehrwürdig. Er besaß natürlichen Verstand und große Gewandtheit in der Rede; und wenn er auch ohne tiefere Gelehrsamkeit war, so liebte und schätzte er doch die Werke des Geistes. Er brachte den kenntnisreichen Griechen Argyropulos nach Florenz, damit er die Jugend in seiner Sprache und in andern Wissenschaften unterrichte; nach dem Rat des Georg Gemistus Pletho aus dem Peloponnes errichtete er die Platonische Akademie in Florenz; er unterhielt den Marsilio Ficino, das Haupt und die Seele dieser platonischen Philosophenschule, in seinem Hause und erwies ihm solche Liebe und Teilnahme, daß er ihm ein Landgut neben dem seinigen zu Careggi schenkte, damit er mit mehr Muße den Studien obliegen könne. Gegen die Freunde war er dienstfertig, gegen die Armen barmherzig, in der Unterhaltung nützlich; im Rat war er vorsichtig, in der Ausführung rasch, in seinen Reden und Antworten fein und besonnen. Die erste Hälfte seines Lebens war von manchen Unfällen betroffen; vom Konzil zu Konstanz, wohin er den Papst Johann begleitet hatte, rettete er sich in fremder Tracht und bei manchen andern Gelegenheiten schwebte er in großer Gefahr; aber seit er aus der Verbannung heimgekehrt war, behauptete er sich neununddreißig Jahre lang am Staatsruder und genoß eines Ruhmes und eines Ansehens, wie noch nie ein Bürger, der nicht Kriegsmann war, in einem freien Staat errungen hatte. Ohne andre Auszeichnung, als welche die Gesetze der Republik gewährten, gelangte er zu einer fürstlichen Stellung. Nach dem florentinischen Geschichtschreiber waren es hauptsächlich drei Eigenschaften, denen Cosimo diese Macht in seinem Vaterlande zu danken hatte: der freigebige und weitherzige Gebrauch, den er von seinem Reichtum machte, die großartige Kunstliebe, die er nicht nur bei der Aufführung seiner eignen Paläste in der Stadt wie auf dem Lande an den Tag legte, sondern auch bei dem Bau von Kirchen und Kapellen, die der Gesamtheit zu gute kamen und den Glanz der Republik erhöhten, und endlich die Weisheit, die er in der Staats- und Regierungskunst bewährte. Zu diesen Vorzügen kam noch der Schmuck eines ehrsamen Lebens, das nie die Schranken bürgerlicher Bescheidenheit überschritt, nie Neid und Mißgunst erzeugte, nie durch Stolz und Hoffart andre verletzte. Während fast kein Bürger in Florenz war, dem er nicht durch Darlehen, durch Vorschüsse, durch Geschenke, durch Ehrengaben, durch Wohlthaten und Dienstleistungen aus Verlegenheiten geholfen oder seine Achtung und freundliche Gesinnung bewiesen, vermied er selbst jeden Aufwand in seiner Lebensweise und in seinem Haushalt, strebte er bei der Vermählung seiner Kinder und Enkel nach keinen vornehmen Familienverbindungen und dynastischen Verwandtschaften. Seine Klugheit, seine politische Einsicht, sein scharfsichtiges Urteil, seine Menschenkenntnis ließen ihn zum voraus die Folgen der Handlungen und Unternehmungen erkennen und setzten ihn in den Stand, kommenden Übeln vorzubeugen oder rechtzeitig zu begegnen und den aus den kriegeri-

schen und politischen Verwickelungen oder aus den Parteiumtrieben erwachsenden Schaden von sich und von dem Staat abzuwenden. Dadurch brachte er die Florentinische Republik in eine Stellung, daß ihr Beitritt entweder den Frieden erhielt oder den Ausschlag zu gunsten der Freunde und Verbündeten gab, und bewirkte, daß der Ausgang ruhmvoll für ihn und den Staat, nachteilig für die Feinde war. Stets vermehrte die bürgerliche Zwietracht seine Gewalt in der Stadt, der äußere Krieg seine Macht und sein Ansehen. Dadurch vergrößerte er das Gebiet der Republik durch Borgo a San Sepolcro, Montedoglio, das Casentinische und das Bagnothal. Kurz, sein Verdienst und sein Glück vernichtete die Feinde und erhöhte die Freunde. Alle, welche in den öffentlichen Angelegenheiten sich an ihn anschlossen, oder seine Geldgeschäfte in ganz Europa besorgten, nahmen an seinem Glück teil. Dadurch erwuchs vielen florentinischen Familien großer Reichtum.

Cosimos Familie und Freunde. In den letzten Lebensjahren wurde Cosimo de' Medici von manchem schweren Kummer betroffen. Sein Sohn Giovanni, in den er die meiste Hoffnung gesetzt, starb vor dem Vater; der andre, Pietro, der einzige Erbe seiner Stellung und seines Vermögens, war kränklich und schwachen Geistes. So beruhte die Zukunft des Hauses auf seinen Enkeln, Lorenzo und Giuliano, den Söhnen Pietros. Als er nach dem Tode Giovannis sich durch die weiten Räume seines Palastes tragen ließ, sprach er seufzend: „Das Haus ist zu groß für eine so kleine Familie." Doch die Nachkommen widerlegten seine Befürchtungen und Sorgen. Unter philosophischen Gesprächen mit Ficino und unter verständigen Ratschlägen an seine Gemahlin Contessina und an seinen Sohn Pietro schied Aug. 1464. Cosimo de' Medici in einem Alter von 76 Jahren aus der Welt. Er wurde beigesetzt in der Kirche S. Lorenzo, die er selbst erbaut, und durch Regierungsbeschluß wurde er auf seinem Grabmal als „Vater des Vaterlands" bezeichnet. Zu seinen höchsten Verdiensten muß gerechnet werden, daß er so viele ausgezeichnete Künstler und Gelehrte für die Republik zu gewinnen wußte. Filippo Brunellesco hatte sich schon während des Lucchesischen Kriegs als erfindungsreichen Techniker gezeigt, und fuhr fort neben Ghiberti, Donato (Donatello), Luca della Robbia u. a., die Stadt und die heiligen Orte durch Werke der Architektur und der Bildnerei zu verherrlichen, indes Masaccio, Giovanni da Fiesole (Fra Angelico), Filippo Lippi u. a. die Malerei auf eine hohe Stufe führten. Alle diese Künstler wurden von Cosimo bei seinen Bauwerken verwendet und trugen nicht wenig zur Erhöhung seines Ruhmes bei. Durch Gelehrte wie Poggio Bracciolini, Cristoforo Buondelmonti u. a. ließ er Bücher und Manuskripte ankaufen und legte den Grund zu der großen Mediceischen Bibliothek. Auch der streitsüchtige Francesco Filelfo stand mit Cosimo bald in freundlichen bald in feindseligen Beziehungen. Marsilio Ficino, der Übersetzer des Plato, wurde wie ein Glied der mediceischen Familie behandelt.

b. Pietro und Lorenzo der Prächtige.

Falsche Freunde. Über den großen Anliegen hatte Cosimo seine Vermögensverhältnisse nicht immer in der strengsten Ordnung gehalten, insbesondere in den letzten Jahren,

wo Kränklichkeit ihn oft von den Geschäften abzog oder seine Baulust und seine Kunstliebe sein Interesse nach einer andern Seite lenkten. Er empfahl daher vor seinem Ableben seinem Sohne Pietro, die Rechnungsbücher zu prüfen und sich dabei des Diotisalvi Neroni zu bedienen, eines gewandten Geschäftsmannes, den er für einen treuen und ergebenen Freund seines Hauses hielt. Hatte er demselben doch so manche Wohlthat erwiesen und stets so viel Vertrauen gezeigt. Aber Neroni war ein ehrgeiziger Mann, der sich selbst in der Republik aufzuschwingen suchte. Dies konnte nur geschehen, wenn das mediceische Haus von der Höhe der Macht, auf die es Cosimo gehoben, herabgestürzt wurde. Unter der Maske freundschaftlicher Fürsorge für den Kredit und das Vermögen der Familie erteilte er daher dem neuen Oberhaupte Ratschläge, welche die bisherige Machtstellung des Hauses untergraben und ihm Haß und Feindschaft zuziehen mußten. Wir wissen, daß Cosimo viele Florentiner dadurch an sein Haus zu fesseln gewußt, daß er ihnen Geldsummen lieh, die er nicht zurückforderte, und sie zur Teilnahme an seinen auswärtigen Bankgeschäften heranzog. Nun beredete Messer Diotisalvi den Pietro, im Interesse des mediceischen Familienguts, daß man alle Schulden einfordere und die Lücken in den Rechnungsbüchern ausgleiche. Dieser Vorschlag wurde mit Übereilung und Unvorsichtigkeit ausgeführt und hatte zur Folge, daß viele Bürger und Geschäftsleute in der Stadt, die ganz unerwartet zur Rückzahlung angehalten wurden, in Verlegenheit gerieten, manche kleinere Bankhäuser, die durch den Kredit der Mediceer gehalten worden, in ihrer Existenz sich bedroht sahen. Man konnte bald in dem Umschlag der öffentlichen Meinung die Wirkung dieser unbedachten Maßregel erkennen. Denn gar mancher mochte des Glaubens gelebt haben, daß die alte Schuld vergessen sei, das alte Darlehen nie mehr zurückgefordert werden würde. Das hatten die falschen Freunde des Hauses, die Neroni, Luca Pitti, Niccolo Soderini, Agnolo Acciajuoli gewünscht, um auf den Trümmern der mediceischen Macht ihre eigne Herrschaft zu begründen. Ihre Anschläge wurden gefördert, als der neue Herzog von Mailand, Galeazzo Maria, die Jahrgelder einforderte, welche sein Vater durch Cosimos Gunst von Florenz bezogen, welche aber die Republik nicht länger fortzuzahlen gewillt war, während Pietro an dem Vertrag festhielt.

So sah man denn bald die bisherigen Anhänger der mediceischen Herrschaft nach zwei Seiten auseinandergehen; in die „Bergpartei“, welche die Herstellung des republikanischen Regiments der alten Zeit unter der Leitung der reicheren Bürger anstrebte, und in die „Partei der Ebene“, welche unbedingt zu den Mediceern und ihrem dermaligen Haupte Pietro stand. Zu der ersten hielten viele angesehene Männer; aber sie hatten verschiedene Zwecke und keiner traute dem andern. Luca Pitti wünschte die Stelle Cosimos für sich zu gewinnen und dabei seinen durch die großen Bauwerke zerrütteten Vermögensstand zu verbessern; Niccolo Soderini, zum Gonfaloniere der Gerechtigkeit gewählt, wollte durch Reformen die bisherige Ämterbesetzung beseitigen und dadurch neue Leute ans Neue Parteistellung.

Ruder bringen, wurde aber durch die andern, welche nur die Macht der Mediceer brechen, keineswegs aber eine freie Magistratur auf demokratischer Grundlage herbeiführen wollten, in seiner Thätigkeit so gelähmt, daß alle seine Versuche scheiterten und sein Einfluß dahinschwand. Von Agnolo Acciajuoli war es bekannt, daß er nur aus Privatrache, um eignen Vorteils willen, gegen Pietro agitierte, und Diotisalvi Neroni war für Politik wenig befähigt. Bei dieser Verschiedenheit der Interessen und Ziele der Häupter war die Bergpartei den Gegnern nicht gewachsen; denn wie viele Widersacher und Feinde sich auch Pietro durch seine unvorsichtige und kleinliche Finanzoperation geschaffen, so war doch die Zahl der offenen und geheimen Anhänger der Medici noch immer sehr groß und die Masse des Volks stand auf ihrer Seite.

Vereitelter Aufstand. 1466. Durch die Verräterei eines Mitglieds der Gegenpartei erfuhr Pietro, daß die Führer des „Berges" den Markgrafen von Ferrara mit einigen Hauptleuten in Sold genommen, um vermittelst eines militärischen Staatsstreichs ihre Pläne durchzuführen. Da beschloß der Mediceer den Feinden durch rasches Einschreiten das Spiel zu verderben. Auch er hatte Bewaffnete in seinen Dienst genommen, unter deren Geleite er von seinem Landsitz in Careggi nach der Stadt zurückkehrte. Es heißt, auf diesem Marsche sei Pietro, der wegen Körperschwäche in einer Sänfte getragen wurde, durch feindliche Reiter in Lebensgefahr geraten, aus welcher ihn die Geistesgegenwart seines Sohnes Lorenzo gerettet habe. Seine Ankunft in der Stadt gab seinen Anhängern das Zeichen, sich bewaffnet um sein Haus zu Aug. 1466. versammeln. Nun griffen auch die Gegner zur Wehr, und es hatte den Anschein, als sollte es zum Bürgerkrieg in den Straßen kommen. Allein nur Niccolo Soderini erschien mit einigen hundert Soldknechten auf dem Platze; Luca Pitti, dem er zurief, er solle zu Pferde steigen und mit ihm die Freiheit der Republik retten, hielt sich zurück; er war durch die Aussicht einer vorteilhaften Verheiratung seiner Nichte mit einem Gliede des mediceischen Hauses bereits auf die andre Seite gezogen worden; die übrigen Häupter der Faktion waren unschlüssig oder nicht vorbereitet. Nun legte sich die Signorie ins Mittel. Sie begab sich in den Palast der Mediceer, um eine Beilegung des Streits herbeizuführen. Der Sprecher begann mit einer Beschwerde über die Schilderhebung der Mediceischen Partei, wodurch die Stadt in Unruhe gesetzt worden. Aber Pietro gab ihm zur Antwort: Nicht wer zuerst die Waffen ergreift, ist schuld am Streit, sondern wer den andern in die Notwendigkeit setzt, sie zu ergreifen. Er habe für sich nichts begehrt, als ruhig und sicher zu leben, und stets das Gesetz walten lassen; seine Gegner aber hätten Komplotte geschmiedet und ihn aus der Stellung zu verdrängen gesucht. Darauf wurden die Bewaffneten entlassen. Doch war der Sieg der Mediceer nicht zweifelhaft. Als am 1. September Roberto Lioni, ein entschiedener Anhänger Pietros, das Venneramt antrat, wurde durch eine neue Balie die Signorie aus lauter Anhängern des Hauses besetzt. Die Häupter der gegnerischen Faktion, Neroni, Acciajuoli, Soderini entzogen sich durch die Flucht dem

Arme des Gerichts und wurden nachträglich für Feinde des Vaterlands erklärt; viele ihrer Anhänger wurden in die Verbannung geschickt. Sie wiegelten die Venetianer zum Krieg auf, den aber die Florentiner mit Hilfe des Herzogs von Mailand ohne Mühe abwehrten. Die Verbannten verbrachten den Rest ihrer Tage arm und verlassen in verschiedenen Städten. Soderini starb in Ravenna.

Aufs neue war die Herrschaft des mediceischen Hauses sichergestellt, und die Parteigenossen, die sich in die Ämter teilten, sorgten durch gewaltthätige und reaktionäre Maßregeln gegen alle Widersacher, daß diese Herrschaft keine Änderung erfuhr. Die zunehmende Körperschwäche Pietros, die sich zuletzt zu einer Gliederlähmung entwickelte, ließ ihnen freie Hand, so daß die florentinische Republik einem engherzigen Familienregiment anheimfiel, welches alle Bürger, die nicht unbedingt zu der herrschenden Optimatenpartei gehörten oder von denen eine Rivalität oder ein selbständiges Auftreten zu besorgen war, drückte und verfolgte. Luca Pitti hatte sich durch seine zweideutige und ehrlose Haltung so verächtlich gemacht, daß man ihn ruhig dulden konnte; er war ohne Einfluß und Achtung. Dagegen wurden mehrere Glieder seiner Familie, sowie die Capponi, die Strozzi, die Alessandri, die Nardi, verbannt. Mehr und mehr nahm nun die Florentinische Republik monarchische Formen an; die vornehme Jugend schloß sich an die heranwachsenden Söhne Pietros an, wie in andern Staaten die ritterlichen Kavaliere an die Prinzen des königlichen Hauses. Turniere und glänzende Schauspiele und Aufzüge fesselten die Söhne der reichen Familien an die Dynastie und gewöhnten sie an höfische Pracht, und das Volk freute sich über das stabile Regiment, unter welchem das Gebiet der Republik durch die Erwerbung von Sarzana erweitert ward, und welches so hohen Glanz und Genuß gewährte und Florenz zu einer Stadt der Künste erhob. Als Lorenzo, der herrliche Sohn Pietros, sich mit Clarice, der Tochter des römischen Fürsten Jacopo degli Orsini, vermählte, wurde die Hochzeit mit einer Reihe prachtvoller Festlichkeiten gefeiert. Noch in demselben Jahr wurde Pietro durch den Tod in einem Alter von dreiundfünfzig Jahren von seinen Leiden erlöst, und nun war derselbe Lorenzo, den man in der Folge als den „Prächtigen", il Magnifico, auszeichnete, das Haupt der mediceischen Familie. Auf Anregung des Tommaso Soderini, eines verständigen und den Mediceern treu ergebenen Mannes, wurden Lorenzo und sein Bruder Giuliano als „Fürsten des Staats" anerkannt und geehrt.

Befestigung der mediceischen Herrschaft und Pietros Ausgang.

Juni 1469.

3. Dezbr. 1469.

Zweiundzwanzig Jahre dauerte die Herrschaft Lorenzos de' Medici, welche in Florenz ein goldenes Zeitalter der Kunst und Wissenschaft schuf. Wie einst in Rom unter Augustus, so bestanden auch in Florenz die republikanischen Formen und Institute fort; aber dort wie hier war das persönliche Prinzipat in der Ausübung monarchischer Machtfülle durch die überlieferten Einrichtungen wenig beschränkt. Ganz ohne Kämpfe und Gefahren sollte jedoch das mediceische Haus auch unter Lorenzo seine hervorragende Würde nicht behaupten. Die Ausgewanderten erspähten jede Gelegenheit, die ihnen einige Aussicht der Rückkehr zu

Lorenzo il Magnifico. 1469—1492.

Beunruhigende Symptome.

bieten schien. Das Willkürregiment der herrschenden Optimaten lastete schwer auf dem Staat, und gar mancher Florentiner mochte im Herzen eine Änderung herbeisehnen. Wenn es daher den Exulanten gelang, in der Republik wieder Fuß zu fassen, ehe das Regiment der jungen fürstlichen Brüder sich befestigte, so konnte der hereinbrechenden Monarchie ein Damm entgegengeworfen und die republikanische Staatsordnung erhalten werden. Hatte doch selbst Pietro nicht ohne Sorge und Unruhe auf das unverständige Gebahren seiner Parteigenossen in der Signorie geblickt und sich mit schlimmen Ahnungen getragen, so daß er sogar nach Machiavellis Versicherung kurz vor seinem Tode den in Neapel weilenden Agnolo degli Acciajuoli nach Cafaggiuolo kommen ließ, um sich mit seinem ehemaligen Gegner über den Zustand der Republik zu beraten.

Aufstände der Exulanten. 1470—1472. Im Vertrauen auf diese Stimmung versuchte **Bernardo Nardi**, einer der florentinischen Verbannten, im Einverständnis mit andern Leidensgefährten, die April 1470. Stadt Prato in seine Gewalt zu bringen, um sie zum Stützpunkt für weitere Unternehmungen zu machen. Es gelang ihm mit Hilfe bewaffneter Bauern sich durch List der Stadt zu bemächtigen und den Burgvogt gefangen zu nehmen. Aber während Bernardo mit den Ratsherren verhandelte, sammelten sich die in Prato anwesenden Florentiner um den Rhodiserritter Giorgio Ginori und überfielen, von den Einwohnern unterstützt, die Aufständischen, die teils getötet, teils gefangen genommen wurden. Unter den letzteren war Bernardo selbst. Er wurde nach Florenz gebracht und dort mit achtzehn Gefährten enthauptet. Auch der April 1472. Versuch der Verbannten, mittels eines Aufstandes der Volterraner ihre Rückkehr zu erzwingen, wurde vereitelt. Die Bürgerschaft von Volterra, die mit den Florentinern über die Benutzung einer neuentdeckten Alaungrube in Hader geraten war und sich von der Arnostadt losreißen wollte, mußte sich nicht nur von neuem unterwerfen und schweres Kriegsrecht über sich ergehen lassen, sie mußte auch gestatten, daß die Florentiner eine Citadelle in ihren Mauern aufführten und der Stadt ein ehernes Joch auflegten.

Das mediceische Zeitalter in Florenz. Der Sieg über Volterra war in erster Linie der raschen Entschlossenheit Lorenzos zu danken; daher stieg sein Ansehen immer mehr. Nicht nur, daß die Republik ganz von den Mediceern und ihren Anhängern regiert ward, indem die beiden Brüder ein Kollegium von fünf Wahlherren ernannten, von welchem alle Ämter der Republik besetzt wurden, sie benutzten auch ihre politische Machtstellung zu großartigen Finanzspekulationen, durch die sie alle Männer von Einfluß und Ansehen in ihr Interesse zogen. Fast der ganze Alaunbetrieb war in ihren Händen; in allen Städten und Ländern hatten sie Bankhäuser, die von der Florentiner Hauptbank abhängig waren und von Freunden und Klienten des Hauses geleitet wurden; über die Staatseinnahmen verfügten sie wie über ihr Privatvermögen. Dadurch waren sie in den Stand gesetzt, eine Menge Leute zu beschäftigen und in lukrative Stellungen zu bringen, die alle ein Interesse hatten, das Prinzipat der Medici ungeschwächt zu erhalten. Von der Gunst des Brüder-

paares war die Ehre, die Geltung, der Lebensunterhalt von Tausenden abhängig; nur wer sich unbedingt ihrem Dienst widmete und sich durch Hingebung bemerklich machte, konnte hoffen, bei den öffentlichen Ämtern verwendet zu werden, an den gewinnbringenden Geschäften teilzunehmen, bei dem Kunst- und Geistesleben des Staats mitzuwirken, von dem Ruhm und Glanz mitzugenießen, der über das ganze Dasein sich ausbreitete. Das florentinische Gemeinwesen stand unter der Leitung einer Aristokratie, deren Spitzen in die Häupter der mediceischen Familie ausliefen. Ein Parteiterrorismus, der nicht selten das Recht beugte, die Gesetze des Staats willkürlich anwendete oder umging, ließ keine Opposition aufkommen, unterdrückte jedes freie Streben, das sich selbständig geltend machen wollte. Die Genußsucht, das Schwelgen in Kunst, in litterarischen Beschäftigungen, in wissenschaftlichen Studien, das Wohlgefallen an einem behaglichen, freudenreichen Dasein in schönen Häusern, in eleganten Wohnungen, Neigungen, welche von den Mediceern und ihren reichen Klienten so sehr gefördert und gepflegt wurden, erleichterten die Bestrebungen und Absichten der vornehmen Herren. Es lebte sich so bequem und so angenehm unter der Herrschaft des Glanzes, des Reichtums, der feinen Bildung. Der stachelnde Ehrgeiz, der früher im öffentlichen Leben, in Kriegsthaten, in Staatswürden Befriedigung gesucht, war abgestumpft oder hatte eine andre Richtung genommen. Wenn Machiavelli von dem Besuch des Mailänder Hofes und den rauschenden Festlichkeiten und Vergnügungen, die sich an denselben anreihten, einen sittenverderbenden Einfluß auf die florentinische Bevölkerung herleitet, so liegt darin der Beweis, daß der Hang für solche Zerstreuungen und Genüsse bereits in der Bürgerschaft vorhanden war und bei dieser Gelegenheit in höherem Maße zur Erscheinung kam, um nie mehr zu verschwinden.

Die Verschwörung der Pazzi. 1478.

Wenn aber der edlere Ehrgeiz, der zu Großthaten im Staat oder im Felde antreibt, abgestumpft war, so übten doch der Neid, die Eifersucht, der Privathaß ihre verzehrende Gewalt, und führten zu Verschwörungen, zu Intrigen, zu leidenschaftlichen Komplotten. Wir wissen, daß der Herzog Galeazzo Maria von Mailand unter den Dolchen einiger Meuchelmörder an geweihter Stätte blutete. Ein ähnliches Attentat, nur noch von gemeineren Triebfedern in Bewegung gesetzt, sollte auch das mediceische Brüderpaar zu Falle bringen, ein Attentat, dessen Fäden und Verzweigungen sich in die höchsten Regionen verliefen.

Die Genesis des Mordplans.

Unter allen florentinischen Familien ragten um diese Zeit die Pazzi durch Geburt und Reichtum hervor. Sie waren durch Cosimo unter den Popolo grasso aufgenommen worden und zählten seitdem zu den angesehensten Gliedern der Mediceischen Partei. Pietros Tochter Bianka war an einen Neffen des Familienhauptes Jacopo dei Pazzi verheiratet. Jacopo selbst hatte nur eine natürliche Tochter; aber seine Brüder Pietro und Antonio hatten viele Söhne, welche den ausgebreiteten Bankgeschäften des Hauses vorstanden. Das gute Verhältnis, das anfangs zwischen den beiden Familien bestanden, erkaltete nach und nach.

Durch das Mißtrauen Cosimos von den einflußreicheren Staatsämtern ferngehalten, warfen die ehrgeizigen Pazzi ihren ganzen Groll auf die mächtigeren Rivalen, ein Groll, der mit den Jahren durch mancherlei Umstände vermehrt ward. Giovanni dei Pazzi, Antonios Sohn, hatte die einzige Tochter eines reichen Bürgers, Giovanni Borromei, zur Frau und hoffte bei dem Tode des Schwiegervaters in das volle Erbe einzutreten. Aber auf Zuthun der Medici, welche die Häufung solcher Reichtümer in der Hand eines Gegners fürchteten, wurde ein Gesetz erlassen, infolgedessen die männliche Linie der weiblichen im Erbrecht vorangehen sollte, so daß in dem vorliegenden Falle das Vermögen des Giovanni Borromeo auf seines Bruders Sohn Carlo übertragen ward. Diesen Staatsstreich, wodurch die Borromeische Erbschaft ihrem Hause entzogen wurde, konnten die Pazzi nie vergessen und vergeben; sie sannen auf Rache und knüpften die Fäden eines Komplotts von weiter Hand.

Die Stellung des Papstes zu der Verschwörung.

Der Bruder des beleidigten Erben, Francesco, begab sich nach Rom und wurde bei Papst Sixtus IV. Hofbankier. Dieser Kirchenfürst hatte aber ebenfalls einen Groll auf die Medici, weil sie sein Streben, die Stadtvögte des Kirchenstaats zu größerer Unterwürfigkeit unter die päpstliche Oberhoheit zu bringen, durchkreuzten, indem sie den Niccolo Vitelli, Signor der Citta di Castello, in seinem Widerstand bestärkten und unterstützten. Denn Lorenzo wünschte nicht, daß der Kirchenstaat sich fester zusammenschließe und das Papsttum durch eine monarchische Territorialgewalt an Macht zunehme. Darum suchte er auch die herrschsüchtigen Absichten der päpstlichen Nepoten zu hintertreiben, zog sich aber dadurch den ganzen Haß dieser ehrsüchtigen Herren, insbesondere des Grafen Girolamo Riario zu. Die Feindschaft erhielt noch mehr Nahrung, als Sixtus den erledigten erzbischöflichen Stuhl von Pisa an Francesco de' Salviati gab, einen Verwandten Jacopos, der früher auf Betreiben der Medici geächtet worden war. Auf diese Weise vereinigten sich tiefwurzelnde Leidenschaften zum Sturz der Medici. Politische Zwecke gingen mit persönlichen Racheplänen zusammen; die Macht des Hauses war aber aus den oben entwickelten Ursachen in Florenz so fest begründet, daß sie weder durch politische Umtriebe noch durch eine Schilderhebung und bewaffnete Invasion erschüttert werden konnte. So mußte man denn zu Verschwörung und Mord schreiten. Medici und Pazzi standen einander nur noch wie Naturkräfte entgegen, und der Strom, der die Macht der ersteren dämmte, mußte sich einen Ausgang im Verborgenen wühlen.

Das Attentat in der Kirche.

Die Seele des Komplotts waren Francesco de' Pazzi, Girolamo Riario und der von den Medici nicht anerkannte Erzbischof Francesco de' Salviati von Pisa nebst einem Bruder und einem Verwandten. Francesco de' Pazzi ging nach Florenz, um auch seinen Oheim Jacopo und die übrigen Glieder der Familie für den Plan zu bearbeiten. Seine Bemühungen wurden unterstützt durch den päpstlichen Condottiere Giovan Battista da Montesecco, welcher das Familienhaupt Jacopo durch die Versicherung gewann, der heilige Vater begünstige das

Vorhaben und werde alles Mögliche thun, um es gelingen zu machen. Auch der neapolitanische Gesandte in Rom stellte die Unterstützung seines Herrn in Aussicht; mehrere päpstliche Kriegshaufen, die unter ergebenen Führern in verschiedenen Teilen des Kirchenstaats standen, sollten zur Durchführung des revolutionären Staatsstreichs behilflich sein. Von andern Teilnehmern wurden noch genannt: Jacopo, ein Sohn von Poggio Bracciolini, ein ehrgeiziger, neuerungssüchtiger junger Gelehrter, Bernardo Bandini und Napoleone Francesi, zwei feurige, den Pazzi eifrig ergebene Jünglinge, und zwei Fremde, Antonio Maffei, ein Priester aus Volterra, und Stefano, ein Geistlicher, welcher Jacopos de' Pazzi Tochter im Lateinischen unterrichtete. Zur Ausführung des Planes wählten die Verschwornen den Besuch des Rafael Riario eines Neffen des Grafen Girolamo, welcher, während er auf der von Lorenzo gegründeten Hochschule zu Pisa Kirchenrecht studierte, vom Papst zum Kardinal erhoben worden war und nun von dem Erzbischof beredet ward, sich in Florenz vorzustellen. Nachdem der Anschlag, die mediceischen Brüder bei einem Gastmahl zu ermorden, durch das Ausbleiben Giulianos zweimal gescheitert war, beschloß man, das feierliche Hochamt in der Kathedrale, bei welchem die fürstlichen Brüder aus Hochachtung für den Kardinal nicht fehlen könnten, zur Ausführung zu wählen. Denn es war Gefahr, daß die Sache, um die so viele wußten, bei längerem Zögern verraten werden möchte. Demgemäß wurde ausgemacht, daß in dem Augenblick, wo der Priester das Allerheiligste erheben und die ganze Versammlung sich andachtsvoll auf die Kniee werfen würde, Francesco de' Pazzi und Bernardo Bandini den Giuliano, Giovan Battista aber den Lorenzo ermorden sollte. Allein der Condottiere lehnte den Auftrag ab; er konnte es nicht über sein Gewissen bringen, ein so großes Verbrechen an der geheiligten Stätte zu vollführen; daher übertrug man die Ausführung den beiden Geistlichen Antonio und Stefano, die zwar weniger Scheu vor dem Ort, aber auch weniger Geschick zu der That hatten. Zu gleicher Zeit sollten, sobald die Meßglocke läuten würde, der Erzbischof mit seinen Leuten und Jacopo di Poggio den Regierungspalast besetzen und die Prioren in Gewahrsam nehmen. Allein die verbrecherischen Anschläge, so umsichtig auch alles überlegt war, hatten nicht den beabsichtigten Erfolg und endigten mit dem Untergang der Schuldigen. Wohl hauchte Giuliano, ein feingebildeter Edelmann, der mit der Kunstliebe der Mediceer elegante Manieren und großmütiges gewinnendes Wesen verband, und in Kraft und körperlicher Gewandtheit keinem nachstand, in der Kirche unter den Dolchen der Mörder sein Leben aus; aber Lorenzo entkam mit einer leichten Wunde, und der Gewaltstreich 2. Mai 1478.
gegen die Signorie schlug fehl und häufte Tod und Verderben auf die Häupter der Unternehmer. Wir wollen die merkwürdige Begebenheit und den Ausgang der Pazzi mit den Worten Machiavellis in ausführlicher Darstellung vortragen:

Nachdem der Beschluß gefaßt war, gingen sie in die Kirche, wo bereits der Kardinal mit

Ausführung nach Machiavelli. Lorenzo de' Medici sich eingefunden hatte. Die Kirche war angefüllt von Volk. Der Gottesdienst hatte begonnen, aber Giuliano war noch nicht erschienen. Francesco dei Pazzi und Bernardo, zu seiner Ermordung bestimmt, gingen daher in sein Haus und brachten ihn durch Bitten und mit Kunst in die Kirche. Es ist fürwahr der Aufbewahrung würdig, mit welcher Beherztheit und mit welch hartnäckigem Entschlusse Francesco und Bernardo ihren tödlichen Haß und ihre verderbliche Absicht verbergen konnten. Während sie Giuliano in den Tempel führten, unterhielten sie ihn sowohl auf dem Wege als in der Kirche mit Witzworten und jugendlichen Scherzreden. Francesco ermangelte nicht, unter dem Schein der Liebkosung ihn mit den Händen und Armen zu drücken, um zu fühlen, ob er einen Brustharnisch oder eine ähnliche Schutzwaffe unter der Kleidung trage. — Giuliano und Lorenzo kannten wohl die feindliche Gesinnung der Pazzi und wußten, daß diese ihnen die Staatsgewalt zu entreißen wünschten; aber für ihr Leben fürchteten sie nicht, weil sie glaubten, wenn etwas versucht werden sollte, so würden es die Pazzi auf bürgerlichem Wege, nicht auf so gewaltsame Weise thun. Aus diesem Grunde gaben auch sie sich, für ihre persönliche Sicherheit unbesorgt, den Schein der Freundschaft. Die Mörder waren also bereit. Die ersten beiden standen Lorenzo zur Seite, was bei der Menschenmenge im Tempel leicht und ohne Verdacht zu erregen möglich war. Die beiden andern waren bei Giuliano. Als jetzt der festgesetzte Augenblick kam, zog Bernardo Bandini eine kurze Waffe, die zu diesem Zweck verfertigt war, und stieß Giuliano durch die Brust, der nach wenigen Schritten zu Boden fiel. Sogleich warf sich Francesco dei Pazzi auf ihn, bedeckte ihn mit Wunden und durchbohrte ihn mit solcher Heftigkeit, daß er in seiner blinden Wut sich selbst am Bein schwer verwundete. — Anderseits griffen Antonio und Stefano den andern Bruder an und führten mehrere Stiche nach ihm, brachten ihm aber nur eine leichte Halswunde bei. Denn entweder ihre Lässigkeit oder Lorenzos Mut, der, als er sich angegriffen sah, mit seinem Degen sich verteidigte, oder der Beistand seiner Umgebung, vereitelte alle ihre Anstrengungen. Entmutigt flohen sie nun, und verbargen sich, wurden aber später gefunden, schimpflich getötet und durch die ganze Stadt geschleift. Lorenzo seinerseits drängte sich mit seinen Freunden, die um ihn standen, zurück, und verschloß sich in die Sakristei des Tempels. Bernardo Bandini, als er Giuliano tot sah, erschlug noch Francesco Neri, einen armen Freund der Medici, entweder aus altem Haß, oder weil Francesco dem Giuliano beizustehen suchte. Und nicht zufrieden mit diesem doppelten Mord eilte er gegen Lorenzo, um durch seinen Mut und rasche Entschlossenheit zu vollenden, was die andern durch ihr Zögern und ihre Schwäche verfehlt hatten. Allein er fand ihn in die Sakristei geflüchtet, und konnte es nicht ausführen. Durch diese blutigen Ereignisse entstand ein so schrecklicher Tumult, daß man glaubte, der Tempel würde einstürzen. Der Kardinal klammerte sich während desselben an den Altar an und wurde hier mit Mühe von den Priestern so lange geschützt, bis ihn die Signorie, als der Lärm vorbei war, in ihren Palast konnte führen lassen. Er blieb daselbst in großer Angst bis zu seiner Freilassung.

Es befanden sich damals einige durch die Parteien aus ihrer Heimat vertriebene Peruginer in Florenz, welche die Pazzi durch das Versprechen, ihnen das Vaterland wiederzugeben, in ihren Plan gezogen. Diese hatte der Erzbischof dei Salviati mitgenommen, als er mit Jacopo di Poggio und seinen Freunden zur Besetzung des Palastes gegangen war. Am Palast angekommen, ließ er einen Teil der Seinigen unten, mit dem Befehl, sie sollten sich des Thores bemächtigen, sobald sie Lärm hören würden. Er selbst stieg mit dem größeren Teil der Peruginer hinauf, wo die Signoren gerade speisten, denn es war schon spät, und wurde ohne Schwierigkeit vom Gonfaloniere der Gerechtigkeit, Cäsar Petrucci, eingelassen. Er trat also mit wenigen der Seinen in das Gemach, und ließ die übrigen außen, von denen der größere Teil sich selbst in die Kanzlei einschloß. Denn die Thür war auf eine Weise eingerichtet, daß, wenn man sie zumachte, nur mit dem Schlüssel sowohl von innen als von außen geöffnet werden konnte. Mittlerweile war der Erzbischof beim Gonfaloniere eingetreten, unter dem Vorwande, er wolle ihm einige Dinge von seiten des Papstes melden, und fing an in abgebrochenen zwei-

deutigen Worten zu sprechen. Die Aufregung, welche sich dabei in seinen Mienen und Reden offenbarte, erweckte den Argwohn des Gonfaloniere in solchem Grade, daß er plötzlich schreiend aus dem Zimmer stürzte, Jacopo di Poggio, auf den er stieß, an den Haaren faßte, und in die Hände seiner Häscher gab. Auf diesen Lärm ergriff die Signorie die Waffen, welche ihr der Zufall darbot, und alle, die mit dem Erzbischof hinaufgestiegen, zum Teil eingeschlossen, zum Teil entmutigt, wurden entweder sogleich getötet, oder lebendig aus den Fenstern des Palastes geworfen. Der Erzbischof, die beiden Jacopi Salviati und Jacopo di Poggio, wurden vor die Fenster aufgehängt. Die, welche unten am Palast geblieben, hatten die Wache und das Thor gestürmt, und das ganze untere Stockwerk genommen. So konnten die Bürger, die auf diesen Lärm an den Palast eilten, der Signorie weder bewaffnete Hilfe, noch unbewaffnet Rat bringen. Francesco dei Pazzi unterdessen und Bernardo Bandini, als sie Lorenzo entkommen, und einen der Ihrigen verwundet sahen, verloren die Hoffnung. Bernardo war mit derselben Kaltblütigkeit auf seine Rettung bedacht, mit der er an das Attentat gegangen, und zog sich, als er die Sache verloren sah, in Sicherheit zurück. Francesco, verwundet nach Hause zurückgekehrt, versuchte, ob er sich zu Pferde halten könnte, denn die Anordnung war, mit Bewaffneten in der Stadt umherzuziehen, und das Volk zur Freiheit zu rufen. Allein er konnte nicht, so tief war die Wunde und so viel Blut hatte er verloren. Nun entkleidete er sich, warf sich nackt auf sein Bett, und bat Messer Jacopo, er möge thun, was er selbst nicht könne. Messer Jacopo, obgleich alt und in solchen Unruhen unerfahren, wollte diesen letzten Versuch ihres Glückes machen. Er stieg mit ungefähr hundert Bewaffneten, die vorher zu diesem Zweck gerüstet waren, zu Pferde, und ritt auf den Platz vor dem Palast, indem er das Volk und die Freiheit zu Hilfe rief. Allein das eine war durch das Glück und die Freigebigkeit der Medici taub gemacht, die andre in Florenz unbekannt, und niemand antwortete ihm. Nur die Signoren, die Herren der oberen Teile des Palastes waren, begrüßten ihn mit Steinen und entmutigten ihn so viel sie konnten durch Drohungen. Während Messer Jacopo unentschieden hielt, kam sein Schwager Giovanni Serristori auf ihn zu und verwies ihm zuerst den Aufruhr, den sie erregt, dann ermahnte er ihn, nach Hause zu gehen, mit der Versicherung, das Volk und die Freiheit liege den andern Bürgern so sehr am Herzen, als ihm. Jacopo, jeder Hoffnung beraubt, da der Palast ihm feindlich, Lorenzo am Leben, Francesco verwundet und niemand auf seiner Seite war, beschloß, durch die Flucht, wenn er könne, sein Leben zu retten und ritt mit den Begleitern, die bei ihm auf dem Platze waren, aus Florenz der Romagna zu.

Mittlerweile war die ganze Stadt in Waffen, und Lorenzo, von vielen Bewaffneten begleitet, hatte sich in sein Haus zurückgezogen. Der Palast war vom Volk wieder genommen, die ihn besetzt hatten, waren alle teils gefangen, teils erschlagen. Schon rief man durch die ganze Stadt den Namen der Medici, die Glieder der Getöteten sah man auf den Spitzen der Waffen oder durch die Stadt geschleift, und mit zornigen Worten und grausamen Thaten verfolgte jeder die Pazzi. Schon waren ihre Häuser vom Volk gestürmt. Francesco wurde nackt, wie er da lag, herausgezogen, nach dem Palast gebracht, und an die Seite des Erzbischofs und der andern aufgehängt. Doch unmöglich war es, welche Unbill ihm auf dem Wege auch gethan oder gesagt werden mochte, einen Laut ihm abzuzwingen, sondern mit starrem Blick auf seine Henker hauchte er ohne Klage die Seele aus. Guglielmo dei Pazzi, Lorenzos Schwager, rettete sich in dessen Haus, sowohl durch seine Unschuld, als durch die Hilfe seiner Gemahlin Bianka. Da war kein Bürger, der, bewaffnet oder unbewaffnet, nicht in dieser Not zu Lorenzos Wohnung ging, und jeder bot ihm Gut und Blut an; so groß war der Rang und die Gunst, welche dieses Haus durch seine Klugheit und Freigebigkeit sich erworben hatte. Rinato dei Pazzi hatte sich zur Zeit des Ereignisses auf seine Villa zurückgezogen. Als er die Sache hörte, wollte er verkleidet fliehen, allein unterwegs erkannt, wurde er verhaftet und nach der Stadt gebracht. Auch Messer Jacopo ward beim Übersetzen über das Gebirge gefangen genommen. Als die

Bergbewohner, die den Vorfall gehört, seine Flucht sahen, griffen sie ihn an und führten ihn nach Florenz zurück; und so oft er sie bat, sie möchten ihn unterwegs erschlagen, er konnte es nicht erlangen. Messer Jacopo und Rinato wurden zum Tode verurteilt, vier Tage nach dem Ereignis. — Von allen, welche in diesen Tagen in so großer Zahl getötet worden, daß die Straßen mit menschlichen Gliedern bedeckt waren, wurde nur Rinato bedauert, denn er galt für weise und tugendhaft, und war des Hochmuts nicht bezichtigt, den man den andern aus dieser Familie zur Last legte. Messer Jacopo wurde zuerst in der Gruft seiner Ahnen beigesetzt, dann wie ein Exkommunizierter herausgezogen und an der Stadtmauer verscharrt. Von hier wurde er noch einmal ausgegraben, und an dem Strang, womit er hingerichtet worden, nackt durch die ganze Stadt geschleift. Und da er in der Erde keine Ruhe gefunden, ward er von denselben Leuten, die ihn umhergeschleift, in den damals sehr hochstehenden Arno geworfen. Fürwahr ein großes Beispiel eines tragischen Geschicks, einen Mann von solchen Reichtümern, aus so beglückter Lage in solches Unglück gestürzt, so schmählich untergehen zu sehen. Man beschuldigte ihn einiger Laster, worunter Spiel und Fluchen, mehr als es für den versunkensten Menschen gepaßt hätte. Diese Laster glich er durch viele Almosen aus, denn viele Bedürftige und wohlthätige Anstalten unterstützte er reichlich. Noch dieses Gute kann man von ihm sagen, daß er am Sonnabend vor dem Sonntag, der zu so großem Verbrechen bestimmt war, um niemand in sein Mißgeschick hineinzuziehen, alle seine Schulden bezahlt, und alle fremden Waren, die er im Lagerhaus und in seiner Wohnung hatte, mit erstaunlicher Sorgfalt den Eigentümern zustellte.

Giovan Battista da Montesecco wurde nach einer langen Untersuchung enthauptet. Napoleone Francese entging durch die Flucht dem Schafott. Guglielmo dei Pazzi wurde verwiesen, und seine Vettern, die noch am Leben waren, in der Citadelle von Volterra in einen unterirdischen Kerker geworfen. Als jeder Tumult gestillt und alle Verschworenen bestraft waren, wurde das Leichenbegängnis Giulianos gefeiert. Die Thränen aller Bürger begleiteten ihn. Denn er besaß so große Freigebigkeit und Leutseligkeit, als man nur immer bei einem Manne, in solchem Range geboren, wünschen kann. Er hinterließ einen natürlichen Sohn, der wenige Monate nach des Vaters Tode geboren wurde, und den Namen Giulio erhielt.

Wirkung des Attentats. Einen so furchtbaren Ausgang nahm die Verschwörung der Pazzi in Florenz. Sie sollte die Macht der Mediceer stürzen und diente nur zu ihrer Erhöhung; und als nun der Papst und der König von Neapel mit ihren feindseligen Gesinnungen hervortraten, als sie ihre Kriegshaufen in Toscana einrücken ließen, um das mediceische Regiment zu stürzen, als das kirchliche Oberhaupt Bann und Interdikt über die Republik aussprach, die sich an der geweihten Person des Erzbischofs vergriffen, da wuchsen die Interessen des herrschenden Hauses und des florentinischen Gemeinwesens noch fester zusammen. Die gemeinschaftliche Gefahr knüpfte die Bande zwischen dem Volk und der mediceischen Regierung noch inniger. Von der Zeit an war das Schicksal von Florenz mit der Dynastie der Medici unzertrennlich verflochten. Die Wirkung der Rede, welche Machiavelli dem Lorenzo in den Mund legt, als er vor den Signoren und den angesehensten Bürgern der Stadt über das frevelhafte Komplott seine Entrüstung aussprach und mit dem Dank für die geleistete Hilfe sie seiner Hingebung für das Wohl der Republik versicherte, gab Zeugnis, daß alle Florentiner entschlossen seien, mit besten Kräften für das mediceische Haus einzustehen, daß fortan die volle Eintracht und Übereinstimmung zwischen Haupt und Gliedern herrsche.

Um den Fürsten vor allen Nachstellungen zu schützen, wurde ihm eine bewaffnete Leibwache zugeteilt. Gegen das Interdikt legte man bei den zu einer Provinzialsynode versammelten Prälaten Toscanas Berufung an ein künftiges allgemeines Konzil ein und nötigte die Priester, den Gottesdienst fortzuhalten. Doch wurde der Kardinal in Freiheit gesetzt.

Der Krieg, welcher zwei Jahre lang von gemieteten Feldhauptleuten und Soldknechten ohne große Wechselfälle geführt ward, war im ganzen den Florentinern wenig günstig: die Heerhaufen der päpstlich-neapolitanischen Liga errangen mehrere Vorteile, da die Venetianer aus Handelsneid gegen die Mediceer eine zweideutige Neutralität beobachteten und die Herzogin von Mailand durch die Wirren im eignen Lande von jeder Hilfeleistung abgehalten war. Erst als die Anjousche Partei in Neapel sich von neuem zu regen begann und Herzog René II. von Lothringen die französischen Erbansprüche wieder geltend zu machen sich anschickte, nahmen die Dinge eine für Florenz günstigere Wendung. In Neapel fürchtete man, die Mediceer möchten sich mit dem französischen Prätendenten verbinden, wodurch die Anjousche Faktion an Stärke gewinnen würde, und war zu einer friedlichen Ausgleichung geneigt, zumal als die Hoffnung, sich des Stadtgebietes von Siena zu bemächtigen, mehr und mehr zerrann. Als daher Lorenzo de' Medici selbst den kühnen Entschluß faßte, im Einverständnis mit dem Herzog von Kalabrien und dem Feldhauptmann Federigo von Montefeltro sich auf einer neapolitanischen Galeere nach Unteritalien zu begeben, um persönlich die Beendigung des Kriegs zu betreiben, fand er eine gute Aufnahme. Er wurde mit Freudenbezeugungen in Neapel empfangen und brachte nach längeren Unterhandlungen einen Frieden zu stande, welcher dem Königssohn Alfons ein Jahrgeld von 60,000 Gulden eintrug, denjenigen Gliedern der Familie Pazzi, die an der Verschwörung keinen Anteil genommen, dennoch aber zu Volterra in engem Gewahrsam gehalten wurden, die Freiheit brachte und durch einen ewigen Vertrag festsetzte, daß das Gebiet der Republik unverkürzt bleiben und die friedenschließenden Teile sich ihre Besitzungen gegenseitig gewährleisten sollten. Mit dem Kirchenstaat dauerte der Krieg noch einige Zeit fort, doch neigte sich auch der harte Sinn des Papstes mehr und mehr zum Frieden. Die Landung der Türken in Otranto überzeugte ihn von der Notwendigkeit, die Kräfte Italiens gegen einen mächtig drohenden Feind zu vereinigen. Auch beunruhigte ihn die Nachricht, daß die Florentiner den Donato Acciajuoli, einen kenntnisreichen Mann, als Botschafter nach Frankreich sandten, um den Hof in Paris auf ihre Seite zu bringen, eine Mission, die jedoch durch den unerwarteten Tod des Abgeordneten auf der Reise durch Mailand erfolglos blieb. Die Republik sorgte ehrenvoll für seine Familie und sandte an seiner Stelle den Antonio Vespucci ab. So wurden denn die Florentiner Gesandten, als sie in Rom um Verzeihung baten und sich zur Kirchenbuße verstanden, zu Gnaden angenommen und auch

Krieg u. Friedensschlüsse. 1479. 1480.

3. Dez. 1480. hier der Friede abgeschlossen. Doch sollte die Republik die Kosten für ein Geschwader von 15 Galeeren wider die Osmanen übernehmen.

Verfassungsänderung in Florenz. Als Friedensbringer kehrte Lorenzo von Neapel nach der Arnostadt zurück, wo er mit um so größerem Jubel empfangen ward, als man auf die Nachricht von seiner gewagten Reise große Besorgnis um sein Leben und seine Freiheit gehegt hatte. Nun hatte er durch seine Persönlichkeit und sein kluges und staatsmännisches Benehmen in wenigen Monaten mehr zustandegebracht, als Regierung und Heerführer zu erreichen vermocht. Mehr als je war er jetzt das Haupt der Republik. Auf sein Betreiben wurde die Verfassung in der Art konzentriert, daß einer Ratsversammlung von siebzig Bürgern, aus Anhängern des Hauses gewählt, die Entscheidung über alle öffentlichen Angelegenheiten übertragen ward. Die Siebzig, durch den Gonfaloniere stets ergänzt und vollzählig erhalten, besetzten alle Ämter und verfügten über die Staatsgelder ganz nach den Vorschlägen und dem Willen Lorenzos, eine Einrichtung, die bei einem so verschwenderischen Herrn, wie der Mediceer war, schlimme Folgen für die Finanzen und den Kredit der Republik herbeiführen mußte. Das Staatsvermögen und das mediceische Familiengut ging mehr und mehr ineinander über; und wo das letztere bei dem fürstlichen Aufwande des Hauses nicht ausreichte, mußten die öffentlichen Kassen nachhelfen. Dadurch mehrten sich die Staatsschulden, so daß wiederholt bedenkliche Finanzoperationen vorgenommen werden und die Staatsgläubiger sich Herabsetzungen der Zinsen für ihre Staatspapiere (Luoghi) gefallen lassen mußten. Selbst die Stiftungsgelder wurden in Beschlag genommen. Da Lorenzo die Wechslergeschäfte aufgab und sein Vermögen in Landgütern oder auf andre mehr adlige als kaufmännische Weise anlegte, so schwanden die Reichtümer der Familie zusammen und die öffentlichen Kassen mußten immer mehr herhalten.

Lorenzos Staatsverwaltung. Der florentinische Staat war jetzt nur noch dem Namen nach eine Republik; in der That herrschte Lorenzo de' Medici mit monarchischer Machtfülle. Aber er benutzte seine Stellung zum Ruhm und zum Vorteil der Gesamtheit. Nicht nur daß das Kunst- und Geistesleben, wie wir später sehen werden, auf eine Höhe gebracht wurde, die an die Zeiten eines Perikles und Augustus erinnerte, seine politische Einsicht und sein Waffenglück verschaffte den Florentinern ruhige und friedliche Zustände, die ihrer Genußliebe und ihrem Hange zu einem behaglichen freudenreichen Dasein so sehr zusagten, und sicherte das Staatsgebiet gegen Einbußen. Mit Papst Innocenz VIII., dem Nachfolger des leidenschaftlichen Sixtus IV., stand er in freundschaftlichen Beziehungen. Es wurde oben erwähnt, daß der Sohn Franceschetto Cibò, den Innocenz vor dem Empfang der Priesterweihe gezeugt, Lorenzos Tochter Magdalena als Gemahlin heimführte, und Giovanni de' Medici, ihr Bruder, der in der Folge als Leo X. die päpstliche Tiara trug, wurde schon als Knabe mit dem Kardinalshut geschmückt. Die anarchistische Zerrüttung, von welcher im Anfange der achtziger Jahre das

Gemeinwesen von Siena heimgesucht wurde, wo bürgerliche Parteikämpfe zwi- Siena.
schen Aristokraten und Popolanen alle Gemüter in leidenschaftlicher Gährung hielten, wo Staatsstreiche, Verbannungen, bewaffnete Überfälle einander drängten, wußte Lorenzo zu benutzen, um alle Besitzungen, welche Florenz im Krieg gegen Neapel eingebüßt hatte, wieder zurückzubringen und die Autorität der Republik über die unruhige Nachbarstadt von neuem zu befestigen; auch daß Sarzana, Sarzana.
welches einst Cosimo von den Fregosi erworben, das aber in den Wirrnissen der Zeit wieder an Genua gekommen war, den Florentinern zurückgegeben ward, war die Wirkung seiner durch die Waffen verstärkten Unterhandlungen. In den kleinen 1487.
Herrschaften innerhalb des Kirchenstaats übte Lorenzo eine so kluge Vermittelungs- und Interventionspolitik, daß Florenz fortwährend ein schiedsrichterliches Ansehen in den verwickelten Staatsverhältnissen Mittelitaliens besaß und zur Erhaltung des politischen Gleichgewichts in der ganzen Halbinsel wesentlich beitrug. Die gewaltthätigen Auftritte und revolutionären Zuckungen, von denen diese kleinen dynastischen Herrschaften Mittelitaliens zu leiden hatten, begünstigten das schiedsrichterliche Ansehen der Mediceer. So wurde der tyrannische Graf Imola und Forli.
Girolamo Riario, der bekannte Nepote des Papstes Sixtus IV., von den Führern seiner Leibwache in Imola ermordet und sein Leichnam aus dem Fenster ge- 14. April 1488.
worfen und vom Volke geschändet; seine entschlossene Gemahlin Katharina Sforza fand Zuflucht in der Citadelle von Forli und trotzte den anstürmenden Volkshaufen. Selbst die Drohung der Aufständischen, die in ihrer Gewalt befindlichen Kinder der Gräfin zu ermorden, vermochte die energische Frau nicht zur Übergabe der Feste zu bewegen. Durch mailändische Hilfe behauptete sich Katharina im Besitz von Forli und reichte dann in zweiter Ehe ihre Hand dem Giovanni de' Medici, einem Großneffen des alten Cosimo. Die Mörder ihres Gemahls flüchteten sich nach Siena.

In Faenza tötete Francesca, Tochter des Giovanni Bentivoglio von Bo- Faenza.
logna, mit eigner Hand und mit Hilfe einiger gedungenen Meuchelmörder aus Eifersucht ihren Gemahl Galeotto de' Manfredi und behauptete sich in der Stadtburg gegen das empörte Volk. Es war Gefahr vorhanden, daß Faenza in die Gewalt der Venetianer fiel. Darum vermittelten die von den Einwohnern um Hilfe angerufenen Florentiner einen Vertrag, kraft dessen eine gemischte Regentschaft die Verwaltung übernahm, bis der junge Astorre de' Manfredi zu männlichen Jahren herangewachsen sein würde, die Mutter aber mit ihrem gefangenen Vater nach Bologna zurückkehren durfte.

Am blutigsten waren die Parteikämpfe in Perugia, wo schon seit Jahr- Perugia.
zehnten die Oddi und Baglioni um die Herrschaft stritten und das Gemeinwesen durch städtische Revolutionen immer mehr zerrüttet ward und in Verfall geriet. Im Jahr 1491 versuchten die Oddi, welche von der Gegenpartei überwältigt und verbannt worden waren, einen bewaffneten Einfall, um ihre Rückkehr zu erzwingen. Sie wurden aber bei einem nächtlichen Angriff auf die Stadt von den Bag-

lionen und der ihnen zu Hilfe eilenden Bürgerschaft zurückgeschlagen. Fünfzig der Eingedrungenen fielen im Kampfe, hundert andre, größtenteils schwer verwundet, wurden gefangen genommen und von den erzürnten Peruginern auf der Stelle aufgeknüpft. Papst Innocenz VIII., der die Oddi insgeheim begünstigt hatte, wagte nicht zu strafen, sondern versöhnte sich mit der siegreichen Partei. Diese und andre Vorgänge machten den Florentinern fühlbar, welchen Segen das ruhige Regiment und die verständige Staatskunst des Mediceers ihrem öffentlichen Leben brachten, und sie hüteten sich, durch feindselige Parteiumtriebe und Opposition diese friedliche Waltung zu stören oder zu verkürzen.

Lorenzo de' Medici und Savonarola. Ohnedies sollten diese Tage des Glanzes und des Glücks nicht gar lange mehr andauern; Lorenzos Leben neigte dem Ende zu. Schon längere Zeit litt er an der Gicht, so daß er sich von den Staatsgeschäften ganz zurückzog und teils auf seinen Landgütern lebte, teils in Bädern Linderung seiner Schmerzen suchte. Außer seinen Söhnen Giuliano und Pietro, die er durch Ermahnungen und weise Lehren fähig zu machen suchte, die Würde und den Ruhm der Familie zu behaupten, waren seine gelehrten Freunde, besonders Angelo Poliziano und Pico della Mirandola, in seiner Gesellschaft, um ihm durch kluge und gebildete Unterhaltung die Schmerzensstunden zu erleichtern. In diesen Tagen ließ er auch den Girolamo Savonarola, damals Prior des Dominikanerklosters San Marco, dessen feurige Bußpredigten großes Aufsehen erregten, zu sich kommen, um durch eine Beichte sein Gewissen zu entlasten. Es ist nicht mit Sicherheit überliefert, mit welchen Eindrücken der Klosterbruder von dem Krankenlager des erlauchten Mannes geschieden. In den meisten Biographien heißt es, Savonarola habe denselben in feierlicher Rede ermahnt, den Florentinern die Freiheit wiederzugeben und alles ungerecht erworbene Gut zurückzuerstatten, und als sich darauf der Mediceer voll Unwillen abgewandt, sei er, ohne die Absolution zu erteilen, ergrimmt weggegangen. Poliziano erwähnt der Szene nicht, aber es läßt sich mit Bestimmtheit annehmen, daß weder die strenge Entsagung noch die Freiheitsmahnungen des Mönches bei dem Kranken Billigung gefunden haben werden.

Lorenzos Tod. In den ersten Monaten des Jahres 1492 steigerte sich die Krankheit des Mediceers in bedenklicher Weise; ein schleichendes Fieber stellte sich ein und führte ihn dem Tod entgegen. (8. April 1492.) Am 8. April starb er auf seinem Landsitz zu Carreggi in einem Alter von vierundvierzig Jahren. Drei Wochen nachher folgte ihm Papst Innocenz ins Grab nach. Der große Schmerz, der die ganze Bürgerschaft bei der Kunde von dem Hingange Lorenzos de' Medici erfaßte, und die ungewöhnliche Teilnahme, die alle Fürsten und Städte Italiens durch eigne Trauergesandtschaften der Republik darlegten, gaben Zeugnis, wie tief die italienische Welt den Verlust empfand, den Florenz und das ganze Vaterland erlitten. Selbst die Natur war zur Zeit seines Todes in stürmischem Aufruhr und schien durch Vorzeichen die schlimmen Tage verkünden zu wollen, die bald nachher über die Apenninische Halbinsel hereinbrachen.

Von einem Manne, der weniger durch sein Thun als durch seine Persönlichkeit eine Stellung in der Weltgeschichte erworben hat, ist schwer ein zutreffendes und anschauliches Charakterbild zu entwerfen, gerade weil das stille Walten, der unmittelbare Eindruck eines hohen Geistes sich den Blicken und der Beurteilung der Fernstehenden mehr entzieht als eine mächtige Thätigkeit, welche durch ihre Erscheinung die Gemüter ergreift und fortreißt. Selbst Machiavelli, der seine florentinische Geschichte mit diesem Ereignis abschließt und noch von dem vollen Eindruck jener großen Zeit erfüllt war, hat uns nur wenige Züge aufbewahrt, die aber den weiten Wirkungskreis einer solchen hochbegabten, nach allen Seiten anregenden Persönlichkeit erraten lassen. Die Vielseitigkeit und Gewandtheit seines Geistes, sagt sein Geschichtschreiber Roscoe, war so groß, daß man schwerlich eine Gattung von Geschäften, von Vergnügungen, von Künsten und Wissenschaften entdecken wird, womit er sich nicht zu gewissen Zeiten abgegeben hätte. Was er auch unternahm, darin machte er so große Fortschritte, daß diese ein viel längeres Leben zu erfordern schienen, als ihm vergönnt war.

Lorenzo de' Medici und sein Zeitalter. Seine vielseitige Natur.

Lorenzo teilte mit dem Großvater und dem Bruder Giuliano die hohe Gestalt und die kräftige Erscheinung, und seine Liebe zur Falknerei, zum Reiten und Turnieren, die er in seinen jungen Jahren so gern an den Tag legte, zeugt von dem Gefühl der Kraft, das in ihm lebte; auch in den Waffen war er nicht unerfahren, wenn schon nicht das Schlachtfeld, sondern die Politik den Schauplatz seiner Thätigkeit bildete. Daß er für die Staatsgeschäfte ein ganz besonderes Geschick besaß, sowohl in der Leitung eines vielbewegten, von Parteileidenschaften durchwühlten republikanischen Gemeinwesens als auf dem schwierigen Gebiet der äußeren Politik und der diplomatischen Schachzüge, wird nicht nur von den Zeitgenossen ausdrücklich versichert, sondern es geht auch aus der erfolgreichen Thätigkeit hervor, womit er wie ein erfahrener Pilote das Staatsschiff durch alle Gefahren, Stürme und Klippen ruhig hindurchführte und ihm heitere Tage des Glücks und des Friedens verschaffte. Die vortreffliche Erziehung, die er von Jugend auf genossen, hatte die angebornen Fähigkeiten zur raschen Entwickelung gebracht und ihn in den Stand gesetzt, den Reichtum von Gedanken, den ihm sein fruchtbarer Geist, sein scharfer Verstand, seine rasche Urteilskraft zuführten, in gewandter Rede und feiner, kluger Unterhaltung auszuspenden. Durch Reisen, durch längeren Aufenthalt in größeren Städten und an hervorragenden Höfen hatte er sich die äußere Gewandtheit und Bildung, die feinen Manieren und eleganten Formen angeeignet, die seinen Umgang so anziehend, sein persönliches Auftreten so wirksam, seine Nähe so fesselnd machten, und durch die Geldgeschäfte, welche von den Vorfahren des Hauses begründet, unter Lorenzo noch einige Zeit fortblühten und sich über alle Handelsstädte Europas, ja selbst über Konstantinopel und Alexandrien erstreckten, war der mediceische Name eine Macht in der Finanzwelt. Reichte doch der Arm der Florentiner Kaufherren so weit, daß der Großsultan der Osmanen den Bernardo Bandini, den Mörder Giu-

Seine Persönlichkeit.

Seine Geschicklichkeit für Staatsgeschäfte.

lianos, als er in der türkischen Hauptstadt ein Asyl suchte, dem Fürsten der Republik zur Bestrafung auslieferte.

Seine Kunstliebe und sein geistreicher Gesellschaftskreis.

Die glänzendste Seite im Charakter und in der öffentlichen Thätigkeit des Mediceers war seine Liebe für die Künste und Wissenschaften. Selbst Dichter und Schriftsteller, von dem sich noch viele Sonette und Kanzonen, dem Dienste der Liebesgötter geweiht, erhalten haben, wußte Lorenzo jedes Talent zu schätzen und zu verwerten. Seine italienischen Gedichte, besonders die Fabel von der Ambra, zeigen eine gewisse Natürlichkeit und einen freien Schwung, eine ungesuchte Eleganz, eine Beobachtung und ein Gefühl für die Natur, wie sie zu jener Zeit nicht gewöhnlich waren. Dem Beispiele seines Großvaters folgend, vermehrte er die Bibliothek, die von ihm den Namen Laurentiana erhielt, beförderte er das Studium der griechischen und lateinischen Sprache und der Altertumskunde, zog er durch Huld und Freigebigkeit eine Menge geistreicher und kunstfertiger Männer in die Stadt und in seine Nähe. Angelo Poliziano, „in welchem die schönen Geister des Altertums auflebten", zugleich der berühmteste Dichter der Zeit, hatte seine Wohnung in Lorenzos Haus und unterrichtete seine Kinder; Ficino erfreute sich bei dem Enkel noch in höherem Maße der Gunst, als ihm schon der Großvater erwiesen; er wurde fortwährend wie ein Angehöriger der Familie behandelt und die Glieder der Platonischen Akademie, deren Haupt er war, feierten Symposien wie einst in Athen. Auch der tiefgelehrte vielseitige Pico von Mirandola und der witzige, phantasiereiche Dichter des „Morgante Maggiore", Luigi Pulci, gehörten in den vertrauten geselligen Kreis, mit dem Lorenzo so gern verkehrte. Im Garten von San Marco, wo er die antiken Statuen und die Zeichnungen der berühmtesten Künstler vereinigte, machte der junge Michel Angelo Buonarotti seine ersten Studien. Dieses geistige Leben übte eine solche Anziehungskraft, daß eine Menge wißbegieriger Männer und Jünglinge von allen Ländern und Nationen nach der Stadt der Künste, der Wissenschaften und aller humanen Bildung strömte und Florenz Sitz und Mittelpunkt des geistigen Lebens wurde, wie im alten Hellas Athen zur Zeit des Perikles. Der Glanz und die Macht der mediceischen Familie aber stieg durch Lorenzo den Prächtigen auf solche Höhe, daß seinen Nachkommen unter allen Stürmen die Herrschaft über Florenz verblieb, die ruhmreichsten Kirchenfürsten (sein Sohn Giovanni als Leo X. und sein Neffe Giuliano als Clemens VII.) seinem Hause angehörten und zwei französische Könige Mediceerinnen zu Gemahlinnen erkoren.

Die Schattenseiten.

Doch hat dieses glänzende Bild der mediceischen Kunstherrlichkeit auch seine Schattenseiten. Lorenzo selbst scheint mit der Hingebung an die antike Kultur auch die lebendige Sinnlichkeit der Alten vereinigt zu haben; mag seine Zuneigung für schöne Knaben, die Machiavelli mit einem tadelnden Seitenblick erwähnt, nur in einem ästhetischen Wohlgefallen an schönen Gestalten und Formen bestanden haben; daß er aber im Umgang mit den Frauen nicht bloß der

platonischen Liebe gehuldigt, nicht bloß der Venus Urania gedient habe, geht aus seinen Gedichten hervor und wird von dem florentinischen Geschichtschreiber bestätigt, welcher versichert, daß er sich in ungewöhnlichem Maße geschlechtlichen Ausschweifungen hingegeben. Seine Natur war zum Genießen angelegt; wie sollte er Enthaltsamkeit geübt haben in einem Zeitalter, das sich der Sinnlichkeit so rücksichtslos in die Arme warf, unter einem Geschlechte, das den Dienst der Liebesgötter so hoch stellte? Was aber Lorenzo und seine geistreichen Freunde sich gestatteten, galt den andern als lockendes Beispiel zur Nachahmung. So gewann die Genußsucht, die Richtung zur Sinnlichkeit, der Hang, den Freudenbecher des Lebens bis in die Tiefe zu leeren, immer mehr Boden, ein immer weiteres Feld. Der gebildete Teil der Bürgerschaft fand in den geistigen Beschäftigungen, in den Werken der Alten, in dem reichen Kunstleben der Gegenwart einen Halt und ein Gegengewicht gegen das Versinken in Materialismus und in religiösen Indifferentismus; die große Menge dagegen, von jenen erhebenden Studien und ihren Wirkungen ausgeschlossen, entbehrte dieses sittlichen Haltes, den die tiefere Bildung immer gewährt, und nahm daher Schaden an ihrer Seele. Je mehr die Zeitrichtung sich von den großen politischen Fragen abwandte, je mehr die mittleren und unteren Volksklassen dem öffentlichen Leben entfremdet wurden und die Leitung der Staatsgeschäfte in die Hände weniger Auserwählten überging, desto mehr machte sich eine Öde fühlbar, die einem moralischen Abgrund entgegengähnte. Die erschlaffte Kirche mit ihren äußerlichen Gebräuchen vermochte nicht die Bedürfnisse des Herzens zu befriedigen, den Schrei des Gewissens zum Schweigen zu bringen; die Lehren der heidnischen Weisheit waren nur den Eingeweihten verständlich, die sich in vornehmer Selbstgenügsamkeit von dem Volke zurückzogen, in ästhetischem Genießen der Schöpfungen des Genius das innere Verlangen nach einem höheren Lebensinhalt stillten und mit Unwillen und Mißtrauen auf alle Regungen und Bestrebungen blickten, die das behagliche Dasein zu stören oder zu durchbrechen drohten. Zweifel und Aberglauben, Indifferenz und religiöse Überspannung, Freigeisterei und Fetischismus wohnten unvermittelt nebeneinander in demselben Busen. Das florentinische Staats- und Gesellschaftsleben war unter der Waltung des Mediceers Lorenzo ein weites Feld geworden, auf dem einzelne Blumenbeete mit herrlichen Zierpflanzen inmitten eines unangebauten Ackerlandes üppig emporwuchsen und die Blicke der Fernstehenden mit einem künstlichen Schmuck blendeten. Keine feste Überzeugung, weder im bürgerlichen Leben noch in der Religion, weder in der Moral noch in der Philosophie; nicht einmal der Zweifel wurde zu einer starken Empfindung. Eine herzlose Gleichgültigkeit gegen alle Grundsätze beherrschte diese Menschen, und in ihrem Gesicht voll Klugheit, voll Scharfsinn und feinen Verstandes zeigte sich ein kaltes Lächeln der Überlegenheit und des Mitleids, so oft sie irgend einer Äußerung von Enthusiasmus für edle und hochherzige Ideen begegneten.

c. Pietro II. de' Medici und Savonarola.

Savonarola der Sittenprediger. So war die vornehme Gesellschaft, so das Volk beschaffen, als Lorenzo de' Medici aus der Welt schied, und auch der Klerus, sowohl die Weltgeistlichkeit als die Mönche, teilten diese Bestrebungen. Nur der Dominikanermönch Savonarola wollte gegen den Strom schwimmen; er setzte in seinen Predigten die klassische Bildung hinter die Bibel zurück, er verschmähte die feinen Wendungen und die künstliche Redeweise und drängte mit natürlichem Ungestüm und in volkstümlichen Ausdrücken auf Herz und Gemüt ein; wenn er die Laster und Gebrechen geißelte, durchbrach er die glatten Formen und Ausdrucksweise der feinen Welt und geriet mitunter in einen derben Naturalismus. Vortrag, Manieren, Gesten trugen nicht das Gepräge, das die Florentiner als Zeichen der geistigen Ebenbürtigkeit, als Ausdruck ihrer gehobenen Zivilisation ansahen. Während man den gefeilten Periodenbau, den harmonischen Silbenfall, die rhetorische Meisterschaft des Fra Mariano Gennazzano bewunderte, blieben in San Lorenzo, wo Savonarola predigte, die Sitze leer. Aber im Busen des Dominikaners glühte ein Feuer der Überzeugung und Begeisterung, das zuletzt mit verzehrender Gewalt die Herzen ergriff. Nachdem er mehrere Jahre in verschiedenen Städten des oberen und mittleren Italiens als Fastenprediger im Geiste der alten Propheten und mit apokalyptischen Bildern die Verderbnis der Welt und der Kirche geschildert und die nahenden Strafgerichte Gottes verkün-
1490. digt, veranlaßte Lorenzo de' Medici auf Anregung Picos von Mirandola seine Rückberufung in die Räume von San Marco. Er hatte keine Ahnung, welchen Keil er dadurch seinen eignen Schöpfungen einzwängte. In den rauhen Worten des tiefreligiösen Mannes lag eine zermalmende Kraft, welche die prunkende heidnische Weisheit samt der glatten geselligen Bildung niederschlug, die Gebrechen in Staat und Kirche schonungslos aufdeckte und die Welt der Täuschung und des Scheines in ergreifenden Zügen enthüllte. Noch jetzt zeigen die Mönche von San Marco im Klosterhof den Baum von Damaskusrosen, unter dem er zuerst vor einem kleinen Kreise von Zuhörern die Apokalypse erklärte, ehe er seine eindringende Predigerstimme auf der Kanzel ertönen ließ. Über die griechische Weltweisheit wie über die kirchliche Autorität und ihren Gebets- und Zeremoniendienst sich erhebend, drang er mit mystischer Gemütstiefe und dichterischer Phantasie auf innige Gottesliebe als die Quelle der Glückseligkeit und sah in der Bibel den Inbegriff alles Wissens. Und was lebendig seine Seele erfüllte, sprach er furchtlos in seinen Predigten aus, ohne sich durch den Unwillen Lorenzos und seiner Umgebung abschrecken zu lassen. Für solche Kampfesberedsamkeit war Savonarola ganz geschaffen. Durchdrungen von der Überzeugung, eine göttliche Mission zu erfüllen, war er kaum vor das Volk hingetreten, als er sich auch schon vom Strom seiner Gedanken begeistert und fortgerissen fühlte. Da belebte sich seine Phantasie, alle seine Kräfte kamen zur Entfaltung und seine Energie

verdoppelte sich.“ Was ihm an Kunst und Feinheit abging, ersetzte er durch Eifer und Begeisterung, und das warme Mitgefühl seines Herzens für die leidende und gesunkene Menschheit gab seinen Worten die schneidende Kraft, die den Zuhörern in die Seele drang.

War schon unter Lorenzo die kampfrüstige Beredsamkeit Savonarolas von hoher Bedeutung, so wuchs dieselbe zusehends, als nach dessen Tod sein Erstgeborner, Pietro II., das Haupt des mediceischen Hauses und oberster Leiter der Republik ward, ein junger, in Luxus und Üppigkeit erzogener Fürst, der nicht das höfliche gewinnende Wesen des Vaters, sondern den hochfahrenden Sinn und Orsinischen Familienstolz seiner Mutter geerbt hatte, der mehr Wert darauf legte, seinen schönen kräftigen Körper bei Festspielen, Turnieren und ritterlichen Aufzügen zu zeigen, als durch staatsmännische Gewandtheit und durch geistige und politische Bildung zu glänzen, der, eben so herrschsüchtig und ehrgeizig wie Lorenzo, das Prinzipat mit monarchischer Machtfülle als Erbteil des Hauses in Anspruch nahm, aber nicht die feinen, gewandten Formen und Manieren besaß, womit der Vater den Verlust der Freiheit zu verhüllen, den Schein der Republik zu bewahren gewußt. Man konnte bald bemerken, daß die Mediceische Partei mehr und mehr zusammenschwand, daß der Zauber, womit Lorenzo die Kräfte der Republik zu fesseln und in seinen Dienst zu bannen verstanden, sich zu lösen begann. Es bildete sich eine mächtige Opposition von Malkontenten, deren Gesinnungen und Gefühle in den Predigten Savonarolas ihren Widerhall fanden. Und gerade damals hatte dieser Mann das Kloster San Marco durch eingreifende Reformen zu einer strengsittlichen Lebensanstalt umgeschaffen und sich selbst durch asketische Härte gegen das eigne Fleisch den Ruf eines Heiligen erworben. Pietro sah mit Unmut und Sorge auf die wachsende Bedeutung des Klosterbruders, aber er mußte nur zu bald erleben, daß die vorausgesagten Strafgerichte des Herrn über ihn, sein Haus und die Republik hereinbrachen. Wie Jeremias sollte auch Savonarola nicht nur die Drangsale des Kriegs, die Invasion eines fremden Volks, die sein prophetischer Blick erschaut, wirklich über sein Volk kommen sehen, er sollte auch darunter leiden und bluten. Das Trauergedicht, in dem er kurz vor dem französischen Feldzug seinem angsterfüllten Herzen Luft machte, klang wie eine Kriegserklärung:

Pietro II.

Bald wirst du sehn, wie die Tyrannen fallen
Und ganz Italien erobert wird,
Zu seiner tiefsten Schande, Schmach und Schaden.
O Rom, auch du wirst bald genommen werden;
Ich seh das Schwert des Zornes auf dich stürzen,
Die Zeit ist kurz, und schnell fleucht jeder Tag.

Die Kirche Christi will mein Herr erneuern,
Bekehren will er alles Volk der Heiden;
Und wird nur eine Herde sein, ein Hirte.
Jedoch zuvor muß ganz Italien trauern
Und so viel Blut darin vergossen werden,
Daß der Bewohner nur noch wen'ge bleiben.

Girolamo Savonarola.

Die älteren Werke über den Florentiner Mönch von A. G. Rudelbach: Hieronymus Savonarola und seine Zeit. Aus den Quellen dargestellt. Hamburg 1835; von F. K. Meier: Girolamo Savonarola. Aus großenteils handschriftlichen Quellen dargestellt. Berlin 1836; K. Hases Skizze in: Neue Propheten. Leipzig 1851, 2. Aufl. 1860, sowie die Arbeiten von F. T. Perren: Jérôme Savonarola, sa vie, ses prédications, ses écrits. Paris 1853, und R. R. Madden: The life and martyrdom of Girolamo Savonarola cet. London 1854 sind überholt durch das urkundliche Werk von Pasquale Villari: La storia di Girolamo Savonarola e de' suoi tempi, con l'ajuto di nuovi documenti. Firenze 1859. Unter Mitwirkung des Verfassers ins Deutsche übersetzt von Moritz Berduschek. Leipzig 1868. Vgl. auch C. Sickinger: Savonarola, sein Leben und seine Zeit. Würzburg 1877.

Girolamo Savonarola wurde am 21. September 1452 in Ferrara geboren, wohin sein Großvater Michele, ein angesehener Arzt, auf den Ruf des kunstsinnigen Fürsten Niccolò III. von Padua übergesiedelt war. Unter der Leitung des erfahrenen Großvaters, der den Enkel zu seinem Nachfolger ausbilden wollte, erhielt Girolamo eine sorgfältige gelehrte Erziehung, so daß er bald nach dem frühen Tode Micheles im stande war, sowohl die scholastische Philosophie des Thomas von Aquino, als einzelne Teile der aristotelischen und platonischen Weltweisheit zu studieren. Die Schriften des heil. Thomas zogen ihn mit unwiderstehlicher Gewalt an. Es war merkwürdig, mit welcher Lust er, trotz seiner Jugend, in diesem Meer oder besser Labyrinth von unzusammenhängenden Syllogismen schwelgte und in wie kurzer Zeit er sich Gewandtheit im Disputieren erwarb.

Ferrara erfreute sich damals unter Niccolò und seinen Söhnen Lionello, Borso und Ercole aus dem Hause Este, einer glücklichen Zeit. Man nannte es „das Land des Friedens" und an Glanz, Kunstliebe und Bildungssinn wetteiferte der Hof von Ferrara mit dem florentinischen. Die Markgrafen von Este, zum Teil selbst Dichter, beförderten die Künste und Wissenschaften, zogen Künstler und Gelehrte in ihre Umgebung, widmeten den Museen, der Universität, der Bibliothek große Sorgfalt, führten die Buchdruckerkunst ein. Dabei standen sie an Luxus und prachtvoller Hofhaltung keinem Fürsten nach. Zum Dank für die glänzende Aufnahme, die Kaiser Friedrich III. auf seiner Krönungs- und Hochzeitsfahrt in Ferrara fand, erteilte er dem Borso die Herzogswürde. Auch Papst Pius II. wurde auf seiner Reise nach dem Konzil von Mantua
1452. mit den größten Festlichkeiten in Ferrara empfangen. Der Thronstreit zwischen Ercole und Lionels Sohn Niccolò unterbrach diese Zeit des Glanzes durch die wilden Szenen
1458. eines blutigen Bürgerkriegs; aber kaum hatte sich Ercole in der Herrschaft befestigt, so kehrte das alte Lust- und Freudeleben zurück. Auf das ernste Gemüt Girolamos machten diese Erlebnisse, dieses Jagen nach Genuß und Zerstreuungen einen betrübenden
1471. Eindruck. Er zog sich mehr und mehr von der Welt zurück und von seiner verdüsterten Seelenstimmung gab manches Jugendgedicht Zeugnis. Sein Auge erblickte unter dem äußeren Glanz den Verfall der Sitten und Tugend, den „Ruin der Welt", Knechtung des Volks und Tyrannei der Großen. Im Gebet allein suchte er Trost für sein zerrissenes Herz. Er netzte die Stufen der Altäre mit Thränen und lag stundenlang auf ihnen hingestreckt, um von Gott Kraft zu erflehen gegen die Laster seines sittenlosen und verworfenen Zeitalters. Diese düstere Seelenstimmung wurde noch erhöht durch verschmähte Liebe. Die Tochter eines Florentiner Verbannten aus dem Hause Strozzi wies ihn stolz zurück. Dadurch steigerte sich seine religiöse Andacht bis zur Schwärmerei. Er faßte den Entschluß, sich dem Klosterleben zu weihen, und wie

schwer es ihm auch fiel, sich von seiner Mutter Helena, der er mit großer Liebe und Verehrung sein ganzes Leben lang zugethan war, zu trennen, er führte seinen Vorsatz nach langen inneren Kämpfen aus. Am 25. April 1475 trat er zu Bologna in den 1475.
Dominikanerorden ein. In einem ergreifenden Brief an seinen Vater rechtfertigte er den Schritt, „er habe nicht länger die schreckliche Verdorbenheit der Zeit ertragen, in ganz Italien das Laster triumphieren, die Tugend unterdrückt sehen können". In einer Schrift: „Über die Verachtung der Welt" sprach er seinen Unwillen über die Entartung der höheren Gesellschaft in scharfen Worten aus und bat den Herrn, „daß die Wasser des Roten Meeres den Guten den Durchgang öffnen möchten und die Bösen verschlingen". Schon damals lebte das Gefühl in ihm, er sei von Gott zu einer besonderen Mission ausersehen. Die Eltern waren über den Schritt ihres Sohnes sehr betrübt, wie man aus einem Briefe ersieht, worin er ihnen ihren Kummer verwies.

Savonarola war von mittlerer Größe und von dunkler Gesichtsfarbe, so schildert der neueste Biograph Villari den jungen Dominikanermönch, von sanguinisch-cholerischem Temperament und von unsäglich zarten und reizbaren Nerven. Er hatte flammende Augen unter schwarzen Brauen, eine Adlernase, einen breiten Mund und große aber festgeschlossene Lippen, ein Zeichen von unerschütterlicher Festigkeit. Die Stirn, schon damals von starken Furchen durchschnitten, deutete bereits auf einen Geist voll ernster Betrachtungen und tiefer Gedanken. Seine ganze Physiognomie war nicht schön in den Formen, aber sie drückte einen strengen Adel des Charakters aus, und ein gewisses schwermütiges Lächeln gab seinen groben und harten Zügen einen Ausdruck von Güte, der schon beim bloßen Anblick Vertrauen einflößte. Seine Manieren waren einfach, wenn auch nicht fein. Seine Rede, schmucklos und fast roh, erhob sich, sobald er lebhaft wurde, zu einer solchen Macht und Eindringlichkeit, daß sie jeden überwältigte. Aber in jenen Tagen war er in ein tiefes Schweigen versunken und lebte ganz der Betrachtung der himmlischen Dinge. Wer ihn in den Klostergängen einherwandeln sah, dem schien er eher ein Schatten als ein lebendiger Mensch, so hatten ihn Fasten und Kasteiungen abgemagert. Die härtesten Proben des Noviziats erschienen ihm gering, und seine Oberen mußten ihn unaufhörlich von Übertreibungen zurückhalten. Wenn er nicht fastete, so aß er kaum so viel, als genügte, um ihn aufrecht zu erhalten. Sein Bett bestand aus einem hölzernen Rost, worüber ein Strohsack und eine wollene Decke gelegt waren. Seine Kleider waren stets die gröbsten, die er finden konnte, aber von musterhafter Sauberkeit. Seine Bescheidenheit, seine Demut und sein Gehorsam fanden nicht ihresgleichen im Kloster. Die Inbrunst seines Gebets war derart, daß seine Oberen darüber staunten und die andern Mönche ihn oft in Verzückung zu sehen glaubten. Es schien wirklich, als hätten die Klostermauern ihm den inneren Frieden zurückgegeben, indem sie ihn von der Welt abschlossen, und als hätte er damals nur das eine Bedürfnis gefühlt: zu gehorchen und zu beten. Sieben Jahre blieb 1475—1482.
Savonarola im Dominikanerkloster zu Bologna, hauptsächlich mit dem Unterrichte der Novizen und mit Studien beschäftigt. Aber bald erkannte er, daß auch die Kirche an schweren Schäden litt, und wie er früher seinen Kummer über den Ruin der Welt in schwermütigen Versen kund gegeben, so verfaßte er jetzt ein Gedicht „über den Ruin der Kirche". Er sah die Hauptursache des Verderbens im Verfall des Papsttums und wünschte schon damals „dem Dämon die Riesenschwingen seines Fluges zu brechen". Er trauerte und schwieg und suchte Trost in der Heil. Schrift, die er eifrig las, und im Predigen, zu dem ihn die Oberen anhielten. Der Krieg, von dem im Anfang der achtziger Jahre das Herzogtum Ferrara heimgesucht war, trieb ihn nach Florenz. Er 1482.
wanderte über die wilden einsamen Apenninen der Arnostadt zu und trat in das Dominikanerkloster San Marco ein, in jenes schöne Gebäude, das Cosimo de' Medici

vor vierzig Jahren durch den Architekten Michelozzo Michelozzi hatte aufführen lassen und wo sich eine reiche Manuskriptensammlung befand, um derentwillen das Kloster fortwährend von vielen Gelehrten besucht war. Giovanni da Fiesole (Beato Angelico) hatte die Wände mit den unvergleichlichen Schöpfungen seines Genius geschmückt. Diese Heiligenbilder waren für das religiöse Gemüt des neuen Klosterbruders „wie eine heilige Musik“.

Wie die Propheten des Alten Testaments glaubte Savonarola den göttlichen Ruf zu haben, einen rücksichtslosen Krieg zu führen gegen die Laster seiner Zeit und gegen die Greuel in Rom. Diese Aufgabe erschien ihm als eine Last des Herrn, der er sich nicht entziehen dürfe; in seinem aufgeregten Gemütszustande hatte er himmlische Erscheinungen, glaubte er göttliche Stimmen zu hören. Die Visionen des Alten Testaments und der Apokalypse reihten sich vor seiner Phantasie wie reale Wesen auf und veranschaulichten ihm das Unglück Italiens und der Kirche. Sie waren ihm Sinnbilder der künftigen Wiedergeburt, die durch ihn vollbracht werden würde. In poetischen Ergüssen gab er seinen schmerzlichen Gefühlen über die unwürdigen Vorgänge bei der
1484. Wahl des neuen Papstes Innocenz VIII. Ausdruck. In der Kirche von San Gimiano im Sienesischen, wo er die Fastenpredigten zu halten hatte, sprach er rücksichtslos den Gedanken aus, „die Kirche werde gezüchtigt werden und dann erneuert, und das werde
1486. bald geschehen“. In Brescia entrollte er an der Hand der Apokalypse ein ergreifendes Bild von den Strafgerichten Gottes, welche die Sünden und Laster der Menschen über die Welt herabziehen würden, und forderte zur strengen Buße auf. Als sechsundzwanzig Jahre später die Stadt von dem wilden Heere Gastons de Foix so furchtbar heimgesucht wurde, da erinnerten sich die älteren Einwohner noch mit Angst und Schrecken der Voraussagungen des Fastenpredigers. Auf einem Dominikanerkapitel zu Reggio machte er die Bekanntschaft des hochgefeierten Pico von Mirandola, und so verschieden auch ihre Naturen waren, es bildete sich eine Freundschaft fürs Leben. Pico bewirkte auch bei Lorenzo de' Medici, daß Savonarola wieder nach San Marco zurückgerufen
1490. ward. Hier entfaltete nun der begeisterte Mönch eine große Thätigkeit als Lehrer, als Schriftsteller, als Prediger. In einer Zeit, da sich die gebildete Welt so fest an die Ketten der Alten geschmiedet und ihren Verstand dergestalt unter deren Joch gebeugt, daß sie nicht nur nichts gegen ihre Anschauungen sagen wollte, sondern überhaupt nichts, was die Alten nicht schon gesagt haben“, wagte er es, sich von der Fessel der Autorität zu befreien und auf das eigne Denken und Forschen zurückzugehen, „das Auge stets auf die Wahrheit gerichtet. In jenen Tagen, da die Menschen zwischen Materialismus und äußerlicher Religionsübung sich gedankenlos umhertrieben, drang er auf inbrünstiges Gebet mit Glaubens- und Liebeswerken. Er empfahl die biblische Lehre: „Der Herr hat kein Gefallen an der Menge der Worte, sondern an der Inbrunst der Seele“, und mahnte an den Ruf, Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten; Zeremonien und äußere Kultusformen ohne innere Gottesandacht seien wie Arznei für einen Kranken, der alle Lebenskraft verloren habe. Durch die Liebe und Hingebung des Menschen an Christus, so daß seine Seele gleichsam ein Teil von Christus sei, werde die Gnade Gottes und die himmlische Seligkeit erworben. So hat die Liebe zu Christo die übermenschliche Macht, das Geschöpf, welches endlich ist, mit dem unendlichen Schöpfer zu verknüpfen, und erklärt in gewissem Sinne das Mysterium von der menschlichen Freiheit und der göttlichen Allmacht. — Seine größten Erfolge hatte Savonarola auf der Kanzel durch die Kraft und Energie seines Vortrags wie durch die Begeisterung und Überzeugungstreue, die aus seinen flammenden Worten hervorleuchteten. Hier eiferte er, im Gegensatz zu dem feingebildeten Franziskanerprediger Gennazzano, dem Kanzelredner der vornehmen Welt, als Strafprediger gegen die Laster und Verderbnis

der Zeit und verkündigte die nahen Strafgerichte Gottes gleich den Propheten des Alten Testaments. Drei mächtige Fürsten würden bald vor den Richterstuhl Gottes gerufen werden, sprach er mit prophetischer Zuversicht aus; und in wenigen Wochen erlebte das Volk den Tod Lorenzos und des Papstes Innocenz VIII. Unter dem neuen Fürsten April 1492.
Pietro stieg sein Ansehen; die Kirche, worin er predigte, wurde der Versammlungsort aller Gegner des Herrscherhauses. Er galt nun für einen Propheten und er selbst glaubte immer fester an seine Mission; seine Gemütsaufregung steigerte sich zu ekstatischen Zuständen; er hatte himmlische Visionen. Im folgenden Jahr hielt er, im Auftrag seiner 1493.
Vorgesetzten, die Fastenpredigten in Pisa und Bologna. Um in Zukunft von solchen unfreiwilligen Reisen verschont zu werden, bewirkte er in Rom, daß die toscanische Kongregation von der lombardischen getrennt und für unabhängig erklärt wurde. Nun führte er eine neue Klosterordnung ein; das Gelübde der Armut wurde wieder in der ursprünglichen Strenge durchgeführt, eine einfache, beschauliche Lebensweise zur Pflicht gemacht, den Mönchen Arbeitsamkeit empfohlen. Er richtete Schulen ein, in denen Malerei, Skulptur und Architektur, das Kopieren von Handschriften und Miniaturmalerei getrieben wurden. Besonders sollten sich die Laienbrüder diesen Beschäftigungen widmen. Auch Unterricht, Predigt und Studium wurden mit Eifer betrieben. Er selbst war ein Muster strengster Enthaltsamkeit und Entsagung. Dadurch kam das Kloster San Marco sehr in Blüte; es diente allen übrigen zum Vorbild. Die berühmten Adventspredigten über Glauben und Werke hat man vielfach so gedeutet, als habe er im Sinne der späteren Reformatoren allein die Rechtfertigung durch den Glauben gelehrt; aber der neueste Biograph Villari widerlegt diese Auffassung: die Notwendigkeit der guten Werke, der freie Wille und die Mitwirkung des Menschen bei der Gnade, die dennoch ein freiwilliges Geschenk des Herrn sei, das sind Lehren, auf die Savonarola bei jeder Gelegenheit zurückkommt. Durch Streben nach dem Glauben, durch Beten und durch Wohlthun müsse man sich zum Empfang der göttlichen Gnade vorbereiten. Aber den größten Nachdruck legte Savonarola stets auf die Verbesserung der Sitten und des Lebens, und dabei führte er scharfe Schläge gegen Kirche und Staat, gegen Fürsten und Priester und enthüllte furchtlos und ergreifend die Gebrechen in der Politik und in der Religion; allen Mächtigen der Erde, allen Würdeträgern der Kirche und des Staats erklärte er den Krieg und forderte die Freiheit der Völker als ein göttliches Recht. Er sieht eine neue Sündflut über die Welt hereinbrechen und erbaut sich „eine mystische Arche", die den Frommen als Zuflucht, als Ort der Gemeinschaft dienen soll. Bei diesen Predigten herrschte ein solcher Zudrang, daß der weite Dom die Menge der Zuhörer kaum zu fassen vermochte.

6. Italien während der französischen Invasion.

a. Karl VIII. im oberen Italien und die Vorgänge in Florenz.

So war die Lage Italiens, als Karl VIII. von Frankreich sich anschickte, Entstehung des Kriegs.
mit Heeresmacht über die Alpen zu ziehen, um zunächst das Königreich Neapel in Besitz zu nehmen und von dort aus im Geiste seines Ahnherrn Ludwig des Heiligen der Welt der Ungläubigen im Morgenlande den Krieg zu bringen. Wir kennen bereits die Persönlichkeit des französischen Monarchen, der, schwach von Geist, häßlich von Angesicht und unansehnlich von Körpergestalt, sich an ein Unternehmen wagte, zu dessen Durchführung er weder Fähigkeiten noch Kräfte besaß. Erfüllt von Romantik und Rittertum, die in der Periode ihres Verwelkens

und Absterbens noch einige schwärmerische Verehrer und Nachzügler erzeugten, gefiel er sich in dem Gedanken, als Führer und Feldhauptmann des christlichen Abendlandes gegen die mohammedanische Türkenwelt aufzutreten und zugleich dem französischen Königsthron das schöne Erbe der Anjous und die Schirmherrschaft über das zerrüttete Italien zu erwerben. Die klugen erfahrenen Staatsmänner aus der Schule Ludwigs XI., wie Comines, des Querdes, Graville u. a. widerrieten den Plan: die Ausführung sei gewagt, der Sieg ungewiß, die gewonnenen Erfolge schwer zu behaupten; aber es gab in Frankreich noch ritterliche Abenteurer, kriegslustige Edelleute und phantastische Naturen genug, welche den gleichgesinnten König in seinem Vorhaben bestärkten, und flüchtige oder verbannte Italiener, die am Pariser Hof Schutz und Aufnahme gefunden, vor allen die Fürsten von Salerno und von Bisignano, wirkten aus allen Kräften für einen Feldzug, von dem sie für sich selbst Wiedereinsetzung in ihre verlornen Güter und Bürgerrechte und Rache an ihren Gegnern zu erlangen hofften. Auch der Herzog von Orleans begünstigte das Unternehmen, teils weil er sich nach Kriegsruhm und Waffenehre sehnte, teils weil er als Abkömmling der Valentine Visconti nähere Ansprüche als die Sforza auf Mailand zu haben glaubte, welche er bei der Gelegenheit zu verwirklichen gedachte. Die Grafschaft Asti, die er in Piemont besaß, gab ihm einen günstigen Stützpunkt und Rückhalt. Der Titel eines Herzogs von Mailand, den er sich bereits beilegte, verriet seine Pläne. Ehrgeizige Höflinge wie Etienne de Vesc, ursprünglich Kammerdiener, jetzt Seneschall von Beaucaire, und Wilhelm Briçonnet, der sich vom Handelsmann zum Finanzminister und Bischof von St.-Malo aufgeschwungen, wirkten in demselben Sinn, in der Absicht, den König dem Einflusse seiner Schwester, der Frau Anna de Beaujeu, zu entreißen und ihn ganz in ihre Atmosphäre zu ziehen.

Die Lage der Dinge. 1. In Mailand. Die größten Anstrengungen aber, den Feldzug zu stande zu bringen, machte Lodovico Moro. Sein schwacher Neffe Giovan Galeazzo, welcher in Pavia dem Tode entgegensiechte, verursachte ihm wohl nur geringe Sorge; noch
20. Okt. 1491. ehe der Feldzug zu Ende war, stieg derselbe ins Grab, wie man argwohnte, in Folge eines schleichenden Giftes; aber seine neapolitanische Gemahlin war eine Frau von energischem Geist und männlicher Thatkraft, die ihrem unmündigen Sohne Francesco Sforza das väterliche Erbe zu erhalten strebte und dabei auf den Beistand ihres Vaters Alfons rechnete, dem einige Monate vorher durch den Tod Ferdinands die Krone von Neapel zugefallen war. Wenn bei dem usurpatorischen Charakter der Sforzaschen Herzogswürde von einem legitimen Erbrechte die Rede sein konnte, so gebührte diesem jungen Sprößling des Hauses die Herrschaft; allein Lodovico stützte sich auf die Stimme des mailändischen Volks, das in dieser drohenden Zeit das Zepter in einer festen Hand sehen wollte, auf den kaiserlichen Lehnsbrief und auf seinen verschlagenen intriganten
2. In den andern italienischen Staaten. Geist. — Noch ein andrer italienischer Mann legte ein Gewicht in die Wagschale. Als der französische Hof in Lyon und Vienne sich aufhielt und der König

und die Edlen über Ritterspielen, Festlichkeiten und fröhlichen Gelagen des Kriegs zu vergessen schienen, stellte sich der uns wohlbekannte Giuliano della Rovere, Sixtus' IV. kluger und energischer Neffe, nachmals Papst Julius II., ein heftiger Gegner Alexanders VI., ein und feuerte die Kampflust von neuem an. Bereits waren königliche Gesandte über die Grenze gewandert, um in der Halbinsel selbst Bundesgenossen zu werben; und wenn auch die Signorie von Venedig erklärte, daß die Republik, mit ihren eignen Angelegenheiten und mit der Türkennot vollauf beschäftigt, in dem bevorstehenden Kampfe eine neutrale Haltung beobachten werde, wenn auch Papst Alexander eine ausweichende Antwort gab, da er bereits den Aragonesen mit der Königskrone von Neapel belehnt, und die Prätendenten mit ihren Ansprüchen vor sein Schiedsgericht lud, wenn auch Pietro de' Medici zu Alfons hinneigte, mit dessen Hilfe er die souveräne Fürstengewalt in Florenz zu erwerben hoffte, so bemerkte doch das scharfe Auge der französischen Unterhändler so viele Zerklüftungen, so viele geteilte Interessen, so viele verborgene Leidenschaften, so viele Elemente des Haders, der Parteiung, des Abfalls, so viele Neigungen, besonders bei den kleineren Dynastien, ihre politische Haltung nach dem Gange der Ereignisse zu wählen, sich auf die Seite zu wenden, wo die eigne Selbstsucht, der persönliche Vorteil am meisten Befriedigung finden würde, daß ihre Berichte mehr ermutigten als abschreckten. Die Zerrissenheit des Landes, die Spaltung zwischen Bürgern und Dynasten, zwischen Lehnsherren und Vasallen, das verwahrloste Heerwesen unter den Händen unfähiger Condottieren, die gelockerte Mannszucht und schlechte Bewaffnung der verwilderten Kriegsbanden, alles versprach den Franzosen einen günstigen Erfolg. Mit den übrigen Staaten in Europa stand der Pariser Hof in gutem Einvernehmen, so daß von keiner Seite eine Einsprache oder Intervention zu befürchten war. Mit England und mit Maximilian hatte man sich ausgesöhnt; das spanische Königspaar, von dem aus Rücksichten der Blutsverwandtschaft am ersten ein Waffenbund mit dem aragonischen Herrscherhaus in Neapel und Sizilien erwartet werden durfte, hatte man im Vertrag von Barcelona durch die Zurückgabe der verpfändeten Landschaften Perpignan und Roussillon ohne Ersatz zu gewinnen gesucht und die Bedenklichkeiten durch das Vorgeben beschwichtigt, der Feldzug sei gegen die Osmanen gerichtet; den turbulenten Geist der trotzigen Feudalherren im eignen Lande hatte Ludwig XI. gebändigt.

3. Im übrigen Europa.

Jan. 1493.

So unternahm denn Frankreich zum erstenmal einen Eroberungskrieg in das Nachbarland und eröffnete dem militärischen Ehrgeiz einen Weg, der seitdem so oft betreten werden sollte. Man war noch fremd in der modernen Kriegspolitik; darum mußte der populäre Türkenzug als Maske dienen. Zu dem Behuf ließ sich Karl VIII. von dem Neffen und einzigen Erben des griechischen Kaisers, Andreas Paläologos, seine Ansprüche auf das byzantinische Reich abtreten. In des Königs eigner von Rittertum und Romantik erfüllten Seele mochten wohl derartige phantastische Pläne wurzeln; aber die französische Nation

Die Motive des Kriegszugs.

stand solchen weitfliegenden Gedanken und Unternehmungen fern; das Trauerspiel von Nikopolis war noch nicht vergessen, und seit Ludwig XI. waren andre politische Ziele und Interessen wach geworden. In Italien aber glaubte niemand an eine überseeische Expedition.

Die Franzosen in Oberitalien. 1494. Es war gegen Ende August des Jahres 1494, daß König Karl VIII. über den Mont Genevre seinen Zug nach Italien antrat, nachdem er seinen Schwager Peter von Bourbon zum Reichsstatthalter während seiner Abwesenheit ernannt. Sein Heer, wohl 50,000 Mann zählend, war wohl gerüstet und mit Geschütz trefflich versehen. In der Reiterei diente der französische Adel, nach Ruhm und Waffenehre dürstend; bei dem Fußvolk standen neben den Eingebornen, zur Hälfte aus Gascognern bestehend, 8000 helvetische Soldknechte mit ihren achtzehn Fuß langen Lanzen, Hellebardiere, damals die gefürchtetsten Krieger, und schottische Armbrustschützen, die alten Bundesgenossen Frankreichs; auf dem Meere kreuzten französische und genuesische Galeeren. In Savoyen war nach der kurzen unselbständigen Regierung Philiberts und Karls, der Söhne der Karl von Savoyen. 1482–1489. Herzogin Jolanta, die Herrschaft an des letzteren unmündigen Sohn Karl Johann Amadeus gekommen, über welchen seine Mutter Bianka von Montferrat die Vormundschaft führte; auch in der kleinen Markgrafschaft Montferrat bestand eine weibliche vormundschaftliche Regierung. Ohne auf Widerstand zu stoßen, durchzog der König die beiden Gebirgslandschaften und langte am 9. September in Asti an, der Besitzung Ludwigs von Orleans. Während er hier und in Pavia einige Wochen verweilte, mehr auf Spiele, Lustbarkeiten und Zerstreuungen als auf den Krieg bedacht, und in solcher Geldnot war, daß er von Mailänder Wechslern, unter Lodovicos Bürgschaft, Vorschüsse aufnehmen mußte und die beiden fürstlichen Frauen von Montferrat und Savoyen ihre Kostbarkeiten für ihn verpfändeten, drängten die Vortruppen unter dem tapferen Feldhauptmann Evrard d'Aubigny, einem schottischen Adelsgeschlecht entstammt, die Neapolitaner, die unter dem Herzog Fernando von Kalabrien in die Romagna eingerückt waren, zurück und näherten sich den Grenzen Toscanas, und ein Geschwader erstürmte Rapallo, wo eine kleine neapolitanische Besatzung lag. Die Greuel, welche die fremden Kriegsmannschaften und Soldknechte in diesem Orte und in dem eroberten Kastell Fivizzano begingen, wo sie alle Bewaffneten unbarmherzig niedermachten und nicht einmal die Kranken verschonten, verbreiteten Angst und Schrecken unter den Italienern, die seit vielen Jahren nur an die meist unblutigen und harmlosen Kriegsspiele der Condottieren gewöhnt waren. Zugleich gewahrten sie mit Besorgnis, wie weit das feindliche Fußvolk, insbesondere die Schweizer Lanzenträger, ihren eignen größtenteils berittenen Kriegshaufen, und das französische Geschütz den italienischen Feldstücken überlegen war. Anstatt aber von ihren inneren Parteikämpfen abzulassen und sich zum gemeinsamen Widerstand gegen den Nationalfeind zu vereinigen, verloren sie nun vollends allen Mut und erleichterten durch Unthätigkeit, Intrigen und

unsicheres Hin- und Herschwanken den Sieg der Franzosen. Als Karl VIII. von Piacenza, wo ihm der Tod des jungen Herzogs von Mailand gemeldet wurde, im Spätherbst bei dem Heere eintraf, stand dasselbe im Begriff, durch die Pässe von Sarzana und Pietra Santa in das Gebiet von Toscana einzudringen.

Ein geringes Maß von Mut und kriegerischer Entschlossenheit hätte genügt, den Feind auf diesem schwierigen durch Berge und Festungen geschützten Terrain aufzuhalten und zum verlustvollen Rückzuge zu zwingen; aber Pietro de' Medici war keines mutigen Aufschwungs fähig; er fühlte sich im Zwiespalt mit dem florentinischen Volk und schwankte ratlos hin und her. Wir wissen, wie sehr in der Arnostadt die Opposition gegen die Mediceer infolge der Buß- und Strafpredigten Savonarolas seit Lorenzos Hinscheiden gewachsen war. Der Bund, den Pietro zu Anfang des Kriegs mit dem neapolitanischen König geschlossen, um mit dessen Hilfe das schwankende Prinzipat in ein erbliches Fürstentum zu verwandeln, hatte diese Opposition bedeutend verstärkt; selbst seine beiden Vettern Giovanni und Lorenzo hielten zur Volkspartei, so daß er sie nach ihren Landsitzen verwies. Aber auch die Neapolitaner, die nach der Romagna vorgerückt waren, hatte er in der entscheidenden Stunde im Stiche gelassen und sich dadurch sogar bei den Franzosen verächtlich gemacht. In Florenz schwand sein Ansehen immer mehr dahin; selbst die beiden Verwandten entflohen von ihren Verbannungsorten in das französische Lager und ermunterten den König zum Einzug in das florentinische Gebiet, da das Volk mit Sehnsucht seiner Ankunft entgegenharre. In dieser kritischen Lage beschloß Pietro, wie einst sein Vater in Neapel, durch sein persönliches Erscheinen der Sache eine entscheidende Wendung zu geben. Begleitet von einigen Gesandten der Republik eilte er in das französische Hauptquartier, um dem König seine Freundschaft und Bundesgenossenschaft anzubieten. Nichts konnte dem Valois erwünschter sein. Sein Heer hatte schon seit mehreren Tagen vergeblich die Burg Sarzanello berannt und befand sich in mißlicher Lage. Karl empfing den Mediceer mürrisch und mit drohender Miene; er wollte ihn einschüchtern und nachgiebig machen. Seine Absicht wurde über alles Erwarten erreicht; der bestürzte Fürst willigte nicht nur in die Übergabe der drei Festungen, er versprach auch eine beträchtliche Geldsumme und erklärte sich einverstanden, daß bis zur Beendigung des neapolitanischen Kriegs die Städte Pisa und Livorno von französischen Truppen besetzt würden. Der König selbst und seine Umgebung waren überrascht von den unerwarteten Erfolgen, die ihnen den Weg nach Toscana und Rom öffneten. Sogar solche Männer, welche, wie Comines, den Feldzug widerraten hatten, meinten jetzt, Gott selbst scheine das Unternehmen zu begünstigen.

Die Haltung Pietros de' Medici.

In dieser Anschauung traf der französische Politiker mit dem florentinischen Propheten zusammen. Wie einst die gefangenen Juden, als sie an den Wasserbächen Babels trauerten und ihre Harfen an den Weiden aufhingen, ihre hoffenden Blicke auf den Perserkönig Cyrus richteten, jenen Koresch, den der Herr zu

Savonarola und die Florentiner.

ihrer Erlösung aus der Knechtschaft senden werde, so hatte Savonarola bei Beginn des Kriegs einen „neuen Cyrus" verkündigt, der über die Berge kommen und die Republik vom Drucke der Mediceer befreien werde. In jenen Tagen der Aufregung war der Prior von San Marco eine Macht geworden: seinen Predigten im florentinischen Dome strömte das Volk in solchen Haufen zu, daß die weiten Räume des Prachtgebäudes die Menge nicht faßten, daß noch hohe Gerüste in den Hallen erbaut werden mußten. Als nun die Gesandten der Republik aus dem französischen Lager heimkehrten und mit Ingrimm erzählten, wie furchtsam und feig sich Pietro benommen und welchen schimpflichen Vertrag er abgeschlossen, da entstand eine drohende Gährung; in den Straßen und Plätzen rottete sich das Volk zusammen, alles war in Bewegung. Es tauchten wieder manche von den alten Waffen auf, die mehr als ein Jahrhundert versteckt gelegen, und hier und da wurde mit einem Dolch geprahlt, der am Tage der Verschwörung der Pazzi in dem Dom gezückt worden. Aus den Werkstätten der Woll- und Seidenwirker kamen Scharen von starken breitschulterigen Männern mit wilden Gesichtern hervor, welche an die Ciompi Micheles de Lando erinnerten (VIII, 398). Damals richteten sich aller Augen auf Savonarola; in seiner Hand lag das Schicksal der Stadt. Und er hat in diesen Tagen der Prüfung den richtigen Weg gefunden. In den Adventspredigten über den Propheten Haggai beschwichtigte er die Leidenschaften, empfahl Frieden, Liebe und Eintracht und forderte zur Buße und Sinnesänderung auf: „Das Schwert ist gekommen, die Weissagungen gehen in Erfüllung, die Strafen beginnen; der Herr ist's, der diese Heere heranführt. O Florenz, die Tage der Gesänge und Tänze sind vorüber, jetzt ist es Zeit, mit Strömen von Thränen über deine Sünden zu weinen. Deine Sünden Florenz, deine Sünden Rom, deine Sünden Italien, sind die Ursache dieser Züchtigung. Darum thut Buße, gebt Almosen, betet und seid einig." Und er predigte nicht an taube Ohren, seine Worte drangen in die aufgeregten Gemüter und beschwichtigten den Sturm.

Verbannung der Medici.

Die Revolution, welche sich auf der Straße tumultuarisch und drohend angekündigt hatte, verlief ruhig und friedlich im Regierungspalast. Hier versammelte

4. Nov. 1494.

die Signorie die erfahrensten Bürger, um zu beraten, welche Maßregeln unter den obwaltenden Umständen zu treffen seien. Da gab Piero Capponi, ein angesehener Bürger von altflorentinischem Blut, ein Greis mit weißem Haar, aus dessen flammenden Augen Mut und Kampflust hervorleuchteten, seine Meinung dahin ab: Pietro de' Medici sei unfähig den Staat zu leiten, die Republik müsse für sich selbst sorgen, es sei Zeit, daß man aus dem Regiment von Kindern herauskomme. Man solle eine Ehrengesandtschaft an Karl VIII. abordnen und ihr den Padre Girolamo Savonarola beigeben. Diese solle dem König und seinem Heer den ungehinderten Durchzug durch das Land anbieten. Zugleich solle man aber die Hauptleute der Republik samt den Truppen nach der Stadt berufen und sie in Klöstern und andern Orten unterbringen, damit, wenn der französische

Herrscher bei dem Einzug in Florenz der Regierung ungebührliche Zumutungen stelle, man Mittel der Abwehr in Händen habe. Sofort machten sich die Gesandten auf den Weg nach Lucca, wo damals das Hauptquartier war, und folgten dann dem königlichen Heerführer nach Pisa. Hier traf auch Savonarola, der später aufgebrochen war, mit zwei Mönchen bei ihnen ein. Als Pietro de' Medici an ihrem Benehmen gegen ihn erkannte, von welchem Geist die Republik erfüllt sei, machte er Versuche, sich mit Gewalt in der Herrschaft zu behaupten. Nachdem er sich durch die Zusage von 200,000 Dukaten der Gunst und des Beistandes des französischen Königs zu versichern gesucht, eilte er nach Florenz, um mit Hilfe seiner Parteigenossen und bewaffneter Freunde, die revolutionäre Bewegung zu unterdrücken, während sein Verwandter Paolo Orsini Söldnerhaufen sammelte, um seinen Anschlag zu unterstützen. Aber der Empfang, den Pietro 8. Nov. sowohl bei der Signorie als bei dem Volke fand, benahm ihm bald allen Mut. Nicht nur, daß ihm und seinen bewaffneten Begleitern der Eintritt in den Regierungspalast verwehrt ward, die städtische Bevölkerung, von Francesco Valori, einem der eifrigsten Anhänger Savonarolas aufgereizt, nahm eine so drohende Haltung an, daß Pietro eilig aus der Stadt entwich, begleitet von seinem Bruder Giuliano und einigen Gefährten. Sie schlugen den Weg nach Bologna ein; als aber der Stadtherr Bentivoglio sie wegen ihres zaghaften Ausreißens scharf zurechtwies, nahmen sie ihren Aufenthalt in Venedig. So wurde das stolze Prinzipat der Mediceer, das Cosimos Klugheit und Lorenzos Staatskunst aufgerichtet, durch die Schwäche und Unfähigkeit Pietros umgestürzt. Die Signorie setzte einen Preis auf die Häupter der flüchtigen Brüder. Wer sie lebendig in die Hände der Republik liefere, sollte 5000 Gulden empfangen, wer tot 2000. Die Bildnisse der Rebellen von 1434 und der Verschwörer von 1478 wurden von den Wänden des Palastes abgerissen und die Familien der Neroni, Diotisalvi, der Pazzi, und vieler andern Verbannten ehrenvoll zurückgerufen. Auch Lorenzo und Giovanni de' Medici, Pietros Vettern, eilten heim und buhlten um die Volksgunst, indem sie das Familienwappen mit den Kugeln (Palle) von ihren Häusern entfernten und ihren Namen Medici mit „Popolani" vertauschten. Die Volkswut verlangte jedoch noch andre Opfer: der mediceische Palast wurde geplündert, wobei manche wertvolle Kunstwerke zu Grunde gingen, mehrere Beamte, welche als eifrige Werkzeuge der mediceischen Herrschsucht und Geldbedrückung bekannt waren, vor allen der Staatsschuldenverwalter Antonio Miniati, wurden verfolgt und bedroht. Nur dem Einfluß der Anhänger Savonarolas und dem energischen Auftreten der Regierung war es zu danken, daß die revolutionäre Bewegung noch in gewissen Schranken gehalten wurde. Und nicht bloß in Florenz war das Volk in Gährung, auch in Pisa hatte man beim Einzug der Franzosen die Freiheit und Unabhängigkeit der Stadt ausgerufen, das florentinische Wappen abgerissen, die florentinischen Beamten verjagt. Ähnliche Szenen erfolgten in Arezzo, Montepulciano u. a. O.

Karl VIII. in Florenz. 1494. Die Berichte der Gesandten über ihren Empfang im französischen Hauptquartier mehrten die Aufregung. Karl VIII., mehr für den flüchtigen Mediceer als für die Republik gestimmt, ließ sich zu keinem Vertrag bewegen; er begnügte sich mit der allgemeinen Versicherung seines Wohlwollens, meinte aber, nach seinem Einzug in die „große Stadt" würde sich alles finden. Die Pisaner wurden in ihren Unabhängigkeitsbestrebungen nicht gehindert. Nur Savonarolas Ermahnung, daß der König, den der Herr der Heerscharen zu seinem Rüstzeug erkoren, seine höhere Mission mit Gerechtigkeit und Erbarmen ausführen sollte, machte Eindruck auf das Gemüt Karls. Er hegte große Verehrung für den Mann, der sein Kommen prophezeit hatte und seiner Unternehmung einen glücklichen Ausgang verhieß. 17. Nov. 1494. Am 17. November erfolgte der Einzug der Franzosen in die mit Teppichen geschmückte Stadt. Karl VIII., ein unscheinbarer Mann von mißgestaltetem Körper, in goldgesticktem Mantel auf einem großen Schlachtroß einherreitend, machte keinen vorteilhaften Eindruck; um so mehr imponierte die aus verschiedenen Truppen und Waffengattungen zusammengesetzte Armee von etwa 12,000 Mann zu Fuß und zu Pferd, welche in der Stadt Herberge nahm. Mit Festlichkeiten, Jubelgeschrei und Stadtbeleuchtung wurde der König empfangen und der mediceische Palast ihm zur Wohnung angewiesen. Aber die Freude wurde bald gedämpft, als die Kriegsleute sich frech und übermütig benahmen und Karl VIII., den Pietro und seine Gemahlin und Mutter mit Bitten und Versprechungen für ihre Wiedereinsetzung bestürmten, an die Signorie übertriebene Forderungen stellte. Florenz sollte als eroberte Stadt angesehen werden. War doch der König mit der Lanze auf dem Schenkel eingeritten und hatten doch die vorausgeschickten Quartiermacher die zur Aufnahme der Kriegsleute bestimmten Häuser mit Kreide bezeichnet! Bald kam es zu tumultuarischen Auftritten; aus Fenstern und Thüren wurde mit Steinen nach den Franzosen geworfen. Die Florentiner waren empört, daß einige gefangene Italiener mit Stricken durch die Straßen geführt wurden, damit sie sich das Lösegeld erbetteln sollten. Die drohende Haltung der großen volkreichen Stadt machte die Feinde behutsamer; und selbst der König stimmte seine Forderungen herab, als er den Ernst der Situation erkannte und die Standhaftigkeit der Regierungsbevollmächtigten, welche den Vertrag mit ihm abschließen sollten. An der Spitze derselben stand der erwähnte Piero Capponi, ein Mann von hervorragenden Eigenschaften und republikanischer Gesinnung. Vom Kaufmannsstande ausgehend hatte er als gewandter Diplomat wie als tapferer Kriegsmann und Feldherr dem Staate wichtige Dienste geleistet. Als die Kommissare die Bedingungen zurückwiesen, rief der König drohend aus: „Dann werden wir unsre Trompeten blasen", worauf Capponi zur Antwort gab: „Und wir werden unsere Glocken läuten!" Endlich kam der Vertrag zu stande: König Karl sollte den Titel eines Wiederherstellers und Beschützers der florentinischen Freiheit führen, 120,000 Gulden beziehen und die Festungen nicht länger als zwei Jahre im Besitz behalten. Die Verban-

nung der Mediceer wurde aufrecht erhalten, doch der zu ihrer Einbringung ausgesetzte Preis zurückgenommen. Aber noch immer zögerte Karl mit dem Abzug. Erst die Mahnrede Savonarolas bewirkte, daß er mit seinem Heer die Stadt 28. Nov. verließ. Zuvor aber wurde noch der Palast der Mediceer geplündert und die Kostbarkeiten und Kunstschätze entführt. — Nun war die Republik frei; und als ob aller Glanz der mediceischen Herrschaft damit sein Ende finden sollte, gingen um dieselbe Zeit die beiden Männer aus der Welt, die am meisten zu diesem Glanze beigetragen, Angelo Poliziano und Pico della Mirandola. Sie wurden beide im Dominikanerkloster San Marco beigesetzt. Dort schien jetzt die Macht des republikanischen Volksstaats ihren Sitz und Ausgang zu nehmen. Denn dort lebte und wirkte Savonarola, der von den Florentinern als gottgesandter Prophet verehrt ward.

Die Verfassungsreform unter Savonarolas Auspicien. Dez. 1494.

Wenige Tage nach dem Abzug der Franzosen berief die Glocke des Palazzo die Florentiner zum Parlament. Nachdem die Zugänge geschlossen waren, verlasen die Signori einen Antrag, daß ein Ausschuß von zwanzig Accoppiatori oder Zentralbevollmächtigten ernannt werde, der die Balia und Befugnis haben sollte, für ein Jahr die Signorie und alle obersten Behörden zu erwählen und zum Gonfaloniere di Giustizia einen aus ihrer Mitte aufzustellen. Die Volksgemeinde gab ihre Zustimmung, und nun trat an die Stelle des von Lorenzo eingeführten Rats der Siebzig ein Kollegium von Zwanzig, die alle Regierungsgewalt in die Hand nahmen und die Staatshoheit repräsentierten. Aber wie sollten die Florentiner, die seit sechzig Jahren unbedingt von den Medici und ihren Werkzeugen regiert worden waren, nun auf einmal die Fähigkeit erlangen, den Staat durch die Schwierigkeiten zu führen, die sich von allen Seiten herandrängten? Pisa abgefallen, Arezzo im Aufstand, andre Städte in Gährung, die Medici an der Grenze auf eine Gelegenheit zur Rückkehr lauernd, der Staatsschatz erschöpft, Verlegenheit überall. Was half es, daß man an die Stelle des mediceischen Rats der Siebzig zwanzig neue Männer berief, wenn die alten Behörden und Amtskollegien fortdauerten? Was half es, daß ein republikanisches Regiment dem Namen nach die Staatsgewalt in Händen hatte, die alten Formen und Einrichtungen aber beibehalten wurden? So erwies sich denn die neue Reform bald als ungenügend. Die zwanzig Accoppiatori, unter sich durch Meinungsverschiedenheit gespalten, waren ratlos und ohnmächtig. Die Notwendigkeit einer gründlichen Umgestaltung trat immer dringender hervor; auf der Straße und im Palast diskutierte man über Politik und Verfassung; Rechtsgelehrte erforschten die Staatsformen alter und neuer Zeit, um zweckmäßige Reformen vorzuschlagen. Soderini und Vespucci, zwei angesehene rechtskundige Männer, waren für eine Verpflanzung der venetianischen Einrichtungen mit einigen Modifikationen in die Arnostadt, in der Art, daß die altflorentinischen Körperschaften des Gemeinderats und des Volksrats aufgelöst und ein weiter und engerer Rat, entsprechend dem Gran Consiglio und dem Consiglio dei Pregati der Markusrepublik, ein-

geführt würden, denen dann die Beamtenwahl und die Gesetzgebung zustehen sollte. Auch Savonarola nahm an den politischen Zeitfragen teil. Nachdem er zuerst in einer seiner Adventspredigten die Ansicht durchgeführt, daß die Regierung eines Einzelnen notwendig in Tyrannei ausarte und daß die für Florenz passende Staatsform nur eine Republik auf breiter gesetzlicher Grundlage sein könne, empfahl er eine Staatsverfassung, die von Gottesfurcht, Nächstenliebe und guten Sitten ausgehend das Gemeinwohl bezwecke und ein öffentliches Leben erzeuge, in welchem die Gesamtheit der Bürger an der Gesetzgebung und Ämterbesetzung teilhabe. Wichtige Stellen sollten durch Wahl besetzt werden, über die andern sollte das Los entscheiden, auch sollte eine gerechtere Verteilung der Steuern eintreten. Und so erlebte denn die Welt die wunderbare Erscheinung, daß eine Verfassung beraten und beschlossen ward, deren einzelne Teile zuvor auf der Kanzel geprüft und beleuchtet wurden, daß die Verhandlungen in dem Ratskollegium nur der Widerhall der Predigten Savonarolas waren, daß ein Bettelmönch, der sich bisher nur mit geistlichen Dingen befaßt, nur ein Herzenserschütterer zur Frömmigkeit und Gottesfurcht gewesen, die Seele des Staats, der Mund des florentinischen Volks, der eigentliche Gesetzgeber war und daß das Werk, das auf diese Weise entstand, nach dem Urteil der größten Geschichtschreiber und Politiker „die beste, ja die einzig gute Verfassung war, welche Florenz in seiner langen und stürmischen Geschichte besessen“.

Die neue Staatsverfassung. Die Grundlage der neuen Staatsordnung bildete der Große Rat, dem die Befugnis zustand, alle wichtigeren Ämter zu besetzen und die Gesetze zu votieren. Nur Glieder der ersten Bürgerklasse, Benefiziaten genannt, die das dreißigste Lebensjahr erreicht oder überschritten hatten, waren wählbar. Aus ihm ging der Rat der Achtzig (Consiglio degli Ottanta) hervor, der alle sechs Monate erneuert werden und nur Männer über vierzig Jahre zu Mitgliedern haben sollte. Diese Ottanta sollte der Signorie als beständiger Beirat dienen und in Gemeinschaft mit dem Kollegium und den andern Behörden, der sogenannten „Prattica“, die Gesandten und die Hauptleute ernennen, die Truppenaushebungen anordnen und über andre wichtige Angelegenheiten beschließen. Das alte Volksparlament, das jeder Gewalt diente und gegen welches Savonarola sich in den heftigsten Worten aussprach, sowie das Amt der Accoppiatori wurde aufgelöst. Mit der Reform der Steuern, die nur auf den liegenden Besitz, nicht auch auf das Handelsvermögen, übertragen werden sollten, wurde eine eigne Kommission von zehn Bürgern beauftragt. Anleihen und willkürliche Abgaben sollten wegfallen. Auch im Gerichtswesen wurden, auf Savonarolas Betreiben, Reformen eingeführt. Damit der Gerichtshof der Acht, welcher mit „sechs Bohnen“ bei allen Staats- und Kriminalklagen auf Gefängnis, Verbannung, Geld- oder Todesstrafen erkannte, seine Machtbefugnisse nicht zur Willkür und Parteilichkeit mißbrauche, hatte er die Errichtung eines Appellationsrates empfohlen. Mit diesem Vorschlag drang er jedoch nicht durch; das neue Gesetz gestattete dem Verurteilten nur eine Berufung an den Großen Rat. Damit wurde die von ihm empfohlene allgemeine Amnestie feierlich verkündigt. Auch das alte Handelsgericht erfuhr eine zweckmäßige Reform, und um die ärmeren Volksklassen dem verderblichen Einfluß der Wucherer, insbesondere der Juden zu entreißen, betrieb Savonarola die Errichtung eines Leihhauses, des Monte di Pietà.

So war die gemäßigt demokratische Verfassung beschaffen, welche die Florentiner unter dem Einfluß des Mönchs Savonarola im Jahr 1495 bei sich einführten. Sie war nach dem Zeugnis aller Sachverständigen so zweckmäßig, so alle Verhältnisse berücksichtigend, so sehr Freiheit und gesetzliche Ordnung vereinigend, daß man den politischen Verstand, die staatsmännische Einsicht Savonarolas nicht genug bewundern kann. Damals war es, daß man die Statue der Judith, die den Holofernes erschlägt, das Werk des unsterblichen Donatello, auf der Plattform in dem Palazzo aufstellte. Sie sollte von dieser hervorragenden Stelle aus dem ganzen Volk als ein Symbol des Triumphes der Freiheit über die Tyrannei erscheinen, weshalb man die Inschrift darauf setzte: Exemplum sal. pub. cives posuere 1495. Später wurde in derselben Halle Cellinis Meisterwerk, Perseus der Medusa das Haupt abschlagend, aufgestellt, vielleicht um im Gegensatz zur Judith symbolisch anzudeuten, daß ein Heldenarm die Republik bezwungen und getötet habe. Das befreite Florenz.

Nach der Herstellung der Republik in Florenz war Savonarola der einflußreichste Mann. Dem Volke galten seine Worte als göttliche Gebote und Weissagungen; die Mediceische Partei, die in den Ratssitzungen seinen Vorschlägen nach Kräften entgegengearbeitet hatte, wagte ihren Groll und ihre Opposition nicht laut werden zu lassen. Savonarola verkannte nicht die Gefahr, die eine so außerordentliche Stellung mit sich führte: das Volk hielt ihn für einen gottbegeisterten Propheten und brachte ihm eine Verehrung entgegen, die ihn selbst schwindeln machte, während seine Feinde sein Thun und Reden sorgfältig beobachteten, um Fallstricke für künftige Angriffe zu sammeln. Er hatte ein Vorgefühl, daß leidensvolle Schicksale über sein Vaterland hereinbrechen würden und daß ihm selbst ein Märtyrertod bevorstehe. Eine schwermütige Stimmung voll trüber Ahnungen bemächtigte sich seiner Seele und steigerte seine nervöse reizbare Natur zur fieberhaften Aufregung und Überspannung. „Ein inneres Feuer brennt in meinen Gliedern und zwingt mich zu reden,“ so schildert er diese Momente der Erregung, und dann strömten begeisterte Worte aus seinem Munde, welche die Zuhörer fortrissen; oft brach alles in lautes Schluchzen aus. Diese Seelenarbeit verbunden mit Fasten, Beten und Nachtwachen wirkte auf sein inneres und äußeres Leben. Sein abgehärmter Körper mit dem Flammenblick gab Zeugnis von den übermenschlichen Anstrengungen, die er sich auferlegte, und seine glühende Phantasie entrückte ihn in Zustände der Ekstase, wo Visionen und himmlische Bilder seinen Geist umgaukelten. Es ist viel darüber gestritten worden, ob sich Savonarola selbst für einen Propheten gehalten, ob er selbst an die Gabe der Weissagung, welche die Welt ihm zuschrieb, geglaubt habe. Aus seinen Schriften „über die prophetische Wahrheit“ und „über Revelationen“ kann man Beweisstellen für die eine wie für die andre Behauptung ziehen. Er will sich den gewaltigen Namen eines Propheten nicht beilegen, ist aber doch überzeugt, daß die Dinge, die er verkündet, mit Notwendigkeit eintreffen werden; er Savonarola der Prophet.

will nur versuchen aus der Heiligen Schrift die Zukunft zu deuten, schildert aber doch auch seine Träume, seine Visionen und Engelserscheinungen, seine Wanderung durch das Paradies mit so lebhaften Farben, daß er wenigstens in dem Augenblicke, da er dem innern „Licht" Ausdruck gab, nicht an der Wirklichkeit und Wahrhaftigkeit zweifelte. In jener gährenden Zeit, als die Menschheit aus einer absterbenden Welt zu neuen Lebensgestaltungen überging, traten mächtige Gegensätze zu Tage, die unvermittelt und unerklärbar oft in einer und derselben Natur nebeneinander wohnten. Nicht selten war der Glaube an Wunderkräfte, an übernatürliche Einwirkungen, an Zaubermittel mit wissenschaftlichen Forschungen, mit tiefsinnigen Studien, mit scharfsichtigen Beobachtungen so innig verbunden, Aberglauben und grübelnde Verstandesthätigkeit so dicht nebeneinander, daß man das geistige Band nicht zu entdecken vermag, die Verbindungsbrücke abgebrochen zu sein scheint. Rechnet man zu dieser Zeitströmung noch die südländische Natur des Mönchs, die glühende Phantasie, das nervöse Temperament und die angestrengte Geistesarbeit: so wird man zu der Ansicht berechtigt sein, daß Savonarola die Bilder und Träume, welche ihm in den Stunden der Verzückung die Einbildungskraft vorzauberte, für göttliche Gnadenerweisungen gehalten und sie als solche den lauschenden Zuhörern verkündigt hat. Wo nur die Wahl zwischen Gaukler und Schwärmer offen steht, wird man bei einem von so aufrichtiger Frömmigkeit und Gottesfurcht erfüllten Manne, wie der Mönch von San Marco war, unbedenklich sich für das letztere entscheiden. Hiernach sind wir wohl zu dem Schluß berechtigt, daß der ganze Unterschied zwischen Savonarola und den berühmtesten seiner Zeitgenossen darin bestanden haben wird, daß er dieselben Dinge, welche die andern Philosophen und Denker von geheimen Kräften herleiteten, religiösen und überirdischen Wirkungen zuschrieb.

Das bußfertige Florenz und die Parteien.

Die politische Reform in Florenz war für Savonarola nur der Anfang, nur ein kleiner Teil der großen Weltreform, die er im Auge hatte. Diese sollte in einer Erneuerung des Lebens, in einer Wiedergeburt der Menschheit zur Tugend, Gottesfurcht und Sittlichkeit bestehen. Dieser großen Aufgabe widmete er sich jetzt mit solcher Anstrengung, Hingebung und Ausdauer, daß seine Gesundheit und Körperkraft unter der Arbeit zu erliegen drohte. In einer Reihe von Predigten über die Psalmen und über Hiob, den schwer geprüften Knecht Gottes, drang er fort und fort auf Besserung des Lebens, auf guten Wandel, auf Eintracht in der Bürgerschaft. Seine Bemühungen waren nicht erfolglos: „Das Aussehen der Stadt war wie umgewandelt. Die Frauen legten ihren reichen Schmuck ab, kleideten sich einfach und gingen züchtig einher. Die ausschweifenden jungen Männer waren mit einemmal bescheiden und religiös geworden. Die Karnevalslieder hatten geistlichen Gesängen Platz gemacht. Die Handwerker sah man in den Feierstunden vor ihren Werkstätten sitzen mit der Bibel oder den Schriften Savonarolas in der Hand. Die regelmäßigen Gebete wurden wieder aufgenommen, die Kirchen füllten sich und milde Gaben flossen reichlich. Ja es

kam vor, daß Bankiers und Kaufleute Geldsummen, die sie mit schlechten Mitteln erworben, bis zur Höhe von mehreren tausend Gulden aus innerem Gewissenstrieb zurückgaben." Nur eines gelang ihm nicht — die bürgerliche Eintracht zu begründen; vielmehr war die Spaltung größer denn je. Allerdings war die Zahl seiner Anhänger und Verehrer sehr bedeutend, und auch eine nicht geringe Partei, die „Weißen" genannt, stimmten aus Liebe zur republikanischen Freiheit für seine Reformen, wenn sie auch die Einmischung des Mönchs in die politischen Angelegenheiten nicht billigten; dagegen verfolgten ihn zwei zahlreiche und mächtige Parteien mit tiefem Haß und arbeiteten an seinem Sturze; die Anhänger der Medici, die „Grauen" genannt, welche die Rückkehr Pietros betrieben, der damals bei König Karl in Neapel weilte, und die Aristokraten, die wegen ihrer Wut gegen die demokratische Verfassung „Arrabiati" hießen. Die allgemeine Amnestie, welche Savonarola durchgesetzt, hatte eine Menge Verwiesener in die Heimat zurückgeführt, die nun seine Großmut mit Undank vergalten. Sie verspotteten die „Fratesch" als „Heuler" (Piagnoni), als Frömmler und „Paternosterkäuer" und ihr Grimm mehrte sich mit dem wachsenden Einfluß des Mönchs. Denn nicht nur, daß von nah und fern fortwährend unzählbare Scharen zu seinen Predigten herbeiströmten, die Menge derer, welche sich zum Eintritt in die Kongregation von San Marco meldeten, war so groß, daß ein anstoßendes Gebäude noch hinzugefügt werden mußte. Söhne aus den edelsten Familien von Florenz, wie die sechs Brüder Strozzi, mehrere Gondi, Salviati, Acciajuoli, Gelehrte von Ruf, wie Pandolfo Ruccellai, Giorgio Vespucci, ein Oheim des berühmten Seefahrers, der Jude Blemmet, Lehrer Picos della Mirandola u. a. suchten bei Savonarola den Seelenfrieden. Ein junges Weltkind, als Sänger, Dichter und Maler gefeiert und die Seele aller lustigen Gesellschaft, Bettuccio, wurde von einer Predigt so ergriffen, daß er allen Freuden und Genüssen des Lebens entsagte und als Fra Benedetto unter die Dominikaner von San Marco ging, wo er stets ein treuer Verehrer und Anhänger Savonarolas blieb.

b. Die Wechselfälle im Königreich Neapel.

Während dieser Vorgänge in Florenz waren auch im Kirchenstaat und in Neapel wichtige Ereignisse eingetreten. Als König Karl VIII. über Siena sich dem römischen Gebiet näherte und um friedlichen Durchzug nachsuchte, geriet Alexander VI. in Verlegenheit. Der Herzog von Kalabrien und Virginio Orsini, denen sich die päpstlichen Mannschaften angeschlossen, hatten Viterbo, das leicht längere Zeit zu halten gewesen wäre, beim Anmarsch der Feinde rasch geräumt und sich ohne Widerstand nach Rom zurückgezogen, in der Absicht, den Franzosen an dem Tiber den Weg zu verlegen. Dagegen hatten die Colonna, welche das ganze linke Tiberufer bis nach Ostia hin durch ihre Kastelle beherrschten, mit den Franzosen sich verständigt und waren zu ihrem Beistande gerüstet. Nun zeigte es sich, daß die Trugkünste einer kleinlichen Politik in wichtigen, entschei- Karl VIII. in Rom. 1495.

denden Momenten ohnmächtig zusammenbrechen. Alexander VI. benahm sich so schwankend und haltungslos, daß er sich bei allen Parteien verächtlich machte. Bald schickte er Gesandte mit Friedensvorschlägen in das königliche Lager; bald rüstete er die Engelsburg zur Verteidigung aus und ließ den Kardinal Prosper Colonna in Haft setzen; bald unterhandelte er mit Spanien über ein Schutzbündnis. Das Schicksal des ganzen Feldzugs hing davon ab, auf welche Seite sich Alexander stellen würde: Lodovico Moro fing bereits an, seine Politik zu bereuen und sann auf Abfall; wurde das französische Heer vor Rom lange aufgehalten, so konnten von Neapel neue Verstärkungen herangezogen werden; die Lage war nicht ohne Gefahr, und Comines hatte ganz recht, wenn er in dem Entschluß des Papstes, die Franzosen in die Stadt einzulassen, eine göttliche Gnadenerweisung erkannte. Es war am letzten Tage des Jahres 1494, daß fast zu derselben Stunde der neapolitanische Feldherr durch das St. Sebastianthor abzog und das französische Heer durch die Porta del Popolo in Rom einrückte, voran der König mit aufgerichtetem Speer wie in Florenz. Das neue Jahr erblickte die Tiberstadt in der Gewalt der französischen Truppen, welche in verschiedene Haufen geteilt alle wichtigen Plätze besetzten. Der König selbst schlug seine Wohnung in dem großen Palaste San Marco auf. Allenthalben sah man rohe Scharen zechender und spielender Soldknechte, die sich allen Arten von Ausschweifungen hingaben. Um die Stadt von den wilden Gästen zu befreien, willigte endlich der Papst in einen Vertrag, in welchem er dem König die Festungen Spoleto, Civita Vecchia und Terracina bis zur Beendigung des Kriegs einräumte, ihm die Belehnung mit Neapel verhieß, alle französischen Parteigänger zu Gnaden annahm und mehrere derselben mit Würden und Ämtern bedachte. Cesare Borgia sollte das französische Heer als Kardinallegat und zugleich als Geisel begleiten. Wir wissen, daß auch der türkische Prinz Dschem dem König ausgeliefert ward, aber in Neapel starb (S. 269).

15. Jan. 1495.

Die Franzosen in Neapel. 1495.

Noch nie ist ein Königreich mit so leichter Mühe erobert worden, als das neapolitanische im Jahr 1495, noch nie eine Dynastie so schmachvoll gefallen, als damals die aragonische. Als Karl in Velletri einzog, wo Cesare Borgia als Stallknecht verkleidet entfloh, empfing er die Nachricht, daß die Abruzzen in vollem Aufstand seien, daß Aquila die französische Fahne aufgepflanzt, daß Fabrizio della Colonna und einige französische Führer die Grafschaften Tagliacozzo und Alba besetzt hätten, daß Alfons II. zu gunsten seines Sohnes Ferdinand der Regierung entsagt und bei sizilianischen Mönchen eine Zuflucht gesucht habe. Zugleich aber langte eine spanische Gesandtschaft an, welche im Namen des katholischen Königspaares Beschwerde erhob, daß der französische Monarch die päpstlichen Staaten feindselig behandelt habe, und Einspruch einlegte gegen die Besitznahme Unteritaliens, über das nur dem Papst die endgültige Entscheidung zustehe.

Ende Jan. 1495.

Schon vor dem Einzug des französischen Heeres in die Halbinsel hatte Ferdinand

durch den gewandten Staatsmann Alfons de Silva dem König vorstellen lassen, daß bei der im Vertrag von Barcelona stipulierten gegenseitigen Kriegshilfe wider jeden Feind die Besitzungen des heiligen Vaters, zu denen auch der päpstliche Lehnsstaat Neapel zu rechnen sei, ausdrücklich ausgenommen wären. Auf diese Bedingung kam nun der spanische Gesandte, Antonio de Fonseca, Bruder des Oberaufsehers der indischen Angelegenheiten, wieder zurück. Aber Karl VIII. ließ sich auch jetzt so wenig wie im vorhergehenden Jahr durch solche Vorstellungen von seinem Vorhaben abbringen, obgleich Fonseca den Vertrag von Barcelona vor seinen Augen zerriß.

Unter grausamer Verwüstung des Landes überschritt das französische Heer die Grenze. Der neue König Ferdinand II., von treulosen Höflingen umgeben, von Abfall und Verrat bedrängt, vermochte keinen Widerstand zu leisten. In Capua pflanzte Jacopo de' Trivulzi, von mailändischer Abstammung, die Fahne Frankreichs auf und vertauschte den neapolitanischen Dienst mit dem französischen; Virginio degli Orsini und Graf Pitigliano gerieten zu Nola in Kriegsgefangenschaft, und während Ferdinand mit seinem Oheim Federigo und den übrigen Gliedern der königlichen Familie auf der im Hafen liegenden Flotte nach Sizilien floh, legten die Stadtverordneten Neapels dem französischen Monarchen in Aversa die Schlüssel zu Füßen. Am nächsten Tag hielt Karl VIII. 22. Febr. 1495.
seinen glänzenden Einzug in die Hauptstadt; einige Tage nachher fielen auch die beiden Festungen, das Castelnuovo und das alte Castel dell' Uovo, in seine Gewalt. Damit war die Eroberung des Königreichs vollbracht. Nur Ischia war noch in den Händen der Aragonesen. In den Städten des Festlandes feierten die französischen Besatzungstruppen und ihre Befehlshaber den leichtgewonnenen Sieg in Übermut und Lustbarkeit, und Karl VIII. überließ sich in der schönen Hauptstadt seinem Hang zu Genüssen und Vergnügen, wenig bedacht, durch Gerechtigkeit und verständige Ordnung die Herzen des Volks zu gewinnen. Am 12. Mai, noch ehe die Unterhandlungen mit Alexander VI. über die Investitur 12. Mai 1495.
zu einem Resultate gekommen, ließ er sich die Krone aufs Haupt setzen, belohnte seine französischen Edlen mit Hof- und Staatsämtern und mit Dotationen aus dem Domanialgut, gab Befehl, die wertvollsten Kunstwerke auf die Schiffe zu bringen und trat dann mit der Hälfte seines Heeres den Rückzug an; mit den übrigen Truppen sollten seine Feldherren Gilbert de Montpensier aus dem Hause Bourbon und d'Aubigny Neapel und das Königreich beschützen.

Als Karl wieder in Rom einzog, war Papst Alexander abwesend. Er war nach Perugia entwichen, um dem siegreich Heimkehrenden nicht zu begegnen; denn er hatte seinen Sinn geändert, seitdem im Norden der Halbinsel ein italienisches Heer aufgestellt war, um dem Valois, welcher über Siena und Pisa auf der alten Heerstraße von Pontremoli nach Parma zu ziehen gedachte, den Rückweg abzuschneiden. Derselbe Lodovico Moro, der die Franzosen ins Land gerufen, hatte nun eine Liga gegen sie zustandegebracht. Daß Karl VIII. ihm das Fürstentum Tarent nicht herausgab, wie er doch versprochen, daß er in die Stadt Pisa, die er selbst zu gewinnen gehofft, eine französische Besatzung gelegt, daß Trivulzio, Rückzug der Franzosen u. die italienische Liga.

der heftigste Gegner des Sforza, von dem König in Dienst genommen worden, daß der Herzog von Orleans immer offener mit seinen Ansprüchen auf Mailand hervortrat, hatte in Lodovico Moro eine Sinnesänderung bewirkt; er bereute seine Politik und suchte das Netz, das ihn zu umstricken drohte, noch rechtzeitig zu zerreißen. Es war für den listigen intriganten Mann keine schwere Aufgabe ein Bündnis gegen Frankreich zustandezubringen. Wir wissen, daß Ferdinand der Katholische und Isabella bereits Schritte gethan, um die päpstlichen Staaten und Neapel vor Frankreich zu retten; auch die Venetianer betrachteten mit Mißtrauen die Festsetzung der Franzosen in der Halbinsel und Maximilian blickte neidisch auf das Glück des Königs, der ihm schon so oft als Rivale in den Weg getreten war und jetzt in Italien die Stellung einzunehmen suchte, welche bisher dem römischen Kaiser deutscher Nation zugestanden. Schon in Siena erhielt Karl durch seinen Gesandten Comines Kunde von einer großen Liga, welche die

31. März 1495. genannten Fürsten und Regierungen zum Schutze ihrer Staaten, Rechte und Freiheiten in Venedig abgeschlossen und der auch der Papst beigetreten war; aber die vernünftigen Vorschläge, die ihm der erfahrene Staatsmann zugleich erteilte, fanden bei dem kurzsichtigen Monarchen kein Gehör. Die Florentiner boten ihm namhafte Unterstützung an Geld und Truppen an, wenn er ihnen Pisa und die andern besetzten Festungen zurückgeben würde. Er verschmähte ihre Anerbietungen und schwächte sein kleines Heer noch durch Abtrennung neuer Besatzungsmannschaften, durch welche er sich in Toscana feste Anhaltspunkte sichern wollte, so daß er mit einer sehr geringen Truppenzahl den Apennin überstieg, um in das Thal des Taro, wo sich das Gebirg gegen die parmesanische Ebene zu abflacht, vorzudringen.

Schlacht von Fornuovo. 6. Juli 1495.

Hier stießen die französischen Truppen bei dem Dorfe **Fornuovo** auf ein venetianisch-mailändisches Kriegsheer von vierfacher Stärke unter Francesco Gonzaga, Markgrafen von Mantua. Die Franzosen schienen verloren; eine Schlacht war unvermeidlich; siegten die Italiener, so geriet der König mit allen seinen Leuten in Gefangenschaft. Die Tage von Crecy, Poitiers und Azincourt konnten wiederkehren. Aber bei dieser Gelegenheit trat es deutlich zu Tage, wie weit der militärische Geist und die Kriegskunst der Franzosen, unter der Leitung eines La Tremoille, eines Guise u. a., der italienischen Heerführung voraus waren. In weniger als einer Stunde erfochten die französischen und schweizerischen Soldaten den glänzenden Sieg von Fornuovo, bei dem sie selbst nicht über 200 Mann verloren, indes die Verbündeten 3000 Tote und Verwundete auf dem Platze ließen. Der König selbst zeigte, daß der ritterliche Mut, den er im Turnier so gern zur Schau trug, ihm auch in der Schlacht nicht fehlte. Mit eigner Lebensgefahr erzwang er im stürmischen Anlauf den Durchgang, ohne daß der Feind ihn ferner aufzuhalten gewagt hätte. Hatte er vorher große Fehler begangen, so hat er durch seine persönliche Tapferkeit wieder vieles gut gemacht. Am 15. Juli erreichte das Heer Asti, ohne ein einziges Geschütz eingebüßt zu haben. Seit

vielen Jahren war dies die erste Schlacht in Italien, in der man mit ernstem Blutvergießen kämpfte. Bisher hatten die Condottieren nur mit strategischen Fechterkünsten widereinander gestritten. Nicht wenig hatte auch zu dem günstigen Erfolg beigetragen, daß die Venetianer, mit Comines in Unterhandlungen verstrickt, nur mit halbem Herzen bei der Sache waren und Lodovico Moro einen Teil seiner Truppen dem Kampf bei Fornuovo entzogen hatte, um sie gegen den Herzog von Orleans vor Novara zu verwenden.

Nach dem Siege von Fornuovo wäre es dem König von Frankreich nicht schwer gewesen, von Turin aus, wohin er sein Hauptquartier verlegte, seine Machtstellung in Italien aufs neue zu befestigen, zumal da eine große Masse schweizerischer Reisläufer sein Heer verstärkt hatte, und der wankelmütige Sforza, für sein mailändisches Herzogtum besorgt, bereits sich wieder den Franzosen zu nähern begann; aber Karl und seine Edlen sehnten sich nach den Freuden und Genüssen ihres heimatlichen Landes und waren des Krieges satt. So kam es, daß den Vorstellungen des kampflustigen Orleans zum Trotze in Vercelli ein Friedensvertrag zwischen Karl VIII. und Lodovico Moro abgeschlossen ward, in welchem sich der Herzog von der venetianischen Liga lossagte und aufs neue in die französische Bundesgenossenschaft eintrat, dafür aber im Besitze seiner Staaten verblieb, die Festung Novara zurückerhielt und Genua unter Frankreichs Lehnshoheit mit seinem Herzogtum wieder vereinigte. Darauf kehrte der König, nachdem er die Schweizer Soldknechte abgelohnt und verabschiedet, über die Alpen nach Frankreich zurück, um sein Herz an Hoffesten und Vergnügungen zu erfreuen, während die Früchte seiner Anstrengungen eben so schnell wieder zerrannen, als sie gebrochen worden waren.

Vertrag von Vercelli. Karls Rückzug nach Frankreich.

10. Okt. 1495.

Kaum hatte Karl VIII. seinen Rückzug aus Neapel angetreten, so landete Ferdinand mit sizilianischen Schiffen und Mannschaften an der Südküste von Kalabrien, um mit Hilfe einer spanischen Flotte, welche in den italienischen Gewässern kreuzte, und eines Landheers unter Gonsalvo de Cordova und Aguilar von Reggio aus die Wiedereroberung Neapels zu unternehmen. Ein venetianisches Geschwader von 24 Segeln unterstützte den Angriff durch Landungen an der Ostküste. Mehrere Umstände wirkten zusammen, um das Wagstück überraschend schnell gelingen zu machen: die französischen Besatzungstruppen gaben durch ihren Übermut wie durch ihre Ausschweifungen viel Ärgernis, so daß die Eingebornen gern die Hand zur Wiedererrichtung der aragonischen Herrschaft boten; und wenn auch der eine der beiden Feldherren, d'Aubigny, welchem Karl VIII. die Würde eines Connetable von Frankreich und den Oberbefehl über die Truppen in Kalabrien verliehen, ein erfahrener Kriegsmann von ritterlichen Eigenschaften war, so besaß dagegen der Herzog von Montpensier, den sein Herr zum Statthalter und Vizekönig eingesetzt, geringe Fähigkeiten „und liebte so sehr sein Bett, daß er es selten vor Mittag verließ". Der spanische Anführer dagegen, Gonsalvo de Cordova, hatte von Jugend an in den

Wiedereroberung Neapels durch Gonsalvo von Cordova. 1495. 1496.

bürgerlichen Kämpfen seiner Vaterstadt wie im Maurenkrieg vor Granada sich in den Waffen und Kriegskünsten geübt und besaß große strategische Talente. Zugleich ragte er durch körperliche Schönheit, durch ritterliches vornehmes Wesen, durch den Glanz seines Auftretens wie durch seine Loyalität für die Königin unter allen Kavalieren des kastilischen Hofes hervor.

Ferdinand II. in Neapel. 1496. Der Anfang des Feldzugs war für die aragonesische Sache nicht günstig. Als der König gegen den Rat Gonsalvos sich mit d'Aubigny bei Seminara in eine Schlacht einließ, vermochte die leichte spanische Reiterei nicht der Wucht der eisengepanzerten französischen „Gendarmerie", die kalabresische Miliz nicht dem Stoß der „stacheligen Phalanx der schweizer Speermänner" zu widerstehen. Ferdinand, nur durch die Selbstaufopferung eines getreuen Reitknechts aus Lebensgefahr gerettet, mußte nach Sizilien zurückkehren, und Gonsalvo sich hinter die Mauern von Reggio flüchten. Ihr Mut wurde jedoch durch den Unfall nicht gebrochen, und die Unthätigkeit der Franzosen, welche den Sieg nicht gehörig benutzten, verschaffte dem König Zeit, den Schaden wieder gut zu machen. Er hatte mit Freuden bemerkt, wie eifrig die Eingebornen sich zu seinen Fahnen drängten. Dies erfüllte ihn mit neuem Vertrauen. Er bemannte die im Hafen von Messina liegende Flotte mit den Landtruppen, die ihm zur Verfügung standen, und steuerte auf die Hauptstadt los. Seine Erscheinung war für die Neapolitaner das Signal zum Aufstand. Während der Herzog von Montpensier mit seinen Truppen nach der Küste zog, um den König am Landen zu verhindern, befestigten die Bürger die Stadt mittels Barrikaden und schnitten den Franzosen den Rückweg ab. Wohl behauptete sich der Vizekönig in den beiden Citadellen; aber von den Aragonesen eingeschlossen und von Hunger gedrängt, vermochte er sich nicht lange zu halten. Er bewerkstelligte mit einem kleinen Teil der Mannschaft in der Nacht seine Flucht zur See nach Salerno; die übrigen
Jan. 1496. mußten sich ergeben, und Ferdinand zog wieder in den Palast seiner Vorfahren ein. Zugleich setzte Cordova in den kalabrischen Bergen durch rasche Bewegungen, durch Überfälle und Kriegslisten, die er in der Heimat während des Maurenkriegs gelernt, den Truppen d'Aubignys so erfolgreich zu, daß diese, an solche Kriegsweise nicht gewöhnt, immer weiter nordwärts gedrängt wurden und der ganze Süden der Halbinsel in spanischen Besitz kam. Als es dem gewandten und listigen Feldherrn gelang, durch einen Handstreich sich der Feste von Laino zu bemächtigen, wobei San Severino, das Haupt der Anjouschen Partei getötet ward und achtzehn ihrer thätigsten Führer in Gefangenschaft gerieten, war die Eroberung Kalabriens vollendet und Gonsalvo konnte es wagen, mittels eines Gewaltmarsches sich mit dem König zu vereinigen, welcher vor der apulischen Stadt Atella dem französischen Heer unter Montpensier gegenüber lag.

Kapitulation von Atella. 1496. Gonsalvos Ankunft im sizilianischen Lager wo sich auch der Markgraf von Mantua und Cesare Borgia befanden, und die geschickte Weise, wie er die Einschließung des feindlichen Heeres in Atella bewerkstelligte, erregte so freudige

Bewunderung, daß er von der Zeit an als „der große Feldherr" allgemein gefeiert ward. Montpensier, von jeder Hilfe abgeschnitten und von seinem ganz in Genüsse und Hoffeste, in Liebeslust und Freudeleben versunkenen König im Stiche gelassen, sah sich zu der schmachvollen Kapitulation von Atella gezwungen, welche das eroberte Königreich preisgab und die tapfere Kriegsmannschaft, Schweizer wie Franzosen, dem Untergang weihte. Kraft des Vertrags sollte den feindlichen Truppen die Rückkehr in die Heimat gestattet sein; da aber die Einschiffung nicht sofort bewerkstelligt werden konnte, auch viele Anführer die ehrlose Übereinkunft verwarfen, so verzögerte sich der Abzug, bis infolge des ungesunden Klimas und unmäßigen Genusses von Früchten und Wein die in Bajä und Puzzuoli zusammengedrängten Krieger von ansteckenden Krankheiten erfaßt wurden und massenweise dahinstarben. Der Herzog von Montpensier war eines der ersten Opfer. Die ganze Küste war mit Leichen und Sterbenden bedeckt. Von den fünftausend, welche aus Atella ausgezogen, sahen nicht über fünfhundert die Heimat wieder. Die kleine Zahl von Schweizern, die durch die Halbinsel nach ihren Bergen zurückkehrten, war ein Bild des Jammers und Elends. 21. Juli 1496.

Aber auch König Ferdinand II. sollte seines Sieges nicht lange froh werden. Kurz nach seiner Vermählung mit einer Verwandten, die er lange geliebt hatte, wurde er von einer Krankheit rasch dahingerafft im 29. Jahr seines Alters, im zweiten seiner Regierung, ein Fürst von kräftiger Naturanlage, aber nicht ohne Züge von Härte und Roheit. Sein Oheim Federigo folgte ihm auf dem Thron. Eine allgemeine Amnestie, womit er seinen Regierungsantritt einweihte, führte die Neapolitaner rasch zum Gehorsam, so daß d'Aubigny, von Gonsalvo und Federigo zugleich bedrängt, sich beeilte, durch einen günstigen Friedensschluß sich und seinen Truppen einen sichern Abzug zu erkaufen, ehe auch sie von dem Schicksale der andern betroffen würden. Von dem Königreich Neapel verblieb den Franzosen kein Fußbreit Landes. Bald nachher zwang Gonsalvo, in Verbindung mit dem spanischen Gesandten am päpstlichen Stuhl, Garcilasso de la Vega, auch die französische Besatzungsmannschaft in Ostia zur Übergabe und zog als „Befreier Roms" in die Tiberstadt ein, von dem Papst wie ein Triumphator empfangen. Thronwechsel in Neapel. 7. Sept. 1496.

König Friedrich von Neapel belohnte die Dienste des großen Feldherrn mit dem Titel eines Herzogs von S. Angelo und einem großen Lehnsgut in den Abruzzen. Ferdinand der Katholische behielt bis zur Erstattung der aufgewendeten Kriegskosten einige feste Orte im Besitz, die ihm in der Folge als Anhaltspunkte zu der Eroberung des ganzen Königreichs dienen sollten. Denn er sah mit Mißfallen die Krone des schönen Landes auf dem Haupte eines unechten Zweiges seiner Dynastie. Papst Alexander VI. erteilte dem neuen König Federigo die Investitur; als dieser aber den Antrag, dem Cesare Borgia die Hand seiner ältesten Tochter Charlotte samt dem Fürstentum Tarent zu geben, von sich wies, erzürnte er den leidenschaftlichen Oberhirten und führte ihn bei den politischen und kriegerischen Verwickelungen, die bald aufs neue über das Königreich hereinbrachen, als Bundesgenossen in das feindliche Heerlager.

c. Die Florentinische Republik und Savonarolas Leidensgeschichte.

Schwere Zeiten. Die Florentiner waren der venetianischen Liga „zur Vertreibung der Barbaren“ nicht beigetreten, so wenig sich auch der französische König als wohlwollenden Verbündeten gezeigt. Wir wissen, daß Comines, der von Venedig herbeigeeilt war, ein gutes Verhältnis zwischen Karl und der Republik zu begründen suchte. Es geschah wohl auf seine Anregung, daß Savonarola, dessen reformatorische Bestrebungen und prophetischer Ernst auf den französischen Staatsmann einen bedeutenden Eindruck machten, nach Poggibonsi in das Hauptquartier gesandt wurde, um den König für die Republik zu gewinnen. Er verkündigte ihm den Zorn des Herrn, wenn er den Florentinern sein Wort nicht halte und die Reform der Kirche unterlasse. Der Valois ließ sich jedoch nicht aus seiner Zurückhaltung bringen. Mit Sorge bemerkten die Florentiner die Anwesenheit Pietros de' Medici im königlichen Lager, und der Eifer, womit sie ihre Stadt in Verteidigungsstand setzten, bewies, daß sie einen Angriff zum Zweck der Wiedereinsetzung des vertriebenen Fürsten wohl für möglich hielten. Die Piognoni, jene verspotteten Anhänger Savonarolas, zeichneten sich dabei durch patriotischen Mut aus. Der König ging an Florenz vorbei; er machte keinen Versuch, seinen Schützling zurückzuführen; aber ebensowenig lieferte er die Festungen aus und in Pisa, wo die Frauen in Trauergewändern ihn anflehten, sie von der Herrschaft der Florentiner zu befreien, verstärkte er die französische Besatzung und förderte dadurch den Widerstand der Bürgerschaft. Und als endlich die Räumung der besetzten Festungen beschlossen ward, kamen die Florentiner doch nicht zu ihren früheren Besitzungen; vielmehr überließ der Befehlshaber die Citadelle nebst Geschütz den Pisanern gegen eine Geldsumme; unter gleichen Bedingungen wurden Sarzana und Sarzanello den Genuesen übergeben, nur die Citadelle von Livorno erhielten die Florentiner zurück. Nach dem Abzug der Franzosen aus Italien war die Republik in bedenklicher Lage. Nicht nur daß Pisa mit Energie den Krieg fortsetzte, daß Siena allen Feinden der Arnostadt Vorschub leistete; die Teilnehmer der venetianischen Liga grollten ihr, weil sie dem Bündnisse mit Karl VIII. treu geblieben, und begünstigten Pietro de' Medici in seinen feindseligen Absichten. Nur der inneren Zwietracht und der Verschiedenartigkeit der Interessen, seitdem die Gefahr vor der fremden Invasion vorüber war, hatten es die Florentiner zu verdanken, daß Pietro nicht nachdrücklich unterstützt ward. In diesen schweren Zeiten war Savonarola ein starker Hort der republikanischen Freiheit. Er forderte die Bürger auf, das Beispiel der Römer wider Tarquinius nachzuahmen und eher dem Tyrannen das Haupt abzuschlagen als in seine Rückkehr zu willigen. Und in der That wurde
Nov. u. Dez. 1495. aufs neue ein Preis auf das Leben der Medici, der Rebellen und Hochverräter gegen die Republik, gesetzt und Kriegsmannschaft ins Feld geschickt. Bald waren die Hilfsmittel Pietros erschöpft, so daß er seine Söldnerhaufen verabschiedete

und sich nach Rom begab, um dort durch Intrigen für seine Sache zu wirken.

Der ganze Haß Pietros war nun gegen Savonarola gerichtet, den er als den Haupturheber seiner Vertreibung ansah. Mit Hilfe des einflußreichen Kardinals Sforza, eines Bruders von Lodovico Moro, und des Fra Mariano da Gennazzano, der dem Prior von San Marco nie die Niederlage verzieh, die er einst durch denselben auf der Kanzel erlitten, gelang es dem Mediceer, den Papst gegen den Predigermönch einzunehmen. Auch die Arrabiati in Florenz wirkten aus Widerwillen gegen die demokratische Verfassung in demselben Sinne. Savonarola sollte gegen das Papsttum und gegen alle Fürstengewalt aufreizende Reden geführt haben. Durch die letztere Beschuldigung hoffte man auch auf den Herzog von Mailand, ja auf die ganze Liga einzuwirken. Hatte doch Fra Girolamo seine Prophetenstimme für den französischen König erhoben. Papst Alexander VI. richtete nun ein Breve an den Prior, worin er mit gleisnerischer Freundlichkeit denselben zu sich nach Rom einlud, „damit er durch seinen prophetischen Mund den Willen Gottes besser erkennen und danach handeln möge“. Die Freunde Savonarolas erkannten alsbald die Schlinge, welche durch diese Einladung dem Freiheitsprediger gelegt werden sollte. Entweder würde er auf der Reise durch die Nachstellungen der Arrabiati aus dem Wege geräumt werden, oder in einem römischen Kerker verschwinden. Seine gebrochene Gesundheit gab dem Mönch eine gegründete Entschuldigung, die Einladung in einem höflichen und demütigen Schreiben abzulehnen. In Rom war man über die Absagung sehr ungehalten. Ein neues Breve forderte in drohendem Tone Gehorsam und Unterwerfung und verbot ihm alles fernere Predigen. Gerade um diese Zeit aber suchte Savonarola den französischen König zu bereden, die Einberufung eines Konzils zu veranlassen, damit durch die Absetzung des simonistischen und lasterhaften Papstes und durch kirchliche Reformen der Christenheit das Ärgernis benommen und der Zorn Gottes, den der Herr durch seinen Mund verkündigt, abgewendet werde. In dieser Mahnung stimmten der Kardinal von San Pietro in Vincula und andre Glieder des heiligen Kollegiums mit dem Mönch überein. Wir wissen, daß Karl VIII. dem florentinischen Propheten stets große Verehrung bewiesen; der Tod des dreijährigen Dauphin, Karl Roland, machte ihn für die drohenden Weissagungen noch mehr empfänglich. Solange er in Italien weilte, wagte man daher in Rom keinen Gewaltstreich, so sehr auch die Weigerung des Mönchs, sich zur Verantwortung zu stellen, den Zorn des heil. Vaters erregt hatte.

Thätigkeit der Feinde Savonarolas in Rom.

10. Okt. 1495.

Savonarola fuhr aber in seiner Reformthätigkeit fort: als der Karneval herbeikam, der in der mediceischen Zeit stets mit großen Ausschweifungen und frivolen Liedern und Aufzügen gefeiert worden, brachte er es dahin, daß von der Jugend religiöse Gesänge angestimmt und Gaben für die Armen gesammelt wurden, zum großen Mißfallen der Weltkinder. Nun versuchte man in Rom, den unbequemen Reformator durch andre Mittel zum Schweigen zu bringen: man bot ihm den Kardinalshut an. Aber auch dieser verlockende Preis verfehlte bei dem Dominikanermönch alle Wirkung. Durchdrungen von dem Gefühl seiner prophetischen Mission, wies er jede Versuchung weltlicher Herrlichkeit wie jede Menschenfurcht standhaft zurück. In einem Augenblick, wo sein Leben von Dolchen bedroht war, so daß seine Getreuen sich bewaffnet um ihn scharten und eine Leibwache zu seinem Schutze bildeten, hielt er jene Fastenpredigten über Amos und Zacharia, welche an kühner Beredsamkeit alle früheren übertrafen.

Savonarolas Fastenpredigten. Febr. 1496.

Er habe der Ladung nach Rom nicht Folge geleistet, sagte er, weil er wisse, daß seine Feinde ihn und die Republik zu verderben trachteten und den Papst durch falsche Berichte irre geleitet hätten. Seine Pflicht gebiete ihm in Florenz zu bleiben, um die Freiheit und die

Religion zu verteidigen gemäß der Lehre, daß man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen. Im Geiste und mit den Worten der alten Propheten eiferte er gegen die Laster Roms und Italiens, gegen die falsche und heuchlerische Religion, die mit Lippendienst und äußerer Werkheiligkeit den Herrn suche, gegen den Mißbrauch, der mit dem Heiligen getrieben werde; er verkündete mit flammenden Worten und glühender Phantasie die Strafgerichte Gottes, die bald über die Welt hereinbrechen würden: „Mache dich bereit, sage ich, denn deine Züchtigung wird groß sein, o Rom! Du wirst in Fesseln geschlagen und mit Feuer und Schwert verwüstet werden —. Armes Italien, wie sehe ich dich geplündert und verheert! Arme Völker, wie sehe ich euch geknechtet! Die Pest wird in die Städte einbrechen, und es werden nicht Menschen genug da sein, um die Toten zu begraben."

Zugleich mahnte er, an der Verfassung und an der Freiheit festzuhalten, würdige Männer in den großen Rat zu wählen, und schilderte die Tyrannis als den Mutterschoß aller Laster und alles Elends. Doch vermied er vorsichtig alles, was als Ketzerei, als Angriff gegen Glauben und Kirche, als Schmähung des Papstes mißdeutet werden konnte. Der Eindruck dieser Predigten war überwältigend; kein Raum vermochte die herbeiströmende Menge zu fassen. Der Name Savonarolas drang in alle Lande; die Begeisterung seiner Anhänger steigerte sich zum Fanatismus; der Papst, die Fürsten und die große Partei der Arrabiati schäumten vor Wut.

Reformeifer in Florenz. Die Stimmen für und wider Savonarola.

Diese aufgeregte Stimmung sprach sich auch in der Litteratur aus. In Briefen, in fliegenden Blättern, in Gedichten gaben die Anhänger und die Feinde des Mönchs von San Marco ihrer begeisterten Verehrung, wie ihrem tödlichen Haß Ausdruck. Der Name des Frate bildete den Mittelpunkt aller Gespräche; Verleumdungen und Rechtfertigungen, Lobpreisungen und Schmähungen häuften sich in großer Menge; auch an Drohungen und Nachstellungen ließen es die Arrabiati nicht fehlen. Mit fieberhafter Erregung beschäftigte sich alles mit Politik, mit der Staatsverfassung, mit dem Krieg gegen Pisa. Man sprach von der Notwendigkeit einer Volkswehr; Gelehrte und Ungelehrte diskutierten in Schrift und Rede die Regierungsformen, die Staatsverwaltung, die politischen Zeitfragen; Piero Capponi erwarb sich im Lager vor Pisa kriegerische Lorbeeren und der tapfere Antonio Giacomini legte dort den Grund zu seinem Ruhme. Dies war die Schule, in welcher Machiavelli, Guicciardini und Giannotti ihre politischen Ansichten schöpften, ihre Urteile über Staatsformen, Gesetze und Verfassungsleben bildeten. Religion, Glaube, Sitte, auf deren Verbesserung Savonarolas Bestreben hauptsächlich gerichtet war, traten hinter den Anliegen des Staats zurück. In ganz Europa erregte das Auftreten des Mönchs Aufsehen; aus allen Ländern gingen ihm Zuschriften und Briefe zu. Lodovico Moro bezog die scharfen Reden gegen die Tyrannen auf sich und faßte einen heftigen Zorn gegen den florentinischen Prediger. Der grausame Fürst von Mirandola, Galeotto Pico, ein Bruder des berühmten Gelehrten, schrieb Briefe voll bitterer Vorwürfe nach Florenz, die Savonarola im Stile der alten Propheten mit Ermahnungen zur Besserung und mit Verkündigung der Strafgerichte Gottes erwiderte. Zwei Jahre später starb der Fürst und seine Familie wurde von tragischen Geschicken und blutigen Greueln heimgesucht. Am heftigsten aber zürnte der Papst: die ganze Haltung der Republik, die der venetianischen Liga nicht beitrat und die Predigten des ungehorsamen Mönchs nicht hinderte, war ihm, dem Freunde der Medici, ein großes Ärgernis. Gern hätte er seinem Groll eine religiöse Begründung untergelegt, aber die Dominikaner, welche er mit der Prüfung der Schriften Savonarolas beauftragte, konnten nichts ausfindig machen, was zu einer Anklage wegen Ketzerei und Abfall von der katholischen Kirchenlehre hätte benutzt werden können. Scharf und kühn in der Rüge gegen den Klerus und die schlaffe Disziplin, zeigte er sich stets unterwürfig im Dogma. Dennoch sah der Prior von

San Marco das Ungewitter voraus, das sich über seinem Haupte zusammenzog. Er habe den roten Kardinalshut verschmäht, sprach er ahnungsvoll in einer Predigt, er werde aber den blutigen Märtyrerhut empfangen.

Savonarolas Einfluß in Florenz.

Nach dem Abzug des französischen Heeres brachen schwere Tage über die Republik herein: Stadt und Land wurden von Hungersnot und Krankheit betroffen; die Finanzen waren durch den Krieg und die Hilfsgelder an Frankreich in Zerrüttung gekommen; das florentinische Belagerungsheer wurde von den Pisanern zurückgeschlagen, wobei der ebenso tapfere als patriotische Piero Capponi (25. Sept. 1496.) den Heldentod starb; Kaiser Maximilian, von Lodovico Moro herbeigerufen, kam mit etlichem Kriegsvolk nach Italien; er wurde von Pisa, wo er sich einige Zeit aufhielt, als Schutzherr ihrer Republik gefeiert und zur Belagerung von Livorno bewogen; der Papst und der Mailänder bedrohten die Grenzen des florentinischen Staats. Die Aussicht auf eine Rückkehr des Königs von Frankreich schwand mehr und mehr dahin, seitdem der Tod ihm auch den zweiten Erben bald nach der Geburt entrissen und sein Geist dadurch noch mehr erschlafft war. In dieser Zeit entfaltete Savonarola seine ganze Thätigkeit, um den sinkenden Mut seiner Mitbürger aufzurichten. Das harte Geschick, das den König betroffen, hatte seinen Prophetenruf vermehrt; selbst die Signorie bat den Dominikanermönch um seinen moralischen Beistand. Um so mehr suchte der Papst ihn von diesem Wirkungskreis zu entfernen. Er entzog dem Kloster San Marco die früher zugestandene Selbständigkeit und vereinigte es wieder mit der lombardischen Kongregation, damit der Generalvikar den Prior nach andern Städten aussenden oder ihm alles Predigen untersagen möchte. Savonarola protestierte in einem Schreiben an das kirchliche Oberhaupt gegen diese Anordnung, wiederholte die Versicherung, daß er sich stets der Kirchenlehre treu und gehorsam gezeigt, auch nie behauptet habe, daß er ein Prophet sei, wenn er schon verschiedene Dinge vorhergesagt, die seither eingetroffen. Der Papst beantwortete das Schreiben mit gleisender Höflichkeit; die Versicherung des Frate, daß er stets der Kirche gehorsam sein werde, habe ihn mit väterlicher Freude erfüllt; um aber jeden Anlaß zu Unruhen zu vermeiden, solle er in Zukunft sich alles Predigens enthalten sowohl öffentlich als in abgeschlossenen Kreisen. Aber sollte Savonarola seinen Mund verschlossen halten, da das Vaterland in Gefahr schwebte, da Livorno zu Land und zu Wasser bedrängt wurde, da Hunger, Krankheit und Geldnot immer schwerer auf dem Gemeinwesen lasteten, da die Signorie selbst ihn mit Bitten anging, Worte des Trostes zu sprechen, und das Volk nach der Speise des Lebens verlangte, die es aus seinen Reden zu schöpfen sich sehnte? Er bestieg abermals die (28. Okt. 30. Okt.) Kanzel und ordnete eine Prozession an, in welcher ein wunderthätiges Madonnenbild in den Straßen umhergetragen ward. Während das Volk mit heiligen Gesängen durch die Stadt zog, brachte ein Bote die Nachricht, daß ein Geschwader, das lange durch Stürme zurückgehalten worden, vor Livorno gelandet sei und Hilfsmannschaft und Kriegsbedarf der bedrängten Besatzung zugeführt habe.

Jubelnd rief das Volk: „die Predigten des Frate haben uns auch diesmal gerettet!“ Ein glücklicher Ausfall aus Livorno und ein Seesturm, welcher den Abzug der kaiserlichen Truppen zur Folge hatte, steigerten das Vertrauen und die Zuversicht in den Prophetenberuf Savonarolas. Er aber predigte am nächsten Tag über die Kunst gut zu sterben.

Savonarola Zuchtmeister der Sitten. Die „Verbrennung der Eitelkeiten“.

Wie heftig auch der Zorn des Papstes über den Trotz des Mönchs sein mochte, er mußte für seine Rache einen günstigeren Moment abwarten. Denn gerade damals war Savonarolas Ansehen so groß, daß er gegenüber der Regierung fast die Stelle der Medici einnahm, wie ein halbes Jahrhundert später Calvin in Genf. Die Demokratie hatte das Regiment: durch Herabsetzung des Alters von dreißig auf vierundzwanzig Jahre, welche der Gonfaloniere Francesco Valori bewirkte, war der große Rat erweitert worden; man diskutierte mit dem höchsten Eifer über die Einführung einer „progressiven Einkommensteuer“ (Decima scalata), durch welche eine größere Ausgleichung des Vermögens unter der Bürgerschaft begründet werden sollte; der Karneval wurde mit dem berühmten „Autodafee der Eitelkeiten“ gefeiert, wobei vor dem Palazzo vecchio aus allerlei Gegenständen der Weltlust und Frivolität, aus unzüchtigen Büchern, Bildern, Gedichten eine berghohe Pyramide mit der Figur des Karnevals als Spitze aufgeführt und angezündet ward. Es war ein puritanischer Eifer, wie er in der Reformationszeit so vielfach sich bethätigte und den Freunden der neuen Kunstbildung, welche auch den Erzeugnissen einer ungezügelten Phantasie, einer mutwilligen Genialität eine Berechtigung zum Dasein gönnen wollten, so vielen Anlaß zu Schmähungen gab. Auf dieser Welt der Unvollkommenheiten trifft es sich ja so häufig, daß ein Extrem durch das andre bekämpft und geschwächt wird, daß die Gegensätze aufeinander geraten. Mildere Zeiten gleichen dann den Fanatismus wieder aus und führen jede Richtung auf ihr rechtes Maß zurück. Wenn Savonarola, wie es heißt, die Novellen des Boccaccio in die Karnevalsflammen werfen ließ, so hat dies dem genialen Erzähler so wenig geschadet, als der Zelotismus der Puritaner den Dramen Shakespeares. Das menschliche Leben ist ein großes Gartenland, das oft nach verschiedenen Methoden angepflanzt wird; jede hat eine gewisse Berechtigung, und erst aus dem Widerstreit und der endlichen Versöhnung von Zucht und Freiheit geht der echte Fruchtboden hervor, auf dem die Gebilde der Vernunft und Phantasie, der Sitte und der Geistesfreiheit harmonisch emporwachsen zur echten Seelenspeise. Daß Savonarola übrigens kein engherziger Zelot und Bilderzerstörer war, geht daraus hervor, daß um dieselbe Zeit, als zum großen Ärger der Arrabiati und aller „schlimmen Gesellen“ das Autodafee mit der Fastnachtsnarreteiung vorgenommen ward, auf seine Veranlassung das Kloster San Marco die mediceische Bibliothek ankaufte, daß er in den Klosterräumen Zeichenschulen einrichtete, und daß Fra Bartolomeo und Michelangelo stets zu den glühendsten Verehrern des Priors gehörten. Nur darin trat Savonarola auch in der Kunst den Mediceern entgegen, daß er der

Malerei den christlichen Charakter zu bewahren suchte, während diese die antike und naturalistische Richtung begünstigten. Auch hat Savonarola sein lebenlang die Wissenschaften und die Dichtkunst geliebt und gepflegt; aber nach der Lehre: „alles ist euer, ihr aber seid Christi" suchte er jeder Thätigkeit ihre rechte Stelle im christlichen Lebensgebiet zuzuweisen.

Bald darauf deuteten allerlei verdächtige Anzeichen auf ein Komplott zur Rückführung der Mediceer nach Florenz. Pietro, der in der Stadt der Borgia auch die Laster und das sittenlose Leben der Borgia angenommen und die Künste der Intrige und Verschwörung gelernt hatte, traf mit seinen Anhängern Verabredungen, daß sie ihm, wenn er mit bewaffneten Söldnern sich zeigen würde, die Thore öffneten. Die mediceischen Brüder waren ihres Erfolges so sicher, daß sie schon überlegten, welche Rache sie an ihren Feinden nehmen wollten. Aber Savonarola sagte den Ängstlichen: Pietro wird bis ans Thor kommen und dann unverrichteter Sache umkehren! Und so geschah es. Die Florentiner, durch einen flüchtigen Bauer von den anrückenden Heerhaufen benachrichtigt, trafen solche Verteidigungsanstalten, daß die Mediceische Partei nichts zu unternehmen wagte. Die Arrabiati hatten sich bei dem Kampfe am meisten hervorgethan. Denn sie waren der Herrschaft der Medici ebenso abgeneigt, wie die Piagnoni. Nun wollten sie ihren Einfluß in ihrem Interesse ausbeuten und der Demokratie und ihrem mönchischen Führer ein Ende machen. Die vornehme Jugend hatte einen Bund gebildet, die „Compagnacci" genannt. An ihrer Spitze stand Doffo Spini, ein junger Mann von ausschweifendem Lebenswandel und dabei von großer Kühnheit. Diese „schlimmen Gesellen" machten einen Anschlag gegen den Frate. Am Himmelfahrtstage, wo er im Dom predigen sollte, wollten sie ihn überfallen und ermorden. Aber die Getreuen geleiteten den unerschrockenen Mann, der sich durch keine Warnungen von seinem Vorhaben abbringen ließ, in die Kirche und umstellten die Kanzel, so daß die Gegner ihren Plan nicht auszuführen wagten. Doch kam es während der Predigt zu tumultuarischen Auftritten; nur mit Mühe konnte sich der Mönch Gehör verschaffen; bewaffnete Frateschi brachten ihn endlich ungefährdet in das Kloster zurück.

Komplotte und Nachstellungen.

Ende April 1497.

Nun erhielten aber die Arrabiati eine wirksame Hilfe: Alexander VI. sprach die Exkommunikation über Savonarola aus. Noch einmal hatte der Frate in einem würdigen Schreiben (22. Mai) den Stellvertreter Christi zu überzeugen gesucht, daß er keine andre Lehre predige, als die der Kirchenväter; allein die Bannbulle war schon erlassen, obgleich sie erst gegen Ende des Monats auf unordentlichem Wege in Florenz anlangte; trotz manches Widerspruchs wurde sie an den Hauptkirchen der Stadt angeschlagen und dann in Gegenwart des gesamten Klerus im Dom bei Fackelschein feierlich verkündigt.

Savonarola mit dem Banne belegt. 12. Mai.

Als Hauptgrund war angegeben, „daß Fra Girolamo Savonarola den apostolischen Ermahnungen und Befehlen nicht gehorcht habe". Einer Abweichung vom Kirchenglauben war er nicht beschuldigt. Nur hieß es im Eingang, der heil. Vater habe von

glaubwürdigen Personen in Erfahrung gebracht, „daß ein gewisser Fra Girolamo Savonarola verderbliche Lehren verbreitet habe zum Ärgernis und Schaden der einfältigen Seelen". Savonarola bewies in einer „Epistel wider die erschlichene Exkommunikation" aus Schriftstellen von Gerson, daß man einem Befehl, welcher der christlichen Liebe und dem Gesetz des Herrn widerspreche, nicht zu gehorchen habe und daß man gegen eine ungerechte Exkommunikation an das Konzil sich berufen und die Hilfe der weltlichen Macht in Anspruch nehmen dürfe.

Wirkungen der Exkommunikation.

Für Savonarolas Stellung in Florenz hatte die Verkündigung des Bannes unangenehme Folgen. Die Franziskaner und die übrigen Mönche mieden jeden Verkehr mit San Marco, so daß die Brüderschaft dieses Klosters von allen kirchlichen Handlungen ausgeschlossen werden mußte; die Arrabiati und insonderheit die Compagnacci störten durch feindselige Demonstrationen, durch Spottlieder und lascive Schriften, durch zügellose Ausgelassenheit in Reden und Thun die bürgerliche Ruhe und den Frieden der Stadt; die Weltlust, die Kleiderpracht, Ausschweifungen aller Art traten mit Ostentation hervor, aus einem Haus der Buße und Zerknirschung wurde Florenz zu einem Freudenhaus. Dennoch schien für Savonarola nicht alles verloren. Unter dem hohen Klerus von Rom hatte der Frate manchen Gönner; auch die Signorie in Florenz war ihm noch größtenteils gewogen; es wurden Vermittelungsversuche bei der Kurie gemacht; Savonarola selbst ergriff die Gelegenheit, als der Papst über die Ermordung des Herzogs von Gandia von tiefem Schmerz erfüllt war, um in einem ehrerbietigen Trostschreiben an den heil. Vater seine Teilnahme mit dem harten Geschick auszusprechen und ihn zugleich zu einem gerechten Leben zu ermahnen; auch die Mönche von San Marco und viele angesehene Bürger von Florenz verwendeten sich für den Frate, der zur Zeit, als die Pest am meisten wütete, eine warme Menschenliebe bethätigte. So kam es, daß mehrere Monate lang von der Exkommunikation wenig gesprochen ward. Der große Hochverratsprozeß, der in der zweiten Hälfte des August die Bürgerschaft in Aufregung hielt, als ein politischer Flüchtling Lamberto dell' Antella durch seine Enthüllungen die Fäden verriet, welche Pietro in der Stadt angeknüpft hatte, und viele angesehene Namen als Teilnehmer der mediceischen Umtriebe und Verschwörungen bloßstellte, nahm so sehr das allgemeine Interesse in Anspruch, setzte so sehr die ganze Einwohnerschaft in Atem, daß alles andre dagegen zurücktrat. Fünf der ersten und mächtigsten Bürger, unter ihnen Bernardo del Nero, ein Greis von 75 Jahren, wurden durch ein tumultuarisches Gerichtsverfahren, ohne daß eine Berufung an den großen Rat stattfand, wegen verräterischer Anschläge gegen die Republik zum Tode verurteilt und in mitternächtiger Stunde enthauptet; mehrere andre mit Verbannung und sonstigen Strafen belegt. Savonarola hatte sich von dem Gerichtsgange fern gehalten; er war gerade mit der Ausfertigung seiner Schrift „Der Triumph des Kreuzes" beschäftigt; da aber mehrere seiner Anhänger, vor allen Valori, den Ausschlag für die Verurteilung gegeben und die Partei der

Piagnoni nun wieder an das Regiment kam, so wurden neue Beschuldigungen und Schmähungen auf sein Haupt gesammelt.

Die Schrift „Triumph des Kreuzes“ ist der erste Versuch, die Wahrheiten des Glaubens mittels der natürlichen Vernunft zu ergründen und darzustellen. Sie enthält eine vollständige Darlegung der katholischen Lehre, die Savonarola mit großer analytischer Schärfe und mit einer wahrhaft philosophischen und neuen Methode durchführt, indem er die Scholastik, die bis dahin einen wesentlichen Bestandteil jeder theologischen Abhandlung gebildet hatte, über Bord wirft. Ausgehend von dem Dasein Gottes, das er mit rationalistischen Argumenten zu beweisen sucht, entwickelt und erläutert er die Dogmen und Gnadenmittel der Kirche, stellt das Christentum als die einzig wahre Religion hin und findet in dem Bau und der Organisation der römischen Kirche den vollkommensten Ausdruck desselben, so daß er mit dem Satze schließt: wer sich von der Lehre der römischen Kirche entfernt, der entfernt sich von Christus. Der „Triumph des Kreuzes“ wurde vielfach als Lehrbuch eingeführt und war nach Inhalt und Form eine glänzende Rechtfertigung der katholischen Lehre. Savonarola war der erste, der die Vernunft mit dem Glauben, die Religion mit der Freiheit in Einklang zu setzen versuchte. Die Schrift „Triumph des Kreuzes“.

Es geschah auf den Wunsch der neuen Signorie, daß Savonarola trotz des Bannes und trotz der Einsprache des Erzbischofs um Weihnachten die kirchlichen Funktionen vornahm und im Februar wieder zu predigen begann. Er bewies, daß ein guter Katholik den ungerechten Befehlen eines falsch berichteten Papstes nicht zu gehorchen habe; denn wer gegen die christliche Liebe etwas gebiete, der sei kein Rüstzeug des Herrn, sondern ein „zerbrochenes Eisen“; vom römischen Klerus sagte er, daß derselbe allen Lastern diene, mit dem Heiligen Handel treibe, sein Amt entweihe; er nannte die Ansicht, daß der Papst unfehlbar sei, Unsinn; die Geschichte weise Widersprüche in Fülle auf, oft beruhe der Irrtum auf bösem Willen, oft auf falschen Informationen; um vier Lire könne man jede beliebige Exkommunikation erkaufen. Der Karneval wurde auch diesmal wieder mit der „Verbrennung der Eitelkeiten“ gefeiert, wobei die aufgeregte Stadt aufs neue von tumultuarischen Auftritten beunruhigt ward. — In Rom erregte eine solche Mißachtung der Kirchengebote großen Unwillen; der alte Gegner Savonarolas, Fra Mariano, bewies in einer scharfen Rede, der mehrere Kardinäle anwohnten, daß alle kirchliche Zucht und Ordnung zerfallen müsse, wenn ein Mönch ungescheut verkündigen dürfe, daß er keine andre Autorität als die Gottes und des eignen Gewissens anerkenne und den Papst ein „zerbrochenes Eisen“ nenne. Alexander VI. forderte daher in einem Breve die Signorie auf, den Fra Girolamo entweder unter guter Bewachung nach Rom zu senden, oder ihn wenigstens als ein verdorbenes Glied von dem übrigen Volk zu trennen und unter Aufsicht zu halten, damit er keine neue Zwietracht säe. Im Falle des Ungehorsams wurde mit dem Interdikt gedroht. Die Signorie für März und April bestand der Mehrzahl nach aus Arrabiati; einer der zur republikanischen Partei übergetretenen Vettern Pietros de' Medici war Gonfaloniere der Justiz. Es wurde sofort eine „Prattica“ einberufen, um über diese und andre brennende Fragen einen Beschluß zu fassen. Aber so viele Gegner Savonarola hatte, die Versammlung wagte doch nicht, sich an dem Volksmann zu vergreifen. Vielmehr wurde beschlossen, den heil. Vater in einem Schreiben zu benachrichtigen, daß man aus Rücksicht für die Ehre und Ruhe der Republik gegen einen Mann, der sich durch seine Rechtschaffenheit so große Liebe erworben habe, nicht in der von ihm begehrten Weise einschreiten könne. Der Frate predigte also ungestört fort, daß der Papst als Mensch auch dem menschlichen Irrtum unterworfen sei, daß nichts die Kirche so verdorben habe, als die weltliche Macht, der Reichtum und der Hochmut, und daß eine Reform derselben mittels eines Konzils vorgenommen werden müsse. Der Papst geriet

Savonarola predigt gegen Rom.

26. Febr. 1498.

über das Schreiben der Signorie in heftigen Zorn. Ein zweites drohendes Breve verlangte unbedingten Gehorsam und Unterwerfung. Nun wurde dem Frate das Predigen untersagt. Er fügte sich dem Befehl der Regierung und nahm in einer letzten
18. März 1498. Rede mit trüben Ahnungen und düstern Weissagungen Abschied von seinen Zuhörern. Dann richtete er noch ein Schreiben an den Papst, in dem er seinen verletzten Gefühlen über die ungerechte Behandlung Ausdruck gab und den festen Entschluß aussprach, daß er sich forthin allein an den halten werde, „der die Schwachen auserwählt, um die Starken dieser Welt zu schanden zu machen und die Stolzen zu verderben".

Er dringt auf ein Konzil.

Das Schreiben an den Papst war ein Fehdebrief, dem Savonarola sofort durch Handlungen Nachdruck zu geben suchte. Vor einem Konzil wollte er als Kläger gegen Borgia auftreten, seine simonistische Wahl und sein Lasterleben enthüllen und ihn als Ungläubigen und Verderber der Kirche darstellen. In dieser Absicht schrieb er die kühnen „Briefe an die Fürsten", worin er die Könige von Frankreich, Spanien, Deutschland, England und Ungarn aufforderte, an einem geeigneten und freien Orte ein Konzil zu versammeln, damit die Gefahr beseitigt werde, der das Schifflein Petri sonst unrettbar zutreibe; die Stunde der Rache sei gekommen. Er wußte, daß König Karl VIII. von dem Kardinal San Piero und Vincula und von vielen französischen Bischöfen in diesem Sinne bearbeitet worden und dem Plane nicht abgeneigt sei. Hatte doch Alexander VI. eine so feindselige Stellung gegen den Valois eingenommen! Es bedurfte nur eines kräftigen Anstoßes, um die gesamte Christenheit wider das gottvergessene Haus Borgia in Harnisch zu bringen. An ihn sandte daher Savonarola zuerst das Schreiben; die übrigen hielt er noch zurück, um die Wirkung seiner Bemühungen in Frankreich abzuwarten. Aber der Bote wurde auf der Reise durch Mailand von den Häschern Lodovico Moros aufgefangen und der Brief gelangte in die Hände des Papstes. Wie triumphierte Alexander, daß er nun im Besitz eines Dokuments war, auf Grund dessen er gegen den ungehorsamen Frate mit aller Strenge vorgehen konnte! Jetzt hatte er die ganze Liga auf seiner Seite; in Florenz verstummten die Anhänger des Priors von San Marco oder hielten sich verborgen, indes die Gegner kühner das Haupt und die Stimme erhoben. Alle Parteien rührten sich; im Heerlager der Medici gab man sich den freudigsten Hoffnungen hin. Gelang es noch, den Ruf der Heiligkeit und den Prophetencharakter des Frate zu schwächen und dadurch seinen sittlichen Einfluß auf die gläubige Herde der Piagnoni wankend zu machen, so konnte man hoffen, das Mönchsregiment in Florenz samt seinem Urheber auf immer zu beseitigen.

Das Gottesgericht.

Der Neid der Franziskaner auf die Dominikaner von San Marco bot dazu eine willkommene Gelegenheit. Francesco von Apulien nannte in einer Predigt Savonarola einen Ketzer, Schismatiker und falschen Propheten und forderte ihn heraus, durch eine Feuerprobe die Wahrheit der von ihm aufgestellten Sätze zu beweisen: „Die Kirche Gottes und der florentinische Staat würden demnächst heimgesucht, dann aber erneuert werden, die Ungläubigen würden sich zu Christo bekehren, und die jüngst erlassene Exkommunikation sei ungültig." Savonarola

sagte, das heiße Gott versuchen und wies die Sache ab. Aber Fra Domenico, sein eifrigster Anhänger, nahm für den Meister die Herausforderung an. Nun stellten auch die Minoriten einen andern Mitstreiter auf in Fra Rondinelli. Die beiden Orden rüsteten sich zum Kampf und die ganze Einwohnerschaft nahm Partei für die einen oder die andern. Die Arrabiati betrieben den Krieg der Mönche aus allen Kräften. Die philosophisch gebildeten Weltkinder des mediceischen Florenz freuten sich über einen Streit, der ihrem Gegner in jedem Falle schaden mußte. Denn sie selbst glaubten wohl nicht, daß Gott ein Wunder thun würde; war aber Domenico von der Heiligkeit und Prophetenwürde seines Meisters so sehr überzeugt, daß er sein Leben für die Wahrheit derselben einsetzte, so mußte sein unausbleiblicher Tod das Ansehen des Priors tief herabdrücken. Sie waren daher aufs eifrigste bemüht, das Gottesurteil nicht zu einem Gaukelspiel werden zu lassen. Die Signorie ließ sich bewegen, ihre Einwilligung zu geben; der Papst wurde von dem Vorhaben in Kenntnis gesetzt, schon war der Tag zur Ausführung bestimmt; eine fieberhafte Erregung herrschte in der Arno- 7. April 1498.
stadt; ganze Listen bedeckten sich mit Namen von Franziskanern und Dominikanern, die alle an dem Feuerkampfe sich beteiligen wollten. Man hoffte auf ein Verbot von Rom aus, daher wurde der Tag wiederholt hinausgeschoben; aber der Papst beeilte sich nicht, sein Veto einzulegen; er hatte ja gleiches Interesse mit den Compagnacci. Savonarola und seine Anhänger waren in tiefer innerer Bewegung, die durch fortwährende Gebete und Andachtsübungen immer mehr gesteigert wurde. Man hatte so oft aus seinem Munde gehört, daß seine Worte eines Tages durch übernatürliche Zeichen bestätigt werden würden. Konnte nicht jetzt das Wunder geschehen, durch welches seine Feinde zu schanden gemacht, seine Prophetengabe verherrlicht werden möchte! Er selbst hatte Momente der Verzückung; der Eifer seines Jüngers, sich dem Gottesgericht zu unterziehen, erschien ihm als eine höhere Inspiration, die einen glücklichen Ausgang verkündete. Den Franziskanern wurde unheimlich bei der Sache; es scheint, die Compagnacci trieben sie vorwärts durch die Aussicht auf einen tumultuarischen Auftritt, der sie ohne Schaden aus der gefährlichen Situation reißen würde. Endlich erschien der erwartete Tag; auf dem Platze waren Zurüstungen getroffen, Bewaffnete aller Parteien umstanden den abgesteckten Raum, bereit, jeden gewaltsamen Überfall von einer oder der andern Seite abzuwehren; die ganze Stadt war auf den Beinen; bis auf die Dächer waren die Häuser mit Zuschauern gefüllt; zwei Holzschichten, getränkt mit Öl, Pech und Schießpulver, schlossen einen schmalen Gang ein, auf welchem die beiden Mönche, die sich zu der Feuerprobe erboten, durch die Flammen schreiten sollten. Unter heiligen Gesängen harrte die Menge mit Ungeduld auf den Anfang des Glaubensaktes; Fra Domenico, in ein rotes Meßgewand gekleidet, stand fertig da und schien aus den Blicken Savonarolas, der mit fester Miene auf die Feuerbühne schaute, Mut einzusaugen. Aber der Franziskaner Rondinelli, welcher mit dem Dominikaner gleichzeitig den Lauf

antreten sollte, weilte noch mit Francesco im Palazzo bei den Signori. Es wurden allerlei Ausflüchte gesucht; zuerst hieß es, der Feuermantel Domenicos könnte durch Zaubermittel geschützt sein, er müsse ihn ablegen; dann verlangte man, er solle den Gang zuerst antreten. Alles schien darauf hinzudeuten, daß das ganze Schaustück nur in Szene gesetzt worden sei, um einen Tumult zu erregen, währenddessen man den gebannten Prior beiseite schaffen könnte. Und wirklich entstand plötzlich ein allgemeiner Aufruhr, und nur der entschlossenen Haltung des Maruccio Salviati, der sich mit dreihundert Getreuen um die Person Savonarolas scharte, war es zu verdanken, daß kein Gewaltstreich unternommen wurde. Neue Unruhe entstand, als Domenico, der bisher allen Forderungen der Franziskaner nachgegeben, sich weigerte, die geweihte Hostie bei dem Feuergang abzulegen. Die Gegner erklärten es für einen Kirchenfrevel, den Leib des Herrn der Gefahr des Verbrennens auszusetzen; es erhob sich ein heftiger Streit zwischen den beiden Orden, welcher von der Signorie benutzt wurde, die Feuerprobe zu untersagen. Jetzt erreichte der Volkstumult den höchsten Grad; Schmähungen und Vorwürfe flogen hinüber und herüber; die Franziskaner und die Arrabiati waren die lautesten Schreier; Savonarola wurde der Feigheit und Betrügerei beschuldigt, nur unter dem Schutze Salviatis und seiner Schar erreichten die Dominikaner das Kloster, verfolgt von rohen schimpfenden Pöbelhaufen, welche die Compagnacci aufgehetzt hatten. Die Minoriten wurden einige Tage nachher in zwei päpstlichen Schreiben wegen ihres religiösen Eifers und ihrer frommen Werke belobt und beglückwünscht.

Erstürmung des Markusklosters.

Die Feuerprobe war ein Gaukelspiel, das die Arrabiati mit Hilfe der Franziskaner in Szene gesetzt, um Savonarola zu verderben. Sie erreichten ihren Zweck; die Scheu des Frate vor der Feuerprobe zerstörte den Glauben des Volks und seine übernatürliche Macht. Die Florentiner verließen ihren Propheten. Die Gegner Savonarolas durchzogen in bewaffneten Haufen die Straßen der Stadt, mißhandelten, verwundeten und verhöhnten die Piagnoni, die sich in die Kirchen und Klöster flüchteten, und rückten dann mit wildem Geschrei vor San Marco. Die Mönche und einige getreue Anhänger, die zum Schutze des bedrohten Predigers herbeigeeilt waren, verteidigten die Thore und die Zugänge. Die mutigsten ergriffen alte Waffen und Rüstungen, die im Kloster verborgen waren, andre schützten sich mit Kruzifixen und Kerzen. Als die tobende Menge in die heiligen Räume einbrach, flüchteten sich die Klosterleute in die Kreuzgänge und an die Altäre, mit Psalmen und Gebet zu Gott flehend; denn der Meister hatte ihnen jedes Blutvergießen untersagt. Bald gesellte sich auch die Leibwache der Signorie zu den Stürmenden und forderte laut, daß die Mönche vom Widerstand abstehen sollten und Savonarola innerhalb zwölf Stunden das florentinische Gebiet verlasse. Manche gehorchten dem Befehl und entflohen, unter ihnen jener Valori, der hauptsächlich die Hinrichtung der fünf Verschwornen betrieben hatte. Kaum aber war er auf der Straße, so fiel ein rasender Volkshaufe über

ihn her und ermordete ihn; seine Frau, die auf den Lärm ans Fenster geeilt war, wurde durch einen Pfeilschuß getötet; selbst in die inneren Gemächer seines Hauses drang die tobende Menge mit wilder Zerstörungswut. Ähnliche Szenen ereigneten sich an andern Orten. Aber noch immer leisteten die Brüder von San Marco den Angreifenden mutigen Widerstand, wie sehr auch Savonarola die Seinen vom Gebrauche der Waffen abmahnte. Erst als der Kommandant der Wache des Palazzo mit Kanonen drohte, wenn nicht Fra Girolamo und seine Gefährten Silvestro und Domenico der Signorie sofort ausgeliefert würden, legte sich der Kampf. Fra Silvestro versteckte sich und konnte erst am folgenden Tag in Haft gebracht werden, den Prior selbst suchten einige seiner Getreuen zur Flucht aus einer Hinterthür zu bewegen; er schien zu schwanken; als aber der Bruder Malatesta die Frage an ihn richtete: „Muß nicht der Hirt das Leben lassen für seine Schafe? lieferte er sich in die Hände der Gerichtsdiener, die ihn sofort mit Fra Domenico nach dem Palazzo führten. „Denkt an meine Worte und zaget nicht," rief er den trauernden Brüdern beim Abschied zu. „Das Wort des Herrn wird sich erfüllen und mein Tod wird es beschleunigen." Nur mit Mühe konnten die Unglücklichen durch die bewaffneten Begleiter vor den Mißhandlungen des wüsten Pöbels geschützt werden, der ihnen mit Schmähungen und Hohnreden nachfolgte. Als Savonarola über die Schwelle trat, gab ihm einer der rohen Gesellen einen Fußstoß in den Rücken, indem er spottend ausrief: „Da sitzt ihm die Gabe der Weissagung."

Kaum war der „Prophet von Florenz" hinter Schloß und Riegel gebracht, so schickten die Signori Eilboten nach Rom, um dem heil. Vater das wichtige Ereignis zu verkündigen und seinen Willen zu erforschen. Borgia lobte ihren Eifer und erteilte ihnen seinen Segen; er entband sie von jeder Strafe, die sie sich durch ihren früheren Ungehorsam oder durch die Verletzung der Klosterräume von San Marco könnten zugezogen haben, und machte ihnen weitgehende Versprechungen für die Zukunft. Auch Lodovico Moro sandte seine Glückwünsche nach der Arnostadt. Bald wurden die Häupter der Liga auch noch durch die Nachricht erfreut, daß König Karl VIII. an demselben 7. April, da das Gottesgericht in Florenz vor sich gehen sollte, von einem Schlagfluß getroffen auf einem elenden Strohlager an einem Orte voll Schmutz und Unrat verschieden sei. Die italienischen Fürsten atmeten auf; der Papst fühlte sich von dem drohenden Gespenst eines Konzils befreit; aber im stillen gedachte mancher der Prophetenworte Savonarolas, gerade als derselbe dem schmerzvollsten Märtyrertod überantwortet ward. Savonarola verhaftet. Tod Karls VIII.

Nach der Erstürmung des Klosters führten die Compagnacci die erbeuteten Waffen durch die Stadt, indem sie ausriefen: „Da seht die Wunder und Zeichen des Frate, so hat er das Volk von Florenz geliebt!" Unter diesen Eindrücken wurden die obrigkeitlichen Ämter und Gerichtsstellen neu besetzt und zugleich eine außerordentliche Kommission von siebzehn Männern zur Untersuchung der Savonarola vor Gericht.

gefangenen Mönche und ihrer getreuesten Mitstreiter aufgestellt. Die Gewählten gehörten alle zur Partei der Arrabiati; unter den Kommissarien befand sich Doffo Spini, das Haupt der Compagnacci. Der Papst ernannte zwei Florentiner Domherren als Beisitzer. In der Karwoche, wo so oft die feurigen Reden des Predigers die Seelen der Florentiner wie ein schneidendes Schwert durchzuckt hatten, wurde von den haßerfüllten Richtern der abgemagerte Mönch, dessen Nerven durch Gebete und Kasteiungen und durch die Szenen der letzten Tage fieberhaft aufgeregt waren, peinlichen Verhören mit Folterqualen unterworfen, um Geständnisse zu erpressen, die den Justizmord rechtfertigen sollten. Ein Augenzeuge versicherte, er habe gesehen, wie man an einem Tage vierzehnmal grausame Torturen angewendet, so daß der Gemarterte schmerzvoll ausgerufen habe: „Herr, Herr, nimm meine Seele zu dir!“ Der Prozeß Savonarolas bildet, wie das Verhör der Jungfrau von Orleans, einen der dunkelsten Punkte in der Geschichte der Menschheit. Man bedrängte, ängstigte und verwirrte den Geist des nervösen reizbaren Mannes durch stürmische Fragen, durch elftägige Marter, durch Vorwürfe und Drohungen dergestalt, daß er zeitweise Besinnung und Gedächtnis verlor, daß er sich in Widersprüche verwickelte, daß seine sonst so starke und selbstbewußte Seele wankte und zu erliegen schien. Wir wissen, daß der Glaube an sein Prophetentum niemals zur unwandelbaren Sicherheit und Stärke in ihm selbst gediehen war, daß mehr die wunderbare Erfüllung mancher seiner Voraussagungen in einer wechselvollen Zeitlage, daß mehr das gläubige Vertrauen seiner Verehrer seine Phantasie zu solcher Höhe gesteigert, daß in Momenten der Verzückung und Ekstase die Überzeugung seine Seele ergriff, die Visionen und inneren Erscheinungen seien göttliche Eingebungen, seien eine von dem Herrn ihm auferlegte Last, die er der Welt zu übermitteln berufen sei. Wir wissen, daß er wiederholt den Ausspruch gethan, er sei kein Prophet, aber noch öfter versicherte er mit prophetischer Überzeugung, daß alles in Erfüllung gehen werde, was er geweissagt „und noch in unseren Tagen“. Seine Seele war bald erfüllt von festem Glauben an besondere Gnadenerweisungen, die Gott in ihn wie in ein Gefäß eingegossen, bald zerrissen und gefoltert von Anwandlungen des Zweifels und Kleinmuts. In diese Seelenstimmung setzten die Richter ihre inquisitorischen Werkzeuge ein um das Bekenntnis zu erpressen, seine angeblichen Prophezeiungen seien aus Heuchelei, aus Täuschung, aus Hochmut hervorgegangen, um ihn als einen betrogenen Betrüger erscheinen zu lassen.

Der Glaube an sein Prophetentum, bemerkt Villari, war nur ein abergläubischer wirrer Traum, von dem er sich in Augenblicken exaltierter Meditationen oder rednerischer Aufregung, wenn die mit Liebe und gespannter Erwartung an ihm hängenden Blicke des Volks seine Phantasie entflammten, nicht loszumachen wußte, der aber vor der fürchterlichen Realität der Todesstunde verschwand. Rief er doch selbst während des Verhörs einmal klagend aus: „O Herr, Herr, du hast mir den Geist der Weissagung genommen!“ Um so fester und zuversichtlicher waren seine Aussagen über Religion und Politik. Aus allem, was von ihm und über ihn vorgebracht wurde, ergab sich,

daß er stets ein rechtgläubiger katholischer Christ und ein standhafter Verfechter republikanischer Freiheit und Volksrechte gewesen. Es konnte keine andre Schuld an ihm gefunden werden, als daß er ausgesagt, die Kirche sei an Haupt und Gliedern verderbt, sie würde gezüchtigt und dann erneuert werden, daß er zu dem Zweck ein Konzil habe versammeln wollen, auf dem er große Dinge vorgehabt. Den Vorwurf, daß er den Beichtstuhl zu politischen Zwecken, zu Wahlumtrieben und andern unerlaubten Dingen mißbraucht, wies er mit Entschiedenheit als unwahr zurück.

Der Hergang bei den wiederholten Verhören, seine Haltung und seine Antworten können nicht mehr mit voller Sicherheit angegeben werden, da die Protokolle vielfach gefälscht und lückenhaft sind. Es wird behauptet, ein Florentiner Notar, Namens Ceccone, ein zweideutiger, wandelbarer Charakter und heimlicher Parteigänger der Medici, habe den Untersuchungsrichtern auf ihre Klage über mangelhafte Beweisgründe erwidert: „Wo kein Grund zur Verurteilung ist, da muß man einen schaffen" und später offen bekannt, um zum Ziele zu kommen, sei in den Aussagen Savonarolas einiges fortgelassen, andres hinzugesetzt worden, und selbst bei der Unterzeichnung des Protokolls, zu der man ihn auf Drängen des Papstes „durch humane Worte und Ermahnungen" endlich brachte, sollen arge Verstöße vorgekommen sein. Während des ganzen Prozesses, urteilt der neueste Biograph Savonarolas, finden wir denselben Menschen wieder, den wir bisher in ihm kannten: dieselbe Mischung von Genie und Aberglauben, von erhabenen Gedanken und trivialen Sophismen, von herrlichem Heldenmut und mitunter überraschender Schwäche, im Grunde aber stets einen großartigen, hochherzigen und starken Charakter. Über seine prophetische Gabe schwankt er; bald leugnet er sie ab, bald schreibt er sie sich zu. Wird er aber über die Punkte befragt, in welchen sein Verstand und sein Herz klar sehen, so ist er sofort wieder unüberwindlich. Alle Drohungen, Versprechungen und Folterqualen vermögen nichts mehr über ihn: noch im Delirium bleibt sein Wille fest und unerschütterlich.

Die Haltung seiner Anhänger.

Dem Prozeß des Meisters folgte die Untersuchung seiner Anhänger. Daß kein himmlisches Wunder geschehen und daß Savonarola nach dem vorgelesenen Protokoll seine prophetische Gabe und seine Visionen abgeleugnet, hatte bei vielen Kleingläubigen einen Umschwung in der Gesinnung erzeugt. Nur Fra Domenico ließ sich durch keine Folterqualen den Glauben an die Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit des außerordentlichen Mannes rauben, „durch dessen Vermittelung er die Gnade Gottes zu erlangen gehofft". Der schwache, schwärmerische Silvestro dagegen betrug sich wie Petrus in der Leidensnacht. Fra Benedetto entzog sich auf kurze Zeit durch die Flucht nach Viterbo der Verfolgung, aber er kehrte bald zurück und bewahrte den Glauben an den Meister bis zu seinem Tode. Die Mönche von San Marco ahmten das Beispiel Silvestros nach. Sie richteten ein reumütiges Schreiben an den Papst, worin sie alle Schuld ihres Verhaltens auf Savonarola, „den Urheber und das Haupt aller Irrtümer", wälzten, wie

verirrte Schafe zu dem wahren Hirten zurückzukehren versprachen und um Absolution von dem Banne flehten, und fanden eine gnädige Aufnahme.

Der Papst und die Signorie.

Darauf stellte Alexander VI. an die Signorie die Forderung, Savonarola und seine beiden Mitschuldigen Domenico und Silvestro nach Rom zu liefern; dies wiesen die Regierungsherren zurück, weil es der Ehre der Republik widerstreite, und verlangten, daß die Angeklagten ihrer geistlichen Würde entkleidet werden sollten, damit sie als Verbrecher dem Arme der weltlichen Gerechtigkeit überantwortet würden. Zugleich suchten sie allerlei Vorteile als Judaslohn zu erlangen. Borgia bewies sich gegen die Signorie gnädig und zuvorkommend: zwei päpstliche Kommissare erschienen in Florenz, um das tragische Schauspiel der Vollendung entgegenzuführen; der Bischof, der dem Prior von San Marco bisher eine freundliche Gesinnung gezeigt, erhielt den Befehl, die Degradation mit eigner Hand zu vollziehen. So verlangte es die päpstliche Disziplin!

Savonarolas religiöse Ansichten.

Zwischen dem Schluß des Gerichts und der Ankunft der Kommissare lagen etwa vier Wochen, welche Savonarola im Gefängnis zu schriftlichen Arbeiten benutzte. Unter diesen ist die „Meditation über das Miserere" Ps. 51 zu großer Berühmtheit in Deutschland gelangt, weil Luther dieselbe später mit einer Vorrede herausgab, worin der Florentiner Mönch als Vorläufer der Reformation aufgefaßt ward, eine Anschauung, die seitdem in Deutschland herrschend geblieben ist und noch in dem Reformatorendenkmal in Worms ihren Ausdruck gefunden hat. Der italienische Biograph Villari bestreitet die Richtigkeit dieser Ansicht und sucht darzuthun, daß Savonarola nicht die katholische Kirchenlehre, sondern nur Papst und Klerus angegriffen habe. Allerdings werde in der erwähnten Schrift behauptet, daß der zur Seligkeit führende Glaube eine Gabe Gottes sei, „die nicht durch unsre Werke erlangt werde, auf daß niemand sich rühme"; aber aus andern Stellen gehe auch deutlich hervor, daß er zur Erlangung dieses Glaubens sowohl dem freien Willen des Menschen als den Gnadenmitteln der Kirche eine mitwirkende Kraft zuschreibe, und führt zum Beleg die „Anweisung zum christlichen Wandel" an, welche er für den frommen Kerkermeister in den letzten Stunden seines Lebens auf die Decke eines Buches geschrieben: „Der christliche Wandel hängt ganz von der Gnade ab. Daher muß man sich bemühen, diese zu erlangen. Die Prüfung unsrer Sünden, das Nachdenken über die Eitelkeit der irdischen Dinge richtet uns auf die Gnade hin; die Beichte und das Abendmahl machen uns geschickt, sie zu empfangen. Sie ist ohne Frage ein freiwilliges Geschenk Gottes, aber wenn wir eine starke Verachtung der Welt haben und ein lebendiges Verlangen, uns den geistlichen Dingen zuzuwenden, so können wir sagen, daß die Gnade, wenn noch nicht in uns, doch jedenfalls im Anzuge ist. Die Ausdauer aber im guten Leben, in den guten Werken, in der Beichte und in allem, was uns der Gnade näher gebracht hat, ist das wahre und sichere Mittel sie zu vermehren."

Seine Stellung zur Reformation.

Es ist der römischen Kirche erspart worden, die christliche Glaubens- und Lebenserneuerung in ihrer nächsten Nähe zur Vollendung geführt zu sehen. Wie weit aber der florentinische Mönch, nachdem er einmal sich geweigert, den Befehlen des Papstes Gehorsam zu leisten, nachdem er die weltliche Macht zur Einberufung eines Konzils behufs einer Verbesserung der Kirche an Haupt und Gliedern zu bewegen gesucht, im Verlauf seines Kampfes gelangt sein würde, wer

möchte darüber die Entscheidung fällen. Es waren die Mißbräuche der herrschenden Kirche, welche zur Reformation geführt, und diese Mißbräuche hat niemand schärfer erkannt und stärker gerügt, als der „Prophet von Florenz“, und darum hat die protestantische Auffassung, die ihm unter den Vorläufern und Bahnbrechern dieser weltbewegenden Begebenheit seinen Platz einräumt, ihr volle Berechtigung. Eine Kirche, in welcher ein Borgia einen Savonarola gesetzlich zum Tode verdammen kann, ist nach göttlichem und menschlichem Recht gerichtet.

Nach der Ankunft der päpstlichen Bevollmächtigten begann der dritte Akt des Ketzergerichts mit denselben grausamen Zwangsmitteln. Als man Savonarola entkleidete, um ihn auf die Folter zu spannen, rief er mit lauter Stimme: „Hört mich, ihr Herren von Florenz, ich rufe euch zu Zeugen an. Ich habe mein Licht verleugnet aus Furcht vor den Martern. Wenn ich leiden soll, so will ich für die Wahrheit leiden; was ich lehrte, das habe ich von Gott gehabt.“ Diese Kundgebung, da sein Geist noch frei und ungebrochen war, sollte ihn sicherstellen gegen spätere Aussprüche, zu denen ihn der Schmerz hinreißen könnte, oder die ihm verdrehte und gefälschte Protokolle in den Mund legen möchten. Der Prozeß war nur eine grausame Formalität, um den Justizmord zu verhüllen. Nachdem die päpstlichen Kommissare und ihre richterlichen Beisitzer das Schuldig über die drei Mönche Savonarola, Silvestro und Domenico ausgesprochen und die weltlichen Behörden in einer „Prattica“ auf Todesstrafe erkannt, wurden die Vorbereitungen zu der Hinrichtung getroffen. In einer letzten kurzen Zusammenkunft, die man den Verurteilten gestattete, ermahnte der Prior seine Gefährten, ihre Seele ganz auf Gott zu richten und mit ruhiger Resignation alles über sich ergehen zu lassen. Nach einer in Gebet vollbrachten Nacht nahm Savonarola mit seinen beiden Leidensgenossen das Abendmahl, wobei er nochmals seinen festen Glauben an den dreieinigen Gott und an den menschgewordenen Sohn, der sein Blut am Kreuz für die Sünden der Welt vergossen, laut aussprach. Alsdann stiegen sie auf den Palastplatz hinab, wo eine hölzerne Bühne mit einem Pfahl und Querbalken in Form eines Kreuzes aufgerichtet war. Eine zahllose Menschenmasse aller Parteien umstand das Gerüst, in banger Erwartung dem Schauspiel entgegenharrend, das sich vor ihren Augen entwickeln sollte. Drei besondere Bühnen waren für die päpstlichen Kommissare und die Richter aufgeführt. Nachdem der Bischof mit zitternder Stimme die drei Klosterbrüder ihrer Weihen beraubt und von der Kirche geschieden, wurden sie ihrer Mönchsgewänder entkleidet. „Durch die Gnade Gottes wurdest du mir verliehen,“ sprach Savonarola beim Ablegen der Kutte, „und fleckenlos habe ich dich bis heute bewahrt.“ Darauf sprachen die Kommissare das Urteil, das die drei Mönche für Ketzer erklärte, und die Richter verlasen die Sentenz, „daß jeder derselben am Galgen aufgeknüpft und dann verbrannt werde, auf daß ihre Seelen völlig von ihren Leibern geschieden seien“. Unter den Hohnreden und Schmähungen des Pöbels schritten nun die drei Verurteilten

Verurteilung und Tod.

22. Mai 1498.

im wollenen Gewande mit unbedeckten Füßen und gebundenen Armen mit festem Gange und heiterem Antlitz auf das Schafott. Auch Fra Silvestro hatte in der Stunde des Todes seinen Mut wiedergewonnen und zeigte sich als würdigen Jünger seines Meisters. Savonarola aber verlor nicht einen Augenblick seine Fassung und bewies die erhabenste Geistesstärke. „Der Herr hat so viel für mich gelitten!“ waren seine letzten Worte. Domenico ging mit freudiger Begeisterung, leise das Tedeum singend, dem Gerüste zu, noch im Angesicht des Todes die nahe Erfüllung der Weissagungen des Meisters verkündend und ihre Unschuld beteuernd. Der Henker schlang die Kette um ihre Hälse und bald war ihr Leben
23. Mai 1498. erloschen. Es war am 23. Mai des Jahres 1498, daß Savonarola der Prophet in einem Alter von fünfundvierzig Jahren verschied. Als die Flammen emporloderten und die Körper erfaßten, sah man den Sterbenden noch einmal den freigewordenen Arm erheben, als ob er sein Volk segnen wollte. Unter dem wilden Geschrei des von den Arrabiati aufgehetzten Straßenpöbels hörte man das Weinen und Schluchzen der Piagnoni und der Frauen hervor. Mit Lebensgefahr suchten die Gläubigen einige Reste von der Brandstätte zu erlangen, um sie als teure Reliquien von wunderthätiger Kraft aufzubewahren. Aber die Signorie ließ die Asche der drei Märtyrer sorgfältig sammeln und in den Arno versenken. Selbst das Kloster San Marco hatte unter dem Groll der Arrabiati zu leiden: die Bibliothek Lorenzos, die es um eine hohe Summe von der Republik erworben, wurde ihm entrissen, seine Rechte und Privilegien vermindert, mehrere Mönche in die Verbannung geschickt. Fra Bartolomeo aber ging vom Richtplatze in seine Werkstätte, erzählt K. Hase, da steht noch das Bild seines Freundes und er nimmt einen Pinsel und zieht einen klaren goldenen Streif um das edle Haupt. So hing dieses Bild, die ruhige Klarheit eines in sich befriedigten Gemüts darstellend, durch die Erinnerungen von Florenz und durch den unabhängigen Korporationsgeist der Dominikaner geschützt, bis auf unsre Tage in Fra Girolamos Zelle. Lange durften sich die Piagnoni nicht öffentlich blicken lassen, ohne geschmäht und verhöhnt zu werden. Erst die gemeinsame Gefahr vor den Medici und vor dem Ehrgeize der Borgia führte eine Versöhnung herbei zur Verteidigung der Republik, wie sie durch Savonarolas Einfluß begründet worden. Und wie rasch stieg der Prophetenruf des Fra Girolamo unter den Ereignissen der nächstfolgenden Zeit, als die Kirche sich spaltete, als Italien aufs neue von fremden Heeren zertreten ward, als die Freiheit und Selbständigkeit und damit der alte Ruhm der Arnostadt zu Grunde ging!

Das Schreiben der Mönche von San Marco, in dem sie den Prior als den Verführer zum Ungehorsam gegen den Papst darstellten, ist zugleich die beste Rechtfertigung desselben: „Nicht nur wir,“ schrieben sie, „sondern auch Männer von weit größerem Verstande ließen sich von der Arglist Fra Girolamos täuschen. Der Scharfsinn seiner Lehre, die Rechtschaffenheit seines Wandels, die Heiligkeit seiner Sitten, die erheuchelte Frömmigkeit, das Ansehen, welches ihm die Unterdrückung der schlechten Sitten, des Wuchers und andrer Laster aller Art in Florenz verlieh, die vielen Ereignisse, welche über alle menschliche Macht und Vorstellung hin-

aus seine Prophezeiungen bestätigten, waren derart, daß wir, wenn er nicht selbst widerrufen hätte und erklärt, daß seine Worte nicht von Gott gewesen, nimmermehr an ihm gezweifelt haben würden. Unser Glaube an ihn war so groß, daß wir uns alle mit Freuden bereit erklärten, unser Leben dem Flammentode auszusetzen, um die Wahrheit seiner Lehre zu beweisen."

Die Republik Florenz war nach dem Blutgericht über Savonarola in der schlimmsten Lage. Die innere Zwietracht erfüllte die Nachbarn mit Eroberungsplänen, die toscanischen Städte mit Freiheitsgedanken. Pisa setzte seinen Unabhängigkeitskampf mit Erfolg fort. Die Florentiner schrieben ihre Unfälle der Verräterei des Condottiere Paolo de' Vitelli von Citta di Castello zu und ließen ihn foltern und enthaupten. In Siena schützte Pandolfo Petrucci, ein Mann von einfachen Sitten und kräftigem Arm die Republik gegen die inneren Parteien wie gegen die von außen drohenden Gefahren und ließ sogar seinen eignen Schwiegervater Niccolo Borghese, als er Ränke wider ihn spann, auf dem Marktplatze niederhauen. Die Mediceer erspähten jede Gelegenheit, die Republik in schlimme Lage zu bringen und waren bereit, in Verbindung mit ihren Verwandten, den Orsini und mit Vitellozzo de' Vitelli, dem rachedürstenden Bruder des hingerichteten Feldhauptmanns Paolo, jeden Feind mit Rat und That zu unterstützen. Selbst Cesare Borgia fand in seinen ehrgeizigen Bestrebungen und Eroberungsgelüsten in Toscana Rat und Hilfe bei den Medici, und Arezzo wagte im Einverständnis mit ihnen und mit Pandolfo die Fahne der Unabhängigkeit aufzuflanzen. Der Bund mit Frankreich, den die Florentiner mit großen Geldopfern aufrecht erhielten, brachte ihnen wenig Vorteil, da die französische Besatzung von Pisa mit der Bürgerschaft dieser Stadt sympathisierte und jede gewaltsame Unterwerfung selbst gegen des Königs Gebot vereitelte. Und wie leicht konnte die Gnade Frankreichs bei irgend einer politischen Wendung in ihr Gegenteil umschlagen! Um die Regierungsgewalt mehr zu konzentrieren und die konspiratorischen Umtriebe schärfer zu überwachen, ernannten die Florentiner den **Pietro de' Soderini** zum Gonfaloniere auf Lebenszeit, eine Art Dogenwürde wie in Venedig. Zugleich schickten sie den klugen Staatsmann Niccolo Machiavelli als Gesandten nach Rom, damit er dort die Pläne Cesare Borgias beobachte und bei den großen politischen und kriegerischen Verwickelungen, die damals in Unteritalien vor sich gingen, von Nutzen sei.

Randnotizen: Die Lage der Republik. — 1. Okt. 1499. — Juli 1500. — 1502. — 1. Nov. 1502.

B. König Ludwig XII. von Frankreich und Spaniens Emporkommen unter Ferdinand und Isabella.

1. Italien und die zweite französische Invasion.

a. Die Eroberung von Mailand und Lodovico Moros Ausgang.

Italien kam nach Karls VIII. Abzug nicht zur Ruhe. Die Pisaner beharrten in ihrem Widerstande gegen Florenz, heimlich und öffentlich unterstützt von Venedig und von dem Herzog von Mailand, die beide nach dem Besitze der Stadt trachteten. Wie es in Rom, in Neapel, in der aufgeregten Arnostadt her-

Randnotiz: Karls VIII. Ausgang und Charakter.

ging, haben wir in den obigen Blättern erfahren. Die bedrängten und bedrohten Fürsten und Städte der Halbinsel suchten den König durch Bitten und Gesandtschaften zu einem neuen Zuge zu bewegen: der Herzog von Ferrara, der Markgraf Gonzaga von Mantua, Bentivoglio, Herr von Bologna, standen mit Frankreich in Verbindung. Auch ging Karl VIII. lebhaft mit dem Gedanken eines neuen Feldzuges um, der die kirchlichen und politischen Verhältnisse umgestalten sollte. Aber ihm fehlte die Energie der Seele. Hoffeste, Spiele, galante Liebesgeschichten hielten seinen Sinn von ernsten Dingen ab. Die Einkünfte zerrannen unter seinen Händen; er war stets in Geldverlegenheit. Sein Günstling, der Kardinal Briçonnet, ein ergebener Diener der Borgia, beförderte den Hang seines königlichen Herrn zu Lustbarkeit und Genüssen, um ihn von den kriegerischen Gedanken abzulenken. Karl VIII. besaß manche löbliche Eigenschaften: er hatte ein Herz für das Volk, dessen Lasten er ernstlich zu erleichtern wünschte; er erkannte die großen Gebrechen, von welchen die Kirche und die höhere Gesellschaft ergriffen waren, und die Mahnungen Savonarolas für Reformen in Religion und Leben waren nicht ohne Eindruck geblieben; und daß er für ritterliche und kriegerische Thaten schwärmerisch eingenommen war, ist öfter erwähnt worden. Allein die guten Regungen waren zu flüchtig; die Lust des Augenblicks übte eine zu große Gewalt über ihn, die Vorsätze kamen nicht zur Ausführung, er wurde mehr von momentanen Eindrücken als von politischen oder sittlichen Motiven geleitet. Das Wollen und Vollbringen standen nicht in Übereinstimmung. Ein krankhafter Zug lag in seiner ganzen Natur, in seinem geistigen Wesen wie in seinem Körper. Als ob er das Gefühl in sich trüge, daß sein Leben rasch dahinschwinden würde, stürzte er sich mit Hast und Unruhe bald in Unternehmungen, die über seine Kräfte gingen, bald in Genüsse und Zerstreuungen, die seine Gesundheit untergruben. Er war noch nicht achtundzwanzig Jahre alt, als er im Schlosse zu Amboise vom Schlage getroffen niederstürzte und, wie erwähnt, an demselben Tage, da man Savonarola in den Kerker ab-
7. April 1498. führte, auf einem ärmlichen Strohlager verschied. Er hinterließ keine Kinder. Sein Erstgeborner, dem er den romantischen Namen Roland zu seinem eignen gegeben, hatte nur ein Alter von vier Jahren erreicht; zwei andre waren in der Wiege gestorben. So ging denn die Krone auf den nächsten Blutsverwandten Ludwig XII. über, denselben Sprößling des Hauses Valois, den wir bisher als Herzog von Orleans kennen gelernt*).

---

*) Verwandtschaftliche Verhältnisse.

Karl V. † 1380

Karl VI. † 1422	Ludwig, Herzog von Orleans † 1407	
Karl VII. † 1461	Gem. Valentine Visconti	
Ludwig XI. † 1483		
Karl VIII. † 1498	Karl von Orleans † 1465	Johann, Gr. von Angouleme † 1467
	Ludwig XII. † 1515	Karl von Angouleme † 1496
		Franz I. † 1547.

Ludwigs XII. Thronbesteigung ging ohne Hindernisse und Opposition vor sich, so viele Widersacher er auch früher am Hof gehabt hatte. Mancher mochte mit Sorge auf die unerwartete Wandlung blicken; aber Ludwig hegte keine Rachegedanken: „Es geziemt einem König von Frankreich nicht, die Beleidigungen zu rächen, die dem Herzog von Orleans zugefügt wurden", waren seine beruhigenden Worte. Der tapfere La Tremouille, welcher ihn bei St.-Aubin gefangen genommen (VIII, 869), blieb im Besitze seiner Würden und Ämter; Frau Anna von Beaujeu und ihr Gemahl wurden freundlich bei Hofe empfangen und mit Aufmerksamkeiten und Gunsterweisungen überhäuft; ihrer Tochter Susanne wurden bei der Verlobung mit ihrem Vetter, Karl von Bourbon-Montpensier, die väterlichen Lehnsgüter zugesichert. Dieselbe wohlwollende Gesinnung zeigte Ludwig auch gegen andre. Überhaupt schien mit seinem Regierungsantritt ein neuer Geist über ihn gekommen zu sein: von dem Hang zu Vergnügungen und Ausschweifungen merkte man wenig mehr, auch überwand er die Indolenz und angeborne Schlaffheit, die bisher so oft seine Unternehmungen gelähmt. Aber ganz konnte er die angeborne Natur doch nicht verleugnen: wie bei seinem Vorgänger war das Wollen stärker als das Vollbringen; eine gewisse Unschlüssigkeit, eine politische Beschränktheit, ein Mangel an Initiative machten sich fortwährend bemerkbar; fortwährend stand er unter dem Einfluß klügerer und stärkerer Männer, die ihn zu gewinnen oder ihm zu imponieren verstanden; doch verschwendete er seine Gunst und sein Vertrauen nicht an Unwürdige. Zu den bedeutendsten Männern seiner Umgebung gehörte Georg von Amboise, Erzbischof von Rouen, der seinem Herrn stets mit Treue und Hingebung diente und ihn wenigstens in betreff der inneren Regierung auf guten Wegen zu halten suchte, dagegen trug er freilich auch an der fehlerhaften äußeren Politik des Königs große Schuld.

Ludwig XII. 1498—1515.

Die erste Sorge Ludwigs XII. war, die Vereinigung des Herzogtums Bretagne mit der Krone Frankreichs, die mit so großer Mühe zustandegekommen, aufrecht zu erhalten. Da aus der königlichen Ehe keine Kinder vorhanden waren, so fiel die Halbinsel wieder an Anna und es war Gefahr, daß die Königin, wenn ihre Witwentrauer vorübergegangen, ihre Hand und ihr väterliches Erbe einem andern Manne reichen möchte. Ludwig beschloß daher auch im Ehebett Karls VIII. Nachfolger zu werden. Mag es auch nur eine romantische Sage sein, daß schon früher ein zärtliches Verhältnis zwischen ihnen bestanden, jedenfalls war es für beide kein schwerer Entschluß, die Verbindung der Länder durch eine neue Ehe zu besiegeln: Anna vergaß bald den ersten Gatten, der ihr so oft untreu gewesen, und Ludwig ertrug ohne Kummer die Scheidung von Johanna, der mißgestalteten Tochter Ludwigs XI., mit der er gegen Willen und Neigung in frühester Jugend vermählt worden war. Um den Preis des Herzogtums Valentinois an Cesare Borgia ließ sich Alexander VI. bereit finden, dem König die Trennung von seiner bisherigen Gemahlin

Scheidung u. zweite Ehe. 1499.

und die Wiedervermählung mit der verwitweten Königin zu gestatten. Das Scheidungsurteil, durch heuchlerische und falsche Motive begründet, war ein neuer Flecken in dem Pontifikat des Borgia. Aber auch auf den Charakter Ludwigs XII. warf der häusliche Gewaltstreich, der aus Gründen der Staatsräson ein sittliches und religiöses Verhältnis zerriß, einen dunkeln Schatten. Johanna verbrachte den Rest ihres Lebens in einem Kloster zu Bourges, wo sie durch Andachtsübungen und Werke der Menschenliebe sich bei dem Volk den Ruf der Heiligkeit erwarb. Der König suchte die murrenden Stimmen und Vorwürfe des Klerus über den ungerechten Scheidungsprozeß durch Gaben an die Kirche und durch Beweise der Hochachtung gegen die verstoßene Königin zu
1499. beschwichtigen. Am 6. Januar des folgenden Jahres fand im Schlosse zu Nantes die feierliche Vermählung mit Anna von der Bretagne statt. Doch wurden auch jetzt wieder in den Ehevertrag Bedingungen aufgenommen, welche dem Herzogtum seine bisherigen Rechte und Institute gewährleisteten und für die Zukunft eine gewisse Selbständigkeit in Aussicht stellten. Ludwig erwies seiner neuen Gattin sein ganzes lebenlang die zärtlichste Liebe; in Annas Herzen aber stand das Interesse für ihr Heimatland stets in erster Linie. Es heißt, sie habe es immer bereut, dem Erzherzog Maximilian nicht ihre Hand gegeben zu haben, und ihr lebenlang füllte sie den Hof mit Intrigen in partikularistischem und dynastischem Sinne.

Innere Reformen. Die ersten Handlungen Ludwigs XII. versprachen eine glückliche Regierung. Nicht nur, daß er dem Geschenk entsagte, welches das Land den Königen bei ihrer Thronbesteigung zu machen pflegte, er war auch bedacht, durch Ordnung in der Finanzverwaltung und durch weise Sparsamkeit im Staatshaushalt eine Verminderung der Abgaben zu ermöglichen. Zugleich suchte er das Gerichtswesen zu verbessern: der königliche Staatsrat wurde durch rechtskundige Mitglieder vermehrt und ein Teil der Rechtsfälle, denen das Parlament nicht nachkommen konnte, demselben zugewiesen; eine nach Blois berufene Notablen-
März 1499. versammlung von geistlichen und weltlichen Würdenträgern und Räten entwarf eine Reform des Gerichtsganges, wodurch der Willkür, der Parteilichkeit, der Erpressung und den Schikanen aller Art ein Riegel vorgeschoben ward; eine Menge Mißbräuche und usurpierte Vorrechte, von nachteiligen Wirkungen für die Gesamtheit, wurden abgeschafft, die Feudallasten ermäßigt und genauer bestimmt, die in der pragmatischen Sanktion festgestellten Rechte der gallikanischen Kirche aufrecht erhalten, in der Normandie ein stehender Gerichtshof eingeführt.

Ludwigs Stellung nach außen. Aber viele von diesen Vorteilen gingen durch die äußere Politik des Königs verloren. Wir wissen, daß er kraft seiner Abstammung von Valentina Visconti Ansprüche auf das Herzogtum Mailand erhoben hatte. Der Vertrag von Vercelli ließ dasselbe im Besitz Lodovico Moros. Als König von Frankreich konnte Ludwig XII. aber jetzt seinen Forderungen größeren Nachdruck geben. Dazu kam noch die Ehrenpflicht, das Königreich Neapel, das kaum erobert wieder ver-

loren gegangen war, dem Reiche zurückzugeben. Die Annahme des Titels „Herzog von Mailand und König von Neapel“ ließ seine Pläne erkennen. Die verwirrten Zustände Italiens versprachen einen guten Erfolg: der Papst war Ludwigs ergebenster Bundesgenosse; Pisa war noch immer ein Zankapfel zwischen Venedig, Mailand und Florenz; mehrere kleine Dynasten hofften durch Frankreich zu gewinnen. Auch die äußeren Verhältnisse waren nicht ungünstig: Heinrich VII. hatte den Vertrag von Etaples erneuert; Maximilian, ohne Geld und Reichshilfe, vermochte die beabsichtigte Eroberung von Burgund nicht durchzuführen und mußte es geschehen lassen, daß sein Sohn Philipp dem Vorhaben entsagte und mit Frankreich sich auf Grund des Friedens von Senlis verständigte. Die Schweiz, von Österreich bedroht, erneute mit Freuden das alte Bündnis mit Frankreich. Die einzige Macht, die Schwierigkeiten bereiten konnte, war Spanien. Allein auch hier fand sich ein Ausweg. Ferdinand der Katholische, der, wie erwähnt, das Königreich Neapel mit Verdruß im Besitze des unechten Zweiges seines Hauses sah, war bereit, mit dem französischen Herrscher das Land zu teilen, in der richtigen Voraussicht, daß er dann mit der Zeit das Ganze an sich bringen werde. In dem Friedensvertrag von Marcoussi war bereits dieser 5. Aug. 1498.
Plan in vertraulicher Weise verhandelt worden. Nach Comines war die Sache von spanischer Seite zuerst in Anregung gekommen. Wenn dabei der Aragonier seine Absicht, den Bundesgenossen zu überlisten, klug verbarg, so galt dies in jener Zeit als Beweis politischen Verstandes. Machiavelli war nur der Mund seines Jahrhunderts.

So war die Lage der Dinge, als Ludwig XII. die Vorbereitungen zu dem Eroberung von Mailand. 1499.
italienischen Feldzug traf, den sein Vorgänger beabsichtigt aber nicht zu vollführen vermocht hatte. Der französische Adel sehnte sich nach Waffenruhm und spornte den König, der schon bei der Unternehmung Karls VIII. einiges militärische Geschick gezeigt, zur kriegerischen Aktion. Eine Kriegsmacht von 1600 Lanzen (9600 schwerbewaffnete Reiter oder Gendarmen), die Blüte des französischen Adels, 13,000 Mann Fußvolk, darunter 5000 Schweizer und 4000 Gascogner und Basken, und 58 Kanonen sammelten sich in Lyon und setzten im Juli Juli 1499.
über die Alpen. Den Oberbefehl führten drei erfahrene Feldherren, der Schotte Stuart d'Aubigny, der Lombarde Trivulzio und Ludwig von Luxembourg, Graf von Ligny. In Savoyen fanden sie gute Aufnahme. War doch Luise, die Schwester des jungen Herzogs Philibert II., die Gemahlin des Grafen von Angouleme, des nächsten Verwandten des Königs. Bald drangen sie in Piemont ein; und schon am 13. August waren sie Meister von Asti, nachdem sie die festen Orte erstürmt, die Besatzungen niedergemacht, Stadt und Land mit Plünderung und Verwüstung erfüllt. Die Raub- und Mordsucht der Schweizer und Gascogner konnte durch kein Gebot zurückgehalten werden. Nun kam Lodovico Moro in eine schlimme Lage. Die deutschen Landsknechte, auf die er sich verlassen, waren durch Maximilians Kriege mit den Schweizern zurückgehalten;

die lombardischen Truppen, die er in der Eile ausgehoben, waren ohne Übung und Kampflust und der Anführer Galeazzo von San Severino, der sich in die Festung Alessandria geworfen, ohne Treue und Mut. Als sich die Franzosen der Stadt näherten, entfloh er während der Nacht nach Mailand; seine Truppen liefen auseinander; ohne Widerstand besetzten die Feinde die Festung und verübten die schändlichsten Kriegsgreuel. Zu gleicher Zeit drangen die Venetianer von Osten vor, nahmen Cremona in Besitz und näherten sich der Stadt Lodi. Da eilte Lodovico Moro mit wenigen Getreuen über Veltlin nach Tirol, um bei Maximilian Hilfe zu suchen. Seine Entfernung gab das Zeichen zum allgemeinen Abfall; die Städte öffneten ihre Thore, der Graf Gajazzo, San Severinos Bruder, trat in die Dienste des Königs und schon am 14. September zogen die Franzosen in Mailand ein. In einem einzigen Monat war die Eroberung des schönsten und reichsten Herzogtums vollbracht. Am 6. Oktober hielt König Ludwig seinen Einzug in die Hauptstadt der Lombardei, setzte Trivulzio als Statthalter ein und suchte die Einwohner durch Steuernachlaß und Gnadenerweisungen für das neue Regiment zu gewinnen. Auch Genua stellte sich unter Frankreichs Schutzherrschaft und erhielt von Ludwig einen Stadtvogt in der Person Philipps von Kleve-Ravenstein. Ganz Italien schien unter die französische Hegemonie zu fallen; mit königlichen Hilfstruppen suchte sich Cesare Borgia ein weltliches Herzogtum in der Romagna und im Kirchenstaat zu gründen.

(Randnotizen: 14. Sept. 1499. — 6. Okt.)

Lodovico Moros Schicksal und Ende. So schnell sollte jedoch das Schicksal der Halbinsel nicht entschieden werden. Wie unter Karl VIII. trat auch jetzt wieder ein rascher Umschwung ein. Trivulzio benutzte seine Stellung in Mailand im Interesse der Guelfen; dadurch wurde die ghibellinische Gegenpartei zum Widerstand gereizt; die mailändische Bürgerschaft, die sich unter der französischen Herrschaft goldene Tage versprochen, fand, daß der Steuerdruck, trotz der gewährten Erleichterung, noch immer zu groß sei und fühlte sich durch die strenge und rohe Weise, womit der barsche Statthalter die Abgaben eintrieb, verletzt; die französische Besatzung, übermütig und hochfahrend, gab durch ihr rücksichtsloses Betragen, durch ihre Buhlereien mit schönen Mailänderinnen Ärgernis und Anlaß zur Eifersucht. Diese malkontente Stimmung wurde von den Parteigängern des Moro benutzt, um dessen Rückkehr zu betreiben. Es war ihm gelungen, eine namhafte Armee von deutschen und schweizerischen Soldknechten in seine Dienste zu ziehen. Seine Erscheinung an der Spitze der bewaffneten Heerhaufen in Como gab das Zeichen zu Volksbewegungen und feindlichen Demonstrationen gegen die Fremdlinge. Trivulzio sah sich zum Abzug genötigt und schon im Februar zog Lodovico wieder in Mailand ein; auch Pavia und Parma pflanzten die ghibellinische Fahne auf. Vergebens leistete die Guelfenstadt Novara einen hartnäckigen Widerstand, auch sie mußte eine Kapitulation schließen; doch erhielten die Garnison und die Häupter der Guelfenpartei freien Abzug nach Mortara. Nun trat aber wieder eine jener

(Randnotizen: 6. Febr. 1500. — 22. März 1500.)

plötzlichen Wendungen ein, von welchen die französischen Eroberungszüge in Italien damals so oft betroffen wurden; als Lodovico zwischen Novara und Mortara eine Schlacht liefern wollte, gelang es dem französischen Heerführer La Tremouille, die helvetischen Soldknechte im herzoglichen Lager zur Meuterei zu bringen. Sie weigerten sich gegen ihre Landsleute im königlichen Dienst zu kämpfen und zogen nach Bellinzona ab. Lodovico Moro befand sich verkleidet in ihrer Mitte; aber der hohe Preis, den La Tremouille auf seine Haftnahme gesetzt, brachte einige helvetische Reisläufer zu dem Entschluß, den Judaslohn zu gewinnen. Lodovico wurde verraten und durch den Grafen von Ligny in die feste Burg von Novara eingeschlossen, von wo aus ihn König Ludwig nach Frankreich führen ließ. Er war es, der die „Barbaren" zuerst nach Italien gerufen hatte, durch eine gerechte Vergeltung fiel er als Opfer seiner landesverräterischen Politik. Ohne daß ihn Ludwig jemals eines Blickes oder Wortes gewürdigt, schmachtete er bis an seinen Tod zehn lange peinvolle Jahre in dem großen Turm von Loches, anfangs im unterirdischen Verlies, später in einem oberen Gemach, ein schreckliches tragisches Ende für einen Fürsten von seltener Begabung, von Geist, Kenntnissen und Beredsamkeit. Am Karfreitag kehrten die Franzosen nach Mailand zurück. Die Einwohner zitterten vor der Rache 17. April. Mailand mit Frankreich vereinigt.
Trivulzios, der an der Seite des Kardinals von Amboise in die gedemütigte Stadt einzog. Doch fiel das Strafgericht minder streng aus, als sie gefürchtet Die Familie Sforza.
hatten. Ludwig XII. begnügte sich mit der Auslieferung und Hinrichtung der vier Schuldigen, die ihm als Urheber des Abfalls bezeichnet wurden, und ernannte dann den Neffen des Kardinals, Charles d'Amboise, Seigneur de Chaumont an Trivulzios Stelle zum Stadtvogt. So kam das Herzogtum Mailand in den Besitz des französischen Königs. Die Venetianer trugen Cremona und einige Landschaften im Osten als Anteil der Beute davon, die Schweizer behielten die Stadt Bellinzona als Preis ihrer Kriegshilfe und Bundestreue. Gegen die Sforza zeigte Ludwig mehr Härte, als ihm sonst eigen war. Nicht nur den Mohren traf sein Groll, auch die drei natürlichen Söhne seines Bruders Johann Galeazzo wurden in Gefangenschaft gehalten und Francesco Sforza, der junge Sohn des verstorbenen Herzogs Johann Galeazzo, Lodovicos Großneffe, den seine Mutter Isabella dem König übergeben, mußte sich dem Mönchsleben widmen. Der Kardinal Ascanio Sforza, Moros Bruder, wurde im Turm von Bourges eingeschlossen, bis ihm Georg von Amboise die Freiheit verschaffte. Nur die beiden Söhne des gefangenen Herzogs, Maximilian und Francesco, entgingen durch die Flucht nach Deutschland dem Verderben der ganzen Familie. Sie hofften auf den Beistand des Kaisers, aber dieser ließ sich durch die Aussicht einer Vermählung seines Enkels Karl mit der französischen Königstochter Claudia und die daran geknüpften vorteilhaften Verheißungen nach einiger Zeit bewegen, zu Hagenau durch den Kardinal von Amboise dem König die Belehnung 5. April 1505.
mit dem Herzogtum Mailand zu erteilen. Der Heiratsplan war jedoch nur eine

Lockspeise; denn schon im folgenden Jahr bewirkte Ludwig, daß die vereinigten Stände den Wunsch aussprachen, er möchte die Prinzessin ihrem Vetter François von Angouleme, dem präsumtiven Thronfolger, in die Ehe geben, und nahm dann davon Veranlassung, diese Verlobung bekannt zu machen.

b. Die Wechselfälle Neapels bei der zweiten Invasion.

Der Teilungsvertrag von Granada. Die Eroberung Mailands steigerte in Ludwig XII. die Begierde, auch Neapel zu unterwerfen. Während ein großer Teil seiner Truppen, zur Erleichterung der Unterhaltungskosten, in die Dienste Borgias und der Florentinischen Republik trat und jenen in der Romagna, diese in ihren Kämpfen gegen Pisa unterstützte, schloß er mit Ferdinand und Isabella in **Granada** einen 11. Nov. 1500. neuen Vertrag, in welchem er die Abtretung der Grafschaften Roussillon und Cerdagne bestätigte und sich mit dem spanischen Herrscherpaar dahin einigte, daß sie mit gemeinschaftlichen Streitkräften das Königreich Neapel erobern und derart unter sich teilen wollten, daß die Herzogtümer Kalabrien und Apulien an Ferdinand, das übrige Land mit der Hauptstadt und der Festung Gaeta an Ludwig fallen sollten. Nun trat in Italien eine Politik ins Leben, welche alle Beteiligten in gleicher Weise schändete und die treulosen und unsittlichen Grundsätze in ihrer ganzen Blöße darlegte. Als König Friedrich von Neapel die Absichten Ludwigs merkte, ging er den spanischen Monarchen und den deutschen Kaiser um Hilfe an. Jener machte ihm günstige Versprechungen, indes er seine Kriegsflotte wider ihn ausrüstete; dieser nahm von dem Neapolitaner wie früher von dem Sforza Subsidiengelder, zog es aber vor, mit Ludwig den Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit zu verlängern, und sein Sohn, Erzherzog Philipp, zugleich Ferdinands Eidam, traf mit demselben eine Verabredung zur Verheiratung ihrer Kinder, die noch in der Wiege lagen, und war nur bedacht, seinem Lande Handelsvorteile zu erwerben. Vergebens erbot sich Friedrich, wie einst Ferrante, die Lehnshoheit Frankreichs über Neapel anzuerkennen, Tribut zu entrichten und französische Besatzung in seine Festungen aufzunehmen; der kriegslustige König verwarf das vorteilhafte Anerbieten; und als nun Friedrich mit den Osmanen, die gerade damals mit der Eroberung von Morea beschäftigt waren, Unterhandlungen anknüpfte, bot er den Gegnern einen willkommenen Anlaß, ihre räuberische Politik mit einem christlichen Schleier zu bedecken. Jetzt konnte man den längst beschlossenen Angriff auf Neapel unter dem Schein eines Kreuzzugs wider die Türken verbergen. Papst Alexander eröffnete einen einträglichen Handel mit Indulgenzen und Kreuzbullen, um die Unternehmungen seines Sohnes zu befördern; die spanische Armada, die unter Gonsalvo nach den sizilianischen Gewässern auslief, verbarg ihren eigentlichen Zweck durch eine kurze Beteiligung an dem türkisch-venetianischen Krieg wider Cephalonia; das Heer, das d'Aubigny an Rom vorbei nach den Abruzzen führte, sollte zunächst den Verbündeten der Ungläubigen züchtigen. Die Ankunft des französischen Feld-

herrn in Rom überzeugte auch den Papst von der Gerechtigkeit des Teilungsvertrags von Granada und bewog ihn, den König Friedrich, der durch seinen Verrat an dem christlichen Gemeinwesen sich des Thrones unwürdig gemacht, seiner Rechte zu berauben und den beiden Monarchen die oberlehnsherrliche Investitur zu erteilen.

Die zweite Eroberung Neapels ging ebenso rasch und widerstandslos vor sich wie die erste. Das französische Heer rückte, von Cesare Borgia begleitet, im Juli über die Grenze und verbreitete durch die greuelvolle Behandlung der erstürmten Stadt Capua, durch die wilden Szenen von Mord, Plünderung und Frauenschändung solchen Schrecken, daß sich König und Volk vor der Übermacht beugten. Friedrich ergab sich dem französischen Flottenführer und segelte als Schutzflehender nach Frankreich. Ludwig XII. behandelte den unglücklichen Fürsten, dessen Macht und Herrlichkeit gleich einem flüchtigen Traume vorübergerauscht war, mit mehr Milde und Schonung als den Mohren. Er verlieh ihm die Grafschaft Maine mit einer Leibrente unter der Bedingung, daß er Frankreich nicht verlasse. Dort verbrachte Federigo die drei Lebensjahre, die ihm das Schicksal noch gönnte, in ehrenvoller Muße. Mit ihm ging die Herrschaft des unechten Zweiges der aragonischen Königsfamilie in Neapel zu Ende. Bei allen Fehlern und Untugenden hatte sich diese Linie wenigstens den Ruhm erworben, die Kultur und Handelsblüte des Landes eifrig gefördert zu haben. Friedrich gehörte zu den edelsten und gebildetsten Gliedern des Hauses, daher auch die Trauer und Teilnahme des Volks ihm in das Exil folgte. Der Dichter Sannazaro hat dem Schicksal seines unglücklichen Herrn, den er in die Verbannung begleitete, tiefgefühlte Verse gewidmet. Mit Friedrichs Wegführung brach für Neapel eine Nacht nationalen Unglücks herein, die alle Errungenschaften früherer Geschlechter allmählich in ihren dunkeln Schoß versenkte.

Friedrich von Neapel nach Frankreich geführt. 1501. Juli 1501.

Im Anfang des Kriegs hatte Federigo seinen vierzehnjährigen Sohn Ferdinand, Herzog von Kalabrien, nach der festen Seestadt Tarent geschickt. Dorthin segelte der spanische Feldherr Gonsalvo, nachdem er den Süden der Halbinsel unterworfen, mit einer gutbemannten Flotte und schloß die Seestadt zu Wasser und zu Land ein. Aber die Festung bereitete durch ihre Lage dem Feinde große Schwierigkeiten. Die biscayischen Krieger, unzufrieden über die saumselige Ausbezahlung des Soldes und über die Beschwerden des Belagerungskriegs, desertierten in Masse zu Cesare Borgia, die zurückbleibenden murrten und meuterten. Nur der geschickten Führung des „großen Feldherrn“ war es zu danken, daß das Unternehmen nicht gänzlich fehlschlug. Endlich sah sich der neapolitanische Kommandant zu einer Kapitulation genötigt. Gonsalvo schwur auf die Hostie, daß er den jungen Königssohn frei abziehen lassen wolle, damit er sich zu seinem Vater begeben möge. Kaum aber war Taranto in der Gewalt der Spanier, so ließ sich der Heerführer seines Eides entbinden und schickte, dem Befehl seines Königs gehorchend, den Prinzen nach Aragonien, wo er seine Tage beschloß,

Sein Sohn Ferdinand nach Spanien ausgeliefert. 1502.

1. März 1502.

überwacht von dem Argwohn des Monarchen. So handelte der „große Feldherr“, der gefeiertste Mann seiner Zeit, gegen ein Fürstenhaus, von dem er mit Ehren und Wohlthaten überschüttet worden war. Menschliche Treue war damals eine unbekannte Tugend.

Streit unter den Siegern.

Nach dem Teilungsvertrag sollten die Abruzzen und Terra di Lavoro den Franzosen, Apulien und Kalabrien den Spaniern gehören; aber diese vier Landschaften waren nur geographische und historische Namen, die längst durch andre Einteilungen zerschnitten und unsicher geworden waren. Grenzstreitigkeiten waren daher unvermeidlich, und so erlebte denn die Welt das Schauspiel, daß die beiden Völker, die soeben mit vereinten Kräften das Königreich Neapel erobert hatten, ihre Waffen gegeneinander kehrten. Louis d'Armagnac, Herzog von Nemours, den der König, mit Umgehung des umsichtigen d'Aubigny, zum Gouverneur in Neapel eingesetzt, sprach die Landschaften Basilicata und Capitanata, wichtig wegen des einträglichen Herdenzolles, für Frankreich an, während Gonsalvo de Cordova sie zu dem spanischen Anteil ziehen wollte.

Der Krieg vor Barletta. 1502. 1503.

Da die französischen Streitkräfte den spanischen überlegen waren, so wählte Cordova die Seestadt Barletta zu seinem Hauptquartier, wo er sich auf die Flotte stützen und leicht Verstärkungen an sich ziehen konnte. d'Aubigny riet nun dem Vizekönig, sich gegen Bari zu wenden, um durch Eroberung dieser Stadt einen ähnlichen Stützpunkt zu gewinnen. Allein Nemours, ein junger Edelmann von großer Tapferkeit aber geringen militärischen Fähigkeiten, verschmähte den Rat. Ihm und dem ritterlichen Adel in seiner Umgebung widerstrebte es, eine Stadt anzugreifen, wo Isabella, die Witwe des unglücklichen Francesco Sforza (S. 748), ein Asyl gesucht. Er wendete sich vielmehr gegen Barletta selbst und begann einen Belagerungskrieg, der mehr durch seinen chevaleresken Charakter als durch große Begebenheiten merkwürdig werden sollte. Die drei romanischen Völker, die sich damals in der schönen Halbinsel bekämpften, wetteiferten miteinander an Tapferkeit und ritterlicher Gewandtheit. Der Krieg glich einem großen Turnier. Liest man die Erzählungen der Geschichten- und Memoirenschreiber von dem Reiterkampf vor Trani zwischen elf spanischen und ebensoviel französischen Rittern, von dem Zweikampfe Bayards, der sich in diesem Kriege seine ersten Lorbeeren erfocht, mit dem riesenstarken spanischen Edelmann Alfons de Sotomayor, von dem siegreichen Gefecht der dreizehn Italiener gegen die gleiche Anzahl Franzosen, von der Herausforderung Nemours' an Cordova, um Mann gegen Mann den Krieg zu entscheiden, so glaubt man sich in die Zeiten Froissarts zurückversetzt. Die Spanier feierten hier das Nachspiel der Maurenkriege vor Granada. Die mangelhafte Fürsorge des aragonischen Königs für die Bedürfnisse des Heeres hatte zur Folge, daß während des Jahres 1502 die Franzosen meistens im Vorteil waren; als aber von Sizilien Verstärkung und Zufuhr eintraf, heftete das überlegene Feldherrntalent Gonsalvos bald den Sieg an die spanische Fahne. Der Versuch des unvorsichtigen Vizekönigs, den Gegner aus

„der alten Höhle" zu treiben, endete mit einem verlustvollen Rückzug der Franzosen, von denen viele versprengt, viele durch den geschickten Reiterführer Diego de Mendoza als Kriegsgefangene nach Barletta geführt wurden. Diesem Fehler fügte Nemours im nächsten Monat einen zweiten hinzu. Er zog mit dem größten Teil seiner Armee gegen Castellaneta in der Nähe von Otranto, den jungen La Palisse, einen der hervorragendsten Helden in jener Nachblüte der französischen Ritterschaft, mit einer kleinen Besatzungsmannschaft in Rufo zurücklassend. Gonsalvo griff sofort den festen Ort an, und wie sehr auch La Palisse durch die heldenmütigste Verteidigung den Chronisten der Zeit einen reichen Stoff zu romantischen Darstellungen gewährte, er mußte doch die Festung samt der Besatzung übergeben und wurde verwundet als Kriegsgefangener nach Barletta geführt.

Jan. 1503.

Febr. 1503.

Diese an sich kleine Begebenheit bildete einen Wendepunkt in dem Waffengange. Nicht nur daß der Herzog von Nemours mehr und mehr das Vertrauen seiner Offiziere verlor, gerade um diese Zeit blieben auch infolge des **Vertrags von Lyon** die weiteren Zuzüge aus Frankreich aus. Durch die Vermittelung des Erzherzogs Philipp von Burgund, welcher mit seiner Gemahlin Johanna nach Spanien reiste, um die künftige Erbfolge in Kastilien und Aragonien festzustellen, kam nämlich zwischen Ludwig und Ferdinand eine Übereinkunft zu stande, kraft deren Claudia, die vierjährige Tochter des französischen Königs, mit Karl, dem dreijährigen Sohne Philipps, verlobt und das Königreich Neapel den beiden Kindern als Mitgift bestimmt und bis zur Volljährigkeit durch Statthalter beider Nationen, das streitige Mittelland aber durch den Erzherzog selbst verwaltet werden sollte. Aber Gonsalvo, welcher die Gesinnungen und Absichten seines Gebieters besser kannte und in den letzten Wochen Heer und Kriegsbedarf in guten Stand gebracht hatte, weigerte sich durch Vollziehung des Vertrags, der ihm nur durch den Erzherzog mitgeteilt war, die errungenen Vorteile aus der Hand zu geben, solange er nicht direkte Weisungen von dem König selbst erhalten haben würde. Diese langten aber nicht an, weil Ferdinand die Abmachungen seines Schwiegersohnes nicht zu bestätigen gewillt war. Er hatte ihm nur beschränkte Vollmachten erteilt und gedachte das ganze Friedenswerk als Mittel zur Übervorteilung des französischen Rivalen zu benutzen. So hatte denn der Krieg seinen Fortgang. In den letzten Tagen des April verließ Gonsalvo de Cordova die Hafenstadt Barletta, den Schauplatz so vieler Anstrengungen und Mühseligkeiten, und wandte sich landeinwärts, den Ofanto entlang das alte Schlachtfeld von Cannä durchziehend. Bei **Cerignola** kam er in Fühlung mit Nemours, der seine Streitkräfte um Canossa gesammelt hatte. Die Heere waren ziemlich gleich, sechs- bis siebentausend Mann unter berühmten Führern auf beiden Seiten. Unter Gonsalvo dienten Navarro, Diego de Paredes und Pizarro, der Vater des Entdeckers von Peru. Kurz vor Sonnenuntergang eröffneten die Franzosen den Angriff mit dem gewohnten Feuer; aber

Der Vertrag von Lyon. 1503.

5. April 1503.

Schlacht von Cerignola.

28. April 1503.

die vorteilhafte Aufstellung der Spanier und ihrer deutschen Hilfstruppen hinter einem wasserreichen Graben und frisch aufgeworfenen Damm hemmte den Andrang der feindlichen Reiterei und gewährte dem Geschütz eine gedeckte Stellung. Der tapfere Nemours fiel tödlich verwundet vom Pferde; auch Chandieu, der Anführer der Schweizer Armbrustschützen, der mit der größten Kühnheit die Reihen des feindlichen Fußvolks zu durchbrechen suchte, stürzte, von einer Kugel getroffen, leblos in den Teich. Schon wankten die Glieder des französischen Heeres, als Gonsalvo das Zeichen zu einem Sturmangriff auf der ganzen Linie gab. Diesen vermochten die Franzosen nicht auszuhalten; bald war die Flucht allgemein und nur der hereinbrechenden Nacht war es zu danken, daß ein Teil der Reiterei sich rettete; das gascognische und schweizerische Fußvolk dagegen wurde massenweise niedergeritten und zusammengehauen. Über 3000 französische Krieger deckten das Schlachtfeld; alles Geschütz und die meisten Feldzeichen fielen in die Hände des Siegers. Der ritterliche Herzog von Nemours, der letzte Sprößling des Hauses Armagnac, das seinen Ursprung von einem Bruder des Königs Dagobert herleitete, wurde schrecklich entstellt unter einem Haufen von Erschlagenen hervorgezogen und in Barletta seinem Range gemäß beerdigt. Ives d'Allègre, der den Vizekönig hauptsächlich zu dem übereilten Angriff gedrängt hatte, zog sich auf Gewaltmärschen nach der Festung Gaeta. Gonsalvos Siegesfreude wurde noch erhöht durch die Kunde, daß kurz vor der Schlacht von Cerignola auch d'Aubigny von dem spanischen Feldherrn de Andrada unweit
21. April 1503. Seminara in die Flucht geschlagen worden sei und sich den Abzug seiner tapferen Waffengefährten mit eigner Gefangenschaft erkauft habe. Der Stern Frankreichs
14. Mai. war im Sinken; schon am 14. Mai hielt Cordova seinen glänzenden Einzug in die Hauptstadt, von der leichtsinnigen und wandelbaren Einwohnerschaft mit festlichem Jubel, mit Fahnenschmuck, Kränzen und Ehrenpforten empfangen. Bald gerieten auch die beiden Bollwerke der Stadt, das Cicastel und die neue Citadelle, durch die geschickten Operationen des Kriegsbaumeisters Pedro Navarro in die Hände der Spanier. Mit Ausnahme von Gaeta, wo Ives d'Allègre die Reste des Heeres sammelte, und von Venosa, welches Louis d'Ars heldenmütig verteidigte, erkannte das ganze Königreich die Herrschaft Aragoniens an. Gonsalvos Tapferkeit und Ferdinands Schlauheit wurden allgemein gepriesen. Daß Ludwig XII. durch den Vertrag von Lyon überlistet worden, somit die Eroberung auf einem Mißbrauch des Vertrauens beruhte, gab den Zeitgenossen Comines' und Machiavellis keinen Anstoß. „Reüssieren" war die Maxime des Tages; der Betrogene galt als der Einfältige.

Kriegslust in Frankreich u. Spanien. Kampf in den Pyrenäen.

Die Nachricht von den Vorgängen in Neapel erzeugte in Frankreich die größte Wut und Kampflust. König und Volk ergingen sich in heftigen Ausbrüchen des Zornes über den treulosen Nachbar, der heuchlerisch die Friedensfahne aufgepflanzt, um desto sicherer die wehrlose Brust des Vertrauenden zu durchbohren. Selbst der Erzherzog Philipp grollte dem Schwiegervater und

kehrte nicht wieder an den spanischen Hof zurück. Der Durst nach Rache, von dem die ganze Nation erfüllt war, machte es dem König möglich, Kriegsrüstungen im ausgedehntesten Maße vorzunehmen. Ohne Widerstand ließ sich das Volk eine Steuererhöhung gefallen, um Schweizer Soldknechte in Dienst zu nehmen, um die Schiffe mit Mannschaft und Vorrat zu versehen, um die Ausgaben für den neuen Krieg zu decken, der zugleich in den Pyrenäen, in Italien und zur See mit der äußersten Energie geführt werden sollte. Adel und Ritterschaft zeigten das größte Verlangen, den Tod Nemours und seiner tapferen Gefährten zu rächen und das verlorne Land wieder zu erobern; die Bogenschützen der Gascogne eilten zu der königlichen Fahne; in allen Landschaften gab sich die höchste Streitlust kund. Aber die Erfolge entsprachen keineswegs den Anstrengungen. Auch in Spanien regte sich der kriegerische Volksgeist; die alte Zwietracht, welche früher die Kräfte in der Pyrenäischen Halbinsel gelähmt hatte, war verschwunden; die Union der beiden Königreiche war nicht nur in den Herrscherhäusern, sondern auch in der ganzen Nation vollzogen worden: Kastilier und Aragonier stritten jetzt vereint unter der nationalen Fahne, und die loyale Hingebung des ritterlichen Adels an das Königspaar machte die Sache der Herrscher zu einem persönlichen Anliegen jedes Einzelnen. So kam es, daß die französischen Heere, welche in Roussillon einfielen, einem solchen Widerstand begegneten, daß sie bald über die Grenze zurückzogen, von den Aragoniern bis Perpignan und Narbonne verfolgt. Der andre Heerhaufen, der in Biscaya Okt. 1503. vordringen sollte, wurde durch die zweideutige Haltung des Fürsten Alain d'Albret, den Ferdinand für sich zu gewinnen gewußt, in den Gebirgen zurückgehalten, und die Flotte, die bestimmt war, in Katalonien zu landen und das Landheer zu unterstützen, wurde durch Stürme verschlagen. Diese Unfälle benahmen dem französischen König den Mut, den Krieg gegen die Pyrenäische Halbinsel fortzusetzen. Um mit mehr Nachdruck in Italien auftreten zu können, schloß er daher unter Vermittelung des gefangenen Königs Friedrich von Neapel einen Waffenstillstand mit dem spanischen Monarchen und zog seine Kriegshaufen zurück. Bei dieser Gelegenheit war der Name des unglücklichen aragonischen Fürsten zum letztenmal aus der Dunkelheit des Privatlebens an die Öffentlichkeit getreten. Im nächsten Jahr starb er, zum großen Kummer seiner Verehrer, die noch immer auf eine Wiederherstellung seines Thrones gehofft hatten. Sein Erstgeborner, Fernando, verbrachte sein Leben in Spanien. Man trug Sorge ihn zweimal mit Frauen zu vermählen, deren Unfruchtbarkeit bekannt war, damit das Geschlecht erlösche. Seine jüngeren Brüder waren schon früher gleichfalls kinderlos gestorben.

Neuer Feldzug nach Italien. Papst Julius II. 1503.

Diese Mißgeschicke in den Pyrenäen hoffte Ludwig XII. in Italien auszugleichen. Schon im Juli war ein stattliches mit Geschütz trefflich ausgerüstetes Heer von 20 bis 30,000 Mann zu Roß und zu Fuß unter La Tremouille, dem besten Feldherrn Frankreichs, über die Alpen gezogen, während der Markgraf

von Saluzzo mit einem bemannten Geschwader von Genua aus dem in Gaeta belagerten Ives d'Allègre Verstärkungen zuführte. In Parma stießen 8000 geworbene Schweizer zu dem Heer. Aber der Durchmarsch in das Neapolitanische wurde durch die Vorgänge in Rom aufgehalten. Wir kennen die Wahlumtriebe, welche nach dem Tode Alexanders VI. die Hauptstadt des Kirchenstaats in Bewegung hielten. Alle Anstrengungen des Kardinals von Amboise, die Tiara auf sein Haupt zu bringen, wurden vereitelt. Weder die Anwesenheit des französischen Heeres, das bis in die Nähe Roms vordrang, noch die großen Geldsummen, womit er sich die „Stimme des heiligen Geistes" zu erkaufen hoffte, vermochten seine Erhebung auf den Stuhl Petri zu bewirken. Der Kardinalbischof von Siena erlangte unter dem Namen Pius III. die erhabene
21. Sept. 1503. Würde, und als er schon nach einem Monat ins Grab stieg, fiel die Wahl des Konklave auf den uns wohlbekannten Kardinal della Rovere, jenen gewaltigen Widersacher der Borgia, der als Julius II. „seine Krone zu einem Helm und seinen Hirtenstab zu einem Schwert machte". Es war vorauszusehen, daß der neue Papst auch auf dem Thron andre politische Wege einschlagen würde als die Borgia. Denn wie unzuverlässig auch die Bundesgenossenschaft Alexanders VI. sein mochte, der ohne Grundsätze stets dem Glück folgte, so war er doch durch seinen Sohn mehr an das französische Interesse gefesselt, während Julius, obwohl früher einer der eifrigsten Förderer des Feldzugs Karls VIII., doch zu sehr von italienischem Patriotismus erfüllt war, als daß er die Herrschaft Frankreichs in der Apenninischen Halbinsel hätte wünschen können. Dazu kam noch, daß La Tremouille, von einer anhaltenden Krankheit befallen, den Oberbefehl dem Markgrafen von Mantua übertragen mußte, der einst als venetianischer Feldhauptmann bei Fornuovo am Taro gegen die Franzosen gestritten hatte und bei dem Heer kein Vertrauen besaß.

Die Kämpfe am Garigliano. Okt. Nov. 1503.

In den regnerischen Herbsttagen des Jahres 1503 waren die Blicke von Europa nach den sumpfigen Gegenden am unteren Garigliano und am Busen von Gaeta gerichtet, wo Gonsalvo de Cordova mit spanischen, italienischen und deutschen Truppen den Einzug des französischen Heeres in das Neapolitanische und die Entsetzung der belagerten Festung Gaeta zu verhindern suchte. Die Gesandtschaftsberichte Machiavellis, der damals als Vertreter der Florentinischen Republik in Rom weilte, und die ausführlichen Beschreibungen der italienischen Historiker jener Zeit lassen die große Spannung und Aufregung erkennen, womit man die gewaltigen Kämpfe der beiden Nationen, die unglaublichen Anstrengungen und Beschwerden der tapferen Krieger, die ritterlichen Großthaten einzelner Waffenhelden begleitete. Mann gegen Mann stritt man in vielen heißen Einzeltreffen, ohne daß eine Entscheidungsschlacht geliefert worden wäre; und manches kühne Soldatenherz that an den Ufern des Garigliano, unfern den weltberühmten Sümpfen von Minturnä, seinen letzten Schlag. Sieben Wochen standen die Heere einander gegenüber, die Leiden und Entbehrungen des Lager-

lebens in feuchter ungesunder Gegend mit dürftigen Nahrungsmitteln und elender Kleidung hier und da durch Angriffe, Herausforderungen und kühne Waffenthaten unterbrechend. In jenen Tagen des hinsterbenden Mittelalters lieferte oft das wirkliche Leben der Dichtkunst reichlichen Stoff zu ihren romantischen Gebilden; die Ritterthaten eines Bayard, eines La Palisse, eines Paredes an der Brücke des Garigliano waren Seitenstücke zu den Artus- und Amadisromanen, und das Auge eines nüchternen Beobachters mochte manche Don Quichotte-Gestalt im spanischen wie im französischen Heer erblicken. Endlich machte Gonsalvo, unterstützt von frischen Hilfstruppen, welche Alviano, das Haupt der Orsini, und Prospero Colonna aus dem römischen Gebiet ihm zugeführt, um Weihnachten einen unerwarteten energischen Angriff auf das französische Heer, 28. 29. Dez. 1503.
wo der Markgraf von Saluzzo an die Stelle des mißachteten und wenig befähigten Herzogs von Mantua als Oberfeldherr getreten war, und brachte dasselbe, trotz der heroischen Tapferkeit einiger gefeierten Ritter, insbesondere Bayards, in eine so schlimme Lage, daß die Franzosen mit einem Verlust von mehr als 3000 Streitern das Schlachtfeld am Garigliano mit Geschütz und Gepäck aufgeben und in zersprengten Haufen, meistens ohne Feldzeichen, sich hinter die Mauern und Wälle der Festung Gaeta zurückziehen mußten. Auf diesem Rückzuge fand Pietro de' Medici, der sich dem französischen Heer angeschlossen, seinen Tod in den Wellen des Flusses. Und so sehr benahm dieser Unfall den Franzosen alle Zuversicht und allen Mut, daß sie die festen Stellungen auf dem Berge Orlando, von wo aus man die Stadt beschießen konnte, beim ersten Anlauf der Feinde räumten und Unterhandlungen behufs einer Kapitulation anknüpften. Gonsalvo, der ohne Geld und Zufuhr, dessen Heer durch die Strapazen aufgerieben und erschöpft war, schloß mit Freuden einen Vertrag ab, der ihm den Besitz der wichtigen Festung mit allem Geschütz und Kriegsvorrat verschaffte, dem Feinde einen ungefährdeten Abzug zusicherte. Krank und im elendesten Zustande traten die Trümmer des französischen Heeres, das einst so stolz und siegesfreudig über die Alpen geschritten, teils zu Schiffe, teils auf dem Landwege die Rückkehr nach der Heimat an, indes Gonsalvo im Triumph in Gaeta einzog und einige Zeit darauf, nachdem er von einem schweren Fieber genesen, in der Hauptstadt Neapel die Huldigung des Volks für König Ferdinand in Empfang nahm. Alles jubelte dem Sieger entgegen und Dichter und Schriftsteller priesen den „großen Feldherrn“. Nur Sannazaros Muse schwieg trauernd. Die Neapolitaner hatten schwere Zeiten durchgemacht; aber die neue Herrschaft, der sie so freudig entgegenjauchzten, brachte ihnen wenig Glück. Nicht nur, daß die verwilderten Kriegsscharen, die bei den Einwohnern Quartier nahmen, sich alle Gewaltthätigkeiten und Erpressungen erlaubten, daß die Anführer und Offiziere, vor allen Navarro, Mendoza, Andrada, Benavides, Leyva, der Italiener Alviano und die beiden Colonna mit ausgedehnten Lehnsgütern in dem eroberten Königreich ausgestattet wurden; die Vereinigung Neapels

Kapitulation von Gaeta. 1504.

1. Jan. 1504.

Neapel unter spanische Herrschaft gebracht. 1504.

mit der spanischen Monarchie war das Grab der nationalen Freiheit, war der Anfang der politischen Ohnmacht, die sich bald über die ganze Halbinsel lagerte und das öffentliche Leben erstickte.

Eindrücke in Frankreich. In Frankreich erregten die Trauerbotschaften aus Neapel Schmerz und Bestürzung. Viele angesehene Familien waren schwer betroffen. Denn nicht genug, daß die Schlachten von Cerignola und am Garigliano Tausende ins Grab gestürzt, die Heimziehenden starben massenhaft dahin an ansteckenden Krankheiten, deren Keim sie in den Sumpflüften von Gaeta eingesogen. Wie Gespenster durchwanderten sie das mittlere und obere Italien, und alle Krankenhäuser in Rom und andern Städten waren mit Siechen angefüllt. Der König fiel in eine bedenkliche Krankheit; er schloß sich in seinen Palast ein und ließ niemanden vor sich; der ganze Hof legte Trauer an. Zu dem Schmerz gesellte sich noch das nagende Gefühl der verletzten Waffenehre. Die Urheber der schmachvollen Übergabe von Gaeta wurden mit des Königs Ungnade belegt; der Markgraf von Saluzzo starb aus Kummer darüber zu Genua am Fieber; Sandricourt und Allègre wurden verbannt; zu stolz die Schande zu ertragen, gab sich jener selbst den Tod; die betrügerischen Lieferanten starben am Galgen; alle heimziehenden Krieger sollten den Winter in Italien verbleiben, aber viele entwichen heimlich. Für diese Bitterkeiten brachte die ruhmvolle Haltung der tapferen Heldenschar, die unter der Führung von Louis d'Ars und des Ritters Bayard die kleine Festung Venosa gegen die Übermacht verteidigt und dann die Lanze in der Hand sich den Rückzug durch Mittelitalien gebahnt hatte, einigen Ersatz. Von dem König und der Königin ehrenvoll empfangen, erbat sich der ritterliche Mann als königliche Gnade die Zurückberufung seines alten Waffengefährten Ives d'Allègre aus der Verbannung. Er sollte später einen ehrlichen Soldatentod auf dem Schlachtfelde finden. Ludwig XII. fürchtete, die Eindrücke von den Vorgängen in Neapel möchten eine neue italienische Liga hervorrufen, welche sein Herzogtum Mailand gefährden könnte. Er gab daher in dem Friedensvertrag
31. März 1504. von Lyon mit Ferdinand und Isabella die Besitzungen in der Ferne preis, um die näher liegenden vor Schaden zu bewahren.

Ausgang Gonsalvos de Cordova. Neapel ein spanisches Vizekönigtum. Mit geringen Mitteln hatte Gonsalvo de Cordova seinem Gebieter das schönste Königreich der Erde erobert und zwar gegen eine Nation, die damals für die streitbarste und tapferste galt. Es ist daher begreiflich, daß sein Name von den Zeitgenossen in die Sterne erhoben ward und daß sein Gebieter ihm die größte Huld und Gnade erwies. Zum Vizekönig ernannt, hat er zu dem Kriegsruhm auch den noch größeren eines wohlgesinnten, freigebigen und feingebildeten Edelmannes gefügt. Waren auch die wunderbaren Erfolge vielleicht weniger seiner eignen Geschicklichkeit als den Fehlern der Franzosen zuzuschreiben, welche damals wie zu allen Zeiten den Beweis lieferten, daß sie kühn und mutig im Vordringen und Angreifen, aber niedergeschlagen und kopflos bei Mißgeschicken sich zeigen, so ist doch auch nicht zu leugnen, daß er die Kriegskunst wesentlich

verbesserte, daß er die Ausbildung des Fußvolks durchführte, das für unwiderstehlich galt, und die kriegerische Überlegenheit Spaniens begründete, daß er das Belagerungswesen durch die Anwendung von Minen vervollkommnete und daß er, Strenge mit Humanität und Gerechtigkeit vereinigend, Mannszucht und Gehorsam in der Armee zu erhalten verstand. Die Gnade Ferdinands und Isabellas setzte den Feldherrn in die Lage, auch als Vizekönig von Neapel eine fast souveräne Gewalt in dem eroberten Lande zu üben; und die kluge Weise, womit er Gunst und Ungunst, Belohnung und Bestrafung, Erhöhung und Zurücksetzung zu verwenden und zu verwerten wußte, mehrte sein Ansehen und seine Macht mit jedem Jahr, so daß er sein hohes Amt mit fürstlichem Glanze verwaltete. Darüber geriet jedoch der spanische Monarch in Unruhe, und dem Neid und den Verdächtigungen, die jedem Verdienst wie der Schatten folgen, sein Ohr leihend, befolgte er auch dem edlen Kastilier gegenüber dieselbe Politik, welche damals der portugiesische und der spanische Hof gegen die Statthalter und Vizekönige in den auswärtigen Besitzungen anzuwenden pflegten. Er be- 1. Nov. 1506.
suchte sein neues Königreich in eigner Person und führte, nachdem er mit unerhörter Pracht in Neapel eingezogen, die Huldigung der Stände für sich und seine Nachkommen entgegengenommen und zwischen den Anjouschen und aragonesischen Parteigenossen durch Amnestie und Güterausgleich eine Versöhnung geschaffen, den „großen Feldherrn“ mit sich nach Spanien, unter äußeren Ehrenbezeigungen und Gnadenerweisungen die wahre Gesinnung, die Regungen der Eifersucht und des Mißtrauens verbergend. Der glänzende Empfang, welchen das kastilische Volk dem Rückkehrenden bereitete, erhöhte den Neid und die Mißgunst des Königs. Vom Hofe entfernt, begab sich Gonsalvo nach Loja im Maurenlande Granada, wo er noch neun Jahre in Dunkelheit mit edlen Studien beschäftigt verlebte, bis der Tod ihn den bitteren Empfindungen des erlittenen 2. Dez. 1515.
Undanks entriß. — In Neapel schuf die Wiedereinsetzung der Führer und Anhänger der Anjouschen Partei in ihre Ehren, Rechte und Güter, welche Ferdinand dem französischen König zugesagt hatte, mancherlei Störungen und Unzufriedenheit, bis sich alles in stummem Gehorsam unter die spanische Herrschaft beugte und sich in die neue Ordnung hineinlebte. Bei seinem Abgange übertrug Ferdinand das Amt eines Vizekönigs seinem Neffen, dem Grafen von Ribagorza, die Würde eines Großconstabels dem Prospero Colonna. Das Land war müde und sehnte sich nach Ruhe, daher wurden die von Ferdinand begründeten Reformen des Verwaltungs- und Gerichtswesens als der Anfang einer neuen Ära freudig begrüßt. In der Liga von Cambray, von der später die Rede sein wird, erwarb Ferdinand durch kluge Politik die apulischen Seeplätze, welche der frühere König gleichen Namens den Venetianern verpfändet hatte, und vereinigte sie wieder mit den übrigen Teilen. Der Papst hielt noch einige Zeit mit der Investitur zurück, bis durch die kriegerischen Verwickelungen der folgenden Jahre ein Bündnis zwischen Ferdinand und Julius II. zustandekam, 1511.

welches dem katholischen König nicht nur die Bestätigung und Belehnung des heil. Stuhles in der alten Weise brachte, sondern ihn auch von der Verpflichtung entband, die er im Vertrag von Blois gegen den französischen König hinsichtlich Neapels eingegangen war. Von der Zeit an war das Königreich beider Sizilien ein Bestandteil der spanischen Monarchie.

2. Die spanische Monarchie bis zum Tode Ferdinands des Katholischen.

a. Die gemeinsame Regierung Ferdinands und Isabellas und die Maurenkriege.

Isabella und die Königsfamilie. Um die Zeit, da Spanien durch den Besitz des Königreichs beider Sizilien und durch die Erwerbung der neuen Inselwelt im Westen zu einer Machtstellung gelangte, von der man zwei Jahrzehnte früher nicht die fernste Ahnung hatte, siechte die Monarchin, an deren Name dieser Glanz hauptsächlich geknüpft war, einem langsamen Tode entgegen. Durch Isabella waren die beiden Reiche geeinigt und bis an das südliche Meer ausgedehnt worden; ihrem hohen idealen Geistesflug verdankte die Menschheit die Erschließung einer neuen Wunderwelt; und wenn auch die Kämpfe wider Frankreich zunächst das Werk und Anliegen ihres Gatten waren, so hat doch sie jenen ritterlichen Sinn in dem kastilischen Adel geweckt, der zu den militärischen Großthaten fähig machte, so hat doch sie vorzugsweise die nationale Einheit zu begründen gesucht, welche gestützt auf eine einheimische Volksmiliz mit ausgedehnter Wehrpflicht der jüngeren Männer, mit zweckmäßiger Bewaffnung und militärischer Übung, den Kriegen zur Landesverteidigung wie zur Eroberung Kraft und Geschick verlieh. Und noch mehr als durch ihre politischen Eigenschaften und Verdienste glänzte Isabella durch ihre Frömmigkeit, ihren Gerechtigkeitssinn und ihre häuslichen Tugenden. Aber auch sie sollte die Unsicherheit alles Erdenglücks erfahren. Sie hatte ihrem Gemahl einen Sohn und vier Töchter geboren und alle durch treffliche Erziehung für die erhabene Stellung, die sie einzunehmen bestimmt waren, würdig herangebildet. Hier erlitt ihr Herz jedoch schwere Schicksalsschläge. Wir wissen, daß die älteste Infantin, Doña Isabella (geb. am 1. Okt. 1470), kurz nach ihrer Vermählung mit dem portugiesischen Thronerben Alfons, Witwe, ward und erst nach mehreren Jahren tiefster Trauer bewogen werden konnte, dem jungen König Manuel, welcher für die schöne, sittsame Königstochter eine heiße Liebe gefaßt hatte, ihre Hand zum zweiten Ehebund zu reichen (S. 421 f.); Juan, Prinz von Asturien (geboren zu Sevilla am 30. Juni 1478) und seine Schwester Doña Juana (geb. 1479) sollten mit Gliedern des österreichischen Hauses vermählt werden, der Infant mit Maximilians Tochter Margarete, Juana mit dessen Sohn, Erzherzog Philipp von Burgund. Eine stattliche Flotte brachte die Kastilierin
Aug. 1496. in stürmischer Fahrt nach Flandern, wo die Vermählung mit großer Pracht gefeiert ward, und kehrte dann im nächsten Frühjahr mit der Braut nach Asturien zurück, derselben Kaisertochter Margarete, die einst als Kind mit dem Dauphin

verlobt und in Paris erzogen worden war. Die sturmbewegte Fahrt war ein
Bild ihres Lebens. Sechs Monate nach der mit aller Pracht gefeierten Hochzeit
starb der Prinz von Asturien in einem Alter von zwanzig Jahren, und seine 4. Okt. 1497.
Schwester Juana verfiel in einen Zustand von Gemütsaufregung, der mit den
Jahren wuchs und wenn nicht eine wirkliche Seelenstörung herbeiführte, so doch
Veranlassung ward, daß man sie in der Folge als Irrsinnige behandelte. Auch
die jüngste Tochter, Doña Catalina, welche mit dem englischen Thronerben
Arthur und nach dessen baldigem Hinscheiden mit seinem Bruder Heinrich ver-
ehelicht ward und eine große Mitgift nach dem Inselreich brachte, sollte ein
hartes Erdenlos erlangen. So wurde dem tieffühlenden Mutterherzen Isa-
bellas die bittere Wahrheit eingeprägt, daß alles irdische Glück nur ein Traum
sei. Margarete fühlte sich nicht heimisch an dem ernsten und strengen kastilischen
Hofe; nach der Geburt eines toten Kindes kehrte sie daher in ihre flandrische
Heimat zurück, wo sie (nach einer zweiten kinderlosen Ehe mit dem Herzog von
Savoyen) im Jahr 1530 starb. Damit waren die schweren Prüfungen Isa-
bellas noch nicht zu Ende. Im folgenden Jahr, als sie gerade damit umging,
bei den Cortes in Toledo und Saragossa die Nachfolge ihrer ältesten Tochter und
deren zu erwartenden Nachkommen anerkennen und feststellen zu lassen und auf diese
Weise die Vereinigung der gesamten Pyrenäischen Halbinsel anzubahnen, starb
die portugiesische Königin in ihrem ersten Wochenbett. Der Knabe, dem sie das
Leben gegeben, sollte unter der Vormundschaft der Großeltern in die mütterlichen
Erbrechte eintreten; allein sein früher Tod befreite die Portugiesen von der Be-
sorgnis, mit dem größeren Nachbarstaat in einer ungleichen Union vereinigt zu
werden und damit in ein abhängiges Verhältnis zu treten. Das Recht der
Thronfolge in Kastilien und Aragonien wurde nun auf die Infantin Juana
und ihren Gemahl Philipp von Österreich übertragen, die nach einem glänzen-
den Empfang am französischen Hofe ihren Einzug in die spanischen Städte Frühjahr 1502.
hielten; aber die Cortes von Saragossa erhoben Bedenken gegen die Gültigkeit
der weiblichen Rechtsansprüche.

Kurz vor diesen häuslichen Unfällen war die Königin noch von einem an- Mendozas Tod. 1495.
dern Verluste betroffen worden, der ihrem Herzen nahe ging; ihr treuer Minister
und Ratgeber, *Don Pedro Gonzalez de Mendoza*, Kardinal und Erz-
bischof von Toledo, war nach einer langen schmerzhaften Krankheit in einem
Alter von sechsundsechzig Jahren aus dem Leben geschieden. Wir wissen, welche 11. Jan. 1495.
hohen Verdienste der Prälat, ein Sohn des Markgrafen von Santillana, und
seine ganze Verwandtschaft sich um Isabella vor und nach ihrer Thronbesteigung
erworben. Dafür beehrte ihn das Herrscherpaar sein ganzes Leben hindurch mit
dem größten Vertrauen und sein Einfluß im königlichen Rat war so entscheidend,
daß ihn die Hofleute scherzweise den „dritten König von Spanien“ nannten.
Wenngleich die unter seiner Mitwirkung erlassenen harten Maßregeln gegen die
Mauren und Juden Zeugnis gaben, daß auch er in den religiösen Vorurteilen

seiner Zeit und seines Volks befangen war, so zeigte er dagegen bei andern Gelegenheiten einen wohlwollenden leutseligen Charakter und einen gebildeten Geist. Er beförderte die edlen Studien und gar manche Stiftung für Zwecke der Wohlthätigkeit und Menschenliebe trug seinen Namen auf die Nachwelt. Vor seinem Tode soll der Kardinal der Königin einen Mann zum Nachfolger empfohlen haben, der ihn selbst nicht nur vollkommen ersetzte, sondern weit überragte — ihren Beichtvater Jimenes de Cisneros. Aus einem altkastilischen aber heruntergekommenen Geschlechte entsprossen, hatte Jimenes nach umfassenden Studien in Salamanca und Rom zuerst als Weltpriester gewirkt, war dann, um seinem Hange zur Beschaulichkeit und zum Nachdenken mehr obliegen zu können, in den Franziskanerorden eingetreten, und zwar unter die Brüder der Observanz, welche das arme Leben des Stifters am strengsten nachahmten, nur von Almosen und milden Gaben lebend. Als solcher erlangte er durch sein asketisches Leben und harte Selbstpeinigung zuerst im Kloster San Juan de los Reyes in Toledo, dann in dem einsamen Kloster unsrer lieben Frauen im Kastanienwalde den Ruf großer Heiligkeit. Mitten in dieser Gebirgseinöde baute er sich mit eignen Händen eine kleine, enge Einsiedlerhütte, wo er Tage und Nächte im Gebet und in Betrachtungen über die heilige Schrift zubrachte, bis ihn die Königin als Beichtvater an den Hof berief und ihm ihr ganzes Vertrauen zuwandte. Zum Provinzial seines Ordens in Kastilien ernannt, hielt er die Mönche zu einem sittlichen thätigen Leben an und stellte mit unerbittlicher Strenge die stramme Klosterzucht her, von der die Franziskaner abgekommen waren. Trotz der Anfeindungen der Mönche befestigte sich Jimenes durch seinen Eifer und sittenreinen Wandel wie durch seine Gewandtheit in allen praktischen Geschäften immer mehr in der Gunst der Königin, so daß sie ihn, ungeachtet des Widerstrebens ihres Gemahls, nach dem Hingange Mendozas zum Erzbischof von Toledo und zum Großkanzler von Kastilien ernannte und die päpstliche Bestätigungsbulle erwirkte. Sechs Monate lang widerstand der bescheidene Mann allen Bitten und Ermahnungen; er hielt sich für unfähig und unwürdig zu einer so wichtigen und erhabenen Stellung; erst der ausdrückliche Befehl des Papstes überwand seine Abneigung, das stille Klosterleben gegen das hohe Kirchen- und Staatsamt zu vertauschen. Er stand im sechzigsten Lebensjahre, als er zum Primas von Kastilien erhoben ward, und bis in sein höchstes Greisenalter hat er alle Geschäfte mit der größten Umsicht, Klugheit und Thätigkeit besorgt, ohne von der strengen einfachen Lebensweise abzuweichen. In den Prachtzimmern des Palastes setzte er das asketische Klosterleben fort; und wenn er auch äußerlich den zu der erhabenen Würde erforderlichen Aufwand machte und den herkömmlichen Glanz entfaltete, in seiner eignen Lebensordnung beobachtete er die gewohnte Enthaltsamkeit. An der reichbesetzten Tafel berührte er nur wenige Speisen und unter den seidenen Gewändern und kostbaren Pelzwerken trug er das grobe Ordenskleid des Franziskaners, das er eigenhändig

Jimenes. 1436—1517.

auszubessern pflegte. Ein Mann von solcher Willenskraft, der ohne alle weltlichen oder egoistischen Zwecke und Nebenabsichten nur seiner Überzeugung und seinen Grundsätzen folgte, war ganz nach dem Sinne der Königin, die ihrem Herrscheramte die höchsten Aufgaben stellte und zu ihren Ratgebern und Gehilfen stets auserlesene Rüstzeuge und Werkmeister suchte. In ihr hatte daher Ximenes wie Kolumbus eine standhafte entschlossene Gönnerin.

Klosterreform.

Dies erfuhr der hohe Prälat bald nach dem Antritt seines Amtes, als er in seiner scharfen Klosterreform fortfuhr und nicht nur die Franziskaner, sondern auch andre Konventualen zu größerer Thätigkeit und zu strengerer Lebensordnung und Pflichterfüllung anhielt. Die klösterlichen Gebäude sollten nicht Sitze der Bequemlichkeit und eines gemächlichen Lebens oder gar der Wollust und Genußsucht sein, sondern Werkstätten für geistliche und religiöse Übungen unter Arbeit und Entsagung. Selbst die Intervention des Ordensgenerals in Rom, welche die in ihren Gewohnheiten gestörte Klostergeistlichkeit anrief, wurde von dem Reichskanzler und der Königin energisch zurückgewiesen und auch die Auswanderung zahlreicher Mißvergnügten nach andern Ländern, sogar nach Afrika, vermochte den willenskräftigen Mann von seinem Verfahren nicht abzubringen. Das Gebot der Armut, das der Stifter zur ersten Regel gemacht, sollte nicht durch sophistische Deutungen und laxe Anwendung umgangen werden. Sein Mut wuchs mit dem Widerstand, und wie sehr man auch in Rom seinem Eifer Einhalt zu thun suchte und Mäßigung empfahl, mit Hilfe der Königin, die aufs nachdrücklichste seine Handlungsweise unterstützte, führte er seine Reformpläne aus und begründete in dem Klerus eine durchgreifende Lebenserneuerung mit ernster Disziplin, Sittenstrenge und Pflichterfüllung. Die spanische Ordensgeistlichkeit, früher übel berüchtigt wegen ihrer Unsittlichkeit, ihres unerlaubten Frauenverkehrs, ihres Hanges zu Müßiggang und Trägheit, ihrer schwelgerischen Mahlzeiten, faßte von der Zeit an ihren Beruf ernster auf und erwarb sich die Eigenschaften, die sie willig und fähig machten, in der Neuen Welt als Verfechter der Menschenrechte, der Christenliebe, der Barmherzigkeit aufzutreten, die Entbehrungen und Leiden eines beschwerdevollen Daseins um der himmlischen Seligkeit willen hinzunehmen und das Kreuz, das sie sich auferlegt, mit Geduld, mit Opferfreudigkeit, mit Hingebung an den Dienst des göttlichen Meisters zu tragen.

Die Mauren von Granada.

So heilsam und fruchtbringend der religiöse Eifer des Erzbischofs sich im Innern der Kirche erwies, so hart und bedrückend zeigte er sich gegen die Mauren. Wir kennen bereits die schrecklichen Maßregeln, welche die sonst so fromme und gerechte Isabella gegen die Juden oder solche, die sich nur äußerlich zum Christentum hielten, anordnete oder guthieß, die Greuel der Inquisition, die unmenschlichen Verfolgungen durch Marter und Hinrichtungen. Ein ähnliches Verfahren wurde unter Ximenes nun auch gegen die unglücklichen Bewohner des Königreichs Granada eingeführt. Der Ausgang der maurischen Herrschaft in Spanien ist eben so reich an Leiden und Bedrängnissen, wie der Anfang glänzend war an Thaten des Ruhmes und der Hochherzigkeit. Sieben Jahre waren verflossen, seitdem das Banner von Kastilien auf der alten Maurenstadt wehte. Die arabische Bevölkerung gewöhnte sich mehr und mehr an die Fremdherrschaft: die zerrütteten Zustände zur Zeit ihrer Unabhängigkeit, die Gährungen, die Parteikämpfe, die bürgerliche Unordnung unter den letzten Emiren, ließen ihnen die christliche Herrschaft als eine segensreiche Ordnung der Ruhe und des Friedens erscheinen. Sie fanden sich um so leichter in das neue Staatsleben, als die Sieger, einem natürlichen Gefühle folgend, sich großmütig und versöhnlich zeigten. Die höchsten Würdenträger, denen die Königin die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten anvertraute, der

Oberrichter und Oberbefehlshaber Mendoza, Graf von Tendilla, und der Erzbischof von Granada, Fernando de Talavera, waren Männer von wohlwollender Gesinnung und leutseligem, Vertrauen erweckendem Charakter. Sie achteten die Verträge, welche die Königin bei der Eroberung den Besiegten gewährt hatte, und ehrten die Rechte und Freiheiten, die man ihnen schonend gelassen; der mohammedanische Gottesdienst wurde nicht gehindert, und wenn auch der Erzbischof die innere Mission keineswegs aus dem Auge ließ, so wandte er doch nur Mittel der Belehrung und Unterweisung an. Er ließ die Grundlehren des Christentums und die Evangelien in arabischer Sprache bearbeiten; die Priester sollten die Landessprache lernen, damit sie dem Volk die Bedeutung der Gebräuche und Zeremonien, die Glaubens- und Sittengebote in verständlicher Weise erklären möchten; die Königin selbst, mit den großen Entdeckungen in dem neuen Weltteil beschäftigt, war für weitherzige Ideen empfänglich.

Religionsdruck. Den christlichen Eiferern war jedoch diese Bekehrungsweise, die nur geringe Resultate zu Tage förderte, nicht genügend; sie betrachteten es als eine Befleckung der heiligen spanischen Erde, daß noch Gebete zu dem falschen Propheten Mohammed emporstiegen, und drangen auf durchgreifendere Maßregeln: man solle die Verirrten und Verblendeten mit Gewalt zum rechten Glauben führen, die Halsstarrigen zur Auswanderung nach Afrika zwingen; das Königreich sei nicht vollständig erobert, wenn Unglaube und Gotteslästerung öffentlich wie zum Hohn der Sieger daselbst eine Freistätte fänden; Verträge, welche die Ehre Christi verletzten und das Seelenheil der Überwundenen gefährdeten, dürften nicht dem Buchstaben nach gehalten werden; wo es sich um himmlische Güter handle, müßten menschliche Bestimmungen und Fürstenwort höheren Forderungen, göttlichen Geboten sich unterordnen. Diese zelotische Auffassung fand besonders bei dem strengen Großkanzler Eingang: kirchliche und politische Einheit und Herrschaft des Gesetzes waren in seinen Augen die notwendigen Grundlagen eines starken monarchischen Reichs, wie er es in Spanien zu begründen gedachte; und die Königin, die infolge der schweren Schicksalsschläge in ihren späteren Lebensjahren mehr und mehr den geistlichen Einflüssen sich hingab, lieh den Vorstellungen der Eiferer
Herbst 1499. ein günstiges Ohr. Gegen den Schluß des Jahrhunderts begleitete Jimenes den Hof nach Granada; die Wahrnehmung, daß die mohammedanische Religion noch immer der allgemeine Volksglaube sei, daß die Bekehrungsarbeiten noch geringe Fortschritte gemacht hatten, erfüllte den Geist des starren Kirchenmannes mit Unmut und Verdruß. Er beschloß, das Missionswerk mit mehr Energie zu betreiben und den geistlichen Mitteln weltliche Hebel beizufügen. Mit Zustimmung des Erzbischofs Talavera, der sich dem stärkeren willenskräftigeren Kollegen gänzlich unterordnete und ihn gewähren ließ, und unter Konnivenz der Königin, die beim Scheiden sich begnügte, dem Manne ihres Vertrauens einige Rücksicht und Schonung zu empfehlen, schritt nun der Erzbischof und Großkanzler zu Bekehrungsmethoden, wie die Geschichte der christlichen Kirche gar manche in ihren dunkeln Blättern aufzuweisen hat.

Die „Ysoptaufen". Ein Kolloquium mit einigen der angesehensten mohammedanischen Gottesgelehrten und Gesetzeskundigen bildete den Eingang; aber der schriftgelehrte Prälat verschmähte es nicht, die Beweisführungen der Wissenschaft mit Geschenken, Versprechungen und andern zeitlichen Hilfsmitteln zu unterstützen. Sein Bemühen wurde von dem besten Erfolg gekrönt, nach den spanischen Geschichtschreibern meldeten sich sofort viele Tausende zur Taufe, so daß er sich genötigt sah, die kirchliche Handlung abzukürzen, indem er mit Hilfe eines Sprengwedels, mit dem biblischen Ausdruck „Ysop" bezeichnet, das geweihte Wasser über die Häupter ausgoß, ein Verfahren, das auch bei den Indianern der Neuen Welt in Anwendung kam. Der leichtsinnige Übertritt reizte den Fanatismus einiger mohammedanischer Eiferer; sie arbeiteten nicht nur den Verfüh-

rungskünsten des Kardinals und seiner geistlichen Werkzeuge entgegen, sie erklärten auch das Verfahren für einen Vertragsbruch. Empört über den vermessenen Widerstand ließ Jimenes einen der thätigsten Führer der Gegenpartei, Zegri, durch einen seiner Untergebenen, Leon, so lange mit Kerkerhaft und Fasten bedrängen, bis er sich zur Taufe bereit erklärte. „So bediente sich die Vorsehung selbst der Finsternis eines Kerkers," ruft Ferreras aus, „um auf die umnachteten Sinne der Ungläubigen das Licht des wahren Glaubens auszugießen." Zegri aber sagte zu dem Kardinal: „Ew. Ehrwürden brauchen nur diesen „Löwen" auf das Volk loszulassen, und kein Muselmann wird mehr lange in den Mauern von Granada übrig bleiben."

Mit dem Eifer eines Missionärs verband Jimenes den Fanatismus des Kalifen Omar. Er ließ alle arabischen Handschriften, insbesondere alle Exemplare des Koran aufsuchen und in die Flammen werfen; auf viele Tausend wird die Zahl der verbrannten Bücher angegeben; nur dreihundert Werke über Heilkunde wurden gerettet und der Universität Alcala übergeben. So wurden um dieselbe Zeit, da man in Rom und Florenz Manuskripte mit Gold aufwog, in Spanien die Erzeugnisse der arabischen Wissenschaft, die sich aus den andalusischen Kultursitzen in diese letzte Zufluchtsstätte der Moslems gerettet hatten, der Vernichtung geweiht! Was die fromme Pietät heimlich vor dem Vandalismus verbarg, wanderte später in die Berberei, wo es der Forschung gleichfalls verloren ging. *Unterdrückung der arabischen Schriften.*

Eine große Aufregung bemächtigte sich der Gemüter. Als sich drei Diener des Kardinals eines Tages in ein abgeschlossenes Stadtviertel wagten, das nur von Mauren bewohnt war, wurden zwei von dem ergrimmten Volke erschlagen, der dritte entkam mit Mühe. Dies gab das Signal zu einem Aufstand. Bewaffnete Scharen drangen vor den Palast des Großkanzlers und drohten den Vertragsbruch an dem Urheber zu rächen. Nur der Festigkeit des Gebäudes verdankte Jimenes seine Rettung; aber erst dem Einschreiten des Statthalters und den Vorstellungen des verehrten Erzbischofs Talavera, der sich mit dem Kruzifix unter die aufrührerischen Haufen wagte und Worte des Friedens und der Versöhnung sprach, gelang die Beschwichtigung des Sturmes. Bei Hofe geriet man über den Vorfall, der zuerst durch übertriebene Gerüchte zu den Ohren der Herrscher kam, in Bestürzung und Ferdinand, welcher dem Kardinal stets abhold war, versäumte nicht, seinem Unwillen in bitteren Worten gegen die Königin Luft zu machen. Aber die persönliche Erscheinung des Prälaten in Sevilla zerstreute die Wolken schnell; Isabella hörte seine Rechtfertigung gnädig an und unterstützte sein Bekehrungswerk mit dem Arm des weltlichen Gerichts. *Aufstand der Mauren in Granada. 1499.*

Der Aufruhr gab eine willkommene Veranlassung, mit Untersuchungen und Gefängnis vorzugehen; um der drohenden Strafe zu entrinnen, traten Tausende zum Christentum über und empfingen die Taufe; andre verkauften ihre Güter und wanderten nach der Berberei aus. Die Neubekehrten, fortan mit dem Namen **Morisken** belegt, waren der neuen Lehre nicht aufrichtiger zugethan, als die älteren Scheinchristen, gegen welche die Inquisition ihre Zwangsmittel und Torturen anwandte; aber die Klerikalen getrösteten sich, daß doch wenigstens die Nachkommenschaft gerettet werde und daß die lästigen Verträge, welche die mohammedanische Religionsfreiheit gewährleisteten, nunmehr gegenstandlos *Die Morisken.*

geworden. Daß aber keine Rückfälle mehr stattfänden, dafür sorgte die Wachsamkeit des geistlichen Gerichts in Granada. Diese Vorteile verdankte die Kirche dem energischen Vorgehen des Kardinals, dessen Verdienste daher über alles Maß gepriesen wurden. Hörte man doch sogar aus dem Munde des ehrlichen Erzbischofs Talavera die Äußerung: „Jimenes habe größere Siege errungen als Ferdinand und Isabella selbst; denn diese hätten nur den Boden erobert, er aber die Seelen von Granada gewonnen.“ Die Belehrung der getauften Morisken machte der Geistlichkeit wenig Sorge; die arabischen Übersetzungen der heiligen Schriften wurden untersagt; „es hieße ja Perlen vor die Säue werfen, sagte Jimenes, wollte man das Wort Gottes dem gemeinen Haufen preisgeben; in das geheimnisvolle Dunkel einer fremden Sprache gehüllt, erzeuge es größere Ehrfurcht und wirke wie die Gleichnisreden Jesu“.

Der Maurenkrieg. a. In den Alpujarras. 1500. Mit der Bekehrung der Hauptstadt war indessen der mohammedanische Glauben auf spanischer Erde noch keineswegs ausgelöscht. Es ist eine alte Erfahrung, daß die rauhen Herzen der Bergbewohner in entlegenen von der Kultur der Städte wenig berührten Dorfschaften am treuesten ausharren in dem Glauben, den Sitten, den religiösen Überlieferungen der Väter. Das abgehärtete Bauern- und Hirtenvolk, das in den Thalungen und Anhöhen der rauhen Alpujarras, des wildromantischen Gebirgs- und Weidelandes südöstlich von Granada, sein einförmiges Leben verbrachte und in alten Zeiten den Herrschern von Granada die tapfersten Streiter gestellt hatte, vernahm mit Grimm und Unwillen die hinterlistige und gewaltsame Unterdrückung der Glaubensgenossen in der alten Hauptstadt. In dem richtigen Gefühle, daß die Rechtsverletzung und der Vertragsbruch, verbunden mit Gewalt und Verführung, bald auch in die Gebirgsdörfer dringen werde, beschlossen die kriegerischen Einwohner, die Macht Kastiliens mißkennend, mit dem Schwerte für ihren Glauben und ihre alte Freiheit zu streiten. Aber ihre feindlichen Angriffe beschleunigten ihren eignen Untergang. Gonsalvo de Cordova, der sich gerade damals in Granada befand, führte sein tapferes Reiterheer wider den Flecken Huejar, von wo die Empörung ausgegangen, eroberte mit stürmender Hand den festen Ort und ließ die Überwundenen alle Schrecken des Kriegs empfinden. Was der Schärfe des Schwertes entging, wurde in Sklaverei geführt und die Stadt der Plünderung übergeben. Ähnliches geschah durch den König selbst in Lanjaron, das einst so tapfer dem maurischen Häuptling El Zagal widerstanden, und Graf Lerin ließ mehrere Moscheen, wo sich Frauen und Kinder geborgen, in die Luft sprengen. Der
1500. Schrecken über diese Vorgänge führte bald zur Unterwerfung. Die Einwohner lieferten ihre Waffen und Festungen aus, zahlten die aufgelegte Kriegsentschädigung und erkauften entweder die königliche Gnade durch Annahme der Taufe oder sie wählten die Auswanderung über das Meer. In kurzem waren die Städte Baza, Guadix und Almeria nur von maurischen Christen bewohnt.

die nunmehr den geistlichen Missionären und der Überwachung der Inquisitoren überlassen wurden.

Allein auch damit war der mohammedanische „Unglaube" noch nicht von dem spanischen Boden vertilgt. In den westlichen Gebirgslandschaften Granadas, die an die Ronda grenzen, lebte ein kriegerischer Volksstamm, welcher, durch steten Verkehr mit den Moslems in Afrika in der Lehre des Propheten gefestigt und bestärkt, den alten Rassen- und Religionshaß gegen die christlichen Nachbarn ungeschwächt in der Seele trug. Die Erzählungen von der gewaltsamen Bekehrung oder der gezwungenen Auswanderung der Glaubensgenossen in der Hauptstadt und in den Gebirgsorten des östlichen Königreichs, reizten die heißblütigen Männer zur Wut. Man sagte ihnen nach, daß sie die kastilischen Missionäre ermordet und gefangene Christen als Sklaven nach Afrika geschleppt hätten. Diese trotzige und halsstarrige Bevölkerung sollte nun gleichfalls unterdrückt werden. Blieb doch das Werk der Bekehrung stets unvollkommen und mangelhaft, wenn noch der Islam in einer schwer zugänglichen Gebirgslandschaft offen bekannt werden durfte und ein kriegerischer Volksstamm fortwährend in drohender Haltung an die Gültigkeit der Verträge an das festgestellte Recht mahnen konnte. Ein gewaltiger Kriegszug, zu welchem die Ritterschaft aus ganz Andalusien aufgeboten ward, sollte der Bekehrung den Weg bahnen; waren die rauhen Bergbewohner nur erst getauft und Morisken geworden, so konnte man das kastilische Gesetz und die Inquisition gegen sie in Anwendung bringen! Eine Gesandtschaft nach Ägypten, womit der gewandte Staatsmann und Diplomat Peter Martyr betraut ward, sollte einer Einmischung von seiten des mohammedanischen Großherrn vorbeugen; und aus seinem lehrreichen Bericht über die „babylonische Legation" erfahren wir, daß seine Sendung nicht unfruchtbar war. Die große Streitmacht, die sich im Frühjahr 1501 in Ronda sammelte, konnte als Beweis gelten, daß man in Sevilla die Bedeutung des Kampfes nicht unterschätzte. Alfons de Aguilar, der ältere Bruder des „großen Feldherrn", nebst seinem jugendlichen Sohne und die Grafen von Ureña und Cifuentes waren die Hauptführer der ritterlichen Scharen, welche in die „rote Sierra", den Herd des Aufruhrs, einbrachen. Aber sie stießen auf einen streitbaren und kühnen Feind. Das Flüßchen Rio Verde, an dem die Christen und Mauren zum letztenmal in offener Feldschlacht mit ehrlichen Waffen einander entgegentraten, zum letztenmal im Geiste der alten Glaubenskriege ihre Kräfte im ritterlichen Kampfe miteinander maßen, erlangte eine traurige Berühmtheit in der spanischen Geschichte und Dichtung. Denn hier war es, wo der Graf von Aguilar, nachdem sein heldenmütiger Sohn an seiner Seite von einem Steinwurf und Lanzenstoß getroffen und schwer verwundet weggetragen worden, im Zweikampf mit einem riesenstarken Maurenhäuptling seinen Tod fand. Die Vorhut, die unter seinem Befehl stand, hatte sich mit Ungestüm auf den übermächtigen Feind geworfen und diesen in die Schluchten der Sierra Vermeija gedrängt;

b. In der Ronda. 1501.

1501.

aber während sich die Sieger zerstreuten, um die in der Ebene von Ronda aufgehäuften Schätze zu sammeln, stürmten die Mauren wieder aus den Bergen hervor und richteten unter den überraschten und in wilder Unordnung fortstürzenden Spaniern ein furchtbares Blutbad an. Tausende wurden in dem Dunkel der Schauernacht, die während des Kampfes sich auf die Erde gesenkt hatte, über die Schlünde und Abgründe hinabgestürzt oder durch Schwerthiebe und Lanzenstöße zu Boden gestreckt. An einen einsamen Felsen gelehnt, wehrte sich Alfons de Aguilar mit dem Mute eines Löwen, bis er erschöpft unter dem
18. März 1501. Dolche seines stärkeren Gegners verblutete. Nur einige Trümmer der ritterlichen Streiter führte der verwundete Graf Ureña über die Berge zurück. Dieses Mißgeschick in der roten Sierra „am grünen Strom" lebte im Gedächtnis der Nachgebornen noch lange fort. Die Zeitgeschichte und die Poesie machten es zum Gegenstand der Darstellung. Die Trauerklänge tönten in mancher elegischen Romanze nach, und die Namen Aguilars und seiner unglücklichen Gefährten durchwehten jene herrlichen Volksgesänge, die ebenso unvergänglich und bei weitem rührender sind, als die stolzen und fleißig ausgearbeiteten Erzählungen der Geschichte.

Im Gegensatz zu dem gefeierten Helden hat die Volkstradition den Grafen von Ureña mit ungerechtem Tadel überschüttet, weil er die Kriegsgefährten in der Not verlassen. Als viele Jahrzehnte später ein neuer Feldzug nach der Ronda unternommen ward, erkannten viele der Mitziehenden die Gegenden aus den Sagen und Liedern ihrer Jugend und stießen noch auf zerbrochene Waffen und bleichende Gebeine.

Leidensgeschichte der Morisken. Der Sieg am grünen Fluß brachte indessen den Mauren keine Vorteile. Als König Ferdinand selbst mit frischen Heerhaufen in den Sierren erschien, um
April 1501. das vergossene Blut der edlen Kastilier zu rächen, entsank den Aufständischen der Mut. Sie boten ihre Unterwerfung an und fügten sich in die harten Bedingungen, die ihnen nur die Wahl zwischen Taufe und Verbannung ließen. Die Wohlhabenderen, welche das bedungene Überfahrtsgeld von zehn Golddublonen entrichten konnten, schifften sich in Estepona ein und wandten dem Lande ihrer Väter den Rücken, um in der Berberei ein freies wildes Beduinenleben im Glauben an den Propheten zu führen; die meisten blieben zurück und ließen sich taufen, weil sie, wie eine gleichzeitige Chronik sagt, die Kosten der Überfahrt nicht bezahlen konnten. Und damit nicht die Neubekehrten durch äußere Einwirkungen wieder zu ihren religiösen Irrtümern zurückgeführt werden möchten,
12. Febr. 1502. wurde im folgenden Jahr ein Gebot erlassen, daß alle Mohammedaner, welche noch in Andalusien und Kastilien zerstreut lebten, bei Todesstrafe und Güterverlust die spanische Erde verlassen sollten. Wie viele Opfer diese tyrannische Maßregel gefordert, wird nicht angegeben; wahrscheinlich zog die Mehrzahl vor, durch die Maske des Christentums sich vor Untergang und Verderben zu retten.
Sieg des Kreuzes. So konnte sich denn Spanien rühmen, daß es äußerlich von allem Unglauben gereinigt sei, der das Heilige Land über acht Jahrhunderte befleckt hatte. Das

Banner des Kreuzes flatterte siegreich in den volkbelebten Städten, in den wilden Sierren, in den breiten Thälern; die Moscheen waren in christliche Kirchen umgewandelt, die Moslems zu christlichen Morisken bekehrt. Aber mit blutendem Herzen blickt der Menschenfreund auf die schrecklichen Mittel, durch welche diese äußere Glaubenseinheit erzielt worden, und vermag sich nicht zu finden in den triumphierenden Ton, womit die Geschichtschreiber der Zeit die glänzenden Erfolge dieser Härte und Unduldsamkeit preisend erheben. Selbst in den Jahren jugendlicher Glaubensglut hatten die Söhne Mohammeds die Bekenner der Kreuzeslehre mit weitherziger Toleranz behandelt, man hatte sie nur in der gesellschaftlichen Rechtsstellung verkürzt und mit Abgaben beschwert, aber nicht in ihrem Gewissen bedrängt; die Anhänger Jesu verdammten diese Milde und Schonung, und indem ihre Geistlichen die von göttlicher Hand in jedes Herz geschriebenen Moralgesetze auslöschten und die christliche Rechtgläubigkeit zum Maßstab jeglicher Tugend, zum Panier jeder gesetzlichen Lebensordnung erhoben, schändeten sie das Evangelium, das die Nächstenliebe als erste Pflicht einschärft. Wenn in früheren Jahrhunderten, trotz der Glaubenskriege und Kreuzzüge in allen Teilen der Halbinsel Mohammedaner, Christen und Juden im friedlichen Verkehr miteinander lebten und in den Maurenstädten Kirchen und Synagogen neben den Moscheen emporragten, so galt jetzt eine solche weitherzige Anschauung und Auffassung als eine Sünde wider den Heiligen Geist, als eine sträfliche Verleugnung der alleinbeseligenden Christuslehre. Das Kreuz sollte das einzige Panier, der römisch-katholische Kirchengebrauch der einzige Weg zur Seligkeit, der orthodoxe Glaube das einzige Sittengebot sein; und mit solcher unmenschlichen Härte trat dieser finstere Fanatismus auf, daß die Verfolgung und Ermordung aller Ungläubigen, Abtrünnigen und Häretiker zum Gesetz erhoben, als Christenpflicht eingeschärft ward. Von der Zeit an lagerte sich ein Religionsdruck über die Pyrenäische Halbinsel, wurden die Morisken mit einer Grausamkeit und Herzenshärtigkeit bedrängt, verfolgt, gemartert, wie die Leidensgeschichte der Menschheit kaum etwas Ähnliches aufzuweisen hat. Die Türkenfurcht und der Türkenhaß, die damals das christliche Abendland erfüllten, machten sich Luft in der Peinigung der wehrlosen Unglücklichen, deren Voreltern die Lehre Mohammeds bekannt hatten, die selbst im Verdacht standen, daß sie im Grunde ihres Herzens noch den Geboten des Koran anhingen. Und wenn die Opfer in der Verzweiflung sich gegen ihre Dränger und Quäler auflehnten, oder mit den Moslems auf Afrikas Nordküste geheime Verbindungen unterhielten, so dienten solche Akte natürlicher Notwehr der geistlichen Sophistik und Heuchelei als willkommener Grund oder Vorwand zu der Beschuldigung, daß sie dadurch jeden Rechtsschutz, jede Vertragstreue verwirkt hätten. Selbst die Trennung der Kinder von den Eltern wurde von den fanatischen Gleisnern als eine Wohlthat dargestellt, weil jenen dadurch das ewige Heil sicherer erworben werde, und mit dem vieldeutigen Grundsatz gerechtfertigt, daß die Gebote der

Religion über alle Menschensatzungen gingen. In der Folge verschmähte die fromme Arglist auch nicht, die materiellen Vorteile anzudeuten, welche den Herrschern erwachsen würden, wenn die Ungläubigen, die Verstockten, die heimlichen Diener Mohammeds in die Sklaverei verkauft und ihre Güter eingezogen würden.

Erzherzog Philipp der Schöne und die Infantin Johanna. Nach Beendigung des zweiten Maurenkriegs hatten Isabella und Ferdinand die Freude, ihre Tochter Juana mit ihrem Gemahl, dem Erzherzog Philipp, in Spanien zu empfangen. Wir wissen, daß sowohl in Kastilien von Mai u. Okt. 1502. den Cortes in Toledo, als in Aragonien von einer Ständeversammlung in Saragossa die Erbfolgerechte der Infantin und ihrer Nachkommen anerkannt und zur Bekräftigung ein gegenseitiger Eid geleistet ward, wenngleich nach aragonischem Rechte die weibliche Nachfolge bedenklich erscheinen konnte. Der Erzherzog Philipp fühlte sich nicht heimisch an dem strengen spanischen Hofe; er eilte bald zurück, um in Frankreich und Burgund den Genüssen des Lebens, denen er so gern huldigte, und dem freieren Verkehr mit der schönen Frauenwelt sich ungebundener hingeben zu können, zum großen Kummer seiner wenig liebreizenden Gemahlin, die ihn in demselben Grade mit ihrer übertriebenen Zärtlichkeit und empfindlichen Eifersucht belästigte, als er gern Vergnügen und Zerstreuung bei andern suchte. Die Verstimmung, welche diese eilige Abreise zwischen Schwiegersohn und Schwiegereltern erzeugte, wurde noch gesteigert, als Philipp durch 5. April 1503. den erwähnten Vertrag von Lyon mit König Ludwig XII. die Interessen Spaniens in Neapel zu wenig gewahrt zu haben schien (S. 793). Die verweigerte Bestätigung dieser Übereinkunft von seiten Ferdinands verletzte das Ehrgefühl des Erzherzogs aufs tiefste, zumal da auch sein eigner Vorteil dabei im Spiele war; die französischen Schriftsteller aber beschuldigten den aragonischen Monarchen der absichtlichen Täuschung und Hinterlist, um durch die Unterhandlungen seinem Feldherrn Zeit zur Eroberung des Königreichs zu verschaffen. Philipp kehrte in großem Verdruß nach Flandern zurück, während seine bekümmerte Gemahlin in Spanien ihr zweites Wochenbett abhielt. Drei Jahre nach ihrem ersten Prinzen Karl, dessen künftige Größe und Berühmtheit der kluge Großvater vorausgesagt hatte, gebar Juana ihrem „schönen" Gemahl zu Alcala 10. März 1503. de Henarez einen andern Knaben, der den Namen Ferdinand erhielt. Nach ihrer Genesung wollte sie sich mit ihrem Gatten in Flandern vereinigen; aber die Eltern suchten die Tochter von diesem Vorhaben abzubringen, da der französisch-spanische Krieg, der damals in den Pyrenäen wütete, die Reise gefährlich machte. Keine Vorstellungen, keine Zureden vermochten jedoch die eigensinnige Frau auf andre Gedanken zu bringen; und als man sie endlich durch gewaltsame Einschließung von der Ausführung ihres Planes zurückhielt, geriet sie in solche Aufregung, daß ihre Umgebung eine Geistesstörung befürchtete.

Das Ende der Königin Isabella. 1504. Diese Eindrücke, verbunden mit dem gleichzeitigen Ableben zweier Hofleute, denen die Königin ihr besonderes Vertrauen zugewendet, wirkten erschütternd

auf Isabellas Gesundheit, die schon seit einigen Jahren bedenklich war. Die Nachrichten aus Flandern, wo nach der Rückkehr Juanas heftige Szenen häuslichen Unfriedens zwischen der eifersüchtigen Infantin und ihrem in eine Hofdame verliebten Gemahl ausbrachen, mehrten die Fieberanfälle. Lange hielt ihr starker Geist die schwindende Körperkraft aufrecht; noch auf dem Krankenlager ließ sie sich Vortrag halten über alle Anliegen ihres weiten Reichs, empfing fremde Botschafter oder unterhielt sich mit den ausgezeichneten Männern, welche sich ihr bewundernd und ehrfurchtsvoll nahten. Die angstvolle Aufregung und Besorgnis des Volks, das durch Kirchengebete und Bittgänge den Himmel um die Herstellung der geliebten Gebieterin anflehte, gab Zeugnis von der Anhänglichkeit und Treue aller Kastilier. Die letzten Anordnungen der Königin waren der Wohlfahrt des Reichs nach ihrem Hingange gewidmet. Sie empfahl die Anfertigung eines Gesetzbuchs, das auch im nächsten Jahr auf Grund der „Pragmatika" oder königlichen Verordnungen in den „Leyes de Toro" zusammengestellt ward, Milde und Menschlichkeit gegen die Bewohner der Neuen Welt und Ermäßigung oder Abschaffung der bestehenden Steuern, insbesondere der für Handel und Verkehr so drückenden Alcavala (VII, 538). Ihrem Gemahl, dem sie stets mit der größten Liebe und Treue zugethan war, übertrug sie die Regentschaft in Kastilien für ihre Tochter Juana und deren unmündige Kinder, und traf endlich Bestimmungen über ihre Beerdigung. Im Gegensatz zu den prunkhaften Begräbnissen des kastilischen Adels verfügte sie, daß ihre Leiche in größter Einfachheit in der Franziskanerkirche der Alhambra beigesetzt und das Grab mit einem schmucklosen Denkmal versehen werden sollte. Am 26. November des Jahres 1504 ging Isabella zu einem edleren Dasein über. Sie starb im vierundfünfzigsten Jahre ihres Alters, im dreißigsten ihrer Regierung. „Meine Hand entsinkt mir kraftlos vor Gram," schrieb der treue Peter Martyr, der bei ihrem Tode zugegen war und auch dem Begräbniszug anwohnte, an den Erzbischof von Granada. „Die Welt hat ihre schönste Zierde verloren, ein Verlust, der nicht allein von Spanien zu beklagen ist, das sie so lange auf der Laufbahn des Ruhmes vorwärts geleitet hat, sondern von jedem Volk der Christenheit, denn sie war der Spiegel jeglicher Tugend, der Schild des Unschuldigen und ein rächendes Schwert für den Bösewicht. Ich kenne niemand ihres Geschlechts, sowohl in alten als in neuen Zeiten, die nach meinem Urteil wert ist, mit dieser unvergleichlichen Frau zusammengestellt zu werden." Ihre Leiche wurde unter Sturm und Regen nach Granada geführt und wie sie bestimmt hatte, in der Klosterkirche der Alhambra beigesetzt. Erst nach dem Tode Ferdinands wurde sie in das prachtvolle Grabmal der Stiftskirche von Granada verbracht und an der Seite des Gatten eingesargt.

26. Nov. 1504.

Isabella war unstreitig einer der hervorragendsten weiblichen Charaktere der Weltgeschichte. Erzogen an einem leichtfertigen üppigen Hofe hielt sie von Jugend an Seele und Körper rein von Sünde und Laster, widerstand allen

Isabellas Charakter. Sittenreinheit.

Gefahren der Verführung, welche Schmeichelei und höfische Galanterie einer jungen mit seltener Schönheit, Anmut und Liebreiz ausgestatteten fürstlichen Dame entgegenbrachten. In einer sinnlichen und verderbten Zeit beobachtete sie ihr ganzes Leben hindurch eine so züchtige Zurückhaltung, eine solche weibliche Schamhaftigkeit, daß auch die boshafteste Verleumdungssucht nicht den geringsten Makel zu schlimmen Nachreden zu entdecken vermochte. Weder am Hofe noch im Kriegslager duldete sie die geringste Ausschweifung oder Leichtfertigkeit, und so reizbar war ihre Keuschheit, daß sie selbst bei der letzten Ölung sich weigerte, ihre Füße zu entblößen. In ihrer Gegenwart wagte die Frechheit nie ihr Haupt zu erheben; alles beugte sich in Ehrfurcht vor ihrer Sittenreinheit. Dabei vereinigte sie mit der Würde und Hoheit eine solche Leutseligkeit, ein so herablassendes, wohlwollendes Wesen, daß sie ebensoviel Liebe und Vertrauen als Hochachtung und Ehrerbietung erzeugte. Im Gegensatz zu dem staatsklugen, diplomatischen, oft hinterlistigen Gemahl ehrte sie Aufrichtigkeit und Geradheit, und wie sehr sie wahre Verdienste und Begabung zu schätzen wußte und für jede hohe Bestrebung, für jede geniale Natur das richtige Verständnis hatte, bewies ihr Benehmen gegen Kolumbus, gegen Gonsalvo de Cordova, gegen Jimenes. Für die beiden ersten war der Todestag der Königin der letzte Tag des Glücks und der Gnade. — Der hervorragendste Zug im Charakter Isabellas war ihre Frömmigkeit und religiöse Rechtgläubigkeit. Mit der größten Gewissenhaftigkeit erfüllte sie alle Pflichten, welche die Kirche ihren Getreuen auferlegt; nie wurde sie säumig erfunden in der Messe, in der Beichte, in den Werken der Andacht und der äußeren Gottesverehrung, und von ihrem Eifer und ihrer Hingebung an die religiösen Institute gaben viele Stiftungen und Schenkungen Zeugnis. Wohl war diese Seelenstimmung nicht frei von fanatischen Zusätzen, von menschenfeindlicher Unduldsamkeit. An der Einführung der Inquisition, an der Unterdrückung der Mauren hatte sie ebensoviel Anteil, wie ihr Gemahl, dem sein orthodoxer Eifer den Zunamen des „Katholischen“ erworben hat. Freilich folgte sie bei dieser Richtung dem Geiste ihrer Zeit und ihrer Nation, nach deren Vorstellung dem Ungläubigen im Leben kein Menschenrecht, im Himmel kein Heil zukomme; aber daß sie durch die erbarmungslosen Glaubensgerichte und die unmenschlichen Autodafees die Gebote der Humanität schänden ließ und die Herzen des Volks durch rohe und grausame Schauspiele verhärtete, stand mit ihren übrigen Herrschertugenden im grellsten Widerspruch. Während sie in Sittsamkeit, in Häuslichkeit, in so vielen löblichen Eigenschaften für Spanien und die Welt Muster und Vorbild war, und dem kastilischen Adel zu ritterlichen Thaten und hochherzigen Unternehmungen Anregung und Impulse gab, folgte sie in religiösen Auffassungen den engherzigen Geboten einer entarteten Kirche und den Eingebungen einer bigotten Geistlichkeit. Der mißversteht die Himmlischen, der sie blutgierig wähnt; er dichtet ihnen nur die eignen grausamen Begierden an.

Wohlwollen.

Kirchliche Strenggläubigkeit.

Die Inquisition, bemerkt Prescott, hat mehr als irgend eine Einrichtung dazu beigetragen, den stolzen Gang der menschlichen Vernunft aufzuhalten; indem sie Gleichmäßigkeit des Glaubens gebot, hat sie sich als fruchtbare Erzeugerin der Heuchelei und des Aberglaubens erwiesen, hat die süßen Werke christlicher Liebe in Bitterkeit verwandelt, und sich wie ein böser Nebel auf dem glückverheißenden Lande lagernd, hat sie die schönen Knospen der Wissenschaft und Bildung erstickt, ehe sie noch ganz geöffnet waren. Ach, daß ein solcher giftiger Tau auf ein so tapferes, edles Volk fallen mußte! Daß er über dasselbe noch überdies aus so unbefleckter Vaterlandsliebe und so reiner Absicht, als die Isabellas, gebracht werden mußte!

Abgesehen von dieser religiös-fanatischen Engherzigkeit, welche sie mit ihrem ganzen Volke gemein hatte, eine Nachwirkung des alten Religions- und Rassenkampfes gegen die maurische Bevölkerung des Südens, war Isabella eine musterhafte Regentin für ihr Königreich Kastilien, dessen Selbständigkeit und überkommene Rechte sie gegen jede Eingriffe ihres Gemahls zu wahren beflissen war. Mit großer Umsicht und Menschenkenntnis besetzte sie die Stellen in Staat und Kirche und schützte die Männer ihres Vertrauens gegen Verleumdung und Anfeindung; in allen ihren Handlungen wurde sie von klaren Grundsätzen und höheren Impulsen geleitet und bei der Ausführung scheute sie keine Anstrengung, keine Arbeit, kein Opfer. Ihr Leben war eine ununterbrochene Thätigkeit zu nützlichen praktischen Zwecken; sie besorgte mit eigner Hand die Kleider ihres Gemahls; sie wetteiferte mit den Klosterfrauen in Werken der Wohlthätigkeit, in Stickereien und Näharbeiten; sie nahm Einsicht von allen Staatsgeschäften und prüfte sorgfältig alle Verordnungen und Reformen; auch der Kunst und den Wissenschaften widmete sie Aufmunterung und förderte die Einführung der Buchdruckerei. Sich selbst schonte sie auf keine Weise: bei jeder Witterung sah man sie dahin oder dorthin reiten; den mangelhaften Unterricht ihrer Jugend ersetzte sie durch Studien in die Nacht hinein: keinen Klagelaut vermochten ihr die Schmerzen des Gebärens zu entreißen. Ihrem Mute und ihrer Ausdauer war hauptsächlich der ruhmvolle Ausgang des Maurenkriegs zuzuschreiben; ihrem Unternehmungsgeiste und ihrem Glauben an Genialität und Begeisterung hat die Menschheit eine Neue Welt zu verdanken. Dabei war sie in ihrer Familie und an ihrem Hofe eine treue und liebevolle Mutter und Gattin, den Gefühlen der Pietät und der Freundschaft offen und zugänglich und bei jeder Gelegenheit bemüht, Schmerzen und Elend zu mildern. Ihr eignes Selbst trat hinter den Pflichten ihres hohen Berufes und den Geboten der Nächstenliebe in den meisten Fällen zurück. Von dieser Seite betrachtet steht Isabellas Name höher als der ihrer englischen Namensschwester Elisabeth; dagegen ragt diese durch großartige Politik und durch überlegene Einsicht in die Zeitverhältnisse und die Weltgeschichte weit hervor. *Ihre Eigenschaften als Regentin.*

b. Ferdinands letzte Regierungsjahre und Kardinal Jimenes.

Isabellas Tod drohte die Vereinigung der beiden Königreiche Kastilien und Aragonien wieder aufzulösen, die spanische Monarchie wieder von der Macht- *Regentschaft in Kastilien.*

höhe herabzustürzen, auf welche sie durch die Kraft, Einsicht und Staatskunst des katholischen Herrscherpaares erhoben worden. Nach kastilischem Rechte gebührte die Krone der Infantin Juana und ihrem Gemahl, dem Erzherzog Philipp von Burgund, und wir wissen, daß dieses Erbfolgerecht von den Cortes bereits anerkannt war; Ferdinand selbst traf Anstalten, daß dieses Recht sogleich nach dem Hingange Isabellas aufs neue bestätigt und von den Ständen dem Königspaare Juana und Philipp der Huldigungseid in herkömmlicher Form geleistet ward. Zugleich war er aber bedacht, die mühsam gegründete Einheit des Reichs zu wahren, indem er sich den Titel eines Verwesers und Statthalters beilegte, wie das Testament der Königin vorschrieb, und in dieser Eigenschaft die feierliche Verbeugung der kastilischen Edelleute entgegennahm. Denn er war nicht gesonnen, die bisher geübte Gewalt aus der Hand zu geben; und Isabella hatte durch ihre letztwillige Verfügung klärlich dargethan, daß auch sie, unbeschadet des Erbfolgerechts der Tochter, dem Gemahl die oberste Leitung in dem vereinigten Reich sichern wollte. Wie sollte es auch der verständigen Frau zu Sinne kommen, das Werk ihres Lebens, die Vereinigung der spanischen Lande, zu gefährden, das Wachstum des so mächtig emporstrebenden Reichs in der Wurzel zu unterbinden? War auch Juanas Geist vielleicht nicht in dem Grade gestört, wie die Geschichtschreiber der Folgezeit berichteten, so hatte sie doch während ihres letzten Aufenhaltes in Spanien so deutliche Anzeichen einer exzentrischen Natur dargelegt, daß eine Überwachung, eine Bürgschaft gegen Ausschreitungen durchaus geboten schien; und der Erzherzog, der seit der Verwerfung des Vertrags von Lyon (S. 793) gegen den Schwiegervater große Abneigung trug, konnte für Ferdinand ein sehr gefährlicher Rivale werden. Und wenn auch Isabella ihrem Gemahl nicht in allen Richtungen seiner treulosen Politik folgte, so war sie doch weit entfernt, ihm Hindernisse in den Weg zu legen, oder seine Thätigkeit zu lähmen. Es lag somit in der Natur der Sache, daß die Königin die Fortdauer des bisherigen Regiments wünschte und förderte, und ihr Erbreich Kastilien nicht aufs neue den Stürmen und Unruhen einer schwankenden Regierung preisgeben wollte; zugleich zeugte es für ihren Rechtssinn, daß sie die herkömmlichen Gesetze und die politische Selbständigkeit des kastilischen Volks aufrecht erhielt. Ferdinand sollte nur die Regentschaft führen, bis Juana oder ihr Sohn Karl die Regierung übernehmen könnte, und indem er selbst als Reichsverweser schwur, die Gesetze und Freiheiten Kastiliens zu achten, gab er zu erkennen, daß an dem bisherigen Zustande und Rechte nichts geändert werden sollte.

Die Opposition. Aber nicht alle Kastilier waren mit dieser Anordnung einverstanden. Die Eifersucht der Nachbarländer, die Besorgnis des Adels vor einer aragonischen Vorherrschaft, die Hoffnung einiger Magnaten, unter dem Regimente eines entfernten Herrscherpaares wieder die gebrochene Feudalmacht früherer Jahre herstellen, die eingezogenen Kronländereien wieder an sich reißen zu können, die

partikularistischen Neigungen, die im kleinstaatlichen Leben eher auf Befriedigung ihrer egoistischen Bestrebungen zählen durften, der Widerwille gegen den kalten, berechnenden Ferdinand, der ohne ritterliche Anwandlungen in allen seinen Unternehmungen und Handlungen nur der Staatsräson folgte, dessen karge, knappe Hofhaltung, dessen kleinlicher pedantischer Geist keine Sympathien zu erwecken geeignet war, diese und andre Ursachen und Motive erzeugten in Kastilien eine Partei von Malkontenten, welche im Widerspruch mit den letztwilligen Bestimmungen Isabellas den Erzherzog Philipp oder seine Gemahlin zur Übernahme der Herrschaft in Kastilien zu bewegen und die aragonische Regentschaft fern zu halten suchten. Die Führer dieser „patriotischen“ Partei waren zwei mächtige Edelleute, der Marquis von Villena, in dessen Familie die faktiösen Umtriebe ein altes Erbstück waren, und der Herzog von Najara, dessen unrechtmäßig erworbene Hausgüter unter der Regierung Ferdinands und Isabellas bedeutend vermindert worden waren. Zu ihnen gesellte sich Don Juan Manuel, Ferdinands Gesandter am Hofe des Kaisers Maximilian, ein schlauer, ränkesüchtiger und gewandter Diplomat. Der Erzherzog ließ sich bereden, in einem Schreiben an den Schwiegervater, Ansprüche auf die ungeteilte Oberherrschaft in Kastilien zu erheben und dessen Entfernung nach Aragonien zu verlangen; selbst das Königreich Neapel glaubte er als sein Eigentum ansprechen zu dürfen, da es hauptsächlich von kastilischen Heeren erobert worden sei. Ferdinand hegte den Argwohn, daß der Vizekönig Gonsalvo de Cordova, ein Kastilier von Geburt, diesen Umtrieben nicht fern sei. Der katholische König war nicht ohne Besorgnis: das gute Einvernehmen Philipps mit Frankreich, der Verdruß Ludwigs XII. über die erlittene Täuschung und Niederlage ließ einen französisch-burgundischen Kriegsbund befürchten, der alle errungenen Früchte vereiteln konnte; man sprach von einer beabsichtigten Landung eines flandrischen Geschwaders, von Zurüstungen, die in Frankreich gemacht würden. Es wurde nach Aragonien berichtet, der Erzherzog halte seine Gemahlin Juana, welche das feindliche Vorgehen gegen ihren Vater nicht billige, unter strenger Aufsicht und ihr vertrauter Ratgeber Conchillos, ein aragonischer Edelmann, werde als Staatsgefangener behandelt. In dieser kritischen Lage gab Ferdinand neue Beweise seiner Staatsklugheit. Wenn er im stillen Vorkehrungen traf, um den möglichen Versuch eines kriegerischen Angriffs zurückzuweisen, so legte er doch größeres Gewicht auf Unterhandlungen, auf Verträge, auf vorbeugende Politik. Bei der herrschenden Erregung schien ihm ein Krieg bedenklich; seine bedeutendsten Erfolge hatte er bisher durch diplomatische Transaktionen errungen; auf diese setzte er auch jetzt sein Vertrauen. Er wußte, daß das Volk in Kastilien nichts mehr fürchtete, als die Wiederkehr der alten Adelsanarchie, daß es trotz der nationalen Eifersucht das geordnete und gesetzliche Regiment des Aragoniers der Willkürherrschaft der Feudalherren vorzog. Diese Gesinnung stärkte und belebte er durch eine gerechte und gemäßigte Verwaltung; und wenn es auch nur

eine falsche Nachrede war, daß er an eine Vermählung mit der noch in einem portugiesischen Kloster weilenden Juana Beltraneja (S. 417) gedacht habe, so kann das Gerücht doch als Zeugnis seines Bestrebens gelten, auf alle Weise in Kastilien festen Fuß zu fassen, denn die unglückliche Infantin, die um ihr junges Leben so schmählich betrogen worden war, durfte immer noch auf Mitleid und Teilnahme rechnen.

Ferdinands zweite Heirat.

Aber die Dinge sollten anders kommen. Von dieser vorsichtigen und wohl überlegten Politik wich Ferdinand, wohl aus übertriebener Furcht vor kriegerischen Verwickelungen, plötzlich ab, und lenkte in Wege ein, die weder seiner Würde noch seiner Klugheit angemessen waren. Um das gefürchtete Kriegsbündnis zwischen Philipp und Ludwig XII. zu vereiteln, beschloß er den französischen König auf seine Seite zu ziehen, indem er sich um die Hand seiner Schwestertochter Germaine de Foix zu einem zweiten Ehebund bewarb und ihm zugleich hinsichtlich Neapels einen Vergleich anbot, welcher den Verlust des Königreichs für das französische Ehrgefühl minder empfindlich machte und noch einen Schatten von Hoffnung für die Zukunft übrig ließ. Durch den Vertrag von Blois nämlich übergab Ludwig XII. seine Ansprüche auf das Königreich seiner Nichte als Heiratsgut mit der Bedingung, daß, falls die Ehe kinderlos bliebe und die Verlobte ihren Gatten überlebte, der frühere Teilungsvertrag wieder in Geltung treten sollte. Dafür versprach Ferdinand, innerhalb zehn Jahren 700,000 Dukaten Schadenersatz an Frankreich zu zahlen, die Anhänger der Anjouschen Partei in Neapel in ihre Ehren, Würden und Güter wieder einzusetzen und eine Amnestie zu erlassen. Endlich sollte ein gegenseitiges Schutz- und Trutzbündnis und ein Handelsvertrag zwischen Spanien und Frankreich bestehen und beide Reiche „wie zwei Seelen in einem Körper" betrachtet werden. Einige Monate nachher führte Ferdinand an demselben Orte, wo er sechsunddreißig Jahre früher sich mit Isabella vermählt hatte, die jugendliche schöne Enkelin seiner Schwester Eleonore von Navarra (S. 434) an den Altar, er im vierundfünfzigsten Lebensjahr, sie eine achtzehnjährige Jungfrau.

12. Okt. 1505.

18. März 1506.

Ungünstige Stimmung in Kastilien.

Aber dieser übereilte Schritt gereichte dem König Ferdinand nicht zum Glück. Nicht genug, daß durch die neue Ehe, falls sie männliche Nachkommenschaft zur Folge hatte, die Einheit des Reichs gefährdet war, indem dann in Aragonien die Nachfolge Juanas und Philipps nimmermehr durchgeführt werden konnte, in den Augen der Kastilier verlor Ferdinand alles Ansehen. Man konnte es ihm nicht verzeihen, daß er so schnell nach dem Hingang der trefflichen Frau eine junge ihm verwandte Fürstentochter, die am Hofe ihres Oheims die freien leichtfertigen Sitten der französischen Hauptstadt angenommen, an ihre Stelle setzte. Der kastilische Adel trug jetzt sein Haupt höher; die Regentschaft war in ihrer Kraft gebrochen; die Verordnungen des Aragoniers fanden wenig Beachtung mehr; man erwartete mit nächstem die Ankunft des Erzherzogs und

seiner Gemahlin, welche das Signal zur Unabhängigkeitserklärung Kastiliens geben sollte.

Und in der That traf das flandrische Herrscherpaar Anstalten zu einer See- Philipp und Johanna
fahrt nach Spanien. Freilich konnte Philipp seit dem Freundschaftsbund zwischen nach Kastilien. 1506.
Ludwig und Ferdinand nicht mehr an ein kriegerisches Vorgehen, an eine gewaltige Besitznahme des Erbreichs seiner Gemahlin denken; aber er war so genau von der Stimmung in Kastilien unterrichtet, daß er erwarten durfte, sein persönliches Auftreten werde eine Bewegung zu seinen gunsten hervorrufen und ihm ohne Schwertstreich die Krone verschaffen. Er suchte daher auch jeden Schein einer feindseligen Absicht fern zu halten; sein Besuch sollte nur ein freundschaft-
liches Wiedersehen sein; vor der Einschiffung wurde in Salamanca ein Abkom- 24. Nov. 1505.
men getroffen, kraft dessen Kastilien gemeinschaftlich im Namen Ferdinands, Juanas und Philipps regiert werden sollte. Die Ankunft würde noch vor der
Trauung Ferdinands mit Germaine erfolgt sein, wäre nicht das Geschwader, Jan. 1506.
welches Philipp und Johanna nach Coruña führen sollte, durch Stürme an die Küste von England verschlagen und einige Monate zurückgehalten worden. So erfolgte die Landung erst im April, sechs Wochen nach dem Hochzeitsfest in Dueñas. Das große Gefolge von Bewaffneten, welches Philipp mit sich führte und das bald durch das Ehrengeleite seiner kastilischen Anhänger sich auf etliche Tausend vermehrte, konnte als Beweis gelten, daß man die aragonische Regentschaft in Kastilien auf alle Weise zu entfernen gedenke; doch vermied man es auf beiden Seiten, Mißtrauen zu zeigen oder Anlaß zu offener Feindseligkeit zu
geben. Durch ein heuchlerisches Trugspiel suchte man die wahre Gesinnung zu Die Politik der Täuschun-
verbergen und die Welt glauben zu machen, es herrsche volle Eintracht zwischen gen.
Vater und Kindern. Aber an der Ungunst und Mißachtung des kastilischen Adels, die dem König allenthalben mit Ostentation entgegentrat, konnte Ferdinand erkennen, daß man das wahre Verhältnis durchschaute. In einer persönlichen Zu-
sammenkunft auf einer Ebene an der Grenze von Leon und Galicien, glich die 23. Juni 1506.
Begleitung Philipps einem Kriegsheer, indes Ferdinand nur von 200 Edlen und Rittern umgeben war. Es lag nicht in der Natur des aragonischen Monarchen, kritische Lagen zu einer gewaltsamen Entscheidung zu führen; er betrat lieber die Wege der Ausgleichung und Nachgiebigkeit, in der Hoffnung, durch kluge Transaktionen unter veränderten Umständen, das Verlorne mit Gewinn zurück zu erobern. Seinem Scharfblick entging es nicht, daß schon jetzt die kastilischen Edlen eine tiefe Eifersucht gegen die flamländischen Hofleute in Phi-
lipps Umgebung faßten. Wenn er daher für den Augenblick in ein Überein- 27. Juni.
kommen willigte, kraft dessen die Oberherrschaft über Kastilien an Philipp und Johanna fallen und ihm nur die Großmeisterwürden der Kriegerorden und gewisse im Testament Isabellas ihm zugewiesene Einkünfte verbleiben sollten, so geschah es in dem stillen Bewußtsein, daß man in Kastilien sich bald wieder nach seiner festen Regierung sehnen würde. Zudem konnte man bemerken, daß der

geistige Zustand seiner Tochter, auf deren Person doch zunächst alle Ansprüche beruhten, keine Garantie für die Zukunft böte; sie wurde von dem Vater sorgfältig fern gehalten, er durfte sie weder sehen noch sprechen. Es ist schwer, das Gewebe von Täuschungen und Hinterlist, von öffentlichen Kundgebungen und geheimen Protestationen zu überschauen, das damals auf der spanischen Erde gesponnen ward; nur soviel geht aus den widersprechenden Angaben hervor, daß keiner mit Aufrichtigkeit handelte; daß man äußerliche Abmachungen traf, um einen Bürgerkrieg zu vermeiden, daß sich aber jedermann im geheimen vorbehielt, je nach dem Verlauf der Dinge in der nächsten Zeit seine Entschlüsse zu fassen.

Philipps Regierung u. Tod. 1506. Nach einer zweiten Zusammenkunft trennten sich Ferdinand und Philipp. Jener begab sich nach Aragonien zurück, dieser zog mit seiner Gemahlin und seinem Gefolge nach Valladolid, um die Huldigung der versammelten Stände entgegenzunehmen. Ohne daß der Regentschaft Ferdinands Erwähnung geschah, schwuren die Cortes der Infantin Johanna, als Eigentümerin des Königreichs, dem Erzherzog Philipp, ihrem Gemahl, und dem Prinzen Karl, als
12. Juli 1506. dem gesetzlichen Thronfolger, Treue und Gehorsam. Und nun ging in Kastilien eine gewaltige Veränderung vor sich. Von Juana, deren Melancholie und Niedergeschlagenheit unter allen diesen Vorgängen sich gleich geblieben, war kaum die Rede und man flüsterte sich zu, daß sie von ihrem Gemahl mit Lieblosigkeit und Härte behandelt werde und daß er nur durch die Vorstellungen des Erzbischofs Jimenes von Toledo von dem Gedanken abgebracht worden, sie für mundtot erklären zu lassen und in gänzlicher Absperrung zu halten. Aber wenn er auch nicht sogleich zu dieser äußersten Maßregel fortschritt, so betrug er sich doch als souveräner Herr und König. Die alten getreuen Diener und Beamten Isabellas wurden entfernt und Flamänder an ihre Stellen gesetzt; Manuel und andre Günstlinge erhielten Güter und Ehrenämter; anstatt der einfachen sparsamen Hofhaltung der vorigen Herrscher führte der verschwenderische Burgunder eine glänzende Pracht ein und verschaffte sich das Geld dazu durch einen unwürdigen Ämterverkauf und Monopolhandel. Man konnte bald an der allgemeinen Unzufriedenheit, an einzelnen Beispielen von Ungehorsam und Widersetzlichkeit in Andalusien und andern Landschaften den üblen Eindruck bemerken, den diese Willkürhandlungen in Kastilien hervorbrachten. Aber der neue König sollte die bitteren Folgen seiner Unvorsichtigkeit nicht erleben, die „goldenen Sorgen" der Alleinherrschaft nicht lange tragen. Bei einem glänzenden Hoffeste, welches Don Manuel seinem Gönner in Burgos veranstaltete, zog sich Philipp durch eine Erkältung ein Fieber zu, das, von ungeschickten Ärzten verkehrt behandelt, ihn
25. Sept. 1506. in einem Alter von achtundzwanzig Jahren ins Grab stürzte, ein Mann, mehr durch die Anmut und Schönheit seines Körpers als durch hervorragende Geistesgaben ausgezeichnet. Herrschsüchtig und ehrgeizig, ohne doch die zur Befriedigung dieser Triebe erforderliche Kraft und Thätigkeit zu besitzen, war er den

Einflüssen schmeichelnder Günstlinge zugänglich, die seinen von Natur edel und großmütig angelegten, aber zu raschen unüberlegten Handlungen geneigten Charakter nicht selten in falsche Bahnen lenkten. In religiösen Dingen war er duldsam. Hätte er länger regiert, so würde er den Grausamkeiten der Inquisition, der blutigen Tyrannei der Ketzerrichter Lucero und Deza Schranken gesetzt haben.

Dieses unerwartete Ereignis fuhr wie ein Blitzstrahl in eine entzündliche Masse und setzte eine Flut von Umtrieben, Ränken und Intrigen, von Hoffnungen, Befürchtungen und Plänen in Bewegung. Ferdinand war gerade mit seiner Gemahlin in Neapel anwesend, um die Huldigungen jenes Königreichs in Empfang zu nehmen; Johanna, die Tag und Nacht an dem Krankenlager des heißgeliebten Gatten zugebracht, ohne Worte und Thränen und in tiefen Seelenschmerz versenkt, wies alle Teilnahme an den öffentlichen Geschäften standhaft zurück. Ihre ganze Sorge war dem teuern Leichnam gewidmet; als er schon der Verwesung nahe war, ließ sie noch einmal den Sarg öffnen; sie traf selbst die Anordnungen zu dem Begräbniszug, wobei sie nur bei Nacht reiste. Denn „eine Witwe, welche die Sonne ihrer Seele verloren hat, soll sich nie dem Tageslicht aussetzen". Nur in der Musik fand sie einige Erleichterung. So war das Land thatsächlich ohne Regierung, und bei der herrschenden Aufregung und Ungewißheit konnte Gesetzlosigkeit und Anarchie einreißen. In diesem kritischen Momente leistete Jimenes dem Königreich wie dem entfernten Gebieter die wichtigsten Dienste und verscheuchte dadurch die Ungunst, das Mißtrauen und die Eifersucht, welche der katholische Monarch bisher gegen ihn gehegt. Auf seine Veranlassung trat eine Anzahl der angesehensten Edelleute verschiedener politischer Färbung zu einem Regentschaftsrate zusammen, um während der herrenlosen Zeit Gesetz und Ordnung aufrecht zu erhalten; er rüstete auf eigne Kosten eine Wehrmannschaft aus, angeblich zum Schutze der Königin, zugleich aber in der Absicht, jeder Gewaltthat und Friedensstörung entgegenzutreten; er gab den Ausschlag, daß man die Cortes auch ohne die Einberufungsschreiben Juanas nach Burgos beschied; er berichtete dem König die Lage der Dinge nach Neapel und drang auf seine Rückkehr. Die seit dem Tode Isabellas verschenkten Krongüter wurden zurückgefordert, die alten Räte wieder eingesetzt. Segovia, das Philipp dem Günstling Don Manuel übergeben hatte, kam wieder in den Besitz der Markgräfin von Moya, Isabellas treuer Freundin. Ergrimmt darüber setzte der ehrsüchtige und ränkevolle Edelmann alle Hebel in Bewegung, um die Pläne der aragonischen Partei scheitern zu machen. Er trat mit Kaiser Maximilian in Verbindung, damit dieser zu gunsten seines minderjährigen Enkels Karl einschreiten sollte. Aber Ferdinand lehnte den Vorschlag einer Zusammenkunft mit dem vielgeschäftigen in alles sich mischenden Habsburger ab.

Thätigkeit des Großkanzlers Jimenes.

Der katholische König zeigte keine Eile zur Rückkehr. Je schwieriger die Lage der Dinge in Kastilien wurde, desto sicherer konnte er auf die Herstellung seiner Regentschaft rechnen. Erst im Juli, nachdem er die spanische Herrschaft

Vater und Tochter.

Juli 1507.

in Neapel gefestigt und in Verwaltung und Gerichtswesen Ordnung geschaffen, segelte er, begleitet von Cordova, dem „großen Feldherrn" und von vielen Edlen und Bewaffneten, nach der Hafenstadt Savona, wo er eine Zusammenkunft mit seinem neuen Bundesgenossen Ludwig XII. hatte, und die spanischen und französischen Ritter und Heerführer, die noch vor kurzem im Felde einander gegenüber gestanden, mehrere Tage in Freude und Lustbarkeit, in Banketten und
20. Juli. Spielen verbrachten. Nach seiner Landung in Valenzia und nach einem kurzen Aufenthalt in seiner eignen Hauptstadt, hielt er an der Spitze eines stattlichen Gefolges seinen Einzug in Kastilien, wo seine Anhänger ihm einen feierlichen Empfang bereiteten. In Tortoles führte ihm der Erzbischof Jimenes die königliche Tochter zu, deren starre Züge und abgehärmte Gestalt einen wehmütigen Eindruck auf ihn machten. Der Anblick des Vaters wirkte wohlthätig auf ihr Gemüt, sie fügte sich seinen Anordnungen ohne Widerstand. Ferdinand ließ ihr im Schlosse zu Tordesillas eine bequeme Wohnung herrichten, von wo aus sie das Grab ihres Gemahls erblicken konnte, ehe dessen Überreste in der Stiftskirche von Granada beigesetzt wurden. Dort verbrachte sie den Rest ihres Lebens, noch siebenundvierzig lange Jahre, ohne je die Mauern zu verlassen und ohne irgend einen Anteil an der Regierung zu nehmen, obwohl ihr Name in Verbindung mit dem ihres Sohnes allen öffentlichen Urkunden beigefügt wurde. So schleppte sie ihr kummervolles Dasein fast ein halbes Jahrhundert fort, für die Welt ebenso tot, wie die Überreste, welche im Kloster Santa Clara neben ihr ruhten. Von der Zeit an war Ferdinands Ansehen fester begründet als zuvor. Man hielt es nicht einmal für notwendig, seine Regentschaft durch ein neues Gesetz förmlich zu bestätigen; seine Entsagung zu gunsten des Erzherzogs erschien als eine erzwungene Handlung nichtig und ungültig. Erst drei Jahre später wurde von
6. Okt. 1510. einer in Madrid abgehaltenen Cortesversammlung die Regierungsordnung in der verfassungsmäßigen Form festgestellt, worauf Ferdinand die vorgeschriebenen
Ferdinand Regent von Kastilien. Eide als „Verweser des Reichs im Namen seiner Tochter und als Vormund ihres Sohnes" leistete. Dem König war binnen Jahresfrist so vieles zum Glück ausgeschlagen, die Umstände hatten sich ihm so wunderbar günstig gestaltet, daß keine Gedanken der Rache in ihm aufkommen konnten. Don Juan Manuel war nach Österreich entflohen, wo er sein unfruchtbares Ränkespiel fortsetzte; der Herzog von Najara unterwarf sich nach kurzem Widerstand und wurde zu Gnaden angenommen; einige unfügsame Edelleute in Andalusien, die sich gegen königliche Beamte vergangen, wurden zum abschreckenden Beispiel an Leben oder Gut bestraft. Zu diesen Ungehorsamen gehörte auch Don Pedro de Cordova, Marquis von Priego, der einst an der Seite seines tapferen Vaters Alfons de Aquilar am „grünen Fluß" gegen die Mauren gestritten und verwundet weggetragen worden. Vergebens legte sein Oheim, Gonsalvo von Cordova, und der gesamte andalusische Adel Fürbitte für ihn ein; vergebens bezeigte er selbst die tiefste Reue und unterwarf sich der Gnade des Herrschers: er wurde mit der Ver-

bannung und mit dem Verlust seiner Güter bestraft und die Feste Montilla, der Geburtsort des „großen Feldherrn“, niedergerissen. „Es war für Don Pedro des Verbrechens genug, mit mir verwandt zu sein“, sprach Gonsalvo de Cordova. Von der Zeit an wurde die Autorität Ferdinands in Kastilien nicht weiter angefochten. Wer hätte auch gegen eine so bedeutende und trefflich organisierte Heeresmacht, wie sie dem König seit der Rückkehr der Truppen aus Neapel zu Gebote stand, mit einiger Aussicht auf Erfolg einen Aufstand erregen sollen! So wurde die Vereinigung der beiden Königreiche zu einem spanischen Weltreich, das Werk und Strebeziel Isabellas, vier Jahre nach ihrem Tode durchgeführt und für alle Zukunft sichergestellt. Diese Vereinigung wurde wesentlich gefestigt durch die Milde und Mäßigung Ferdinands, der nicht den Impulsen der Leidenschaft und persönlichen Rache, sondern den Vorschriften einer berechneten Staatsklugheit folgte.

In dieser Politik wurde er bestärkt und unterstützt durch den Mann, der Kardinal Jimenes. zu diesem glücklichen Ausgange am meisten beigetragen hatte, durch den Erz- 1. Feldzug nach Oran. bischof und Großkanzler Jimenes. Dieser staatskluge Prälat, dem Papst 1509. Julius II., auf Ersuchen des Monarchen, um diese Zeit den Kardinalshut zu seinen übrigen Würden und Ämtern verlieh, übte damals eine fast königliche Gewalt in Kastilien; es war ihm gelungen, durch seine Verdienste und seinen umfassenden Geist, die früheren Vorurteile Ferdinands zu verscheuchen und sich bei demselben fast auf dieselbe Höhe der Gunst und des Vertrauens emporzuschwingen wie bei Isabella. Aber seine großen Verdienste um die öffentlichen Angelegenheiten erlitten einen dunklen Flecken durch die unerbittliche Strenge, womit er als Großinquisitor von Kastilien die Morisken zu verfolgen fortfuhr. Erfüllt von christlicher Glaubensglut, nährte er den Geist der Kreuzzüge und den Fanatismus der alten Religionskriege in der spanischen Nation; den Unglauben auszurotten, der Kreuzesfahne den Sieg zu verleihen, die christliche Kirche zu verbreiten, hielt er für die höchste Aufgabe, für das rühmlichste Ziel der katholischen Herrscher in der Pyrenäischen Halbinsel. Selbst den portugiesischen König suchte er in den Kreis seiner strengkirchlichen Anschauungen zu bannen und für die Idee eines Kreuzzuges zu begeistern, die damals zum letztenmal wie ein Gespenst durch die aufgeregte Welt zog. Unter seiner eignen Führung und großenteils auf seine eignen Kosten wurde ein Angriff auf die Maurenfestung Oran in Nordafrika unternommen und die reiche blühende Handelsstadt im kühnen Frühjahr 1509. Sturm erobert, wobei die von Fanatismus durchglühte Kriegsmannschaft, welche der geschickte Feldherr und Festungsbauer Navarro befehligte, alle Greuel eines Religions- und Rassenkriegs beging. Bei dem Ersteigen der Mauern durch die christlichen Kämpfer sollte sich auf Jimenes Gebet das Wunder Josuas wiederholt haben! Die Zahl der erschlagenen Mauren wird auf 4000, die der Gefangenen auf das doppelte angegeben. Die Beute war unermeßlich. Erfreut über die glänzenden Erfolge, insbesondere die Befreiung von dreihundert Christen-

sklaven, die in den Kerkern von Oran geschmachtet hatten, kehrte der Kardinal in die Heimat zurück, die Fortsetzung des heiligen Kriegs dem rauhen und tapfern
Jan. 1510. Navarro überlassend. Diesem gelang es, den Fürsten von Bugia in der Feldschlacht zu überwinden, die Küstenstädte Algier, Tunis, Tremezen u. a. zur freiwilligen Unterwerfung zu bringen mit der Verpflichtung zu Tribut und Kriegs-
26. Juli 1510. dienst, und durch die Eroberung der hartnäckig verteidigten Festung Tripolis den spanischen Namen in der ganzen Maurenwelt gefürchtet zu machen, bis die
28. Aug. Niederlage auf der Insel Gelves, die hauptsächlich durch die unbesonnene Tapferkeit Don Garcias de Toledo (Vater des in der Folge so bekannten Herzogs von Alba) verursacht und mit dem Tode des Urhebers und der Gefangennahme von 4000 Waffengefährten gebüßt ward, dem Siegeslauf in Afrika ein Ziel setzte. Doch blieben die meisten der eroberten Städte noch längere Zeit im Besitze der Spanier, welche bedacht waren, dem Seeraub zu steuern und dem Handel Sicherheit zu verschaffen. Navarro wurde nach seiner Rückkehr zum Oberfeldherrn der spanischen Truppen in Italien ernannt, aber von den Franzosen in der Schlacht bei Ravenna zum Gefangenen gemacht, vertauschte er den spanischen Kriegsdienst mit dem französischen, bis er, zum zweitenmal gefangen, in Castel Nuovo sein bewegtes Leben schloß, wie man glaubte auf gewaltsame Weise.

Gründung der Universität Alcala. 1509. Als Jimenes von dem Kriegsschauplatze wieder zu seiner Herde sich begab, wurde er als der heilige Sieger von Oran, als der Befreier der gefangenen Christen mit der größten Begeisterung empfangen. Er hatte das Kreuz auf den Küsten der Ungläubigen aufgepflanzt, und der fromme Glaube der Nachgebornen wähnte, daß er noch als Geist im Priestergewande und mit dem Schwerte in der Hand, beschützend und abwehrend in bedrängten Zeiten die Mauern von Oran umschwebe. Nun wendete er sich mit ganzem Eifer dem Werke zu, das der Stolz seines Lebens werden und seinen Namen vor allen gefeiert machen sollte — der Gründung der Universität zu Alcala an den schönen Ufern des Henares. Schon seit acht Jahren hatte der baulustige Prälat in dem alten Complutum das Hauptkollegium St. Ildefonso und neun andre Kollegien nebst den nötigen Nebengebäuden und Anstalten aufführen lassen; nun brachte er das Begonnene zu Ende und traf die erforderlichen Einrichtungen, um die Anstalt zu einer Hochschule ersten Ranges zu erheben, wobei er von der Pariser Sorbonne manches entlehnte. In erster Linie wurden in seinem Lehrplan die theologischen Studien und die dazu dienlichen Hilfswissenschaften berücksichtigt, daher von den zweiundvierzig Lehrstühlen, welche die Anstalt fassen sollte, zwölf der Gottesgelehrtheit und dem Kirchenrecht, vierzehn der Sprachkunde, der Redekunst und den alten Klassikern gewidmet waren. Doch wurden auch alle andern Zweige des Wissens und der Kunst in den Bereich gezogen und die Berufungen und Anstellungen der Professoren mit Umsicht und weitherzigem Sinn vorgenommen. Im Vaterlande wie in der Fremde sah man sich nach ausgezeichneten Männern um; denn Jimenes dachte, „daß der Baum der Erkenntnis in

jedem Himmelsstriche Früchte trage". Der Ruf der neuen Hochschule drang bald in die Welt und führte Tausende von lernbegierigen Jünglingen aus der ganzen spanischen Erde in ihre Hörsäle. Zwanzig Jahre nach ihrer Eröffnung zählte sie 7000 Studierende. Im vierten Jahr der Stiftung besuchte der König die Anstalt und wohnte den öffentlichen Prüfungen und Disputationen bei, die nach dem Lehrplan häufig vorgenommen wurden.

Derselbe Mann, der früher gegen die Verbreitung der Heiligen Schrift unter dem Volke geeifert hatte, gab durch diese Stiftung den Beweis, daß sein Geist keineswegs von engherzigen Vorurteilen befangen war; einen zweiten Beweis legte er durch die „Complutensische Polyglotte" ab, das große Bibelwerk, das auf seine Veranstaltung in Alcala von einer Anzahl schriftgelehrter Männer nach den ältesten und zuverlässigsten Handschriften in verschiedenen Sprachen des Altertums zusammengestellt und durch Typographen aus Deutschland mit neuen Lettern der gelehrten Welt zugänglich gemacht wurde. 3. Die Complutensische Polyglotte.

Diese synoptische Zusammenstellung des biblischen Textes, die nach vieljähriger schwieriger Arbeit im Jahr der deutschen Reformation (1517) beendigt und mit besonderer Erlaubnis des Papstes Leo X. im Jahr 1522 veröffentlicht wurde, umfaßt sechs Folianten, von denen die vier ersten das Alte Testament im Althebräischen, im chaldäischen Targum, im Griechischen der Septuaginta und in der Vulgata enthalten; der fünfte enthält das Neue Testament im Griechischen, der sechste ein hebräisch-chaldäisches Wörterbuch nebst Grammatik und einigen verwandten Zugaben. Dieses großartige Bibelwerk „der drei Zungen", welches der Kardinal selbst mit einer merkwürdigen Vorrede versah, war trotz mancher Fehler und Ungenauigkeiten, die ihm von der späteren Kritik zur Last gelegt wurden, für die Erforschung und Auslegung der Heil. Schrift von dem größten Wert. Für die Beschaffung der Handschriften aus verschiedenen Ländern hatte Jimenes weder Mühe noch Kosten gescheut.

Die letzten Regierungsjahre Ferdinands waren für den spanischen Staat nicht weniger vorteilhaft und fruchtbringend als die ersten. In diesen rechtfertigte er ganz besonders das Lob, das ihm Machiavelli im 20. Kapitel seines Principe spendet, welches die Überschrift führt: „Wie ein Fürst sich benehmen muß, wenn er Ansehen erlangen will." In dem treulosen und frevelhaften Ränkespiel, das wir später als die Liga von Cambrai kennen lernen werden, zeigte er sich an Staatsklugheit allen überlegen, so daß er die größten Vorteile aus dem Wechsel der Verbindungen und Scheidungen davontrug. Er erwarb von den Venetianern die apulischen Seeplätze, welche sie dem Königreich Neapel in den Tagen der Verwirrung entrissen hatten, und als er sich später mit dem Papst und mit England wider Frankreich verband, erlangte er einen Vorwand, das günstig gelegene Königreich Navarra, den „Schlüssel der Pyrenäen", mit seinem Reiche zu vereinigen und dabei noch mit dem Segen der Kirche belohnt zu werden. Ferdinands Staatsklugheit.

Das Königreich Navarra hatte sieben Jahrhunderte in Unabhängigkeit bestanden und mancher seiner Fürsten hatte in das geschichtliche Leben der Nachbarstaaten oft bestimmend und folgenreich eingegriffen. Aber die Zeit der kleinen Reiche und dynastischen Navarra mit Spanien vereinigt. 1512—1515.

Herrschaften war vorüber; alles drängte zu einer politischen Vereinigung der gleichartigen oder verwandten Elemente, zur Konsolidierung größerer Staats- und Reichskörper unter monarchischen Häuptern. Schon vor vielen Jahren trug sich das spanische Herrscherpaar mit dem Gedanken, durch eine Verheiratung der Erbfürstin Katharina mit dem Infanten das stammverwandte, zur Abrundung des pyrenäischen Reichs so günstig gelegene Land in den Kreis seiner konsolidierenden Politik zu ziehen; aber die Mutter der Königin, Magdalena, Ludwigs XI. Schwester, störte den Plan, indem sie eine Vermählung ihrer Tochter mit einem französischen Edelmann, Jean d'Albret, dem Erben beträchtlicher Güter in der Nähe von Navarra, zustandebrachte (S. 434). Die Eifersucht der beiden großen Nachbarstaaten, die jede Grenzverrückung an den Pyrenäen mißtrauisch beobachtete, gewährte dem kleinen Königreich, das wie ein Keil zwischen die beiden Großstaaten hineingezwängt war, über zwei Jahrzehnte eine, wenn auch wenig gesicherte Existenz. Der Tod Gastons de Foix in der Schlacht bei Ravenna befreite das navarresische Königspaar von den Ansprüchen, die dieser Blutsverwandte Katharinas auf das pyrenäische Land geltend machte; aber kurz nachher erhoben sich drohendere Wolken im Süden, die sich in einem zerstörenden Sturm über ihren Häuptern entluden. Als Ferdinand der päpstlich-venetianischen Liga gegen Frankreich beigetreten war, sollte der Krieg wider Ludwig XII. gleichzeitig in Italien und an den Pyrenäen in Angriff genommen werden. Ein englisches Geschwader landete bei Passages in Guipuzcoa, um in Verbindung mit Spanien einen Einfall in Guienne zu unternehmen, denn auch der junge König Heinrich VIII. war der „heiligen Liga" beigetreten. König Ferdinand richtete daher ein Gesuch an den Beherrscher von Navarra, seinem Feldherrn Don Fadrique de Toledo, dem Großvater jenes Herzogs von Alba, den wir später in den Niederlanden kennen lernen werden, den Durchzug durch das Gebirgsland zu gestatten. Zugleich forderte er das navarresische Königspaar zur Teilnahme an der heiligen Liga auf, wofür demselben die Abtretung einiger Grenzorte und die Garantie der Herrschaft in Aussicht gestellt ward. Aber Johann und Katharina mißtrauten den Absichten des südlichen Nachbars, der die Schwester Gastons de Foix zu seiner Gemahlin erhoben, und fühlten sich mehr zu Frankreich hingezogen. Ihre Bevollmächtigten waren bereits nach Blois gereist, um mit Ludwig XII. ein Schutz- und Trutzbündnis zu vereinbaren; doch ging zugleich eine Gesandtschaft nach Kastilien ab, um die Anerkennung der Neutralität des Königreichs zu erzielen. Allein Ferdinand erhielt durch Verräterei Kunde, daß in Blois bereits die Bedingungen eines Bundesvertrags mit Frankreich zum Abschluß gekommen seien, und erteilte daher seinem Ober-
21. Juli 1512. feldherrn den Befehl in Navarra einzurücken. König Jean, der keinerlei Anstalten zur Verteidigung der Grenzen getroffen, verließ eilig das Land und suchte mit seiner Gemahlin eine Zuflucht in Frankreich. Pampelona unterwarf sich ohne Schwertstreich, als den Bürgern Sicherheit und der Fortbestand ihrer Freiheiten und Gerechtsame zugesagt worden; dem Beispiel der Hauptstadt folgte das ganze Land; nirgends erhob sich ein Arm zur Verteidigung des schwachen Königs, zumal als noch die Nachricht bekannt wurde, daß Papst Julius II. über Johann und Katharina den Bann ausgesprochen und dem ganzen Volk bei Vermeidung derselben Kirchenstrafe die Unterwerfung unter den katholischen König geboten habe. Innerhalb vierzehn Tagen war der spanische Feldherr Meister von ganz Obernavarra, das von der Zeit an nicht mehr von der spanischen Monarchie getrennt ward. So wenig Zeit reichte hin, ein Königreich aufzulösen, welches trotz Sturm und Kriegslist seine Unabhängigkeit mit wenig Unterbrechung sieben Jahrhunderte hindurch behauptet hatte. Zu dieser raschen Wendung trug der Charakter des Königs Jean, der mehr für gesellige Freuden, Lustbarkeit und Tanz als für ernste Beschäftigungen und politische Berechnungen Sinn und Verständnis

hatte, wesentlich bei. Fortan war der Titel „König von Navarra“, den seine Nachkommen und Erben fortführten, nur ein wesenloses Schattenbild. Nach der Besetzung von Obernavarra stieg der Herzog von Alba über die Pyrenäen, um in Verbindung mit dem englischen Anführer, Marquis von Dorset, auch im Norden des Gebirgswalles von Bearn und der Gascogne Besitz zu nehmen; aber von den Engländern im Stich gelassen und von einem französischen Heer unter Longueville und La Palisse bedroht, mußte er eilig den Rückzug durch den Paß von Roncesvalles antreten. Der Feind folgte ihm in Begleitung Jean d'Albrets und lagerte sich vor den Mauern Pampelonas; doch Nov. 1512.
waren seine Streitkräfte und seine Vorräte ungenügend. Nach wenigen Tagen zog die französische Armee wieder ab; im folgenden Frühjahr wurde zwischen Ferdinand und 1. April 1513.
Ludwig XII. ein Waffenstillstand auf Grund des Bestehenden vereinbart, welcher dem katholischen König Zeit und Gelegenheit bot, das besetzte Land für alle Zukunft sicherzustellen. Er ließ sich von den Ständen Navarras den herkömmlichen Huldigungseid leisten, kraft dessen er in die Stellung der früheren Landesfürsten eintrat, und fügte dann durch einen feierlichen Einverleibungsakt in der Cortesversammlung zu Burgos 15. Juni 1515.
das eroberte Land dem Königreich Kastilien bei. Doch verblieben den Navarresen ihre herkömmlichen Gesetze, ihre Verfassung und Rechtsinstitute. So sicher glaubte Ferdinand jetzt seine Herrschaft in dem einst so widerspenstigen Nachbarreiche gegründet, daß er die neue Erwerbung lieber mit dem fügsameren und mächtigeren Kastilien vereinigte als mit dem Erbreich Aragonien, wo der Geist der Unabhängigkeit und Freiheit lebhafter hervortrat und die unruhige und parteisüchtige Natur der Navarresen leicht Anhalt und Gelegenheit zu Ausschreitungen finden konnte. Der Waffenstillstand, von Zeit zu Zeit verlängert, war noch nicht abgelaufen, als Ludwig XII. zu seinen Vätern versammelt wurde.

Auch Ferdinand neigte dem Ende zu. Die wunderbare Glocke von Ve- Ferdinand u. Gonsalvo de Cordova.
lilla, einem aragonischen Dorfe etliche Meilen von Saragossa, deren Töne, von selbst erschallend, als eine prophetische Ankündigung bevorstehender großer Ereignisse im Volksglauben galten, sollte gehört worden sein. Schon längere Zeit war die Gesundheit des Königs erschüttert; er litt häufig an Fieber und dann wieder an körperlicher und geistiger Abspannung. Dabei wurde er vielfach von Mißtrauen und Sorgen beunruhigt. Der österreichische Hof gab seine Intrigen hinsichtlich der Regentschaft in Kastilien nie auf; in dem abenteuerlichen Geiste des Kaisers tauchte unter tausend andern Plänen und Projekten auch hier und da der Gedanke auf, daß er selbst die vormundschaftliche Regierung für seinen Enkel Karl in Kastilien ansprechen möchte. Es lag ja doch immer noch in der Möglichkeit, daß die Königin Germaine Nachkommenschaft zur Welt brachte. Von dieser Sorge wurden indes die Erben erlöst, als das Kind, welches die junge Gemahlin dem König gebar, nur wenige Tage lebte und der sieche Zustand Ferdinands keine Aussicht mehr offen ließ. Auch Gonsalvo de Cordova erfüllte den König fortwährend mit Unruhe. Er gewahrte mit Verdruß die große Volksbeliebtheit des Feldherrn. Als die Kunde sich verbreitete, derselbe sollte wieder als Heerführer nach Italien gesandt werden, um die Siege gegen die Franzosen zu erneuern, wurde der kastilische und andalusische Adel von solcher Kriegslust erfaßt, daß sich alles zu den Fahnen drängte, so daß der König

besorgt das Vorhaben aufgab. Bald darauf wurde ihm gemeldet, der „große Feldherr“ stehe im Begriff, sich mit einigen seiner nächsten Verwandten nach Flandern einzuschiffen. Dies erzeugte neuen Argwohn in seiner Seele; er fürchtete ein Habsburgisches Komplott, und gab Befehl, die Abreise zu verhindern. Von dieser Sorge sollte er jedoch noch während seines Lebens befreit werden. Er vernahm wohl mit innerer Freude, daß der alte Held in den Armen seiner Gemahlin
2. Dez. 1515. und seiner Tochter zu Granada verschieden sei. Er versäumte nicht, der Familie in der ihm eignen „feinen und gefälligen Weise“ sein Beileid auszusprechen und den ganzen Hof Trauer anlegen zu lassen, auch gönnte er dem volkstümlichen Manne im Grabe den Ruhm, in Liedern und Dichtungen verherrlicht zu werden; war ihm doch mit seinem Hinscheiden ein schwerer Stein vom Herzen gefallen.

Ferdinands Ausgang. 1516. Aber der König überlebte den Feldherrn nicht zwei volle Monate. Auf einer Reise nach Andalusien erkrankte er in dem Dorfe Madrigalejo bei Trujillo
23. Jan. 1516. so heftig, daß er nicht weiter gebracht werden konnte. Dort verschied er, 64 Jahre alt, in einem kleinen Haus, das den Mönchen von Guadeloupe gehörte, nachdem er kaum Zeit gehabt hatte, seine letztwilligen Verfügungen zu treffen und die Urkunde zu unterzeichnen. Darin war die Thronfolge in Kastilien und Aragonien seiner Tochter Juana und ihren Erben zugewiesen. Bis zur Ankunft Karls sollte Jimenes in Kastilien, der Erzbischof von Saragossa, Ferdinands natürlicher Sohn, in Aragonien die Verwaltung führen. Gern hätte er seinem zweiten Enkel Ferdinand, der unter seinen Augen aufgewachsen war und den er zärtlich liebte, die Regentschaft oder doch die Großmeistertümer der Kriegerorden zugewendet; allein die politische Einsicht, daß alle hohen Würden in der Krone vereinigt sein sollten, siegte über die Stimme seines Herzens. Er begnügte sich, ihm einige spanische Ortschaften und ein Jahreseinkommen von 50,000 Dukaten aus der Staatskasse zu vermachen. Seine Gemahlin Germaine erhielt eine Leibrente von 30,000 Goldgulden, die sie noch in zwei unfruchtbare Ehen hinübernahm. Ohne Gepränge, aber mit tiefer Teilnahme des Volks wurde die Leiche nach Granada gebracht und an der Seite Isabellas beigesetzt. Man steuerte in Kastilien einer noch unbekannten Zukunft entgegen; die Edlen trugen sich mit kühnen Hoffnungen, das Volk wurde von bangen Erwartungen bewegt. Diese Ahnung, daß eine schicksalsschwere Zeit herannahe, mehrte die Gemütserregung des Volks bei dem Hingange des alten Königs Ferdinand, dessen große Eigenschaften und Herrschergaben man erst nach seinem Tode richtig beurteilte und würdigte.

Charakter des Königs. Ferdinand stand als Mensch weit hinter Isabella zurück: sie war eine hochsinnige Frau, empfänglich für alles Große und Edle, mit einem warmen Herzen ausgerüstet, das Liebe gab und Liebe empfing; in Ferdinands harter und enger Seele stand die Eigenliebe, die berechnende Staatsklugheit, der persönliche Vorteil stets in erster Linie; er bediente sich der Menschen nur als Werk-

zeuge zu seinen Zwecken, hegte zu niemand tiefes oder dauerndes Vertrauen und erntete von niemand Liebe oder aufrichtige Freundschaft. Kein Günstling konnte sich rühmen, jemals seine innersten Gedanken gekannt oder seine Handlungen bestimmt und geleitet zu haben. Auch in den politischen Ansichten und im sittlichen und häuslichen Leben gingen ihre Wege auseinander. Im Gefühle ihres aufrichtigen Strebens für die Wohlfahrt ihres Volks verschmähte Isabella die krummen Pfade treuloser Staatskunst und heuchlerischer Verstellung, und selbst bei solchen Handlungen, wo man nur mit Bedauern und innerem Schmerz ihrem Namen begegnet, wie bei den religiösen Verfolgungen, muß man einen aufrichtigen, wenn auch irre geleiteten Sinn und Glaubenseifer anerkennen; der aragonische König dagegen sah in der Verstellung, in der Hinterlist, in der Täuschung und Übervorteilung andrer die höchste Staatsweisheit; er rühmte sich, den König von Frankreich nicht dreimal, sondern zehnmal betrogen zu haben; er billigte es, daß Gonsalvo de Cordova gegen das Fürstenhaus von Neapel und gegen Cesare Borgia Wortbruch beging, es machte ihn nicht bedenklich, je nach dem persönlichen Interesse, Verträge zu schließen und zu lösen. Freilich war er bei diesem Verfahren nur der echte Sohn seiner Zeit, der gelehrige Schüler eines Comines und Machiavelli. „Ein weiser Fürst," sagt der letztere, „wird und soll seine Verpflichtungen nicht halten, wenn diese zu seinem Nachteil gereichen und die Ursachen, welche ihn veranlaßten, sie einzugehen, nicht mehr vorhanden sind." Und wir haben gesehen, mit welcher Anerkennung der Florentiner an vielen andern Stellen des klugen Königs gedenkt. Er rühmte Ferdinand ob seiner Schlauheit und Wachsamkeit; er habe sich nie überlisten lassen, und fand, daß er alle Staatsmänner seiner Zeit in der Regierungskunst übertroffen habe. Selbst in seinem Verhalten zur Inquisition und zu den Judenchristen und Morisken, worin er mit Isabella übereinstimmte, galt ihm der persönliche Vorteil und das Staatsinteresse höher als der Religionseifer und die Rechtgläubigkeit. Am tiefsten aber sinkt die Wagschale Ferdinands, wenn man sein sittliches Leben der häuslichen Tugend Isabellas gegenüberstellt. Nicht genug, daß er vier Kinder außer der Ehe zeugte, von denen er den ältesten Sohn mit sechs Jahren zum Erzbischof von Saragossa erhob, einer Würde, der dieser sein ganzes lebenlang wenig Ehre machte; wir wissen auch, welchen Anstoß es erregte, als er mit unanständiger Eile eine junge Französin zur Nachfolgerin der züchtigen ehrbaren Isabella erhob, jene leichtfertige Germaine de Foix, welche ihm oft Anlaß zur Eifersucht gab und der hohen Stellung so wenig würdig war. — In einer Richtung stimmten dagegen ihre Naturen und Wege überein — in der Aufrechthaltung von Gesetz und staatlicher Ordnung und in einfacher sparsamer Hofhaltung und Lebensgewohnheit. Durch jene wehrten sie dem trotzigen Frevelmut der Großen und erhöhten die Autorität der Krone gegenüber den weltlichen und geistlichen Gewalten; in dieser stellten sie der herrschenden Prunksucht und Verschwendung ein Vorbild gegenüber. Wir haben schon oben (S. 431)

erwähnt, daß sich Ferdinand einst gerühmt, er habe schon dreimal neue Ärmel in sein Wams setzen lassen. Diese Sparsamkeit des Königs, die sich auch auf seine Tafel und seine ganze Lebensweise ausdehnte, ging mitunter in Kargheit über und trug nicht wenig bei, ihn bei dem Adel unbeliebt zu machen; doch konnte man ihn nicht des Eigennutzes und der Habsucht beschuldigen; er hat nie Erpressung geübt, um einen Schatz zu sammeln. Berechnung und Überlegung, unermüdliche Thätigkeit und Arbeitslust, Mäßigkeit und Selbstbeherrschung waren die hervorragenden Eigenschaften seiner Natur. Er war ein guter Wirtschafter mit seinen materiellen und geistigen Kräften. Seine ganze Zeit widmete er den Staatsgeschäften; seine einzige Zerstreuung war die Jagd, der er besonders in seinen späteren Jahren mit großem Eifer oblag.

Jimenes wirkt für die Anerkennung Karls.

Durch den Tod Ferdinands des Katholischen war die Einheit der spanischen Monarchie aufs neue gefährdet. Adrian, Dechant von Löwen, früher Erzieher des Thronerben Karl, war mit Vollmachten ausgerüstet, kraft deren er die Regentschaft in Kastilien ansprach und zugleich das Verlangen stellte, daß sein ehemaliger Zögling als König ausgerufen werde. Seine Forderungen fanden Widerspruch bei den Kastiliern, die erstere, weil sie gegen die Anordnungen des verstorbenen Königs verstieß, die letztere, weil sie die Rechte und Ehre der Königin Juana und die herkömmliche Landesverfassung zu verletzen schien. Nur der Energie und Staatsklugheit des Kardinals Jimenes war es zu danken, daß die Opposition niedergeschlagen wurde. Zwar mußte sich Jimenes gefallen lassen, daß Adrian die Regentschaft mit ihm teilte, doch war er dadurch in seinem Auftreten und Handeln wenig gehindert, weil sein kühner Geist das ruhige und schüchterne Gemüt des Niederländers so sehr beherrschte und überflügelte, daß er von dem fremden Manne in seinen Maßregeln keinen Widerstand erfuhr, zumal da Karl selbst die Bestimmung seines Großvaters in einem Schreiben bestätigte. (14. Febr. 1516.) Dem Kardinal war nun vor allem daran gelegen, die Übertragung der Königswürde auf den Enkel Ferdinands durchzusetzen, weniger in der Absicht, sich dadurch bei dem neuen Herrn in Gunst zu setzen, als weil die monarchische Einheit der spanischen Länder, die ihm wie seiner ehemaligen Gebieterin Isabella vorzugsweise am Herzen lag, nur auf diese Weise erfolgreich durchgeführt werden konnte. Hatte er aus diesem Beweggrund schon vorher die Trennung des Großmeisteramtes der drei Kriegerorden von der Krone hintertrieben, so bewirkte er jetzt in einer Versammlung des Prälaten- und Herrenstandes in Madrid, wohin er den Sitz der Regierung verlegte, durch sein entschlossenes Auftreten, daß Karl als König anerkannt und in allen kastilischen Städten feierlich proklamiert ward. Nur die aragonischen Stände wollten den Huldigungsakt verschoben wissen, bis Karl, ihrer Verfassung entsprechend, durch einen persönlichen Eid die Gesetze und Rechte des Reichs beschworen haben würde.

Scharfes Regiment des Kardinals.

Aber die neue Königswürde stand bei der Abneigung des kastilischen Adels gegen den fremden Herrscher und das strenge Priesterregiment des Franziskaner-

mönches auf schwachen Füßen, wenn nicht Maßregeln getroffen wurden, den turbulenten Herrenstand von allen Meutereien und Parteiumtrieben abzuhalten und jeden Versuch zu Aufruhr und Anarchie niederzuschlagen. Zu dem Ende forderte der Kardinal die Bürgerschaften zu freiwilliger Bewaffnung und militärischen Übungen auf und organisierte eine Volkswehr, die, unter eigne Führer gestellt, jederzeit bereit war, zum Schutze der nationalen Freiheit und der gesetzmäßigen Obrigkeit mit den Waffen einzutreten, eine Einrichtung von den wichtigsten Folgen für die Zukunft Spaniens. Und da zur Begründung und Erhaltung eines starken monarchischen Regiments vor allem eine gefüllte Kasse und ein reiches Kroneinkommen erforderlich ist, so traf er weitgreifende Reformen in der Verwaltung der öffentlichen Gelder, beseitigte Mißbräuche und Verschwendung, hob überflüssige Ämter auf, beschränkte allzuhohe Besoldungen, zog Jahrgehalte ein, welche nicht ausdrücklich auf Lebenszeit bewilligt waren. Durch diese und andre Mittel sicherte er die Autorität der Regierung in schwierigen Zeiten; und indem er von den mächtigsten Granden die einen durch Wohlthaten und freundliches Entgegenkommen auf seine Seite zog, die Trotzigen und Unfügsamen dagegen, wie die Herzöge von Alba und Infantado und den Grafen von Ureña und seinen Sohn Don Pedro Giron mit bewaffneter Hand niederwarf und zum Gehorsam zwang, hielt er Gesetz und Ordnung aufrecht und befestigte die Macht der Krone und Monarchie. Mit derselben Umsicht und durchgreifenden Energie wachte er über der äußeren Sicherheit des Reichs. Nach Navarra wurde ein Heer gesandt, welches die Grenzen gegen einen feindlichen Einfall der Franzosen beschützte und die wichtigsten Festungswerke des Landes zerstörte; in den südlichen Seestädten wurden Zeughäuser errichtet, im Mittelmeer eine beträchtliche Flotte gegen die Seeräuberei ausgerüstet, die schon damals der junge verwegene Piratenfürst Horuck Barbarossa aus Mytilene, der sich durch blutige Gewaltthat der Herrschaft in Algier bemächtigt und den Tribut vorenthielt, in großem Maßstab betrieb; selbst über die Pflanzstaaten der Neuen Welt erstreckte sich die Fürsorge des priesterlichen Greises. Er mißbilligte die Einführung der Negersklaven, weniger aus Rücksichten der Humanität und des Christentums als aus staatsmännischem und volkswirtschaftlichem Gesichtspunkte. Nur eine dunkle Seite warf auf alle diese Verdienste und großartigen Thätigkeiten einen häßlichen Schatten — seine unerbittliche Strenge als Großinquisitor. Alle Neuchristen hatten in ihm einen wachsamen Feind. Nicht nur, daß er alle Bitten und Vorstellungen gegen die ungerechten Formen und das jedem Rechtsgefühl widerstrebende Verfahren dieses entsetzlichen Glaubensgerichtes standhaft zurückwies und das Tribunal in seiner ganzen Härte und Unmenschlichkeit schützte, er beförderte auch die Ausbreitung des Instituts nach Oran, nach den Kanarien, nach der Neuen Welt. Die Gesuche, daß man Kläger und Zeugen dem Angeklagten gegenüberstelle, wurden abgelehnt; man wollte jene nicht der Gefahr aussetzen, von den Freunden und Anverwandten des letzteren angefeindet oder verfolgt zu werden.

Jimenes und die neue Regierung. Aber wie groß immer die Verdienste des Kardinals um das Reich und den König sein mochten, er erntete wenig Dank. Die flandrischen Hofleute, Günstlinge und Ratgeber, welche den jungen Fürsten unter ihrem Einfluß hielten, betrachteten das neue reiche Erbland als ein fruchtbares Erntefeld zur Befriedigung ihrer Habsucht, ihres Ehrgeizes, ihrer Herrschgier. Noch ehe Karl selbst den spanischen Boden betrat, streckten flämische und brabantische Edelleute ihre Hände aus, um sie durch Ämterverkauf, Gunstbezeigungen, Aneignung von Krongütern und öffentlichen Geldern mit Gold zu füllen. Die Kastilier blickten mit Ärger und Mißmut auf die neuen Machthaber, die wie Harpyen das stolze Volk mißhandelten, und grollten dem Kardinal, daß er diesem Treiben nicht mit aller Kraft entgegentrete. Streng gegen das eigne Volk, sei er schlaff und nachsichtig gegen die Fremdlinge. Und noch geringer war die Anerkennung seiner Leistungen und das Vertrauen in seine Ergebenheit bei dem flandrischen Hofe. Man verstärkte die Zahl der Regentschaftsräte, indem man dem geistlichen Herrn noch zwei weltliche Amtsgenossen beifügte, den Kammerherrn La Chaux und den Baron Amersdorf. Jimenes wußte zwar allen diesen Rivalen gegenüber seine Autorität als Haupt der Regentschaft zu bewahren, aber die Räte und Höflinge erschütterten mehr und mehr das Vertrauen des jungen Königs; sein Besuch in Spanien wurde immer weiter hinausgeschoben, in Kastilien ging die Rede, Karl gedenke das kastilische Land als Provinz zu behandeln und seinen Herrschersitz im Auslande aufzuschlagen; um so ungescheuter und schamloser könnten dann die Erpressungen fortgeübt werden. Adel und Volk forderten die Einberufung der Cortes, aber Jimenes, ohnedies kein Freund von parlamentarischen Diskussionen und mehr ein Mann der That als der Rede, wollte dem aufgeregten Geiste keine Veranlassung zu scharfen Worten und gereizten Verhandlungen geben und vertröstete die Mahnenden auf die Ankunft des Herrschers, die er auf alle Weise zu beschleunigen bemüht war. Im Innern dem Trotze des Adels ausgesetzt, nach außen in jeder von ihm gewünschten Maßregel durch die Flamänder gehemmt, dabei berufen, ein gekränktes, aufgebrachtes Volk zu zügeln, überdies von Krankheit und Jahren gebeugt, konnte selbst sein starker unbeugsamer Geist sich kaum unter der schweren Bürde aufrecht erhalten. Endlich landete Karl zu Villaviciosa in Asturien, ein Jahr und acht Monate nach
17. Sept. 1517. dem Hingange seines Großvaters. Der Kardinal, der gerade im Franziskanerkloster Aguilera am Duero krank daniederlag, wurde bei der Nachricht neu belebt. Er richtete sofort Briefe an den jungen Monarchen voll heilsamer Ratschläge, wie er sich die Liebe und das Vertrauen des Volks erwerben könnte. Karl antwortete gnädig und huldvoll. Aber bald trat eine andre Stimmung hervor. Die flamändischen Höflinge und Edelleute, welche fürchteten, der mächtige Geist des Kardinals möchte über das Gemüt des jungen Herrschers zu großen Einfluß gewinnen und ihre eigne Machtstellung, die sie in dem fremden Lande vorteilhaft zu verwerten gedachten, gefährden und beeinträchtigen,

suchten den König von einer persönlichen Zusammenkunft mit dem kranken Regenten abzuhalten, indem sie dessen mürrisches und grämliches Wesen und sein barsches willkürliches Benehmen in grellen Farben darstellten. So wurde das verabredete Zusammentreffen in Valladolid hinausgeschoben, bis Karl seiner Mutter in Tordesillas einen Besuch abgestattet haben würde. Ja es gelang der dem Kardinal feindlich gesinnten Partei, den König zu dem denkwürdigen Schreiben zu bereden, das selbst in den Jahrbüchern der Höfe an kalter und niedriger Undankbarkeit nicht seinesgleichen hat. Es war eine höfliche Entlassung des Erzbischofs aus dem Staatsdienste. „Jimenes möge in Mojados mit ihm zusammentreffen," hieß es darin, „um seine Ratschläge über die Einrichtung des Staats und die Angelegenheiten des königlichen Hauses zu erteilen. Dann wolle Karl ihn nicht länger der nötigen Ruhe berauben und ihn der lästigen Staatsgeschäfte entheben. Gott werde ihn für seine Verdienste, die kein Sterblicher ausgleichen könne, belohnen und er, der König, ihm stets mit der Achtung eines Sohnes zugethan sein." Als dieses Sendschreiben in dem Kloster anlangte, war Jimenes schwer erkrankt. Es ist eine unsichere Nachricht, daß dasselbe seinen Tod herbeigeführt oder beschleunigt habe. Seine Stunde war abgelaufen; auch ohne die königliche Ungnade wäre damals der Prälat vom Schauplatz des öffentlichen Lebens abgetreten. Er starb am 8. November 1517 im einundachtzigsten Jahre 8. Nov. 1517.
seines Alters. Seine Leiche wurde nach Alcala geschafft und dort mit großer Feierlichkeit in der von ihm erbauten Kapelle des prächtigen Schulgebäudes von San Ildefonso beigesetzt. Denn diese Stiftung betrachtete er stets als den Stolz seines Lebens; ihr hinterließ er auch den größten Teil seines Vermögens.

Jimenes de Cisneros war eine geborne Herrschernatur, die in einer starken Charakter des Kardinals Jimenes.
absoluten Königsmacht und in der Autorität einer festen aktiven Regierung die Wohlfahrt des Staats erblickte. Mit dieser Anschauung stand er gänzlich in der politischen Atmosphäre seiner Zeit, nur daß er die kühnen und gewaltsamen Wege den gewundenen und krummen Pfaden hinterlistiger Staatskunst vorzog. In seinem Streben, die Krone zu erhöhen und den turbulenten Adel unter die Autorität der gesetzlichen Obrigkeit zu beugen, schreckte er nicht vor Handlungen der Willkür und des Despotismus zurück; ständische Versammlungen und parlamentarisches Leben waren nicht nach seinem Sinn, und wo die Anarchie und die Unbotmäßigkeit ihr Haupt erhob, strafte er mit unerbittlicher Strenge. Auch darin zeigte er seinen Herrschergeist, daß er, obwohl ein Mann der Kirche, für kriegerische Unternehmungen eine Vorliebe besaß. Der Geruch des Schießpulvers, sagte er einst, sei ihm angenehmer als der Weihrauch Arabiens. Im Kampf gegen Oran sah man ihn im Pontifikalkleide auf einem Maultier dem stürmenden Heer voranreiten. Vier Jahrhunderte früher wäre er als Kreuzfahrer nach dem Heiligen Lande gezogen; jetzt wurde er einer der energischsten Begründer des monarchischen Absolutismus, der königlichen Gewaltherrschaft, die sich von der Zeit an in Spanien und in den meisten übrigen Ländern fest-

setzte und das öffentliche Leben in neue Formen schlug. Man hat Jimenes häufig mit Richelieu verglichen und sein jüngster Biograph, Hefele, hat die Lebensbeschreibung des Kardinals mit einer Parallele des spanischen und französischen Staatsmannes geschlossen. Aber die übereinstimmenden Züge werden durch ebenso viele Gegensätze aufgehoben: beide waren große staatsmännische Charaktere, die auf der Höhe ihrer Zeit standen und ihrem Vaterlande eine gebieterische Machtstellung in der europäischen Staatenfamilie zu verschaffen suchten; aber Richelieus Geist war freier und sein politischer Blick weiter; er hat in den Hugenotten nicht die abweichenden religiösen Ansichten bekämpft, sondern „als Staatsmann ihren Ungehorsam bestraft", während Jimenes als Großinquisitor nach dem Zeugnis von Llorente 2500 Menschen zum Scheiterhaufen verurteilen ließ und beinahe 50,000 zu andern Strafen verdammte. Dagegen ragte der spanische Kardinal weit über den französischen empor in den Tugenden der Selbstbeherrschung, der Entsagung, der Strenge gegen das eigne Fleisch, der Ankämpfung gegen die Leidenschaften und Schwachheiten der Seele, der inneren Demut und der Verachtung aller weltlichen Genüsse und Herrlichkeiten in der eignen Person. In allen seinen Handlungen wurde er von Grundsätzen und höheren Gesichtspunkten geleitet, nie von persönlichen Motiven. Man hat keinen Grund an der Wahrheit seiner letzten Worte zu zweifeln, „daß er niemals jemand absichtlich Unrecht gethan, sondern jedem habe sein Recht widerfahren lassen, ohne sich, soviel ihm bewußt, weder von Furcht, noch von Zuneigung beherrschen zu lassen". Er hat niemals seine Stellung zur Erhöhung oder Bereicherung von Freunden oder Verwandten benutzt und nie seine geringe Herkunft zu verbergen gesucht.

3. Venedig und die Liga von Cambrai mit ihren Folgen.

a. Die politische Lage Italiens.

Ludwig XII. und Kaiser Maximilian in Oberitalien. Je geringer die Aussichten auf Wiedergewinnung des Königreichs Neapel oder eines Teiles für den französischen König wurden, um so mehr war er bemüht, sich in Oberitalien zu befestigen und auszubreiten. Wie sehr auch der römische Kaiser sich ärgern mochte, daß ihn Ludwig XII. durch den Vorschlag einer dereinstigen Vermählung seiner Tochter Claudia mit dem Erben von Burgund getäuscht habe, so mußte er es doch hinnehmen, daß er selbst die Be-
1505. sitznahme des Herzogtums Mailand mit der erteilten Belehnung sanktioniert und dem faktischen Bestande einen Rechtstitel gegeben. Mit Mailand war auch
1. Die Vorgänge in Genua. 1507. die Republik Genua, die, wie wir wissen, schon längere Zeit unter der Oberherrschaft Moros gestanden, an Frankreich übergegangen. Die herzoglichen Hoheitsrechte wurden von einem französischen Statthalter im Namen des Königs geübt, doch behielt der Freistaat seine selbständige Verwaltung und sein Dogenregiment. Dieser Wechsel der Herrschaft gab der in der aufgeregten Stadt von

jeher lebhaft hervorgetretenen Parteiung neue Nahrung. Im Vergleich mit Italien war Frankreich immer noch ein feudaler Staat, wie sehr auch seit Ludwig XI. der Herrenstand in seiner Machtstellung heruntergestiegen war. Von dort aus mag daher der genuesische Adel, der in den früheren Parteikämpfen den Popolaren unterlegen war und ihnen die meisten Staatsämter hatte überlassen müssen, neue Hoffnung und Anregung zur Wiedererlangung der verlornen Macht empfangen haben. Die Häupter der alten Geschlechter, der Doria, Fieschi, Spinola, Grimaldi, bildeten eine Faktion, welche den französischen Einfluß zu stärken, die Ehrenhoheit des Königs zu einer wirklichen Herrschaft zu steigern suchte, um unter dessen Schutz und Beihilfe an die Spitze des Gemeinwesens zu gelangen. Aber die Popolaren, zu denen nicht bloß der Bürger- und Gewerbstand gehörte, sondern auch viele vom Adel, die kaufmännische Geschäfte trieben, behaupteten sich in ihrer Stellung; und während jene bei allen politischen Streitfragen, wie bei den Kämpfen um Pisa, das Interesse Frankreichs vertraten, standen diese zur nationalen und demokratischen Sache. Gegenseitige Reibungen, durch aufreizende Spottnamen und Straßenkämpfe genährt und gesteigert, führten endlich zu einem bewaffneten Aufstand; die Häupter des Adels wurden aus der Stadt getrieben, zwei Doria kamen im Handgemenge um, die Besitzungen des Luigi del Fiesco, des Führers der Adelsfaktion wurden bedroht oder zerstört. Vergebens suchte der Statthalter, Philipp von Ravenstein, der mit tausend Waffenträgern in die Stadt einzog, eine Versöhnung herbeizuführen, indem er den Gemeinen zwei Dritteile der Ämter einräumte und in die Einsetzung von acht Tribunen willigte, dafür aber die Wiederaufnahme der vertriebenen Edelleute und die Rückerstattung ihrer Burgen und Herrschaften verlangte; die Aufregung und Erbitterung war zu hoch gestiegen, die unteren Volksklassen hatten bereits die Waffen ergriffen und bedrängten Monaco, das Besitztum des Luziano de' Grimaldi; die Adelsmacht sollte für immer gebrochen werden, Paolo da Novi, Inhaber einer Seidenfärberei, wurde zum Dogen ausgerufen, Tarlatino, früher Feldhauptmann der Pisaner, ward zum Befehlshaber der Bürgerwehr ernannt. Damit waren die Wege einer friedlichen Verständigung abgeschnitten; das Beispiel von Genua konnte auf Mailand und andre Orte zurückwirken und bei der in ganz Italien herrschenden Gährung die Bewegung leicht größere Ausdehnung gewinnen. Deswegen wurde am französischen Hofe beschlossen, den Aufstand in Genua mit Waffengewalt niederzuschlagen; und solche Bedeutung legte man der Sache bei, daß Ludwig XII. selbst mit beträchtlichen März 1507.
Streitkräften wider die Demokratie ins Feld zog. Der Widerstand war von kurzer Dauer. Als das französische Heer die Anhöhen und Pässe besetzte und dann drohend vor den Mauern der Stadt erschien, entfloh der neugewählte Doge mit einigen hervorragenden Führern der Volkspartei nächtlicherweile nach Pisa, worauf die Stadtgemeinde sich der Gnade des Königs ergab. Am 29. April hielt Ludwig XII. mit entblößtem Degen seinen Einzug in die gedemütigte Stadt, 29. April 1507.

legte ihr eine Geldbuße von 200,000 Dukaten auf, die zur Erbauung einer Feste verwendet ward, und ließ einige der Schuldigsten, darunter auch den flüchtig eingebrachten Paolo da Novi, auf dem Blutgerüste sterben. Der Adel kehrte zurück, um von der Hälfte der Ämter Besitz zu nehmen, und Ludwig verfehlte nicht, der Gemeinde einzuschärfen, daß der Fortbestand ihrer republikanischen Verfassung nur ein Geschenk seiner Gnade sei, das durch Gehorsam und Treue verdient werden müsse.

2. Maximilians italienischer Feldzug. 1508. Vielleicht wäre die Strafe schärfer ausgefallen, hätten nicht die kriegerischen Anstalten Maximilians, der die Belehnung mit Mailand für nichtig erklärte und die Söhne Moros wieder einzusetzen Miene machte, und die zweideutige Haltung des Papstes dem französischen König eine rasche Beilegung des genuesischen Streites wünschenswert gemacht. In dieser Zeit der Lösungen und Verbindungen nach den momentanen Interessen konnte keine weit aussehende Politik mit bestimmten Zielen und Methoden getrieben werden. Man lebte gleichsam von der Hand in den Mund. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Ludwig XII., der damals sich mit Venedig gegen Maximilian verband, um dessen beabsichtigten Zug
28. Juni 1507. nach Italien zu vereiteln, zugleich in Savona mit dem aus Neapel heimkehrenden katholischen König Ferdinand Verabredungen gegen die Seerepublik traf, wie sie zwei Jahre später in der Liga von Cambrai ans Tageslicht traten. In der That trug sich damals der römische König stark mit Kriegsgedanken; der Reichstag von Konstanz, dessen oben (S. 179) Erwähnung geschehen, war hauptsächlich zum Zweck einer nachdrücklichen Waffenhilfe abgehalten worden. Aber bei dem vielgeschäftigen Monarchen reichten die Wünsche in der Regel weiter als die Mittel. Ehe er die nötigen Streitkräfte zu einem Römerzug zusammenbringen konnte, durch den er für sich die Kaiserkrone erwerben, dem Reich das verlorne Herzogtum Mailand zurückgewinnen wollte, hatte die französische Diplomatie ihm so viele Hindernisse zu bereiten gewußt, daß das ganze Unternehmen
Febr. 1508. ihm weder Ehre noch Gewinn brachte. Wohl legte er sich in Trient, im Einverständnis mit dem Papst, den Kaisertitel bei, aber als er mit seinem Kriegsvolk weiter ziehen wollte, wehrten ihm die Venetianer, im Vertrauen auf die von Ludwig ihnen zugesicherte Hilfsmannschaft und Garantie ihrer Besitzungen, den Durchgang durch das Land und besetzten das Etschthal und Friaul mit eignen Truppen. Wäre es dem Kaiser gelungen, in die Po-Ebene hinabzusteigen, so würde seine Erscheinung, auch mit geringen Streitkräften, zu großen kriegerischen Bewegungen Anlaß gegeben haben: die genuesischen Demokraten und Flüchtlinge hätten bei einem Angriff auf Mailand eine brauchbare Hilfsmannschaft gebildet; die Florentiner, noch immer mit dem Krieg gegen Pisa beschäftigt, knüpften Unterhandlungen an; die geringsten Erfolge im Felde hätten den Papst, der die Festsetzung der Franzosen in Italien stets mit Verdruß und Mißtrauen betrachtete, zum Anschluß gebracht, hätten mehrere der kleinen Dynasten unter seine Fahne geführt. Allein seine Mittel waren bald erschöpft: die Schweizer, auf deren Mit-

hilfe er gerechnet, verloren die Kriegslust, als sie seine Geldnot gewahrten und ließen sich durch Ludwigs Intrigen und Verheißungen zurückhalten; und als ein Teil seines Heeres, der in die Landschaft von Cadore vordrang und das venetianische Gebiet verwüstete, von Bartolomeo d' Alviano, dem Feldhauptmann der Republik, bei Spalto di Mesorina eingeschlossen und zur Ergebung gezwungen ward, als die venetianischen Truppen in das österreichische Gebiet einrückten und Portenau, Görz, Triest und Fiume in Besitz nahmen, da zerrannen die Hoffnungen des Habsburgers. Auch die geringen Vorteile, die er am Gardasee errungen, gingen durch den Abzug der Graubündner, denen er den Sold nicht entrichten konnte, wieder verloren. Die so pomphaft angekündigte Romfahrt ging in Dunst auf; Papst Julius versöhnte sich mit Ludwig XII., als dieser den Bentivogli von Bologna seine Hilfe versagte und die Einfügung dieses Stadtgebietes in den Kirchenstaat begünstigte; und Maximilian mußte eilen, durch einen Waffenstillstand auf Grund und mit Anerkennung der be- 7. Juni 1508 stehenden Verhältnisse in Italien größeren Schaden abzuwenden, und günstigere Zeiten abwarten.

Diese Wendung entschied auch das Schicksal von Pisa. So manche Jahre Fall von Pisa. 1509. hatte die unglückliche Stadt mit der mächtigeren Nachbarrepublik um ihre Selbständigkeit gerungen und Gut und Leben freudig eingesetzt. Die Parteikämpfe und Verfassungswirren in Florenz und die Sirenenstimmen der größeren kriegführenden Mächte, welche den Kampf durch gleisnerische Versprechungen, durch ungenügende Unterstützungen, durch Verträge mit beiden Städten geflissentlich unterhielten, um je nach Umständen für sich selbst Vorteile zu erlangen, hatten den Städtekrieg jahrelang ohne Entscheidung hingezogen. Lodovico Moro und sein Nachfolger Ludwig XII., Ferdinand der Katholische, die Signorie von Venedig und Papst Julius II. suchten den Streit in ihrem Interesse auszubeuten; eine kleine französische Besatzung innerhalb der Stadt, durch diplomatische Instruktionen zu einer unbestimmten zweideutigen Haltung gezwungen, diente nur dazu, jede Entscheidung fern zu halten; je mehr die beiden Städte sich gegenseitig schwächten, desto sicherer war die künftige Ernte. Zuletzt vereinigten sich mehrere Umstände, welche eine Beendigung des Kriegs wünschenswert machten. In Genua hatten die Popolaren und Demokraten für Pisa Partei genommen und laut ihre Sympathien kund gegeben; auch Lucca stand auf seiten der bedrängten Ghibellinenstadt. Es lag aber nicht im Geist der Zeit, noch im Interesse der Monarchen, den republikanischen Sinn zu nähren und zu stärken. Ludwig und Ferdinand kamen daher überein, Pisa fallen zu lassen; Florenz, das ja nur noch dem Namen nach eine Republik war und in den lauernden Mediceern die künftigen Alleinherrscher finden mußte, war dem monarchischen Prinzip weniger gefährlich und gegen Venedig war schon die Mine zum Sturm gelegt. Doch wollte man nicht mit leerer Hand abziehen; die reichen Florentiner sollten wenigstens ihren Triumph bezahlen. Sie boten

53*

den beiden Herrschern zusammen 100,000 Dukaten; aber Ludwig XII. erklärte, so viel müsse er für sich allein haben. Da ließen ihm denn die fürsichtigen Herren von Florenz melden, sie wollten ihm die verlangte Summe auszahlen, aber er möge es geheimhalten, damit nicht Ferdinand dieselben Ansprüche mache. Und so geschah es; der französische König empfing 100,000, der katholische 50,000 Dukaten als Judaslohn für Pisa, das nun verarmt und hilflos den Florentinern preisgegeben ward. Zuerst wurde Lucca durch Landverwüstung in
Jan. 1509. solche Not versetzt, daß die Bürgerschaft demütig um Frieden bat. Dann brach die durch Aushebungen aus dem Landvolk gebildete und nach Art der deutschen Landsknechte armierte neue florentinische Miliz in das Pisanische ein und drang verwüstend bis in die Nähe der Stadt vor, während der ligurische Piratenhäuptling Bardella, den die Republik in Dienst genommen, mit mehreren Fahrzeugen den Arno sperrte und jede Zufuhr fern hielt. Nun trat der Hunger als starker Bundesgenosse ein und verschaffte den Florentinern den Sieg, den sie fast zwei Jahrzehnte lang umsonst mit den Waffen zu erlangen gestrebt. Nach
Juni 1509. einigen Verhandlungen schloß Pisa eine Kapitulation, kraft deren die Stadt, wie Machiavelli in einem seiner Gedichte frohlockend meldet, „von der Not gezwungen und besiegt, wenn auch mit feindlich grollendem Herzen weinend in die alten Ketten zurückkehrte“. Die Florentiner mißbrauchten ihren Sieg nicht: die Pisaner behielten die Rechte und Einrichtungen, die sie vor dem Kriege besessen, und eine Amnestie sollte die vergangene Schuld und die erlittenen Kränkungen in Vergessenheit bringen. Dennoch erfolgte eine große Auswanderung: viele wohlhabende Familien siedelten nach Palermo, nach Lucca, nach Sardinien über, viele streitbare Männer traten in französischen Kriegsdienst. Von dem alten Glanze der ehemaligen Seerepublik blieb nur ein schwacher Schimmer zurück; fortan ging die Geschichte Pisas in der von Toscana auf. Es sollte aufgeräumt werden mit den kleinen Herrschaften, mit den Feudalherren und Dynasten wie mit den städtischen Gemeinwesen.

b. Venedigs Stellung am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

Cypern an die Republik abgetreten. 1489.

Als Pisa fiel, war auch bereits die Axt an die Republik Venedig gelegt. Wir haben die Entwickelung und Ausbildung des aristokratischen Seestaats im achten Bande dieses Werks bis über die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hinaus kennen gelernt; wir haben sodann in der osmanischen Geschichte die gewaltigen Kämpfe dargestellt, welche die Republik mit der neuen Großmacht im Osten um ihre Besitzungen im Mittelmeer, in Morea und Griechenland geführt hat. Diese Kämpfe nahmen am Ende des fünfzehnten und zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts die ganze Kraft und Energie der Regierung in Anspruch; und dennoch konnten die Herren von San Marco trotz aller Anstrengung nur einige geringe Trümmer aus dem furchtbaren Schiffbruch retten; und selbst das Wenige, was sie dem verschlingenden Rachen der Türken zu entreißen vermochten,

war ein unsicherer oder ein zinspflichtiger Besitz. Dazu gehörte die Insel Cypern, welche nach dem Tode des Königs Jakob von Lusignan (1473) seine junge Witwe Katharina Cornaro, eine Venetianerin von Geburt und von der Republik als Adoptivtochter anerkannt, unter der Schutzherrschaft der Signorie einige Jahre lang verwaltete, bis sie das Inselreich, das sie doch nicht gegen die Osmanenherrschaft hätte behaupten können, halb gezwungen, halb freiwillig an die Republik abtrat, die nun das Panier des heiligen Markus in 1489.
Famagusta aufpflanzte, aber Sorge trug, durch pünktliche Entrichtung des Zinses den Sultan bei gutem Willen zu erhalten. Katharina Cornaro, eine üppige Weltdame, erhielt ein Landgut in der Mark Treviso nebst einem Jahrgehalt von 50,000 Dukaten, das sie bis zu ihrem Tod (1510) genoß. Über achtzig Jahre blieb Cypern im Besitz der Republik San Marco, unter türkischer Lehnshoheit, ein wichtiger Anhaltpunkt und Stapelplatz für den levantischen Handel.

Für die Verluste im Osten suchte sich die unternehmende Republik durch Vergrößerung ihres Gebietes auf dem italienischen Festlande zu entschädigen. Es ist in den obigen Blättern mehrfach berührt worden, wie thätig und eifrig sie sich in die Kriegspolitik der Halbinsel einmischte, wie sie stets bemüht war, durch ihren Beitritt zu der einen oder andern Seite das politische Gleichgewicht zu erhalten, keinen der Großstaaten allzu mächtig werden zu lassen und womöglich aus jedem Konflikt einigen Gewinn für sich selbst zu erzielen. In dem Kampfe zwischen Neapel und dem Kirchenstaate, dessen wir oben gedacht haben, stand Ercole von Este, der gleich seinen beiden Vorgängern Lionel und Borso, und gleich seinem Sohn und Nachfolger Alfons wegen seiner Bildung und Kunstliebe wie wegen der Pracht und Üppigkeit seines Hoflebens weithin berühmt war, auf seiten seines Schwiegervaters, des Königs von Neapel. Seitdem das Haus zu den Reichslehen Modena und Reggio von Papst Paul II. auch noch Ferrara als Lehen der Kirche mit der Herzogswürde erhalten hatte, besaß es ein Gebiet am unteren Po, das durch seine Lage wie durch seinen Umfang ganz geeignet war, die Herrschsucht und Ländergier der Venetianer zu reizen. Die Signorie vereinigte sich daher mit dem Papst Sixtus IV. zu einem Kriegsbund, der haupt- 1482.
sächlich gegen Ferrara gerichtet war. Der Kirchenfürst hoffte einige Besitzungen für seine Nepoten als Beute davonzutragen, die Republik gedachte ihre Grenzen zu erweitern. An einem Grund zur Kriegserklärung fehlte es den klugen Lenkern des Lagunenstaats niemals. Wie einst gegen die Herren von Carrara, beschwerte man sich, der Herzog, der in Comachio Salz bereiten lasse, verlange von den Salzladungen der Venetianer auf dem Po eine Abgabe und habe den in seinem Lande sich aufhaltenden Bürgern der Markusstadt gerechtes Gericht verweigert. Der Krieg hatte einen günstigen Verlauf: unterstützt durch ein Geschwader auf dem Po bemächtigte sich das venetianische Heer der Stadt Rovigo und der Burgen in der Landschaft Polesine, während der Führer der päpstlichen Truppen den Herzog von Kalabrien nach Neapel zurückdrängte. Ferrara schien verloren, dem

Krieg wider Ferrara und Rom. 1482–1484.

Hause Este drohte ein ähnliches Schicksal wie dem von Carrara (VIII, 410). Da besann sich der Papst, daß es doch eine verkehrte Politik sei, die mächtige Seerepublik auf Kosten kirchlicher Lehen wachsen zu lassen und daß sein Neffe Girolamo Riario wohl nicht lange die gewonnenen Besitzungen würde behaupten können. Er schloß daher den oben erwähnten Frieden mit Neapel, in den auch Ferrara inbegriffen sein sollte. Und als nun die Venetianer ihre errungenen Vorteile nicht fahren lassen wollten und den Krieg fortsetzten, wurde die Re-
1483. publik mit der Exkommunikation belegt. Es ward schon früher bemerkt, wie sehr dieser Mißbrauch geistlicher Waffen zu weltlichen und egoistischen Zwecken dem Ansehen der Kurie schadete: die Venetianer erklärten, daß sie dem Interdikt keine Folge leisten würden, und appellierten an ein künftiges Konzil; und so groß war die Autorität der Signorie, daß die Geistlichkeit nicht wagte, die kirchlichen Handlungen einzustellen. Sie fürchtete sich mehr vor dem Staatsgerichtshof der Zehn als vor den Bannstrahlen des Papstes. Der Krieg dauerte noch zwei Jahre zu Wasser und zu Lande fort; auch der Markgraf Federigo von Mantua, der nach abenteuerlichen Schicksalen seinem Vater Lodovico im Jahr 1478 in der Herrschaft gefolgt war, trat in den Kriegsbund gegen Venedig ein, in der Hoffnung, wieder in den Besitz von Peschiera, Asola und Lunato zu gelangen, starb aber kurz vor dem Frieden von Bagnolo.

7. Aug. 1484. Durch diesen Frieden von Bagnolo blieb die Republik im Besitze der Landschaft Polesine mit den Hauptorten Rovigo, Lendenara, Badia u. a. Die übrigen Eroberungen wurden gegenseitig zurückgegeben und der Herzog von Ferrara genötigt, seine Salzbereitung in Comachio und den Zollzwang gegen venetianische Frachtschiffe abzuschaffen und die Jurisdiktion des Viztums der Republik über die in seinem Lande seßhaften Venetianer anzuerkennen.

Spannung mit Rom. Egoistische Politik. Auf den Papst machte dieser Triumph der exkommunizierten Handelsstadt solchen Eindruck, daß er wenige Tage darauf starb. Sein Nachfolger, Inno-
2. März 1485. cenz VIII., hob dann im nächsten Jahr das Interdikt auf. Doch herrschte seitdem zwischen dem römischen Stuhl und der Lagunenrepublik eine gereizte Stimmung. Als die Kurie das Bistum Padua eigenmächtig dem Kardinal
1486. Michieli, Bischof von Verona, als Kommende übertragen wollte, widersetzten sich die Venetianer und erzwangen die Bestätigung des von der Republik ernannten Prälaten; und als der Papst in seiner Geldnot einen Zehnten von dem venetianischen Klerus begehrte, wurde die Erhebung untersagt und nur ein freies Geschenk auf sein inständiges Bitten gewährt. Die cypriotischen Bischöfe pflegten ihre Sitze auf der fernen Insel Stellvertretern zu überlassen und ihre Einkünfte in Venedig zu verzehren; der Papst ließ es geschehen, aber die Republik untersagte den Mißbrauch unter Androhung der Gehaltsentziehung. Die republikanische Regierung war in allen diesen Streitfragen in ihrem Recht und besaß Kraft und Entschlossenheit genug, ihre Autorität auch gegen die Kirche geltend zu machen; aber in Rom fühlte man mit Unwillen den Stachel, der dadurch

dem Pontifikat eingedrückt wurde. Und als nun bei der Besetzung des Patriarchats von Aquileja Papst Innocenz VIII. dem Hermolaus Barbaro, einem durch 1492. Geburt wie durch Bildung, Gelehrsamkeit und rechtschaffenen Lebenswandel hervorragenden Venetianer, diese Würde verlieh, die Signorie aber auf der Einsetzung des Nic. Donato bestand, da trat es deutlich zu Tage, daß die Aristokraten der Lagunenstadt, durch ihre Erfolge übermütig geworden, mehr von Rechthaberei und Eigensinn, von Familieninteressen und Stolz sich in ihren Beziehungen zu Rom bestimmen ließen, und die Kluft zwischen dem päpstlichen Stuhle und der Republik San Marco wurde dadurch immer weiter. Über den Stürmen, welche nicht lange darauf durch die französische Invasion über die Halbinsel hereinbrachen und das ganze öffentliche Leben erschütterten, traten die kleineren Fragen und die gereizten Stimmungen und Rivalitäten eine zeitlang in den Hintergrund und wurden durch die wichtigeren Anliegen verdeckt. Aber die selbstsüchtige, eigennützige Politik, welche die Markusrepublik während dieser schicksalsschweren Zeiten an den Tag legte, der nackte Egoismus der übermütigen Aristokratie, die ohne alles Nationalgefühl, ohne alle sittlichen Motive bloß den Impulsen der Eigensucht, des Vorteils, der Leidenschaft folgte, zog ihr den Haß aller übrigen Staaten zu. Wie gottvergessen auch im allgemeinen jene Zeit war, wie wenig die moralischen Mächte im öffentlichen Leben geachtet wurden, wie sehr die ganze Staatskunst nur als ein System von Transaktionen zum eignen Nutzen, von Handlungen und Intrigen im eignen momentanen Interesse angesehen ward, so gewissenlos, so entkleidet von jeder höheren Idee, so rücksichtslos gegen andre trat kaum irgend ein andrer Staat hervor. Als die Republik sich mit Frankreich wider Mailand verbunden hatte, erbot sich Bernhard Contarini, ein Mann von großer Stärke und Entschlossenheit, er wolle bei einer Audienz einen Streit veranlassen und während desselben den Herzog mit eigner Hand ermorden. Die Proveditoren lobten seinen Eifer und berichteten den Vorschlag an die Signorie; aber die Zehn meinten doch, ein solches Mittel sei gegen die Würde der Republik. In Pisa stachelten sie unaufhörlich zum Kampf wider Florenz, in der Hoffnung, die alte Handelsstadt unter ihre eigne Herrschaft zu bringen. Die Wirren im Kirchenstaat dienten ihnen, um die günstig gelegenen Stadtgebiete von Ravenna, Cervia, Faenza, Rimini, vorübergehend auch Imola und Cesena an sich zu reißen; der von ihnen emsig geschürte Bürgerkrieg in Unteritalien trug ihnen den Besitz der apulischen Seeorte Trani, Brindisi, Otranto, Gallipoli, Mola, Pulignano ein, welche König Ferdinand ihnen verpfändete. In allen Verwickelungen suchten sie für sich etwas zu erhaschen; die Verluste im Osten sollten ausgeglichen werden durch Erwerbungen in Italien, denn die vornehmen Familien bedurften einträglicher Vogteien und Verwaltungsämter, um den Glanz und Luxus des Hauses zu erhalten; seitdem die ergiebigen Stellen auf den Inseln und in den Kolonien der Levante mehr und mehr verloren gingen, mußte man sich nach neuen Hilfsquellen umsehen.

Die Oligarchie im Innern und nach außen.

Das vornehme Leben, der Stolz und die Rivalität der Nobili, die einander an prachtvollen Palästen, an schwelgerischen Mahlzeiten, an Prunkgewändern und verschwenderischen Festlichkeiten zu überbieten suchten, erforderten große Einnahmen, welche nur durch Staatsämter oder Handelsgewinn zu erlangen waren. Bei der oligarchischen Abgeschlossenheit des Staats, nach welcher alle Gewalten, alle Ehrenstellen, alle kaufmännischen Etablissements in den Händen der herrschenden Aristokratenkaste vereinigt waren, war jeder Machtzuwachs der Republik ein Gewinn für die Auserkornen, jede Verminderung ein Verlust im Privateinkommen; Wohl und Wehe jedes einzelnen Gliedes des oligarchischen Geschlechterregiments war mit dem ganzen Gemeinwesen aufs innigste verflochten, und wenn diese eigentümliche Organisation einerseits die individuellen Kräfte der Adelsgemeinde spornte und zur Förderung der Staatsinteressen willig und eifrig machte, so hatte sie auch den Nachteil, daß sie die übrigen Staatsangehörigen zur Teilnahmlosigkeit an den öffentlichen Dingen verurteilte, daß sie dieselben in ein Unterthanenverhältnis hinabdrückte, das nur Lasten und Pflichten, nur Abgaben und Beschränkungen kannte, aber keine Ehrenrechte, daß somit in der Masse der Bevölkerung, bei den Bewohnern der untergebenen Orte und der Kolonien Stumpfsinn, Indifferentismus, Abneigung gegen den regierenden Herrenstand erzeugt wurde, und daß nur die strengste Überwachung, ein System des Schreckens, Aufstände und Volksbewegungen niederzuhalten vermochte. Dieser Terrorismus der Staatsorgane erstreckte sich auch über die Aristokratie, und wir haben manches Beispiel blutiger Unterdrückung einzelner ehrgeizigen und neuerungssüchtigen Oligarchenhäupter in den früheren Blättern kennen gelernt; allein in diesen bevorzugten Kreisen fiel das Sonderinteresse mit dem gesamten Staatsorganismus zusammen; jeder fügte sich stumm und gehorsam unter die Gesetze und Staatsinquisition, weil er hoffen konnte, im Laufe der Jahre durch den Wechsel der Wahlen selbst in das Regiment zu kommen. Und so sehen wir denn am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts in Venedig einen Staat ohne alle Frömmigkeit, voll des härtesten Verstandes, voll der energischsten Achtung des Gesetzes wie der energischsten Ungerechtigkeit gegen die Unterthanen und voll der größten sinnlichen Losgebundenheit, die nur, weil Fähigkeit und Sinn vorhanden war, weil die unversiegbare Quelle geistreicher Lust, wie sie allen Italienern von der Natur geschenkt scheint, auch dem Venetianer sprudelte, in der kunstreichen Gestaltung des geselligen Umganges und in den herrlichen Werken zeichnender Künste noch eine Veredelung fand. In nordischem Lande würde auch dies gemangelt haben.

c. Die Liga von Cambrai.

Die Feinde der Republik.

Hatten sich die Venetianer durch den Krieg in Friaul und im Etschthale die Feindschaft Maximilians zugezogen, so zürnte Ludwig XII. über den Waffenstillstand, den sie ohne seine Mitwirkung geschlossen und in dem der Herzog von

Geldern, der mit französischer Hilfe sein Land von der burgundischen Lehnsherrschaft zu befreien suchte, nicht inbegriffen war. Papst Julius II. trug der übermütigen Republik tiefen Groll wegen der Opposition, die sie von jeher dem Oberhaupte der Kirche gemacht und die sie noch jüngst bei Besetzung des Bistums Vicenza und durch die Aufnahme der flüchtigen Bentivogli auf ihrem Gebiete von neuem in auffallender Weise an den Tag gelegt. Dazu kam noch, daß die Venetianer die besetzten Städte und Territorien in der Romagna, welche der Papst als Lehen der Kirche ansprach, nicht herausgeben wollten. Auch Ferdinand der Katholische sah mit Ärger die apulischen Küstenstädte, den östlichen Teil seines neuerworbenen Königreichs Neapel, in den Händen der Handelsherren von San Marco.

Bei solcher Lage und Stimmung fiel es nicht schwer, alle diese Potentaten Der Bund zu Cambrai.
zu einem Bunde zu vereinigen, der die Republik in engere Grenzen weisen und ihr die Eroberungen der letzten Jahrzehnte entreißen sollte. Die einleitenden 10. Dez. 1508.
Schritte geschahen zu Cambrai zwischen Maximilians Tochter Margarete, verwitweten Herzogin von Savoyen, und dem Kardinal von Rouen, Ludwigs Vertrauten. Bald wurde auch der spanische Gesandte in das Geheimnis eingeweiht. Die geheimen Artikel, sagt Lebret, betrafen alle das eigne Interesse eines jeden Teils bei der Ausbeute der venetianischen Staaten; sonderbar aber war es, daß man dieses mit dem frommen Schleier eines Kriegs wider die Türken bedeckte. Aber dies war dem Geiste der damaligen Zeiten gemäß, nach welchem die Bundesgenossen bezeugten, sie wollten die Venetianer bekriegen, um hernach wider die Türken zu Felde zu ziehen. Gerade so hatte Karl VIII. den Türkenkrieg als Maske bei seinem Zug gegen Neapel gebraucht. Nach diesen geheimen Artikeln sollte der Papst, der eigentliche Urheber des Bundes, Faenza, Rimini, Ravenna und Cervia erhalten, der Kaiser Padua, Vicenza, Verona als Reichslande, Friaul und Trevigi als österreichische Besitzungen, der König von Frankreich Cremona, die Ghiaradadda, Brescia, Bergamo und Crema, lauter ehemalige Stücke der mailändischen Herrschaft, der katholische König die fünf verpfändeten Seehäfen in Apulien. Die Streitigkeiten der Verbündeten untereinander sollten aufhören: Maximilian ließ seine Ansprüche auf Kastiliens Mitbeherrschung fallen und dehnte einige Monate später die Belehnung mit Mailand 14. Juni 1509.
auf den französischen Thronerben Franz von Angouleme aus. Auch über das kriegerische Vorgehen waren Verabredungen getroffen. Ludwig sollte in eigner Person ins Feld ziehen, Maximilian, um nicht durch den Waffenstillstand gebunden zu sein, als Schirmvogt der Kirche von dem Papst zur Beschützung des römischen Stuhles und Gebietes angerufen werden, der Herzog von Ferrara und der Markgraf von Mantua sollten gleichfalls in die Konföderation aufgenommen werden und ihre entrissenen Güter wieder an sich bringen. Keiner der Verbündeten sollte ohne Zustimmung der andern Frieden schließen und bei allen Streitigkeiten der römische Stuhl das schiedsrichterliche Urteil fällen.

Der Papst und die Signorie. Dem Papst war es nicht ganz heimlich bei der Sache. So sehr er auch den aristokratischen Herren wegen ihres Übermuts und ihrer Anmaßung grollte, die Stärkung der Fremdherrschaft in Italien machte ihn doch bedenklich. Aus seinem Munde erfuhr der venetianische Gesandte in Rom die erste sichere Kunde von der Koalition, noch ehe Julius II. derselben förmlich beigetreten war; und wenn sich die Signorie zu der Abtretung der Stadtgebiete in der Romagna verstanden hätte, so wäre er fern geblieben. Allein die Republik hatte schon so manchen Kriegsbund, der gegen sie aufgerichtet worden, Trotz geboten, hatte schon so oft durch Klugheit, Kraft oder Bestechung die drohenden Anschläge der Feinde abgewendet, glaubte sowenig an das einträchtige Zusammengehen ihrer Gegner, daß sie die Forderungen des kirchlichen Oberhauptes stolz und schroff von der Hand wies. „Wenn wir dem Papst einen Teil der Besitzungen abtreten," sagte Trevisani in der Ratssitzung, „so nimmt er uns die andern mit Gewalt; der römische Stuhl hält keine Vertragstreue; das Wohl der Kirche gibt ihm den Vorwand, zu thun und zu begehren, was er will." Da unterzeichnete denn auch Julius II. die Liga von Cambrai. Savoyen und die meisten andern italienischen Kleinstaaten beteiligten sich gleichfalls durch Geldbeiträge oder Truppenkontingente.

Bedenkliche Lage. Nun wurde den edlen Herren sorglich zu Mute, aber ihre Versuche, den Sturm durch Unterhandlungen zu beschwören, hatten keinen Erfolg mehr. Schon
1509. im Januar wurde von Frankreich der Krieg erklärt, weil die Republik mailändische Städte an sich gerissen und durch Befestigung der Abtei Carreto im Gebiete von Crema eine feindselige Haltung gegen die Staaten des Königs angenommen. Die Regierung traf energische Zurüstungen zu Land und zur See; aber im Volk herrschte große Niedergeschlagenheit, die nicht wenig erhöht wurde durch mehrere Unfälle in der Stadt selbst. Das Pulvermagazin bei dem Arsenal entzündete sich und verursachte unermeßlichen Schaden; ein Fahrzeug mit 10,000 Dukaten ging auf dem Wege nach Ravenna im Meer unter; durch den Einsturz des Staatsarchivs wurden viele wichtige Urkunden zerstört; zwei Condottieri aus dem Hause Orsini, welche der Republik ihre Dienste angeboten, wurden samt dem bereits empfangenen Sold für ihre Mannschaften auf Befehl des Papstes im Kirchenstaat zurückgehalten.

Die Republik in Not. 1509 Dennoch brachte die Republik eine beträchtliche Streitmacht an Fußvolk und Reiterei zusammen, mit welcher Graf Pitigliano als oberster Feldhauptmann und Bartolomeo d'Alviano an die Adda zogen, um dem französischen König, der in eigner Person den Oberbefehl führte, den Übergang über die Grenze zu wehren. Der Anfang der Feindseligkeiten im Felde gab dem Papst das Signal, auch mit geistlichen Waffen vorzugehen. Er schleuderte über die
27. April 1509. Republik, ihre Behörden und Bürger den Bannstrahl, weil sie sich an päpstlichem Gut vergriffen, und erklärte sie für Feinde des christlichen Namens, die Gut und Freiheit verwirkt hätten, wenn sie nicht innerhalb vierundzwanzig Tagen den

Raub der Kirche herausgegeben haben würden. Die Heere der Republik waren dem Feinde nicht gewachsen. Nach dem unglücklichen Treffen bei Vaila oder Agnadello (Ghiaradadda), wo Alviano geschlagen, verwundet und gefangen ward, besetzten die Franzosen das linke Stromufer mit Caravaggio und Bergamo und zogen siegreich in Brescia ein. Bald wurden sie auch Meister von Crema, Peschiera und von der tapfer verteidigten Citadelle von Cremona. Der venetianische Feldhauptmann Pitigliano sah sich bis unter die Mauern von Verona zurückgedrängt. Zu gleicher Zeit war ein päpstliches Heer unter Francesco Maria della Rovere in die Romagna eingerückt und sengend und brennend bis an die Küste vorgedrungen. Um der Verwüstung ihrer Feldmarken zu entgehen, schlossen Faenza, Rimini, Cervia und Ravenna Kapitulationen ab. Der Herzog von Ferrara und der Markgraf von Mantua besetzten die Landschaften und Städte, die ihnen oder ihren Vorfahren von der Republik entrissen worden, und in Unteritalien zog der spanische Statthalter in die apulischen Seestädte ein, welche die Venetianer freiwillig räumten. Im Norden nahm der österreichische Feldherr Erich von Braunschweig Feltre, Belluno, Triest, Fiume u. a. O. ohne große Mühe in Besitz; im Etschthale und am Gardasee machten die Grafen von Lodrona und von Arco und der Bischof von Trient Streifzüge in das Gebiet der Republik. Die venetianischen Heere, durch Kapitulation und Desertion geschwächt, waren in voller Auflösung. Die Trümmer sammelten sich in einem Lager bei Mestre. Ein kleiner Heerhaufen aus Südtirol erzwang die Übergabe von Verona und Vicenza. Ein venetianischer Exulant, Trissino, den der Kaiser in seine Dienste genommen, brachte mit 300 deutschen Landsknechten Padua zum Abfall; nur Trevigi wurde durch das mutige Auftreten eines Handwerkers in der Treue erhalten. Wäre auch Maximilian seinen Verpflichtungen nachgekommen, wozu ihn der Papst dringend aufforderte, so war die Herrschaft der Republik in der Terra firma vernichtet. Ja der Kaiser hatte bereits lüsterne Blicke auf die reiche Handelsstadt selbst geworfen, die doch auch einmal zum Reich gehört hatte. Aber der Habsburger hatte wieder mit den Kriegsgeldern, die ihm von den Niederlanden, von den österreichischen Ständen und von dem Papst gewährt worden, so schlecht Haus gehalten, daß er nicht zur rechten Zeit eintreffen konnte. Als er endlich in Oberitalien erschien und an der Brenta sich lagerte, die Lagunenstadt aus der Ferne betrachtend, da war schon eine Wendung eingetreten.

14. Mai 1509.

24. Mai.

Umschwung in den Unterthanenstädten.

Als einst Hannibal in Latium einbrach, wurde Rom durch die Treue und Standhaftigkeit der Bundesgenossen gerettet. Ähnliches erlebte auch Venedig in der Zeit der Not. Die Republik war überrascht worden; die Söldnerheere, auf die sie ihr Vertrauen gesetzt, hatten weder Disziplin, noch Treue, noch Kriegsmut gezeigt, die Feldherren waren wenig befähigt, in den Kriegsplänen geteilter Meinung und durch die Befehle der Signorie vielfach gehemmt; so war denn mit den ersten Unfällen ein panischer Schrecken über Stadt und Land

hereingebrochen; man erlebte das Unerhörte, daß sich feste, volkreiche Städte einem zusammengelaufenen Söldnerhaufen ergaben; wie eine ansteckende Krankheit verbreitete sich die Ratlosigkeit und die Entmutigung von Ort zu Ort. Die regierenden Herren waren nicht weniger überrascht, als die Einwohner in der Provinz; aber sie waren zu gewiegte Staatsmänner, als daß sie den Mut und die Hoffnung hätten sinken lassen, und sie fanden bald Hilfe bei sich selbst und bei den Unterthanen. Wohl hatten sie diesen oft genug Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben, indem sie dieselben von jeder Teilnahme am Staatsleben fern hielten, sie oft mit Abgaben und drückenden Beschränkungen belästigten; aber was sollte aus den Bewohnern der Landstädte und der Dörfer werden, wenn der Absatz nach der Hauptstadt, die Beteiligung an dem Seehandel, an der Schiffahrt aufhörte, wenn sie für ihre Kräfte und Erzeugnisse nicht mehr den Markt und den Hafen von Venedig hatten! Wohl waren sie oft von den Beamten und Aufsehern der Republik bedrückt und geplagt worden; aber die Vorgesetzten waren doch von derselben Abstammung, Nationalität und Sprache; es waren vornehme Herren, deren Aufwand dem Handwerker, dem kleinen Verkäufer zu gute kam. Was würden sie aber erleben, wenn Fremde, wenn Franzosen, Österreicher, Reichsangehörige als Landvögte und Steuererheber zu ihnen kämen und sich von ihrem Gute bereicherten! Diese Erwägungen bewirkten einen raschen Umschlag; das Beispiel der Bürger von Trevigi, denen die Republik für ihre mutige Haltung einen Steuererlaß auf fünfzehn Jahre gewährte, reizte zur Nachahmung. Mit Hilfe der städtischen und ländlichen Bevölkerung wurde schon im
17. Juli 1509. Juli Padua zurückerobert und mit einer starken Besatzung von Pitiglianos Truppen versehen; Legnago rief die Venetianer herbei und als der Markgraf ihren Marsch verhindern wollte, wurde er eingeschlossen und als Gefangener
9. Aug. in die Lagunenstadt geführt; an der Piave und in Friaul stießen die kaiserlichen Heerführer, Rudolf von Anhalt, Erich von Braunschweig und Christoph Frangipani auf entschlossenen Widerstand, und Triest und Fiume kamen wieder in die Hände der Venetianer. Die Herren von San Marco gewahrten mit Freuden die Zeichen von Treue und Ergebenheit in der Bevölkerung der Terra firma; die glänzendsten Erfolge hätten ihrer Herrschaft nicht solchen Vorschub geleistet, nicht solche Dauer für die Zukunft verliehen, als die Unfälle im Feld; es war, als ob die Unterthanenorte durch ein neues Band an das Haupt geknüpft wären, zum erstenmal durchzuckte ein vaterländisches Gefühl alle Bewohner des Freistaats.

Belagerungskrieg von Padua. Die Liga gelockert.

Und nun ließen es auch die Edlen in der Stadt nicht an Energie fehlen. In der Nähe von Padua hatte sich ein großes Heer von Deutschen, Franzosen und Italienern unter Maximilians eigner Führung aufgestellt. Während Viele dorthin eilten, um in Verbindung mit den Besatzungstruppen und der Bürgerschaft die von 200 Stück schweren Geschützes bedrohte Stadt zu verteidigen, knüpfte die Signorie Verhandlungen mit Ferdinand und dem Papst an,

um in die Koalition einen Keil zu treiben. Die Kaufherren in der Lagunenstadt waren zu geriebene Politiker und Menschenkenner, als daß sie nicht die schwachen Seiten der Liga erkannt hätten. Durch die Räumung der apulischen Seestädte hatte der katholische König seine Zwecke erreicht; welches Interesse konnte er noch ferner an einem Krieg haben, der nur seine Rivalen stärken mußte? Papst Julius war stets nur mit geteiltem Herzen bei dem Bunde; bei aller Leidenschaftlichkeit war er ein guter Patriot, dem die Herrschaft der „Barbaren" in Italien ganz wider den Sinn ging, und nun war er auch noch mit dem Pariser Hof wegen Besetzung des Bistums Avignon in Streit geraten. Er war einem Ausgleich mit der Republik nicht abgeneigt; nur wollte er sie zu möglichst weiten Zugeständnissen nötigen, und hielt daher mit dem Widerruf des Interdikts zurück. Den wichtigsten Ausschlag zum Umschwung aller Verhältnisse aber gaben die geringen Erfolge des Koalitionsheers vor Padua. Alle Angriffe wurden mutig zurückgeschlagen, Heer und Bürgerschaft waren von gleicher Begeisterung durchglüht, während unter den buntgemischten Belagerungstruppen weder Einigkeit noch Kampflust herrschte. Als Maximilian endlich dem langwierigen Blockadekrieg durch einen allgemeinen Sturm ein Ende machen wollte, erklärte Bayard, es gezieme sich nicht, daß französische Ritter, Grafen und Herren mit Landsknechten, mit Handwerkern und Bauern Sturm laufen sollten; wollten die deutschen Ritter und Edlen absitzen und mit ihnen vorgehen, so seien sie bereit, ihnen den Weg zu zeigen und die Landsknechte möchten folgen; die deutschen Herren aber meinten, sie seien nicht verpflichtet zu Fuß, sondern zu Pferd zu dienen. So unterblieb der allgemeine Angriff. Voll Unwillen hob der Kaiser die Belagerung Okt. 1509.
auf und kehrte nach Deutschland zurück. Sein Heer, dem er den Sold nicht zu bezahlen vermochte, löste sich nach und nach in einzelne Kriegshaufen auf. Als der Proveditore Gritti sich vor Vicenza zeigte, erhob sich das Volk und öffnete 16. Nov.
ihm die Thore; in Verona wurde ein ähnlicher Umschwung nur durch Grittis Zögerung verhindert, welche dem Bischof von Trient Zeit gab, französische und deutsche Mannschaften in die Festung zu werfen. Dagegen erlitt Trevisani, als er mit einer Flotte den Po hinaufsegelte, bei Polisella durch das treffliche Geschütz des Herzogs von Ferrara großen Schaden. Die Rache dafür mußten sich die 22. Dez.
Venetianer versagen, weil der Papst den Este in seinen Schutz nahm. Den heil. Vater aber mußten sie auf alle Weise schonen, um ihn von der Liga abzuziehen. Und in der That gelangen ihre Bemühungen. Als die Republik alles bewilligte, was sie früher verweigert hatte, Räumung der zum Kirchenstaat gehörigen Orte in der Romagna, Steuerfreiheit der Geistlichen, freien Handel und freie Schifffahrt auf dem Adriatischen Meer für alle päpstlichen Unterthanen u. a. m., Febr. 1510.
machte Julius II. Frieden und löste den Bann.

d. Der päpstliche Gegenbund.

Papst Julius II. ändert seine Politik. 1510. Von der Zeit an lenkte der Papst in diejenige politische Bahn ein, die seinem inneren Wesen und seinen Grundsätzen am meisten zusagte: Vertreibung der Franzosen aus Italien. Er wußte, daß man am französischen Hof sehr unwürdig von ihm gesprochen, seine kriegerischen Neigungen getadelt, die mit dem Beruf eines Oberpriesters sowenig in Einklang ständen. Persönliche und patriotische Motive wirkten daher zusammen, um ihn zu bestimmen, durch einen Gegenbund die Befreiung Italiens herbeizuführen. Der Ablauf des Waffenbundes zwischen Frankreich und der Schweiz gab ihm Gelegenheit, unter Vermittelung des kriegerischen Bischofs Schinner von Sitten mit der Eidgenossenschaft einen Vertrag abzuschließen, der ihm in jeder Not und Bedrängnis die Kriegshilfe der Alpensöhne, ihnen aber Jahrgelder und den Segen der Kirche zusicherte. Den katholischen König brachte er, wie früher erwähnt, durch die Belehnung mit Neapel auf seine Seite und erhielt von ihm die Zusicherung von Hilfstruppen. Auch mit den flüchtigen Demokraten von Genua wurden Verbindungen angeknüpft, welche zur Folge hatten, daß einige Galeeren unter dem Fregosen Ottaviano im Verein mit venetianischen Schiffen Jagd auf französische Fahrzeuge machten. Und nun sollte auch Alfons von Ferrara für die päpstliche Liga gewonnen werden; als aber der Herzog, uneingedenk des Schutzes und der Wohlthaten, die er von Rom erfahren, standhaft bei dem Bunde mit Frankreich 9. Aug. 1510. verharrte, wurde durch eine Bannbulle der Fluch wider ihn ausgesprochen, der seine Unterthanen von dem Eid der Treue entband und sie zum Kampf wider den von der Kirche exkommunizierten Herrn aufforderte.

Ausdehnung des Kriegs und wachsende Erbitterung. 1510. Alles vereinigte sich nunmehr, den Krieg neu zu beleben. Im Norden suchten die zurückgelassenen Landsknechte Maximilians, in Verbindung mit dem französischen Feldhauptmann Chaumont durch Raubzüge und Brandschatzungen sich für den ausbleibenden Sold schadlos zu halten; Vicenza wurde eingenommen und ausgeplündert, die meisten Bürger fanden jedoch Zeit, mit einem Teil ihrer Habe sich nach Padua zu retten; 6000 Bewohner der Stadt und des Landes, welche Zuflucht in einer Höhle gesucht, wurden großenteils durch Rauch erstickt, indem die Feinde am Eingang Feuer anzündeten. Zur Vergeltung führten die Bauern aus der Umgegend von Monselice und Padua in Verbindung mit venetianischen Stradioten einen Bandenkrieg, der vielen Deutschen und Franzosen, wo sie sich einzeln oder in kleinen Abteilungen blicken ließen, den Untergang 25. Mai 1510. brachte. Unter diesen Vorgängen war der Kardinal von Amboise, der Haupturheber des Kriegs, der unter allen Ministern und Räten das größte und dauerndste Vertrauen seines Königs genossen, aus dem Leben geschieden. Der Fortgang des Kampfes wurde dadurch nicht unterbrochen; vielmehr nahm derselbe immer größere Verhältnisse, einen immer blutigeren Charakter an. Die Schweizer zogen unter Bischof Schinner von den Alpen herab, besetzten Varese

und Como und bedrohten Mailand, ließen sich jedoch bald durch französisches Sept. 1510.
Geld zum Rückzug bewegen; um Bologna, Modena und Correggio lagen päpstliche Truppen mit französisch-ferraresischen Heerhaufen in Streit; bald gesellte sich auch Bentivoglio zu ihnen, um sein verlornes Erbe wieder zu erringen, und um Verona wurde zwischen Venetianern und Liguisten blutig und mit abwechselndem Erfolg gefochten. Und nicht nur im Felde wütete der Krieg, er erstreckte sich auch auf das kirchliche Gebiet. Ludwig XII. versammelte die Prälaten Sept. 1510.
seines Reichs in Tours und brachte sie zu dem Ausspruch, daß er berechtigt sei, die Angriffe des Papstes mit den Waffen zurückzuweisen, daß die Freiheiten und Rechte der gallikanischen Kirche auf Grund der pragmatischen Sanktion (VIII, 758) beobachtet werden sollten und daß der König mit dem Kaiser und andern Mächten die Einberufung einer allgemeinen Kirchenversammlung zur Abstellung der herrschenden Mißbräuche und Ungesetzlichkeiten und zur Reform der Kirche an Haupt und Gliedern bewirken möchte. Dieses Vorgehen erhöhte die Erbitterung des Papstes gegen Frankreich und steigerte seine Kampflust. Kaum von einer schweren Krankheit genesen, betrieb er den Krieg aus allen Kräften. Okt. 1510.

Als die verwitwete Gräfin Francesca von Mirandola aus dem mailändischen Hause der Trivulzi ihre feste Stadt gegen die päpstlich-venetianischen Truppen verteidigte, da erlebte die Welt das Schauspiel, daß der heilige Vater selbst mitten im Winter in die Laufgräben stieg und unter Schneegestöber und Kugelregen die Belagerungsanstalten leitete; und als endlich die Stadt sich vertragsweise ergeben mußte, zog er durch eine Bresche ein, da die Thore noch verrammelt waren. Gian Francesco de' Pici empfing darauf Mirandola unter päpstlicher Oberlehnsherrlichkeit. Bald nachher schied der bisherige französische Heerführer Chaumont, Neffe des Kardinals von Amboise, aus der Welt. Er hatte mit innerem Widerstreben den Krieg gegen den heiligen Vater geführt und daher das Vertrauen des Heeres und des Hofes verloren. An seine Stelle trat Gian Jacopo de' Trivulzi, neben welchem der junge Herzog von Nemours, **Gaston de Foix**, durch Feldherrngaben und ritterlichen Mut sich bald einen glänzenden Namen machte.

[Papst Julius in Mirandola. — 20. Jan. 1511. — 11. Febr. 1511.]

Eine Zeitlang trug sich die nach Frieden dürstende Welt mit der Hoffnung einer Beilegung des Streites, als auf Anregung Ferdinands des Katholischen alle Mächte, die an der Liga von Cambrai beteiligt gewesen, Bevollmächtigte nach **Mantua** schickten. Diese Hoffnung sollte jedoch bald zerrinnen: das heftige Auftreten des Bischofs Matthias Lang von Gurk, des kaiserlichen Botschafters, und die hohen Forderungen Maximilians zerschlugen die Unterhandlungen. Wie sehr auch die deutschen Reichsstädte, insbesondere Augsburg und Nürnberg, die durch den Krieg wider Venedig großen Schaden in ihrem Handel litten, auf Herstellung des Friedens drangen, dennoch hielt der Kaiser an dem Bündnis mit Frankreich fest und sandte, trotz seiner ewigen Geldnot, den deutschen Rotten-

[Kongreß von Mantua. März 1511.]

führer Georg von Frundsberg mit 2500 Landsknechten zu dem französischen Heere.

Die Vorgänge in Bologna. Die Nähe dieser starken Truppenmacht gab den Anhängern der Bentivogli in Bologna den Mut, sich der Herrschaft des Papstes wieder zu entziehen. Mai 1511. Sie erregten einen Aufstand, der nicht bloß den Legaten zum eiligen Abzug nötigte, sondern auch über das päpstliche Heer, das bei Casalacchio unter dem Oberbefehl des Herzogs von Urbino, Julius II. Neffen, aufgestellt war, solchen Schrecken brachte, daß es sich in eiliger Flucht nach der Romagna zog, wobei sechsundzwanzig Kanonen, das Banner von Urbino nebst vielen andern Fahnen und eine zahllose Menge beladener Saumtiere in die Hände der Feinde fielen. Bologna kam wieder in den Besitz Bentivoglios; aus dem ehernen Standbild des heiligen Vaters, einem Werke Michelangelos, das beim Herabreißen vom Kirchenportal in Stücke zerbrach, ließ der alte Kriegsmann eine Kanone gießen, „die dem Papst was vorblasen sollte". Der Legat und der Nepote warfen sich gegenseitig die Schuld an dem Unfalle vor und gerieten darüber so heftig aneinander, daß der Herzog den Kardinal inmitten seiner Umgebung auf der Straße niederstieß.

Das Konzil von Pisa. Thätigkeit des Papstes. 1511. Diese Vorgänge setzten den Papst in die heftigste Aufregung, die noch durch die Kunde vermehrt wurde, daß von Frankreich die Einberufung eines allgemeinen Konzils nach Pisa in Anregung gebracht sei. Schon die Wahl dieser Stadt war eine Demonstration gegen das kirchliche Oberhaupt: denn in der Florentinischen Republik, unter deren Hoheit Pisa zurückgekehrt war, herrschte damals gegen Julius eine feindselige Stimmung, weil man ihn im Verdacht hatte, er habe um die Verschwörung des Prinzivalle della Stufa gewußt, durch welche Julius Soderini, der einflußreichste Mann bei der Regierung, ermordet und die Medici zurückgeführt werden sollten, und weil er in dem Streite mit Siena zu der letzteren Stadt gehalten. Leicht konnte daher auch Florenz auf die Seite Frankreichs und Maximilians gezogen werden. Eine Spaltung in dem Kardinalkollegium, in deren Folge fünf Glieder ausschieden und bei Soderini Schutz suchten, mehrte die allgemeine Spannung. Um das beabsichtigte Konzil, das nach den Kirchengesetzen nicht verwehrt werden konnte, zu vereiteln oder zu paralysieren, beschloß Julius selbst ein andres auf den 19. April 1512 nach dem Lateran zu berufen. Überhaupt entfaltete jetzt der Papst eine wunderbare Thätigkeit und Energie. Trotz eines wiederholten Krankheitsanfalles, der sein Leben schwer bedrohte, brachte er nicht nur mit Venedig und dem katholischen 5. Okt. 1511. König die „heilige Liga" zum Abschluß, er erneuerte seine Verbindungen mit den Eidgenossen, so daß 10,000 Reisläufer aus verschiedenen Kantonen bereit waren, auf sein Geheiß in das Mailändische einzufallen, er bewog den jungen König Heinrich VIII. von England zum Beitritt, und ging mit Energie gegen das Konzil vor; die widerspenstigen Kardinäle wurden für abgesetzt erklärt, über Florenz das Interdikt ausgesprochen, der Kardinal von Medici zum Legaten

für Perugia und Bologna ernannt. Und wenn er auch nicht verhindern konnte, daß unter Frankreichs Schutze sich die bestraften Kardinäle und eine Anzahl Prälaten in Pisa zu einem Konzil zusammenfanden und vom September bis zum November unter dem Präsidium des ehrgeizigen Spaniers Carvajal drei Sitzungen hielten, so war doch das Ansehen der Versammlung sehr gering, das Volk selbst gab seine Abneigung so offen kund, daß die geistlichen Herren einen Streit ihrer Diener mit jungen Pisanern als willkommenen Vorwand benutzten, die Versammlung nach Mailand zu verlegen. Von der Zeit an sank das Ansehen Soderinis in Florenz. Die Republik wollte nicht als Bundesgenosse Frankreichs in die Kriegsaktion hineingerissen werden.

Zu Anfang des neuen Jahres nahm der italienische Krieg einen scharfen Charakter an. Von Süden her zog ein spanisch-neapolitanisches Heer unter dem Vizekönig Cardona nach der Romagna, um gegen Bologna und Ferrara vorzugehen. Der Kardinal Giovanni de' Medici und viele Herren von angesehenen Geschlechtern aus dem Kirchenstaat schlossen sich mit ihren Waffenknechten an, so daß sich seine Armee wohl auf 20,000 Mann zu Fuß und zu Roß belaufen mochte; die Venetianer drangen unter Gritti und Avogaro nach Westen vor, eroberten mit Hilfe der Einwohner, die den ehemaligen Herren große Sympathien entgegentrugen, viele Orte zurück und brachten sogar Brescia wieder in ihre Gewalt. Auch die Schweizer drangen bis in die Nähe von Mailand, begnügten sich aber mit Ausplünderung des Landes und kehrten frühzeitig wieder heim. Diesen vereinten Streitkräften der Liguisten standen die Franzosen allein gegenüber, nur von etlichen tausend Landsknechten unterstützt, die der unzuverlässige und schwankende Maximilian ihnen zu Hilfe geschickt. Aber das französische Heer war bedeutend verstärkt, viele Edelleute von Namen, darunter Bayard, der Ritter ohne Furcht und Tadel, dienten unter Ludwigs Fahne, und ein Kriegsheld von ungewöhnlichen Fähigkeiten, der keine Mühsal und Beschwerde scheute, und an Schnelligkeit und kühnen Gewaltmärschen alle Zeitgenossen übertraf, der dreiundzwanzigjährige Gaston de Foix, Herzog von Nemours, König Ludwigs Schwestersohn, führte den Oberbefehl. Dieser zog zuerst in einer schneeigen Februarnacht unbemerkt in Bologna ein, schlug den liguistischen Feldobersten, den der Papst mit dem beißenden Spottnamen „Frau Cardona“ zu belegen pflegte, durch einen raschen Ausfall von den Mauern zurück und erschien dann ebenso unerwartet vor Brescia. Die Stadt wurde im Sturm erobert und den wilden und raubgierigen Kriegsscharen zur Plünderung und zur Befriedigung ihrer rohen Triebe überlassen. Gritti wurde als Gefangener weggeführt, Avogaro mit seinen beiden Söhnen enthauptet. Einige Wochen später stand Gaston de Foix in der Nähe von Ravenna. Da zog die gesamte spanisch-italienische Streitmacht herbei, um den Feind aus dem Herzen von Italien hinauszutreiben. So ereignete sich die Schlacht bei Ravenna, eine der blutigsten und schrecklichsten in der Kriegsgeschichte Italiens. Auch hier siegten die Franzosen trotz der

Fortgang des Kriegs. 1512.

4. Febr. 1512.

Schlacht bei Ravenna. 11. April 1512.

guten Stellung und der Tapferkeit des Feindes über die Liguisten. Um sich den schrecklichen Wirkungen des ferraresischen Geschützes, das für das beste jener Zeit galt, zu entziehen, führte Fabrizio della Colonna die Vorhut voreilig gegen die feindlichen Reihen, worauf auch die spanische Infanterie, die bisher platt auf dem Boden gelegen, um von den Kanonen nicht getroffen zu werden, folgen mußte. Nun entbrannte ein furchtbarer Kampf; die Vorhut wurde geworfen und Colonna gefangen, worauf Cardona die Flucht ergriff; dagegen leistete das spanische Fußvolk den tapfersten Widerstand und zeigte sich würdig des Ruhmes, den es unter dem großen Gonsalvo de Cordova einst errungen, und als es endlich durch das Einbrechen der Reiterei in seine Reihen zum Rückzug genötigt ward, wurde derselbe mit der größten Ruhe und Ordnung ausgeführt. Wütend über die Verluste und dem Feinde den strategischen Ruhm mißgönnend, sprengte nun Gaston de Foix an der Spitze einer auserlesenen Reiterschar in die Reihen der Abziehenden, um sie auseinander zu treiben und zur ungeordneten Flucht zu bringen. In diesem kritischen Augenblick stürzte sein Pferd und der junge Kriegsheld hauchte unter den Lanzenstößen spanischer Fußknechte sein Leben aus. „Es ist unser Vizekönig, der Bruder eurer Königin!" hatte man den Spaniern zugerufen; aber der Ruf blieb ohne Wirkung. Kopf und Brust waren von vierzehn Wunden bedeckt, ein Beweis, „daß der edle Prinz niemals den Rücken gekehrt hatte". Die Kameraden nahmen blutige Rache für den heldenmütigen Führer dessen glänzende Laufbahn so frühe geschlossen wurde. Die Zahl der Gefallenen wird auf 20,000 angegeben, darunter Glieder der ersten Familien Frankreichs und Italiens. Unter den Gefangenen befand sich auch der Kardinal Giovanni de' Medici, der als päpstlicher Legat dem Heer gefolgt war.

Die Sache Frankreichs im Sinken. Die Nachricht von der Schlacht bei Ravenna erregte unter den Liguisten die größte Bestürzung. Imola, Forli, Cesena und Rimini ergaben sich, Ravenna, mehrmals geplündert, mußte einen Vertrag eingehen; in Rom fürchtete man die baldige Ankunft des siegreichen Feindes; von vielen Seiten wurde der Papst zum Frieden gedrängt. Aber fest und standhaft beharrte Julius bei seinem Sinn; und die Lage der Dinge zeigte sich bald als eine derartige, daß in kurzem eine Wendung erwartet werden durfte. Das französische Heer, von untüchtigen und zwieträchtigen Befehlshabern geführt, verlor das Selbstvertrauen und die Kriegslust, die es bisher beseelt und zu so glänzenden Erfolgen geführt hatten; unter den Gemeinen riß Verwilderung und Unordnung ein, die Ritter und Edlen sehnten sich nach Hause; die Armee löste sich in einzelne Abteilungen auf, so daß die Liguisten bald wider Cesena, Rimini und Ravenna besetzen und Bologna bedrohen konnten. Der Tod des Feldobersten kam einer verlornen Schlacht gleich. Für den französischen König wuchsen die Schwierigkeiten: abgesehen davon, daß der Krieg wider den heiligen Vater schwer auf seinem Gewissen lastete, war er, wie wir früher gesehen, im südlichen Frankreich von England und Spanien bedroht (S. 824); Maximilian hatte bereits, unter Vermittelung des katho-

lischen Königs mit den Venetianern einen Waffenstillstand geschlossen und die Schlacht bei Ravenna war von Gaston nur deshalb so beschleunigt worden, damit die deutschen Landsknechte noch vor dem Bekanntwerden desselben verwendet werden könnten. Der Bischof von Sitten war mit einer neuen großen Schar von Reisläufern auf dem Marsche gen Mailand, und es war nicht wahrscheinlich, daß die Eidgenossen zum drittenmal ruhmlos und ohne Kampf heimkehren und damit ihren militärischen Ruf bloßstellen würden.

Unfälle der Franzosen. Maximilian Sforza in Mailand.

So erholte man sich denn in Rom von dem ersten Schrecken und Julius II. hatte die Genugthuung, das lateranensische Konzil zu der festgesetzten Zeit mit dreiundachtzig Bischöfen und den meisten Kardinälen eröffnen zu können (3. Mai 1512), während die gegnerisch gesinnten Prälaten in Mailand sich allmählich zerstreuten. Mit der größten Entschiedenheit wurde im Lateran die Hoheit des Papstes über die gesamte Kirche und das Konzil aufgestellt. Und nun erlebte man wieder einen Umschwung der Dinge, eine Veränderung der politischen und kriegerischen Lage, wie sie die Geschichte Italiens in diesen ereignisvollen Jahrzehnten mehrfach zu Tage gebracht. Um das von den Schweizern und Venetianern bedrohte Herzogtum Mailand zu schützen, führte der französische Feldherr La Palisse den größten Teil der Truppen nach Norden und verteilte sie in die Festungen. Während die deutschen Landsknechte, von Maximilian abberufen, das französische Heer verließen, wo wenig Beute und wenig Ruhm mehr zu ernten war, rückten die Schweizer, bei denen sich Maximilian Sforza, Ludwig Moros Sohn, eingefunden, in die Lombardei ein, wo sich bald unter der Bevölkerung in Stadt und Land eine den Franzosen feindselige Gesinnung kund gab. Bergamo öffnete den Venetianern die Thore; Lodi und Pavia wurden von den Franzosen geräumt; in Bologna entflohen die Bentivogli und überließen die Stadt dem Herzog von Urbino; Genua erklärte sich für unabhängig, erwählte einen neuen Dogen und wurde von der Liga als selbständiges Gemeinwesen anerkannt. Alfons von Ferrara eilte nach Rom und erlangte durch hohe Verwendung und demütige Unterwerfung, daß er von dem Kirchenbann befreit wurde; aber Julius II. sprach einen großen Theil seiner Besitzungen als päpstliche Lehen an, ihn mit anderweitigen Entschädigungen vertröstend. Bald besaßen die Franzosen außer der Citadelle von Mailand nur noch Brescia, Crema und einige kleinere Festen. Und auch diese kamen noch vor Ende des Jahres in die Gewalt der Liguisten. La Palisse wurde abberufen, um die Landschaften an der Garonne und den Pyrenäen gegen Spanien und England zu verteidigen. Selbst Savoyen trennte sich von Frankreich, aus Furcht vor den helvetischen Reisläufern, welche das ganze Mailändische Gebiet raubend und brandschatzend durchzogen. Maximilian Sforza, der sich in ihrer Mitte befand und durch sie das Erbland seiner Väter wieder zu erlangen hoffte, mußte mit seinem Namen ihr wildes Gebahren, ihre Ausschweifungen und rohen Exzesse decken. Im Dezember übergab der Bischof von Sitten gegen die Abtretung von Lugano, Locarno und einigen

Gebirgsthälern an die Eidgenossenschaft und gegen Entrichtung einer Summe von 200,000 Dukaten und 40,000 Dukaten Jahrgelder, seinem Schützling die Schlüssel der Hauptstadt und der liguistische Oberfeldherr setzte ihn in das Herzogtum Mailand ein.

Mediceische Reaktion in Florenz. Unter dieser Wandlung der Dinge hatte auch die Republik Florenz zu leiden. Hatte der Gonfaloniere Soderini auch keinen Bund mit Ludwig XII. geschlossen, so war doch seine französische Gesinnung offen zu Tage getreten und von einem Beitritt zur heiligen Liga hatte er nichts wissen wollen. Wir haben früher erfahren, wie sehr der Papst deshalb den Florentinern zürnte. Jetzt war der Zeitpunkt der Rache gekommen. Julius II. forderte die Absetzung des Gonfaloniere, die Zurückberufung aller Verbannten, insbesondere der Medici, und den Anschluß an den italienischen Bund. Als die Republik auf diese Bedingungen nicht einging, rückte der Vizekönig von Neapel, Cardona, begleitet von dem Kardinal de' Medici, mit einem spanisch-italienischen Heer und deutschen Landsknechten in das florentinische Gebiet ein. Dieser Kriegsmacht, die raubend und brandschatzend über das blühende Land herfiel, hatten die Florentiner nur eine schwache Landwehr und einige Tausend zuchtloser Söldner entgegenzustellen.
30. Aug. 1512. Das Schicksal des erstürmten Prato, wo die rohen Soldatenhorden die unmenschlichsten Greuel verübten, machte die Bürger der Arnostadt erzittern. Man beschloß der Gewalt nachzugeben: Soderini wurde von den Stadtvorstehern und Parteihäuptern gezwungen, seiner Würde zu entsagen und die Republik zu verlassen. Während er sich über Ankona nach Ragusa rettete, gingen ihre Bevollmächtigten in das liguistische Lager, um mit dem Befehlshaber die Friedensbedingungen zu vereinbaren. Cardona, dem es in erster Linie um Geld zu thun war, verlangte außer einer hohen Summe für die Kriegskosten nur die Aufhebung der Verbannungsgesetze gegen die Mediceer. Dies genügte, um in dem von Parteiwut und revolutionären Bewegungen so tief erschütterten Staate eine gänzliche Umgestaltung herbeizuführen. Denn kaum waren die beiden mediceischen Brüder, Giuliano und der Kardinal Giovanni, der beim Übergang über den Po von Landleuten der französischen Gefangenschaft entrissen worden, in die
Sept. 1512. Stadt eingezogen, so organisierten die Parteigenossen einen solchen reaktionären Terrorismus, daß die republikanische Verfassung auf gemäßigt demokratischer Grundlage, wie sie zunächst unter dem Venner Ridolfi zur Einführung kam, sich nicht zu halten vermochte, sondern das Gemeinwesen ganz und gar einem oligarchischen Regimente unter mediceischer Oberherrschaft entgegengeführt ward. Die Signorie wurde zur Einberufung eines Volksparlaments gezwungen und dieses gab seine Einwilligung zu folgendem Beschluß: „alle Gesetze seit der Mediceer Vertreibung sollten ungültig und aufgehoben sein; eine neue Balie sollte auf ein Jahr lang mit aller Staatsgewalt in Florenz ausgestattet werden, jedoch so, daß sie selbst die Macht hätte, ihre Gewalt von Jahr zu Jahr zu verlängern; der Gonfaloniere und die Prioren sollten hinfüro von zwanzig damit beauf-

tragten Gliedern der Balie (den Accoppiatori) ernannt werden". Nun trat Ridolfi, ein Verwandter der mediceischen Familie, aber dem Volksregiment ergeben, von dem Amte des Bannerträgers ab, das dann Filippo de' Buondelmonti aus einem hocharistokratischen Geschlecht übernahm; die Bürgerwehr und die übrigen demokratischen Einrichtungen hörten auf, die Mediceer kehrten zurück und für die Zusammensetzung des auf Zweihundert festgesetzten Rates wurde ein Wahlverfahren eingeführt, wodurch nur Parteigenossen der Medici Zugang erlangen konnten. Wie in den Tagen Lorenzos des Prächtigen stand nunmehr das Haus wieder in fürstlicher Höhe; sein Ansehen stieg noch, als Giovanni de' Medici die päpstliche Tiara erlangte und seinen Vetter Giulio zum Erzbischof von Florenz ernannte. Aber Vertrauen und Unbefangenheit waren verschwunden. Ein Florentiner Bürger, Pietro Paolo de' Boscoli, hatte ein Verzeichnis mehrerer durch Freiheitsliebe bekannter Männer angefertigt. Dieses wurde durch einen Zufall bekannt und galt als Anzeichen einer Verschwörung gegen die Medici. Eine Untersuchung wurde eingeleitet, und obwohl man trotz der angewandten Folter kein staatsgefährliches Komplott zu entdecken vermochte, wurden doch zwei, die man für die Häupter hielt, Boscoli und Agostino de' Capponi enthauptet, Niccolo de Machiavelli aber, der berühmte Staatsmann und Historiker, dessen Name sich gleichfalls in der Liste befunden, nebst den übrigen Gesinnungsge- 1513.
nossen aus Florenz verbannt.

Während des Winters herrschte in Rom ein reges Diplomaten- und Intri- Diplomatische Schachzüge.
genspiel und viele Fäden wurden angeknüpft und zerschnitten. Der Papst hatte 1513.
Parma, Piacenza und Reggio besetzt und gedachte damit den Kirchenstaat zu vergrößern; auch auf Modena hatte er seinen Sinn gestellt, und alle „Barbaren" sollten nach seinen geheimsten Plänen vom Boden Italiens verdrängt werden; er verband sich mit Kaiser Maximilian, den er mit Geld und guten Worten am ersten für seine Vergrößerungsabsichten zu gewinnen hoffen konnte; dafür wollte er demselben zur Erwerbung oder Behauptung der Territorien behilflich sein, die ihm in der Liga von Cambrai zugeteilt worden. Hierdurch wurden die Venetianer, welche von der Abtretung dieser Orte und Landschaften nichts wissen wollten, von der heiligen Liga abgezogen und einem französischen Bündnis ent- März 1513.
gegengeführt. Ludwig XII. sollte das Herzogtum Mailand wieder erlangen, der Republik aber ihr altes Gebiet bis zur Ghiaradadda zurückgeben. Auch mit den Kantonen der Schweiz wurden Unterhandlungen gepflogen. Aber ehe dieser Auflösungs- und Verbindungsprozeß zum endgültigen Abschluß gekommen, starb Julius II. und hatte zum Nachfolger den oft genannten Kardinal Giovanni 21. Febr. 1513.
de' Medici, der als Papst Leo X. eine nicht minder hervorragende Stellung in der Geschichte des Pontifikats einnehmen sollte, als sein Vorgänger.

Mit dem Tode des kriegerischen, patriotischen Kirchenfürsten verlor die Papst Leo X.
heilige Liga ihre Seele. Leo X., von andern Interessen erfüllt, setzte den Kampf nur fort, um dem päpstlichen Stuhle oder seiner Familie die zu erwartende Beute

zu sichern. Namentlich sollte Parma und Piacenza festgehalten werden. Dagegen war er nach Kräften bemüht, die Hindernisse zu beseitigen, die den Frieden erschweren konnten: er nahm den Herzog von Ferrara zu Gnaden an; er versöhnte sich mit den abtrünnigen Kardinälen und entzog damit der Kirchenversammlung, die von Mailand nach Lyon verlegt worden, aber von dem Kaiser bereits aufgegeben war, ihre leitenden Häupter.

Kriegsgreuel in Italien. Dennoch hatte der Krieg in Oberitalien noch das ganze Jahr hindurch seinen ununterbrochenen Fortgang, weil die streitenden Parteien keinen ihrer Ansprüche aufgeben, keinen errungenen Vorteil fahren lassen wollten. Darüber hatte das unglückliche Land furchtbar zu leiden, so daß die mißhandelten und gepeinigten Einwohner zur Selbsthilfe griffen, um sich ihrer Dränger zu entledigen. Spanier, Franzosen, Schweizer, Deutsche und Italiener tummelten sich in den schönen Gefilden am Po, am Ticino und an der Etsch umher, verwüsteten die Felder und Weinberge, brandschatzten oder zerstörten Städte und Dörfer, befleckten den Boden mit Blut und Leichen, führten Gefangene weg, um Lösegeld zu gewinnen, und übten Greuel und Erpressung aller Art. Herrschaften wechselten über Nacht und niemand wußte zu sagen, welche Obrigkeit schließlich die Gewalt behalten werde. Die Franzosen, die unter La Tremouille und dem „Eber der Ardennen", Robert von der Mark, mit verstärkter Kriegsmacht wieder im Mailändischen erschienen, suchten den Schweizern und ihrem Schützling Maximilian Sforza das Herzogtum zu entreißen, erlitten aber nach 6. Juni 1513. vielen Wechselfällen bei Novara eine schwere Niederlage. Wie furchtbar auch das französische Geschütz in den Reihen der leichtgekleideten Alpensöhne aufräumte, die mit Schwertern und Hellebarden bewehrten Hirten und Landleute trugen zuletzt den Sieg davon; über 8000 Tote und Verwundete, darunter 1500 tapfere Reisläufer, deckten das Schlachtfeld. Genua wurde durch einen blutigen Parteikampf zwischen den französisch gesinnten Adorni und Fieschi und den liguistischen Fregosi zerfleischt, ein Kampf, der Hinrichtungen und Verbannungen der einen und der andern je nach den abwechselnden Kriegsentscheidungen zur Folge hatte. An der Etsch und am unteren Po, von Verona bis Padua stritten die Venetianer, unterstützt von den Einwohnern, unter der Führung des aus französischer Gefangenschaft entlassenen Alviano gegen ein päpstlich-spanisches Heer unter Cardona und Pescara, und gegen deutsche Landsknechte bald mit Erfolg, bald mit Nachteil, bis sie das spanisch-deutsche Heer, das einen kühnen Marsch nach der Brenta gewagt, auf dem Rückzuge bei Bassano angriffen, aber nach einem glücklichen Anfang zuletzt vollständig geschlagen und zersprengt wur-7. Okt. 1513. den. Ihr ganzes Gepäck ging verloren und viele Edelleute aus den ersten Familien wurden getötet oder als Gefangene weggeführt. Auch zwei Bentivogli waren unter den Gefallenen.

Frankreich in Bedrängnis. 1513. Diese Unfälle machten die erschöpfte Markusstadt, die noch überdies von einer schweren Feuersbrunst heimgesucht ward, zu einer friedlichen Ausgleichung

geneigt. Sie stimmte ihre Ansprüche herab und erleichterte dadurch dem Papst die Aufgabe, eine Versöhnung herbeizuführen. Noch mehr sehnte sich der König von Frankreich nach Beendigung des Kriegs. Wir wissen, daß auch Heinrich VIII. von England, Ferdinands Schwiegersohn, zur Teilnahme an der Liga bewogen worden war und nach seiner Landung in Biscaya die Eroberung Navarras durch den spanischen König wesentlich erleichtert aber wenig Ruhm geerntet hatte. Dieser sollte durch einen näheren Angriff eingebracht werden. Im Einverständnis mit dem Kaiser setzte ein englisches Heer nach der Pikardie über und belagerte die Stadt Terouanne. Da rief Ludwig XII. seine Truppen aus Italien zurück, um sie gegen den Feind im eignen Lande zu verwenden, und überließ das Herzogtum Mailand seinem Schicksale. Aber auch in der Pikardie war ihm das Glück entgegen. Als das französische Heer zum Entsatz der belagerten Stadt herbeizog, wurde die Reiterei am Hügel von Guinegate unversehens angegriffen und in die Flucht geschlagen. Und so rasch erfolgte die Entscheidung, daß man das Treffen spottweise die „Sporenschlacht" nannte, 16. Aug. 1513.
weil dabei weniger von den Waffen als von den Sporen Gebrauch gemacht worden. Einige Ritter, die tapfern Widerstand leisteten, wie Bayard und Dunois, Herzog von Longueville, gerieten in Gefangenschaft. Terouanne mußte sich ergeben und nur der geringen Kriegslust des jungen englischen Königs, der im Oktober zu den Genüssen seiner Hauptstadt zurückkehrte, war es zu danken, daß nicht noch größere Verluste erfolgten. Denn gleichzeitig hatte ein eidgenössisches Heer den Jura überstiegen und war, von tausend Reitern Maximilians verstärkt, vor Dijon gerückt. Zwar gelang es dem Statthalter von Burgund, La Tremouille, durch Geldsummen und große Versprechungen die Feinde zum Rückzug zu bewegen, da aber der König, ungehalten über die ungemessenen Zusagen seines Statthalters, den Vertrag nicht bestätigte, so stand mit nächstem Frühjahr ein neuer Besuch helvetischer Reisläufer in Aussicht und auch der Kaiser und Heinrich VIII. drohten mit neuen Angriffen. Die Staatskasse war erschöpft, das Land bedurfte einer Erholung, das Volk sehnte sich nach Ruhe.

So großen Schwierigkeiten und so zahlreichen Feinden war Ludwig XII. Friedensbemühungen des Papstes.
nicht gewachsen: Venedig war niedergeworfen, Mailand in den Händen Maximilian Sforzas und der Schweizer; alle übrigen Potentaten standen mit gezücktem Schwerte an den Grenzen, zu kriegerischen Einfällen bereit. Wollte der König nicht seine italienischen Besitzungen auf immer verlieren, die Früchte so vieler Kämpfe, Anstrengungen und Opfer nicht gänzlich zerrinnen sehen, so mußte er suchen, einige seiner Feinde zu entwaffnen, um mit ungeteilter Kraft zur Wiedereroberung des Herzogtums Mailand auszuziehen. Zu dem Zwecke versöhnte er sich zunächst mit dem Papst, indem er sich von dem nach Lyon verlegten pisanischen Konzil lossagte, das lateranensische als das einzig wahre und Okt. 1513.
rechtmäßige anerkannte und viele Glieder der Lyoner Kirchenversammlung bewog, ihre Opposition aufzugeben, die Gnade des heiligen Vaters anzuflehen und den

Verhandlungen in Rom sich anzuschließen. Als Carvajal vor der Lateransynode reumütig sein Schuldbekenntnis ablegte, feierte der päpstliche Absolutismus abermals seinen Triumph über die konziliare Autorität. Für solche Dienste war Leo X. nicht undankbar; er näherte sich mehr und mehr den Franzosen und zeigte sich geneigt, ihnen wieder zum Besitz von Mailand zu verhelfen. Er besaß nicht die patriotische Strenge seines Vorgängers, der nur einheimische Regierungen in der Halbinsel sehen wollte; und was gewann denn das lombardische Land, wenn ein Schattenfürst, wie Maximilian Sforza unter dem Schutze der habgierigen, räuberischen Schweizer in Mailand das Zepter führte, dessen Ohnmacht und Unfähigkeit keine Ordnung und keine obrigkeitliche Autorität aufkommen ließ? Der Papst hätte auch gern zwischen Frankreich und der Eidgenossenschaft einen Friedensvertrag vermittelt, aber den helvetischen Reisläufern war die unsichere Lage im Mailändischen, die ihnen fortwährend Gelegenheit zu bewaffneten Invasionen gab, zu vorteilhaft, als daß sie die Rückkehr der französischen Herrschaft hätten dulden mögen. Nur wenn König Ludwig seine Erbansprüche auf Asti und Mailand aufgeben würde, wie der Statthalter von Burgund bei ihrem Abzug von Dijon in Aussicht gestellt, wollten sie mit Frankreich die alten Verträge erneuern. Zu einem so demütigenden Zugeständnis war aber der französische König nimmermehr zu bewegen. Auch zwischen Venedig und dem Kaiser führte die vermittelnde Thätigkeit des Papstes nicht zum Ziel, teils weil Maximilians Bevollmächtigter, der Kardinalbischof von Gurk, zu hohe Forderungen stellte, teils weil Leo Modena und Reggio für seine Familie zu erwerben wünschte. Es sollte ein eignes Fürstentum für seinen Bruder Giuliano de' Medici daraus gebildet werden.

Ludwigs XII. zweite Heirat und Tod. 1514. 1515.

So dauerte denn in Italien ein zwischen Krieg und Frieden schwebender Zustand das ganze Jahr hindurch fort. Alles sehnte sich nach Ruhe, aber niemand wollte Opfer bringen. Diese Unsicherheit nahm noch zu und erfüllte die Gemüter mit neuen bangen Erwartungen, als man die Kunde vernahm, Ludwig (Aug. 1514.) habe mit den Königen von England und Spanien Friede und Freundschaft geschlossen und treffe Vorbereitungen, um im nächsten Frühjahr mit großer Heeresmacht über die Alpen zu ziehen. Wie einst Ferdinand der Katholische, so machte auch er eine neue Heirat zur Friedens- und Bundesstifterin. Seine Gemahlin Anna, die einst die Bretagne der Krone zugebracht, dem König aber fortwährend durch ihre Launen und ihre partikularistischen Vorurteile und Sympathien das (Jan. 1514.) Leben verbittert hatte, war am 9. Januar gestorben. Sie hatte ihrem Gatten nur Töchter gegeben, wovon die älteste Claudia an Franz von Angouleme, den präsumtiven Thronfolger, vermählt war. Der König hätte aber gern den Thron einem Leibeserben hinterlassen, der aus seinen eignen Lenden hervorgegangen. Darum sah er sich bald nach einer neuen Gemahlin um. Unter Vermittelung des Herzogs von Longueville, der sich als Kriegsgefangener in London befand (7. Aug. 1514.) und die Gunst Heinrichs VIII. gewonnen hatte, kam bald ein Vertrag zu stande,

in welchem die beiden Monarchen einander Frieden und Freundschaft schwuren, sich zu gegenseitiger Hilfeleistung verpflichteten und alle alten Streitigkeiten durch ein Familienbündnis auszugleichen gelobten. Demgemäß sollte Heinrichs VIII. Schwester Maria, die sechzehnjährige Tochter Englands, mit dem dreiundfünfzigjährigen Ludwig XII. vermählt und zur Königin von Frankreich erhoben werden; zugleich wurden alle Geldforderungen, welche man in London schon seit Jahren vergebens vorgebracht, sowie die Bedingungen der Mitgift in befriedigender Weise ausgeglichen. Am 11. Oktober wurde in Abbeville das Beilager gehalten und das fröhliche Ereignis mit einer Reihe von Festlichkeiten gefeiert. 11. Okt. 1514. Der König, dessen Gesundheit schon seit längerer Zeit wankend und unsicher gewesen, that sich Gewalt an, um seiner jungen, lebhaften Gemahlin zu genügen und den Aufenthalt am französischen Hofe angenehm zu machen. Aber die große Veränderung in seiner ganzen Lebensweise, in allen seinen Gewohnheiten, sollte ihm schlimm zu stehen kommen. Seine Kräfte schwanden rasch dahin: ehe er den neuen Zug nach Italien, mit dem er sich fortwährend beschäftigte und zu dem er schon alle Zurüstungen getroffen, antreten konnte, wurde er vom Tode weggerafft. 1. Jan. 1515. Seine schöne jugendliche Witwe kehrte in ihre Heimat zurück und reichte in der Folge dem Herzog von Suffolk, den sie schon früher geliebt, ihre Hand zum neuen Ehebund.

Franz I. 1515—1547. So wurde Franz von Angouleme, ein junger ritterlicher Mann von einundzwanzig Jahren, der Erbe des französischen Thrones. Wir werden die Geschichte seiner Regierung an einem andern Orte kennen lernen; hier soll nur der italienische Feldzug noch erwähnt werden, dessen siegreicher Ausgang den Namen des neuen Königs gleich anfangs mit einer Glorie umgeben und ihm eine Stelle in den Annalen der Geschichte verschafft hat, die er weder durch seine Eigenschaften noch durch seine Verdienste beanspruchen konnte. Schon bei seiner Thronbesteigung legte sich Franz den Titel „Herzog von Mailand“ bei, und daß er willens sei, diesem Titel auch eine reale Bedeutung zu verleihen, bewies er durch die Fortsetzung der Kriegsrüstungen seines Vorgängers.

Die Zustände in Mailand. Er konnte bald bemerken, daß er durch friedliche Unterhandlungen nicht zum Wiederbesitz des schönen Landes, das er als Erbteil seines Hauses betrachtete, gelangen würde: denn wie sehr sich auch die Welt nach Beendigung des Kriegs sehnte, außer den Venetianern trat niemand entschieden für seine Ansprüche ein: der Papst, der Kaiser, der aragonische König gaben unbestimmte Erklärungen; die Schweizer, die eigentlichen Beherrscher des Landes, wiesen alle seine Anerbietungen entschieden zurück. Welchen Ersatz hätte der französische König ihnen gewähren können für die Vorteile und den Ruhm, die ihnen die dermalige Lage in der Lombardei verschaffte? Der schwache, unfähige, stumpfsinnige Maximilian Sforza war im Schlosse zu Mailand wie ein Vogel im goldenen Käfig; sein Name verdeckte nur die häßliche Gestalt einer fremden Militärdiktatur, welche mit eiserner Gewalt auf Stadt und Land lastete. Und so gebieterisch, so

eigensüchtig, so rücksichtslos übten die Eidgenossen ihre Zwingherrschaft, daß selbst der Herzog nach Erlösung aus den drückenden Banden sich sehnte. Die rohen Hauptleute der Reisläuferscharen waren den Italienern ein Greuel und ein Schrecken, aber wer sollte den Kampf wagen wider ein Heer von zwanzig bis dreißigtausend starken Gebirgssöhnen, die damals an Tapferkeit, Kraft und Kriegsmut über alle andern Wehrmannschaften weit emporragten, bei deren Erscheinen alles von Angst und Zagen ergriffen ward? Nur durch einen Sieg konnte daher Franz zum Besitz von Mailand kommen, aber ein Sieg über eine so gefürchtete kriegerische Nation, wie die Helvetier war auch der sicherste Weg, sich in der Herrschaft zu behaupten. Selbst von Genua aus gingen ihm Versicherungen zu, daß man die Oberherrschaft Frankreichs dem ungewissen Zustand eines schwankenden und wechselnden Parteiregiments vorziehe. In Savoyen hatte Franz durch seine Mutter, die dem herzoglichen Hause angehörte, wichtige Verbindungen und Sympathien.

Die Schlacht bei Marignano. 1515. Der Feldzug der Franzosen von Embrun nach Saluzzo über die Kottischen Alpen war ein kühnes Wagnis, das die Welt mit Bewunderung erfüllte. Der König selbst und mit ihm die Häupter des Adels, viele Namen von ritterlichem Ruhme, wie der Connetable von Bourbon, der Führer der Vorhut, wie Bayard, Triulzo, Lautrec, La Tremouille und so manche andre belebten durch ihre Anwesenheit den Mut des Heeres. Sogar die Schweizer waren betroffen und es fehlte nicht an Stimmen, die da meinten, man solle die so günstigen und ehrenvollen Bedingungen, die der französische König ihnen anbieten ließ, nicht von der Hand weisen. Aber die kriegerisch Gesinnten unter den Hauptleuten, an ihrer Spitze der Kardinalbischof Schinner von Sitten, bestanden auf dem Kampf: die Ehre und der Waffenruhm der Eidgenossenschaft würde befleckt werden, wenn sie mit einem Stück Geld sich abfinden ließen, und durch ihren Rückzug den Herzog und alle ihre Anhänger den Feinden preisgeben würden. Diese Ansicht drang durch, doch herrschte keineswegs Einigkeit und manche Haufen zogen die Rückkehr in die Heimat vor. Neben Schinner besaß Marx Röust, Bürgermeister von Zürich, das meiste Ansehen unter den Hauptleuten; und obwohl er für die gemäßigtere Ansicht gesprochen hatte, wurde ihm doch, als es zur Schlacht kam, die
13., 14. Sept. 1515. Hauptführung übertragen. Diese Entscheidungsschlacht, die bei dem Flecken Marignano am Lambro, zwei Meilen südöstlich von Mailand, geliefert ward, war eine der denkwürdigsten Waffenthaten des ganzen Jahrhunderts. Bis nach Sonnenuntergang hatte am 13. September der mörderische Kampf bereits gedauert, das erste Treffen unter dem Connetable war in die Flucht geschlagen, die ungestüme Tapferkeit der Eidgenossen hatte bereits zehn feindliche Fahnen und zwölf Kanonen erobert, als am folgenden Tag bei Erneuerung der Schlacht teils durch das unerwartete Einbrechen eines venetianischen Reiterhaufens, teils weil Triulzo die Dämme des Lambro durchstechen ließ und damit eine Überschwemmung des helvetischen Lagers verursachte, das Glück sich auf die Seite

der Franzosen neigte. Ihr gut bedientes treffliches Geschütz richtete furchtbare Verheerung in den feindlichen Reihen an. Die Schweizer ließen gegen 7000 Tote und Verwundete, darunter viele der tüchtigsten Führer, auf dem Platze, machten aber doch einen geordneten Rückzug mit ihren Fahnen; nur der Stier von Uri ging verloren. Ohne von den Franzosen verfolgt zu werden, zogen sie über Como nach ihren Bergen, trotz der Niederlage von Freund und Feind bewundert wegen ihrer Kraft, Tapferkeit und Mannszucht.

Durch die „Riesenschlacht von Marignano“, wie sie der alte Marschall Friedensverträge. Triulzo nannte, kam das Herzogtum Mailand wieder an die Franzosen und auch Genua erkannte aufs neue die Schutzherrschaft des französischen Königs an. Maximilian Sforza verlor so sehr allen Mut, daß er schnell eine Kapitulation abschloß, obwohl ihm die Eidgenossen neue Hilfsmannschaft versprachen. Er entsagte seiner Herrschaft über Mailand, der er ohnehin unter der drückenden 1. Okt. 1515. Obmacht der Schweizer nie froh geworden war, und nahm seinen Aufenthalt in Frankreich, wo er noch fünfzehn Jahre lang bis zu seinem Tode von einem ansehnlichen Jahrgehalt lebte, den ihm Franz I. aussetzte. Die Schweizer wurden mit beträchtlichen Geldzahlungen zufriedengestellt und räumten dann Cremona und die übrigen festen Orte, die sie noch im Besitz hatten. Aber Kardinal Schinner und die Waldstätte beharrten noch bei dem Bunde mit dem Papst und dem Kaiser und in ihrer feindseligen Gesinnung gegen Frankreich. Erst im nächsten Jahr, als König Franz den Schweizern einige Besitzungen am Abhange der Alpen, Jahrgelder und Handelsvorteile zusicherte, wurde ein ewiger Friede 29. Nov. 1516. geschlossen und der alte Freundschaftsbund erneuert. Auch Papst Leo X. reichte die Hand zur Versöhnung: er mußte Parma und Piacenza an Mailand, Reggio und Modena an Ferrara zurückgeben, blieb aber im Besitz von Bologna und erhielt freundliche Zusicherungen für seine Familie, die Medici. Auf einer persönlichen Zusammenkunft in Bologna wurden auch noch kirchliche Vereinbarungen zwischen dem Papst und dem König verabredet. Nur Kaiser Maximilian wollte sich noch nicht zufrieden geben: er machte Versuche, den an seinem Hofe weilenden zweiten Sohn Lodovicos des Mohren, Francesco Sforza, nach Mailand zurückzuführen und den Parteikrieg von neuem zu entflammen. Aber seine Unternehmungen scheiterten an der Wachsamkeit der französischen Befehlshaber, des Connetable von Bourbon und des alten Marschalls Triulzo, und an der Weigerung der helvetischen Söldner gegen ihre Landsleute zu fechten.

So trat endlich eine allgemeine Ermattung der Geister ein und alle Staaten Venedig. Italiens suchten auf Grund bestehender Verhältnisse zu einem friedlichen Abschluß zu kommen. Auch Venedig erlangte wieder seine alten Grenzen gegen Mailand und die Städte Brescia und Verona kehrten nach längerer Entfremdung von neuem unter das Regiment der Herren von San Marco zurück. Aber unheilbar waren die Schläge, welche die Republik an der Scheide des Jahrhunderts durch die Gründung des osmanischen Reichs in ihren östlichen Be-

sitzungen und durch die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien und der Neuen Welt in ihrem Handel erlitten hatte. Seitdem war die symbolische Vermählung des Dogen mit der Adria auf dem Staatsschiff Bucentoro eine bedeutungslose Feier.

VI. Das neue Geistes- und Kulturleben.

A. Das humanistische Zeitalter.

Litteratur. A. H. L. Heeren, Geschichte der klassischen Litteratur im Mittelalter, 2 Bde. Göttingen 1822 (in dessen historischen Werken Band IV und V); Meiners, Lebensbeschreibungen berühmter Männer aus den Zeiten der Wiederherstellung der Wissenschaften, 3 Bde. Zürich 1795 ff.; H. A. Erhard, Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung, vornehmlich in Deutschland, 3 Bde. Magdeburg 1827 ff.; K. von Raumer, Geschichte der Pädagogik, 3 Bde. Stuttgart 1857 ff. (4. Band: Die deutschen Universitäten); Paulson, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten. Leipzig 1885; K. Hagen, Deutschlands litterarische und religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter, 3 Bde., 2. Ausg. Frankfurt a/M. 1868. — Für Italien insbesondere, außer den mehrerwähnten litterargeschichtlichen Werken von Tiraboschi und Ginguené: G. Voigt, Die Wiederbelebung des klassischen Altertums oder das erste Jahrhundert des Humanismus. Berlin 1859; J. Burckhardt, Die Kultur der Renaissance in Italien, Leipzig 1809, 2. Aufl. 1869; dazu kommen die öfters erwähnten Werke: Geschichte der Stadt Rom von Gregorovius, Bd. 7 und von A. v. Reumont, Bd. 3 und die Werke von Roscoe über Lorenzo de' Medici und Papst Leo X. und A. v. Reumont über Lorenzo. — Aus der überreichen Zahl der Biographien einzelner Humanisten heben wir hervor: D. F. Strauß, Ulrich von Hutten, 2 Bde. Leipzig 1858, 2. Aufl. 1871, nebst der Übersetzung der Gespräche und Hans Prutz im Neuen Plutarch, Bd. 4; über Reuchlin die Werke von Mayerhoff (Berlin 1830), Lamey (Pforzheim 1855) und L. Geiger (Leipzig 1871); A. Müller, Leben des Erasmus von Rotterdam. Hamburg 1828; Stintzing, Ulr. Zasius. Basel 1857; Th. Rudhart, Thomas Morus. Nürnberg 1829; A. Parmet, Rudolf von Langen. Münster 1869 u. v. a. Von dem Umschwung in der Astronomie handelt das Buch von Leop. Prowe, Nik. Kopernikus. Berlin 1883, 2 Bde. Auch die Geschichtswerke über einzelne Universitäten (bes. Kampschulte, Die Universität Erfurt. Trier 1858) bieten vielfache Belehrung.

1. Das klassische Altertum und die neue Bildung.

Das Wehen des neuen Geistes, der alle Gebiete des Volkslebens durchdrang, der die kirchlichen und politischen Zustände so gewaltig umgestaltete, der in den Gesellschaftsformen so manche drückende Fessel sprengte, der in der Kunst ein frisches reges Leben entfachte, mußte auch der Wissenschaft zu gute kommen, mußte auch hier neue Gedanken und Ziele, neue Anschauungen und Grundsätze aufstellen. Auch auf diesem Felde waren die mittelalterlichen Formen ausgelebt, auch hier strebte ein freieres und regsameres Geschlecht nach neuen Bildungen. Wir kennen die scholastische Wissenschaft des Mittelalters und wissen, wie

fruchtlos sie sich im Dienst der Kirche und des Dogmas abmühte und über der formalen Ausbildung von Denkgesetzen und Begriffsbestimmungen erstarrte und verknöcherte. Längst war auch die Zeit ihrer großen Meister vorüber und nur ein geistesarmes Epigonengeschlecht wandelte noch gedankenlos in den alten Bahnen. In diesen konnte der Trieb nach freier rein menschlicher Bildung, nach individueller Selbständigkeit des Geistes, keine Nahrung finden. Das Streben nach Humanismus in Bildung und Erziehung lag tief in der Richtung der Zeit begründet. Der Druck des Kirchenglaubens und der starren Schulsysteme, der auf der Wissenschaft des Mittelalters lastete, sollte einer edleren und reineren Menschenbildung weichen. Der Grundsatz der freien Forschung, des unbeirrten Strebens nach Erkenntnis und Wahrheit war Ziel und Frucht der neuen humanistischen Richtung. Noch aber bedurfte man eines Lehrmeisters und Wegweisers, und wo war ein besserer und bewährterer als das klassische Altertum, als die unvergänglichen Geistesschöpfungen der alten Kulturvölker? Mit der Wiederbelebung derselben hängt die neue Gestaltung alles wissenschaftlichen Forschens und Denkens aufs innigste zusammen. Jahrhundertelang und bis auf den heutigen Tag ist diese Grundlage höherer wissenschaftlicher und künstlerischer Bildung beibehalten worden, galten die Schrift- und Kunstwerke der antiken Welt als Ideal und Vorbild jedes geistigen Strebens.

Die Wiederbelebung des klassischen Altertums ist das Wort, mit dem allgemein und mit Recht eine große Periode wissenschaftlicher Thätigkeit charakterisirt wird. Freilich waren auch in früheren Jahrhunderten die Werke der Alten nicht unbekannt. Die lateinische Sprache war von der Kirche stets festgehalten worden; sie war immer das Organ der Geistlichen und Gelehrten gewesen. Nach Aristoteles, freilich in entstellter und verderbter Gestalt, hatte jeder Philosoph gedacht, nach Livius oder Sallust jeder Chronist Geschichte geschrieben, den Virgil jeder Dichter als Ideal verehrt. Wir haben die Kulturzustände des Abendlandes in verschiedenen Zeiten kennen gelernt und wissen, daß manch strebsamer Klosterbruder mit Abschreiben und Studieren der alten Autoren sich eifrig befaßte; wir haben manche schöne Blütezeit wissenschaftlicher Kultur an der Hand der Alten verzeichnet. Wie wäre es auch möglich gewesen, eine vergangene Kulturwelt wieder zu beleben, wenn dieselbe nicht durch alle dazwischen liegende Jahrhunderte sich fortgepflanzt und fortgewirkt hätte? Doch aber war der Einfluß der Alten ein beschränkter gewesen, und die Zahl ihrer Verehrer und Kenner eine geringe. Das ganze Bildungssystem, der befangene Ideenkreis und die kirchliche Geisteszucht der mittelalterlichen Welt stand einer wahrhaften, reinen Freude an den antiken Meisterwerken entgegen, und das formale Interesse an ihnen war das vorherrschende. Seit den großen Kirchenvätern ging keiner mit offenem Sinn an sie heran. Von rein menschlichem Standpunkt, als Lehrer idealer Weltweisheit, als ewig gültige Vorbilder des edlen Geschmacks und reiner Schönheit, wurden die alten Klassiker erst von einem späteren freien Geschlechte

betrachtet. Zudem waren die letzten Zeiten des ausgehenden Mittelalters diesem Studium wie jeder Kultur höchst ungünstig. Wie verschollene große Namen pflanzten sich die alten Meister von Geschlecht zu Geschlecht, wie zu unbekannten Geistern schaute man zu ihnen auf. Unbeachtet moderten die Schriftenbände, die einst fleißige Hände gefertigt, im Staub der Klosterbibliotheken; des Griechischen war nur selten einer mächtig. So war es doch wie eine neue Geisteswelt, als das klassische Altertum seinen Siegeszug hielt. Da lernte man, sagt Heinrich Ritter, die Schönheiten der lateinischen Dichter, Redner Geschichtschreiber wieder ganz anders schmecken, als es einer früheren Zeit, welche fast nur Bruchstücke dieser Art gekannt hatte, möglich gewesen war; da wurden Quintilian, Tacitus wieder entdeckt; da lernte man den Homer, die griechischen Dichter, Geschichtschreiber, Philosophen wieder in ihrer eignen Sprache verstehen; Platon, Plotin, Proklos wurden mit Begierde gelesen; den Aristoteles lernte man nun mit ganz andern Augen betrachten, als früher, wo er die Schule ausschließlich beherrscht, wo Alexander von Aphrodisias noch nicht ein Licht über seine Lehre verbreitet hatte; da beachtete man wieder die Werke der alten Baukunst, Rom erhob sich aus seinem Grabe; da wurden die alten Münzen und Gemmen hervorgesucht; aus der Erde erstanden die Bildsäulen, welche die neuere Kunst als ihre Muster anstaunte, der belvederische Apoll, die mediceische Venus, der Laokoon, der Torso, und unter dem mannigfaltigen Glanze, der sich jetzt an italienischen Höfen entfaltete, galten die prächtigen Sammlungen, welche die Schätze der alten Kunst vereinigten, für das glänzendste Kleinod. Alles war voll von neuen Wundern, welche doch so alt waren.

Jetzt erstreckte sich das Interesse an den Werken der Alten auf viel weitere Kreise; nicht mehr die Kirche und die ihr unterthänige scholastische Wissenschaft verwaltete den köstlichen Schatz in karger Weise, er wurde Gemeingut der ganzen gebildeten Menschheit; aus einem Lehrmittel der Schule wurde er ein Bildungsmittel des Lebens. Es erwuchs ein eigner Gelehrtenstand, der die freie Bildung, die Erziehung des Menschengeschlechts nach dem humanen Gesichtspunkt des Schönen und Guten, wie ihn die Alten aufgestellt, auf seine Fahne schrieb, und die neue Lehre fand unter hoch und niedrig begeisterte Aufnahme. Wer vermöchte den Einfluß des Antiken auf die ganze Denkweise und Anschauung der Neueren zu ergründen! Auf jedem Blatte, das von Kunst und Wissenschaft seit jener Zeit berichtet, wird der feinfühlende Leser die Spuren des Altertums bemerken; jede Disziplin fand dort ihre Führer und Vorbilder und Nachahmung derselben war das höchste Ziel. Wie geblendet stand die Welt vor dem ungeahnten Reichtum des klassischen Vermächtnisses. Die antiken Weltweisen und Dichter, dem Staube der Klöster entstiegen, kehrten als Befreier des Geistes wieder; die Götter Griechenlands kamen als Apostel des Schönheitskultus zurück, und die marmornen Helden und Bürger des Altertums sprengten ihre Gräber, um jetzt als alleinige Vorbilder echter Mannestugend angestaunt zu werden.

Freilich, die neue Kultur hatte auch ihre bedenklichen und gefährlichen Seiten. Wir werden sehen, daß in vielen freien und frivolen Geistern die Freude an der Weisheit der alten Welt zu offener Verachtung christlicher Sitte und christlichen Glaubens führte. Plato und Aristoteles waren jenem Geschlecht ebenso sichere Führer für das Leben als die Heilige Schrift und manchem die einzig berechtigten; die lockende Lehre des Epikur und die leichtfertige Lebensweisheit des augusteischen Roms traten in viel reizenderem Gewande auf als die christliche Moral. Aber nicht nur das Leben, auch die Litteratur und die Wissenschaft gerieten durch die übertriebene und allzu einseitige Verehrung und Bewunderung des Altertums auf Irrwege. In dem Streben, ein elegantes Latein zu schreiben, verachtete man den Gebrauch der Landessprache und die nationale Litteratur; die Neigung, sich ganz auf den Standpunkt der Alten zu stellen, ihre Denk- und Redeweise völlig sich anzueignen, rief eine geschraubte gekünstelte Schriftstellerei hervor. Jene zahllosen pathetischen Reden und Abhandlungen mit ciceronianischen Wendungen und Ideen, jene frostigen Oden mit antiken Metren, jene Idyllen und Heldengedichte mit virgilischem Klang, die längst der verdienten Vergessenheit anheimgefallen sind, sie flossen aus einem irre gegangenen Bestreben, die antike Litteratur unmittelbar in einer gänzlich anders gearteten Zeit zu reproduzieren. In dem Treiben der italienischen Humanisten wird uns diese übertriebene und krankhafte Schwärmerei für das klassische Altertum am stärksten entgegentreten. Auch das leichtfertige Wanderleben der Gelehrten, die gleich den Sophisten des alten Hellas von Stadt zu Stadt, von Hof zu Hof zogen und häufig die geselligen Kreise mit ihrer Streitsucht, ihrer Eitelkeit, ihrer Frivolität füllten, zeigte sich am auffallendsten in der beweglichen Welt Italiens. Maßvoller, kritischer und besonnener schritt der deutsche Humanismus einher; an die Stelle exaltierter Verehrung trat hier ruhige Würdigung und gesundes Urteil. Erst wenn sie aus dem Dunstkreis geschraubter, überspannter Bewunderung und sklavischer Nachahmung entrückt, wenn sie in Einklang gebracht war mit den veränderten Sitten und Anschauungen, wenn sie mit andern Bildungselementen von mehr realistischer, natürlicher und nationaler Gestalt sich verband, konnte die klassische Welt segensreiche Früchte tragen, als ein Mittel der Bildung und Veredelung des Menschengeschlechts nach idealen Zielen. Allein der junge Genius, dessen die Gemüter voll waren, ließ sich in seinem ersten Flug nicht in die engen Fesseln des Zweckmäßigen und Wohlthätigen schlagen; es wäre ungerecht, wenn wir Neueren, die wir gemächlich die Früchte dieser Entwickelung genießen dürfen, klagen wollten, daß eine große Geistesbewegung nicht alsogleich in die richtigen Bahnen einlenkte.

2. Die humanistische Bildung in Italien.

a. Charakter und Erscheinungsformen im allgemeinen.

Italien und das römische Altertum. Von Italien, dem alten Mutterlande der Kultur, ging die geistige Bewegung aus, die unter der Fahne des wiedererweckten klassischen Altertums eine reinere Menschenbildung, eine höhere Weltanschauung und ein idealeres Kulturstreben dem zerfallenen Gebäude hierarchischen Zwangs und scholastischen Geistesdrucks entgegenstellte und die erstarrte und erstorbene Wissenschaft des Mittelalters mit dem frischen Quell altklassischer Geistesschöpfungen erquickte und belebte. In Italien mußte eine solche Anregung den fruchtbarsten Boden finden. War es doch die Bildung der eignen Vorfahren, die man wieder ins Leben rief; war doch die Volkssprache noch immer der alten Rede von Latium verwandt und ähnlich; erinnerten doch allenthalben die Römerbauten, die herrlichen Bildwerke, das weite Trümmerfeld der ewigen Stadt an eine große und stolze Vergangenheit. Nirgends besser als eben in Rom wurde man inne, welch' rohe und barbarische Zeiten über die Welt gezogen. Mit jeder Generation waren ehrwürdige Trümmer und Bauwerke des Altertums weiterer Zerstörung verfallen und keiner sah in den Ruinen etwas andres als Bausteine und Schutthaufen. Noch um das Jahr 1258 waren durch den Senator Brancaleone zahlreiche feste Häuser römischer Großen geschleift worden, die sich in den altrömischen Bauten festgesetzt hatten, eine arge Verwüstung für das antike Rom. Aber das Geschlecht der Humanisten war nicht mehr fern, das voll Ehrfurcht und Pietät die Ruinen alter Größe durchwandelte und auf Säulentrümmern von einer vergangenen schönen Welt träumte. Die Beschreibungen der alten Stadt von Poggio und Flavio Biondo (Blondus) zeugen von dem Interesse, das eine gebildetere Zeit an den Resten des Altertums nahm.

Erste Anregungen zum klassischen Studium. Jene drei hochbegabten Geister, die wir früher (VII, 860 ff.) als die Heroen der italienischen Dichtkunst und die Schöpfer der nationalen Schriftsprache kennen gelernt, sind auch die Bahnbrecher der neuen Kultur, die auf dem klassischen Altertum fußt. Wie eine dunkle Ahnung dringen die Geister des alten Rom in

Dante. Dantes Bildung und Anschauung, die noch ganz auf scholastischer und kirchlicher Disziplin beruht, aber mit Klarheit und Bewußtsein reißt sich Francesco

Petrarca. Petrarca von den beengenden Fesseln der Zeitbildung los und ergibt sich mit glühender Verehrung und Begeisterung den edlen Geistesschöpfungen der altklassischen Zeit. Er ist der eigentliche Begründer der Altertumsstudien. Die Nachwelt bewunderte in ihm den melodischen Sänger der Sonette und Kanzonen; ihm selbst aber und den Zeitgenossen schienen seine Verdienste um die wiedererschlossene klassische Welt viel bedeutender; von seinem Epos Afrika erwartete er die Unsterblichkeit. Seit dem Knaben der Wohlklang virgilischer Verse und der Schwung ciceronianischer Beredsamkeit das ahnende Herz erhob und erfüllte, lebte und webte sein Geist in den Gebilden des Altertums, die ihm

nicht bloß der Gegenstand gelehrten Studiums waren, sondern in alle seine Ideen und Anschauungen eindrangen. Wenn er die alte Weltstadt an dem Tiber durchwandelte und die Trümmer der ehemaligen Herrlichkeit schaute, zerbrochene Bildwerke, verfallene Tempel und Paläste, so dachte er mit Wehmut der großen und schönen Vergangenheit, die aus Steinen und Schriftrollen mahnend zu dem spätgebornen Enkel sprach, aber in seinen Träumen sah er auch die alte Herrlichkeit wieder erstehen. Dem abenteuerlichen Unterfangen Cola Rienzis stand er nicht fern; beide bewegten sich in denselben Anschauungen. In dem eitlen Volkstribun sah Petrarca einen wiedergekehrten Brutus oder Camillus und in dem Traumbild der römischen Republik den Anfang eines goldenen Zeitalters. Die Ideen von der vergangenen Größe und Herrlichkeit, deren schwärmerische Vorfechter auf dem Boden der rauhen Wirklichkeit so kläglich scheiterten, hatten nur in der Welt des Geistes eine folgenreiche Zukunft. Petrarca hat vor allen andern in den Schöpfungen der Alten das hohe Bildungsmittel erkannt, an ihrer Hand neue Pfade und Ziele, neue Anschauungen und Ideen erschlossen, ein neues geistiges Leben und Streben angeregt und so für Jahrhunderte dem Menschengeist fruchtbringende Impulse gegeben. Die Gegner seiner Ideale bekämpfte er aufs heftigste, mochten es die Anhänger der herkömmlichen Wissenschaft, Juristen, Aerzte, Astrologen, aristotelische Schulphilosophen sein oder geistliche Zeloten, die gegen das heidnische Altertum und die „lügenhafte" Dichtkunst eiferten. Übrigens war Petrarca bestrebt, die Lehren des Altertums mit dem Christentum in Einklang zu bringen; neben den heidnischen Dichtern und Philosophen versenkte er sich gern in die tiefe Gedankenwelt Augustins und der Kirchenväter, und trotz aller Hingabe an die alte Weltweisheit und republikanische Tugend erfreute er sich an der Gunst der Großen und dem Weihrauch der Mitwelt; aus der erhabenen Höhe stoischer Philosophie und einsiedlerischer Zurückgezogenheit blickte er doch mit Ergötzen auf die Bewunderung der Menschen und den Beifall, der ihm in seltenem Maße zu teil wurde. Auch bei ihm trat Idee und Wirklichkeit, Wort und Handlung schon in bedenklichen Zwiespalt.

Gleich seinem Meister Petrarca suchte auch Boccaccio Ruhm und Befriedigung einzig in seinen klassischen Studien; aber zu der genialen Ideenwelt Petrarcas vermochte er sich nicht aufzuschwingen. Hatte jener den Geist des Altertums in sich gesogen und daraus eine Bildungsschule für die Menschheit, für edlen Geschmack und gesunde Weltweisheit zu schaffen gesucht, so sammelte Boccaccio mit mühsamem Fleiß antiquarische Notizen und trug den zusammengebrachten Stoff in breite Kompilationen nach Art der byzantinischen Sammelwerke zusammen („Die Genealogie der Götter" u. a. W.). Der liebliche Erzähler der tuscischen Novellen verwandelt sich in einen trockenen und mühseligen Gelehrten. Schon bemächtigte sich die antiquarische und philologische Kleinmeisterei des klassischen Studiums und zog daraus toten Stoff der Gelehrsamkeit statt Anregung und Bildung für das Leben. Allein der Same, den Petrarca aus- Boccaccio.

gestreut, war nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Der Genius des Altertums, wie er ihn erkannt oder geahnt, fesselte bald die edelsten Geister.

Johannes v. Ravenna. † zw. 1412 u. 1420.

Erweckung des griechischen Altertums.

Das einmal angeregte Interesse für die Sprache und Kultur des Altertums fand bald weite Verbreitung. Zu den Füßen berühmter Lehrer drängte sich die wißbegierige Jugend. Giovanni Malpaghino, nach seinem Geburtsort Johannes von Ravenna genannt, der Schützling Petrarcas, führte die jüngere Generation in die römische Geisteswelt ein. Die schönste Bereicherung aber gewann die Wissenschaft des Altertums durch die Wiedereröffnung der griechischen Litteratur. War schon das volle Verständnis lateinischer Autoren im späteren Mittelalter gering genug, so waren die Griechen vollends ein ehrwürdiger verschollener Name. Wenn auch die Kenntnis der Sprache von Hellas nie ganz im Abendlande erstorben war, wenn auch einzelne hochgelehrte Männer stets an diesem Urquell klassischer Schönheit schöpften, so war doch den meisten durch das ganze Mittelalter die griechische Litteratur ein verschlossener Schatz; der gefeierte Aristoteles, der Leitstern aller Forscher und Denker, lag in der entstelltesten und verderbtesten Gestalt vor; andre griechische Meister waren nur dem Namen nach bekannt und die Urschriften fast allen unzugänglich. Allein mit der besseren Kenntnis der römischen Litteratur mußte auch das Verlangen entstehen, mit den Werken des griechischen Altertums vertraut zu werden. Gab es doch keinen lateinischen Schriftsteller, der nicht auf Hellas, als die Mutter aller edlen Bildung und Kunst hinwies. Aber lange konnte die Sehnsucht nur geringe Befriedigung finden. Die Kulturwelt von Byzanz war zu tief innerlich verfault und vertrocknet, als daß sie die hellenische Bildung treu und rein hätte bewahren und überliefern können. Petrarca hat auch diesen köstlichen Schatz zuerst geahnt, aber ohne ihn heben zu können. An der Hand des Barlaamo, eines Kalabresen, der in Konstantinopel einen theologischen Lehrstuhl innegehabt und mit den Zänkereien der Mönche viel vertrauter war als mit den Geistern des alten Hellas, wurde er in die Anfänge der griechischen Sprache eingeführt. Allein der unwissende Lehrer, der überdies bald starb, war nicht vermögend, den sehnenden Drang des genialen Schülers zu befriedigen. Seufzend sah dieser Homer und Plato in seinem Büchersaale stehen, aber ihr Verständnis war ihm noch verschlossen; noch sprach der Sänger von Ilion nur in den ungelenken Worten eines alten lateinischen Übersetzers (des sog. Pindar von Theben). Auch Boccaccio warf sich mit mehr Eifer als Erfolg auf die griechischen Studien; auf sein Betreiben wurde Leontio Pilato, ebenfalls ein Kalabrese, als Lehrer der griechischen Sprache an der Hochschule zu Florenz angestellt und erklärte dem wißbegierigen Schüler den Homer; allein die rohe Übersetzung, die der unwissende Halbgrieche anfertigte, konnte höchstens eine Ahnung von der Schönheit der homerischen Dichtung geben. Mühsam und schwierig war der Weg zum alten Hellas, aber die junge Begeisterung ließ sich nicht abschrecken.

Chrysoloras. † 1415.

Erfolgreicher als jene unwissenden und unfähigen Kalabresen wirkte Emanuel

Chrysoloras, der im Jahr 1396 an den Lehrstuhl der griechischen Sprache nach Florenz berufen wurde und mit tieferer Kenntnis der hellenischen Litteratur auch Gewandtheit im lateinischen Ausdruck verband. Mit diesem feingebildeten Griechen, den zuerst die Bedrängnis des byzantinischen Reichs durch die Türken als diplomatischen Unterhändler ins Abendland führte, beginnt die engere litterarische Verbindung mit Konstantinopel und zugleich ein tieferes Studium der griechischen Sprache. Jünglinge und gereifte Männer aus den vornehmsten Häusern drängten sich um seinen Lehrstuhl; unter seinen Schülern finden wir die berühmtesten Humanistennamen der folgenden Zeit. Fortan war die Kenntnis der griechischen Sprache und Litteratur ein Erfordernis des Gelehrten und blieb ein gesichertes Gut. Bald zogen italienische Humanisten, wie Guarino von Verona, Filelfo und Johann Aurispa, selbst nach Byzanz, um in der Heimat griechischer Weisheit den Geist zu bilden, und brachten die Werke von Platon und Xenophon, Dio Cassius, Strabo, Lucian und vieles andre als edle Ausbeute mit sich. Weithin bis nach Kreta und Kleinasien zog *Ciriaco de' Pizzicolli* und sammelte auf abenteuerlichen Fahrten Manuskripte, Inschriften und Denkmäler des Altertums. Nach Chrysoloras erwarb sich *Theodorus Gaza* aus Thessalonich, der in verschiedenen Städten Italiens wirkte, Ruhm und Anerkennung als Lehrer und Übersetzer (naturhistorische Schriften des Aristoteles). Auch *Georg von Trapezunt* war ein hochgefeierter Gelehrter, allein seine Übersetzungen (Schriften von Aristoteles und Platon, Almagest des Ptolemäos) leiden an Flüchtigkeit und Nachlässigkeit, seine Angriffe gegen Platon und sein heftiger streitsüchtiger Charakter verwickelten ihn in viele litterarische Fehden; Verfolgung und Widerwärtigkeiten aller Art und die Unruhe seines Geistes trieben ihn umher, bis er verlassen und vergessen in Rom starb. In der Reihe der griechischen Lehrer in Italien ragen ferner *Johann Argyropulos*, der gefeierte Übersetzer Aristotelischer Schriften, und *Georgius Gemisthus Pletho* hervor, der die platonische Philosophie in Italien einbürgerte. Das florentinische Unionskonzil (VIII, 294), das von großer Bedeutung für die litterarische Verbindung mit Byzanz wurde, führte neben Pletho noch einen andern berühmten Griechen ins Abendland: *Bessarion*, dem der römische Hof die Bemühungen für die Union und den Abfall vom griechischen Glauben mit dem Kardinalshut lohnte. Ein glühender Verehrer Platons, ein Gönner aller humanistischen Bildung, das Haupt, um das sich alle griechischen Landsleute ehrfurchtsvoll scharten, hat er eine erfolgreiche litterarische Thätigkeit entfaltet. Seit dem Falle von Konstantinopel wurde die Einwanderung von griechischen Gelehrten noch zahlreicher, und mit der zunehmenden Menge der Lehrer und der wachsenden Selbständigkeit des Abendlandes auch in der Kenntnis des Griechischen, verlor der Gelehrtenstand der wandernden Byzantiner mehr und mehr an Achtung und Ansehen. Hatte man doch immer an ihrem eitlen anmaßenden Wesen, ihrem pomphaften gravitätischen Auftreten und ihrer meist geringen Kenntnis der lateinischen Sprache Anstoß genommen; seit man ihrer nicht mehr bedurfte, gerieten sie allmählich in Mißachtung. Doch fanden einzelne hervorragende Männer, wie *Andronikos Kallinikos*, *Demetrius Chalkondylas*, der kritische Herausgeber griechischer Handschriften, die beiden *Laskaris* (*Konstantin* und *Johann*) auch noch in späteren Jahren Beifall und Anerkennung.

Gaza. † 1478.

Georg von Trapezunt. † 1484.

Argyropulos. Gemisthus Pletho.

Chalkondylas. † 1511.

Das Suchen nach litterar. Schätzen.

Die neuerwachte Liebe zum klassischen Altertum äußerte sich zunächst in dem Verlangen, seine Überreste aus Verderbnis und Verschollenheit zu befreien. Vieles freilich war in den Stürmen der Zeit unrettbar verloren gegangen, noch mehr aber war nur von einem geistesträgen Geschlecht verachtet und vergessen worden. In den alten Klosterbibliotheken lagen noch viele litterarische Schätze

verborgen, die einer glücklichen Hand zu heben gelingen mochte. Die Konzile von Konstanz und Basel gaben manchem geistlichen Bücherfreund Gelegenheit, die deutschen Klöster zu diesem Zweck zu durchstöbern; die päpstlichen Legaten und Nunzien waren selbst von klassischem Geiste angeweht oder führten in ihrem Gefolge Apostel der neuen Wissenschaft mit sich. Bald waren allenthalben im Abendlande die Bibliotheken durchsucht und manches unschätzbare Gut zu Tage gefördert. Auch im Zustande der Bücher, die einst fleißige Mönchshände geschrieben und ein edlerer Zeitgeist gesammelt hatte, zeigte sich die Roheit und Barbarei früherer Geschlechter. In entlegenen Kammern, von dickem Staub und Moder bedeckt, von keinem beachtet und gekannt, nie berührt oder, um das Pergament zu Psaltern und Gebetbüchern zu verwenden, in barbarischer Erwerbsucht zerrissen und zerschnitten, so fanden sich kostbare Schätze des Altertums vor. Während des Konstanzer Konzils stöberte Poggio Bracciolini in den nahen Abteien, in Reichenau und St. Gallen, umher und zog aus dem Schutt der „Klosterzwinger" edle „Gefangene" ans Licht, die bisher gar nicht oder nur unvollkommen bekannt waren, so die Institutionen Quintilians, die Argonautica des Valerius Flaccus; aus andern Klostergräbern erstanden Lucretius Carus, Silius Italicus, Vitruvius, Ammianus Marcellinus, die Historien des Tacitus, mehrere neue Reden Ciceros und Stücke des Plautus und gar vieles andre. Der Erfolg stachelt den Eifer noch mehr an. Wußte man doch von so vielen unschätzbaren Werken, die damals und auch jetzt und wohl für immer verloren sind. War doch von Cicero, von Livius, von Tacitus so manches verschollen!

Mit diesem regen Eifer des Spürens und Forschens nach verborgenen Werken ging die Verbreitung der längst bekannten Hand in Hand. Das fünfzehnte Jahrhundert zeichnet sich durch das planmäßige Sammeln der Kodices aus. In Florenz, Rom, Venedig und anderwärts entstanden Bibliotheken durch fürstliche Freigebigkeit und privates Interesse. Geschickte Skriptoren und Kopisten, besonders solche die auch Griechisch zu schreiben verstanden, waren geschätzte und gut bezahlte Personen; auch die Kritik der vielfach verdorbenen Texte wurde seit der größeren Vervielfältigung der Handschriften geübt. Seit den letzten Jahrzehnten des fünfzehnten Jahrhunderts fand auch die Buchdruckerkunst in Italien Eingang, und bald gingen aus den italienischen Druckereien, den Offizinen der Juntas in Florenz und besonders des Aldus Manutius in Venedig die geschätzten Druckwerke hervor.

Die humanistische Gesellschaft.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, wie das Studium des klassischen Altertums, anfangs nur von einigen wenigen edlen Geistern erfaßt, sich in immer weiteren Kreisen ausdehnte, bei Fürsten, Geistlichen und Stadtrepubliken Beifall und Unterstützung fand, so daß es zum Modetone gehörte, wie vor Zeiten Troubadoure und Minnesänger, so jetzt Sprach- und Altertumsforscher zu hegen und zu beschützen, wie Interesse und Verständnis für die klassische Litteratur

als ein Zeichen vornehmer Bildung galt, wie ein lateinisches Gedicht oder ein eleganter Brief mit Gold aufgewogen wurde, wie in dem zerrütteten Italien, in den dynastischen Kriegen, in den städtischen Unruhen, in dem wirren politischen Treiben der Gelehrte eine hochangesehene und begehrte Persönlichkeit werden konnte. In Italien bildeten die Jünger des klassischen Altertums bald einen eignen Stand, eine gesonderte Gesellschaftsklasse, die als Bekenner der freien Wissenschaft mit unendlichem Hochmut auf die Männer des praktischen Studiums, der Jurisprudenz oder Heilkunde, wie auf die Vertreter der alten Disziplin und auf die zeternden Mönche herabblickte und sich durch den geistigen Adel auf die Höhe fürstlicher Geburt erhoben dünkte. Die Stellung, die der humanistische Gelehrte in der Gesellschaft einnahm, war wohl geeignet, ihm einen übermäßigen Begriff von seiner Würde und Wichtigkeit zu geben. Die Aristokratie des Geistes hat niemals wieder einen so hohen Rang behauptet. In Staatsämtern und Gesandtschaften, an allen Höfen, in der nächsten Umgebung der Großen der Welt finden wir den Schwarm der Humanisten, der nicht bloß geduldet, nein aufgesucht und herangezogen wird; Fürsten und Hofleute, Kardinäle und Päpste glaubten der Gunst jener Männer nicht entbehren zu können, von deren Lob oder Tadel man das Urteil bei Mit- und Nachwelt abhängig wähnte. Es ist eine vielgestaltige bunte Schar, welche uns die folgenden Blätter vorführen werden. Der trockene Grammatiker und Schulmeister, der pathetische Redner, der leichtfertige Dichter, der schmeichelnde Fürstendiener und der republikanische Freiheitsschwärmer, sie alle erwuchsen auf dem Boden des Altertums. Diese „Gelehrtenrepublik“, welche die humanistische Bildung als gemeinsames Band umschlang, stand in der mannigfachsten Beziehung untereinander. Von dem Treiben in jenen Kreisen geben die zahllosen B r i e f e ein lebhaftes anschauliches Bild. Danksagungen, Bitten und Schmeicheleien an die hohen Mäcene der Litteratur, oder die kleinen Anliegen des Gelehrtenverkehrs, oder auch rhetorische Ergüsse und philosophische Traktate, denen nur die Adresse eine Briefform verlieh, bilden den Inhalt dieser umfangreichen Litteraturgattung. Je höher ein feiner Brief von berühmter Hand geschätzt und belohnt wurde, um so mehr wurden aus der Epistolographie kunstmäßige Elaborate, zu deren Abfassung eigne Anleitungen und Mustersammlungen gefertigt wurden. Das Vorbild waren die Episteln Ciceros, und Leichtigkeit, Eleganz, oft sogar affektierte Nachlässigkeit das Streben der Schreibenden. Immer mehr wurden die Briefe aus einem vertraulichen Gedankenaustausch zu berechneten und der Veröffentlichung vorbehaltenen Kunstwerken.

Es konnte nicht fehlen, daß in diesem vielgestaltigen Schwarm, der auf dasselbe Ziel je nach der Weise des Einzelnen strebte, den der Beifall der Menge und die gegenseitigen Lobsprüche gar oft zu anmaßender Eitelkeit und Überhebung verleiteten, Eifersucht, Brotneid und Zänkereien eine gewöhnliche Erscheinung waren. Erbitterte litterarische Fehden füllen manches Blatt der huma-

nistischen Litteratur. Auch die Invektive wurde ein eigner Litteraturzweig, und solange sie um wissenschaftliche Gegenstände ging und sich in den Grenzen des Anstands hielt, mochte sie immer als ein Geistesturnier, als ein gewandter Arenakampf angesehen werden und Bewunderer finden. Allein die Federkämpfe der italienischen Humanisten überschritten oft alles Maß. Die Schmäh- und Streitschriften Poggios, Filelfos, Vallas bieten an Pöbelhaftigkeit des Angriffs, an Roheit der persönlichen Lästerung und Beschimpfung, an Schamlosigkeit der Verleumdung das Unglaublichste, was je ein unverträgliches Gelehrtengeschlecht einander ins Gesicht schleuderte.

Die humanistische Litteratur. Die nächste und äußerlichste Wirkung des erneuten Studiums der Alten war die häufigere und verbesserte Anwendung der lateinischen Sprache. Wer irgend Anspruch auf wissenschaftliche Bildung machen wollte, mußte der Sprache Ciceros in Rede und Schrift mächtig sein. Konnte doch Poggio bedauern, daß das unsterbliche Werk Dantes in der heimischen Mundart geschrieben sei! Daß mit der zunehmenden Verbreitung auch eine Veredelung der Sprache stattfand, ist begreiflich. Die schwülstige Redeweise der Scholastik und das schwerfällige Latein der kirchlichen Gelehrsamkeit wich einem gefälligeren und reineren Ausdruck. Schon seit dem 14. Jahrhundert galt Cicero, der glänzende Redner, der klare Entwickler philosophischer Begriffe der elegante Briefschreiber, für das unbestrittene Muster guter lateinischer Prosa. Hatte man anfangs gestrebt, sich in glatter, fließender, oft affektiert leichter und nachlässiger, mit rhetorischen Blumen geschmückter Sprache auszudrücken, so beginnt seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts der korrekte, streng nach den Regeln der Grammatik gebildete, jeder individuellen Redeweise abgeneigte Stil, auf welchen die grammatischen Schriften („Elegantien") des Laurentius Valla von großem Einfluß waren. Hand in Hand mit dem formalen und grammatischen Studium, sowie der Erklärung und Auslegung (Interpretation) ging die Nachahmung der Klassiker. Die Alten wurden als unmittelbare Muster jeder litterarischen Thätigkeit angesehen, ihre Reproduktion in jeder schriftstellerischen Gattung versucht. Besonders war das Feld der Poesie der eigentliche Boden, auf dem sich das Humanistengeschlecht erging und seinen Ruhm und Stolz sah. Lateinische Verse zu schmieden, war eine allen gemeinsame Kunst. Die neulateinische Poesie der Humanisten bietet jetzt nur dem Litterarhistoriker einiges Interesse, und doch war sie der Stolz ihrer Verfasser, die sich davon Unsterblichkeit und ewigen Nachruhm versprachen. In einer Zeit, da die gebildete Welt in den Ideen des Altertums lebte und ein unmittelbares Interesse an den Kunstwerken und der Geschichte der klassischen Völker nahm, konnte Petrarca in seiner „Afrika" die Thaten Scipios zum Vorwurf der Dichtung nehmen, konnte man den Faden der antiken Mythen weiterspinnen, konnte man die Landschaften Italiens mit neuen Götter- und Heldensagen erfüllen, konnte man endlich die Geschichte der Gegenwart in antikem Gewande auftreten lassen (Filelfos Sforziade). Alle Dichtungsarten

der Alten, vom Heldenepos und der didaktischen Poesie bis zu den sapphischen Oden, der klagenden Elegie und dem spitzen Epigramm fanden ihre Nachahmer. Daß außerdem für jede Festlichkeit an einem Hofe, für Glückwünsche und Begrüßungen, für Hochzeiten und Todesfälle die Hexameter reichlich flossen, ist selbstverständlich. Diese ganze ungemein reichhaltige Poesie modert verschollen und vergessen im Staub der Bibliotheken und man pflegt meist allzu vorschnell über ihren künstlerischen Wert abzusprechen. Daß häufig über der glatten Form der Inhalt gering geachtet, daß nichtige Themata in tönenden und pomphaften Versen abgehandelt wurden, daß entlehnte Phrasen den Mangel an Gefühl und Phantasie ersetzen mußten, ist nicht zu leugnen; aber es findet sich auch, namentlich in der Lyrik, der Elegie und dem Epigramm, manche gelungene Erscheinung. Und wie in der Dichtkunst, so suchte man auch in andern Zweigen der Litteratur die Redeweise und Darstellung der Alten zurückzurufen. Der Rhetor, der bei festlichen Gelegenheiten, bei Begrüßungen und Anreden seine pathetischen Worte vernehmen ließ, der Philosoph, der über die alten Themata von Tugend und Laster, von Alter und Ruhm, von Würde des Menschen und Lebensglück seine ausgetretenen Gedanken vorbrachte, der Briefsteller, der seine eleganten Episteln in die Welt sandte, der Geschichtschreiber, der in jeder Magistratsversammlung einen Senat und in jedem Söldnerführer einen Scipio sah, sie alle hielten sich nicht bloß an die antiken Muster, sie übertrugen den ganzen klassischen Apparat unmittelbar in die Gegenwart und deuchten sich selbst nicht geringer als Cicero, da er auf dem Forum sprach oder seine tuskulanischen Untersuchungen anstellte.

Die humanistische Welt- und Lebensanschauung.

Das neuerweckte Altertum drang bald in alle Vorstellungen, in die ganze geistige Thätigkeit des lebenden Geschlechts ein. Nicht nur, daß sich fortan nur in lateinischer oder griechischer Sprache die Feder eines Humanisten mit Anstand ergehen konnte, nicht nur, daß die alten Dichter, Redner und Philosophen, die man als Muster des Geschmacks verehrte, nun auch unmittelbar in Sprache, Darstellung, Gedankenkreis nachgeahmt und ohne Rücksicht auf die anders gewordene Zeit reproduziert wurden, auch das ganze geistige, politische, sittliche Leben sollte sich nach dem Altertum gestalten. So offen der Konflikt der Zeiten und Kulturentwickelungen sich jedem aufdrängen mußte, die Jünger des Altertums verschlossen davor die Augen. In ihrem einseitigen Studium befangen, gänzlich versenkt in eine vergangene Kulturwelt, konnten oder wollten sie nicht bemerken, daß es doch etwas Verschiedenes sei, aus dem klassischen Altertum die Bildungsstoffe für eine andre Zeit zu schöpfen, oder alle seine Anschauungen und Ideen unmittelbar in die Gegenwart zurückzuführen. Es war nicht bloße Spielerei, wenn man von den Obrigkeiten der italienischen Städte als von Konsuln, Prätoren und Senat sprach, wenn man den Papst Pontifex maximus nannte, wenn man die Bauern des Kirchenstaats wieder als Sabiner, Umbrer und Marser bezeichnete, wenn man den kleinen Dynasten Theseus und Romulus als Vorbilder empfahl, einen Cäsar und Augustus in jedem Fürsten, in jedem Condottiere einen Scipio

und Hannibal, und in sich selber einen Virgil und Cicero erblickte. Auf politischem Gebiete freilich mochten solche überspannte und schwärmerische Ideen wenig zu bedeuten haben. Wo sie einmal aus der Traumwelt sich auf den Schauplatz des Lebens wagten, wo einmal Ernst gemacht werden sollte mit der Rückführung der alten Staatsgebilde, wie es Cola Rienzi und hundert Jahre später der gleich Catilina in republikanischen Träumen und wüsten Sitten befangene Stefano de' Porcari unter Nikolaus V. versuchten, da scheiterte der klassische Idealismus kläglich an der rauhen Wirklichkeit; die Stadtbevölkerung von Rom war nicht mehr der stolze Populus Romanus und konnte keinen Brutus mehr hervorbringen. Die Großen der Welt nahmen denn auch den altklassischen Aufputz als Modesache und Spielerei hin, hörten sich wohlgefällig Cäsar und Augustus nennen und handelten doch als italienische Dynasten des fünfzehnten Jahrhunderts. Entschiedener drangen die Anschauungen des Altertums in die moralische Welt ein. Wer ausschließlich in dem Ideenkreis der heidnischen Kulturvölker verweilte, wer ihre Meister als Vorbilder, ihre Helden als nachahmenswerte Beispiele betrachtete, wer die griechische Philosophie als Führerin des Lebens erkor, dem mußte unvermerkt die strenge Autorität der Kirche und der einfältige christliche Glaube entschwinden. Die heidnische Götterlehre mit ihrer reichen Poesie zog die lebensfrohen und genußsüchtigen Gelehrten mehr an als das Evangelium vom leidenden Heiland und die Religion der Enthaltsamkeit und Entsagung. Nicht als ob aus den Reihen der Humanisten, wenigstens in Italien, kühne Feinde der Papsteskirche oder ernste Reformatoren erstanden wären; dies Geschlecht der Schön- und Freigeister betrachtete den Boden der Kirchenlehre als einen ihm gänzlich fern liegenden. Wenn es in seinen Schriften die heidnischen Götter anrief und die stoischen Grundsätze im Munde führte, so beteuerte es auch gelegentlich seine Unterwerfung unter alle Glaubensformeln der Kirche und wußte sich mit dialektischer Gewandtheit und philosophischer Leichtigkeit über diesen Konflikt hinwegzusetzen. Man gewöhnte sich, an das humanistische Treiben und Schriftstellern einen freieren Maßstab zu legen, eine unschuldige Liebhaberei darin zu erkennen. Wenn Dominikaner und Franziskaner, die das gefährliche Gift für die kirchliche Rechtgläubigkeit wohl witterten, gegen die frivolen Poeten und das Spiel mit dem Heidentum eiferten, so lachte man über ihren befangenen beschränkten Mönchsgeist, der sich nicht zu der Höhe der modernen Bildung aufzuschwingen vermöge, und über ihren pöbelhaften Zelotismus. Das gewandte Humanistengeschlecht wußte sich trefflich mit den Großen der Welt und der Kirche abzufinden; wir werden sehen, wie es sogar am Sitz der Kurie ungescheut sein Wesen treiben durfte, und gar viele und darunter die Frivolsten nährten sich in dem fetten Dienst der Kirche. War doch auch ihre Lehre und ihr ganzes Auftreten so beschaffen, daß der Pöbel nicht zu dieser freien Höhe gelangen konnte; war es doch nur die Aristokratie des Geistes, die sich an heidnischer Weisheit und Kunst erfreuen durfte. Während für ernste Gelehrte,

Reformatoren und Volksaufklärer vorher und nachher Scheiterhaufen loderten, blieb das freie Humanistentum in Würden und Ansehen. Vergebens strengte das Mönchtum, dessen Roheit und Sittenlosigkeit, dessen äußere Demut und innere Hoffart, dessen Ungebildetheit und Verketzerungssucht den unerschöpflichen Inhalt aller Anekdoten und Satiren bildete, alle Kräfte an, um die Angriffe gegen sich als solche gegen die Kirche darzustellen; an der Kurie und selbst in den Ordenshäusern hatte das Wohlgefallen an der freien Lehre des Altertums und der neuen Zeitbildung zu tief Eingang gefunden, als daß die verfallene Wissenschaft der Kirche und Scholastik erfolgreichen Widerstand hätte leisten können.

Wie auf der einen Seite der kirchliche Autoritätsglaube untergraben wurde, so fand ein leichtfertiges Gelehrtengeschlecht in den freien Anschauungen der Alten auch vielfach Anreiz zur Lockerung der Sitte. Hatte die Lehre und Zucht der Kirche nicht vermocht, den Ausbrüchen ungezügelter Sinnlichkeit zu wehren, waren hohe Würdenträger und die Mönche der Klöster wegen ihrer offenkundigen geschlechtlichen Sünden längst der Gegenstand des Spottes, so darf man auch nicht erwarten, daß die stolzen Worte von antiker Tugend und stoischer Enthaltsamkeit das Leben ihrer Verkündiger bestimmt hätten. Der sittliche Wandel der Jünger der neuen Weisheit stand außer den Regeln der gewöhnlichen Moral; ihre Satiren und Epigramme, ihre Facetien und Novellen, und besonders ihre Schmäh- und Streitschriften wühlen mit Vorliebe im Schmutz der Unsittlichkeit und Unzucht, und ernste Männer hatten daran ihre Freude und nahmen keinen Anstoß an solcher Lektüre. Jedes Bedenken schlug ein Hinweis auf die Autorität des Altertums, auf Ovid oder Catull, nieder. Allein es kam auch die Zeit der Reaktion, da man des humanistischen Treibens müde ward. Die zurückgedrängte nationale Richtung des geistigen Lebens machte ihre Rechte wieder geltend und bemächtigte sich mehr und mehr der Litteratur, wo die einseitige Bewunderung des Altertums soviel Unnatur, Geschraubtheit, Phrase und hohles Pathos erzeugt hatte. Die welterschütternden politischen Vorgänge ließen das humanistische Interesse der Großen erkalten. Das schöngeistige Treiben mit seiner eiteln Anmaßung, seinem zänkischen Wesen, seiner leichtfertigen Moral hatte Überdruß erzeugt; dazu kam, daß die Zeit der Reformation den Argwohn gegen die freigeistigen Tendenzen und den heidnischen Unglauben schärfte. So tritt im sechzehnten Jahrhundert in Italien an die Stelle des freigebigen Mäcenatentums kalte Zurückweisung, Verfolgung und Not. Die Flamme der Begeisterung hatte sich verzehrt, und das italienische Humanistentum mit seiner Übertreibung und Überhebung trug selbst einen guten Teil der Schuld daran.

b. Die örtliche Verbreitung und die bedeutendsten Vertreter.

Das italienische Land mit seinen vielgestaltigen politischen Formen, seinen unabhängigen Fürstenhöfen und Stadtrepubliken, war der geeignete Boden, um ein vielseitiges und weitausgebreitetes Kulturleben zur Entfaltung zu bringen. Die neue Florenz als Musensitz.

Wissenschaft fand denn auch allenthalben begeisterte Aufnahme, und bald wetteiferten die Großen der Kirche, die Fürsten und die Stadtgemeinden, den klassischen Studien und ihren Lehrern ein Asyl zu bieten. Nirgends aber entwickelte sich die junge Blüte reicher und schöner als in Florenz, der herrlichen Arnostadt mit dem regen und frischen politischen Treiben, dem feinen und aufgeklärten Adel, der wohlhabenden und selbstbewußten Bürgerschaft, wo ein ausgedehntes Handels- und Industrieleben Wohlstand und Freudigkeit erzeugte, die verschiedenen Stände in enge Berührung brachte und die kastenartige Abschließung andrer italienischer Städte hinderte. Die republikanische Verfassung, der ganze Anstrich des politischen und geselligen Lebens, das Auftreten der Großen und Reichen erinnerte an die schönsten Zeiten der Republiken des Altertums. Der tuscische Stamm war auch der bildungsfähigste und begabteste; dort sind die großen Dichtergenien der Nation entsprungen, die tuscische Mundart ward mehr und mehr als Schriftsprache anerkannt. In Florenz waren die äußeren und inneren Grundbedingungen vorhanden, die ein reiches Leben der Kultur ermöglichten. Es ist somit nicht wunderbar, daß die humanistische Zeitbildung hier vorzugsweise ihren Sitz aufschlug, daß hier die klassischen Studien eine glänzende Heimstätte fanden.

Der Same, den Petrarca und Boccaccio ausgestreut, fand zuerst in der Arnostadt einen fruchtbaren Boden. Im Augustinerkloster von Santo Spirito bildete sich um den Mönch Luigi Marsigli ein Verein zu gelehrten Disputationen, an dem die besten Geister aus Florenz teilnahmen. Seitdem war humanistische Bildung die Zierde der höheren Gesellschaft. (Coluccio Salutato. † 1406.) Coluccio Salutato, der hochangesehene Staatskanzler, dem die klassische Bildung auch altrepublikanische Tugend und Freiheitssinn einflößte, führte den Schwung römischer Beredsamkeit in die amtlichen Briefe und den diplomatischen Verkehr ein und fand unter der Last der Berufsgeschäfte noch Zeit zu Gedichten und antiquarischen Forschungen.

(Die Mediceer.) War so schon der Boden empfänglich für edle Kultur, so kam hinzu, daß der Mann, der drei Jahrzehnte lang der erste in der Republik war, wie einst Perikles, den Wert der Kunst und Wissenschaft für den eignen Geist, wie für das Gemeinwesen wohl zu schätzen wußte und seinem ganzen Geschlechte den sprichwörtlichen Ruhm edlen Mäcenatentums hinterließ. Wir haben Cosimo und das erlauchte Geschlecht der Mediceer oben kennen gelernt; kein Blatt der italienischen Geschichte jener Zeit, das von Kunst und Wissenschaft berichtet, kann ihren Namen übergehen. Unter ihrer Einwirkung mußten auch die klassischen Studien fröhlich aufblühen. Die freigebige Hand des fürstlichen Mannes beschützte und belohnte jedes Talent, und bald war in den vornehmen Kreisen der Republik humanistische Bildung ein Stolz und eine Zierde des Lebens. Reiche Nobili, wie Roberto de' Rossi, Palla de' Strozzi, Piero de' Pazzi, Matteo Palmieri zogen Gelehrte an sich heran, kauften allenthalben Litteraturwerke zusammen und übersetzten selbst griechische Schriften. Wir haben erwähnt, daß die griechischen Lehrer zuerst in Florenz eine Stätte erfolgreicher Wirksamkeit fanden. Aus dem Gelehrtenkreis, der sich um die fürstlichen Mäcene drängte, greifen wir nur wenige Namen heraus. (Niccolo de' Niccoli. † 1437.) Als der Mittelpunkt des schöngeistigen Treibens stand Niccolo de' Niccoli da, der unermüdliche Sammler und Abschreiber alter Handschriften, der anerkannte Richter in antiquarischen Fragen, der spöttische, heitere und genügsame Lebensphilosoph, der außer seinen gelehrten Liebhabereien keine Ansprüche an die Welt hatte. Als Staatssekretär der Florentinischen Republik lebte Lionardo Bruni, nach seiner (L. Aretino. † 1444.) Vaterstadt Aretino genannt, der feine Übersetzer griechischer Schriften (des „gotischen Kriegs“ von Prokop, den er für eine Originalarbeit ausgab), der Verfasser der „florentinischen Geschichte“ und der „Geschichte seiner Zeit“ in elegantester lateinischer (A. Traversari. † 1439.) Sprache. Der Kamaldulensergeneral Ambrogio Traversari, in dem der mön-

chische Sinn und der geistliche Beruf mit der freien humanistischen Bildung und der Liebe zum klassischen Heidentum in eigentümlichem Konflikt lag, der mürrische und strenge Carlo Marsuppini, der über den Studien des Altertums den christlichen Glauben verlor, Giannozzo Manetti, der Biographien und theologische Werke verfaßte, waren hochangesehene Namen in den gelehrten Kreisen zu Florenz. C. Marsuppini. † 1453.

Zu den ehrsamen Gelehrten gesellten sich die Genies, die lebhaften losgebundenen Geister, welche Leben und Feuer in die stille Wissenschaft, Unfrieden und Kabalen in die Gelehrtenkreise brachten, schnell produzierende Talente ohne Charakter und voll Schwächen und Laster. Ihr Aufenthalt ist selten ein stetiger, ihre Thätigkeit nicht einer bestimmten Richtung gewidmet. Unter ihnen nimmt Gian Francesco Poggio Bracciolini den ersten Rang ein. Unweit Florenz geboren und daselbst gebildet, lebte er dann vierzig Jahre lang im Dienst der Kurie. Dort erwarb er sich Ansehen und Reichtümer und führte darauf nach einer entbehrungsvollen Jugend und einem wechselnden Wanderleben auf seinem Landgut bei Florenz ein philosophisches Stillleben in heiterer Muße unter Büchern und Kunstwerken des Altertums. Wir haben ihn schon erwähnt als eifrigen und glücklichen Sammler vergessener Schriften in den deutschen Klöstern, auch als Beschreiber der römischen Ruinen, in deren verfallener Herrlichkeit sein reger Geist sich in die große vergangene Welt zurückversetzt fühlte. Sein letztes Werk war eine florentinische Geschichte. Aber neben ernster sinniger Thätigkeit fand sein spottsüchtiger Geist Gefallen an litterarischer Fehde und maßlosen persönlichen Invektiven. Nur den florentinischen Kreis schonte seine gewandte und giftige Feder, die sonst weithin gefürchtet war, und selten hielt er sich in den Grenzen anständigen wissenschaftlichen Streits. War er schon in andern Fehden verletzend und bissig, so überstieg die Zänkerei mit Filelfo, den wir im Mailänder Kreise wiederfinden werden, alles Maß des Anstandes. Der eitle und anmaßende Mann, der sich in Florenz nicht genug gewürdigt glaubte, hatte die dortigen Gelehrten mit Schmähungen und Verdächtigungen angegriffen und Poggio strengte seinen ganzen bissigen und schmutzigen Witz an, um auf den Gegner eine Flut der gröbsten Schimpfworte und Verleumdungen loszulassen. Sogar in einem Banditen, der ihn auf offener Straße anfiel, wollte Filelfo einen von seinen gelehrten Gegnern und den Mediceern gedungenen Mörder erkennen. Doch wenden wir von solchen widerlichen Ausbrüchen litterarischer Eifersucht und Heftigkeit den Blick zu einer erfreulicheren Erscheinung. Poggio. 1380—1450.

Ein neues fruchtbares Element kam in die klassischen Studien, als die platonische Philosophie aus jahrhundertelanger Vergessenheit wieder auftauchte und mit glühender Begeisterung in Florenz aufgenommen wurde. Freilich hatte schon Petrarca dem Platonismus gegenüber der aristotelisch-scholastischen Philosophie gehuldigt, aber es war nur ein dämmerndes Ahnen von der Bedeutung des attischen Weisen gewesen, dessen Geistesschätze damals noch verschlossen waren. Erst die litterarische Verbindung mit Byzanz führte zur näheren Bekanntschaft mit der platonischen Lehre. Gemisthus Pletho, den das Unionskonzil im Jahr 1438 nach Florenz führte, trat hier zuerst als Lehrer der platonischen Philosophie auf, und die wißbegierigen Männer der Republik, voran Cosimo selbst, vernahmen mit Begeisterung seine Vorträge. Bald wurde Platon, der bisher ein großer unbekannter Name gewesen, ein Gemeingut der gebildeten Gesellschaft; der verstandesklare nüchterne Aristoteles wurde durch seinen phantasiereichen poetischen Nebenbuhler verdrängt. Schon unter Cosimo entstand eine „Platonische Akademie", eine freie gesellschaftliche Vereinigung gleichgesinnter Genossen zum wissenschaftlichen Studium besonders der platonischen Werke, und diese Bestrebungen trugen viel bei zur Vertiefung und Verklärung der klassischen Studien sowohl als der philosophischen Anschauungen. Die Platonische Akademie in Florenz. Gemisthus Pletho. † 1451.

Der Glanz der Bildung, in welcher diese geistige Gemeinschaft lebte, heißt es bei H. Ritter, hat alles andre überstrahlt, was diese Zeit von philosophischen Gedanken hervorbrachte. Nicht allein die Schulweisheit der Aristoteliker wurde von ihr verdunkelt, sondern auch die tieferen Gedanken des Nikolaus von Cusa sind darüber fast vergessen worden. Diese Erfolge der Platonischen Akademie beruhen auf der Verschmelzung aller Bildungselemente, welche die damalige Zeit pflegte. Sie vereinigten sich alle in ihr. Einen hoffnungsvollen Jüngling, den Marsilius Ficinus, bestimmte Cosimo ganz für das Studium Platons, dessen Frucht die treffliche lateinische Übersetzung und die Einführung platonischer Ideen in die neuere Philosophie wurde. Ficinus überläßt sich allerdings oft ganz seiner Phantasie und verliert sich in astrologische und mystische Träume; wir betrachten ihn aber als einen philosophischen Dichter in Prosa, der den Flug einer überschwenglichen Poesie und das Feuer einer reinen Liebe des Ewigen, das im sterblichen Herzen wohnt, in das Formeln- und Zeremonienwesen der Kirche seiner Zeit und in die dürre Dialektik der Schulen brachte.

Die Liebe zu Kunst und Wissenschaft starb auch nach Cosimos Tod im mediceischen Hause nicht aus. Den Söhnen Cosimos war ein kurzes Leben beschieden, aber in dem Enkel, Lorenzo dem Prächtigen, lebte der Ruhm und Glanz des Geschlechts herrlich wieder auf. Wir haben den Charakter und die vielseitige Thätigkeit des fürstlichen Mannes kennen gelernt. Von Marsilius Ficinus in der platonischen,
Chr. Landino. † 1504. von Johannes Argyropulos in der aristotelischen Philosophie von Christoforo Landino, dem Kommentator von Dante, Horaz und Virgil, dem Verfasser der moralphilosophischen „kamaldulensischen Untersuchungen" nach dem Vorbild Ciceros, dem Dichter lateinischer Poesien, die den Namen seiner Geliebten Xandra führen, in andern Zweigen der klassischen Studien unterrichtet, zeigte der junge Fürst frühzeitig einen lebhaften, hochbegabten Geist und zeitlebens suchte er Erholung und Genuß in wissenschaftlicher Unterhaltung und im Kreise gelehrter Genossen. Die platonische Gesellschaft stand auch unter Lorenzo in Blüte; der fabelhafte Geburts- und Sterbetag Platons (13. Nov.) wurde alljährlich in schöner Festfeier und philosophischen Betrachtungen begangen und bei bekränzter Büste des Meisters wurden die alten Symposien
A. Poliziano. † 1494. erneuert. In dem gelehrten Freundeskreise ragten Angelo Poliziano, der feine Erklärer alter Autoren (»Miscellanea«), der elegante Stilist in Prosa und Versen, lateinischen (»Silvae«) wie italienischen, der Herausgeber des unverfälschten Aristoteles,
Pico von Mirandola. † 1494. und der edle Giovanni Pico, Graf von Mirandola hervor, ein fürstlicher Mann, der in jugendlichem Alter starb und doch in alle Tiefen griechischer und orientalischer Weisheit gedrungen ist. Einst hatte er nach Frauengunst getrachtet und Liebeslieder gesungen, dann aber versenkte sich sein Geist in die tiefsten Fragen des irdischen und übersinnlichen Lebens und ergab sich einer asketisch-mystischen Richtung. Trotz der Bewunderung für Platon nahm er die Weisheit und Wahrheit aller Zeiten, auch die Kabbalistik und Scholastik, in Schutz gegen die einseitige Verehrung des klassischen Altertums, ein Forscher von seltener Vielseitigkeit des Wissens und tiefsinnigem
1492. Verstand. Zwei Jahre vor ihm war auch Lorenzo gestorben, unter dem die Wissenschaft und Kunst den Höhepunkt in Florenz erreichte. Bald nach seinem Tod brach die Flut der französischen Invasion und inneren Aufruhrs über die Musenstadt herein, die Schätze der Kunst und Litteratur wurden zerstreut und das heitere Leben der Wissenschaft gestört und gebrochen.

Der Humanismus in Venedig. Die Republik Venedig, wo nur die Kräfte Anerkennung fanden, die dem Staate nützten und in seinem Dienst verwendet werden konnten, wo die starren Regierungsformen dem Geist der Zeit und der neuen Kultur im Wege standen, wo die stolze abgeschlossene Nobilität von dem freien schöngeistigen Anstrich des florentinischen Adels

nichts an sich hatte und allzusehr durch die Geschäfte des Staates in Anspruch genommen wurde, war für das klassische Studium ein wenig fruchtbarer Boden, so sehr auch die nahe kommerzielle Verbindung mit Griechenland eine litterarische zur Folge hätte haben können. Die humanistischen Lehrer, die einem Ruf in die Lagunenstadt folgten, fühlten sich nicht nach Verdienst geehrt, fanden keinen Wirkungskreis wie anderswo und zogen meist bald weiter. Unter den klassisch gebildeten Nobili verdienen die beiden Giustiniani, Leonardo und Bernardo, der Verfasser eines Werks über die ersten Jahrhunderte der venetianischen Geschichte, und Francesco Barbaro, berühmt durch elegante Reden und Briefe, sowie sein Neffe Ermolao Barbaro, der zuerst in hervorragendem Maßstabe die Texteskritik an der Naturgeschichte des Plinius (Castigationes Plinianae) übte, eine rühmliche Erwähnung. Erst das Vermächtnis des Kardinals Bessarion gab zur Gründung der Markusbibliothek Anlaß. Gegen Ende des fünfzehnten und im folgenden Jahrhundert war Venedig hoch angesehen wegen seiner zahlreichen und trefflichen Druckausgaben der alten Klassiker, worunter besonders die des Aldus Manutius hervorragen; die kritischen, korrekten und geschmackvollen Editionen des gelehrten Buchdruckers, namentlich die griechischen, waren hochgeschätzt. Bei manchen dieser Ausgaben leistete Peter Bembo treffliche Dienste, ein Venetianer von Geburt, der aber den größten Teil seines Lebens in Rom und andern Städten verbrachte und als Geschichtschreiber, Verfasser von Staatsschriften und Dichter sich so hervorthat, daß sein Name zu den gefeiertsten in jener fruchtbaren Zeit gehörte. Mit dem Kardinalshut belohnt verbrachte er den Abend seines Lebens in Padua mit wissenschaftlichen Arbeiten und Dichtungen in lateinischer und italienischer Sprache beschäftigt. Seine „Reime", eine Sammlung von Sonetten und Kanzonen, sind Nachbildungen Petrarcas in Form und Inhalt, aber ohne den Reiz des Vorbilds.

Bern. Giustiniani. † 1489. — Hermolaus Barbarus. † 1493. — Bembo. 1470—1547.

Die neue Bildung fand bald auch an den Dynastenhöfen Italiens willkommene Aufnahme; auch in der Hofluft und den fürstlichen Prunkgemächern fühlten sich die geschmeidigen Humanisten sofort heimisch. In Neapel waren schon auf König Robert aus dem Hause Anjou durch Petrarca einige Strahlen des neuen Lichts gefallen, und der aragonische Alfons erscheint im Glanze eines fürstlichen Mäcen, der an der Lektüre der klassischen Autoren Ergötzen fand und im Verkehr mit Gelehrten die königliche Hoheit beiseite setzte. Nirgends anders durfte das kühne und freie Wort, auch wenn es seine Schärfe gegen Kirche und Geistlichkeit, gegen Religion und Sittlichkeit richtete, sich so ungescheut vernehmen lassen. Hier durfte Lorenzo Valla, ein geborner Römer, der in seinem Dialog über die Wollust die Rechte der Sinnlichkeit mit verführerischer Kunst verfochten und mönchische Enthaltsamkeit als widernatürlich und verwerflich dargestellt hatte, seine Schrift gegen die Konstantinsche Schenkung veröffentlichen, durch den kritischen Nachweis von der Unechtheit derselben dem Papsttum einen empfindlichen Schlag versetzen und das Eifern der Mönche und Inquisitoren verachten. Hier nahm Antonio degli Beccadelli, Panormita genannt, eine einflußreiche Stellung ein, der frivole Dichter, der in seinem „Hermaphroditus" Bilder von lüsternster Sittenlosigkeit reizend und verlockend enthüllte und einen Abgrund geschlechtlicher Verirrungen eröffnete, wie es kaum ein altrömischer Epigrammendichter gewagt hätte. Die Moral des Altertums hatte die kirchliche Sittenlehre bereits so untergraben, daß ernste und würdige Männer an dem schlüpfrigen Inhalt keinen Anstoß nahmen, die Eleganz der Verse bewunderten und den unkeuschen Sänger priesen. Daneben war Beccadelli sowohl als Valla beflissen, dem König Alfons schmeichelnde Huldigungen darzubringen, und hierin eiferte ihnen der Hofhistoriograph Bartolomeo Fazio (Facius) nach, in seiner Lebensgeschichte des Königs und seinem Werk über die berühmten Männer.

Der Humanismus an den Fürstenhöfen. — Neapel. — L. Valla. c. 1407—1456. — Beccadelli. † 1471.

Selbst der finstere Hof des letzten Visconti und das nüchterne soldatische Regi-

Mailand. ment des Sforza in Mailand konnte sich der humanistischen Modebildung nicht entziehen. Die litterarischen Schöngeister gehörten ebenso zum erforderlichen Gepränge eines Hofes, als glänzende Dienerschaft und Söldlinge, und wir dürfen aus den Wolken des Weihrauchs, die auch den unwürdigsten Fürsten von den bezahlten humanistischen Schmeichlern gespendet wurden, nicht überall auf ein echtes edles Mäcenatentum

Philelphus. 1398–1481. schließen. Der geschmeidige Francesco Filelfo, zu Tolentino geboren, der durch einen siebenjährigen Aufenthalt in Konstantinopel ungewöhnliche Kenntnisse der griechischen Sprache sich erworben hatte und allenthalben an den italienischen Musensitzen nach Beifall und Geld haschte, bewundert und hochgefeiert, aber auch namenlos geschmäht, wußte selbst bei dem boshaften, menschenfeindlichen Tyrannen Filippo Maria sich einzuschmeicheln und verherrlichte dann den kühnen Usurpator Sforza in einem Heldengedicht, das den Virgil in Schatten stellen sollte. Keiner schrieb so elegante Briefe, keinem flossen die lateinischen Verse leichter von der Feder, keiner aber war auch so eitel und selbstgefällig, so hochmütig und dann wieder unterwürfig und so feil um Sold als Filelfo. Unter seinen Werken sind die „Konvivien", Unterhaltungen über die alte Litteratur, seine Fabeln und seine Satiren zu nennen, in welch letzteren sich seine schmähsüchtige und bissige Gemütsart ausspricht.

Ferrara. Der Hof der Este in Ferrara ist durch die Namen Ariosto und Tasso über Gebühr verherrlicht worden als der edelste Sitz der Musen und des freigebigsten kunstliebendsten Fürstengeschlechts. Wir werden an einem andern Orte das Verhältnis der Este zu der italienischen Poesie kennen lernen. Allerdings zog der gesellige, lebenslustige, prachtliebende Hof, wie es Sitte war, auch den Humanismus zur Erheiterung und Verfeinerung des Lebens in seine Dienste. Der Erzieher des jungen Markgrafen

Guarino von Verona. † 1460. Lionello, Guarino von Verona, als Grammatiker, Hellenist und Pädagog berühmt, und Giovanni Aurispa zogen von nah und fern Schüler heran.

Mantua. Victorinus von Feltre. † 1447. In Mantua unter der friedlichen Herrschaft der Gonzaga errichtete Vittorino (Victorinus) Rambaldoni von Feltre seine weitberühmte Erziehungsanstalt, wo der genügsame, freundliche Schulmeister auf Grundlage des klassischen und mathematischen Studiums eine freie, heitere, sittliche Geisteszucht übte, im Gegensatz zu dem moralischen Druck der Klosterschulen. So fand der Humanismus durch hohe Gönnerschaft und die Sitte der Zeit allenthalben Eingang. Federigo von Montefeltro, der Fürst von Urbino, ein berühmter Kriegsmann, suchte, wenn er die Waffen abgelegt, Ergötzen an den alten Autoren und gelehrter Umgebung; die Malatesta in Rimini und wie die kleinen Herren des vielgespaltenen Italiens alle heißen, huldigten der neuen Wissenschaft.

Der Humanismus in Rom. Der allgemeinen Verbreitung, welche die humanistische Bildung fand, konnte sich auch die Kirche nicht entziehen, sowenig auch die auf altheidnischer Grundlage erwachsene Kultur in das kirchliche System passen mochte, und so sehr auch von vornherein der Humanismus dem Christentum gleichgültig, wenn nicht feindselig gegenüber trat. Es war anfangs nur das praktische Bedürfnis, was die Kurie bewog, die neue Bildung in ihren Dienst zu nehmen. In den Federkämpfen während des großen Schisma und der Konzile bedurfte man der feinen eleganten Latinisten, und das bequeme Amt eines apostolischen Sekretärs lockte viele Talente an die Kurie. Antonio Loschi hat auch den schwerfälligen kurialen Geschäftsstil mit etwas tullianischem Schwung geschmückt. Schon unter Bonifacius IX. trat Poggio in die päpstlichen Dienste, die ihm vierzig Jahre lang Unterhalt und Muße für seine klassischen Studien gewährten. An der Kurie entstanden seine „Facetien", eine bunte Sammlung meist anstößiger und obscöner Geschichten. Lüsterne Pfaffen und faule Mönche, liederliche Weiber und betrogene Ehemänner, übertölpelte Bauern und lustige Spaßvögel liefern den Stoff der

Anekdoten. Das war die Abendunterhaltung der apostolischen Sekretäre, aus deren Feder die feierlichen Bullen und die ernsten Breves hervorgingen. Bugiale, die Lügenfabrik, nannten sie ihre lustige Gesellschaft, die im Lateran ihr Wesen trieb und die Kirche wie die Welt in gleicher Weise zu Objekten des Humors machte. Ungescheut durften so leichtfertige Schriftsteller, die selbst hohe Würdenträger der Kirche nicht verschonten, an der Kurie sich umhertreiben und das Zetern eifernder Mönche verlachen; noch ahnte man nicht, daß die neue Zeitbildung das hierarchische Gebäude zu untergraben drohe. Wenn man sich anfangs der humanistischen Gelehrsamkeit nur bediente, um schärfere und schneidigere Waffen in den kirchlichen Streitigkeiten zu brauchen, oder in den Unionsverhandlungen mit den Byzantinern der Hellenisten nicht entbehren konnte, so nahm doch mehr und mehr in den Reihen der kirchlichen Würdenträger die Freude und das Interesse am klassischen Altertum zu, und bald waren viele Bischöfe und Kardinäle bewanderter in Virgil und Cicero, als in den Kirchenvätern und heiligen Schriften. Hochgestellte Geistliche, wie Giuliano de' Cesarini, den wir vom Baseler Konzil her kennen, Niccolo d'Albergati u. a. waren Freunde und Gönner der neuen Bildung. Martin V. und Eugen IV., wenn auch selbst dieser Richtung nicht zugethan, konnten doch die gewandten Federn ihrer Vertreter nicht entbehren. Um ihrer selbst willen aber wurden die humanistischen Studien in Rom erst geachtet, als Nikolaus V. den päpstlichen Stuhl bestieg und damit ein goldenes Zeitalter für die Gelehrten anbrach. Wir wissen, daß der neue Papst, früher Tommaso Parentucelli von Sarzana genannt, als armer Lehrer dem humanistischen Treiben in Florenz nahe gestanden, und daß Cosimo von Medici ihm stets als das Ideal eines Kunstmäcen erschienen war. Die Liebe zur klassischen Wissenschaft, die Freude am Büchersammeln und gelehrten Disputieren verließ ihn nie. Als der feinsinnige, lebhafte und freigebige Prälat den Stuhl Petri bestieg, bemerkte man bald einen Umschwung an der Kurie. Anstatt der mönchisch-strengen Hofhaltung Eugens IV. gewahrte man jetzt Prunk und Schimmer, glänzende Kirchenfeste und pomphafte Aufzüge. Das neuerstandene Papsttum, das im Jubeljahre der Stadt Rom (1450) seinen Triumph feierte, zeigte noch einmal all seinen Glanz. Großartige Bauwerke wurden entworfen und teilweise ausgeführt. Übersetzer und Grammatiker, Dichter und Schöngeister drängten sich um die Kurie und standen dem Herzen des Papstes näher als ernste Kardinäle und Bischöfe. In dem litterarischen Kreise ragte noch immer Poggio hervor und seine giftige Feder schmähte jetzt mit Vorliebe gegen die Väter des Baseler Konzils und ihren Papst Felix; da fanden ferner Giannozzo Manetti, der florentinische Schöngeist und Rhetor, Filelfo, Pier-Candido Decembrio, Niccolo Perotti, später Erzbischof von Siponto, der Übersetzer des Polybios und Verfasser des »cornu copiae«, eines Sprachschatzes und Wörterbuchs der Latinität auf Grund eines Kommentars des Martial, mehrere der gelehrten Griechen, die wir oben genannt, und viele andre Lohn und Unterkunft; selbst Lorenzo Valla, der bekannte Freigeist, der die Konstantinsche Schenkung angefochten, die Übersetzungsfehler der Vulgata kritisch nachgewiesen und Kirchenglauben, Mönchtum und Inquisition offen verhöhnt hatte, wurde als apostolischer Skriptor angestellt und übertrug den Herodot und Thukydides. Mit Übersetzungen aus dem Griechischen waren alle diese Gelehrten beschäftigt; es war dies die eigentliche Liebhaberei des Papstes und, da ein geläufiges Verständnis der griechischen Sprache immer noch nicht häufig war, eine verdienstliche Leistung. Es mag in dem Plane Nikolaus' gelegen haben, die gesamte griechische Litteratur der lateinischen Gelehrtenwelt zu erschließen, und sein Plan ist in ziemlich weitem Maße zur Vollendung gelangt. Nur sein sehnlichster Wunsch, die homerischen Gesänge lateinisch in heroischem Versmaß zu lesen, kam nicht über unbefriedigende Versuche hinaus. Demnächst war das Interesse des Papstes hauptsächlich

Nikolaus V. 1447–1455.

auf das Sammeln und Ankaufen von Büchern und Handschriften gerichtet; die Eroberung von Konstantinopel gab ihm Gelegenheit, manches wertvolle Schriftwerk zu erwerben und dem sicheren Untergang zu entreißen. Er kann als der eigentliche Gründer der berühmten vatikanischen Bibliothek gelten, die sich damals schon auf fünftausend Bände belaufen haben mag. Es war die Freude des Papstes, unter diesen Büchern umherzuwandeln, sie zu ordnen und zu stellen, sich dieses oder jenes reichen zu lassen und durchzublättern, die schönen Bände zu beschauen, sein Wappen auf denjenigen zu sehen, die ihm gewidmet und überreicht waren, und zum voraus den Dank zu genießen, den einst die Männer der Wissenschaft nach Jahrhunderten ihrem Förderer darbringen würden. Seit dem Tode Nikolaus' V. war das goldene Zeitalter für die Gelehrten vorüber. Pius II. behielt zwar auch als Papst die Liebe zu der freien humanistischen Kunst, die er als Äneas Sylvius selbst so eifrig gepflegt; aber sein kurzes Pontifikat war zu sehr von andern Sorgen und Interessen in Anspruch genommen, und unter Paulus II. hielt der Arm der Kirche den allzufreien Geist des Humanismus nieder. Der Schwarm der Schöngeister, die als Sekretäre und Abbreviatoren an der Kurie ihr Wesen trieben, wurde verjagt. Der republikanische Traum, der unter Nikolaus V. in Stefano de' Porcari wieder einmal aufgelebt war und fortwährend in den Köpfen jenes wüsten Volks von verwilderten Rittern, herabgekommenen Adligen, „catilinarischen Existenzen" aller Art, wie es die aufruhr- und fehdeerfüllte Papststadt zahlreich aufzuweisen hatte, gefahrdrohend umging; das heidnische Treiben der platonisch schwärmenden „römischen Akademie", die neben würdigen Männern, wie Pomponius Lätus, dem Erforscher der Ruinen des alten Rom, auch zuchtlose und wüste Geister zu ihren Gliedern zählte: diese Erscheinungen mochten es wohl rechtfertigen, wenn man das klassische Altertum als die Brutstätte des Unglaubens und Umsturzes ansah und seine Bekenner verfolgte und einkerkerte. Die gekränkten Humanisten, namentlich Platina (Bartol. de' Sacchi aus Piadena), der Verfasser einer Papstgeschichte, vergalten dem strengen Herrn dafür mit bittern Schmähungen. Auf Sixtus IV., der wieder mit freigebiger Hand seine Schätze ausstreute und die vatikanische Bibliothek dem allgemeinen Gebrauch öffnete, folgten ruchlose, wüste, kampferfüllte Pontifikate, bis Leo X. den Stuhl Petri bestieg, ein Kirchenfürst, dem als Mediceer die Liebe zu Kunst und Wissenschaft im Blute lag, der die griechischen und orientalischen Studien förderte, die römische Akademie herstellte, die vatikanische Bibliothek vervollständigte und den Humanisten ein freigebiger Herr war, der aber auch über den Kunstgebilden und der Weisheit des klassischen Altertums das Evangelium und den christlichen Glauben vergaß. Wir werden dies Pontifikat, das mit allen Strahlen italienischer Kunst verklärt ist, das aber auch so unendlich verhängnisvoll für die Kirche werden sollte, an andern Orten näher kennen lernen.

[Randnotizen: Pius II. 1458—1464. — Paulus II. 1464—1471. — Sixtus IV. 1471—1484. — Leo X. 1513—1521.]

3. Verbreitung des klassischen Altertums im Norden.

[Randnotiz: Der Humanismus im Norden.]

Die geistige Bewegung, die ganz Italien durchzuckte, äußerte ihre Wirkungen bald auch diesseits der Alpen Nicht für die Nachkommen der alten Römer allein, für die ganze Menschheit war die klassische Welt aus dem Grab erstanden. Unmerklich, aber bald überwältigend bahnte sich die neue Lehre ihren Weg gen Norden und erfrischte und belebte die geistige Öde allenthalben. Das schöne Apenninenland, das in jenen Zeiten der Mittelpunkt des Völkerverkehrs und das lockende Ziel nordischer Eroberer war, das von jeher als Sitz geistiger Bildung und feiner Kultur gegolten, wo Diplomaten und Kriegsmänner, Handelsleute

und Geistliche, Studenten und lernbegierige Fremdlinge aller Art zusammenströmten, war ein trefflicher Vermittler fruchtbringender Ideen. Je mehr die schöpferische Geistesthätigkeit aller Orten einer Erfrischung und Verjüngung bedurfte, um so freudiger nahm man die neue Lehre auf, und erst als sie der überspannten Schwärmerei und übertriebenen Bewunderung der Italiener entrückt und in die ruhigeren Bahnen gerechter Würdigung und maßvoller Anerkennung gelenkt worden war, konnte sie ein Gemeingut der bildungsbedürftigen Menschheit und eine bleibende Errungenschaft für alle Zeiten werden.

Wenn wir die geistige Welt zu Ende des fünfzehnten und im sechzehnten Jahrhundert überblicken, so bemerken wir allenthalben ein reges humanistisches Interesse. In Deutschland, in Frankreich, in England, hießen die edelsten Geister das neue Evangelium willkommen; fern in Ungarn, wo Johannes Vitéz von Zredna, Reichskanzler und Erzbischof von Gran, für klassische Bildung wirkte und Janus Pannonius seine leichten Verse strömen ließ, und in Polen, wo der Kardinal und Bischof von Krakau Zbigniew Olesnicki sich an den schmeichelnden Briefen italienischer Humanisten erfreute, waren ersprießliche Keime in den Boden gesenkt.

In Frankreich, wo wir den nachhaltigen Einfluß des Klassizismus auf die Frankreich.
Nationallitteratur in der Folge kennen lernen werden, ragen Guill. Budé Budäus. 1467—1510.
(Budäus) aus Paris, der Begründer des griechischen Sprachstudiums und letzte Glossator des Corpus juris, der Stifter der königlichen Bibliothek in Fontainebleau und des königlichen Collège de France, Lefèvre von Estaples (Faber Stapulensis), der Kommentator des Aristoteles, die Buchdrucker Faber Stapulensis. 1440—1537.
Stephanus (Robert Etienne und sein Sohn Heinrich), die gelehrten Herausgeber des Thesaurus linguae Latinae und des Thesaurus linguae Graecae, berühmt aber auch verfolgt wegen ihrer Bibeldrucke, und in der späteren Periode Casaubonus (Isaak de Casaubon aus Genf), der kritische Exeget und Casaubonus. 1559—1614.
Herausgeber, besonders griechischer Schriftsteller, und Salmasius (Claude de Salmasius. 1588—1653.
Saumaise; »Plinianae exercitationes in Solinum«; zahlreiche antiquarische Schriften und Editionen von Klassikern) als gefeierte Humanistennamen hervor.

Nach England, in den Augen der schöngeistigen Italiener „eine kymmerische England.
Ecke der bewohnten Welt, in welcher krasse Unwissenheit und sinnverwirrende Scholastik miteinander um den Preis der Verfinsterung kämpften", waren im Gefolge der großen Konzile einige Strahlen des neuen Geistes gedrungen, und Poggio und Enea Silvio waren Gäste auf der Insel gewesen, wußten aber von dem rauhen Barbarenlande wenig Gutes zu berichten. Bald erwachte auch hier ein reger Eifer, ein lebhaftes Interesse für die Schätze klassischer Bildung. Strebsame Söhne der englischen Nation, ein Wilhelm Sellynge, Wilhelm Grocyn, Thomas Linacre, schöpften selbst an der Quelle in Italien. Als gegen Ende des Jahrhunderts Erasmus von Rotterdam nach England kam, war das klassische Studium dort bereits heimisch und zählte Männer, wie Colet und Thomas

J. Colet. † 1519. More (Morus), zu seinen begeisterten Jüngern. Johann Colet, der Dechant der St. Paulskirche in London, ein vornehmer Prälat, der die feine humanistische Geistesbildung in seinem ganzen Auftreten, in seinem sittenreinen Wandel, in seiner heiteren geselligen Gastlichkeit, in seiner freisinnigen Welt- und Lebensanschauung, in seiner ernsten Würde bewährte, war gleich Erasmus ein Feind des Mönchswesens und der Scholastik. Auch in England waren die Mönche und Geistlichen alten Schlags die heftigsten Widersacher der neuen Bildung. Die Paulsschule, auf deren Stiftung Colet einen großen Teil seines Vermögens verwandt, wo der berühmte Hellenist William Lilly wirkte, war ihnen ein „Haus des Götzendienstes" und die griechische Sprache eine Ketzerei. An den beiden Universitäten standen „Griechen" und „Trojaner" in erbitterter Fehde mit Wort und That. Aber auch hier erlag die alte Obskurantenweisheit der Macht der neuen Zeitbildung, der die vornehmen und geistig begabten Männer anhingen. Einen eigentümlichen und anziehenden Repräsentanten erzeugte die klassische Richtung in England an Sir Thomas More (Morus).

Thomas Morus. 1480–1536. More war um das Jahr 1480 in London geboren, der Sohn eines Juristen, und machte selbst aus dieser Disziplin einen Lebensberuf und ein Brotstudium. Frühzeitig aber gab er sich der aufblühenden humanistischen Wissenschaft mit Liebe hin, besonders seitdem er mit dem berühmten Erasmus in Bekanntschaft und enge Verbindung getreten war. Von ihm empfing der junge Morus die Anregung zu satirischer Schriftstellerei, die seiner Gemütsart so sehr entsprach. Es war eine eigentümliche Mischung der Gegensätze in diesem Geiste, die sein Leben und seine innere Gesinnung so häufig im Widerspruch erscheinen lassen. Der ansehnliche, nachlässige, um äußere Würde und Form unbekümmerte Mann, dem der heitere Witz und die leutselige Menschenfreundlichkeit aus den Augen blickten, hatte sich aus den alten Griechen eine glückliche Lebensphilosophie angeeignet. Bedürfnislos und genügsam im höchsten Grade, gastlich und freigebig, ein Freund der Musik, einer scherzhaften Unterhaltung und witziger Einfälle, bewahrte er sich unter den Widerwärtigkeiten des Lebens und den Mühsalen seines beschwerlichen Sachwalter- und Friedensrichterstandes die Heiterkeit des Gemüts, den glücklichen Humor und die Liebe zur klassischen Litteratur. Aber der freisinnige freundliche Mann, der mit Erasmus über Mönchswesen und Obskurantismus spottete, hielt doch an den Grundsätzen der alten Kirche fest, an Fasten, Kasteiung und Geißelung, lebte vier Jahre in der Londoner Kartause und dachte ernstlich daran, sich in den Franziskanerorden aufnehmen zu lassen.

Es ging ihm wie so vielen andern in jener Zeit des Widerstreits der Prinzipien, daß er keine Klarheit und Festigkeit der Grundsätze und der Überzeugung gewinnen konnte, daß er einen Halt für das Leben da suchte, wo er ihn seiner ganzen Natur und Anlage nach nicht suchen durfte. Unter König Heinrich VIII., dem Freunde gelehrter Wissenschaft und geistreicher Unterhaltung, der von englischen und fremden Humanisten in allen Tönen der Schmeichelei gepriesen ward, kam für Morus eine glänzende Zeit. In politischen Missionen vielfach gebraucht, als Schatzmeister, Sprecher des Unterhauses, Festredner, endlich Lordkanzler, stieg er zu hohen Ehrenstellen empor. Auch seine theologischen Kenntnisse konnte er verwerten. Der spöttische Humanist schrieb gelehrte Traktate, griff Luther heftig an und verteidigte den alten Kirchenglauben. Selbst durch blutige Verfolgungen der Religionsneuerer, in denen er Feinde des Königtums und aller gesetzlichen Ordnung erblickte, ist seine Amtsverwaltung gezeichnet. Wir

werden später die folgenreiche Ehescheidung des Königs kennen lernen; Mores Weigerung, dieselbe als rechtmäßig anzuerkennen und den Suprematseid zu leisten, brachte ihm Verderben. Als Hochverräter wurde er von der hohen Kommission zum Tod verurteilt; am 6. Juli 1536 legte er mit einem Scherzworte das Haupt auf den Block, ein edles und vielbeklagtes Opfer des Despotismus.

Übersetzungen, Epigramme, Festgedichte, litterarische Streitschriften, eine Geschichte Richards III. in englischer Prosa und lateinischer Übersetzung waren die ersten schriftstellerischen Arbeiten Mores. Weitaus am berühmtesten aber unter seinen Werken ist sein im Jahr 1516 erschienenes Buch, „Über die beste Staatsverfassung und die neue Insel Utopia" (Nirgendheim), ein Staatsroman, der in der Folge viele Nachahmer gefunden hat. Daß ihm die platonische Republik vorgeschwebt, ist unverkennbar und der Gedanke, die Schilderung idealer Zustände im Gegensatz zu den so vielfach entarteten und der Besserung bedürftigen öffentlichen Verhältnissen der Gegenwart an ein entlegenes Fabelland zu knüpfen, entsprach so sehr jener Zeit der wunderbaren Entdeckungen, daß manche das seltsame Bild nach der Wirklichkeit gezeichnet wähnten. Die Utopia.

Ein weitgereister Mann hat fern im Weltmeer eine Insel kennen gelernt, die sonst jedem Europäer unbekannt ist. Während in den europäischen Staaten eine Verschwörung der Reichen in ihrem Interesse stattfindet, während man hier die Diebe hängt, aber Zustände beibehält, die notwendig Diebe erzeugen müssen, wie die Menge müßiger Menschen im Gefolge der Großen, die Söldnerheere, die Vereinigung umfangreichen Grundbesitzes in den Händen weniger, während hier Eigentum und Arbeit in ungerechtester Weise verteilt sind, ist die Insel Utopia das Vorbild einer richtigen und glücklichen Verfassung. Der ganze Staatsbau ruht auf demokratischer Grundlage. Die Obrigkeiten in ihren verschiedenen Abstufungen werden vom Volk gewählt, teils alljährlich, teils auf Lebenszeit, wie der Fürst. Der wesentlichste Vorzug der utopischen Gesellschaft ist die Eigentumslosigkeit und die gleichmäßige Verteilung von Arbeit und Genuß. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau, neben welchem noch jeder sein besonderes Handwerk lernt. Die Obrigkeit wacht darüber, daß niemand müßig geht; Arbeit und Ruhe sind gesetzlich vorgeschrieben. Nur wer sich den Studien ergibt und mit Erfolg darin thätig ist, wird von andrer Arbeit befreit; aus ihrer Klasse werden die Priester, die höchsten Obrigkeiten, selbst der Fürst gewählt. Alle Erzeugnisse der Arbeit sind gemeinschaftlich und Schätze und Reichtümer gering geachtet. Die Waffen ergreifen die Utopier nur zum Schutz ihrer Grenzen oder zur Befreiung unterdrückter Völker. Es gibt nur wenige und einfache Gesetze; schwere Verbrechen bringen den Übelthäter in den Sklavenstand. Die Tugend der Utopier beruht auf einem Leben gemäß der Natur und Vernunft. In betreff der Religion herrscht die freieste Duldung; nur drei Fundamentallehren aller religiösen Überzeugung werden dort anerkannt, der Glaube an ein höchstes Wesen und dessen Vorsehung, an Unsterblichkeit der Seele und an Vergeltung nach dem Tode. Damit niemand in seinem Gewissen beengt sei, soll bei dem öffentlichen Kultus alles vermieden werden, was nicht für jede Religionsform passend ist. Darum wird auch der Gottheit, die sie als ewiges, unbegreifliches, überirdisches, über das Weltall ergossenes Wesen verehren, nur der allgemeine Name Mithras beigelegt und in den Tempeln finden sich keine Abbildungen; die öffentlichen Gebete sind so allgemein gehalten, daß es jedem freisteht, unter welcher Form er sich die Gottheit vorstellen will. Die Zahl der Festtage ist sehr gering, und jeder kirchlichen Feier geht eine häusliche Versöhnung voraus. Keinerlei Gewissenszwang oder gewaltsame Bekehrung ist gestattet. Sonne, Mond, Sterne, Heroen werden als höchste Wesen verehrt, auch das Christentum ist sehr verbreitet. Als einer einmal alle Nichtchristen zum ewigen Feuer verdammte, ward er wegen Unruhstiftung verbannt. Denn sie halten es für unschicklich und anmaßend, was einer für wahr hält, allen aufdrängen zu

wollen. Die größte Verschiedenheit zwischen den religiösen Einrichtungen derUtopier und der herrschenden Kirchenform waltet bei der Priesterschaft ob. Die Utopier haben nur eine kleine Anzahl Priester, die von dem Volk selbst in geheimer Abstimmung frei gewählt werden, durch Würde und Heiligkeit sich auszeichnen, der Jugend durch Unterricht, den Erwachsenen durch Rat beistehen, die Lasterhaften mit der Exkommunikation belegen (eine Strafe, die bei dem hohen Ansehen der Priester sehr gefürchtet wird), und dem ganzen Volk als Muster, auch der Häuslichkeit vorschweben, denn sie sind verheiratet und wählen sich die ausgezeichnetsten Jungfrauen zu Ehegenossinnen. Sie teilen Krieg und Beschwerden jeder Art mit dem Volk und führen ein thätiges, gemeinnütziges Leben, haben aber keine andre als moralische Gewalt.

So sind in diesem Staatsroman viele Gedanken von großartiger Freiheit enthalten, welche die Vergleichung mit den bestehenden Zuständen der Gesellschaft, des Staats und besonders der Kirche nahe genug legten. Das kleine Werk ist eine edle Frucht humaner, sittlicher und freier Grundsätze, wie sie der echte Humanist aus dem klassischen Altertum sich angeeignet. Wir dürfen jedoch darin nicht praktische Vorschläge zur unmittelbaren Einführung erkennen wollen; daran dachte More so wenig, wie wohl Platon an die Verwirklichung aller seiner Ideale gedacht hat; die kommunistischen Grundsätze sollten das Widerspiel davon in der Wirklichkeit, den gähnenden Abgrund zwischen arm und reich, zwischen Arbeit und Genuß, grell hervortreten lassen und zu einer billigen Ausgleichung der sozialen Gegensätze anregen, nicht aber ein in seinem ganzen Extrem unmittelbar zu erstrebendes Ziel aufstellen.

4. Die deutschen Humanisten.

a. Die wissenschaftliche Richtung (Reuchlin, Erasmus).

Der italienische Humanismus in seinem Einfluß auf Deutschland.

Nirgends fand die Lehre vom klassischen Altertum einen so empfänglichen Boden und ein so reiches Feld fruchtbarer Entwickelung, nirgends gestaltete sie die Wissenschaft und die ganze Denkweise der Gebildeten so erfolgreich um, nirgends drang sie so tief in alle strebsamen und geistig thätigen Kreise des Volks als in Deutschland. Die beiden Seiten des Humanismus, die Vertiefung der Wissenschaft, wie die Befreiung und Entfesselung der Geister, die gelehrte und die reformatorische Richtung fanden in Deutschland wie nirgends anders begabte und kühne Vertreter. Als die ersten humanistischen Gelehrten und Geistlichen aus Italien im Gefolge der großen Konzile über die Alpen zogen, wußten sie nicht genug zu klagen und zu spotten über die Mißachtung der Wissenschaften und die Roheit der Sitten, die sie in Deutschland vorfanden. Mit maßlosem Hochmut schauten damals und noch lange die welschen Schöngeister auf das rauhe Barbarenland herab, allein sie streuten dabei auch einen Samen aus, der bald schöne Früchte tragen sollte. Insbesondere war der vielgenannte Äneas Sylvius, der solange in deutschen Landen lebte, für die Ausbreitung der klassischen Studien thätig. Das österreichische Herrscherhaus, die Wiener Universität und viele strebsame Geister wurden allenthalben durch ihn zum Interesse an der neuen Wissenschaft angeregt. Freilich, die deutschen Fürsten besaßen selten den Mäcenatenehrgeiz der italienischen. Allein auch ohne Fürstengunst und den Schutz der Großen, brach sich der deutsche Humanismus Bahn. Schon Äneas

Sylvius konnte die Früchte seiner Anregung bemerken; schon in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts gab es an vielen Orten Männer, die den Wert der klassischen Bildung erkannten und sie in Wissenschaft und Leben einzuführen suchten. Unter ihnen verdient besonders Gregor von Heimburg genannt zu werden. Seitdem war Italien den deutschen Gelehrten das ersehnte Land der feinen Geistesbildung und höheren Wissenschaft. Viele strebsame Männer aus deutschen Landen zogen dahin, um die gefeierten Größen der Litteratur kennen zu lernen, neue Anschauungen und Anregungen zu sammeln und die erworbenen Schätze in der Heimat zu verwerten. Die Erfindung der Buchdruckerkunst, die das mühsame Abschreiben ersparte und den klassischen Schriften eine weite Verbreitung gab, kam dem neuen Studium erfolgreich zu Hilfe.

Die Brüderschaft des gemeinsamen Lebens.

War der italienische Humanismus von unverkennbarem Einfluß auf den deutschen, waren dort die Ideen von klassischer Schönheit und Erhabenheit zuerst erwacht, so war in Deutschland doch schon von einer andern Seite her dem Studium der Alten der Weg geöffnet worden, durch das Bedürfnis und Streben nach religiöser Reform, das von Anfang an mit der Erneuerung der klassischen Wissenschaft Hand in Hand ging. Wir kennen bereits die in den Niederlanden durch Gerhard Groot (Gerhardus Magnus) gegründete Brüderschaft des gemeinsamen Lebens oder die Hieronymianer, wie sie sich nach ihrem Schutzheiligen nannten (VIII, 199). Gerhard und seine Nachfolger Florentius Radewin, Gerhard von Zütphen und Thomas von Kempen waren, wenngleich ihre Genossenschaft zunächst mystisch-religiöser Art war, von der höchsten Bedeutung für die Erneuerung der Wissenschaft. Sie sagten sich von der Scholastik los, die ihnen unfruchtbar für Religion und Leben erschien, wiesen auf das Studium der Bibel hin und wandten ihre Sorgfalt auf den Volksunterricht, aber auch auf höhere gelehrte Studien und lateinische Sprache. Diese pädagogische Richtung und Tendenz, im Gegensatz zu der ästhetisch-rhetorischen in Italien, behielt seitdem der deutsche Humanismus bei. Es war vor allem die theologische Opposition gegen das herrschende hierarchische System, welche sich im Schoße der niederländischen Brüderschaft entwickelte und deren wichtigster Vertreter Johann Wessel aus Gröningen ist. Allein mit dem Ankämpfen gegen die Papstkirche war auch ein Bruch mit der scholastischen Wissenschaft verbunden. Schon Wessel zog nach Italien, lernte die hellenische Litteratur in der Ursprache verstehen und regte zum Studium der griechischen und hebräischen Sprache und der platonischen Philosophie an. Aus der Schule des Thomas von Kempen zu Zwolle gingen die berühmtesten Lehrer der folgenden Zeit hervor: Rudolf von Langen aus Münster, der mit seinem Freund und Studiengenossen, dem Grafen Moritz von Spiegelberg, nach Italien zog und treffliche Kenntnisse und geläuterten Geschmack von dort mitbrachte, der Begründer und Leiter der berühmten Humanistenschule zu Münster; Rudolf Agricola (Hausmann), unweit Gröningen geboren, in Paris unter Wessel und in Italien gebildet, ein Mann, in dem die theologische

Thomas von Kempen. 1380—1472.

Joh. Wessel. 1419—1489.

Rudolf von Langen. 1439—1519.

Rudolf Agricola. 1443—1485.

und die klassische Richtung sich vereinigte und der, wenngleich eine feste Lehrthätigkeit ihm nicht behagte, durch Schrift und Wort und persönliche Anregung viel zur Aufnahme der klassischen Studien und zur Verbesserung der wissenschaftlichen Erziehung beigetragen hat; Alexander Hegius, ein Westfale, der langjährige Rektor der berühmten Schule zu Deventer, aus welcher Schüler wie Erasmus, Hermann vom Busch, Johann Murmelius u. a. hervorgingen; Ludwig Dringenberg, der die Schule zu Schlettstadt, „die Perle des Elsasses“, gründete. Alle die genannten Männer, die Zierden der älteren humanistischen Wissenschaft, gingen aus jener niederdeutschen Schule hervor und vereinigten mit der dort herrschenden religiösen Tiefe den feinen Geschmack, die Formgewandtheit und den Schönheitssinn, wie sie sich in Italien nach den klassischen Mustern ausgebildet hatten.

Alexander Hegius. † 1498.

Dringenberg. † 1490.

Die deutschen Universitäten.

Eine Frucht der neuen Anregung war die Verbesserung des Unterrichts, insbesondere die Reform und Vermehrung der Hochschulen. Die älteren Universitäten waren ganz nach dem Vorbilde der Pariser organisiert und das Zunftwesen, welches alle mittelalterlichen Institutionen durchdrang, herrschte auch hier. Die alte Einteilung in Nationen (meistens vier), die aus Paris entnommen war, kam im fünfzehnten Jahrhundert mehr und mehr ab. Landesherrliche Fürsorge und päpstliche und kaiserliche Privilegien statteten die Hochschulen reichlich mit Rechten (besondere Gerichtsbarkeit, Erteilung gelehrter Würden u. a.) und Einkünften aus; seit der Reformation kamen ihnen vielfach Güter aufgehobener Klöster zu gute. Die Lehrdisziplinen zerfielen in Wissenschaften (die Berufsfächer der Theologie, Jurisprudenz und Medizin) und freie Künste, welche mit der Zeit als artistische oder philosophische Fakultät zusammengefaßt und den drei andern gleichgestellt wurden. Die Lehrweise in der scholastischen Zeit war allenthalben ziemlich übereinstimmend. Überall wurden die Aristotelischen Schriften und die mittelalterlichen Handbücher der einzelnen Disziplinen zu Grunde gelegt. In dem althergebrachten Gedankenkreis und Formelwesen mühte sich die ganze Gelehrsamkeit ab und ein blinder Autoritätsglaube schloß jede freie Forschung aus. Lehrgegenstände und Methode waren an allen Orten dieselben, überall dieselben Stufen der akademischen Bürger als Scholaren, Bakkalaure, Lizentiaten, Magister, Doktoren. Nicht bloß in der philosophischen (sagt K. v. Raumer), sondern in allen Fakultäten herrschte die Dialektik so übermäßig, daß überall das Interesse an dem wesentlichen Inhalt, der wesentlichen Wahrheit und der wesentlichen Fortbildung der wissenschaftlichen Disziplinen, die man lehrte, in den Hintergrund trat, und man sich mit einer bloß formellen dialektischen Wahrheit völlig begnügte. Es war den späteren Artisten meist nur eine Virtuosität in dialektischen Fechterkünsten geblieben, ein leidiges eitles Streben in rein formellen Kämpfen obzusiegen. Kein Wunder, daß solches Unwesen bald von mehr als einer Seite her bekämpft wurde, und in dieser wissenschaftlichen Wüste eine Sehnsucht nach lebendigen Quellen und lebensfrischem Grün erwachte. Mit der Erneuerung der klassischen Studien zog auch ein neuer Geist auf den Universitäten ein. Die wandernden Lehrer, die von Stadt zu Stadt zogen, streuten allenthalben fruchtbaren Samen aus. Bald lagen auf allen Universitäten die Anhänger der alten und der neuen Richtung im Kampfe, und auf vielen gelangte die letztere zum unbestrittenen Sieg. Besonders war dies an der neu gegründeten Universität Wittenberg der Fall. Die Lehrbücher Melanchthons verdrängten bald die des Mittelalters; es erhoben sich eigne Lehrstühle für die klassischen Sprachen, für Rhetorik, Poesie und

Geschichte. Jetzt erst wurden die Universitäten, was sie sein sollen: die Pflegestätten freier Forschung und humaner Geistesbildung. Mit dem Aufschwung der hohen Schulen ging auch ihre Vermehrung Hand in Hand. Zu den älteren Prag (seit 1348), Wien (1365), Heidelberg (1386), Köln (1388), Erfurt (1392), Leipzig (1409), Rostock (1419), kamen seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Greifswald (1456), Freiburg (1457), Basel (1460), Ingolstadt (1472), Tübingen (1477), Mainz (1477), Wittenberg (1502), Frankfurt an der Oder (1506), Marburg (1527), Straßburg (1538), Königsberg (1544), Jena (1558) und andre mehr. Die Blüte der Universitäten dauerte bis gegen die Zeit des Dreißigjährigen Kriegs; dann aber nahm Unwissenheit und Roheit in schrecklichem Maße zu; die Wüstheit der Studenten in Trinken, Spielen, Raufen und Ausschweifungen aller Art, von der schon in früherer Zeit manch häßlicher Zug berichtet wird, überschritt jede Grenze; der sittenverderbende Pennalismus, die Verführung und Ausbeutung der Neulinge durch die alten Studenten, ist eine widerliche Seite des Studentenlebens im siebzehnten Jahrhundert.

Ausbreitung der humanistischen Wissenschaft.

Die neue Richtung, die noch in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts nur einzelne Vertreter zählte, machte in wenigen Jahrzehnten siegreiche Eroberungen. Allenthalben erwuchsen Heimstätten der klassischen Lehre; in regem litterarischem, persönlichem und brieflichem Verkehr, durch Freundschaftsbande unter sich verbunden, in gemeinschaftlichem Kampf gegen die Anhänger des alten Systems, überall strebsame Männer, hochgelehrte Geister, kühne Fortschrittskämpfer zu den Ihren zählend, so erhob sich die freie Genossenschaft der Humanisten gegen das alte Wesen in Wissenschaft und Kirche und herrschte bald überall, wo geistiges Streben und edle Bildung geschätzt wurde. Wenn wir einen Blick auf das gelehrte Deutschland um die Wende des Jahrhunderts werfen, so bemerken wir allenthalben ein reges wissenschaftliches Leben.

Rheingegenden.

Am Rheine finden wir in Städten, Universitäten und Bischofshöfen die Vertreter der humanistischen Bildung in Ansehen und Wirksamkeit. In Basel, wo die Buchdrucker Froben und Amerbach ihre vortrefflichen Offizinen hatten, scharten sich um den Prediger **Johann Oecolampadius** und besonders um **Erasmus** viele andre von weniger berühmtem Namen. In Freiburg wirkte der Rechtsgelehrte **Ulrich Zasius** († 1535) und der streitsüchtige Dichter **Jakob Locher**, **Philomusus** genannt († 1528), der kritische Herausgeber des Horaz und Übersetzer von Brants Narrenschiff. Im **Elsaß** hatte die einst von dem Westfalen **Dringenberg** gegründete Schule in Schlettstadt schöne Früchte getragen; eine Reihe gefeierter Namen, wie **Jakob Wimpfeling** aus Schlettstadt, der Verfasser pädagogischer, historischer, grammatischer Lehrbücher, ein milder, wohlwollender, vielfach anregender, aber auch zu scharfen Streitschriften fähiger Mann, ein Wächter und Vorkämpfer deutschen Gemüts und deutscher Nationalität an der bedrohten Grenzmark, allenthalben am Rhein wirksam und persönlich bekannt, Georg Simler, Melanchthons Lehrer, **Beatus Rhenanus**, der Geschichtschreiber, Johann Sapidus, Peter Schott, Sebastian Murrho u. v. a. zeugten von den wissenschaftlichen Studien im Elsaß; in Straßburg, wo Wimpfeling eine gelehrte Gesellschaft gründete, scharte sich um Geiler von Kaisersberg und Sebastian Brant eine große Anzahl von jüngeren Gelehrten. Der Mittelpunkt für die humanistische Welt am Rhein war **Heidelberg**, seitdem der pfalzgräfliche Kanzler, Dietrich von Plenningen und der Kurator der Universität, **Johann von Dalberg**, der edle hochgebildete Bischof von Worms, der klassischen Richtung an der Hochschule eine Heimat bereitet und den berühmten **Rudolf Agricola**, den sie einst in Italien kennen gelernt, berbeigerufen hatten. Die von Konrad Celtes gegründete „Rheinische Gesellschaft", deren Vorsteher Dalberg war, zählte berühmte Namen, wie

J. Wimpfeling. 1450—1528.

Beatus Rhenanus. 1485—1547.

Johann von Dalberg. 1445—1503.

den Abt Trithemius, Johann Reuchlin, Wilibald Pirckheimer, Eitelwolf vom Stein u. a. zu ihren Genossen. Auch in Mainz, wo schon lange die Opposition gegen die päpstliche Herrschaft ihren Sitz gehabt, wurde die neue Richtung heimisch, besonders unter dem Erzbischof Albrecht von Brandenburg, der, von Eitelwolf vom Stein in die humanistische Wissenschaft eingeführt, einen Kreis ihrer Vertreter um sich scharte. Selbst in Köln, wo die Universität noch ganz an der alten scholastischen Weise festhielt und die Dichter und Philologen Hermann vom Busch und Johann Rhagius aus Sommerfeld (Aesticampianus) aus ihren Mauern trieb, fanden sich einzelne Humanisten, die an dem Domherrn Graf Hermann von Neuenar einen edlen und feingebildeten Gönner hatten.

Schwaben. In Schwaben wirkte der Einfluß Johann Reuchlins, der dem Herzog Eberhard im Bart von Württemberg Interesse für die Wissenschaften einzuflößen wußte, auf lange Zeit wohlthätig. Seit dem Beginn des sechzehnten Jahrhunderts gewann die neue Richtung an der Universität Tübingen entschieden den Sieg; hier wirkte Heinrich Bebel, zu Justingen geboren, als Lehrer der Poesie und Beredsamkeit, ein talentvoller, lebhafter und anregender Mann, der sich um die Verbesserung der lateinischen Sprache, besonders der Verskunst (»Ars versificandi«), um den Jugendunterricht, um die deutsche Geschichtschreibung verdient machte und als witziger satirischer Dichter uns noch begegnen wird. In Augsburg lebte der hochgebildete Patrizier Konrad Peutinger, ein gefeierter Freund und Gönner der Gelehrten, mit allen in litterarischem Verkehr und selbst durch historische, namentlich antiquarische Studien bekannt.

H. Bebel. c. 1470—1518.

K. Peutinger. 1465—1547.

Franken. In Franken fand die neue Richtung einen angesehenen Genossen an dem edlen Nürnberger Patrizier und Ratsherrn Wilibald Pirckheimer, der trotz seiner vielfachen Thätigkeit in Staats- und Kriegsdiensten zu klassischen und historischen Studien Muße hatte und den Gelehrten aller Orten ratend und teilnehmend zur Seite stand, ein entschiedener Anhänger Reuchlins und Verteidiger Luthers gegen Eck (»Eccius dedolatus«, der gehobelte Eck), wenn ihm gleich nachher die Reformation allzu gewaltsam auftrat. Als Schriftsteller hat er sich durch seine „Geschichte des Schweizerkriegs“ (S. 174), durch die ersten Übersetzungen von Klassikern in die deutsche Sprache u. a. verdient gemacht.

Bayern. Den Mittelpunkt der humanistischen Thätigkeit in Bayern bildete die Universität Ingolstadt, wo nach Celtes Jakob Locher, Philomusus, die klassische Litteratur vortrug. Auch Johann Aventin, der Geschichtschreiber, und Johann Eck, der sich später von der humanistischen Wissenschaft lossagte und ein Gegner der Reformation wurde, lehrten daselbst.

Österreich. In Österreich, wo schon Äneas Sylvius einige Keime der klassischen Lehre gepflanzt und in der trägen Seele Kaiser Friedrichs III. eine schwache Flamme von Interesse entfacht hatte, fand der Humanismus unter dem Schutze des gebildeten vielseitig angeregten Kaisers Maximilian und seines Kanzlers Matthäus Lang, nachmals Kardinals und Erzbischofs von Salzburg, einen fruchtbaren Boden. An der Universität Wien wirkten unter andern ausgezeichneten Männern Konrad Celtes und der Historiker Cuspinian; eine gelehrte Gesellschaft, die „Danubische“, vereinigte auch hier die Freunde der neuen Wissenschaft. In Böhmen lebte Bohuslaus von Hassenstein, aus dem alten Freiherrngeschlecht Lobkowitz, der in Italien mit dem Straßburger Peter Schott den juristischen und philosophischen Studien obgelegen hatte. Dann führte ihn sein Wissensdrang weithin ins Morgenland, nach Hellas und Ägypten, eine Reise, von der uns der „böhmische Ulysses“ in dem Dankgedicht an die vierzehn heiligen Nothelfer erzählt. Mit poetischen, historischen, philosophischen Arbeiten be-

Bohuslaus v. Hassenstein. 1462—1510.

schäftigt, mit vielen Humanisten in freundschaftlichem Verkehr, dabei übrigens der katholischen Kirche eifrig zugethan, lebte der reiche Edelmann auf seinen Gütern in glücklicher wissenschaftlicher Muße.

Im nördlichen Deutschland wirkte der Einfluß von Hegius und Rudolf Lange geraume Zeit nach; allenthalben, namentlich in Westfalen und den Niederlanden, entstanden Schulen nach dem Muster von Deventer und Münster. In der Mark Brandenburg waren die Kurfürsten Johann Cicero und Joachim Gönner der klassischen Wissenschaft, für die sie der edle Humanist und Staatsmann Eitelwolf vom Stein († 1515), aus einem schwäbischen Rittergeschlecht, zu begeistern wußte. Die neugegründete Universität Frankfurt an der Oder sollte ein Sitz der klassischen Richtung werden, fiel jedoch bald in die alte Barbarei. In Thüringen war Mutianus Rufus (Konrad Muth), Kanonikus in Gotha, ein hochgefeierter Mann, unter dessen gastlichem Dach sich die jüngeren Freunde der neuen Bildung ehrfurchtsvoll einfanden. In Erfurt, wo die klassische Lehre frühzeitig Eingang fand und schon um 1460 zwei Magister der Poesie auftraten, der eine, Petrus Luder in Italien gebildet, der andre, Jakob Publicius Rufus, ein geborner Italiener, waren die Bekenner der humanistischen Wissenschaft zahlreich vertreten; hier finden wir Georg Spalatin, Crotus Rubianus, Eoban Hesse und viele andre. Helius Eoban, Hessus nach seinem Vaterlande genannt, ein lustiger Lebemann und liebenswürdiger Gesellschafter, war der Mittelpunkt eines heiteren gelehrten Treibens und der eleganteste lateinische Dichter der Zeit (»Silvae«; „Heroiden", poetische Heldenbriefe nach Ovids Muster; Übersetzung der Psalmen, der Ilias). An der Universität Leipzig wollte die neue Bildung keinen rechten Boden finden; aber Wittenberg war von vornherein als Sitz derselben gegründet worden. Martin Pollich, der humanistisch gebildete Leibarzt des edlen Kurfürsten Friedrich des Weisen, hatte die Anregung dazu gegeben.

Norddeutschland.

Mutianus Rufus. 1473—1526.

Eoban Hesse. 1488—1540.

Aus der zahlreichen Genossenschaft der Humanisten, deren Verbreitung allerorten wir angedeutet, ragen vorzüglich drei hervor, deren vielseitige und erfolgreiche Wirksamkeit einer ausführlicheren Darlegung würdig ist: Konrad Celtes, Johann Reuchlin und Erasmus von Rotterdam.

Unter den älteren Humanistennamen ist einer der gefeiertsten Konrad Celtes, der Sohn eines Weinbauern, in Franken, in der Nähe von Schweinfurt im Jahre 1459 geboren. Schäfer oder Meißel soll sein Familienname gewesen sein; Celtes nannte er sich wohl als Franke oder Kelte, nach der Sitte der damaligen Gelehrten, den ursprünglichen Namen oft in schwer zu enträtselnder Weise zu latinisieren. Die Liebe zur Poesie und Wissenschaft trieb den Jüngling frühe aus dem väterlichen Hause fort und von da an war er in seinem unstäten, unruhigen Wandel, seiner vielseitigen und zersplitterten Thätigkeit, seinem bald ruhm- und genußreichen, bald entbehrungsvollen Dasein ein echter Repräsentant jenes wanderlustigen und rastlosen Humanistengeschlechts, das lehrend und lernend durch die Lande zog, geistige Anregung und Kenntnisse sammelte, Verbindungen anknüpfte und Gönner suchte und aus der Wissenschaft sich einen ehrenvollen, aber mühsamen und aufreibenden Beruf machte. Mit den vielseitigsten Studien, philosophischen und mathematischen, rhetorischen und sprachlichen, historischen und geographischen und besonders poetischen befaßte sich sein regsamer Geist. In ferne Lande, nach Italien, nach Polen und Ungarn bis weit in den Norden („zur äußersten Thule") trieb ihn der rastlose Eifer, die Größen der gelehrten Welt kennen zu lernen, das Wesen von Land und Leuten zu erforschen, Bücherschätze und neue Kenntnisse aller Art zu sammeln. Überall nahm man den geistreichen, anregenden Gelehrten und lebenslustigen Gesellschafter, der durch die Stiftung der Rheinischen und der Danubischen Sozietät die eifrigsten Forscher und edelsten Geister zu gemeinsamer Arbeit

K. Celtes. 1459—1508.

auf dem Felde der Wissenschaft vereinigte, mit offenen Armen auf. Aber nirgends hielt sein unstäter Fuß lange an; lehrend und lernend pilgerte er zeitlebens durch die Lande. Geschichte war neben der Poesie stets sein Lieblingsstudium, wenn er gleich mehr durch Lehre und Anregung, als durch eigne Arbeiten wirkte. Sein großes geographisch-historisches Werk, die Germania illustrata, kam nicht zur Ausführung. Celtes ist auch der Herausgeber der Werke der Rhoswitha (VI, 172), die man jedoch neuerdings, gestützt auf einzelne Andeutungen in Briefen, auf die ungewöhnlich reine und elegante Latinität, auf den ganzen Bildungsstand, den diese Werke verraten und der für eine Klosterfrau der ottonischen Zeit befremdlich sei, angezweifelt und für eine untergeschobene eigne Arbeit des Celtes, wohl ohne Grund, hat ausgeben wollen. Ein andres Werk, das Celtes ebenfalls aufgefunden haben wollte und herausgab, der Ligurinus eines angeblichen Gunther, ein Heldengedicht aus Kaiser Friedrichs I. Zeit, wurde lange als eine echte Geschichtsquelle benutzt, dann aus gewichtigen Gründen als ein Machwerk seines Entdeckers angesehen, endlich neuerdings wieder als echt zu retten gesucht, und noch hat über diese Fragen die Kritik ihr letztes Wort nicht gesprochen. Seinen größten Ruhm und als erster Deutscher die Krönung mit dem Dichterlorbeer aus des Kaisers Hand verdankte Celtes seinen Poesien, den Oden nach horazischem Muster und den Elegien (»Amores«) in ovidischer Weise. Aber freilich müssen uns das elegante Latein und der zierliche Versbau sowie ein lebhafter patriotischer Stolz mit dem geschraubten Inhalt der frostigen Oden und vielen frivolen und obscönen Stellen in seinen elegischen Liebesfahrten und Reiseschilderungen versöhnen; sein freier Sinn hob ihn nicht selten in seinen Poesien über die Gesetze der Sitte, Moral und des Christentums hinweg. In seiner antik-naturalistischen Weltanschauung und epikureischen Lebensweise, meint Janssen, gehört Celtes nicht mehr der alten christlich-gläubigen und sittlich ernsten, sondern schon der aufgeklärten jungdeutschen Humanistenschule an. — An vielseitiger Thätigkeit und Anregung, wie an unstäter Wanderlust steht ihm Hermann vom Busche nahe, der Sprößling eines westfälischen Adelsgeschlechts, der in Italien, Frankreich und allenthalben in Deutschland umherzog und die Klassiker erklärte, in stetem Kampf mit den unduldsamen Lehrern der alten Richtung, ein begeisterter Verteidiger der humanistischen Wissenschaft (»Vallum humanitatis«), Anhänger der Reformation und Freund Huttens und Luthers.

Hermann vom Busche. 1468–1534.

Johann Reuchlin. 1455–1522.

Johann Reuchlin (oder Kapnio, wie man den Namen griechisch übersetzte) wurde am 28. Dezember 1455 zu Pforzheim, der damaligen Residenz der Markgrafen von Baden, geboren, wo sein Vater in Diensten der Dominikaner stand; mit fünfzehn Jahren bezog er die Universität Freiburg, und ging dann mit dem Sohne des Markgrafen Karl, dem Prinzen Friedrich, später Bischof von Utrecht, nach Paris, wo er die Anfänge griechischer Sprache lernte und sich unter der Leitung Johann Wessels mit biblischen Studien beschäftigte. Im Jahr 1474 begab er sich nach Basel, wo er bereits über die lateinische Sprache Vorlesungen hielt und ein lateinisches Wörterbuch verfaßte, das in siebenundzwanzig Jahren dreiundzwanzig Auflagen erlebte. Durch seine griechischen Vorlesungen aber erregte der junge Lehrer das Mißtrauen der Mönche und der Strenggläubigen an der Universität, die in jenen Studien eine unberechtigte Neuerung und eine Gefahr für den orthodoxen Glauben sahen, was ihm den Aufenthalt in Basel verleiden mochte. Er wandte sich abermals nach Paris, wo er sich seinen Unterhalt durch Abschreiben griechischer Schriftsteller erwarb; dann widmete er sich in Orleans und Poitiers der Rechtswissenschaft und arbeitete daneben eine griechische Grammatik aus. Im Jahr 1481 ließ er sich in Tübingen nieder, wurde Doktor der Rechte und trug an der Universität die klassischen Sprachen vor. Im folgenden Jahr

nahm ihn Graf Eberhard im Bart mit nach Italien. In Florenz lernte er den Kreis von Gelehrten kennen, der sich um Lorenzo von Medici scharte, einen Marsilius Ficinus, Politianus, Pico von Mirandola, und sog die dort herrschende Begeisterung für Platons Philosophie ein. Der tiefsinnige schwärmerische Geist Picos führte Reuchlin in die mystisch-platonische Richtung, zu der geheimen Wissenschaft der Kabbala und zugleich zu dem Studium der hebräischen Sprache, das er recht eigentlich in Deutschland begründete. Nach seiner Rückkehr wurde Reuchlin Assessor des Hofgerichts in Stuttgart und Anwalt des Dominikanerordens in ganz Deutschland, ein Ehrenamt, für dessen neunundzwanzigjährige Verwaltung er später schlechten Dank von dem Orden erntete. Graf Eberhard blieb ihm zeitlebens ein gnädiger Herr, in seiner Begleitung kam Reuchlin zu Kaiser Friedrich, der ihm den Adel und den Titel eines Pfalzgrafen verlieh. Bei dem jüdischen Leibarzt des Kaisers hatte er auch Gelegenheit, seine Kenntnisse im Hebräischen zu erweitern. Damals entstand das Werk „Vom wunderthätigen Wort", das Reuchlins religionsphilosophische Ideen darlegte, ein Gespräch eines Griechen, eines Juden und Reuchlins selbst über die Geheimnisse des Seins und der Gottheit, eine seltsame Mischung heidnischer, scholastischer und kabbalistischer Philosophie. Der Tod Eberhards im Bart (1496) war ein schwerer Schlag für Reuchlin; unter Eberhard dem Jüngeren kamen andre Zeiten und andre Ratgeber; der Augustiner Holzinger, ein persönlicher Feind Reuchlins, wurde Kanzler. Unter solchen Umständen war seines Bleibens nicht länger in Württemberg. Längst hatte ihn der Bischof und Kanzler Dalberg nach Heidelberg eingeladen, und gern folgte Reuchlin jetzt dem Rufe. Als Freund des hochsinnigen Bischofs und als Bibliothekar und täglicher Gesellschafter des Kurfürsten Philipp, führte er in der schönen Stadt am Neckar ein heiteres, durch geistige Thätigkeit gehobenes Leben, und schrieb ein Handbuch des Zivilrechts, eine kurzgefaßte Weltgeschichte nach dem alten System der vier Monarchien und zwei dramatische Stücke (die Komödie Sergius, eine Satire gegen Holzinger). Aber auch in Heidelberg wurde Reuchlin durch die Mönche und alten Lehrer der Universität vielfach gestört. Als Gesandter des Kurfürsten zog er darauf zum zweitenmal nach Rom. Der Thronwechsel in Württemberg öffnete ihm (1499) die Rückkehr dahin und im Jahr 1502 wurde er Richter des Schwäbischen Bundes. Dieses einflußreiche Amt, das er elf Jahre lang bekleidete, hielt den strebsamen Mann nicht ab, seinen wissenschaftlichen Studien obzuliegen. In erster Linie beschäftigte er sich noch immer mit dem Hebräischen; damals erschien seine deutsche Flugschrift: „Warum die Juden so lang im Elend sind", was er der Sünde gegen Christus und der Verstocktheit ihrer Gotteslästerung zuschreibt, und seine hebräische Grammatik, die erste Grundlage dieser Sprache. Bei diesen Studien leitete ihn noch immer das Bestreben, in die Geheimnisse der Kabbala einzudringen. Das später erschienene Werk „Über die kabbalistische Kunst" enthält diese Spekulationen. Ein Mohammedaner und ein Pythagoreer kommen zu einem Juden, um sich von ihm die Geheimnisse der Kabbala mitteilen zu lassen. Zahlengrößen und geometrische Größen werden als Bilder und Träger der höchsten Ideen gebraucht und die alttestamentlichen Erzählungen durch allegorische Deutung zu Offenbarung metaphysischer Geheimnisse gesteigert. Mit diesem Streben, die geheime Offenbarung zu enthüllen, mit der freien Auslegung der Heiligen Schrift, mit der Erschließung des alttestamentlichen Urtextes rührte Reuchlin an die Autorität der Kirche, die das freie Forschen nach Wahrheit und die wissenschaftliche Ergründung des Offenbarungsglaubens nach subjektiver Auffassung ohne unbedingte Unterwerfung unter das kirchliche Dogma nun und nimmer zuließ. So wurde Reuchlin der Vorläufer der Reformation und der Begründer des protestantischen Prinzips, ausgehend von der wissenschaftlichen Forschung. Durch

diese Studien wurde er am Abend seines Lebens in einen Streit hineingezogen, in welchem er recht als der Vorkämpfer der freien Wissenschaft gegen kirchlichen Geistesdruck und pfäffische Unduldsamkeit erscheint, sowenig auch der stille Gelehrte die Neigung hatte, mit seinen Ansichten auf den Kampfplatz erbitterter Gegensätze zu treten. Im Jahr 1509 erschien vor Reuchlin Johann Pfefferkorn, ein getaufter Jude, ein leidenschaftlicher begabter Mann, der im Bund mit den Dominikanern in Köln eine Reihe von Angriffs- und Schmähschriften gegen seine bisherigen Glaubensgenossen gerichtet und wegen ihrer Abgötterei Fürsten und Obrigkeiten zur gewaltsamen Bekehrung oder Vernichtung aufgefordert hatte. Er hatte auch eine Verordnung von Kaiser Maximilian erlangt, daß diejenigen Schriften der Juden, welche Schmähungen gegen das Christentum enthielten, von den Obrigkeiten verbrannt werden sollten. Zu dieser Auswahl wollte Pfefferkorn den Rat Reuchlins einholen; allein dieser wies ihn wegen anderweitiger Geschäfte ab und riet zur Mäßigung. Bald darauf wurde Reuchlin von dem Erzbischof Uriel von Mainz, dem die Angelegenheit übertragen worden, zu einem Gutachten aufgefordert, und verfaßte nun (1510) seinen „Ratschlag, ob man den Juden alle ihre Bücher nehmen, abthun oder verbrennen soll". Darin erklärte er 1. das Alte Testament stehe außer Frage; 2. der Talmud sei eine Auslegung der 613 Gebote und Verbote, die in den fünf Büchern Mosis enthalten, sei in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt von den berühmtesten jüdischen Religionslehrern geschrieben und umfasse die ganze Theologie, Jurisprudenz und Medizin der Juden. Er habe das Buch noch nicht zum Lesen erhalten können; gewöhnlich verstünden es nicht einmal die Juden, weil es in verschiedenen morgenländischen Sprachen verfaßt sei, und es könne deshalb wenig schaden, wenn auch manches gegen das Christentum darin enthalten sei; 3. die Kabbala sei dadurch gerechtfertigt, daß Papst Alexander VI. sie als dem christlichen Glauben nützlich anerkannt, Papst Sixtus IV. sie habe übersetzen lassen; 4. die erklärenden Glossen und Kommentare zum Alten Testament seien die nützlichsten Vorarbeiten für die christlichen Ausleger; Hilarius und selbst Hieronymus hätten weniger oft gefehlt, wenn sie dieselben gekannt hätten; 5. die Predigt- und Gesangbücher habe man kein Recht zu verbrennen, denn die Juden hätten freie Religionsübung; 6. die Bücher über allerhand Wissenschaft und Künste seien nur insoweit zu vertilgen, als sie verbotene Lehren, wie Hexerei und Schatzgräberei enthielten; 7. unter den Poetereien, Fabeln und Exempelbüchlein möchten sich vielleicht etliche finden mit Schmähungen auf Christus, die Jungfrau Maria und die Apostel, und solche seien allerdings wert, daß man sie verbrenne. Übrigens sei es christlich, Andersdenkende neben sich zu dulden; mehr als Gewalt und Verfolgung würde es nützen, wenn man zehn Jahre lang auf allen deutschen Universitäten die hebräische Sprache lehrte, damit man dann gründlich mit den Juden über ihre Religion reden und sie mit Sanftmut und Überzeugung zu Christus bekehren könne. — Dieses schonende und duldsame Gutachten erregte den Zorn Pfefferkorns und der Kölner Dominikaner. Mit Hilfe ihres Priors, Jakob von Hochstraten, verfaßte der Fanatiker eine Flugschrift, den „Handspiegel", worin Reuchlin der Bestechung, Fälschung, Betrügerei und Unwissenheit beschuldigt wurde. Gegen diese Vorwürfe verwahrte sich der Angegriffene in dem „Augenspiegel", worin dem „getauften Juden" vierunddreißig Lügen nachgewiesen werden. Daraus entwickelte sich ein langwieriger ärgerlicher Rechtsstreit. Trotz eines demütigen und unterwürfigen Schreibens Reuchlins erklärte die theologische Fakultät zu Köln, er habe sich der Begünstigung des jüdischen Unglaubens schuldig gemacht, Stellen aus der Heiligen Schrift und beiden Rechten verdreht und Zweifel an seiner Rechtgläubigkeit erregt, die er nur durch Widerruf der anstößigen Stellen beseitigen könne. Hin und her gingen nun die Beschuldigungen, Vertei-

digungen und gegenseitigen Schmähungen. Auch Reuchlin legte seine ängstliche Bescheidenheit ab und trat entschieden den Feinden entgegen. Der Befehl des Kaisers, beiderseits Stillschweigen zu halten, fruchtete nichts. Reuchlin appellierte endlich gegen den Ketzerrichter Hochstraten an den Papst, und dieser übertrug die Sache dem Bischof von Speier. Das Speierer Urteil (1514) war für Reuchlin günstig; der Augenspiegel sei frei von Ketzerei und der Kirche unschädlich, das Gutachten über die Judenbücher unparteiisch und wahr, die Ausdrücke über die Kirche ehrerbietig und daher das Lesen jener Bücher erlaubt; die Dominikaner wurden zum Schweigen und zur Zahlung der Prozeßkosten verurteilt. Allein Hochstraten ließ sich daran nicht genügen; es gelang ihm von den Universitäten Erfurt, Mainz, Löwen und Paris günstige Gutachten über die Streitsache zu erhalten, und auch Reuchlin war nicht befriedigt; er fürchtete den Makel der Ketzerei und wollte vom Papst selbst losgesprochen sein. Von Briefen des Kaisers, vieler deutscher Fürsten, Bischöfe und Reichsstädte unterstützt, setzte er seine Appellation an den heiligen Stuhl fort. Auch in Rom war die geistliche Kommission größtenteils seiner Sache günstig, aber der mächtige Dominikanerorden und Hochstratens reiche Geldmittel waren ebenfalls wirksam. Man wollte doch den Orden, der mit einer Berufung an ein allgemeines Konzil drohte, nicht allzusehr reizen. So wurde denn, ehe das freisprechende Urteil öffentlich verkündet worden, der Prozeß vorläufig niedergeschlagen und beide Parteien zur Ruhe verwiesen (1516). Das letzte Wort in dem langen Streit hat Franz von Sickingen gesprochen, der freisinnige aufgeklärte Humanistenfreund und Ritter, der sich seines verehrten Lehrers und Freundes wacker annahm. Wenn sie den Doktor Reuchlin nicht in Ruhe ließen, schrieb er an die Dominikaner, die Appellation gegen das Urteil nicht aufgäben und die Kosten bezahlten, so werde er samt seinen Freunden wider ihre ganze Provinz so handeln, daß der fromme und hochgelehrte Mann in seinem Alter bei Ruhe bleibe. Im Jahr 1520 kam denn auch eine Vergleichung und die definitive Niederschlagung des Prozesses zu stande. Dieser Rechtsstreit hatte allenthalben in Deutschland die Gemüter mächtig aufgeregt; zum erstenmal war die freie humanistische Wissenschaft mit der alten Richtung in offenen Kampf geraten; freudig scharten sich die Lichtfreunde aller Orten, besonders die vorwärts drängende Jugend um das ehrwürdige Haupt, das so schnöde gelästert und verleumdet worden. Der Name „Reuchlinisten" war das Losungswort aller Aufgeklärten. Der „Triumph Reuchlins", ein lateinisches Gedicht wahrscheinlich von Ulrich von Hutten, und die „Briefe der Dunkelmänner", die wir noch kennen lernen werden, waren der Ausdruck der erregten Stimmung in den humanistischen Kreisen. Zuschriften und Ermunterungen von vielen Seiten sollten den greisen Kämpfer aufrichten und stärken. So überschritt dieser Streit weitaus die Bedeutung eines gelehrten Gezänkes; er war ein Vorspiel der Reformation und die Reuchlinisten der Kern einer reformatorischen Partei, so sehr auch der stille friedliebende Gelehrte einem Bruch mit der Kirche innerlich abgeneigt war und vor dem Namen eines Ketzers ängstlich zurückbebte. Hatte er gleich selbst durch seine griechischen und hebräischen Studien die freie Schriftforschung, das Fundament der neuen Kirche, begründet und in seinem Kampf mit den alten Mächten Geistesfreiheit und Duldsamkeit verfochten, so war doch der gewaltsame Umsturz, den er noch erlebte, nicht nach seinem Sinne. Ungern sah er seinen Großneffen Melanchthon, dessen gelehrte Studien er selbst eifrig gefördert, so entschieden die Sache Luthers ergreifen. — In seinen letzten Lebensjahren wurde der greise Reuchlin noch durch den Krieg zwischen dem Schwäbischen Bund und Herzog Ulrich von Württemberg in Angst und Bedrängnis gesetzt, so daß er sich nach Ingolstadt flüchtete (1519). Ein Zwist mit Johann Eck, der Luthers Schriften verbrennen wollte, was Reuchlin hinderte, führte ihn bald wieder nach Stuttgart zurück, wo er am 30. Juni 1522 in

seinem siebenundsechzigsten Lebensjahre starb, ein strebsamer Forscher nach dem Licht der Wahrheit und eine Zierde der Wissenschaft für alle Zeiten. Kaiser Maximilian hatte ihn in den Adelstand und zur Würde eines kaiserlichen Pfalzgrafen erhoben „wegen der Herrlichkeit seiner Tugenden und wegen der Berühmtheit, die ihm seine lobenswerten Sitten verschafft hatten".

Erasmus von Rotterdam. 1467–1536. Desiderius Erasmus wurde den 28. Oktober 1467 zu Rotterdam geboren. Der Widerwille gegen das alte Kirchenwesen mußte ihm im Blute liegen. Stand doch der gesetzmäßigen Verbindung seines Vaters und seiner Mutter ein unseliges Klostergelübde im Wege. Dennoch ließ sich der junge Knabe, dem beide Eltern früh starben, nachdem er in der Schule zu Deventer unter Hegius die Anfänge der Wissenschaft und schon damals die Bewunderung des berühmten Rudolf Agricola erworben hatte, von seinen Vormündern und einem Freunde bereden, in das Kloster Emmaus unweit Gouda zu treten. Sein fünfjähriger Aufenthalt daselbst (1486—1491) vermehrte nur die angeborne Abneigung gegen den Klosterdruck. Stets erinnerte er sich an den lieblosen Verkehr, an die kalten trostlosen, vom Geist Christi weit entfernten Gespräche und die ungeistlichen Gelage. Freudig ergriff er das Anerbieten des Bischofs von Cambrai ihn nach Rom zu begleiten. Die Reise kam jedoch nicht zustande, und Erasmus erhielt vom Bischof, nachdem er die Priesterweihe empfangen, die Erlaubnis und Unterstützung, um in Paris die scholastische Theologie zu studieren. Allein weder das harte Leben in dem dortigen Kollegium, noch die geistlose Wissenschaft behagten dem strebsamen Jüngling. Mißmutig schrieb er über die dortigen Theologen: ihr Gehirn sei verschroben, ihre Sprache barbarisch, ihr Urteil stumpf, ihre Lehre spitzfindig, ihr Betragen ungebildet, ihr Leben heuchlerisch, ihre Reden beißend und giftig, und ihr Herz voller Tücke. Schon war er zum Bewußtsein seiner selbst gelangt; auf seine Kenntnisse gestützt konnte er es wagen, sich von Klosterzwang und Scholastik loszusagen. Von nun an lebte er frei von seiner Kunst, von Unterricht und Schriftstellerei, und die Bahn, die er einschlug, war noch neu und Aufsehen erregend. Jene ganze Bitterkeit gegen die Formen der Frömmigkeit und Theologie seiner Zeit, die ihm durch den Gang und die Begegnisse seines Lebens zu einer habituellen Stimmung geworden, ergoß er in seine Schriften: nicht daß er sie zu diesem Zwecke von vornherein angelegt hätte, sondern indirekt, da wo man es nicht erwartete, zuweilen in der Mitte einer gelehrten Diskussion, mit treffender, unerschöpflicher Laune". Schon war sein Name nicht mehr unbekannt, als er einem seiner vornehmen Zöglinge nach England folgte. Dort fand er an Colet und dem Lordkanzler Thomas Morus hohe Gönner und vertraute Freunde, und in Oxford Gelegenheit, seine Kenntnisse im Griechischen zu vervollkommen. Nach einjährigem Aufenthalte kehrte er zurück und lebte dann abwechselnd in Frankreich und den Niederlanden, mit griechischen und theologischen Studien beschäftigt. Eine Frucht der damaligen Thätigkeit ist seine Sprichwörtersammlung (Adagia).

Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Italien, wo ihm der Ruf seiner Gelehrsamkeit allenthalben die ehrenvollste Aufnahme bereitete, folgte er einer Einladung König Heinrichs VIII. nach England. Auf der Reise begann er sein berühmtes satirisches Werk: Das Lob der Narrheit (Encomion moriae, Laus stultitiae). Es werden darin die Gebrechen der Zeit gegeißelt, in dem volkstümlichen Ton, welcher der gelehrten Weisheit den naturwüchsigen Verstand entgegensetzt und die Schwächen und Laster der Menschheit in dem Gewande der Narrheit auftreten läßt. Das Büchlein, das Hans Holbein mit Holzschnitten versehen, machte ungeheures Aufsehen und wurde in alle Sprachen übersetzt.

Die Narrheit tritt selber auf, die mächtige Göttin, und erzählt von ihrem großen Reich, zu dem alle Stände der Welt gehören. Ihre Diener sind Fürsten und Bettler, Dichter und

Redner, Juristen und Philosophen insbesondere aber die scholastischen Theologen, die Geistlichen und Mönche. Das Mönchtum in seiner dermaligen Entartung und Roheit ist dem Verfasser ein Greuel. Sie hielten es für ein Zeichen von Frömmigkeit, heißt es, wenn sie die Unwissenheit bis zur Unkenntnis des Lebens trieben, und wenn sie unverstandene Psalmen herbrüllten, glaubten sie die Ohren der Himmlischen zu entzücken. Schmutz und Betteln achteten sie für große Tugenden, und über die wichtigen Fragen, wie viel Knöpfe der Gürtel oder welche Farbe die Kutte haben, und wie groß die Kapuze sein müsse, vergäßen sie die christlichen Gebote. Einst aber werde Christus sprechen: „Woher dieses neue Geschlecht der Juden? Nicht denen habe ich das himmlische Reich versprochen, die in der Mönchskutte einhergehen, oder mit Rosenkränzen und Fasten mich anrufen, sondern die die Werke des Glaubens und der Liebe verrichten." Über die Heuchelei und Anmaßung, die marktschreierischen Predigten und die rohe Verketzerungssucht der Mönche ergießt Erasmus alle Bitterkeit des Witzes. Dann geht es an die Bischöfe, die nach Geld und Gut, nach Pracht und Üppigkeit streben, statt nach dem Seelenheil ihrer Herde, und endlich an die Päpste, die Glanz und Freude für sich behalten, Mühen und Sorgen dem Petrus und Paulus überließen. Von der Nachfolge Christi seien sie ganz entartet: Wunderthun sei bei ihnen veraltet und nicht mehr zeitgemäß; das Volk belehren sei ihnen zu mühsam, die Heilige Schrift erklären sei scholastisch; beten halten sie für überflüssig, Thränen vergießen sei kläglich und weibisch, Armut dulden eine Schande, sich schlagen lassen sei unwürdig, sterben unangenehm, und gekreuzigt werden schimpflich.

Auch jetzt währte der Aufenthalt des Erasmus in England nicht lange; eine dauernde Lehrthätigkeit oder ein festes Amt widerstrebte seinem Sinn; nur in freier gelehrter Muße und litterarischer Thätigkeit fühlte er sich wohl. Nach mancherlei Reisen und wechselndem Aufenthalt nahm er seit dem Jahr 1516 seinen Wohnsitz meist in Basel. Hier erschien sein bedeutendstes wissenschaftliches Werk: die Ausgabe des griechischen Neuen Testaments, die Grundlage der neutestamentlichen Textes-kritik und einer geschmackvolleren wissenschaftlichen Behandlung der Theologie. Die lateinische Übersetzung, die er dem Texte beifügte, und die Anmerkungen und Paraphrasen eröffneten der Gottesgelehrtheit neue Wege und wiesen die scholastische Theologie von der Vulgata, von Scotus und Thomas auf reinere Quellen. — Damals stand Erasmus auf dem Gipfel seines Ruhms; im Kreise von Verehrern und Freunden, von allen Seiten mit Geschenken, Einladungen, Huldigungen umdrängt, in freier vielseitiger litterarischer Thätigkeit, sog er wohlgefällig den Weihrauch der Bewunderung ein. Unter seinen zahlreichen Werken erwähnen wir noch die „Gespräche" (Colloquia), in lucianischer Weise und elegantestem Latein, ursprünglich ein Übungsbuch für lateinische Konversation, dann aber zu einer freimütigen und oft scharfen Besprechung kirchlicher, wissenschaftlicher und geselliger Verhältnisse erweitert; ferner viele Editionen, Übersetzungen, Anmerkungen zu Kirchenvätern und Klassikern und eine Reihe philosophischer, philologischer und theologischer Abhandlungen und Streitschriften (Ciceronianus, gegen die übertriebene Nachahmung der Latinität Ciceros) u. a. In fruchtbarer Weise hatte somit Erasmus der Kirchenerneuerung vorgearbeitet, die Heilige Schrift als erste Quelle des Glaubens und Grund der Erkenntnis für die freie Forschung erschlossen, die alte scholastische Wissenschaft und Theologie, das Mönchswesen und das ganze bestehende Kirchensystem mit allen Waffen des Spottes angegriffen; allein das wissenschaftliche Interesse stand ihm weit vor dem religiösen, das philologische vor dem dogmatischen. Was in den Kreisen der Gelehrten und Vornehmen gedacht und geforscht würde, sollte nicht auch Sache des Volks werden. Gewaltsame Umwälzungen waren nicht nach seinem Sinne. So konnte es kommen, daß der Mann, der stets (z. B. in dem „Handbuch eines christlichen Streites") die Religiosität in der inneren Gesinnung des Menschen, nicht in der Beobachtung äußerer Zeremonien und Gesetze

erblickt und gegen das Heiligenwesen, das Fasten, das Mönchtum, die Auserwähltheit des Priesterstandes geeifert, sich ängstlich zurückhielt, als er sah, welche Wege das kühne Geschlecht der Reformatoren einschlug. Ein kleiner blonder Mann, mit blauen halbgeschlossenen Augen voll Feinheit der Beobachtung, Laune um den Mund, von etwas furchtsamer Haltung; jeder Hauch schien ihn umzuwerfen; er erzitterte bei dem Worte Tod. Ein solcher Mann war zum Volkshelden und Reformator nicht geschaffen. Schon im Reuchlinschen Streit hatte er sich kälter und zurückhaltender benommen, als es einem Vorfechter der freien Wissenschaft geziemen mochte. Luther, der Mann des Volks, war vollends nicht nach der Sinnesart des Erasmus. Während Luthers Lebensgang und seine Reformation nur aus dessen ernster Gemütsart und aus den innersten Regungen seines Gewissens begriffen werden kann, erklärt sich uns bei Erasmus das meiste aus der Richtung seines Geistes auf Verbesserung der Studien, auf Läuterung des Geschmackes und Beförderung der Aufklärung in den höheren Kreisen der Gesellschaft. Fortwährend riet er zur Mäßigung und Schonung und vermied jede allzunahe Verbindung mit den Reformatoren; noch wähnte er, die Kirche selbst sei willig und vermögend, sich zu verjüngen und zu erneuern. Dem flüchtigen und verfolgten Hutten verschloß er seine Thüre und beide ergingen sich dann in heftigen Streitschriften. Und auch bei den Gegnern der Reformation fand seine kühle Zurückhaltung keine Anerkennung; der Fürst von Carpi hatte nicht Unrecht, wenn er ihn angriff, als den, der die Waffen für die Anhänger Luthers geschmiedet habe. Um der Welt zu beweisen, daß er nicht eines Sinnes sei mit diesem, wandte Erasmus seine Feder sogar gegen den Reformator und bekämpfte z. B. dessen augustinischen Grundsatz von der Unfreiheit des Willens. In dem tragischen Konflikt, eine große Bewegung, die er selbst mit angefacht, nicht mehr fassen zu können, ja bekämpfen zu müssen, mit vielen früheren Freunden und Verehrern in Spannung oder Feindschaft, endlich von den Anhängern der alten Kirche zu den Ihren gerechnet, so ist Erasmus gestorben, am 12. Juli 1536, ein hochbegabter und feiner Geist, aber ohne die feste Konsequenz innerer Überzeugung, ohne den Halt tiefer sittlicher Grundsätze und abhängig von Eitelkeit und Menschenfurcht. Kein christlich-reformatorischer Geist, sondern ein philosophisch-heidnischer durchzieht seine Schriften. Ein anständiges, vor der Welt untadeliges Leben, ein von dem herrschenden Aberglauben unabhängiger Sinn und ein gesitteter, äußerlich tugendhafter Wandel sind die Eigenschaften, die nach ihm das Glück des Daseins begründen; es findet sich bei ihm keine Spur einer tieferen Frömmigkeit, keine Richtung zum Höheren, kein Bestreben, Christi Lehre im Leben zu verwirklichen.

Wirkung der Neugestaltung der Wissenschaft.

Die neue wissenschaftliche Richtung, die man nach ihrer Grundlage die klassische nannte, hatte das Prinzip der freien Forschung, den Bruch mit der Autorität der scholastischen und kirchlichen Grundsätze auf ihre Fahne geschrieben. Mit dem Sieg dieser Richtung mußte das ganze Leben der Wissenschaft eine neue Gestalt annehmen, der beengenden Fesseln ledig fruchtbringend aufsprießen. Alle Disziplinen verlassen nunmehr das geistlose Formelwesen und den engen Kreis der Schule, sie suchen Beziehungen zu Natur, Welt und Leben, Bildung des Geistes und Herzens, und kleiden sich, anstatt der schwerfälligen Form, in eine reine, klare und geschmackvolle Darstellung, und in diesem Streben waren die Alten Vorbild und Muster. Zunächst herrschte natürlich das philologische Interesse vor. Die klassischen Autoren wurden durch Druckausgaben verbreitet,

durch Anmerkungen erläutert, die Griechen durch Übersetzungen allgemein verständlich gemacht; Wörterbücher, Grammatiken und Anleitungen zum Stil wirkten für Verbesserung der lateinischen Sprache; pädagogische Werke förderten die wissenschaftliche und sittliche Erziehung der Jugend in der freien humanen Richtung. Die gemeinsame Kunst aller Humanisten, recht als Gegensatz gegen die dürre Spekulation der Scholastik, war die Poesie, die natürlich nicht immer der Erguß dichterischer Begeisterung war, sondern häufig kunstmäßig gefertigte, den Alten in Sprache und Metrik mühsam nachgebildete Produktionen, doch aber bei einigen, wie Celtes, Eoban Hesse, Hutten und etwas später bei Jakob Micyllus aus Straßburg († 1558), Petrus Lotichius Secundus aus Schlüchtern († 1560) und der Dichterin Olympia Fulvia Morata (geb. 1526 zu Ferrara, † 1555 zu Heidelberg) schöne Blüten erzeugte. Wirkte das Studium der Alten zunächst auf die Form und äußere Darstellung, so wurden die wissenschaftlichen Disziplinen doch auch innerlich und sachlich umgestaltet und erneuert, und überall mit dem Bestreben, Natur und Leben im Gegensatz zu unfruchtbarer abstrakter Spekulation zur Geltung zu bringen. Die Bekanntschaft mit dem echten Aristoteles und mit Platon, in Deutschland durch Johann Wessel und Reuchlin verbreitet, eröffnete der Philosophie neue Anschauungen, Ziele und Methoden. Die Theologie wurde auf der einen Seite durch den Mystizismus und die Erweckung des echten christlichen Geistes gegen das herrschende System der römischen Hierarchie, auf der andern Seite durch griechische und hebräische Sprachstudien und freie wissenschaftliche Forschung in der Bibel und den Kirchenvätern umgestaltet. Auch der Rechtswissenschaft kamen die humanistischen Studien zu gute, und die Naturkunde, die Mathematik und Astronomie, sowie die Heilkunde nahmen in unsrer Periode, wie wir des Näheren an einem andern Orte erfahren werden, teils durch die Bekanntschaft mit den alten griechischen Forschern, teils durch Beobachtung der natürlichen Vorgänge selbst einen großartigen Aufschwung. Eine fruchtbare Anregung empfing auch die deutsche Geschichtsforschung durch die Humanisten.

Mit besonderem Eifer wurde das Studium der Geschichte von den Humanisten aufgegriffen und hier wirkte das Muster der Alten sehr vorteilhaft, sowohl was die Schönheit der Form und die tiefere pragmatische Auffassung, als was die historische Kritik betrifft. Die großen Kompilationen der Weltgeschichte, die einen unerschöpflichen Stoff ungeordnet und unverarbeitet enthielten, wichen jetzt einer kritischeren, planvolleren und im Umfang beschränkteren Geschichtschreibung. Zwar wurde auch in unsrer Periode die ganze Summe historischen Wissens, wie sie sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbte, noch mehrmals zusammengefaßt, so von Werner Rolevinck († 1502, in dem ungemein verbreiteten Fasciculus temporum), und von dem Tübinger Kanzler Johann Naucler us († 1510); allein das besondere Interesse der humanistischen Historiker wandte sich auf die Erforschung der deutschen Vorzeit, die noch nie eine gesonderte Darstellung und kritische Prüfung gefunden hatte. Seit die alten römischen Autoren durch Druckwerke bekannt geworden, seit man auch die Geschichtschreiber des Mittelalters herauszugeben begann, lag ein reiches und leicht zugängliches Material Die humanistische Historiographie.

vor. Der patriotische Sinn der humanistischen Forscher erhob und erfreute sich an der großen Vergangenheit der Deutschen und stellte ihre Großthaten dem lebenden Geschlecht als leuchtendes Vorbild dar. Der warme nationale Gesichtspunkt zieht sich durch diese ganze Geschichtsforschung hindurch. Wir haben schon die historischen Studien von Celtes erwähnt. Jakob Wimpfeling schrieb eine kurze deutsche Geschichte und Heinrich Bebel mehrere Abhandlungen, die der schönste und erfreulichste patriotische Geist durchweht. Konrad Peutinger, Wilibald Pirckheimer, der Graf Hermann von Neuenaar, der Herausgeber Einhards, u. a. stellten Untersuchungen über die Wohnsitze und Zustände der alten deutschen Völker an, die von trefflichem kritischen Sinn und vaterländischem Interesse zeugen; aus solchen Vorarbeiten entstanden die größeren Werke über die alte deutsche Geschichte von Irenicus und Beatus Rhenanus. Die von Celtes aufgefundene Tabula Peutingeriana, eine römische Straßenkarte des dritten Jahrhunderts, gab eine sichere Basis für geographisch-historische Forschungen. Wenngleich wunderliche etymologische Konjekturen diese Altertumswissenschaft noch entstellen, so ist doch eine zunehmende kritische Sicherheit nicht zu verkennen. Der Hunibald, ein angeblicher Geschichtschreiber aus der fränkischen Urzeit, den Trithemius erfunden, und die Reste uralter Autoren, wie Berosus, Manetho, Cato u. a., die Annius von Viterbo als echt herausgab und mit Erklärungen voll wüster Gelehrsamkeit begleitete, wurden bald als Fälschungen erkannt. Aus dem Kreise der humanistischen Geschichtsforscher heben wir noch hervor: Albert Krantz, Professor zu Rostock († 1517), der in umfangreichen Werken die Geschichte der skandinavischen und norddeutschen Völker behandelte; Johann Trithemius, der gelehrte Abt von Sponheim bei Kreuznach, wo er eine reichhaltige wertvolle Bibliothek gründete († 1516), der Freund und Gönner vieler Humanisten, der neben naturwissenschaftlichen und physikalischen Studien im Geiste jener Zeit sich besonders mit historischen Arbeiten beschäftigte (Chronicon Hirsaugiense; catalogus illustrium virorum und scriptorum ecclesiasticorum, eine Litteratur- und Gelehrtengeschichte und vieles andre, mehr durch Reichtum des Stoffs, als durch Kritik und Genauigkeit ausgezeichnet); Johann Aventin (Thurmaier von Abensberg, † 1534), der als „Vater der deutschen Geschichte" gepriesene Verfasser der Annales Boiorum, eines durch Quellenforschung, wissenschaftliche Behandlung und freimütige Auffassung hervorragenden Werks, das er auch in deutscher Sprache bearbeitete (Bayrische Chronik; Chronik vom Ursprunge der alten Deutschen); Johann Cuspinian (Spießhammer, † 1529), der Verfasser eines Werks über die römischen Kaiser und über die österreichische Geschichte.

b. Die humanistische Satire und die kirchliche Bewegung (Ulrich von Hutten).

Die Humanisten und die Richtung der Zeit.

Das Zeitalter, das der Reformation voranging, ist gekennzeichnet durch eine alle Schichten des Volks durchdringende geistige Bewegung, die nach Freiheit drängte. Die Kirche hatte jahrhundertelang alle Geistesthätigkeit unter ihre Obhut und Zucht genommen, und je mehr die Völker zur Mündigkeit und Reife gelangten, um so entschiedener suchten sie sich jener zwingenden und beengenden Autorität zu entziehen, zumal da das kirchliche System seit lange im tiefsten Innern verderbt und entsittlicht war. Die Worte älterer Reformatoren, die allgemeine Stimme des Volks, wie sie in der nationalen Litteratur sich kund gibt, hatten das Wesen der Papstkirche längst schonungslos angegriffen.

Sittenlosigkeit, Erpressung, Unwissenheit, Roheit, das waren Erscheinungen im ganzen geistlichen Wesen, über die oft und bitter geklagt wurde. Auch die neue Richtung der Wissenschaft mußte nach dieser Seite hin wirken. Der italienische Humanismus freilich, so sehr auch manche seiner Vertreter gegen die rohe Unbildung und Verketzerungssucht der Bettelmönche eiferten und von offenbarem Unglauben und Heidentum angesteckt waren, hatte sich mit der Kirche selbst und dem Zustand der Religion in vornehmer Gleichgültigkeit abgefunden und schaute von seiner philosophischen Höhe teilnahmlos auf den Aberglauben des Volks herab. Aber nicht so in sich abgeschlossen und befriedigt und der Stimmung des Volks fremd entwickelte sich der deutsche Humanismus. Die Männer, welche die Wissenschaft aus Erstarrung und Verknöcherung befreiten und aus der Schule ins Leben, aus dem Alleinbesitz der Gelehrten in weitere Volkskreise verpflanzen wollten, mußten auch mit dem Volk denken und fühlen. So durchzieht den ganzen deutschen Humanismus nicht bloß das Ankämpfen wider die scholastische Wissenschaft, sondern auch die Opposition gegen die Entartung der Kirche, die Entsittlichung des geistlichen Standes, den Druck des hierarchischen Wesens, den Abfall des herrschenden Christentums von der evangelischen Reinheit. Die humanistischen Bestrebungen verschmelzen und verbinden sich aufs engste mit den reformatorischen. Wessel, Wimpfeling, Reuchlin, Erasmus, Mutianus Rufus sind ebensowohl zu den Erneuerern der Wissenschaft als zu den Vorläufern der Reformation zu rechnen. Und nicht bloß, daß in den humanistischen Kreisen die Auswüchse und Entartungen des geistigen Wesens gerügt und verspottet werden, in fortschreitender Kühnheit werden selbst ehrwürdige Einrichtungen der katholischen Kirche, Heiligenverehrung, Cölibat, Fasten und Mönchswesen, heftig angegriffen. Die Anhänger des Alten waren von richtigem Instinkt geleitet, wenn sie in den humanistischen Studien eine große Gefahr sahen; unter ihnen hört man häufig den Vorwurf, die Beschäftigung mit den alten Klassikern führe das Heidentum zurück, die leichtfertigen Poesien untergrüben die Moral, die hebräischen Studien leiteten zum Judentum, die hellenistischen zur neugriechischen Ketzerei. Im Verein mit den alten Lehrern auf den Universitäten, welche die neue Richtung nicht zu fassen vermochten, warfen alle, die dem alten kirchlichen Wesen anhingen, der humanistischen Neuerung den Fehdehandschuh hin, und unter Anstrengung und Kampf brach sie sich Bahn. Und nicht bloß gegen das kirchliche System und die scholastische Weise machte sich die Opposition geltend, in der ganzen Welt- und Lebensauffassung vermag der Feinfühlende eine Umgestaltung zu bemerken. Die Wissenschaft, die Erziehung, die ganze Anschauungsweise trat freier und heiterer auf. „O Jahrhundert! die Studien blühen, die Geister erwachen, es ist eine Lust zu leben," ruft Ulrich von Hutten aus. Sprengung der Fesseln, Einsetzung der Natur, des Lebens, der Sinnlichkeit in ihre gebührenden Rechte, ist die Losung. In der heiteren Geselligkeit bei wissenschaftlichen Studien, in den freisinnigen Ansichten über Kirche und Religion, in der

Aufnahme gesunder Lebensweisheit aus den Alten, in der Befreiung des Menschen von allem Zwang wider Natur und Vernunft zeigt sich Ziel und Wirkung der humanistischen Richtung.

Die humanistische Satire. Der Humanismus in Deutschland hat wie nirgends anders sowohl Einfluß auf das Volk geübt als von diesem Anregungen und Impulse empfangen. Wir begreifen, daß auch die humanistische Litteratur jene satirische Richtung gegen die Widersacher einschlagen mußte, welche damals das Volk und seine geistigen Erzeugnisse durchzog, daß auch die gelehrte Welt mit der alten Zeit und ihrer Kultur, insbesondere mit ihrer verkörperten Erscheinung, dem römischen Kirchenwesen, den Kampf in Wort und Schrift aufnehmen mußte. Und scharf schneidet die humanistische Satire in die ganze Fäulnis des geistlichen Wesens ein, von der gemeinen Roheit des Bettelmönchs bis hinauf zu der gekrönten Habgier, Herrschsucht und Sittenlosigkeit auf dem Stuhl Petri. Aus den humanistischen Kreisen ging eine Reihe satirischer Werke hervor, die im engsten Zusammenhang mit der gleichzeitigen Volkslitteratur stehen. Heinrich Bebel, den wir schon oben als streitbaren Kämpfer wider die alte Barbarei der Wissenschaft kennen gelernt, schrieb den Triumph der Venus, ein lateinisches Gedicht in Hexametern, worin das weite Reich der Liebesgöttin geschildert wird; unter ihren Verehrern erscheinen die Bettelmönche, die fahrenden Scholastiker, endlich der Papst mit der ganzen Klerisei, mit Kardinälen und Bischöfen in erster Reihe, dann auch die Weltlichen, Fürsten und Grafen, Ritter und Bürger, und das Heer der Tugend ist winzig klein dagegen. Die weltliche Pracht, die Heuchelei, der Mißbrauch des Christentums zur Ausbeutung des Volks wird in den schärfsten Worten gerügt. „Die Pfaffen, heißt es unter anderm, scharren alles Geld zusammen, mit unzähligen Künsten, die ich gar nicht alle nennen kann, einmal unter dem Namen der Annaten oder der Zehnten, jetzt für ein Pallium, jetzt für Altäre. Wahrlich, Deutschland verschleudert thöricht genug aus zu großer Frömmigkeit seine Kräfte. Was das alte Mütterchen in ihrem Kasten hält, was sich der genügsame Bauer an seinem Munde abzieht, alle Ersparnisse der Reichen und der Armen frißt jetzt der sogenannte Ablaß. Gibst du nur Geld, reißt dieser alle Seelen der Väter aus der Hölle und versetzt sie in den Himmel; er macht das Reich des Teufels völlig leer. Um ein Spottgeld verkaufen wir jetzt den Himmel, Altäre, Rom. Die Seligkeit liegt unter einem vollen Sacke verborgen." Einen ähnlichen Geist atmen die „Facetien" desselben Verfassers, eine lateinische Sammlung von Anekdoten, wie sie im Munde des Volks umgingen, oder aus den älteren Volksbüchern entlehnt; auch diese Schwänke schildern die Gebrechen der Zeit, namentlich des geistlichen Standes, in witziger, oft derber und anstößiger Weise. Ganz den volkstümlichen Grundton und die satirische Tendenz hat auch das Lob der Narrheit von Erasmus, das wir oben besprochen haben, und manche andre Erscheinungen der Zeit.

Es konnte nicht fehlen, daß auch die Angegriffenen, insbesondere die viel-

geschmähten Mönche, sich der Gegner zu erwehren suchten. Vermochten sie die siegreichen Waffen der Wissenschaft und des feinen Witzes nicht zurückzuweisen, so erhoben sie gegen die Vertreter der neuen Richtung die Klage auf Ketzerei und Unglauben und drohten mit geistlichen Prozessen und Kirchenstrafen. So hatten schon den Wimpfeling, einen gemäßigten und milden Mann, der aber den Mönchsgelübden und andern Äußerlichkeiten gegenüber die innere Frömmigkeit hervorgehoben und behauptet hatte, Augustinus habe auch keine Kutte getragen, die Augustiner in Straßburg heftig angegriffen. Noch mehr Aufsehen erregte der Streit Reuchlins mit den Kölner Dominikanern, den wir oben kennen gelernt, ein Streit, in dem das gesamte Humanistengeschlecht auf seiten der freien Wissenschaft gegen Geisteszwang und Verketzerungssucht stand. Die geistlichen Drohungen und Strafmittel waren im Laufe der Zeit stumpf geworden und die neue Wissenschaft schwang ihre scharfen Waffen kühn und siegreich.

Die ganze Flut des beißendsten humanistischen Witzes gegen die Vorfechter des alten Systems, gegen die Anhänger des geistlosen Scholastizismus, gegen die rohen, unsittlichen und zelotischen Mönche ergoß sich in den „Briefen der Dunkelmänner". Die Epistolae obscurorum virorum.

Zu Anfang des Jahres 1516 erschienen diese Briefe, deren Entstehungsweise eine vielbesprochene ist. Wir müssen den Ursprung des Werks in jenem Erfurter Kreise von Humanisten und Poeten erkennen, der in dem Kanonikus Mutianus Rufus in dem nahen Gotha sein Haupt verehrte und gegen den Scholastizismus leidenschaftlich ankämpfte. Nicht ein einzelner konnte der Verfasser sein, das beweist Sprache und Inhalt der verschiedenen Briefe und die genaue Bekanntschaft mit den Verhältnissen allerorten. In erster Linie unter den Verfassern steht Crotus Rubianus (Jäger), ein witziger und spöttischer aber ängstlicher Mann, der es liebte, seine Person und seine litterarische Thätigkeit geheimzuhalten und später seine reformatorische Gesinnung verleugnete. Hatte dieser den schöpferischen Plan gefaßt, so fand er an dem innig befreundeten Ulrich von Hutten einen Genossen, der den angeregten Gedanken mit Eifer aufgriff und einen guten Teil zur Ausführung beitrug; die Zeitgenossen sahen in dem kühnen Ritter den eigentlichen Verfasser und in gelegentlichen Äußerungen deutet er sich selbst als einen Teilnehmer an; als dritter im Bunde erscheint Peter Eberbach, der den klassischen Namen Petrejus führte, wahrscheinlich auch Coban Hesse, Pirckheimer, Hermann vom Busch und andre Glieder des heiteren und spöttischen mutianischen Poetenkreises, namentlich bei der Abfassung des zweiten und dritten Buches, wobei man nicht mehr mit der früheren Heimlichkeit zu Werke ging.

Die Briefe der Dunkelmänner sind von Anhängern des alten Systems an den Kölner Professor Ortuinus Gratius geschrieben und behandeln die Verhältnisse der Pfaffen und scholastischen Professoren in sittlicher und wissenschaftlicher Hinsicht. Das ganze Werkchen durchzieht als verbindender Faden der Reuchlinsche Handel, über dessen Fortgang und Wirkung sich die Briefsteller unterhalten. Dabei aber wird das ganze wüste und erbärmliche Leben und Treiben jener Gesellschaft, ihre unfruchtbaren Disputationen, ihre kasuistischen Argumente, ihre haarspaltenden Distinktionen, ihre albernen Schlußfolgerungen geschildert, ihre ängstlichen Bedenklichkeiten bei Verletzung einer kirchlichen Vor-

schrift und daneben ihr roh sinnliches Leben, Faulheit, Unzucht und Völlerei, der lächerliche Gelehrtenhochmut und die klägliche Unwissenheit der Graduierten, und das alles in dem barbarischen, von Germanismen strotzenden Küchenlatein der alten Gelehrsamkeit und so augenscheinlich der trostlosen Wirklichkeit nachgezeichnet. War das Bild doch so treffend, daß an manchen Orten die Angegriffenen sich wohlgefällig in dem Spiegel beschauten und die Satire gar nicht merkten. Der Beifall und die Wirkung dieser Briefe war denn auch ganz außerordentlich; noch lange lieferte man Zusätze und Nachahmungen. Der Reuchlinsche Streit war seitdem in den Augen der ganzen gebildeten Welt entschieden. Das Verbot des Werkes von seiten des päpstlichen Stuhls, das die Kölner auswirkten, vermochte den Eindruck ebensowenig niederzuschlagen, als die schwache Gegenschrift: „Klagen der Dunkelmänner".

In dem Reuchlinschen Streit und den Briefen der Dunkelmänner war der seit langem gährende Haß zwischen den Vertretern der alten und der neuen Wissenschaft zum Ausbruch gekommen; allein, wie wir erwähnt, dem deutschen Humanismus lag nicht bloß ein wissenschaftliches, sondern auch ein tiefreligiöses und nationales Prinzip zu Grunde, das unmittelbar zur Reformation hinüberleitet. Nicht bloß als Hort der alten gelehrten Richtung erfuhr das hierarchische System Angriffe, es war mit seinem ganzen Druck und Zwang, seiner Habsucht, seiner Sittenlosigkeit, seiner Scheinheiligkeit, seiner tiefinnerlichen Entartung dem deutschen Volk verhaßt und verächtlich geworden. Und diese nationale Empfindung war auch dem Humanisten in Mark und Blut übergegangen. Mit fortschreitender Kühnheit wandte sich die humanistische Satire gegen das ganze Kirchenwesen in seinem Verfall und griff selbst dem Papst nach seiner geheiligten Krone. Der entschiedenste und leidenschaftlichste Herold dieser Gefühle ist Ulrich von Hutten.

Ulrich von Hutten. 1488—1523.

Das Geschlecht der Hutten war eines der ältesten und angesehensten im Frankenlande. Um die Mitte des Jahrhunderts saß auf dem alten Bergschloß Steckelberg unweit Fulda der Ritter Ulrich von Hutten, ein harter und eigenwilliger Mann. Am 21. April des Jahres 1488 wurde ihm der erste Sohn geboren, den der Vater wegen seines aufgeweckten Sinnes und schwächlichen Leibes zum geistlichen Stande bestimmte. Der junge Ulrich wurde in seinem elften Jahr in das nahe Stift Fulda gebracht, um die Schule zu besuchen und dereinst in das Kloster zu treten. Allein es wollte ihn bald bedünken, „er wüßte in einem andern Stande Gott besser zu gefallen und der Welt ehrbarer zu dienen," und dieser Gedanke verließ den Jüngling nicht, bis er sich durch heimliche Flucht dem Klosterzwang entzog. Ein verhängnisvoller Schritt! Fortan war sein Leben ein unstätes Wandern voll Entbehrung, Not und Aufregung. Mit seinem Genossen, dem witzigen talentvollen Crotus Rubianus, der auch der Flucht aus dem Kloster nicht fern gestanden, zog er nach Köln, dann, als sein verehrter Lehrer Rhagius Aesticampianus den Anhängern der alten Richtung weichen mußte, nach Erfurt, wo er in dem gelehrten Kreise um den würdigen Mutianus Rufus, besonders bei dem begabten liebenswürdigen Dichter Coban Hesse, willkommene Aufnahme fand. Dann trieb ihn die Wanderlust und die Unruhe der Seele

weiter, nach Frankfurt, an die Ufer der Ostsee, nach Greifswald und Rostock, unter Mühsalen und Abenteuern, die er selbst mit den Irrfahrten des Odysseus vergleicht. Allein Entbehrungen, Drangsale und Krankheit vermochten seinen strebsamen Geist nicht zu brechen. In Wien verfaßte er ein Mahngedicht (Exhortatio) an Maximilian, worin er den Kaiser zum Krieg gegen Venedig und zur Verteidigung der Ehre der ruhmreichen deutschen Nation aufrief; zum erstenmal trat hier Hutten als politischer Dichter auf. Im Jahr 1512 finden wir ihn in Italien, mit Rechtsstudien beschäftigt, um die seit der Klosterflucht verlorne väterliche Gunst wieder zu erlangen, dann in Kaiser Maximilians Kriegsdienst gegen Venedig, um der äußersten Not zu entgehen. Seine Soldatenerlebnisse schildert er frisch und lebhaft in seinen Epigrammen, und schon damals schleuderte er bittere Worte gegen das ungeistliche Leben des kriegerischen Papstes Julius II. Als er nach zwei Jahren in die Heimat zurückgekehrt war, fand er Anlaß, seine scharfe Feder in einer sich und sein Geschlecht betreffenden Sache zu brauchen. Es war eine geheimnisvolle Unthat, die Ermordung seines Vetters Hans durch den Herzog Ulrich von Württemberg, welche die ganze Leidenschaft Huttens anfachte. Der Herzog liebte das Weib Hans Huttens und erstach darum den treuen Diener auf der Jagd im Walde (1515). In vier von Zorn und Rachsucht durchglühten Reden, wie in dem späteren Dialog „Phalarismus", trat jetzt Ulrich Hutten als der Wortführer seines gekränkten Geschlechts gegen ruchlose Gewaltthat auf. Allein erst in der Folge, als der Schwäbische Bund seine Heere gegen den Herzog sandte, fanden die Hutten Rache. Dem Vater war er in der letzten Zeit, besonders auch durch die Angriffe gegen den Herzog von Württemberg, etwas näher getreten; der Alte dachte seinen „verlornen Sohn" dem Rechtsstudium wieder zuzuführen, dem einzigen, das außer der Kirche Würden und Ehren verhieß. Ulrich Hutten mochte die Absicht hegen, die unterbrochenen juristischen Studien wieder aufzunehmen, als er jetzt im Herbst 1515 zum zweitenmal nach Italien zog; aber die trockene Rechtsgelehrsamkeit vermochte nun und nimmer seinen feurigen Geist zu fesseln. Dagegen schritt er weiter auf der Dichterlaufbahn, mahnte den Kaiser an die Thaten seiner Vorgänger im Land Italien und schleuderte heftige Epigramme gegen das päpstliche Rom, das er damals kennen lernte, die hehre Stadt, wo man jetzt Gott und das Heilige verkaufe, jeder Lust und Üppigkeit fröhne und das teutonische Volk ausraube und verspotte. „Und das alles in Rom, wo Curius einst und Metellus und Pompejus gelebt; o der veränderten Zeit!" In Deutschland regte damals der Reuchlinsche Streit die gelehrte Welt mächtig auf, und wir haben erwähnt, mit welchem Eifer sich Hutten der Sache des hochverehrten Humanistenhauptes annahm. Schon war sein Ruhm weithin erklungen und der Dichterlorbeer, von Peutingers schöner Tochter geflochten und von Kaiser Maximilian zu Augsburg ihm aufgesetzt (1517), umkränzte bereits sein Haupt, als ihn der Kurfürst Albrecht von Mainz, dem er einst durch seinen edlen väterlichen Freund Eitelwolf vom Stein empfohlen worden, in seine Dienste zog. Der kunstliebende Erzbischof nahm ihn gütig auf, ungeachtet Hutten scharfe Angriffe gegen das römische Wesen geschleudert und noch soeben die Schrift Vallas über die Unechtheit der Konstantinschen Schenkung herausgegeben hatte. Als die Türkengefahr die Gemüter aufregte und auf dem Augsburger Reichstag (1518) darüber beraten wurde, sandte Hutten seine Türkenrede in die Welt, warnte vor der Habsucht der Päpste, die den Türkenzehnten immer nur zu eignem Nutzen verwandt, und mahnte die deutschen Fürsten zur Eintracht, damit nicht die edle Kraft Deutschlands in innerem Hader zersplittert und gebrochen werde. Bald nachher, als Herzog Ulrich sich an der Reichsstadt Reutlingen vergriff und vom Schwäbischen Bund bekriegt wurde, durfte Hutten wieder einmal das Schwert mit der Feder vertauschen; ging es doch gegen den alten Feind

seines Geschlechts! und er jubelte laut auf, als der Herzog des Landes vertrieben wurde. Auf jenem Feldzug trat er mit Franz von Sickingen, dem edlen Ritter, in ein inniges Freundschaftsverhältnis, ein Bund, der für beide folgenreich und verhängnisvoll werden sollte. Damals, in der Unruhe des Kriegslebens, in der drückenden Luft des Hofes, in der Aufregung seiner polemischen Geistesthätigkeit sehnte sich Hutten wohl bisweilen nach einem stillen Glück und heiterer Ruhe; er dachte daran, ein Weib zu nehmen und malte sich in dem anmutigen Gespräch „Fortuna“ die Wonne eines ruhigen Daseins bei reichlichen Gütern, in frohem Genuß und wissenschaftlicher Muße mit lockenden Farben aus. Auch Hutten träumte einmal den Traum eines einfach menschlichen Daseins in den friedlichen Schranken der Natur und der Sitte. Allein Ruhe und Glück war diesem Herzen nicht beschieden. Gerade jetzt nahm der Kampf gegen die alte Kirche an Heftigkeit und Ausdehnung zu; Luther hatte seine Thesen angeschlagen; von dem neuen Kaiser Karl V. hoffte die aufgeregte Nation große Dinge. Da durfte auch Hutten nicht fehlen. Statt des Ringens um die edlere Bildung drängt sich jetzt bei ihm der Kampf gegen das Papsttum, statt des Humanismus die Reformation in den Vordergrund. Es ist vorzüglich die nationale und politische Seite des Kampfes, die ihn anzieht; nicht die Dogmenlehre der alten Kirche und so viele unevangelische Einrichtungen empörten sein Herz, wie es bei Luther der Fall war, sondern die Unterdrückung, die Verachtung, die Knechtschaft, die das deutsche Volk jahrhundertelang von Rom erfahren. Immer kühner und leidenschaftlicher wurde jetzt seine Sprache gegen das päpstliche Wesen; fortan war das cäsarische Jacta est alea, Ich hab's gewagt, sein Wahlspruch. Rasch hintereinander schleuderte er seine schärfsten Schriften in die Welt (1520); zuerst die zwei Dialoge, „Das Fieber“ betitelt. Hutten weist das Fieber, das ihn peinigt, an die schwelgerischen Pfaffen, wo es ein besseres Dasein haben werde; allein es kehrt wieder; denn diese seien schon genugsam durch ihr lasterhaftes Leben geplagt; das Eheverbot, das die Geistlichen zur Unsittlichkeit, der Reichtum und Müßiggang, der sie zu Üppigkeit und Hoffart verführt, sind die Schäden des Priesterstandes, und die vielen tausend geistlichen Faullenzer ein Verderb des Landes. Dann erschien der Dialog „Vadiscus oder die römische Dreifaltigkeit“, in welchem Hutten der päpstlichen Kurie selbst den Fehdehandschuh hinwarf. Die Vorwürfe werden zum Teil in Form von Dreiheiten vorgetragen, wie: drei Dinge erhalten Rom bei seinen Würden, das Ansehen des Papstes, die Gebeine der Heiligen und der Ablaßkram; drei Dinge sind ohne Zahl in Rom, gemeine Frauen, Pfaffen und Schreiber; drei Dinge sind aus Rom verbannt, Einfalt, Mäßigkeit und Frömmigkeit; von drei Dingen hört man daselbst nicht gern, von einem allgemeinen Konzil, von Reformation des geistlichen Standes, und daß die Deutschen anfangen klug zu werden, u. s. f. Den Inhalt des Gesprächs bildet die unerträgliche und schmähliche Knechtschaft Deutschlands durch den römischen Stuhl. Seit Jahrhunderten ist unser Vaterland durch päpstliche Herrschsucht unterdrückt, unter allen möglichen Vorwänden das deutsche Geld nach Rom gelockt worden, und nicht Belehrung und Erbauung erkaufen wir uns dafür, sondern Verderbnis und Laster, deren Sitz der römische Hofhalt seit lange ist. Entzieht man ihr das deutsche Geld, dann wird auch die Kurie sich der vielen Müßiggänger und der verderblichen Üppigkeit entschlagen. Diese unwürdigen Bande zu brechen, ruft der Dichter den Kaiser und das deutsche Volk mit flammenden Werken auf. „Eine große und herrliche That ist es, durch Raten, Mahnen, Treiben, Zwingen und Drängen das Vaterland zu nötigen, daß es seine Schmach erkenne und sich ermanne, seine urväterliche Freiheit wieder zu erringen. Ich werde die Wahrheit sagen, ob sie mir auch mit Waffen und dem Tode drohen“. Zu gleicher Zeit erschienen die „Anschauenden“ (Inspi-

cientes). Der Sonnengott und sein Sohn Phaethon sehen auf die Erde herab; da zieht das Getümmel in Augsburg, wo der Reichstag versammelt ist, ihre Blicke auf sich und der Alte belehrt den fragenden Sohn über mancherlei. Da sehen sie den Legaten Cajetan in Prozession in die Versammlung ziehen, um die Forderungen des Papstes in Betreff der Türken vorzubringen, und der Alte erläutert die Sache; es sei nur eine Spekulation auf deutsches Geld, und das werde so lange dauern, bis die Deutschen weise werden und den Betrug erkennen; es sei nicht mehr weit davon. Dann schildert der Sonnengott die Sitten und die Staatsverfassung Deutschlands. Kein andres Volk habe reinere Sitten, vielleicht die Trunksucht allein abgerechnet, nirgends sei die Ehe und weibliche Sittsamkeit mehr geachtet. Einen Abfall von der alten deutschen Sitte sieht er nur in dem Treiben der Pfaffen und der Kaufleute in den Städten, die durch die fremden Waren Weichlichkeit und Üppigkeit einführen; darum hasse (hier regt sich das Standesgefühl in Hutten) die Ritterschaft, welche die alte Biederkeit am treuesten bewahrt, das entartete Volk der Städter und darum der „mannhafte Frevel" des Raub- und Stegreifrittertums. — Auch die Gegner des kühnen Kämpfers, die seine Feder so unerschrocken angegriffen, begannen sich zu regen. Drohungen und Nachstellungen von Feinden, Warnungen von Freunden ließen Hutten um seine Sicherheit besorgt sein. Schon war Eck nach Rom geeilt und hatte den Brand wider ihn geschürt; von der Kurie ergingen Mahnungen an den Erzbischof Albrecht, den Frevler nicht länger zu schützen, dem Kaiser und den Fürsten wurde das Ansinnen gestellt, zu seiner Ergreifung und Auslieferung behilflich zu sein. Da suchte Hutten, im Herbst 1520, Zuflucht auf der Ebernburg bei Kreuznach, der Feste seines ritterlichen Freundes Franz von Sickingen, dem Asyle verfolgter Freiheits- und Reformationsfreunde.

Von dort aus ergingen Sendschreiben an den Kaiser, an den Kurfürsten von Sachsen, an Luther, an die Deutschen aller Stände. Bedroht und verfolgt habe man ihn, und sein Verbrechen sei, daß er den maßlosen Eingriffen des Papstes in die Rechte des Kaisers, der täglichen Plünderung des Vaterlandes habe ein Ende machen, daß er die evangelische Lehre wiederherstellen und die Freiheit der deutschen Nation nicht habe knechten lassen wollen. Not und Mühsal, Armut und Verachtung habe er auf sich genommen um der Wahrheit und des Vaterlandes willen. „Aber der Tag wird kommen, denke ich, an dem ich aus diesen Schlupfwinkeln hervorbrechen, der Deutschen Treu und Glauben anrufen und fragen werde: Ist keiner da, der um gemeiner Freiheit willen mit Hutten zu sterben wagt?" Die Bannbulle gegen Luther und die Verbrennung von dessen Schriften reizte den Apostel der Freiheit zu neuer Thätigkeit. Er gab die Bulle mit scharfen Randglossen heraus, er schrieb ein Klaggedicht gegen den Bücherbrand, und um recht als Vorkämpfer des Volks aufzutreten und in den weitesten Kreisen zu wirken, schrieb er jetzt in deutscher Sprache. Längst war in Hutten der Humanist unter den größeren Sorgen und Bestrebungen vor dem Freiheitshelden und Reformator zurückgetreten.

„Latein ich vor geschrieben hab,
Das war eim Jeden nit bekannt;
Jetzt schrei ich an das Vaterland."

Seine „Klag und Vermahnung gegen die übermäßige und unchristliche Gewalt des Papstes" greift noch einmal das ganze römische System an, der Kurie Herrschsucht und Habgier, Hoffart und Üppigkeit, den Ablaß und Pallienhandel, das Kurtisanenwesen und insbesondere den Mißbrauch der guten Deutschen; offen ruft er zum Kampfe auf:

„Wohlauf ihr frommen Teutschen nun;
Viel Harnisch han wir und viel Pferd,
Viel Hellebarden und auch Schwert,
Und so hilft freundlich Mahnung nit,
So wollen wir die brauchen mit.
Sie haben Gottes Wort verkehrt,
Das christlich Volk mit Lügen beschwert;
Die Lügen wolln wir tilgen ab,
Auf daß ein Licht die Wahrheit hab."

Richtet sich dieser „zornige Spruch" mit seinen treuherzigen deutschen Reimen unmittelbar ans Volk, so hielt Hutten zugleich dem Kaiser eine Warnung vor in der „Kurzen Anzeig, wie allwegen sich die Päpst gegen die deutschen Kaiser gehalten haben". Die Glut der Leidenschaft trieb den heftigen Ritter unwiderstehlich vorwärts. In den Reimen zu der Übersetzung seiner älteren Gespräche schrieb er damals:

„So will ich auch geloben, daß
Von Wahrheit ich will nimmer lan,
Das soll mir bitten ab kein Mann,
Auch schafft, zu schrecken mich, kein Wehr,
Kein Bann, kein Acht, wie fast und sehr
Man mich damit zu schrecken meint;
Obwohl mein fromme Mutter weint,
Da ich die Sach hätt gfangen an:
Gott woll sie trösten, es muß gahn!"

So rief er die Nation zum Kampfe auf und seine Worte fanden Widerhall in vielen Herzen; aber den meisten waren seine Wege zu wild und leidenschaftlich; auch Luther wollte nicht, daß mit Gewalt und Mord für das Evangelium gestritten werde.

Zugleich setzte Hutten in lateinischen Dialogen den Krieg fort: In der „Bulle oder dem Bullentöter" zankt sich die deutsche Freiheit mit der päpstlichen Bulle, bis Sickingen und die Seinigen die letztere mit ihrer Schutzwehr von Kurtisanen in die Flucht jagen; im ersten und zweiten „Warner" (Monitor) unterreden sich Anhänger der alten Kirche mit Luther und Sickingen über die Grundsätze und Ziele der Reformationsbewegung; in den „Räubern" (Praedones) bespricht sich ein Kaufmann mit Hutten und Sickingen und muß hören, daß die Raubritter und Wegelagerer die unschuldigste Art der Räuber seien; viel schlimmer seien die Krämer, die Schreiber und Juristen, am allerschlimmsten aber die Geistlichen mit dem Papst an der Spitze; das Gespräch endigt mit einer Aussöhnung; die Ritterschaft und die Städte sollen sich zur Durchführung der Reform und zum Pfaffenkrieg verbünden. Mit ängstlicher Spannung verfolgte Hutten den Gang des Wormser Reichstags (1521) und suchte durch Invektiven gegen die Legaten und Bischöfe, durch mahnende Sendschreiben an den Kaiser für die Sache Luthers zu wirken. Entrüstet vernahm er die Verurteilung des hochverehrten Reformators. Wie glühte er, mit den Waffen loszubrechen! Allein noch war die Zeit nicht gekommen. Auf die Fürsten konnte er nicht mehr zählen; seine Hoffnung beruhte jetzt auf dem Bund der Ritterschaft und der Städte; von diesem Gedanken ist das deutsche Gedicht: „Beklagung der Freistädte deutscher Nation" beseelt. Selbst vor einer Verbindung mit dem Bauernstand schreckte er nicht zurück; davon zeugt das Gespräch „Neu Karsthans", das, wenn nicht von Hutten selbst verfaßt, doch seinen Geist atmet. So drängte ihn die Leidenschaft immer mehr auf wilde Bahnen und zu gewaltsamem Umsturz. Im Herbst 1522 zog Sickingen

gegen den Kurfürst von Trier; es war ein Schlag, zugleich gegen die Fürstenmacht und die alte Kirche gerichtet, die Frucht des Treibens auf der Ebernburg. Das Mißlingen des Unternehmens entschied auch über Huttens Schicksal. Die Wolken, die sich drohend über dem Haupte seines Beschützers zusammenzogen, waren auch für ihn verhängnisvoll. Von Krankheit niedergebeugt, von Fürsten und Römlingen verfolgt, verließ er die Burgen Sickingens, der ihn nicht länger zu schützen vermochte. Er wandte sich nach Basel, geriet aber alsbald in einen ärgerlichen Streit mit Erasmus, dem einst hochverehrten Haupt des Humanismus. Wir haben erwähnt, daß der ängstliche Gelehrte, der sich in der Gunst der Großen zu sonnen liebte, gegen die Reformation sich scheu und zurückhaltend benommen; die geistige Bewegung hatte andere Bahnen eingeschlagen, als er gewollt. Am wenigsten konnte ihm Huttens übermäßige Heftigkeit und Leidenschaft zusagen. Hatte Hutten schon früher dessen Kälte und Unentschiedenheit getadelt, so entbrannte jetzt vollends sein Zorn, als Erasmus ihm Teilnahme und Schutz versagte und den kranken, armen und verstoßenen Ritter von sich wies. Diesen Verrat der Freundschaft und den Abfall von der guten Sache züchtigte Hutten von Mülhausen aus in seiner bitteren »Expostulatio« und der Angegriffene vermochte durch seinen „Schwamm" (Spongia) sich nicht vollständig von den Vorwürfen zu reinigen. Im Mai 1523 fiel Sickingen auf der Burg Landstuhl gegen die verbündeten Fürsten von Trier, Pfalz und Hessen, und sein stolzer Bau, der nicht weit von fürstlicher Höhe entfernt war, stürzte mit ihm zusammen. Es war der härteste Schlag, der den kranken Hutten treffen konnte. In seinen Hoffnungen getäuscht, in seiner Lebenskraft gebrochen ging er nach Zürich zu Zwingli, der den Verstoßenen gastlich aufnahm. Dort, auf der Insel Ufnau im Züricher See, starb der verfolgte Flüchtling, erst fünfunddreißig Jahre alt, wenige Monate nach Sickingen (29. August 1523). „Er hinterließ nichts von Wert," schrieb Zwingli; „Bücher hatte er keine, Hausrat auch nicht, außer einer Feder." Hutten war ein kleiner, schmächtiger, unscheinbarer Mann mit blondem Haar und dunkelm Bart, dessen blasse Gesichtszüge, in welchen etwas Strenges, ja Wildes lag, dem Gedächtnis eines jeden sich einprägten, der ihn einmal gesehen hatte. Ein scharfer und herber Geist, war ihm Ruhe und Milde versagt, und so verlief auch sein Leben ohne Ruhe von der Wiege bis zum Grabe.

B. Mathematik. Astronomie. Naturwissenschaften.*)

Die Forschungen auf dem Gebiet der exakten Wissenschaften waren im dreizehnten Jahrhundert zu einem naturgemäßen Stillstand gelangt. Ein Zeitalter, welches grundsätzlich verzichtet auf die freie Erforschung der Wahrheit, welches jeden Versuch der Abwerfung hergebrachter Fesseln, jede Regung des freien Geistestriebs mit Feuer und Schwert verfolgt, und das seine ganze wissenschaftliche Aufgabe in dem Studium und der Erklärung sklavisch verehrter Autoritäten aus längst vergangenen Tagen findet, hat seine Rolle in dem Geistesleben der Menschheit bald ausgespielt. Hat man nicht den Mut oder die Fähigkeit in einer neuen Zeit, unter neuen Verhältnissen neue Gedanken zu fassen und auszu- Stillstand der Forschung im vierzehnten Jahrhundert.

*) Die folgende Arbeit verdanken wir der Feder eines auf diesem Gebiete bewanderten Fachgelehrten.

sprechen, so wird die Wissenschaft gar bald in einen unfruchtbaren Formalismus versinken, sie muß in den hergebrachten Anschauungen erstarren, und die Arbeit von Generationen geht für die Menschheit verloren, bis allmählich und langsam auf dem dürren und ausgesogenen Boden die Keime eines neuen Lebens sprießen. Eine solche Zeit der Erstarrung war das vierzehnte Jahrhundert. Den Grundzug der mittelalterlichen Wissenschaft, die Erforschung der Alten, das richtige Verständnis derselben und die Ausbeutung der von ihnen hinterlassenen Werke hatten hervorragende Geister der verflossenen Jahrhunderte, wie Albert der Große u. a., zu einer gewissen Vollendung gebracht. Es war auf diesem Gebiet großer Ruhm nicht mehr zu erwerben und zu neuen Schöpfungen war die Zeit noch in keiner Weise gereift. Aberglaube und Befangenheit in alten Vorurteilen herrschten allenthalben und nahmen in dieser Periode des scheidenden Mittelalters sogar noch zu. Fast jedes wissenschaftliche Streben, zumal wenn es von dem Hergebrachten im mindesten abwich, erregte den Verdacht der Zauberei und brachte Gefahr für Leib und Leben. Nur wenige, und nicht durch berühmte Namen oder glänzende Entdeckungen ausgezeichnete Männer, treten uns in dieser Periode entgegen, die den glimmenden Funken der Wissenschaft noch hegten, der später zur hellen Flamme auflodern sollte. Mancher derselben hat seinen treuen Fleiß mit dem Tode gebüßt. Die wenigen, durch phantastische astrologische Vorstellungen vielfach verdunkelten wissenschaftlichen Forschungen waren fast nur beschränkt auf Wiederholungen und Bearbeitungen der Errungenschaften des vergangenen Jahrhunderts. Nirgends zeigt sich auch nur der Versuch einer neuen Leistung. Nur einige Erfindungen von praktischem Werte, die der Zufall begünstigt haben mag, werden in diese Periode versetzt, so die Erfindung der Linsengläser, der Kompaßnadel, die Verbesserung der Uhren u. a. m. Aber auch die Geschichte dieser Erfindungen verliert sich ins Sagenhafte und schwer dürfte es festzustellen sein, inwieweit früheren Zeiten Ähnliches oder Gleiches bereits bekannt war.

Neue Thätigkeit im fünfzehnten Jahrhundert.

Im fünfzehnten Jahrhundert zeigen sich schwache Anfänge eines neuen wissenschaftlichen Lebens. Klein und unscheinbar sind zwar diese Anfänge, verglichen mit den glänzenden Entdeckungen späterer Zeiten, allein es sind notwendige Bausteine gewesen zu dem großartigen wissenschaftlichen Gebäude, das sich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert erhob. In die Zeit des beginnenden Jahrhunderts fällt das Bekanntwerden der Algebra in Europa, einer Schöpfung arabischer Gelehrten, die dem Abendlande bis dahin noch fast ganz fremd geblieben war. Es war ein italienischer Forscher, Camillo Leonardo von Pisa, der auf langjährigen Reisen im Orient von den Arabern selbst die neue Kunst gelernt hatte, und nach seiner Rückkehr die abendländische Welt mit derselben bekannt machte, die nun ihrerseits wieder an dem weiteren Ausbau fortarbeitete und schätzbare Bereicherungen hinzufügte. Die Fortschritte der mathematischen Kenntnisse trugen ihre Früchte zunächst in dem Gebiet der Astronomie. In

dieser Zeit fing man an, wiederholt aufmerksam zu machen auf die Notwendigkeit der Verbesserung des Kalenders. Peter von Ailly arbeitete bereits zur Durchführung dieser Verbesserung einen Entwurf aus, welcher die Billigung des Papstes Johann XXIII. und der auf dem Konzil zu Konstanz versammelten Geistlichkeit erhielt, aber gleichwohl nicht zur Verwirklichung kam. Ein neues reges Leben in den mathematischen und astronomischen Studien ging damals von der kurz zuvor gegründeten Universität Wien aus. An dieser neuen Pflanzstätte der Wissenschaft lehrte und wirkte am Anfang des Jahrhunderts **Johann von Gmunden**, weniger bekannt durch seine eignen Leistungen, als durch die von ihm gebildeten Schüler, die als würdige Vorläufer der großen Geister des folgenden Jahrhunderts einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Wissenschaft behaupten. **Georg Purbach**, von seinem Heimatsorte so genannt, hatte sich nach gründlichen Studien an der Wiener Hochschule auf längeren Reisen eine ausgezeichnete Bildung und einen weiteren Gesichtskreis erworben und namentlich sich mit dem wissenschaftlichen Leben in Italien bekannt gemacht. Nach seiner Rückkehr aus jenem Lande der Bildung und vielseitigen Anregung, wo ihm vergebens mehrere Anerbietungen zum Verbleiben gemacht worden waren, bekleidete er selber an der Wiener Universität das Lehramt seines Meisters, und hat sich durch Heranbildung ausgezeichneter Schüler große Verdienste erworben.

Purbach. 1423—1461.

Purbach wies zuerst wieder mit Nachdruck auf die Notwendigkeit genauer Beobachtung des Himmels hin. Er erfand zu diesem Zweck mehrere neue Instrumente und verbesserte die alten, ein nicht zu unterschätzendes Verdienst, in einer Zeit, wo der Sinn für genaue Naturbeobachtung fast völlig abhanden gekommen war. Aber auch die Werke der Alten studierte der eifrige Forscher und gab sie zum Teil neu und mit Anmerkungen versehen heraus, wobei er freilich, der griechischen Sprache unkundig, sich auf die sorgfältige Vergleichung der vorhandenen Übersetzungen beschränken mußte. Noch kurz vor seinem Ende hatte er auf Veranlassung des päpstlichen Legaten, des vielgenannten Kardinals Bessarion den Entschluß gefaßt, in Begleitung seines Schülers Regiomontanus eine zweite Reise nach Italien zu unternehmen, hauptsächlich in der Absicht, dort die griechische Sprache zu erlernen, die ihm den Zugang zu der damaligen Quelle alles astronomischen Wissens, zum Almagest des Ptolemäos eröffnen sollte. Der Tod vereitelte diesen Plan und so folgte der Schüler allein der Einladung des Kardinals nach Italien.

Johann Müller, von seinem Heimatsort, Königsberg in Franken, **Regiomontanus** genannt, war der hervorragendste unter den Schülern Purbachs; er setzte, was der Lehrer begonnen hatte, mit frischen Kräften fort und ebnete so den Boden für die großen Ideen des Kopernikus. Er wird als der Wiederhersteller der Astronomie in Europa verehrt. Regiomontanus fand in Italien die gesuchte Gelegenheit zur Erlernung des Griechischen, und wandte die damals noch seltene neuerworbene Kenntnis mit Eifer zum Studium der Quellen des Altertums an, deren er eine beträchtliche Anzahl in getreuen lateinischen Übersetzungen wiedergab. Nach seiner Rückkehr aus Italien lebte Regiomontanus in Nürnberg, beschäftigt mit mathematischen Studien und astronomischen Beobach-

Regiomontanus. 1436—1476.

tungen, die er zu einer bis dahin unbekannten Vollkommenheit brachte. Er war der erste, der die Bahn eines Kometen beobachtete, eine Erscheinung, die man vor seiner Zeit und selbst später noch für atmosphärischen Ursprungs hielt und deshalb nicht den astronomischen Forschungen zu unterwerfen pflegte. Durch seine Beobachtungen mußte sich Regiomontanus von der Unzulänglichkeit der alten Hypothesen über das Weltsystem überzeugen und war daher nicht wie seine Vorgänger und Zeitgenossen ein blinder Anhänger des Ptolemäos. Er suchte Aufschlüsse über seine Zweifel in andern Schriften des Altertums, namentlich in den Lehren der Pythagoreer, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er bereits der Ansicht sich zuneigte, daß die Erde sich bewege. Freilich fehlte es damals noch an der nötigen Kenntnis der Thatsachen, um eine solche Vermutung zu einem ausgebildeten System und zu einer wissenschaftlichen Überzeugung heranreifen zu lassen; immerhin aber hat Regiomontanus durch seine sorgfältigen Beobachtungen das Feld bestellt, auf dem nicht lange nachher eine solche Frucht gedeihen konnte. Auch die Mathematik, die Physik und die Mechanik verdanken diesem ausgezeichneten Manne wesentliche Bereicherungen. So ist es namentlich die Trigonometrie, diese für die Astronomie so unentbehrliche Wissenschaft, die durch seine Forschungen bedeutend erweitert wurde. Mit seinem Schüler Bernhard Walther führte Regiomontanus mehrere viel bewunderte mechanische Kunstwerke aus, unter denen die große Uhr zu Nürnberg besonders gefeiert war. Wir wissen, welche Anregungen Martin Behaim durch ihn erhalten, und wie er dieselben praktisch verwertet hat. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Nürnberg folgte Regiomontanus einer ehrenvollen und glänzenden Einladung des Papstes Sixtus IV. nach Rom, wo er mit den Arbeiten zur Verbesserung des Kalenders betraut ward. Aber kaum war der Plan zu dieser Arbeit entworfen, so ereilte ihn ein frühzeitiger Tod. Ein nicht hinlänglich begründetes Gerücht wollte die Ursache seines raschen Hinganges in einer Vergiftung aus Neid finden. Wahrscheinlich ist, daß er einer damals in Rom wütenden mörderischen Seuche erlag. — Während des Meisters Abwesenheit in Italien und nach dessen Tode setzte sein Schüler Bernhard Walther in Nürnberg dessen astronomische Beobachtungen fort und auch er erwarb sich Verdienste um die Fortschritte der Wissenschaft. So verdankt man ihm die Kenntnis der atmosphärischen Strahlenbrechung, die auf die richtige Beurteilung der Himmelserscheinungen von wesentlichem Einfluß war.

Nikolaus Kopernikus. 1473—1543.

Durch Regiomontans Arbeiten ward ein neues Leben in der astronomischen und mathematischen Wissenschaft geweckt. Allenthalben regten sich tüchtige Kräfte, die das neuerschlossene Feld bebauten. Der Schatz der Kenntnisse mehrte sich reichlich, und hauptsächlich ist es Deutschland, wo das heilige Feuer der Wissenschaft mit Liebe und Treue gehegt und genährt wurde. Je genauer und vollständiger aber die Kenntnis der Himmelserscheinungen wurde, um so mehr mußte die Unzulänglichkeit und innere Unwahrscheinlichkeit der bis da-

hin allgemein anerkannten und durch die Aussprüche der gefeiertsten Gelehrten, durch Jahrhunderte altes Ansehen geheiligten Meinungen über die Ursachen und das wahre Wesen dieser Erscheinungen Männern von Geist und unbefangenem Blick zur vollen Überzeugung werden. Es gehörte kein geringer Mut dazu, die sorgfältig gehüteten Schranken einer alten Überlieferung zu durchbrechen, mit Behauptungen hervorzutreten, die für den gemeinen Verstand dem klaren Augenschein handgreiflich zu widersprechen schienen. Und doch war diese Geistesthat eine Notwendigkeit, wollte man nicht völlig auf die Möglichkeit des Verständnisses der Naturvorgänge und damit auf das Fortleben der Wissenschaft verzichten. Es war ein Mann von seltener Geistesgröße, der den kühnen, entscheidenden Schritt gethan hat, Nikolaus Kopernikus. — Es läßt sich nicht abstreiten, daß der Grundgedanke von Kopernikus' Weltanschauung kein durchaus neuer war. Er selbst berichtet in der Widmung seines großen Werks an den Papst Paul III., wie er mit Gewissenhaftigkeit in den Schriften der Alten geforscht habe nach Aufschluß über die Bewegung der Gestirne, und führt einige Stellen an, die eine der seinigen verwandte Anschauungsweise zu enthalten schienen. Daß mehrere Philosophen des Altertums an die Möglichkeit einer Bewegung der Erde gedacht haben, berichten Plutarch und andre Schriftsteller. Es werden namentlich einigen Anhängern der Pythagoreischen Schule derartige Ansichten zugeschrieben, aber was hierüber aus den uns überlieferten kurzen Angaben herauszulesen ist, läßt eher auf eine phantastische Träumerei als auf eine aus triftigen Gründen geschöpfte wissenschaftliche Überzeugung schließen. Fester begründet scheint, was uns Plutarch und Archimedes über die Lehre Aristarchs aus Samos berichten. Hier ist bereits eine der kopernikanischen sehr verwandte Anschauungsweise mit klaren, wenn auch kurzen Worten ausgesprochen, nach welchen die Sonne wie der Fixsternhimmel ruhen, und die Erde um die Sonne eine Kreisbewegung ausführen sollte, und Plutarch berichtet sogar, daß, was Aristarch nur hypothetisch vorgetragen, einer seiner Nachfolger bewiesen habe. Wie dem auch sein mag, für eine lange Reihe von Jahrhunderten waren diese Ahnungen der Wahrheit im völligen Dunkel verloren. Mag auch Kopernikus aus diesen kurzen Andeutungen Anregung für seine Forschung geschöpft haben, die Bewunderung für seine große Leistung kann dadurch nicht beeinträchtigt werden. Ein ausgebildetes System ist die Lehre von der Bewegung der Erde bei den Alten nie gewesen und zudem war sie in Vergessenheit begraben und mußte völlig neu geschaffen, mit neuen, genügenden Gründen belegt und der fortgeschrittenen Erkenntnis der Thatsachen angefügt werden. Und nicht bloß als einen geistreichen Gedanken, der zufällig das Wahre trifft, hat Kopernikus diese seine Lehre hingestellt. Er hat die Arbeit seines Lebens auf den Ausbau seines Systems verwendet; mit der sorgfältigsten Gewissenhaftigkeit hat er die Gründe für und wider erwogen, die Erscheinungen des Himmels hat er nach besten Kräften unermüdlich durchforscht, bis sich bei ihm die unabweisliche Überzeugung

von der Wahrheit seiner Ansicht befestigt hatte. Erst am Ende seines Lebens hat er sich durch die Bitten seiner Freunde bewegen lassen, die bis dahin nur mündlich vorgetragene neue Lehre der Öffentlichkeit zu übergeben.

Nikolaus Kopernikus (Köppernick) wurde am 19. Februar 1473 in Thorn geboren aus einer angesehenen und wohlhabenden deutschen Familie. Er genoß eine gründliche Erziehung im elterlichen Hause in den humanistischen Wissenschaften und bezog 1491 die Universität Krakau, wo ihm Gelegenheit wurde, seinem angebornen Hang zu mathematischen Studien Folge zu geben. Auch mit astronomischen Arbeiten wurde er hier vertraut, und der hohe Ruhm, in dem damals noch Regiomontanus stand, erweckte in ihm die Begeisterung für diese Wissenschaft. Die reiche Blüte der italienischen Universitäten und das rege wissenschaftliche Leben, welches dort gepflegt wurde, erzeugte in Kopernikus den Wunsch, an dieser Quelle des Wissens seine Kenntnisse zu bereichern, seinen Gesichtskreis zu erweitern. Nachdem er im Jahr 1499 durch Vermittelung seines Oheims Watzelrode, des Bischofs von Ermeland, die Stelle eines Domherrn am Stifte zu Frauenburg erhalten hatte, trat er mit Genehmigung des Kapitels seine Reise nach Italien an. Während seines Aufenthalts daselbst kam er in persönliche Verbindung mit den hervorragendsten Gelehrten von Bologna und Rom, und wurde eingeweiht in die wissenschaftlichen Ergebnisse der italienischen Forscher. Nach Frauenburg zurückgekehrt fand nun Kopernikus Muße zur Durchführung seiner reformatorischen Gedanken über das Weltall, und er verwandte den ganzen Rest seines stillen, arbeitvollen Lebens zur wissenschaftlichen Begründung und immer neuen Prüfung seines Systems. Mit noch sehr unvollkommenen Instrumenten, die er sich mit den einfachsten Mitteln selbst verfertigte, beobachtete er unermüdlich den Himmel, und die dort wahrgenommenen Erscheinungen fügten sich alle auf die einfachste Art seiner Annahme, während die alte Anschauungsweise mit ihrer unübersehbaren Verwickelung sich mehr und mehr als unhaltbar erwies. — Lange Jahre war Kopernikus' System seinen Freunden nur durch persönliche Mitteilungen bekannt, aber warme Verehrer und begeisterte Anhänger hatte es alsbald gefunden. Unter diesen waren der Kardinal Nikolaus Schönberg, Erzbischof von Capua, und Tiedemann Giese, Kopernikus' langjähriger Amtsgenosse, später Bischof von Kulm, Männer von hervorragendem Geist und feinem Sinn für Kunst und Wissenschaft. Auch ein jüngerer Gelehrter von bedeutendem Ruf, Georg Joachim Rheticus, gehörte zu den begeisterten Freunden der kopernikanischen Lehre. Er hatte eine Professur der Mathematik in Württemberg niedergelegt, um von dem Meister selbst in Frauenburg über die neue Weltanschauung Belehrung zu empfangen, die dieser auch dem ihm persönlich noch Unbekannten bereitwilligst erteilte. Erst gegen das Ende seines Lebens wurde Kopernikus durch diese seine Freunde vermocht, seine Entdeckung zum Gemeingut der wissenschaftlichen Welt zu machen. Auf seinem Sterbelager soll ihn das erste Exemplar seines 1543 in Nürnberg gedruckten Werks »de revolutionibus orbium coelestium« erreicht haben. Eine Widmung an den Papst Paul III. ist dem Werke vorangestellt; darin spricht sich der Verfasser in kurzen und edlen Worten über das wahre Wesen seines großen Unternehmens aus, sowie über die Wege, die ihn dazu geführt. Diese Widmung lautet:

An Seine Heiligkeit den Papst Paul den Dritten.

Des Nikolaus Kopernikus Vorwort zu seinem Werke über die Umwälzungen der Himmelskörper.

„Vollständig bewußt bin ich mir, heiligster Vater, es werden gewisse Leute, sobald sie vernehmen, daß ich in meinem Werke über die Umwälzungen der Weltkörper der Erdkugel gewisse

Bewegungen zuschreibe, sofort ausrufen: eine solche Lehre sei durchaus verwerflich. Keineswegs bin ich so sehr von meinen Ansichten eingenommen, daß ich nicht Wert darauf legen sollte, was andre darüber urteilen. Und obschon ich weiß, daß die Gedanken eines Philosophen weit abliegen von dem Urteil der Menge, da es seine Aufgabe ist, in allen Dingen die Wahrheit zu erforschen, soweit dies von Gott der menschlichen Vernunft gestattet ist: so glaube ich dennoch, man müsse von dem Wahren und Richtigen völlig abweichende Ansichten vermeiden. Als ich daher bei mir erwog, wie jene Männer, welche durch die Übereinstimmung vieler Jahrhunderte die Ansicht fest begründet wissen, daß die Erde unbeweglich in die Mitte des Himmels gleichsam als das Zentrum desselben gesetzt sei, wie jene Männer meine Theorie als widersinnig erachten werden, wenn ich im Gegenteil behaupte, daß die Erde sich bewege: so habe ich lange mit mir gekämpft, ob ich meine Erläuterungen und Beweise für diese Bewegung dem Druck übergeben sollte, oder ob es nicht vielmehr besser sei, dem Beispiel der Pythagoreer und einiger andern zu folgen, welche nicht schriftlich, sondern mündlich und lediglich ihren Angehörigen und Freunden die Mysterien der Philosophie zu überliefern pflegten. Meiner Ansicht nach haben sie dies nicht, wie einige glauben, in mißgünstiger Absicht gethan, um ihre Kenntnisse nicht weiter zu verbreiten, sondern damit nicht das Herrlichste, was durch die eifrige Nachforschung großer Männer erkundet ist, von denen verspottet werden könne, die entweder zu träge sind, irgend einer Wissenschaft, wenn sie nicht Geld bringt, Fleiß zuzuwenden, oder die, wenn sie durch die Ermahnungen und das Beispiel andrer zu dem edlen Studium der Philosophie angeregt werden, doch wegen der Stumpfheit ihres Geistes unter den Philosophen sich bewegen, wie die Drohnen unter den Bienen. Indem ich dies alles bei mir erwog, hatte mich die Scheu vor Spott und Hohn, die mich wegen meiner neuen und scheinbar ungereimten Meinungen treffen würden, beinahe bestimmt, die begonnene Arbeit ganz aufzugeben. Allein meine Freunde brachten mich, da ich solange zauderte und ihnen sogar geradezu widerstrebte, auf den richtigen Weg zurück. Unter ihnen war es vor allen der in jeglicher Wissenschaft hochberühmte Kardinal Nikolaus Schönberg, Erzbischof von Capua; nächst ihm ein mir innig befreundeter Mann, der Bischof von Kulm, Tiedemann Giese, der mit gleichem Eifer der Theologie, wie jeder schönen Wissenschaft zugewandt ist. Dieser namentlich hat mich oft gemahnt und zuweilen unter Vorwürfen aufgefordert, mein Werk herauszugeben und endlich an das Tageslicht treten zu lassen, da ich es nicht neun Jahre, sondern viermal neun Jahre lang bei mir zurückgehalten und der Öffentlichkeit entzogen hätte. Ebenso drangen in mich nicht wenige andre hervorragende gelehrte Männer, indem sie mir vorstellten, ich dürfe mich nicht länger aus Furcht weigern, meine Arbeiten zum Nutzen aller Mathematiker bekannt zu machen. Je widersinniger augenblicklich meine Lehre von der Bewegung der Erde den meisten erschiene, um so mehr Bewunderung und Dank würde sie erhalten, wenn man sehen würde, wie durch die Veröffentlichung meiner Untersuchungen der Schein der Ungereimtheit durch die einleuchtendsten Beweise hinweggenommen würde. Auf den Rat dieser Männer also und in dieser Hoffnung gestattete ich es meinen Freunden endlich, den Druck meines Werkes, den sie lange von mir gefordert hatten, zu veranstalten.

Aber vielleicht wird Deine Heiligkeit sich nicht so sehr darüber wundern, daß ich es gewagt habe, meine Arbeiten dem Druck zu übergeben, da ich ja bei ihnen keine Mühe gescheut und meine Gedanken über die Bewegung der Erde vollständig niedergeschrieben habe; dagegen wird Deine Heiligkeit wohl von mir zu hören erwarten, wie ich auf den kühnen Gedanken gekommen bin, gegen die allgemeine Ansicht der Mathematiker und vielleicht gar gegen den gesunden Menschenverstand eine Bewegung der Erde anzunehmen. Daher wünsche ich, es möge Deiner Heiligkeit nicht verborgen bleiben, daß nichts andres mich veranlaßt hat, für die Berechnung der Bewegungen der Himmelskörper eine neue Theorie zu suchen, als die Erwägung, daß die Mathematiker bei ihren Untersuchungen hierüber keineswegs miteinander übereinstim-

men. Denn zunächst sind sie in betreff der Bewegung der Sonne und des Mondes so unsicher, daß sie nicht einmal die stetige Größe der Jahresperioden durch Beobachtungen feststellen können. Sodann bringen sie bei Bestimmung der Bewegungen der Sonne und des Mondes, wie der fünf andern Planeten, weder dieselben Grundsätze und Voraussetzungen, noch dieselben Beweise für die sichtbaren Umdrehungen und Bewegungen in Anwendung. Einige nämlich bedienen sich nur der homozentrischen Kreise, andre der exzentrischen und Epicykeln; allein sie erreichen dadurch dennoch nicht vollständig das Gesuchte. Denn diejenigen, welche homozentrische Kreise annehmen, können, wiewohl sie nachgewiesen haben, daß verschiedene Bewegungen aus ihnen sich zusammensetzen lassen, doch nichts Sicheres daraus herleiten, das mit den Erscheinungen in Einklang stände. Diejenigen aber, welche exzentrische Kreise zu Hilfe nehmen, haben, wiewohl sie größtenteils die scheinbaren Bewegungen durch Rechnung daraus darstellen konnten, dennoch mitunter vieles zugelassen, was den ersten Grundsätzen von der Gleichförmigkeit der Bewegung zu widersprechen scheint. Auch haben sie die Hauptsache, die Gestalt des Weltalls und eine bestimmte Symmetrie seiner Teile, nicht zu finden oder aus jenen Kreisen herzuleiten vermocht. Vielmehr geht es ihnen ebenso, wie jemandem, der von verschiedenen Bildern Hände, Füße, Kopf und andre Glieder, die nicht mit Beziehung auf einen und denselben Körper, wenngleich an sich sehr gut gemalt sind, zusammenfügen wollte; — es würde, indem die einzelnen Glieder nicht zu einander passen, ein Ungetüm eher als ein Mensch bei der Zusammensetzung entstehen. Es muß also im Verlaufe ihrer sogenannten methodischen Beweisführung etwas Wesentliches übergegangen sein, oder etwas Fremdartiges, nicht zur Sache Gehöriges sich eingeschlichen haben. Dies würde ihnen auf keinen Fall begegnet sein, wenn sie festen Grundsätzen gefolgt wären. Denn wenn sie nicht von trügerischen Hypothesen ausgegangen wären, so würde sich alles, was aus ihnen hergeleitet wird, zweifelsohne als richtig bewähren.

Was ich hier sage, mag für jetzt noch unverständlich sein; an gehörigem Orte wird es deutlicher werden. Indem ich also diese Unsicherheit der überlieferten mathematischen Lehren von dem Zusammenhange der Bewegungen der Himmelskörper lange bei mir erwogen hatte, berührte es mich sehr unangenehm, daß noch keine richtigere Theorie für die Bewegungen in dem Weltall, das der allerbeste und allervollkommenste Baumeister für uns erbaut hat, von den Philosophen aufgestellt sei, da sie doch sonst die verhältnismäßig unwichtigsten Dinge so genau erforscht haben. Daher habe ich mich der Mühe unterzogen, die Schriften aller Philosophen, die ich mir verschaffen konnte, durchzulesen, um zu erkunden, ob nicht einmal einer von ihnen die Meinung ausgesprochen hat, daß die Bewegungen der Himmelskörper andre seien, als die Mathematiker von Fach annehmen. Und da fand ich wirklich zunächst bei Cicero, Niketas habe gemeint, daß die Erde sich bewege. Nachher las ich auch bei Plutarch, daß noch einige andre dieser Meinung gewesen sind. Ich werde die betreffende Stelle, damit sie alle vor Augen haben, gleich beifügen. Plutarch sagt: Die gewöhnliche Meinung ist, daß die Erde ruht, Philolaos der Pythagoreer aber nimmt an, daß sie sich wie Sonne und Mond in einem schiefen Kreis um das Feuer bewege. Herakleides aus Pontus und der Pythagoreer Ekphantus lehren auch, daß sich die Erde bewege, aber nicht fortschreitend, sondern nach Art eines Rades sich drehend, wodurch sie von Abend gegen Morgen um ihren eignen Mittelpunkt geführt wird. Indem ich hierdurch Anregung erhalten, begann ich selbst gleichfalls an eine Bewegung der Erde zu denken, und obschon diese Annahme widersinnig schien, so glaubte ich doch, weil auch andern vor mir, wie ich wußte, diese Freiheit zugestanden war, beliebige Kreise anzunehmen, um die Erscheinungen am Himmel zu erklären, es werde mir leicht gestattet werden zu versuchen, ob nicht durch die Annahme einer Bewegung der Erde genügendere Erklärungen als die bisherigen für die Umwälzungen der Himmelskörper aufgefunden werden können.

Nachdem ich nun die Bewegungen angenommen, die ich der Erde in nachstehendem

Werke beilege, fand ich endlich nach langjähriger und sorgfältiger Untersuchung, daß, wenn die Bewegungen der übrigen Planeten auf die Umkreisung der Erde bezogen und nach der Umwälzung eines jeden Gestirnes berechnet werden, nicht bloß die an ihnen beobachteten Erscheinungen daraus folgerichtig sich erklären lassen, sondern auch die Reihenfolge der Sterne und aller Bahnen und der Himmel selbst eine solche harmonische Ordnung darbieten werde, daß in keinem Teil ohne Verwirrung der übrigen Teile und des ganzen Universum irgend etwas umgestellt werden könne. Demgemäß habe ich auch den Plan meines Werkes entworfen. Im ersten Buch beschreibe ich alle Bahnen der Himmelskörper mit den Bewegungen, die ich der Erde zuweise, so daß dieses Buch gewissermaßen die allgemeine Anordnung des Weltalls enthält. In den übrigen Büchern aber vergleiche ich die Bewegungen der übrigen Gestirne und aller Bahnen mit den Bewegungen der Erde, so daß man daraus ersehen kann, wieweit die Bewegungen der übrigen Gestirne und Himmelskörper beibehalten werden können, wenn sie auf die Bewegungen der Erde bezogen werden. Ich zweifle nicht daran, daß Mathematiker von Geist und Gelehrsamkeit mir beistimmen werden, wenn sie, da die Philosophie dies vor allem fordert, nicht oberflächlich, sondern gründlich die Beweise, die ich für meine Ansicht in diesem Werke beibringe, durchgehen und bei sich überdenken wollen. Damit aber Gelehrte und Ungelehrte gleichmäßig sehen, daß ich mich dem Urteil von niemand entziehe, so habe ich Deiner Heiligkeit lieber als irgend einem andern diese meine Untersuchungen widmen mögen; und zwar deshalb, weil Du auch in diesem so entlegenen Winkel der Erde, in dem ich lebe, durch die Würde Deines Amtes, wie durch die Liebe zu allen Wissenschaften und auch zur Mathematik hoch gefeiert bist, so daß Du durch Dein Ansehen und Urteil mich vor dem Biß der Verleumder schützen kannst, wiewohl das Sprichwort sagt, daß es kein Mittel gebe gegen den Biß des Sykophanten.

Wenn etwa leere Schwätzer auftreten sollten, welche, obwohl unwissend in der Mathematik, sich doch ein Urteil darüber anmaßen, und auf Grund einer Stelle der Heiligen Schrift, die sie böswillig für ihre Zwecke verdrehen, sich herausnehmen werden, mein Streben zu tadeln und zu verfolgen, so werde ich mich um sie gar nicht kümmern, ihr Urteil vielmehr als ein vorwitziges geradezu verachten. Es ist ja weltbekannt, daß Lactantius, ein sonst berühmter Schriftsteller, der aber zu wenig Mathematiker war, recht kindisch von der Gestalt der Erde spricht, indem er diejenigen verspottet, die da lehrten, daß die Erde die Gestalt einer Kugel habe. Deshalb darf es die Männer der Wissenschaft nicht wunder nehmen, wenn dergleichen Leute auch mich verlachen werden. Mathematik wird nur für Mathematiker geschrieben; diese werden — ich glaube mich nicht einer Täuschung hinzugeben — wohl der Ansicht sein, daß meine Arbeiten auch der Kirche von Nutzen sein können, deren Oberhaupt Deine Heiligkeit gegenwärtig ist. Denn als vor nicht gar langer Zeit unter Leo X. auf dem Laterankonzil über die Verbesserung des Kirchenkalenders verhandelt wurde, blieb dieselbe nur deshalb ungelöst, weil man der Meinung war, daß die Länge der Jahre und Monate und die Bewegung der Sonne und des Mondes noch nicht genau genug bestimmt sei. Seit dieser Zeit habe ich mich bemüht, diese Untersuchungen genauer anzustellen, aufgefordert durch den Bischof Paul von Fossombrone, welcher damals diese Angelegenheit leitete. Was ich aber wirklich darin geleistet habe, das überlasse ich vorzugsweise dem Urteil Deiner Heiligkeit und aller übrigen gelehrten Mathematiker, und damit es nicht scheine, als ob ich über den Nutzen dieses Werkes Deiner Heiligkeit mehr verspreche, als ich leisten kann, gehe ich jetzt zur Sache selbst über."

Wie man aus den angeführten Worten sieht, legt Kopernikus auf die Einwürfe des religiösen Fanatismus kein großes Gewicht. In der That hatte er in seiner Zeit von dieser Seite her keine ernstlichen Angriffe zu fürchten. Zählten doch zwei hervorragende Würdenträger der Kirche zu seinen ergebenen Freunden,

und war er doch selbst bis an sein Ende angesehenes Mitglied einer kirchlichen Genossenschaft. Es waren noch die Zeiten einer freisinnigen religiösen Duldung, da die Träger der höchsten kirchlichen Autorität selbst die auf heidnischer Grundlage ruhenden Künste und Wissenschaften pflegten und förderten, da noch nicht die freie Bewegung der Reformation einen Gegenstrom der kirchlichen Orthodoxie und der priesterlichen Herrschsucht erzeugt hatte, der jeden Flügelschlag des freien Geistes mit allen Mitteln der Gewalt zu verfolgen und zu unterdrücken suchte. Kurze Zeit nach Kopernikus' Tod begann diese Zeit des erbitterten Kampfes, und am Anfang des folgenden Jahrhunderts, als die neue Ansicht schon Boden gewonnen hatte, wurde auch sie von dem Bannstrahl der kirchlichen Gewalt getroffen. Es waren Hindernisse andrer Art, die sich der schnellen und allgemeinen Verbreitung des kopernikanischen Systems entgegenstellten. Die Gelehrten der alten Richtung erhoben alsbald eine Menge von Einwendungen, welche die neue Ansicht als absurd und wissenschaftlich unhaltbar hinstellen sollten. Diese Einwände gründeten sich alle auf die aus dem Altertum stammenden irrigen Anschauungen über die allgemeinen Gesetze der Bewegung. Diese Fragen waren in jener Zeit noch keineswegs geklärt, noch herrschten zu allgemein die Begriffsbestimmungen des Aristoteles, und so gelang es auch den Anhängern des Kopernikus nicht immer, die Einwürfe mit vollkommenem Glück zurückzuweisen, denn auch sie mußten ihre Verteidigung mit den damals geläufigen unvollkommenen Begriffen führen. Glücklicherweise waren diese so dehnbar, daß sie ebenso gut der einen wie der andern Annahme angepaßt werden konnten. Gleichwohl waren auch für die damalige Zeit die Gründe für des Kopernikus' Lehre so überzeugender Art, daß derselben der Sieg gewiß war und nur die allgemeine menschliche Anhänglichkeit an Altüberliefertem und das Mißtrauen und die Scheu vor Neuem und Unerwartetem sich noch eine Zeitlang mit Erfolg dagegen stemmen konnte. Jüngere Gelehrte von Geist und Einsicht verteidigten mit warmer Hingabe die neuerkannte Wahrheit, unter diesen besonders der schon erwähnte Joachim Rheticus und der wackere schwäbische Gelehrte Mästlin in Tübingen, der hochverdiente Lehrer Keplers.

Unter den Gegnern der kopernikanischen Lehre war der bedeutendste und durch sein Ansehen gefährlichste der große dänische Astronom **Tycho Brahe**, dessen Leben und Wirken, obwohl über die Grenzen unsrer Geschichtsperiode hinaus liegend, doch um des inneren Zusammenhanges willen hier noch ihre Darstellung finden soll.

Tycho Brahe. 1546—1601. Aus einer vornehmen dänischen Familie entsprossen, hatte Tycho sich durch manches Vorurteil, durch manchen äußeren Zwang durchzukämpfen, bis es ihm gelang, der früh in ihm erwachten Neigung für die Astronomie ungehindert folgen zu können. Nach der Bestimmung seines Vormundes hatte er sich in Leipzig mehrere Jahre lang juristischen Studien gewidmet und erst nach seiner Rückkehr nach Dänemark war es ihm vergönnt, seine Kräfte und seine Mittel der Er-

forschung des Himmels zuzuwenden. Hier begründete die Entdeckung und Beobachtung des im Jahr 1572 im Sternbild der Kassiopeia erschienenen glänzenden neuen Sternes zuerst seinen Ruhm in der Astronomie und entschied vollständig über seine künftige Lebensbestimmung. Im Jahr 1575 trat er eine zweite größere Reise an, deren Ziel Italien war. Zunächst besuchte er Kassel, wo der Landgraf Wilhelm IV., der Sohn Philipps des Großmütigen, ein um die astronomische Wissenschaft hochverdienter Fürst, sich eine Sternwarte erbaut hatte, und dieselbe durch treffliche eigne Beobachtungen für die Astronomie nutzbar machte. Mit dem Landgrafen blieb Tycho seit diesem Besuch in brieflichem Verkehr und dem Einfluß dieses Fürsten hatte er es zu verdanken, daß er, noch ehe er Italien erreicht hatte, von dem König von Dänemark zurückberufen wurde, der ihm nun reichliche Mittel gewährte zur Fortsetzung seiner astronomischen Beobachtungen. Der Tod des Königs Friedrich beraubte ihn dieser Unterstützung und mannigfaltige Belästigungen seiner Gegner zwangen ihn endlich sein Vaterland zu verlassen. Er begab sich nach Deutschland, wo ihm der Ruhm seiner Gelehrsamkeit bald die glänzendsten Anerbietungen des Kaisers Rudolf II. erwarb. Er schlug seinen Wohnsitz in Prag auf, an welchem Orte er durch reiche Mittel unterstützt bis zu seinem frühen Tod die astronomischen Arbeiten fortsetzte.

Das größte Verdienst Tychos um die Astronomie liegt auf der praktischen Seite. Er erkannte mit richtigem Blick die Mängel der früheren Beobachtungsmethoden und Instrumente und bot allen Scharfsinn auf, um dieselben zu beseitigen. Die Beobachtungskunst wurde durch ihn auf eine so hohe Stufe gebracht, als es ohne Anwendung des Fernrohrs möglich war. Es waren dazu weit größere und zum Teil andre Instrumente erforderlich, als man bis dahin angewandt hatte, und die ihm von seinen fürstlichen Gönnern gewährten Mittel setzten ihn in den Stand, seine Gedanken zur Ausführung zu bringen. So hat Tycho der Nachwelt einen reichen Schatz von Beobachtungen hinterlassen, der den Fortschritt der Astronomie in der Folgezeit wesentlich gefördert hat. Durch solche Beobachtungen ward er in die Lage gesetzt, manche falsche oder ungenaue Meinung über die Bewegung der Planeten und des Mondes zu berichtigen; auch hat er schlagend die alte Aristotelische Ansicht über die Kometen widerlegt, nach welcher diese Gestirne der Erdatmosphäre selbst angehören sollten. Er machte selbst einige Versuche, die Bahnen derselben aus Beobachtungen zu bestimmen, die freilich nur sehr unvollkommen zum Ziele führten.

Bei dieser unbestreitbar hervorragenden Begabung für die Astronomie ist es zu verwundern, daß Tycho sich nicht zu der Freiheit des Geistes erheben konnte, die kopernikanische Lehre anzuerkennen, deren Vorzüge ihm nicht entgehen konnten. Er hing zu fest an den überlieferten Vorurteilen und die aufgeworfenen Bedenken gegen die Bewegung der Erde hatten bei ihm solches Gewicht, daß er, obwohl nicht blind gegen die Unhaltbarkeit des ptolemäischen Weltsystems, der Erde eine eigne Bewegung nicht zu-

schreiben mochte. Unter diesen Einwendungen ist eine, die schon dem alten Aristarch und später dem Kopernikus entgegengehalten, und die, wiewohl sie einigen Schein von Wahrheit hatte, von beiden schon richtig zurückgewiesen worden war, daß nämlich eine eigne Bewegung der Erde um die Sonne sich in einer Veränderung der gegenseitigen Lage der Fixsterne abspiegeln müßte, welche doch nicht wahrgenommen werden konnte. Die Verteidiger der Bewegung der Erde hatten dagegen erwidert, die ganze Ausdehnung der Erdbahn sei im Vergleich mit der Entfernung der Fixsterne so verschwindend klein, daß dieselbe gar nicht in Betracht komme. Eine spätere Periode hat in der That eine solche scheinbare Verschiebung der Fixsterne nachgewiesen, allein mit den Mitteln, welche in jener Zeit zu Gebote standen, war dieser Nachweis nicht möglich, und so griff Tycho hauptsächlich diesen Einwand auf, da die Annahme eines so unermeßlichen leeren Raumes seiner Vorstellung widerstrebte. Um also den Stillstand der Erde zu retten, ersann Tycho ein neues System des Weltalls, nach dem die Sonne um die feststehende Erde kreise, um diese aber wieder sämtliche übrigen Planeten, mit Ausnahme des Mondes, der wieder seine Bahn um die Erde durchlaufen sollte. Der Fixsternhimmel mußte dann, wie bei den Alten, eine drehende Bewegung in 24 Stunden um eine Achse ausführen, in deren Mittelpunkt die Erde stehen sollte.

Rein mathematisch betrachtet, ist dieses System ebensowohl geeignet, die Bewegungen der Himmelskörper zu erklären, wie das kopernikanische, ja von dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft aus, da man weiß, daß auch die Sonne nicht in vollständiger Ruhe ist, kann man dem kopernikanischen System ebensowenig eine absolute Wahrheit zuschreiben, wie dem tychonischen. Allein der Gedanke, welcher der kopernikanischen Auffassung zu Grunde liegt, daß die Sonne der Mittelpunkt sei, um welchen die Bewegungen der Planeten geschehen, ist ein richtiger, den spätere Forschungen auf allen Seiten bestätigt haben, und der durch das System von Tycho nur verdunkelt werden konnte. Übrigens hatte bereits Kopernikus denselben Gedanken, wie Tycho, allein er erkannte mit größerem Geist das wahre Wesen der Frage, indem er der Sonne einen ausgezeichneten Platz im Planetensystem einräumte, und die Erde als ein Glied von einer Reihe gleichartiger Körper des Weltalls betrachtete. Tychos Annahme ist ein Versuch der Vereinigung mächtiger Vorurteile mit der gewonnenen besseren Einsicht, dem der große, nur auf die Erforschung der Wahrheit gerichtete Geist des Kopernikus widerstrebt hatte.

Solche Versuche wurden mehrfach unternommen in einer Zeit, in welcher die Grundpfeiler der alten Gelehrsamkeit durch die Macht der neuen Wissenschaft erschüttert waren und so mancher kleinere Geist sich nicht von den festgewurzelten Vorurteilen frei machen konnte. So hat ein Zeitgenosse und Nebenbuhler Tychos, der ihm die Ehre der Entdeckung seines Systems mit Erbitterung streitig machte, Raimard Ursus, noch eine zweite, vermittelnde Hypothese aufgestellt, nach welcher die tägliche Bewegung der Gestirne durch eine Achsendrehung der Erde erklärt werden sollte, im übrigen aber die Bewegungen so vor sich gingen, wie es die tychonische Lehre forderte.

Italien. Während so im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland der Grund gelegt wurde zu dem neuen großartigen Gebäude der Astronomie, waren die andern Länder weniger fruchtbar an bedeutenden, in die Augen fallenden Entdeckungen. Gleichwohl zeigten sich auch hier die Spuren eines neuen Lebens. Auf dem klassischen Boden Italiens entfaltete sich eine vielseitige wissenschaftliche Regsamkeit, welche auf die lernbegierige Jugend der andern Länder eine mächtige Anziehungskraft ausübte. Die unscheinbareren Fortschritte der mathematischen

Kenntnisse sind nicht in dem Maße mit einzelnen glänzenden Namen verknüpft, aber der warme Hauch eines frischen wissenschaftlichen Strebens ergoß sich anregend und belebend von Italien aus auf die Nachbarländer. Das Studium der Alten, das von den Humanisten so eifrig gepflegt wurde, hat auch auf die realistischen Wissenschaften fruchtbar zurückgewirkt, und so konnte auch von dieser Seite Italien als die Quelle des Wissens betrachtet werden. Einer der berühmtesten italienischen Gelehrten in den mathematischen Fächern war Nicolo Tartaglia aus Brescia. — Die Lebensschicksale dieses Mannes und die Wege, auf welchen er zu seiner wissenschaftlichen Bedeutung gelangt ist, sind sehr merkwürdig. Geboren in dem niedersten Stande, nach einer Jugendzeit voll bitterster Not und Elend, durch die politischen Ereignisse jener Zeit in mannigfacher Hinsicht gehemmt und geschädigt, hat er sich durch eigne Kraft zu einer wissenschaftlichen Höhe emporgearbeitet. Selbst die ersten Kenntnisse des Lesens und Schreibens mußte er sich in reiferen Jahren durch Aufbieten aller Kräfte erwerben. Seine natürliche Neigung und Begabung führten ihn auf die mathematischen Studien, und später sehen wir ihn als Lehrer dieser Disziplin in Venedig eine geachtete und angesehene Stellung einnehmen. Die Mathematik verdankt ihm mannigfache Fortschritte, und besonders die zu jener Zeit in Italien mit Vorliebe gepflegte Algebra hat auch er durch manche Entdeckung gefördert. Aber er sollte den Ruhm seiner Leistungen nicht unangefochten genießen. Um dieselbe Zeit lebte in Mailand der berühmte Cardanus, ein Mann von vielseitigem lebhaften Geist und reichen Talenten, der sich in der Gelehrtenwelt einen glänzenden Namen erworben hatte. In fast allen Wissenschaften war Cardanus bewandert und neben seinem ärztlichen Beruf beschäftigte er sich mit Vorliebe mit mathematischen Studien. Früher mit Tartaglia befreundet entzweite er sich mit ihm aus Eifersucht, anläßlich der Priorität einer wissenschaftlichen Entdeckung. Der Streit wurde anfangs schriftlich geführt, indem jeder dem andern Probleme zur Lösung vorschlug; aber die Gemüter erhitzten sich und endlich sollte der Zwiespalt ausgetragen werden durch eine öffentlich geführte Disputation über mathematische Streitfragen. Cardanus selbst wich dieser Probe aus und überließ seinen Platz seinem Schüler Luigi Ferrari. Solche Vorfälle, wie wenig sie auch geeignet sind, auf den Charakter und den wissenschaftlichen Geist der Beteiligten ein günstiges Licht zu werfen, geben doch einen Beleg für das lebhafte Interesse, welches damals gelehrte Fragen erweckten, und die Wissenschaft selbst wurde so durch den Stachel des Wetteifers und der Rivalität oft nicht minder gefördert als durch ein lauteres Streben nach der Erkenntnis der Wahrheit.

Tartaglia. † 1557.

Cardanus. 1501—1575.

Auch der unglückliche Giordano Bruno, dem wir später in der Geschichte der Philosophie begegnen werden, hat sich durch mathematische Studien ausgezeichnet. Was indessen in seinen Werken über Astronomie enthalten ist, scheint mehr seinen allgemeinen philosophischen Anschauungen über das Weltall und die Gottheit entsprungen, als auf strenge mathematische Forschungen ge-

Giordano Bruno. † 1600.

gründet zu sein. Seine darin ausgesprochenen Ideen bieten unter vielem Phantastischen und Unhaltbaren manche gesunde Wahrheit, die von einem kühnen und weit vorgeschrittenen Geist zeugt. Merkwürdig sind seine Ansichten über die Vielheit der Welten; er spricht die Meinung aus, unsre Welt sei nicht die einzige; jeder Fixstern sei eine Sonne wie die unsrige, umkreist von einem Planetensystem, eine Behauptung, die für jene Zeit sehr gewagt erschien, heutzutage aber als Zeugnis gelten kann von einer richtigen und tiefen Erkenntnis über das Wesen der Fixsternwelt. Giordano zog mit Kühnheit die philosophischen Konsequenzen der durch Kopernikus' Entdeckung veränderten Weltanschauung. War die Erde nicht mehr der physische Mittelpunkt des Weltalls, sondern ein Stäubchen unter Millionen gleichartiger, so durfte auch die Menschheit sich nicht mehr als den Mittelpunkt und letzten Zweck der Schöpfung betrachten. Den religiösen Vorstellungen und kirchlichen Dogmen drohte aus einer solchen Anschauungsweise eine Gefahr, welche die Geistlichkeit mit dem ihr eignen Scharfblick bald erkannte. Giordano mußte seine ketzerischen Lehren und seine heftigen reformatorischen Angriffe gegen die Kirche mit dem Flammentod büßen. Aus England hatte ihn die Sehnsucht nach der Heimat in das Vaterland zum sicheren Verderben zurückgeführt. Sein Verhängnis erreichte ihn in Rom im Jahr 1600. In einem Sonett vergleicht er sich selbst mit dem Aktäon, den der leidenschaftliche Zug zur Jagd in den Tod führte. — Dieser strebsamen Zeit gehörte noch ein andrer hervorragender italienischer Mathematiker an, Guido Ubaldi. Dem vornehmen Geschlechte del Monte entstammt, war ihm von Jugend auf die Möglichkeit geboten in Muße seiner Neigung zu mathematischen Studien zu folgen. Er brachte den größten Teil seines Lebens auf seinem Schlosse Monte Baroccio zu, mit den Wissenschaften beschäftigt. Es ist besonders die Mechanik, welche ihm nicht unwichtige Fortschritte verdankt. In diesem Teil der Wissenschaft hatte hauptsächlich des Aristoteles' Einfluß schädlich gewirkt. Noch in jener Zeit waren die teils ungenauen, teils ganz unrichtigen Begriffsbestimmungen des Stagiriten über Bewegung und Kräfte allgemein verbreitet und hinderten jeden entscheidenden Fortschritt. Zu den schon von Archimedes entdeckten Gesetzen war so gut als nichts hinzugefügt worden. Nun nahm Guido Ubaldi die mechanischen Studien mit Vorliebe auf und erweiterte die früheren Kenntnisse in einigen Punkten, wodurch der Weg geebnet wurde für die späteren großen Entdeckungen Galileis.

Kalenderverbesserung. Die genauere Kenntnis des Laufs der Gestirne hatte mehr und mehr die schon früher angestrebte Verbesserung des alten Kalenders zum unabweislichen Bedürfnis gemacht. Da die ganze Einteilung des Jahres aufs engste verknüpft ist mit der Feier der hohen Kirchenfeste, und da die Geistlichkeit von jeher großen Wert darauf gelegt hatte, daß diese Feste zur richtigen Zeit gefeiert wurden, so war natürlich die kirchliche Gewalt in erster Reihe bei der Festsetzung der Kalendereinrichtung beteiligt, und daher sehen wir auch alle Versuche der

Reformation des Kalenders unter dem besonderen Schutze des jeweiligen Papstes stehen.

Der alte Julianische Kalender, auf welchen die Bestimmungen des Konzils von Nicäa hinsichtlich der Feier des Osterfestes gegründet sind, und der bis gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts in allgemeiner Gültigkeit stand, leidet an zwei Fehlerquellen, deren Einfluß auf die Zeitrechnung sich mit jedem Jahr vermehren mußte, wenn nicht Abhilfe getroffen wurde. Die Feier des Osterfestes sollte bestimmt werden nach dem Stand des Mondes und der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche. Man setzte also voraus, daß diese Tag- und Nachtgleiche, wie es zur Zeit des Konzils von Nicäa war, auf den 21. März falle; da man aber die Dauer des Jahres um 11 Minuten zu groß angenommen hatte, so war diese Voraussetzung nach dem alten Kalender falsch, und der Fehler mußte sich fortwährend vergrößern. Das Neujahr und damit sämtliche Jahrestage mußten gegen den Sommer vorrücken. Die zweite falsche Annahme bestand darin, daß 235 Mondmonate genau 19 Jahre ausmachen sollten. Die 19 Jahre nach der alten Rechnung sind aber länger als die 235 Mondmonate, und daher konnten auch im Lauf der Jahre die Angaben des Kalenders über den Stand des Mondes nicht mehr mit der Wirklichkeit übereinstimmen.

Diese Unrichtigkeit der Angaben des Kalenders konnte schon frühe aufmerksamen Beobachtern nicht entgehen. Bereits ums Jahr 700 hatte Beda auf die falsche Annahme der Tag- und Nachtgleiche hingewiesen, die in jener Zeit schon drei Tage betrug. Im dreizehnten Jahrhundert traten Roger Bacon und Johann de Sacro-Bosco mit Verbesserungsvorschlägen hervor. Im fünfzehnten Jahrhundert ließ, wie bereits erwähnt, der Papst Sixtus IV. durch Regiomontanus die Kalenderreform ernstlich in Angriff nehmen, aber durch dessen Tod wurde die Durchführung der Verbesserung abermals ein Jahrhundert verschoben. Im Jahr 1582 endlich wurde durch Papst Gregor XIII. die große Reform vollzogen. Unter den zahlreich gemachten Vorschlägen fand der des Veronesers Aloisius Lilius die Billigung des Papstes und einer von diesem aus angesehenen Männern der hohen Geistlichkeit zusammengesetzten Kommission. Durch eine päpstliche Bulle wurde der alte Kalender abgeschafft und die Einführung des neuen verfügt. Um den bis dahin durch die falsche Kalenderrechnung entstandenen Fehler zu verbessern, folgte auf den 4. Oktober 1582 unmittelbar der 15., und um dem Wiedervorkommen einer solchen Unrichtigkeit vorzubeugen, wurde bestimmt, daß in je vierhundert Jahren drei Schalttage ausfallen sollten. Dadurch war der Fehler des Kalenders bis auf einen so kleinen Rest verbessert, daß erst nach Jahrtausenden wieder eine Abweichung von einem Tag merklich sein wird. — Die neue Einrichtung des Kalenders fand nicht sofort allgemeine Billigung. Von verschiedenen Seiten wurden wissenschaftliche Einwendungen erhoben, welche indeß von den Verteidigern der neuen Einrichtung siegreich zurückgewiesen wurden. Besonders sträubten sich die Anhänger der evangelischen Kirche lange Zeit, die von dem Papste angeordnete Verbesserung anzuerkennen, und die Völker des griechisch-katholischen Glaubens halten bis auf den heutigen Tag noch an dem alten Julianischen Kalender fest.

In Deutschland widersetzten sich die Protestanten noch bis zum Jahr 1700 der Annahme des verbesserten Kalenders und sie fanden einen wissenschaftlichen Vertreter ihrer Sache in dem schwäbischen Astronomen Mästlin, der die Änderung in zwei Schriften bekämpfte. In Italien war der bedeutendste Gegner des neuen Kalenders der gelehrte Sprachforscher Joseph Scaliger, der sich nebenbei, wenn auch mit wenig Erfolg, mit mathematischen Studien beschäftigte. Endlich erhob sich auch in Frankreich eine gewichtige Stimme dagegen, die eines ausgezeichneten Forschers auf dem Ge-

biete der Mathematik, Viesa (1540—1603), dem seine Berufsgeschäfte als Verwalter eines öffentlichen Amtes noch Zeit ließen zu den tiefsten, von den schönsten Erfolgen gekrönten mathematischen Studien. Alle diese Angriffe wurden widerlegt durch den Pater Clavius, der bei der Durchführung der verbessernden Maßregel das entschiedenste Verdienst hatte.

Naturwissenschaften.

Ehe wir mit unsern Betrachtungen die Schwelle des neuen Jahrhunderts betreten, welches für die Entwickelung der Wissenschaft von entscheidender Bedeutung ist, werfen wir noch einen Blick auf den Zustand und die Fortschritte der übrigen Teile der Naturkunde. Während die Astronomie und Mathematik verhältnismäßig früh befreit waren von den Einflüssen der abergläubischen Vorstellungen des Mittelalters und die hier gemachten Fortschritte bleibende Errungenschaften der Menschheit sind, waren die andern Zweige der Naturforschung noch lange in diese Fesseln gebannt. Mit wenigen Ausnahmen beschränkte sich die Wissenschaft der Chemiker und Ärzte auf die abenteuerlichsten alchimistischen und astrologischen Traumgebilde, denen wenige, aus dem Altertum überkommene richtige Beobachtungen als Hintergrund dienten. Die Wissenschaft der Alchimisten war eine Geheimlehre, aus den seltsamsten Vorstellungen bunt zusammengemischt, und es ist schwer zu entscheiden, welche Rolle dabei kindische Leichtgläubigkeit und Selbsttäuschung oder absichtlicher Betrug spielte. Immerhin wurde bei den zahllosen Versuchen, die man anstellte, manche richtige Beobachtung gesammelt, die später als Baustein für eine echte Wissenschaft verwandt werden konnte.

Theophrastus Paracelsus. 1493—1541.

Der erste, der den Versuch machte, die Medizin mit der Chemie in Verbindung zu setzen war Theophrastus Paracelsus von Hohenheim. Paracelsus war geboren zu Einsiedeln in der Schweiz, wo sein Vater Arzt war. Er war ein Mann von großen Talenten, aber von ungeordnetem unstäten Geist. Schon frühzeitig begann er ein umherschweifendes Leben zu führen, er besuchte deutsche und französische Universitäten und bereiste einen großen Teil von Europa und selbst den Orient und Ägypten. Aber sein unruhiger Geist und seine Selbstüberhebung verschmähten einen regelrechten Studiengang. Er stellte überall seine Beobachtungen an, und bei seiner großen Begabung erfaßte er schnell, was seinem Ruhme und seinem Wissen dienlich sein konnte. Dem entsprechend war auch seine wissenschaftliche Ausbildung eine ungleichartige und unregelmäßige. Nach seiner Rückkehr nach Deutschland bekleidete er einige Jahre eine Lehrstelle an der Universität Basel, wo er trotz seines ungeordneten Wandels in hohem Ansehen stand. Im Jahr 1527 mußte er infolge eines Zerwürfnisses mit dem Rate Basel verlassen, und nun begann er wieder sein fahrendes Leben. Er hatte seinen Wohnsitz nacheinander in vielen Städten Deutschlands und der Schweiz, bis er im Jahr 1541 in Salzburg in bedrängten Umständen starb. Der wissenschaftliche Ruhm des Paracelsus war unter seinen Zeitgenossen sehr verbreitet, seine Anhänger verehrten ihn hoch und mehrere seiner Schüler begleiteten ihn

auf all seinen Irrfahrten. Die unstäte Lebensweise des Mannes spiegelt sich in seinen zahlreichen Schriften. Man begegnet häufigen Widersprüchen in denselben, gute wissenschaftliche Beobachtungen sind untermischt mit den abenteuerlichsten Anschauungen aus der Alchimie und Astrologie, gegen die er an andern Stellen selbst Einwendungen erhebt. Dabei ist seine Schreibweise dunkel und wunderlich und strotzend von Aussprüchen einer maßlosen Selbstüberhebung und Verachtung jeder Autorität.

In der Chemie und Medizin ist Paracelsus der Schöpfer einer neuen Richtung, die längere Zeit die herrschende blieb und der Wissenschaft manchen Fortschritt brachte. Er machte zuerst den Versuch, die Krankheitserscheinungen auf chemische Prinzipien zurückzuführen und seine chemischen Kenntnisse zur Heilung der Krankheiten anzuwenden. Dadurch erhielt die Chemie noch einen andern Zweck als den des Goldmachens. Die Ärzte wurden veranlaßt, dieselbe zu pflegen und die Kunst der Bereitung von Arzneimitteln auf chemischem Wege nahm von hier ihren Ursprung. Auch die wissenschaftliche Medizin hat hieraus Vorteil geschöpft. Obwohl die Durchführung des chemischen Systems, dem noch viel von den Schlacken der Alchimie anklebte, vielfach zu falschen, ja absurden Folgerungen leitete, so wurde doch manche richtige Wahrnehmung gemacht, manches neue Arzneimittel gefunden und angewandt.

Der bedeutendste Nachfolger und Anhänger des Paracelsus war der niederländische Edelmann Johann Baptist von Helmont. Aus einer reichen und vornehmen Familie entstammt, hatte er die zu seiner Zeit üblichen wissenschaftlichen Studien vollständig durchgemacht, wandte sich dann aber aus religiöser Schwärmerei der mystischen Philosophie und Magie zu. Bei seiner enthusiastischen Gemütsart beschloß er freiwillig auf alle Vorteile seines Standes zu verzichten und sein Leben nur dem Wohle der Menschheit zu widmen. Um diesem inneren Beruf folgen zu können, legte er sich auf die Heilkunde, studierte anfangs die Schriften des Hippokrates und Galen, wurde aber dann zu einem warmen Verehrer des Paracelsus, mit dem er trotz aller Verschiedenheit des Standes und der Bildung eine innere Verwandtschaft fühlte. Auf die Ideen des Paracelsus ging Helmont mit Begeisterung ein; ihm kam dabei seine gründliche wissenschaftliche Bildung zu statten. Er arbeitete das chemisch-medizinische System seines Meisters weiter aus, und verschaffte demselben viele Anhänger, ohne selbst mehr als Paracelsus frei zu sein von phantastischen und mystischen Ansichten. *Helmont. 1577—1644.*

Auf eigentümlichen Bahnen schritt ein andrer deutscher Gelehrter, **Georg Agricola**, in der Wissenschaft vorwärts. Auf deutschen und italienischen Universitäten hatte er gründliche medizinische Studien gemacht; später lebte er als Arzt in Joachimsthal und Chemnitz. An der großen Bewegung, welche unter den Medizinern durch Paracelsus erregt worden war, nahm Agricola fast gar keinen Anteil. Die Heilkunst war nicht die Wissenschaft, der er seine Neigung zuwandte. Was ihn besonders anzog, war die Beschäftigung mit den Gesteinen und Erzen, die durch den Bergbau gewonnen wurden. Seine Leistungen waren darum so erfolgreich, weil er, wenigstens in seinen späteren Lebensjahren, frei *G. Agricola. 1494—1555.*

war von alchimistischem Aberglauben. Sein nüchterner ernster Geist wies ihn auf eine vorurteilslose Naturbeobachtung an; er hielt sich fern von theoretischen Spekulationen und so verdankt ihm die Wissenschaft eine große Zahl richtiger Wahrnehmungen, wodurch sie mehr gefördert wurde als durch theoretische Systeme, welche ein Zeitalter erschafft und das nächste wieder verwirft. Agricola ist als der Schöpfer der wissenschaftlichen Mineralogie anzusehen. Aber auch der praktische Bergbau und die Hüttenkunde machten durch ihn große Fortschritte, welche den Ruhm des deutschen Bergbaues wesentlich begründeten. Die von ihm vorgeschlagenen Methoden zur Erzgewinnung blieben bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts fast allgemein im Gebrauch.

Schluß. So hätten wir denn die Grenzen des Gebiets betreten, ja teilweise schon überschritten, auf dem sich das moderne Staats- und Gesellschaftsleben entwickeln und aufbauen sollte. Die Keime und Saaten sind bereits in den Boden gesenkt, aber es bedarf noch vieler und schwerer Arbeit, bis sie zu Früchten heranreifen. Die mittelalterliche Welt ist in allen ihren Faktoren und Erscheinungen verändert oder erschüttert. Die Idee eines Gottesreichs unter den beiden Schwertern ist von der Erde verschwunden; die abendländische Christenheit hat sich in eine große Völkerfamilie aufgelöst, in welcher jedes Glied seinen selbständigen Lebensgang vollzieht und statt einer persönlichen Autorität allmählich eine völkerrechtliche Übereinkunft, das Prinzip eines gewissen europäischen Gleichgewichts nach Geltung ringt. Bei den Nationen romanischer Zunge, zumal in Spanien und Frankreich hat das Königtum über die Feudalherrschaften den Sieg errungen und bereits die ersten Schritte zur absoluten Monarchie zurückgelegt. Auch in England ist die Krone zur unbeschränkten Machtentfaltung emporgestiegen; doch bestehen die Organe des nationalen Volkswillens noch fort, wenn auch gelähmt und geschwächt, und besitzen noch die nötige Lebenskraft, um im Laufe der Zeit wieder zu neuem Wachstum sich aufzuschwingen. In Italien ist unter der fieberhaften Aufregung der politischen Kämpfe die nationale Kraft zusammengebrochen; die Staaten und Völker sind erschöpft, das geschichtliche Leben der schönen Halbinsel geht dem Todeskampf entgegen, den der nächste Band vorführen wird. Und gerade damals machten die Humanisten den Versuch, die Gegenwart durch die Rückführung des Altertums zu verjüngen; aber sie vermochten nur das Feld des Geistes, der Wissenschaft und der Phantasie mit neuen Pflanzen zu bereichern, für das Staatswesen waren ihre Anstrengungen unfruchtbar, und die Sittlichkeit, ohnedies durch die Reize der Sinne häufig durchbrochen, artete an der Hand des antiken Naturalismus in Mutwillen und Frivolität aus. Die geistreichen Männer, die damals die italienische Erde erzeugte, erkannten wohl den bevorstehenden Ruin, aber niemand vermochte ihn aufzuhalten. Machiavellis Ratschläge fanden keinen Mann unter den Zeitgenossen, der, wie drei Jahrhunderte später Napoleon, die politische Hydra zu bändigen

verstanden hätte. In dem Deutschen Reich war das Regiment der Territorialherren bereits zu sehr erstarkt, als daß ein monarchischer Absolutismus hätte emporwachsen können. Es war schon eine große Errungenschaft, daß die verschiedenen Häupter unter ein allgemeines Reichsgesetz sich beugten und die außerösterreichischen Staaten und Herrschaftsgebiete zu einem Reichsganzen mit einem gemeinsamen Staatsgerichtshof verbunden wurden. Freilich wurde über den Schwankungen, über der zerbröckelnden und auflösenden Thätigkeit der Schwerpunkt des europäischen Staatensystems verrückt und verlegt; dafür bildete sich aber ein politischer Partikularismus aus, der, gezügelt durch die Form von Kaiser und Reich, durch Reichstage in seiner schrankenlosen Entwickelung gehemmt und durch ein oberstes Reichsgericht vor individueller Willkür und vor Mißbrauch der Einzelgewalt geschützt, manche wohlthätige und lebenskräftige Gestaltungen hervorbrachte, mancher nationalen Kraft und Erzeugung ein Übungsfeld zum Ringkampfe darbot. Und nie hat das deutsche Volk mehr eines freien Raumes zum Flügelschlag seines Geistes bedurft als in jenen Tagen, da es seinen zweiten Kriegsgang gegen Rom antrat. Die alten Germanen hatten einst in ihrer jugendlichen Vollkraft das römische Reich zerschlagen und sich häuslich in den einzelnen Teilen niedergelassen und eingerichtet; aber im Fluge ihrer idealen Natur ließen sie es ruhig geschehen, daß dasselbe Rom ihnen nach und nach geistige Fesseln anlegte und sie unter ein schweres Joch beugte. Wohl hatte sich von Zeit zu Zeit die instinktive Volkskraft geregt und gegen die Belastung angekämpft; aber die Versuche waren fruchtlos zerronnen. Erst als in Italien selbst die Autorität der päpstlichen Kirche gebrochen ward, als die Häupter der Christenheit mit Waffen und treuloser Staatskunst dynastische und politische Zwecke verfolgten, als die heilige Stadt und der Stuhl Petri der Sitz der Unsittlichkeit und Laster, der Trugkünste und Frevel wurde, als zu gleicher Zeit die Schriftgelehrten den Gebilden der Scholastik die antike Weltweisheit und das lebensfrohe hellenische Heidentum entgegensetzten und ihre Anschauungen in den höchsten Gesellschaftskreisen Eingang fanden, da hub der Kampf von neuem an. Das einfache deutsche Gemüt empörte sich gegen eine Schöpfung, die in sich zerfallen war, in welcher die äußere Form mit allen Zusätzen, mit allem Nebenwerk der Zeiten aufrecht erhalten ward, während das Evangelium selbst und die christliche Heilslehre über den Spekulationen und religiösen Gebilden des Hellenismus zurückgetreten und abhanden gekommen war. Italien selbst schmiedete die Waffen zu dem welterschütternden Kampf gegen den Romanismus. Um dieselbe Zeit, als der deutsche Gelehrte Kopernikus mit seinen Gedanken und Beobachtungen den Weltenraum durchdrang und der Wahrheit ihr Recht anwies gegenüber dem Schein und dem Irrtum, als der Angelsachse Morus einen platonischen Idealstaat der gebrechlichen Wirklichkeit im heiteren Spiel der Phantasie entgegensetzte, als im fernen Westen der Erdteil erschlossen wurde, der in der Folge der religiösen Freiheit eine geräumige Wohnstätte bereiten sollte, da erneuerte auch das

deutsche Volk sein Missionswerk auf dem Gebiete des Geistes und des Gemüts und führte die Emanzipation von Rom, welche schon seit längerer Zeit politisch vollzogen war, auch in Glaube und Kirche durch. Es war mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen, daß der deutsche Kaiser zum letztenmal seine Krönung in Sankt Peter begehrt und erlangt hatte; und doch sollte die deutsche Nation fortfahren, sich von Rom die Wege zu Gott und zu seinem Seelenheil weisen zu lassen? Die politischen und nationalen Beweggründe gaben übrigens nicht den Impuls, sie waren nur subsidiarisch thätig; es war das Ringen um die Krone des Lebens, das Streben der Seele nach der unmittelbaren Vereinigung mit Gott und dem Heiland, das die Bewegung erzeugte; alle übrigen mitwirkenden Kräfte waren nur instinktive Regungen und Triebe, die in der Tiefe schlummerten und erst allmählich zum Bewußtsein kamen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.